This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

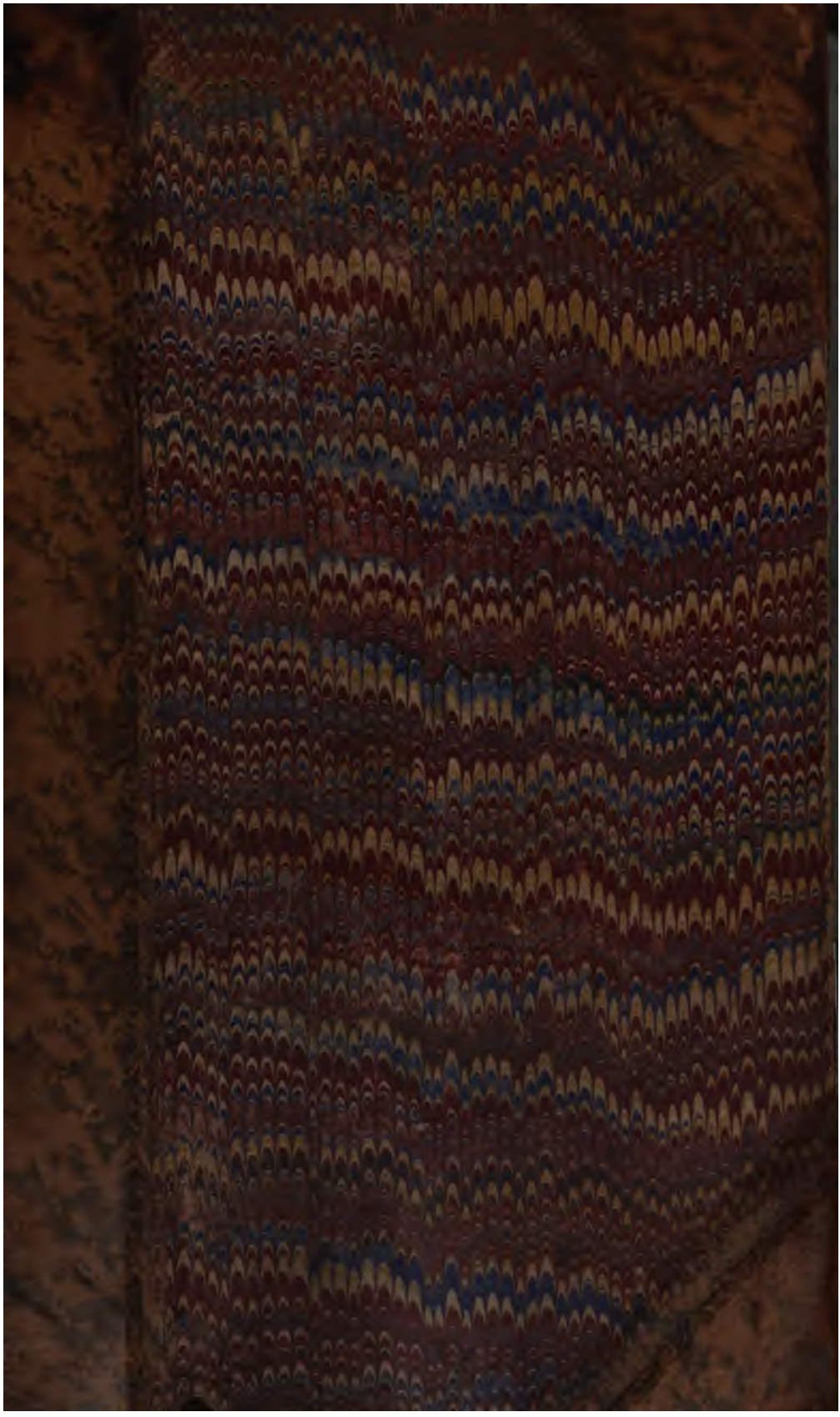
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

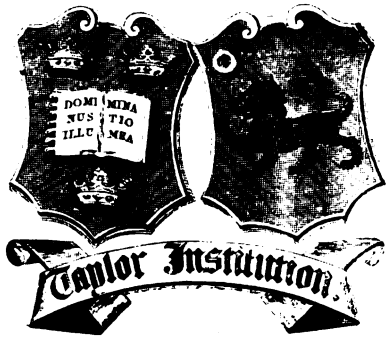
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

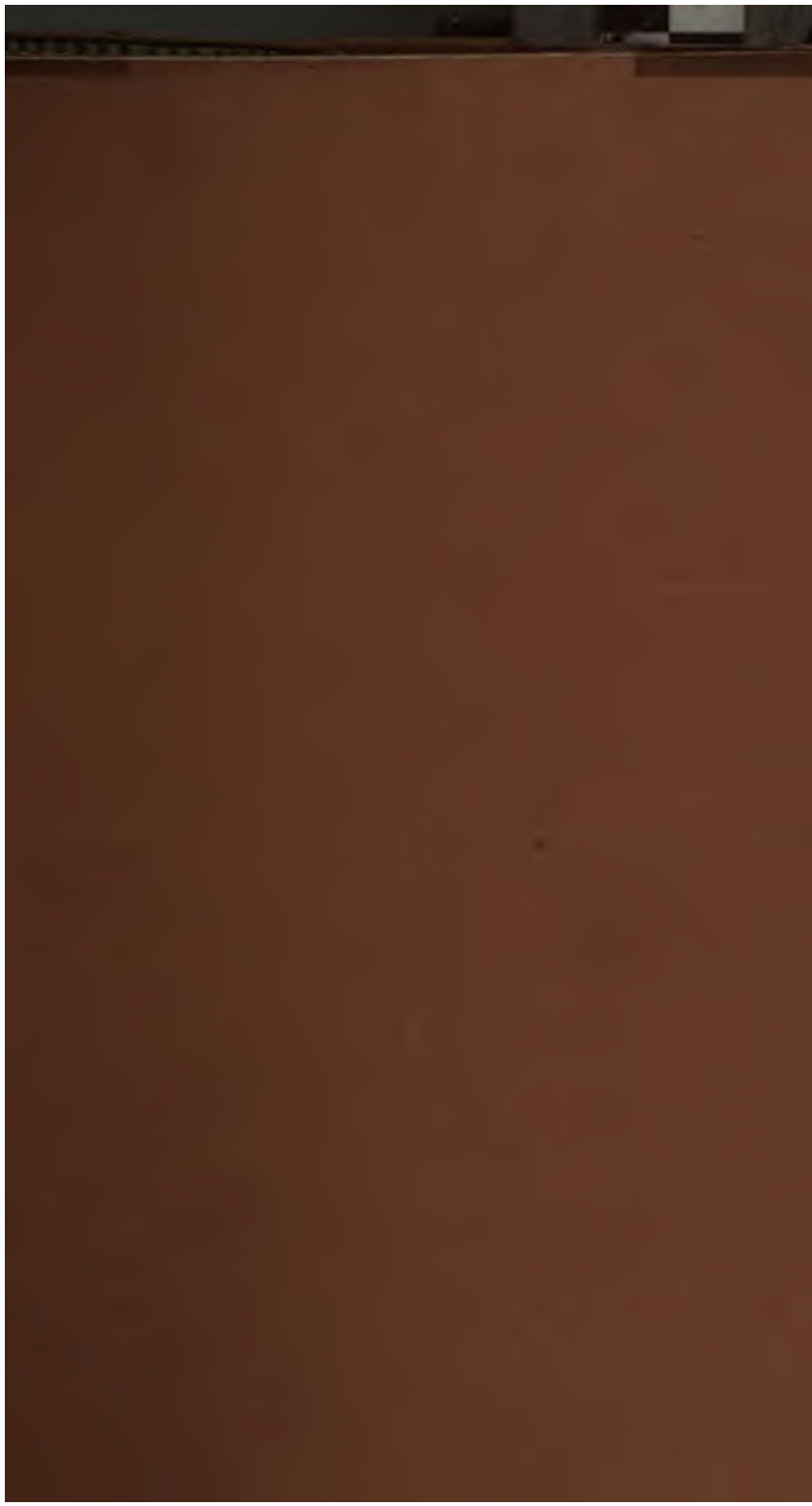
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



45. g. 7



APRIL
VI



Die

Völker der Südſee.

Dritte Abtheilung.

Die Polyneſier, Melaneſier, Auſtralier und Tasmanier.

Ethnographiſch und culturhiſtoriſch dargeſtellt

von

Dr. Georg Gerland
Oberlehrer am Stadtgymnaſium zu Halle.

Leipzig, 1872.
Friedrich Fleiſcher.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt

von

Dr. Georg Gerland
Oberlehrer am Stadtgymnasium zu Halle.

Sechster Theil.

Mit zwei Karten.

Leipzig, 1872.
Friedrich Fleischer.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
29 NOV. 1930
OF OXFORD

Vorrede.

„Es iſt geſchehen, was meine Mittel erlaubten", hatte Waitz unter der Ueberſchrift „Vorrede" auf ein Zettelchen geſchrieben. Für die Theile der Anthropologie, welche er ſelbſt vollendet hat, wird dies Niemand beſtreiten; aber auch für dieſen neuen Band, mit welchem das ganze Werk abgeſchloſſen vorliegt, kann ich daſſelbe behaupten: auch von mir iſt alles geſchehen, was mir Zeit und Umſtände erlaubten. Ich muß abermals hier darauf hinweiſen, wie ſehr meine Schulthätigkeit mir wiſſenſchaftliche Arbeiten der vorliegenden Art erſchwert, ja auf die Dauer unmöglich machen wird; denn nur mit der größten Anſtrengung kann ich Privatſtudien betreiben, an denen ich oft Tage, ja Wochen ganz verhindert bin und im beſten Fall Eingehend-Zuſammenhängendes nur mit dem völligen Aufgeben aller und jeder freien Zeit erreichen kann. Man wird auch in dieſem Bande die Spuren dieſes Arbeitens deutlich ſehen, und ich ſelber fühle die Unebenheiten und Mängel des nun fertig Vorliegenden nur allzugut; doch waren ſie mir unvermeidlich.

Nicht als ob ich mich vor einem Mangel an Stoff fürchtete, wenn mir gleich von Quellenſchriften, von denen einen Nachtrag das Litteraturverzeichniß dieſes Bandes bringt, gar manches Werthvolle unzugänglich geblieben iſt. Die nöthigen Belege zum erſten Bande, ſoweit ſie von den Ozeaniern zu entnehmen ſind, bietet meine Arbeit und ebenfalls wird ſie ein ziemlich vollſtändiges Bild der Völker ſelber bringen, wo nicht wie z. B. bei Melaneſien die Quellen zu mangelhaft fließen. Ein Volk aber, und ſei

es das allerrohſte und ungebildetſte, iſt für Erkenntniß und Darſtellung immer unerſchöpflich, wie es auch jede noch ſo einfache Sprache iſt. Fließt dies einmal aus dem ſtetigen Wechſel aller Außendinge und dem raſchen Fluſſe der Vorſtellungen, welche ja bei einem Naturvolk ganz beſonders eilend vorübergleiten, ſo folgt es nicht minder aus dem Umſtand, daß ein Volk aus einer Summe einzelner Individuen beſteht und man das wirkliche Geſammtbild deſſelben nur aus vollſtändigſter Kenntniß aller Individuen zuſammenſetzen kann, welche Aufgabe denn doch eine abſolut unmögliche iſt, trotz der verhältnißmäßig großen Gleichheit der einzelnen Naturmenſchen. Jede Schilderung und Beſchreibung iſt alſo nur Abbreviatur und will auch, wenn ſie ſelber ſich recht beurtheilt, nicht mehr ſein: ſie wird ſich immer bewußt bleiben müſſen, daß ſie nur die Hauptpunkte zu geben hat und zahlloſes Einzelne dem Einzelnen zur Ergänzung überlaſſen muß.

Hiergegen ſcheine ich zwiefach gefehlt zu haben, einmal durch ein Zuwenig, das anderemal durch ein Zuviel. Ich bin dem Vorwurf öfters begegnet, daß dies und jenes Werk noch zu benutzen geweſen wäre; und was ich benutzt habe, was nicht, ſieht man ja leicht aus dem Literaturverzeichniß. Ich kann dieſen Vorwurf nur dann für begründet halten, wenn durch ein ſolches Nichtbenutzen ein *weſentlicher* Zug im Bilde fehlt: wenn nicht, ſo iſt, da abſolute Vollſtändigkeit der Quellen abſolut unmöglich war, ein ſolches Fehlen von gar keiner Wichtigkeit. Freilich wird ſich einerſeits auch noch vieles Wichtige nachtragen laſſen, und andererſeits, es war keineswegs der leichteſte Theil der Arbeit, aus dem ungeheuren Material das Brauchbare auszuſcheiden. Aber wenn der hochverehrte Hauptkenner des ſtillen Ozeans, Meinicke — er verzeiht mir gewiß, wenn mich das Gewicht *ſeines* Namens zur Vertheidigung antreibt — wenn er ſich wundert, daß ich Quatrefages les Polynesiens et leurs migrations nicht erwähnt hätte, ſo geſchieht mir damit Unrecht. Ich habe die Arbeit erwähnt: denn die im Literaturverzeichniß unter Quatrefages Namen angeführte Abhandlung iſt dieſelbe, welche Meinicke vermißt. Eine etwas längere Polemik gegen ihn habe ich ſpäter unterdrückt, und ihn nur S. 25 kurz abgefertigt: wozu ihn weitläufiger erwähnen, da ſeine Anſichten, wie ja Meinicke ſelbſt ſagt, weder klar noch

irgend wie haltbar sind? Auch die Schriften der Missionäre über das nordwestliche Polynesien sowie Gräffes interessante Aufsätze, dessen sprachlichen Bemerkungen ich allerdings nur ein bedingtes Vertrauen schenke, hab' ich wohl erwogen, ehe ich zu meinem Resultat über jene Stämme kam, an welchem ich auch jetzt noch fest halte. Ich behaupte übrigens weiter nichts, als daß die Eingeborenen jener Inseln sehr alten Verkehr untereinander und manche große Aehnlichkeit besitzen, welche eben durch ihren längeren Verkehr und ihre sonstige Abgeschlossenheit sich erklärt; daß sie durch ihre längere Abgeschiedenheit anders modificirt auf älterer Bildungsstufe verharrten, keineswegs aber minder entwickelt sind, als die übrigen Polynesier. Im Gegentheil: der Verfall der letzteren ist bei ihnen noch nicht oder kaum zu bemerken. Den Einfluß der melanesischen Umgebung für diese Specialisirung des Nordwestens habe auch ich betont: nur freilich halte ich denselben mehr auf dem Gegensatz beider Völker beruhend, als für unmittelbar wirkend, da in der physischen Beschaffenheit dieser Völker er sich nicht zeigt. Uebrigens wäre es von höchster Wichtigkeit, freilich auch Schwierigkeit, wenn ein Reisender die Eingeborenen des Ozeans an Ort und Stelle gerade nach den Schwankungen ihrer physischen Natur genau und wissenschaftlich unbefangen studirte. — Die Schlußresultate über den ganzen malaiopolynesischen Stamm habe ich in diesem Bande noch nicht gezogen, einmal, weil meine Studien dafür noch keineswegs beendet sind, denn diese Sache ist ebenso umfangreich als schwierig; weil ferner auch der Zweck des vorliegenden Werkes ein anderer ist und drittens dasselbe nicht noch verstärkt werden durfte, da schon jetzt dieser letzte Band das Maß der vorigen um ein Bedeutendes übersteigt. Doch habe ich einiges Einschlagende auf der zweiten Karte und auch sonst zwischen den Zeilen angedeutet.

Weil dieser Band nicht verstärkt werden durfte. So komm' ich denn auf das oben erwähnte Zuviel zu sprechen. Meinicke meint, es sei vielleicht gerechtfertigt gewesen, erst eine allgemeine Uebersicht über alle Ozeanier zu geben und dann bei den einzelnen Völkern die Abweichungen und Besonderheiten hervorzuheben. Ich kann diese Ansicht nicht theilen; ich habe die vorliegende Form nach langer und reiflicher Ueberlegung jeder anderen vorgezogen

aus folgenden Gründen. Es gibt noch keine umfassende, wissenschaftlich selbständige und quellenmäßig begründete Darstellung aller dieser Völker. Was wir haben, wie z. B. die unschätzbaren Werke der englischen Missionäre, auch Ellis polynesian researches, beziehen sich nur auf einzelne Theile des Ozeans, andere Werke, wie Meinickes Arbeiten haben in erster Linie nicht rein ethnologische Interessen, wieder andere, wie Hartwigs sehr schätzbares Buch über die Völker der Südsee sind populär gehalten und geben nur einzelne und nicht erschöpfende Bilder. Eine grundlegende Arbeit, welche alles Vorhandene oder wenigstens erreichbar viel des Vorhandenen umfaßte, fehlte noch ganz und gar. Ich will nicht leugnen, daß ich den Wunsch habe, vorliegende Arbeit, welche die Frucht siebenjähriger angestrengter Studien ist, möge jene Lücke ausfüllen. Dazu aber mußte sie mit naturwissenschaftlich-biologischer Genauigkeit erst die Völkerorganismen genau und voraussetzungslos so schildern wie sie sind, ohne durch größere Zusammenfassungen der empirischen Unbefangenheit zu schaden. Besonders nothwendig war mein Verfahren für Mikronesien und Melanesien, aber auch für die Tasmanier. Und ferner, eine solche Zusammenfassung aller Ozeanier und folgende Specialisirung der Hauptvölker wäre gleichfalls nicht ohne mancherlei Wiederholungen zu machen gewesen, und sie würde bei der Art wie diese Völker nun einmal zu einander stehen, kaum anders als verwirrend gewirkt und so mehr geschadet als genutzt haben. Einzelne kürzere Wiederholungen sind übrigens mit Absicht geschehen: denn sehr häufig war derselbe Gegenstand an verschiedenen Orten zu erwähnen, weil er nach verschiedenen Seiten aufgefaßt werden muß. Daß einzelne Punkte, wie z. B. die polynesische Mythologie, etwas eingehender behandelt sind, wird sich rechtfertigen: denn die Durchdringung dieses Gegenstandes ist ebenso schwierig als für die Kenntniß des geistigen Lebens der Polynesier von Wichtigkeit. Ja ich möchte auf diesen Theil meiner Arbeit, auf das was über Beschneidung und Tattuirung gesagt ist, sowie auf einzelne Abschnitte aus der Geschichte Polynesiens besonders hinweisen. Schließlich muß ich nochmals auf die zerrissene Art zu arbeiten, zu welcher ich gezwungen bin, zurückkommen, um Manches auch nach dieser Seite hin zwar nicht zu rechtfertigen, aber doch

zu entschuldigen. Was in meinen Kräften stand habe ich gethan.

Doch habe ich auch für diesen Band manche werthvolle Beihülfe gehabt. Zunächst muß ich wieder Herrn Geh. Rath v. d. Gabelentz wärmsten und aufrichtigsten Dank sagen; ferner bin ich Herrn Direktor Meinicke für einige schriftliche Belehrungen sehr verpflichtet, sowie den Herren Direktor Kramer und Professor Gosche hierselbst, welche letztere mich die reichen Bücherschätze der Bibliotheken, welchen sie vorstehen, aufs freundlichste benutzen ließen.

Waitz hat auf einem Zettel einige Berichtigungen aufgezeichnet, die ich hier einrücke:

„Band 3. Seite 44, Zeile 18 v. o. lies: Osten st. Westen
„ 360 „ 12 v. u. „ Gilii st. Gilli
„ 362 „ 16 v. o. „ Westen st. Osten
„ 362 „ 20 v. o. „ II 12 u. 32 st. II, 32
„ 362 „ 10 v. u. „ Orinoco
„ 492 „ 10 v. o. „ Garcilasso.

Zu S. 492. Das hier über die Südgrenze des Incareiches Gesagte ist unter der Voraussetzung geschrieben, daß der Fluß Napi sich zwischen 30° u. 31° s. Br. finde, wo einige Karten einen solchen wirklich angeben. Garcilasso und andere Schriftsteller scheinen aber vielmehr den um 3—4° südlicheren Fluß dieses Namens im Sinne zu haben.

Band 4. Seite 76, Zeile 15—18 lies: Calpulli statt Capulli
„ 380 „ 18 v. u. „ Quechuas st. Quechues
„ 401 „ 3 „ 6—7 Breitengrade statt 3 Breitengrade."

So ist was zu sagen war gesagt und das Buch mag in die Oeffentlichkeit hinaustreten. Möge ihm eine gute Aufnahme werden!

Halle den 13. Aug. 1871.

Georg Gerland.

Inhalt.

Polyneſien.

Phyſiſche Schilderung. Geſammtbild des polyneſ. Typus. Wuchs. Farbe. Haar. Geſichtszüge. Schädelform. Große Variabilität der Polyneſier und ihre Gründe. Unterſchiede zwiſchen Poly- und Mikroneſien. — Einzelnſchilderung. Aeußeres der Tonganer und Samoaner, der Maori, Farbe, Haar derſelben, Schwarze unter ihnen, wilde Männer (Maeros), Züge, Schädel; der Tahitier, Variabilität, Haar, Züge, wilde Männer; die Paumotuaner, Bewohner Waihus, die Markeſaner, ihre Farbe, Schädelgeſtalt. Hawaii, Farbe, Züge, Schädelform, Leibesgeſtalt der Häuptlinge. — Fertigkeit der Polyneſier im Schwimmen und Tauchen, im Klettern. Geſundheitszuſtand der Inſeln, Mißbildungen, Wahnſinnige, Krankheiten, Hautleiden. Geburten, Sterblichkeit der Kinder, Fruchtbarkeit der Weiber, Lebensdauer. — Künſtliche Formung der Schädel bei den Polyneſiern; Durchbohrung der Ohrläppchen, des Naſenknorpels, Ausraufen des Körperhaares. Beſchneidung. Sorgſame Verhüllung der Eichel. Werkzeuge zum Tattuiren; Art und Weiſe, Zeit derſelben; Männer, welche tattuiren, Muſter, Theile des Leibes, welche tattuirt werden, Unterſchied zwiſchen Männern und Weibern hierin auf Neuſeel. Tahiti, Paumotu, den Markeſas, Hawaii, Samoa, Tonga. Das Tattuiren jetzt, Urſprung und Bedeutung der Tattuirung, Heiligkeit derſelben; man bezeichnete durch ſie urſprüngl. den Leib mit dem Bilde des Schutzgottes. Beweiſe hierfür. Spätere Entartung dieſer Bedeutung: Tattuirung, Kennzeichen der Perſon, des Stammes, als Chiffre der Perſon; zur Erinnerung an Todte; als Schmuck. Urſprüngl. Bedeutung der Beſchneidung . S. 1.

Kulturhiſtoriſche Schilderung. Kleidung. Haartrachten. Nackt gehen, verſchiedene Kleidungsſtücke der verſchied. Inſeln. Stoff, Bereitung der Zeuge, auf Tahiti, auf Neuſeel. Federmäntel. Blumen, ſonſtiger Schmuck. Bemalung, Einreibung mit Oel. Jetzige Art, ſich zu kleiden. Matten. Reinlichkeit in Tahiti, Paumotu, den Markeſas, Stelzen daſelbſt, Steinflächen; Häuſer zu Neuſeeland, Tonga, Samoa. Dörfer, Feſtungen, Pas, Verſchanzungen. Das Innere des Hauſes, Zierrate, Zwiſchenwände, Hausgeräthe, Schlafmatten und Kopfſchemel. Schlafſtätten der Unverheiratheten, der Sklaven. Oeffentliches Verſammlungshaus. Jetzige Bauart. Nahrung. Art zu kochen, zu eſſen. Brodfrucht, Yams, Batate u. ſ. w. Vegetab. Nahrung der Maori. Thieriſche Nahrung. Fiſchfang, Netze, Schnüre. Mahlzeiten. Tägliche Lebensweiſe. Beleuchtung. Reizmittel, der Kavatrank, ſeine Folgen. Geiſtige Getränke hatte man nicht. Taback. Ackerbau

zu Neuſeeland ſorgfältig und gut; im übrigen Polyneſien. Ackerbau und Viehzucht jetzt. Hungersnoth früher häufig; Gründe dafür . . . S. 41.

Techniſche Leiſtungen. Kahnbau, Berührungen mit Mikroneſien. Kähne der Maori, Ordnung der Fahrten. Fahrzeuge der More-ore; Kahnbau auf Tahiti, Kähne, Schiffahrt daſelbſt; Fahrzeuge auf Mangareva, dem übrigen Paumotu, auf den Markeſas, Hawaii, Samoa und Tonga. Beziehungen Tongas zu Fidſchi. Verſchiedene Geräthe und Werkzeuge. Geſchicklichkeit z. B. der Tahitier . . . . . S. 64.

Zeitrechnung. Eintheilung des Jahres in Monate auf Tahiti und Neuſeeland. Stunden. Eintheilung des Jahres nach den Plejaden; das Jahr der Rotumaner. Jahr von 10 Monaten. Frühere höhere Cultur der Polyneſier. Ungenauigkeiten der Zeitrechnung. Planeten. Sternbilder. Finſterniſſe. Aſtrologiſcher Aberglaube. Kometen. Himmelsgegenden, Winde. Kenntniß der Natur, der geogr. Beſchaffenheit des Oceans. Karten. Zählmethode, Gedächtnißhülfen. Handel. Märkte zu Hawaii. Handel der Polyneſier jetzt. Künſte, Schnitzereien. Muſikinſtrumente. Flöten. Trommeln. Geſang; Muſikaliſche Leiſtungen und Befähigung der Polyneſier. Tänze. Tracht der Tänzer. Religiöſe, mimiſche Tänze. Zeichen- und Blumenſprache . . . . . S. 71.

Poeſie. Lyriſche Poeſie. Kriegslieder. Metriſche, ſprachliche Form der Gedichte. Erotiſch-ethiſche Lyrik. Trauerlieder. Dichter, Dichterinnen. Lied von Tonga. Fabeln. Räthſel. Sprüchwörter, der Maori. Improviſirte kleine Strophen. Epiſche Poeſie. Mythologiſche Gedichte. Epiſche Erzählungen der Maori. Werth derſelben. Beiſpiele aus Tonga, Neuſeeland, Tahiti. Geltung dieſer Erzählungen in Polyneſien. Erzähler. Improviſationen. Spuren dramatiſcher Poeſie zu Tahiti. Neuere Poeſie. Beredſamkeit der Maori und ſonſt. Ironie; Luſt am Necken; Poſſenreißer. — Spiele. Hahnenkämpfe. Rattenjagd, Taubenfang . . . . . S. 82.

Charakter. Heiterkeit, Liebenswürdigkeit. Raſche Uebergänge zur Melancholie. Die Heiterkeit iſt oft verſtellt; Verrätherei, Verſchlagenheit. Rachſucht. Begehrlichkeit und durch ſie veranlaßte Dieberei. Freigiebigkeit. Gaſtfreundſchaft. Raſcher Wechſel der Vorſtellungen und Stimmungen. Beharrlichkeit. Faulheit. Kriegeriſcher Sinn. Feindſeligkeiten gegen die Europäer meiſt von dieſen provocirt. Tapferkeit der Polyneſier. Einzelne Helden. Grauſamkeit; namentlich gegen Schwache. Edelmuth gegen Feinde. Selbſtgefühl der Polyneſier; Selbſtmord. Unternehmungsgeiſt Einzelner. Enthaltſamkeit vom Trunke; Wolluſt, Schamhaftigkeit. Religioſität. Freigeiſter, Dankbarkeit; moraliſcher Sinn, moraliſche Feinheit. Rechtsgefühl. Anhänglichkeit. Ihr jetziger Charakter. Endreſultat. Sie ſtanden früher höher. Sie ſind jeder moraliſcher Entwicklung fähig. Sie ſind geiſtig hoch begabt. Einzelne hervorragende Männer. Behandlung der Polyneſier durch die Culturvölker . . . . . S. 105.

Familienleben. Stellung der Weiber. Die Weiber ſtanden früher höher. Geſchlechtl. Unbeſchränktheit der Unverheiratheten. Sonſtige Zügelloſigkeiten. Unnatürl. Laſter. Proſtitution. Haltung der Europäer. Beiſpiele von reiner romantiſcher Liebe. Eheceremonien auf Neuſeeland, Raub der Braut; auf Tahiti und ſonſt, auf Tonga und Samoa; Raub der Braut. Polygamie. Polyandrie auf den Markeſas. Ehebruch und Strafen für denſelben; Scheidungen. Wittwen. Tödtung derſelben. Blutsbrüderſchaften, Namentauſch. Ehe zwiſchen Geſchwiſtern. Geburt, Namengebung, Erziehung. Familienanhänglichkeit, Zeit der Mannbarkeit auf Neuſeeland, Tahiti, Rukuhiva. Adoptionen auf Hawaii, Tonga, Samoa. Kindermord. Ausdehnung, Motive, Art, Urſprung deſſelben. Unfruchtbarkeit und ihre Gründe. Sklaven.

Höflichkeitsgesetze; Gruß. Todtenklage bei der Begrüßung. Sonstige Höflichkeitsregeln. Gastgeschenke . . . . . S. 120.

Krieg. Vorbereitungen. Kriegsgötter. Schlachtredner zu Tahiti. Tracht der Krieger. Die Schlachten. Loos der Gefallnen. Festungen, ihre Wächter. Seeschlachten. Loos der Besiegten. Trophäen, Aufbewahrung der Schädel. Einzelne Spuren von Milde. Parlementärflagge. Friedensschluß. Krieg auf Nukuhiva, Paumotu, Tonga und Samoa. Einflüsse der Europäer. Waffen der Polynesier, Keulen, Speere, schwertartige Waffen, Aexte, Schilde, Bogen und Pfeil. Fallgruben. Kannibalismus. Namentlich Augen und Herz gegessen. Weiber davon ausgeschlossen. Ueberreste des Kannibalismus auf Tahiti. Sagen von Menschenfressern. Spuren desselben im westlichen Polynesien. Rohe Ausübung desselben auf Paumotu. Er war überall im Verfall. Ursprung desselben. Menschenopfer auf Tahiti und sonst; bei Krankheiten eines Fürsten. Woher man die Opfer nahm. Eine Sage . . . . . S. 146.

Stände, Verfassung, Recht. Allgemeiner Ueberblick: die drei Stände. Verfassung von Samoa. Häuptlinge. Tamafainga. Tulafale. Volksversammlungen. Redner. Einfluß der Gemeinde über das Vermögen der Einzelnen. Machtlosigkeit der Häuptlinge; ihre Vorrechte. Rechte der Tulafale. Politische Parteien. Stände auf Tonga. Rang- und Erbfolge. Stand und Vermögen erbt durch die Mutter. Matabule. Mua. Tua. Grundlage der Verfassung ist die Familie. Der Tuitonga. Der Veatschi. Das Inatschi- (Abgaben) Fest. Vermählung, Begräbniß des Tuitonga. Stellung seiner Schwester, Tanten, Frauen. Ursprüngl. Geltung der Würde. Andre hohe Würden. Die Familie Tubo, Umänderung der Verfassung, Sturz des Tuitonga. Namen der Fürstengeschlechter. Gefolgsmannschaften des Adels. Wohnungen der Fürsten. Pflichten des Volkes; seine Stellung. Degradirung der Fürsten als Strafe. Alterthümlichkeit der tonganischen Verfassung. Verfassung des östl. Polynesiens. Tahiti. Stände. Manahune; tiefer als sie stehende Menschenklassen, Diener, Sklaven. Die Raatira. Die Arii. Der höchste Adel. Abdankung des Vaters bei der Geburt des ersten Sohnes. Stellung, Macht, Tabu des Königs. Abgaben. Ausplünderung des Volkes. Politische Stellung des Königs, der Häuptlinge, des Volkes. Zeichen der königl. Würde. Krönung. — Westliche Inseln des Gesellschaftsarchipels. Verfassung von Rarotonga. Despotische Gewalt des Königs zu Hawaii. Eigenthum, Einkünfte des Königs. Stellung des Volkes, der Fürsten. Weibliche Vererbung des Ranges. Verhältniß der Fürsten untereinander, zum Volke. Bedrückung des Letzteren. Politische Zustände Neuseelands zur Zeit der Entdeckung. Stämme, Abtheilungen der Maori; Bedeutung dieser Abtheilungen. Stellung der Sklaven, jetzt und früher. Die Rangatira, ihre Macht und Geschichte. Die Ariki. Rangstufen der Bevölkerung. Geschichte der neuseeländischen Verfassungsform. Politische Zustände, König, Adel, einzelne Würden, zweiter Stand und sein Emporkommen auf den Marke sas. Verfassung auf Waihu, Anaa, Mangareva, der zweite Stand, Stellung und Erziehung des Königes daselbst. Schlußbetrachtung: Folgen der absoluten Sonderung der Stände. Veränderungen der Verfassung durch Aufkommen des Seelenkultus. Frühere Stellung der Fürsten. Patriarchalische Grundzüge der polynesischen Verfassung. Rechtsverhältnisse. Strafen. Plünderungen, Vermögenstrafen. jus talionis. Gesammthaftbarkeit. Rechtlosigkeit der Fremden. Eide. Ordalien. Verfluchungen, Zauber gegen Schuldige. Hawaiisches Gewohnheitsrecht. König, Häuptlinge sprechen Recht. Mildere Strafen für den vornehmeren Stand. Rechtsgefühl der Polynesier. Landmarken. Grundbesitz auf Neuseeland; seine Wichtigkeit. Erbrecht . . . . . S. 165.

Mythologie. Schwierigkeiten derſelben. Eintheilung. Hohe Götter. Tangaloa. Verbreitung ſeines Cultes. Tangaloa als Weltſchöpfer; ſeine Weiber. Verſchiedene Schöpfungsmythen, einzelne europ. Einflüſſe. Schale, Muſchel, Leib des Tangaroa. Erſchaffung des Meeres, der Sonne. Tangaloa auf Hawaii, Kukuhiva; Verblaſſung der Mythen von ihm. Weltenvogel, Weltenei. Tangaloa auf Neuſeeland und Rarotonga als Gott des Meeres; auf Tonga als Beherrſcher von Wind, Wetter, Meer und Kahnbau. Als Weltſchöpfer. Mythen von ihm als Weltſchöpfer hier und zu Samoa. Seine urſprüngliche Bedeutung; Aenderungen der Vorſtellungen von ihm. Er iſt Gott des Himmelsgewölbes, der Wolkenſchiffe: Lokaliſirung dieſes Mythus auf der Erde, Papalangi. Deutung ſeines Namens. Gründe für die Veränderung der Vorſtellung von ihm. Neuſeeländiſcher Schöpfungsmythus; verſchiedene Verſionen deſſelben; ſie gehören einer ſpäteren Zeit an. Mythen von der Trennung des Himmels und der Erde. Rangi. Maui auf Tonga und Samoa. Einfangen der Sonne. Verwechſelungen Mauis und Tangaloas. Maui als Weltenfiſcher auf Mangareva, Hawaii, Neuſeeland, Maui als Feuerholer. Seine Berührung mit anderen Göttern, mit Tangaloa. Seine Abenteuer. Er iſt Sonnengott. Nebengötter des Mauikreiſes: Mafuike. Gründe, Zeit der Vermiſchung mit Tangaloa. Hine-nui-te-po. Hina, Sina, Mondmythen. Mondfinſterniſſe. Das Po. Sternenmythen. Rehu. Regenbogen. Wolken und Winde. Milchſtraße. Fluthſagen. Ihre Deutung. Tawaki der Gott der Wolken. — Tane. Seine Weſen; ſeine Berührungen mit anderen Göttern. Hikuleo. Bedeutung Tanes. Windgötter. Tairi, Teiri, Tawiri. Wind- und Kriegsgötter. Raru. Tu. Ruahatu. Ru. Ru und Tu. Lono. Rongo in Polyneſien, in Mikroneſien. Seine Bedeutung. Spezialgötter der einzelnen Gruppen, auf Samoa, Tonga, Neuſeeland, Tahiti: Hiro, Oro, andere, auf Hawaii: Pele und ihr Gefolge. — Stufen der Götterwelt. Naturgötter. Rieſen, bergbauende Geiſter. Meergötter. Heilige Berge. Feen, Elbe. Weibliche Gottheiten. Gottheiten der Gewerbe, der Spiele. Thätigkeiten, der einzelnen Dinge. Seelen der Thiere und Dinge. Wohnung der Götter, Paradieſe. Die Seelen wohnen von ihnen getrennt in beſtimmten Todtenreichen. S. 229.

Schickſal der Seele nach dem Tode, Todtenreiche auf Samoa, Tonga, Neuſeeland. Rückkehrende Seelen und ihre Erzählungen. Geſtalt der Seelen. Schickſal der Seele bei und nach dem Tode auf Tahiti, Todtenreich. Seelenweg. Seelen und Schutzgeiſter. Rarotonga. Mangareva. Die Markeſas. Hawaii. Unterſchied zwiſchen Göttern und Seelen und den Wohnorten beider. Pulotu. Seelen, welche ins Reich der Götter kommen. Geſtalt der Seele. Seelen als gute und böſe Geiſter. Schutzgeiſter. Götter als Schutzgeiſter. Der Walfiſch. Arionsfahrten, der Hai. Die Schutzgeiſter urſprünglich Götter, keine Seelen. Sie zeigen ſich urſprünglich nur in Thiergeſtalt. Die Tiki. Sie ſind urſprünglich die Schutzgötter der Menſchen. Ihre Bilder. Die Tiki als Schöpfer der Menſchen; als Feuerbringer, ihre Berührungen mit Maui; Tu als Vater der Menſchen. Leben und Leiden der Seele im Todtenreich; ihre Nahrung. Begräbnißfeier des Tuitonga. Eigenthümliche Geſellſchaft auf Tahiti. Name neugeborener Kinder. Ceremonie bei der Königskrönung. — Verhältniß der Seelen zu den Göttern, letztere von erſteren mehr oder weniger verdrängt. Seelen als Schutzgeiſter. Oro urſprünglich Beherrſcher des Todtenreiches. Ebenſo Akea und Miru. — Entwickelungsgeſchichte der polyneſiſchen Mythologie. 3 Stufen. Schutzgeiſter. Götterwelt. Seelenkult. Uebertragungen, Vermiſchungen. Verfall der polyneſiſchen Religion. Frömmigkeit der Polyneſier. Ihre Stellung zu den Göttern, höhere und plattere Auffaſſung derſelben. Tabu. Umfang, Kraft des Tabu. Das Tabu und die Weiber, der Adel, der König. Heilig-

keit des Kopfes, der Haare. Das Tabu und die Speisen. Tabu (Pamali) in Malaisien. Erklärung des Tabu. Auflegen, Aufheben, Dauer, Arten des Tabu. Strafe des Tabubruches. Enttabuirende Kraft des Wassers, gewisser Ceremonien. Tabu jetzt. — Die Areoi: Ursprung, Rechte, Classen, Leben derselben. Tödtung der Kinder; Einfluß ihrer Sitten. Aehnliche Gesellschaften auf anderen Inseln; ihre Bedeutung. — Polynesischer Cultus. Tempel, Idole, Priester auf Samoa, auf Tonga. Begeisterung der Priester. Feste auf Tonga. Cultus zu Neuseeland. Warekauri. Bilder. Priester. Zauber, Beschwörungen. Tempel (Marae) zu Tahiti. Ihre Bauten. Tempel und Begräbnisplätze ursprünglich geschieden. Götterbilder. Rothe Federn (Rarotonga, Hawaii), Priester auf Tahiti. Ihr Einfluß. Zauberer. Begeisterung. Art des Betens. Stimme der Götter. Gottesdienst, Opfer, Feste auf Tahiti. Die Göttererneuerung. Cultus zu Paumotu, Nukuhiva und Hawaii. Tempelplätze daselbst. Asyle. Bilder. Priester. Stellung der Priester im Allgemeinen. Stäbe als Idol; ihre Bedeutung. Aberglaube S. 302.

Krankheit gilt als Besessensein. Curarten, um den Geist zu vertreiben. Bezauberungen. Gegenzauber. Opferen eines Fingers, um kranke Fürsten zu heilen. Verschiedene Behandlung der Kranken. Heilmittel. Operationen, zu Tonga, zu Tahiti. Bäder. Reibungen. Götter der Heilkunde. — Behandlung der Todten auf Samoa; Begräbniß, Todtenklagen, Verwundungen, Zahnausschlagen. Trauerceremonien der Leute aus dem Volke; beim Tode des Tuitonga. Erklärung dieser Gebräuche. Menschenopfer an Gräbern. Schreckliche Sitte zu Samoa und den Gilbertinseln. Reinigung und Aufbewahrung der Knochen. Mausoleen, Bilder auf den Gräbern, Einbalsamiren der Leichen, gemeinsame Begräbnisse. Beerdigung des gemeinen Volkes, der Fürsten zu Tahiti, der Heva. Leichengebräuche auf den Markesas, Hawaii, Tonga und sonst. Kahnförmige Särge. Bestattung auf Warekauri . . . . . S. 394.

Geschichte und Mission Polynesiens.

Schwierigkeiten. Aeltere Einflüsse der Spanier zurückgewiesen. Geschichte Tahitis. Früheres Uebergewicht der Insel Raiatea. Oberea. Otus Emporkommen. Erste Ankunft der Missionäre. Streit um das Orobild zu Arahuru. Pomare II. Schlacht bei Narii. Befestigung Pomares und der Mission. Stellung der letzteren. Pomare I Verhalten; Schwankungen der Neubekehrten. Erste Erfolge der Mission. Darwins Urtheil. Rückfälle, europäische Ausreißer; Sekten, die Mamaias. Auftreten der Katholiken zu Mangareva; zu Tahiti. — Geschichte der Markesas; Mission daselbst; Moana. D'Urville daselbst. Spätere Schicksale der Gruppe. — Französische Capitäne auf Tahiti. Englands Verhalten. Okkupation der Insel. Die nächsten Folgen derselben. Verschlechterung der Sitten. Festhalten der Tahitier an der protestantischen Religion. Jetzige Zustände. Die protestantischen Missionäre und ihre Wirksamkeit. — Die Leeinseln. Oparo, die Austral- und Hervey-inseln. Paumotu. Kriegszüge der Anaaner. Abhängigkeit Paumotus von Tahiti. Hirtenbrief eines katholischen Priesters. Mangareva. Jetzige Zustände. Geschichte Waihus . . . . . S. 415.

Geschichte Hawaiis, frühere Zustände. Cook. Tamehameha I. Liholiho. Einführung des Christenthums. Erste Wirksamkeit desselben. Tamehameha III. Feindseligkeit der Weißen gegen die Mission. Verläumdungen gegen die letztere. Erstes Auftreten der Katholiken. Gesetze der Missionäre. Rückfälle. Weitere Erfolge der Mission. Katholiken abgewiesen. Verträge Hawaiis mit Frankreich und Amerika. Gesetze Tamehameha III. Laplace und seine Forderungen. Freie Einfuhr des Branntweins. Verfassung der

Inseln. Der haw. Staat als unabhängig anerkannt. Plünderung Honolulus durch Tromelin und die Franzosen. Der Grundbesitz. Einfluß der Minister; Judd. Tamehamea IV. Fortschritte des Volkes. Ackerbau: äußere Cultur, Wohnungen, Speisen. Handel; jährlicher Umsatz. — Wirksamkeit der protestantischen Missionäre; der Katholiken. Schulbildung. Die sittliche Entwickelung ist sehr gering. Rückfälle ins Heidenthum. Beurtheilung der Missionäre und ihres Verfahrens. Benehmen der übrigen Weißen. Schluß . . . . . S. 439.

Geschichte Samoas. Missionäre daselbst; gute Wirksamkeit derselben. Katholiken. Schwankungen. Krieg v. 1848—57. Zustände um 1860. Streitigkeiten 1868. — Aeltere Zustände auf Tonga. Mission. Krieg 1835—40. Weitere Entwickelung. Eindringen der Franzosen. Krieg von 1852 und ihr Verhalten bei demselben. Die protestantische Mission und ihr Verfahren . . . . . S. 464.

Vorgeschichte Neuseelands. Einwanderung. Blüthezeit der Maori, Verfall. Erste Berührungen mit Europäern. Streit mit denselben. Ankunft der Mission. Marsden. Mißerfolge der Mission. Shongi; innere Unruhen unter den Maori. Vernichtung der More-ore. Die Neuseelandcompagnie und die Regierung. Wirren in Neuseeland durch Landkäufe veranlaßt. Forderungen der Missionäre; Wakefield. Auckland als Regierungssitz gewählt. Verhältniß der Regierung zur Compagnie. Art, wie die Maori über die Landkäufe dachten. Preise. Uebervortheilungen der Eingeborenen. Ihr Besitz- und Erbrecht. Die Einmischung Frankreichs und der König Thierrey. Katholische Missionäre. Vertrag von Waitangi. Geschichte desselben; seine Bedeutung. Haltung der Compagnie. Krieg mit Kauparaha und Rangiaita. Schlichtung der Sache durch Fitzroy. Betragen der Engländer gegen die Maori. Verbitterung der Eingeborenen durch dasselbe; durch die Folgen des Vertrages von Waitangi. Stellung der Regierung. Versuche der Compagnie, den Vertrag zu durchbrechen. Vorwürfe die man der Regierung machte. Gährungen. Entscheidung des engl. Parlaments über das Besitzrecht der Eingeborenen. Krieg unter Heke und Kauparaha. Fitzroys Abrufung; seine Wirksamkeit. Grey und seine Verwaltung; seine Strafverfahren. Sorge für die Maori. Parlament zu Neuseeland. Stellung der Maori. Der Maorikönig und seine Bedeutung. Nationalkrieg der Maori gegen die Engländer. Grey wieder in Neuseeland. Neuer Krieg 1863—66. Die Hauhausekte. Jetzige Zustände. — Wirksamkeit der Mission. Vorwürfe gegen die Missionäre. Sittliche Vorkommenheit der Maori. Strenge der Missionäre. Streitigkeiten der christlichen Confessionen und ihre Folgen. Erfolge der Mission. Moralische Hebung der Eingeborenen. Jetzige Cultur derselben, ihr Vermögen, ihr Handel, ihre Stellung zu den Weißen, ihre Fähigkeiten. Oberflächliche Urtheile der Weißen. Vortheile einer freundlichen Behandlung der Eingeborenen . . . . . S. 471.

Ueber das Abnehmen der Polynesier. Verdienste der Mission um das Gebiet. Schluß . . . . . S. 511.

Melanesien und Australien.

Beschränkung der Aufgabe. Umfang des melanesischen Gebietes; seine natürliche Beschaffenheit, Flora, Fauna, Strömungen, Winde S. 515.

Physische Beschaffenheit der Neucaledonier, der dunkeln, der hellen Bevölkerung daselbst; der Loyalitätsinsulaner; der Eingebor. der Hebriden, der Ritendigruppe, des Salomoarchipel, Neubritanniens, der Louisiade, Neu-

guineas, der Fidſchiinſeln. Geſammtbild: Größe; ſie ſchwankt ſehr. Die Fidſchi kein Miſchvolk. Mannigfaltigkeit der Farbe. Haar, Bart. Wuchs, Körperproportionen. Doppelter Typus der Geſichter. Variabilität der Melaneſier. Verſchiedene Typen. d'Urville. Hombron. Die beiden Extreme des melan. Typus. Schädelbildung. Aehnlichkeiten der einzelnen melaneſ. Stämme unter einander. Wallaces Papuatypus. Bedenken gegen ſeine Schilderung. Die Melaneſier ſind in der Hauptſache ein unvermiſchter, ſelbſtändiger Stamm. Die Sprachen Melaneſiens unter ſich verwandt; das Gebiet ſprachlich ſehr zerklüftet. — Geſundheitszuſtand. Krankheiten. Volkszahl. Abnahme der Bevölkerung . . . . . S. 522.

Culturhiſtoriſche Schilderung. Beſchneidung. Kleidung der Neucaledonier, der Kunaier, auf den Loyalitätsinſeln, den Hebriden, Ritendi, dem Salomoarchipel, Neubritannien, Neuguinea und den Fidſchiinſeln. Tatuirung, Hautnarben. Art der Tatuirung. Ihre Bedeutung. Auffallende Art, das männliche Glied zu tragen. Deutung derſelben. Urſprung der Kleidung, der Schamhaftigkeit. — Betelkauen. Kava. Spirituoſen. Tabak. Erdeeſſen auf Neucaledonien. Art zu kochen. Nahrungspflanzen, Art zu eſſen, Ackerbau zu Fidſchi, im übrigen Melaneſien. Art zu leben. Wohnungen auf Baladea, den Hebriden, Ritendi, den Salomoinſeln. Neuguinea. Tempel (Rumsram) von Dorei und der Humboldtsbai. Hausbau der Fidſchi. Schiffbau von Fidſchi bis Neuguinea. Die Melaneſier ſind als Schwimmer, Schiffer, Fiſcher tüchtig . . . . . S. 560.

Techniſche Fertigkeiten. Irdene Töpfe. Geräthe. Metallarbeiten. Werkzeuge. Waffen. Bogen und Pfeil. Künſtliche Holzſchnitzereien. Dieſelben zu Dorei, bei den Fidſchis. Muſik. Tanz. Poeſie. Nur im Fidſchiarchipel bedeutend. Form derſelben. Dichter und Dichterinnen. Epiſche, lyriſche Poeſie, einzelne Proben. Beredtſamkeit. — Handel auf Neuguinea, Fidſchi und ſonſt. Die Fidſchihändler ſind ein beſonderer Stamm. Handel mit Polyneſien. Jetzige Aus- und Einfuhr auf Fidſchi. Zeitrechnung daſelbſt. Der Mbalolo. Zahl der Monate. Die Zeitrechnung beruht auf dem Mondlauf. Feſtzeiten. Sternkunde der Fidſchi, der übrigen Melaneſier. Zeitrechnung auf Ritendi; auf Neuguinea. Abweiſung muhamedaniſcher Einflüſſe. Die Zeitrechnung beruht auf dem Mondlauf. Man zählt nach Nächten. Zahlſyſtem. Die Befähigung der Melaneſier iſt eine bedeutende. Sie ſcheinen von höherer Cultur herabgeſunken . . S. 595.

Namenstauſch. Gruß. Höflichkeits- und Umgangsformen. Strenge Etikette der Fidſchi. Feſte. Stellung der Weiber. Größere Keuſchheit der Melaneſier. Polygamie. Eheceremonien auf den Fidſchiinſeln. Ehe durch gewaltſame Entführung. Eheceremonien auf Neuguinea. Wittwen. Scheidung. Geburt. Namengebung. Behandlung, Erziehung der Kinder. Familienleben. Kindermord. Tödtung der Alten, der Eltern, der Wittwen. — Kriegsanzug. Befeſtigungen. Krieg, Schlachten im Fidſchiarchipel. Friede. Piraterie. Koppenſnellen. Kannibalismus im übrigen Melaneſien, auf den Fidſchiinſeln . . . . . S. 622.

Verfaſſung. Häuptlinge. Stämme. Verfaſſung der Fidſchiinſeln. Stände. Stämme mit beſtimmten Gewerbe. Erbrecht. Strafen. Recht. Eide. Gottesgerichte. Das soro der Fidſchi. Die vasu. — Religion. Fidſchi: Ndengei, Weltſchöpfer. Götter des übrigen Melaneſien. Götter der Unterwelt. Andere Gottheiten. Elementargeiſter, Elfen. Schutzgeiſter. Geiſter der Todten. Die Weißen Revenants. Seelen der Dinge. — Paradieſe. Leben der Seele nach dem Tode. Schöpfungsſagen. Vergleich der melaneſ. und polyneſ. Götter. Omina. Tabu. Cultus, Bilder, Tempel, religiöſe Feſte, Prieſter. Zauberei. Entſtehung, Behandlung der Krankheiten. Todesfeier. Beſtattung . . . . . S. 654.

Charakter der Melaneſier. Geſchichte, Miſſion. Baladea, die Loyalitätsinſeln. Die Santler. Neue Einrichtung der Miſſion; Patteſon. Neuguinea. Die Fidſchiinſeln. Miſſion. Thakombau. Die Amerikaner. Die Katholiken. Wirren, die Ceſſion an England. Jetzige Zuſtände. S. 687.

Auſtralien und Tasmanien.

Zuſammengehörigkeit aller neuholländiſchen Stämme nach Sprachen und Sitten. Wanderung der Stämme, Verkommenheit derer im Süden. — Phyſiſche Beſchreibung. Hales Geſammttypus. Einzelnſchilderung. Der Nordweſten. Der Norden, Halbinſel York. Der Oſten. Neuſüdwales. Viktorialand. Der Süden (Vincent-, Spencergolf). Das Innere. Die Auſtralbucht. Der Südweſten: Schädelbildung, Zahnbau. Wuchs. Körpergeſchmeidigkeit. Geſichtsbildung: gemeinſame Züge. Größe. Hautfarbe. Lebensdauer. Körperkraft. Krankheiten der Augen, der Haut. — Die Tasmanier. Phyſ. Beſchreibung. Körperkraft, Geſundheit. Ihr Verhältniß zu den Neuholländern. . . . . S. 706.

Culturhiſtoriſche Schilderung. Landesbeſchaffenheit. Flora. Fauna. Einfluß des Landes auf die Eingeborenen, ihr Wanderleben, ſie ſind Omnivoren. Verſchiedene Begabung. Klima. Nahrungsmittel. Schwierigkeit derſelben. Waſſer. Nahrungsmittel im Norden, im Süden. Einzelnes. Reizmittel: Tabak, Spirituoſa. Bereitungsarten der Speiſen. Kochgruben. Feueranzünden. Ackerbau. Oekonomie. Geſchicklichkeit, die Nahrung zu erlangen. Beſchleichung der Thiere. — Wohnungen der verſchiedenen Gegenden. Seßhafte Stämme. Kahnbau. Gefäße, Geräthe, Spindeln u. ſ. w. Flechtwerk. Kleidung. Haartracht. Putz. Tattuirung, Bemalung, Durchbohrung der Naſe u. ſ. w. Kriegs-, Freuden-, Trauerfarbe. Hautnarben, Tattuirung. Heiligkeit derſelben. Wanderungen und was ſie auf denſelben brauchen. Lebensweiſe. Ihr Geſchick im Aufſpüren. Verſchiedene Signale. Waffen: Speere, Wurfſtock, Schilde, Keulen, Bumerang, Kiley, Bogen und Pfeil. Krieg: Veranlaſſung, Art der Kriegführung, Schlachtgeſänge, Schlachten. Friede. Verhalten der Parteien während des Kriegs. Loos der Beſiegten. Plötzlich aus einem Zank entſtehende Schlachten. Kriegsrecht. Thätigkeit der Weiber im Krieg. Tapferkeit der Eingeborenen. Kannibalismus gegen Feinde und Angehörige. Nierenfett. Magiſche Wirkung des Menſchenfleiſches. Kannibalismus. Namentauſch. Gruß. Ceremonien bei der Ankunft oder dem Begegnen Einzelner, der Stämme. Rufen a. d. Ferne. Friedenszeichen. Behandlung der Fremden. Ceremonien bei der Rückkehr eines lang abweſenden Familiengliedes. Etikette bei Feſten. Feſte. Benehmen unter einander . . . . S. 721.

Spiele. Muſikinſtrumente. Geſang. Ihre Melodien. Erregt ſingen ſie. Tänze. Corrobori. Religiöſe Tänze. Poeſie. Dichter. Weſen und Arten der Poeſie, Proben. Längere Gedichte. Mimiſche Leiſtungen. Märchen. Beredſamkeit. Bildende Kunſt, Malereien. Die Höhlen am Glenelg. Farben der Eingeborenen. Einfluß der Malaien in Nordauſtralien. Urſprung der Bilder am Glenelg. Natur- und Ortskenntniß. Sternbilder. Mond. Zeitrechnung. Handel. Zählmethoden. Fähigkeiten der Eingeborenen. Hervorragende Individuen. Sie ſind von früherer höherer Cultur herabgeſunken. Ihre moraliſchen Eigenthümlichkeiten. . . . . S. 752.

Polygamie. Verlobungen. Art der Bewerbung; Braut ſtets von einem anderen Stamm. Raub der Braut. Stellung der Weiber, junge an alte Männer verheirathet. Ehebruch. Keuſchheit. Proſtitution. Behandlung durch die Männer. Ihre Stellung zu den Verwandten. Wittwen.

Tabugesetze in Betr. bestimmter Verwandten; in Betr. der Weiber. Weibliche Erbfolge. — Schlafträume. Zeit der Mannbarkeit. Geburten. Fruchtbarkeit. Kindermord, Motive. Säugen von Thieren. Behandlung der Kinder. Familienanhänglichkeit. Das Alter wird geehrt. Gründe für das Verzehren der Verwandten. Namengebung. Erziehung, Abschneiden eines Fingergliedes der Mädchen. Beschneidung und ähnliche Ceremonien. Fest der Manneswerdung bei den verschiedenen Stämmen; Zahnausschlagen, Hautnarben. Schutzgottheiten dieser Gebräuche . . . . . S. 771.

Politische Eintheilung, Clanschaften. Kobong. Familie und Stamm. Stände.. Häuptlinge, aus der Familie erwachsen. Uebergewicht einzelner Stämme. Verkehr der Stämme. Höherstehende im Norden. Grundbesitz der Stämme, der Familien, der Einzelnen. Benutzung des Landes durch die Stämme. Erbrecht. Gesammthaftbarkeit; jus talionis. Bahrrecht. Schwüre. Strafen, Speerung, Todesstrafe. Zweikampf. Tabugesetze. Namen Verstorbener. — Die Religion der Australier und ihr Verfall. Gute Götter. Schöpfungssagen. Fluthsagen. Lügen der Eingeborenen. Erzählungen, die polynesischen Mythen ähnlich sind. Naturgottheiten, Sonne, Mond. Andere Gottheiten. Elementargeister. Feindselige Götter der verschiedenen Gegenden. Böse Geister und Gespenster. Die Feuer vor den Hütten. Aberglauben. Zauberer. Heilige Steine. Nierenfett. Cultus, Idole, Tempel, heilige Stätten. Behandlung der Kranken, Zauberer, Aerzte. Rache für, Trauer um den Todten. Bestattung. Schädel, Haut aufbewahrt. Leben der Seele nach dem Tode. Die Weißen als Revenants. Helle Farbe der Geister. Geisterinsel, Hades, Reste älterer, höherer Ideen. Gestalt der Seele. Todte als Spuk- und Schutzgeister. . . . . S. 788.

Tasmanien. Culturhistorische Schilderung. Verglichen mit den Neuholländern. Ihre Abstammung. Ihre Befähigung, ihr Charakter. Geschichte der Tasmanier. Grauenvolle Behandlung derselben. Georg August Robinson. Endschicksal der Tasmanier. . . . . S. 811.

Geschichte der Neuholländer. Mission unter ihnen. Gründe des Mißerfolges derselben. Behandlung der Neuholländer durch die Engländer. . . . . S. 820.

Literatur.

Arbousset, Tahiti et les îles adjacentes (1862—5). Paris 1867.
Askew, a voyage to Australia and New Zealand. London 1857.
Aube, l'Océanie en 1869. Revue des deux mondes tome 89, p. 440 f.
Basler Missions-Magazin 1816—1856. Evangelisches Missions-Magazin, neue Folge 1857—1870.
Bechtinger, ein Jahr auf den Sandwichinseln. Wien 1869.
Behm, geographisches Jahrbuch 1866.
Behr, über die Urbewohner von Adelaide. Monatsberichte der geogr. Gesellsch. zu Berlin, neue Folge 5, 89 f.
Bernaldez, reseña hist. de la guerra al sur de las Filippinas sosten. contra los piratas. Madrid 1857.
Bligh a, Reise von Tofoa nach Timor, Forsters Mag. V.
Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte u. Missionsgeographie. 3. Ausg. Calw u. Stuttgart 1863.
Bowen on the new Settlement in Rockingham-Bay, Journ. of the R. Geogr. Soc. 35, 191 f.
Browne, James, die Eingeborenen Australiens.*) Petermanns Mittheilungen 1856, 443 f. (Derselbe Aufsatz steht im Nautical Magazin Sept. u. Oct. 1856.)
De Bruijn Kops, bydrage tot de kennis der noord- en oostkusten van N. Guinea in natuurkund. tydschr. v. nederl. Indie 1, 169 f. 1849.
Büchele, Australien in der Gegenwart. Stuttgart 1856.
Burkhardt, kleine Missionsbibliothek. 4. Bd. Bielefeld 1861—2.
Burns, Missionary Enterprises in many Lands. London 1845.
Castella, les squatters Australiens. Paris 1861.
v. Chamisso, gesammelte Werke. 6 Bde. Leipzig 1836—9.
Church Missionary Gleaner. London.
Die Colonie Viktoria, Melbourne 1861, übersetzt von Loewy.
Court, Exposition of the relation of the Brit. government with the Sultan of Palembang, London 1821.
Dampier, Voyage aux terres australes, trad. de l'Anglais. Amsterdam 1705; 1712.

*) Browne hat in Australien gelebt und zwar im Südwesten, an König Georgs Sund. Er kam um 1830 dorthin und hat mit den Eingeborenen den genauesten Verkehr gehabt.

Davidson, Trade and travel in the far East. London 1846.
Doruis de residentie Pasoeroeang, 'sGravenhage 1836.
Ellis, a. the history of the London Missionary Society. London 1844.
van Elten, Jets over den staat von Nederlandsch Indie; 'sGravenhage 1835.
Goudswaard, A. De Papoewa's van de Geelvinksbaai. Schiedam 1863.
Gratulationsſchrift der niederrhein. Geſellſchaft für Natur- und Heilkunde zur Jubelfeier der Bonner Univerſ. 1868.
Grundemann, die öſtliche Hälfte von Melaneſien. Petermanns Mittheil. 1870, 365 f.
Hartwig, die Inſeln des ſtillen Oceans. Wiesbaden 1861.
Haygarth, Buſchleben in Auſtralien. Deutſch von Lindau. Dresden u. Leipzig 1849.
Hines, life on the plains of the Pacific. Buffalo 1851.
Hopkins, Hawaii London 1862.
Hood, Notes of a cruise in H. M. S. Fawn in the western Pacif. 1862; Edinburgh 1863.
Howard, Northern Territory of South Australia Journ. of the R. Geogr. Soc. 36, 227 f.
Howitt, b, the history of discovery in Australia Tasmania and New Zealand. London 1865.
Hueber, M. A travers J'Australie! Souvenirs d'un voyage executé en 1863—1864. Bull de la Soc. de Geogr. 1865, 423 f.
Jardine, Description of the Neighbourhood of Somerset, Cape York, Austr. Journ. of the R. Geogr. S. 36, 76 f.
Katalogus der ethnol. Afdeeling van het Museum van het batav. Genootsch. van Kunsten en Wetenschappen. Batavia 1868.
Keyts Reiſe nach Neuguinea im Jahre 1678. Allg. Hiſt. d. R. 18.
Köler, einige Notizen über die Eingeborenen des St. Vincentgolfes in Südauſtralien. Monatsberichte der geogr. Geſellſch. zu Berlin 3, 42 f.
— a, einige Notizen über die Eingeb. des St. Vincentgolfes. Eb. neue Folge 1. Bd. S. 35 f. Berlin 1844.
— b, Brief aus Auſtralien an Ritter eb. 7. Band 1850. S. 148.
H. M. Lange, het nederl.oostindisch Legez ter Westkust von Sumatra (1819—45). 'sHertogenbosch 1852.
Latham, elements of comparat. Philologie London 1862.
Leichhardt, a, Beiträge zur Geologie von Auſtralien, herausg. von Girard. Halle 1855.
Levyssohn, Norm., de britsche Heerschapy oven Java (1811—16) 'sGravenh. 1857.
Maandberigten voorgelezen in de maandel. bedestonden van het nederlandsche zendelinggenootschap, Rotterdam.
Malcolm, travel in South-eastern Asia. Lond. 1839.
Malone, twee years cruise in the Australian colonies. London 1854.
James Martin, Explorations in North-Western Australia Journ. of the R. Geogr. Soc. 35, 237 f.
R. Montg. Martin, History of Australasia, comprising N. S. Wales, Van-Diemensl. Swan river e. c. London 1836.
Meinicke, d, über die Torresſtraße, ihre Inſeln und Gefahren. Geogr. Zeitſchrift v. Neumann, neue Folge 1857. 3. Bd. S. 105 f.
Michelis, die Völker der Südſee und die Geſchichte der proteſt. u. kathol. Miſſion unter denſelben. Münſter 1847.
Missionary Herald, cont. the proceedings at large of the American Board of Commissioners for Foreign Mission. Boston.

Missionary Register, cont. the princ. transactions c. with the proceedings at large of the Church Missionary society. London.
Miſſionsgeſchichte in Heften. Der große Ocean u. die Miſſion. A. Neuholland, B. Neuſeeland. Berlin 1869 f.
Ev. Miſſions-Magazin ſiehe Baſler Miſſ. Mag.
Modera, J. Verhaal van eene Reize naar en longs de Zuid-westkust van Nieuw Guinea gedaan in 1828. Haarlem, 1830.
Müller, Sal b. iſt citirt nach der Ausgabe von 1857 (Reizen en onderzoekingen u. ſ. w.)
Nind, Description of the Natives of K. Georges Sund (Swan River Colony) and adjoining country. Journ. of the R. Geogr. Soc. 1,28 f.
Osborn, Quedah. London 1857.
Palacky, Auſtralien. Prag 1866.
Perry, Reiſe um die Erde nach Japan, überſetzt von B. Heyne. Leipzig und Neu-York 1856.
Radiguet, la reine blanche dans les Iles Marquises. Rev. des deux mondes Jul. Oct. 1859.
Rattray, on Somerset and C. York Peninsula, Journ. of the R. Geogr. Soc. 38, 370 f.
van Rees, Montrado, bydrage betr. de onderwerping der Chinesen op Borneo. s'Hertogenbosch 1858.
Reina über die Bewohner der Inſel Rook in Neumanns geogr. Zeitſchrift neue Folge 1. 1856.
Remarks on de Philippine islands (1819—22) by an Englishmann. Calcutta 1828.
Richardson, an Overland Expedition from Port Denison to Cape York. Journ. of the R. Geogr. Soc. 36, 19 f.
O. Rietmann, Wanderungen in Auſtralien und Polyneſien. St. Gallen 1868.
Roijer, G. Reis van Amboina naar de Z. W. en N. Kust van Nieuw-Guinea gedaan in 1858 met Z. M. Stoomschip. Etna. Amsterdam 1862.
Russel, Polynesia. Edinburgh 1842.
Salerio, die Inſeln öſtl. von Neu-Guinea, Peterm. Mittheil. 1862.
Sandifort, Tabulae craniorum diversarum nationum. Lugdun. Batavorum 1838.
Seemann, Viti: an account of a Government mission to the Vitian or Fijian islands 1860—1. Cambridge 1862.
Sidney, Auſtralien, Hamburg 1854.
Sholl, Expedition of Camden Harbour to the Southward of the Glenelg River. Journ. of the R. Geogr. Soc. 36, 203 f.
Steger, die proteſtantiſchen Miſſionen, neue Folge. Hof und Wunſiedel 1843 f.
Butler Stoney, Residence in Tasmania. London 1856.
Strehler, Mittheilungen aus meinem Tagebuch über meine Reiſe nach Batavia. Nürnberg 1832.
Stuers memoires, de la guerre d l'île de Java de 1825—30. Leyde 1833.
Tasman, journal van de reis naar het Zuidland (1642) ed. Swart. Amsterdam 1860.
de Waal, Nederlandsch Indie in de Staten-Generaal sedert de Grondwet van 1814. 's. Gravenhage 1861.
Watts, Rückreiſe von Neu-Süd-Wales, Forſter Mag. I. Berl. 1790.
de Wilde de Preanger Regentschappen, Amsterdam 1830.

The Wesleyan Missionary Notices.
Wilhelmi, a. Sitten und Gebräuche der Port-Linkoln-Eingeborenen. Aus allen Welttheilen 1. Jahrg. 1870*).
Williams and Calvert, Fiji and the Fijians; extendet with notices of recent events by J. Calvert. Edited by G. St. Rowe. London 1870**).
Wood, Will. Maxw. Wandering sketches of people and things in South America, Polynesia, California. Philadelphia 1849.

---

*) Ist eine meist verkürzte und wenig veränderte Uebersetzung der „manners andcustoms."

**) Wo diese neue (dritte) Ausgabe des Buches gebraucht ist, welche sich übrigens nur durch die Darstellung der neuesten politischen Verhältnisse wesentlich von der früheren unterscheidet, ist es besonders bemerkt.

Wir haben im vorigen Band außer der ethnologiſchen Schilderung der Mikroneſier diejenigen Vorfragen abgehandelt, welche der Specialbetrachtung der Polyneſier vorausgehen mußten.

Es war dies erſtlich die Frage, ob eine Urbevölkerung Mikroneſiens und Polyneſiens exiſtirt habe, bevor die heutigen Bewohner das Gebiet einnahmen; zweitens die noch verwickeltere Unterſuchung über den Zuſammenhang der verſchiedenen Inſelgruppen Polyneſiens untereinander, über die Wanderungen der Polyneſier, woher, wann ſie erfolgt ſind, in welchem Verhältniſſe ſie zu der Einwanderung der Mikroneſier ſtehen. Nachdem wir dann ſchon in aller Kürze die beſonders merkwürdigen weſtlichſten Inſeln des eigentlichen Polyneſiens betrachtet haben, welche wir unter dem Namen Tokelauinſeln als ein beſonderes Gebiet, das von einem ſelbſtändigen Stamme bewohnt ſei, zuſammenfaßten, kommen wir jetzt zur ethnologiſchen Schilderung der Polyneſier ſelbſt und beginnen unſere Darſtellung mit der Beſchreibung der **phyſiſchen Eigenſchaften** dieſer Völker.

Zunächſt wollen wir verſuchen, uns ein allgemeines Bild dieſer Eigenſchaften zu entwerfen, wie es auch Hale (p. 9 f.) thut. Nach ihm ſind die Polyneſier durchſchnittlich über mittelgroß, über 5′ 9—10″ (wohl engl. Maß), wohlgebildet, mit gut entwickelten Gliedern und Muskeln. Doch haben nach Roquemaurel bei d'Urville 63, 399 die Bewohner von Mangareva, obwohl nicht kleiner als die übrigen Polyneſier etwas ſchwache Extremitäten, womit auch Beechey 137 und Leſſon (Mang. 150) übereinſtimmt, wenn gleich das Bulletin d. l. soc. geogr. 1853, 2, 320 zu widerſprechen ſcheint. Schwache Glieder, namentlich kurze und unentwickelte Beine finden wir auch ſonſt noch. Virgin 2, 55 erwähnt ſie als Eigenthümlichkeit der Bewohner von Nive 2, 67, von Tonga und Cook (3. Reiſe

1, 168, ebenſo Thomſon in Journ. Roy. G. S. 23, 87 und in British and foreign Medico-chirurg. review 1854. Nr. 26, p. 489), von den Neuſeeländern, welche ſowie die Hawaier an Natur und Körperbildung ihrer ſchlechteren Nahrung und ſchwereren Arbeit wegen überhaupt etwas hinter ihren übrigen Stammesgenoſſen zurückſtehen. Aber im allgemeinen ſind Hales Angaben richtig, und die älteren Reiſenden pflegen gleichmäßig von dem außerordentlich ſchönen Körperbau entzückt zu ſein, durch den ſie nicht ſelten an die ſchönſten antiken Statuen ſich erinnert ſahen. Die Weiber freilich (Hale a. a. O.) ſind im Ganzen minder ſchön als die Männer, ihr Wuchs iſt zu unterſetzt und ſtämmig; obwohl ſie in der Jugend nicht ohne Anmuth und bisweilen ſogar ſehr reizend ſind. Ihre Brüſte ſollen nach Forſter (Bem. 242 f.) ſehr ſelten hängend und ſchlaff ſein und auch Virgin (2, 67) ſowie andere ſprechen von der ungewöhnlich ſpitzen Form derſelben. Schouten dagegen fand ſie in der Nivagruppe außerordentlich lang und ſchlaff bis zum Bauche herabhängend (Diarium 47). Hände und Arme ſind bei beiden Geſchlechtern meiſt gut entwickelt, ja häufig ſehr ſchön (Vincendon Dum. Mar. 216 f. Virgin 2, 67. Cook 3. R. 2, 91). Die Hautfarbe ſchwankt zwiſchen hell- und dunkelbraun, mit einem Anflug ins Gelbe oder aber, wie z. B. auf Paumotu und Hawaii (Titelkupfer bei Virgin 1) und ſonſt, ins Olivengrüne. Die hellſte Farbe findet ſich nach Hale um den Aequator, welcher folgende Steigerung von Hell zu Dunkel gibt: Tokelau (wo er die ſchönſten Menſchen fand), dann Markeſas, Samoa, Tahiti, Tonga. Auch die Bewohner von Paumotu (Mörenh. 2, 247) und Waihu (Forſter Bem. 211) ſind dunkler als die Tahitier, nach Forſter (207) freilich auch die Markeſaner, deren Farbe nach den einzelnen Stämmen ſehr verſchieden iſt. Von den Tahitiern ſind die Raiateaner (Cook 3. Reiſe 2, 302) am dunkelſten. Die Hawaier und Neuſeeländer nennt Hale noch einen Schatten dunkler als die Tonganer und zwar erklärt er auch dies aus ihrem mühevolleren Leben, durch welches er dunkele Färbung weit mehr als durch Einwirkung der Hitze veranlaßt glaubt. Doch gilt dieſe Angabe Hales in Bezug auf die beiden letzten Gruppen keineswegs für die geſammte Bevölkerung.

Das Haar iſt meiſt dick, ſchwarz, mit leichter Neigung zum Kräuſeln; nur ſelten iſt es heller, braun oder gar röthlich oder flachsfarben. Der Bart iſt meiſt dünn — Tokelau und Paumotu bilden

Ausnahmen — und keimt meiſt erſt in den mittleren Jahren. Häufig wird er wie immer das Körperhaar ausgerauft, welches letztere aber meiſt ſehr ſparſam wächſt: nur die Bewohner von Nive (Virg. 2, 55) ſind an Armen und Beinen ſtark behaart.

Die Geſichtszüge variiren wie in Europa (Tonga Cook 3. R. 2, 9; d'Urville a, 4, 228. Tahiti: Ellis 1, 60 f; öſtl. Polyneſien Beechey 136; 138. Hawaii King in Cook 3. R. 3, 414. Neuſeel. Quoy bei d'Urville a, 2, 283) ſo daß eine allgemeine Charakteriſtik kaum möglich iſt. Die Augen ſind ſchwarz, aber weder groß noch beſonders hell; doch kommen auch braune vor, wie denn z. B. Tamehameha ſelbſt (Abbild. bei Kotzebue) braune Augen hatte. Uebrigens ſtehen ſie faſt immer gerade und nur in ſehr ſeltenen Fällen, alſo wohl nicht häufiger als in Europa ſchief. Die Naſe iſt entweder kurz und gerade oder lang und adlerförmig gebogen, ſtets aber von einer gewiſſen Breite und Fülle namentlich an der Spitze, wo ſie ſtets — dies iſt nach Hale (10) das einzige konſtant Charakteriſtiſche der polyneſiſchen Phyſiognomie — niedergedrückt erſcheint; daher die Naſenlöcher leicht etwas auseinanderſtehen. Am ſchönſten iſt der Mund gebildet, mit ſtets mehr oder minder vollen, ſchwellenden Lippen, meiſt ſchönen ebenſtehenden, immer blendend weißen Zähnen; doch iſt die Oberlippe bisweilen zu groß und lang (Hawaii Virgin, Neuſeeland Thomſon in Brit. and foreign Medico-chir. review 1854. No. 26, 459). Auch das Kinn pflegt rund und voll zu ſein, doch ragt es ſelten vor. Die Ohren, welche Hale groß und abſtehend nennt, ſind nach Leſſon (voy. 168) auffallend klein; doch ſcheint Hale nach den meiſten Abbildungen recht zu haben. Die Stirn iſt verſchieden gebaut, aber ſtets gut entwickelt. Die Backenknochen ſpringen etwas vor, aber mehr nach vorn als zur Seite; die Geſichtsform iſt oval und die Züge oft von hoher Schönheit, von ſanftem frohem Ausdruck und ſehr lebendigem Mienenſpiel. Der Schädel iſt kurz und breit, der breite Durchmeſſer zwiſchen den Ohren ſo groß als der Längendurchmeſſer von der Stirn nach hinten; der Scheitel iſt von der Stirn an hoch emporgewölbt, das Hinterhaupt namentlich bei den Weibern flach. So weit Hale. Ungenau iſt in ſeiner Schilderung nur, daß er die beiden Durchmeſſer gleich nennt; nach den genauen Meſſungen in Welckers höchſt lehrreichem Aufſatze (Anthrop. Revue 1, 157) iſt die Höhe immer größer als die

Breite, bei den Hawaiern um 4, bei den Tahitiern ſogar um 5 Maßeinheiten. Im Uebrigen aber ſtimmt zu Hale ſehr genau die Schilderung, welche Retzius in Müllers Archiv (1847, 505) vom Schädel der Sandwichinſulaner entwirft: er iſt ungewöhnlich hoch und groß, von ſtarkem Knochenbau, mit großen ſehr voneinander abſtehenden Scheitelhöckern; die Scheitelbaſis iſt ſchmal, die Stirn hoch, das Hinterhaupt abſchüſſig und viereckig, die Jochbogen ſtehen ein wenig vor, die Naſenbeine ſind etwas abgeplattet und klein, die Schläfen flach, nach vorn convergirend. Von oben geſehen, hatte der Schädel eine nach hinten breite Keilform. Am Schädel eines Neuſeeländers, der ſonſt ganz ähnlich war, fand Retzius das Hinterhaupt faſt ganz flach, den unteren Theil aber etwas weniger als bei dem hawaiiſchen comprimirt. Ebenſo haben die Schädel der Bewohner von Raiatea glattes, ſenkrecht abfallendes Occiput (Bennett a 1, 105); und wenn Dumoutier (d'Urville b Anthropol. 75) die Kopfform der Bewohner von Tahiti, Paumotu und Niva pyramidal nennt, ſo ſtimmt auch das zu dem Vorſtehenden genau genug. Dieffenbach fand zwar (2, 8) manche neuſeeländiſche Schädel den europäiſchen vollkommen gleich; aber wie ſchon Dumoutier (bei Vincendon Dum. Marq. 292) Unterſchiede angibt, ſo muß hier an das erinnert werden, was wir ſchon im vorigen Band (2, S. 54 f.) erwähnten, daß mehrere der ausgezeichnetſten Kraniologen die Malaio-Polyneſier zu einer beſonderen Claſſe, der Hypſiſtenocephalen vereinigt haben.

Ueber die große Variabilität der Polyneſier, welche höchſt merkwürdig iſt, müſſen wir noch weiter reden. Denn ſowohl in Farbe, welche von faſt europäiſcher Weiße bis zu hellem Schwarz wechſelt, als in Geſichtszügen, welche Melville 2, 105 ganz europäiſch, andere wieder (z. B. Virgin in Bezug auf Hawaii) jüdiſch, wieder andere (Leſſon) mongoliſch nennen und welche doch, wie wir ſahen, auch noch ihr eigenthümlich polyneſiſches haben, ferner in Beziehung auf den Wuchs u. ſ. w. variiren ſie außerordentlich. Ellis 1, 80 f. ſtellt die verſchiedenen Bildungen der Tahitier zuſammen. Und freilich iſt es kaum möglich, eine allgemeine Charakteriſtik der Geſichter zu geben; dieſe Unbeſtändigkeit legt den Gedanken an vielfache Miſchungen nahe, wie ſie ja auch wirklich wenigſtens zwiſchen Polyneſiern und Polyneſiern vielfach ſtattgefunden haben. Allein dieſer Umſtand iſt für die Erklärung jener Erſcheinung keineswegs erſchöpfend, denn bei dieſen

Miſchungen kamen doch immer nur gleiche Elemente in Berührung. Die Variabilität erklärt ſich aber leicht und ganz natürlich, wenn man folgende beiden Umſtände als ihre Hauptgründe annimmt. Zunächſt einmal die hohe geiſtige Entwickelung der Polyneſier: wie ein unentwickeltes rohes Volk dieſelben Geſichtszüge aller Individuen zeigt, ſo differencirt höhere Bildung, ſelbſtändigere Entwickelung des Individuums auch die Geſichtsbildung in ſo hohem Maße, daß gar bald der Einzelne als Einzelner ſich von jedem anderen auch leiblich ganz und gar ſcheidet und eine allgemeine Charakteriſtik immer ſchwieriger wird. Zweitens aber ſcheint der Variationskreis, welchen das Aeußere dieſer Völker durchmachen kann, wie wir aus den eingeſtreuten ſchwarzen und ſcheinbar melaneſiſchen Individuen ſchon oben ſchloſſen, ein verhältnißmäßig großer zu ſein, und dieſe ſeine Größe entſpricht der enormen Ausdehnung des malaio-polyneſiſchen Stammes; ſie wird erleichtert (Wagner, Migrationsgeſetz) durch die inſulare Gliederung ſeiner Heimath, welche immer verhältnißmäßig kleine Theile oft ſehr feſt und lange abſchließt. Auch das hohe Alter des Stammes, den wir mit Sicherheit bis ins dritte Jahrtauſend vor Chriſto zurückverfolgt haben, unterſtützt die Variabilität.

Noch andere minder grundlegende Urſachen kamen dazu, welche wir jetzt beſonders erwähnen müſſen, da ſie ſehr handgreifliche Unterſchiede hervorgerufen haben. Zunächſt der verſchiedene Wohnort der Polyneſier. Auf den hohen Inſeln nämlich ſind die Bewohner kräftiger, größer, ſchöner, heller und beſſer entwickelt; auf den niederen ärmlicheren ſind ſie kleiner, minder ſtark, dunkler, häßlicher (Beechey 184. Mörenhout 1, 166). Dieſer Einfluß des Wohnortes bewirkt nicht nur Unterſchiede in der Bevölkerung verſchiedener Gruppen wie z. B. zwiſchen Tahiti und Paumotu; auch die Inſeln einer Gruppe können dadurch von einander irgendwie geſchieden ſein. Die ſtrengen Scheidungen, welche unter den Markeſanern ſtatt haben, bewirken daſſelbe; und ähnlich iſt es auch auf Neuſeeland, wo einzelne Stämme ſchwächer, deshalb in unfruchtbare Gegenden vertrieben und deshalb dunkler ſind. Denn gerade das elendere Leben iſt es (wie es ja die niederen Inſeln immer mit ſich bringen), wodurch die dunklere Färbung, der kleinere Wuchs u. ſ. w. hervorgerufen werden. Deshalb iſt denn auch zweitens der Unterſchied der Stände von großer Wichtigkeit für die phyſiſche Natur der Polyneſier. Die begünſtigten Stände

haben nicht nur das Vorrecht größerer Arbeitslosigkeit, auch beſſere, ja überreichliche Nahrung ſteht ihnen zu, während die anderen oft geradezu darben müſſen; ſie haben beſſere, kühle und ſchützende Wohnungen, reichlichere Kleidung: und ſo finden wir überall die Vornehmen wie heller und ſchöner, auch in Wuchs und Stärke ſo viel mehr entwickelt als das Volk, dem ſie oft wie Rieſen gegenüberſtehen, daß man ſich beim erſten Anblick ganz natürlich verſucht fühlt, einen ſo verſchiedenen Menſchenſchlag durch verſchiedene Abſtammung zu erklären.

Es läßt ſich ferner nicht leugnen, daß auch zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Stämmen Polyneſiens nicht unbedeutende Unterſchiede herrſchen: dieſe aber erklären ſich durch die lange Abgeſchloſſenheit beider in verſchiedenen Gebieten zur Genüge. Stärker ſind natürlich die Unterſchiede zwiſchen Polyneſien und Mikroneſien. Dumoutier (d'Urville b Anthropol. 110) nennt den marianiſchen Schädel flacher als den polyneſiſchen, mehr tagaliſch, was freilich nach v. d. Hoevens Meſſungen vom karoliniſchen Schädel nicht gilt, der verhältnißmäßig höher iſt, als ſogar der Schädel der Sandwichinſulaner, da letzterer eine weit größere Breite beſitzt; allein kleiner iſt der karoliniſche doch als alle polyneſiſchen Schädel (Welker, anthropol. Revue 1, 157). In der Hautfarbe ſind die Mikroneſier etwas heller als die Polyneſier (Hale 71; Gulik 416); ihre Geſtalt iſt zierlicher, behender; ihr Ausdruck iſt lebhafter; ihre Naſe vorſtehender, gebogener und weniger platt (Gulik eb.); jener nach Hale für die Polyneſier ſtreng charakteriſtiſche Zug, daß die Naſe vorn platt gedrückt erſcheint, tritt alſo bei den Mikroneſiern minder ſcharf hervor.

Gehen wir nun zur Betrachtung der einzelnen Gruppen über, ſo können wir Samoa und Tonga gemeinſchaftlich behandeln.

Die Eingeborenen beider Archipele, welche Erskine (155) einander durchaus ähnlich nennt, ſind wohlgebaut und kräftig, aber ohne das allzureichliche Fleiſch der tahitiſchen oder hawaiiſchen Vornehmen zu haben (Hale 10). Der Wuchs der Samoaner war groß, nach la Perouſe (2, 218) faſt immer gegen 6' hoch, denn Männer, welche nur 5' hoch waren, fielen wegen ihrer Kleinheit auf; die Muskeln dieſer Rieſenkörper waren ſehr gut entwickelt, ihre Kräfte übertrafen die der Europäer, wozu der beſtändige Ausdruck von Trotz und Wildheit gut paßte (eb.). Auch neuere Reiſende ſtimmen hiermit

überein. Erskine (36) nennt die Samoaner groß und schön, ja auf Tutuila betrug die Größe der äußerst mächtig entwickelten Körper meist über 6' (41). Namentlich die Häuptlinge zeichneten sich durch ihren riesigen Wuchs aus, so daß Dantrecastreaux (1, 319) versucht war, zu glauben, sie seien hier nach der Größe und Stärke, wie in Hawaii nach der Dicke (Duhaut-Cilly 2, 264) gewählt. Auch die Tonganer fand Virgin 2, 70 meist über 3 Ellen groß, außerordentlich schön gewachsen und von kräftigeren Muskeln als die Tahitier — es ist ganz dasselbe Urtheil was schon Cook (3. R. 2, 91) und Forster (Bem. 209; Reise 2, 68) aussprachen. Nach Wilkes (3, 10) haben übrigens die Tonganer schönere Körperformen als die Samoaner: ja Hombron (d'Urville b 4, 372) nennt die Letzteren nächst den Hawaiern die häßlichsten aller Polynesier, sowie er ihnen auch, gegen alle übrigen Berichte (nur daß d'Urville a 4, 228 dasselbe sagt) und darum nicht sehr glaublich, Neigung zum Fettwerden zuschreibt. Die Weiber sind auf beiden Gruppen kleiner als die Männer, wenn auch immer noch größer, als die Tahitierinnen (Forster Reise 2, 69), aber bei weitem nicht so schön wie diese (la Perouse 2, 219; Cook 3. R. 2, 92), ja Turnbull (310) nennt sie geradezu häßlich. Anmuthig waren sie meist nur in frühster Jugend (la Perouse eb.). Die Farbe der Tonganer ist, wenn auch Sarah Farmer (Geschichte 41) das Gegentheil behauptet, dunkler als die der Samoaner, welche letztere (Verne in nouv. ann. des voyages 1848. 4, 376) oft nicht dunkler als sonnenverbrannte Südeuropäer sind. Die Tonganer waren dagegen dunkler als die Tahitier (Forster 209; Turnbull 310), dunkelkupferbraun (Cook 3. R. 2, 92, Virgin Abbild. Forster Reise 2, 69) mit verschiedenen Schattirungen: Cook sah olivenfarbige Menschen, erwähnt aber auch, daß die Frauen bisweilen ganz hell seien; auch d'Urville (a 4, 228) will einige fast weiße Frauen gesehen haben und Forster (Bem. 209) behauptet, daß die Vornehmen bisweilen hellere Farbe hätten. Allein dies ist hier keineswegs so häufig der Fall wie auf Tahiti, wie denn Reinh. Forster (R. 2, 68) keinen Unterschied in Farbe und Korpulenz bemerkte; wohl aber haben die Vornehmen hier eine weiche und feinere Haut, während die der geringen Leute namentlich an den unbedeckten Stellen häufig rauh anzufühlen ist (Cook 3. R. 2, 93). Die Gesichtszüge sind auf beiden Gruppen angenehm, der Vorderkopf

gut entwickelt, der Raum zwiſchen den Augen iſt groß, wodurch die Geſichter etwas feierliches, würdevolles bekommen (Hale 10); die Naſen ſind auch hier an der Spitze dick (Cook 2, 90; Hombron bei d'Urville b 4, 372). Hombron nennt allein von allen Gewährsmännern die Samoaner häßlich, mit ſchiefen Augen, abſtehenden Backenknochen und dicken Naſen. Das Haar, meiſt ſchwarz, doch auch dunkelbraun, iſt ſchlicht oder kraus, doch iſt krauſes Haar beliebter und häufiger. Man kämmt es oft künſtlich empor, ſo daß es perrückenartig abſteht (Virgin 2, 70: Wilkes 2, 75; Kotzebue b 1, 147 f.); doch tragen es beide Geſchlechter meiſt kurz geſchnitten (Forſter Reiſe 69; Virgin 2, 67). Auch den Bart raſirt man meiſtens mit Muſchelſchalen ab (Forſter Bem. 209); doch ſind nach Erskine 116 die Tonganer deshalb von männlicherem Ausdruck, weil ſie bärtiger ſind.

Die Maoris auf Neuſeeland haben nicht die runden Glieder, die ſanften Züge der Tonganer und Tahitier; aber ſie ſind kräftig gebaut, ſehnig und von kühnem Geſichtsausdruck (Hale 11). Nach Thomſon (69) ſind Rumpf und Unterarme verhältnißmäßig länger als beim Europäer, Oberarme und Schenkel dagegen meiſt um $1\frac{1}{2}$" kürzer, wie ja auch Forſter Bemerk. 212 von den ſchlechter entwickelten Beinen der Maori — die Kniee ſind dick, die Beine einwärts gebogen — ſpricht, die er 241 mit den Beinen der Melaneſier vergleicht und daraus erklären will, daß beide Völker ſo häufig eine hockende Stellung in den Kähnen einnähmen. Allein die Maori ſind doch weit mehr ein Land- als ein Schiffervolk. Ihre Hände ſind (Thomſon eb.) klein, die Waden ſtehen hoch oben, die Füße ſind bei geringer Wölbung breit (ja Plattfüße ſind nach ihm in Brit. a. foreign Med.-chir. review 1854. No. 126, 489 gar nicht ſelten) und kurz, oft 1" kürzer, als der Fuß des Europäers, während nach Dieffenbach (2, 7—9) ihre Füße ſehr ſchön und namentlich die Muskeln der erſten und zweiten Zehe ſehr entwickelt ſind, da ſie dieſe bei ihren Arbeiten ſehr oft gebrauchen. Ob ſich dieſer Widerſpruch aus dem allerdings großen Unterſchied erklärt, der auch hier zwiſchen den Höherſtehenden und dem geringen Volke ſich zeigt? Denn während der Adel ſich durch hohen Wuchs auszeichnet und die ihm angehörigen meiſt über 6, ja bis zu 7' groß und dabei völlig proportionirt entwickelt ſind (Taylor 186; Polack Narr. 1, 360), ſo

gibt es (Dieffenbach 2, 9—10) daneben noch eine andere Menſchenklaſſe, welche zwar in jene beſſer entwickelte durch unmerkliche Zwiſchenſtufen unmittelbar übergeht, aber doch ausnahmslos den niederen Klaſſen angehört und im Wuchs ſchlechter und kleiner, an Farbe dunkler iſt. Polack ſtimmt (1, 6) hiermit ganz überein; die Farbe dieſes letzteren Menſchenſchlages nennt er braunſchwarz, ihre Haut zart, ihre Lippen voll, ihre Backenknochen vorſtehend, ihr Haar grob und lockig, nie wollig. Namentlich die Weiber ſollen dieſen Typus zeigen (derſ. 1, 129; Narr. 1, 361). Crozet (26 u. 72) unterſcheidet gar 3 Racen unter den Maoris, eine weiße oder gelbe, eine braune, etwas kraushaarige und kleinere, und drittens eine ſchwarze völlig negerähnliche. Dies müſſen wir jetzt eingehender behandeln, als wir es im vorigen Band (2, S. 28) gethan haben. Was zunächſt die Farbe betrifft, ſo ſchwankt dieſe allerdings auf Neuſeeland von ganz hellem braungelb bis zu ſchwarz (Anderſon bei Cook 3. Reiſe 1, 168). Cook (1. R. bei Schiller 3, 36) nennt die Maori meiſt heller als die Spanier, nach Dieffenbach (2, 7 f.) ſind ſie oft lichter gefärbt als die Südfranzoſen, im allgemeinen aber hellbraun, womit Taylor (184), der an doppelte Abſtammung denkt, übereinſtimmt. Dieſe helle Farbe findet ſich namentlich bei den Häuptlingen (Nicholas 15, 62), wie auch Cook nur mit dieſen in genauere Berührung kam. Iſt ſo die hellere Farbe abhängig vom reicheren und bequemeren Leben, ſo wird ſie auch durch ein kühleres Klima hervorgerufen, wie Angas (1, 309), der die Stämme an der Cooksſtraße erheblich heller fand als die an der Tafelbai, gewiß mit Recht annimmt. Nun gibt es aber auch ſo dunkele Individuen (Thomſon 72), daß man kaum die Tattuirung ſieht. Thomſon (72) gibt das Verhältniß der verſchieden Gefärbten ſo an, daß auf 110 Neuſeeländer 87 braune mit ſchwarzem ſchlichtem oder krauſerem Haar; 10 rothbräunliche mit kurzem krauſem oder langem ſchlichtem roſtröthlichem Haar; und nur drei mit ſchwarzer Haut und ſchwarzem krauſen Haar das in Büſcheln wächſt, kommen. Etwa einer unter 500 hat nach ihm (Medico-chir. review 1854, 489) wolliges, d. h. negritoähnliches Haar, während ſeine Verwandten das gewöhnliche neuſeeländiſche Haar haben. Dies iſt ſchlicht, von gröberer Textur als das europäiſche, aber weich und glänzend, wenn es mit Oel geſchmeidigt und rein gehalten wird (Thomſon 69; review 489). Auch lockiges Haar iſt

nicht selten (Wilkes 2, 398), doch behauptet Dieffenbach (Ausland 1855, 107) gegen Shortland, es sei beim Volke häufiger, als bei den Fürsten, was durchaus glaublich erscheint. Von Farbe ist es schwarz oder braun und dann oft mit Neigung zum Krauswerden (Cook 1. R. 2, 182, 3. R. 1, 168), ja röthlich nach Dieffenbach (2, 7 f.). Kinder haben bisweilen Flachshaare (Angas 1, 309); graue Haare und Kahlköpfigkeit kommt vor, ist aber selten (Cruise 280).

Die Eingeborenen am Ostkap (Polack Narv. 1, 360), welche von anderer Abstammung als die übrigen Maori zu sein behaupten, sollen kleiner, schwächer, dunkler als alle übrigen sein — was Dieffenbach (2, 11) zwar nicht bestätigt fand, was aber, wenn es wahr ist, sich sehr leicht erklärt. Diese Eingeborenen sind ein zurückgedrängter Stamm, welcher durch seine elende Lage auch jenes elende Aeußere nach und nach bekam. Vieles spricht genügend dafür, daß wir ihre dunkle Farbe nur solchen äußeren Umständen, nicht der Einmischung von fremdem Blute zuzuschreiben haben. Zunächst das sporadische Auftreten der dunkleren Individuen; ferner der Umstand, daß die niederen, gedrückteren Stände und Stämme die dunklere Farbe zeigen; sodann, daß sie sich namentlich an den Frauen bemerklich macht. Denn diese (Forster Bem. 212) werden hart und karg gehalten und so sind sie durchgehends kleiner und häßlicher als die Männer (eb.), so zeigen sie in jenem tiefer stehenden Menschenschlag die ihn tiefer stellenden Merkmale in besonders hohem Grad (Polack Narr. 1, 361) natürlich, da sie von den eigenen Stammesgenossen noch tiefer herabgedrückt werden, als diese von anderen Stämmen oder von einer ungünstigen Naturumgebung. Aber im ganzen Lande stehen die Weiber in der Körperentwickelung den Männern nach, theils wie Dieffenbach 2, 12 richtig auseinandersetzt, weil die meiste Arbeit auf ihnen liegt, theils wegen zu frühem Beischlaf, zu langem Säugen und häufigem Abortus. Die Pubertät (eb. 2, 33) tritt früher als bei uns, später als in Südeuropa ein. Mischlinge von Neuseeländerinnen und Weißen waren heller als Südfranzosen, einige hatten Flachshaar und blaue Augen (Dieffenbach 1, 38); auch rothe Wangen haben sie und man würde sie kaum für Mischlinge halten (Dieffenbach supplementory inform. relat. to NZ. 1840, 104), wie überhaupt die Neuseeländer etwas kaukasisches haben (eb. 107).

Es giebt noch einige ganz verwilderte Männer in den wildeſten Gebirgen der Nordinſel, die Maeros mit langen Haaren, Nägeln u. ſ. w. und die Ngatimamoe auf der Südinſel, letztere ein verdrängter und jetzt gänzlich herabgekommener Stamm, der einſt mächtig geweſen ſein ſoll, erſtere flüchtige Maori, Sklaven, Verfolgte, welche den wilden Männern auf Tahiti ganz gleich ſtehen. (Hochſtetter 58, f.).

Es bleibt jetzt noch einzelnes zu beſprechen über. Anlage zum Fettwerden haben die Maori nicht. (Cook 1 R. 2, 282; Dieffenbach 2, 7.) Was das Geſicht betrifft, ſo iſt ihr Mund echt polyneſiſch, voll, mit beſonders ſtarker Oberlippe (Angas 1, 309; Thomſon 69), die Zähne breit, eben, weiß, und meiſt gut (Cook 1 R. 3, 36), doch ſtehen ſie ſchiefer, als beim Europäer, (Thomſon review 489), die Naſe gerade oder römiſch gebogen, immer aber breit und an der Wurzel eingedrückt (Thomſ. eb Taylor 184 f.) auch weniger hervorſpringend als beim Kaukaſier (Thomſon review 489) und an der Spitze dick (Cook 3 R. 1, 168), das Auge ſchwarz, ſehr beweglich und ausdrucksvoll, (Cook eb. Dieffenbach 2, 7 f.), doch bisweilen auch braun, (Angas 1, 309. Thomſon 71) und bei einzelnen Individuen (nach Taylor 184 f. bei ſehr vielen, wovon die übrigen Berichterſtatter nichts wiſſen) ſchiefſtehend, (King und Fitzroy 2, 569) daher es wohl kommen mag, daß Hale (11), King und Fitzroy (2, 507) die Maori den Amerikanern, Taylor ſie den Chineſen ähnlich fand. Die sclerotica ſoll nach Gaimard (bei d'Urville a 2, 277) ſchmutzig gelb ſein. Ihr Bart wird, obwohl er von Natur ſtark iſt, meiſt ausgeriſſen (Dieffenb. 2, 56), wo er aber bleibt, iſt er ſchwarz und zottig (Forſter Bem. 212); ihre Gliedmaßen ſind minder behaart als beim Europäer, (Dieffenbach eb. Thomſon 69 f.) Ihre Züge ſind oft den Europäern ähnlich und von europäiſcher Mannigfaltigkeit (Cook 3. R. 1, 168; Quoy bei d'Urville a 2, 273). Ihre Stimme iſt hoch, zurücklaufend, nicht breit, (Thomſon 69 f.), der längere Durchmeſſer meiſt größer, als beim Europäer, die Schläfen nicht hervortretend, das Hinterhaupt gut entwickelt (Dieffenbach 2, 7 f.), was indeß nicht immer ſtatt hat; Retzius (Müllers Archiv 1847, 505) fand es ganz flach. Dieſer auffallende Unterſchied erklärt ſich daraus, daß auch in Neuſeeland die ſonſt in Polyneſien ſo verbreitete Sitte herrſchte, das Hinterhaupt

künſtlich abzuplatten (Baſeler Miſſ. Magazin 1836, 601 nach Yate); daß aber dieſe Sitte hier überhaupt nicht oder doch zu Dieffenbachs Zeiten nicht mehr allgemein im Gebrauch war. Merkwürdig iſt, daß die Schädelknochen eine größere Stärke als die der Europäer haben (Dieffenbach 2, 7), ja Polack fand ſie an einem Maoriſchädel einen halben Zoll dick. Mißbildungen und Körpergebrechen ſind nicht ſeltener als in England (Thomſon 73), auch Albinobildungen mit blauen Augen kommen vor (Dieffenbach 2, 7 f.). Daß ihnen ein Wort für blau fehlt, (Thomſon 83), theilen ſie mit vielen Naturvölkern.

Wohl kein Volk der Südſee iſt ſoviel beſchrieben, als die Tahitier. Zunächſt macht ſich hier der Unterſchied zwiſchen den Vornehmen und dem Volke geltend, der gleich den Entdeckern auffiel. Während die Durchſchnittsgröße des Volkes etwa 5′ 7—10″, der Weiber 5) 4—6″ war (Wallis 1, 254, Garnot bei Duperrey Zool. 523), ſo war der Adel meiſt an 6′ und drüber groß und die Weiber nicht viel kleiner (Cook 1. R. 2, 185. Forſter Bem. 206) ja Forſter ſah auch ein Mädchen von 6′ (eb.). Noch größer waren die Bewohner von Huaheine, doch auch minder beweglich als die Tahitier. (Cook eb. 2, 252). Dabei waren aber ihre Glieder ſchön gebildet und auch die rieſigſten Leiber in vollem Ebenmaaß (Ellis 1, 82). Wohlgebaut war das ganze Volk, dabei leicht und graziös in den Bewegungen (nur daß die Bergbewohner wegen der Steilheit des Gebirges ſich einen ſehr häßlichen Gang angewöhnt haben), zwar minder ſtark als die Hawaier und Maori, aber kräftiger als die Markeſaner, den Tonganern ähnlich, nur minder würdevoll und ernſt (Ellis 1, 79). Bisweilen erreichten auch einzelne Leute von geringem Stande den Wuchs der Vornehmen (eb. 82). Auch heut zu Tage noch ſind ſie groß und ſchön gewachſen (Virgin 2, 32). Die Vornehmen waren ferner durch überreichliche Nahrung und Pflege in ihrem Muskelbau weichlicher (Forſter Bem. 205) und hatten Neigung zum Fettwerden, wenn auch nicht in ſo reichem Maaße wie die hawaiiſchen Fürſten (Hale 11). Hombron bei d'Urville b 4, 372 läugnet letzteres zwar ganz, aber doch wohl mit Unrecht. Dieſe ungeheuren Fleiſchmaſſen wie zu Hawaii finden wir hier freilich nicht; doch ſagt auch Ellis, daß die Tahitier, namentlich die Weiber, Neigung zu Körperfülle hätten (1, 81). Die Farbe der ganzen Bevölkerung ſchwankt zwiſchen ſehr

hellem Gelbbraun bis zu Dunkelbraun und Olivenfarb (Wallis 1, 254; Forſter 204; Cook 1. R. 2, 186). Doch herſcht ein Bronze- oder Röthlichbraun vor (Ellis 1, 83). Perſonen, welche dem Wetter ausgeſetzt ſind und ſchlechtere Nahrung haben, ſind auch hier viel dunkler (Wallis eb.; Cook eb.; Forſter eb.), daher die Fiſcher der dunkelſte Theil der Bevölkerung ſind (Ellis 1, 84; Turnbull 272). Die Kinder ſind hier (wie überall in Polyneſien) bei der Geburt weiß und nehmen erſt in der Sonne die dunklere Färbung an; bedeckte Körperſtellen bleiben heller und weil nun die Weiber reichlichere Kleidung tragen, auch mehr im Schatten leben, ſo ſind auch ſie oft von ſo heller Farbe, daß ſie rothe Backen haben und ein Erröthen ſichtbar wird (Amich bei Bratring 105, Forſter Bem. 204; Ellis 1, 84). Daſſelbe gilt von den Fürſten, daher auch ſie ſich durch weiße Hautfarbe (Cook 3. R. 2, 329) auszeichnen. Wenn aber Cook ſagt, daß ſich die Areois durch beſondere Mittel, wie durch das Tragen vieler Kleider, reichliches Brodfruchteſſen, künſtlich eine helle Farbe zu geben ſuchten (eb. 330), ſo iſt dies wohl ein Irrthum, denn ihr vornehmer Rang brachte die reichliche Kleidung und Nahrung, deren Hauptbeſtandtheil die Brodfrucht iſt, mit ſich und Ellis verſichert ausdrücklich (1, 84), daß man dunkle Farbe mehr liebte und erſtrebte, weil man in ihr ein Zeichen von Kraft ſah. „Wie dunkel der Mann iſt, der hat ſtarke Knochen" hörte er oft. Es herrſcht alſo dort eine ganz ähnliche Anſicht, wie auch wir ſie in den meiſten Fällen mit Recht haben.

Auch nach den einzelnen Inſeln des Archipels war die Farbe verſchieden. Ganz beſonders weiß und hübſch fand Cook die Weiber auf Huaheine (1. R. 2, 252), wie denn überhaupt die Einwohner dort heller ſind. Parkinſon (25) nennt die dortigen Weiber europäiſch weiß. Dieſelbe Erſcheinung fand Mortimer (44) zum Theil auf Eimeo und namentlich bei den Weibern der Inſel, während Cook (3. R. 2, 258) gerade dieſe letzteren beſonders dunkel, klein und häßlich nennt. Die Raiateaner ſind (Bennett a 1, 104, Cook 3. R. 2, 302) gleichfalls dunkler als die Tahitier, einige faſt ſchwarz; doch haben andere faſt europäiſche Phyſiognomien, und die königliche Familie iſt ganz hell. Nicht dunkler ſind auch die Bewohner der Hervey- und Auſtralinſeln (Ellis 1, 83), und auf Rarotonga waren die Fürſten

durch reichlichere Nahrung gleichfalls ſtärker und dicker als das Volk (Williams 515).

Bougainville (178), Kotzebue (b 1, 72) und d'Urville (a 4, 229) glaubten auf Tahiti wegen den erwähnten Verſchiedenheiten zwei Volksſtämme annehmen zu müſſen; eine Meinung, welche jetzt von Niemandem mehr angenommen wird. Weiſt man ſie aber von Tahiti zurück, ſo hat man nicht den mindeſten Grund ſie für das übrige Polyneſien aufrecht zu erhalten.

Auch die Beſchaffenheit des Haares iſt verſchieden; meiſt iſt es ſchwarz und ſchlicht, doch häufig auch kraus (Parkinſon 22), ja bisweilen ſogar, aber nur ſehr ſelten, wollig (Ellis 1, 81). Auch braunes Haar findet ſich öfters (eb. Wallis 1, 254), ja Wallis behauptet, bei den Kindern ſei es faſt immer flachsgelb; auch auf Raiatea fand Bennett (a 1, 104) wiewohl vereinzelt, röthliches oder helles Haar. Der „Kerl" aber mit rothem Haar, heller Haut und Sommerſproſſen, den Forſter (Bem. 205) auf Otaha fand, war wohl ein Albino; denn Albinobildungen ſind nicht ſelten auf Tahiti. Das braune Haar welches er ſah, wurde an den Spitzen bis zum Sandfarbigen hell. Ganz ebenſo fand es Ellis bei einem entſprungenen Sklaven, der lange Zeit in den Bergen ſein Leben gefriſtet hatte, ſo daß alſo an ein Beitzen hier nicht gedacht werden kann. (Ellis 1, 306). Faſt immer aber iſt das Haar der Tahitier grob und derb, ſo daß es Bougainville mit Pferdehaar vergleicht (178); nur ſelten iſt es ſo fein, wie das der Europäer (Ellis 1, 81). Kahlköpfigkeit kommt vor (Cook 3. R. 2, 247). Ihr Bart iſt ſtark (Forſter Bem. 205. Cook 3. R. 329), ſie tragen ihn auf verſchiedene Art (Cook 1. R. 2, 186); doch dulden ſie kein Körperhaar ſonſt an ſich (eb. Forſter R. 2, 361).

Die genaueſte Beſchreibung der Geſichtszüge verdanken wir Ellis (79 f.). Sie ſind einnehmend und dennoch kühn, der Geſichtswinkel oft ganz europäiſch, der Vorderkopf meiſt wohl entwickelt und nur ſelten niedrig, die Augenbrauen bisweilen gewölbt (Forſter R. a. a. O.), häufiger aber (Ellis eb.) gerade gezeichnet, die Augen klein, aber lebhaft und ſchwarz, die Backenknochen nicht hoch, die Naſe gerade oder adlerförmig, an der Spitze beſonders ſtark, wie auch der Mund, obwohl gut gezeichnet, ſich durch volle Lippen auszeichnet. Die Zähne ſind ſehr gut, blendend weiß und halten ſich bis in ſpätes Al-

ter; auch ihr Athem war rein (Cook 1. R. 2, 186). Die Ohren sind groß, das Kinn häufig etwas hervortretend, die Gesichtsform rund oder oval. Nicht selten finden sich ganz europäische Züge. Auch Cook (1. R. 2, 186) nennt die Gesichter bis auf die allzubreiten Nasen schön, die Augen lebhaft, bald feurig, bald schmachtend, und Forster ist entzückt von dem großen heitern Strahlenauge und dem unbeschreiblich holden Lächeln der Frauen (Bem. 205). Allein er selbst (Reise 2, 361) sagt, daß die Weiber keine regelmäßigen Schönheiten wären, daß ihr Hauptreiz vielmehr in ihrer Freundlichkeit bestände. Die Bilder in Cooks Reisen, welche auf das Urtheil Europa's so großen Einfluß bekamen, nennt er selbst gänzlichst ungetreu (eb. 2, 63). So stimmen denn auch die folgenden Reisenden ihr Urtheil sehr herab. Wilson fand seine Erwartungen sehr getäuscht (443), da er nur wenige schöne Weiber antraf, obwohl er die Anmuth aller Tahitierinnen rühmt; und Vankouver (1, 111) sagt, daß die meisten Weiber häßlich seien, was er allerdings dem Einfluß der Europäer zuschreibt. Virgin findet sie zwar schöner als die Hawaierinnen, aber die Züge sind sehr bald grob und die Sklerotika ist zu gelb (2, 38). Wirklich schön sind die Arme und Hände der Weiber, (Forster Bem. 205. Virgin eb.), während die Füße der Männer nach Forster (eb.) unverhältnißmäßig groß sind. Die Frauen verblühen sehr rasch, woran zum Theil das Klima, mehr aber noch ihr ausschweifendes Leben Schuld ist (Wilson 443). Sie wurden in früheren Zeiten sehr dadurch entstellt, daß man den weiblichen Säuglingen die Nase platt drückte (Wilson eb. Ellis 1, 81). Eine sehr häßliche Entstellung mußten auch die meisten Knaben erdulden: die Mütter drückten ihnen gleich bei der Geburt Stirn und Hinterhaupt zusammen, so daß erstere schmal und hoch, letzteres platt wurde; man that dies, um „den Schrecken ihres Anblicks zu erhöhen" und sie so zu gefährlichen Kriegern zu machen (Ellis 1, 80. 261. Mörenhout 2, 59).

Die im fast unzugänglichen Inneren der Insel wohnenden „wilden Männer", welche mit verwildertem Bart und Haar und menschlicher Rede fast entwöhnt, in den Bergen ein elendes Leben fristen, waren entlaufene Sklaven oder entsprungene Schlachtopfer, welche ganz außerordentlich scheu waren. Einer, den Ellis sah, sprach immer wie in höchster Todesangst; sein Haar war, während er sonst wie jeder andere Tahitier, nur magerer aussah, 1½' lang, gescheitelt und

leicht gelockt (Ellis 1, 305—7). An eine zurückgedrängte Urbevölkerung ist also auch hier nicht im entferntesten zu denken.

Alle Beobachter stimmen überein, daß die Paumotuaner dunkler sind als die übrigen Polynesier. Der spanische Bericht bei Bratring (121: 91) schildert sie als schwärzlich und entschieden dunkler als die Tahitier, was auch von Cook (3. R. 2, 369) bestätigt wird, mit kurzem, sehr dichtem Haar, aber wohlbeleibt. Die Bewohner von Heao (Bow), denen die von Deux Groupes (Mörenh. 1, 168) leiblich und sprachlich vollkommen gleichen, sind kaum mittelgroß, fast schwarz, wenigstens viel dunkler als die Bewohner der umliegenden Inseln, und die Frauen, wegen der harten Arbeit, die auf ihnen liegt noch schwärzer und kleiner, mager und gänzlich reizlos. Doch sind die Kinder nicht ohne Anmuth, und in besseren Verhältnissen entwickeln sich die Paumotuaner oft besser als die Eingeborenen hoher Inseln (Mörenhout 1, 165 f.). Beechey, welcher die Bewohner von Heao als große knochige Menschen, mit breiten, platten Nasen, dummen tiefliegenden Augen, dicken Lippen, herabgezogenen Mundwinkeln und langem buschigem Haar schildert (175), hat sie, meint Belcher (a 1, 372), wohl nie gesehen, da dieselben sehr gut gebaut, von schöner Physiognomie, offen, anhänglich und ehrlich seien; er habe sie wohl mit den Eingeborenen von Anaa verwechselt, welche Belcher (386) wohlgebildet und hübsch, aber dunkler als Tahitier und Markesaner nennt. Allein allem Anscheine nach hat Beechey, dessen Nachrichten doch zu Mörenhout weit besser stimmen als Belchers, Recht und Belcher irrt. Die Mangarevaner sind über mittelgroß, oft bis 6' hoch, aber nicht eben stark; ihre Muskeln sind, wahrscheinlich in Folge elendes und träges Lebens schlaff und hängen im Alter welk herab. Ihr Bart ist, aber nur an Mund und Kinn, nicht auf den Wangen, sehr reichlich, die Nasen sind platt (Beechey 137; Lesson Mangar. 150), die Extremitäten sind schwach, der Kopf etwas spitz, die Stirn zurückfliehend, doch mit starken Augenbrauen, der Mund groß, mit dicken Lippen, die Nase zu ihm herabgedrückt, das Haar nie kraus (Roquemaurel bei d'Urville b, 3, 399). Auch viele blonde Menschen soll es dort noch geben nach einem Bericht im Bullet. soc. geogr. (1853, 2, 320) welcher die Mangarevaner athletisch nennt, was sich indeß wohl nur auf ihre Größe bezieht. Athletische Menschen mit dickem krausem Haar, nicht tattuirt und ohne Schmuck leben auf Lagune und

Egmont, während die von Reao (Clermont Tonnere) ihnen zwar ähnlich, zum Theil aber dunkler, schwarz und wollhaarig, zum Theil hell, blond und von europäischen Gesichtszügen sind (Beechey 154. 156, 147 f.). Dunkel, kraushaarig, den Fidschis ähnlich sind ferner die Bewohner von St. Pablo und von Tapoto (Dissapointement Willes 4, 267; 319 f. 344.); dunkler als die Tahitier, auch die von Kaukura (Palliser Ellis 1, 83).

Haar und Bart werden schlecht gepflegt, was das Wilde ihres Aussehens vermehrt, bisweilen, z. B. auf Deux Groupes, der Bart ausgerauft (Mörenh.). Das Hinterhaupt wird auch hier auf vielen Gruppen gleich nach der Geburt zusammengedrückt (Mörenh. 2, 9) und vielleicht ist hierdurch die oben erwähnte Schädelgestalt der Mangarevaner hervorgerufen. Wir können unser Gesammturtheil also in die Worte Jaquinots (bei d'Urville b Zool. 246) und Hales (11) zusammenfassen: die Paumotuaner sind sehr dunkel, mit harten unregelmäßigen Zügen, welche Wildheit und Kühnheit verrathen, zwar minder athletisch als die übrigen Polynesier, aber immerhin noch stark und wohlbeleibt. Wenn d'Urville sie als Uebergangsform von den Polynesiern zu den Melanesiern fassen will (a 2, 618), so ist dies nur in Ausfluß seiner irrigen Meinung, die Südsee sei ursprünglich von Melanesiern bewohnt gewesen und daher von uns schon oben widerlegt.

Auch die Osterinsel gehört hierher, deren Bewohner Roggeveens Begleiter also schildern: sie waren braun wie die Spanier, einige dunkler, andere heller, einige sogar mit rothen Wangen (ebenso Amich bei Bratring 105); ihre Ohren hängen ihnen künstlich ausgedehnt bis auf die Schultern; sie waren groß gewachsen, stark, schön, munter und behend, nicht mager, doch auch nie fett (Behrens 81, 87). Mit dieser Beschreibung aus 1722 stimmen die neueren Seefahrer nicht mehr ganz überein, Forster (Bemerk. 211) nennt sie dunkler als die Tonganer; die Weiber seien kleiner, aber hübscher als die nicht eben schönen Männer; in seiner Reise (2, 206 f.) nennt er sie kleiner und hagerer als alle anderen Polynesier, die Nase ist zwischen den Augen eingedrückt, die Lippen voll, das Haar schwarz und kraus, die Augen schwarzbraun, klein, die Sklerotika trübe. Das Gesicht hatten sie stets wie von übergroßem Lichte verzerrt. Die langen Ohren fand er noch vor, doch urtheilt Mörenhout (und ebenso Cha-

missio 149) 1, 24 günstiger: er nennt sie wie Behrens schön, groß, mit freiem Gesicht und regelmäßigen Zügen, die Männer dunkler als die Tahitier, die Weiber oft ziemlich hell, schön und zart. Ihre Stirn ist sehr hoch, das Kinn vorspringend, auch die Nase oft gebogen; ihre Schädel sind oblong und wie von oben zusammengedrückt (Du Petit Thouars 2, 229). Er nennt sie 1, 80—90 Meter hoch.

Auf den Markesasinseln tritt nun wieder der Unterschied zwischen dem vornehmen und geringen Stand mehr hervor, der in Paumotu bei dem elenden Leben der Bewohner sich kaum geltend machen konnte; doch ist auch hier bei gleichem Eigenthum Aller und minderer Macht des Königs und des Adels der Unterschied nicht so groß als an anderen Orten. Alle Berichterstatter preisen gleichmäßig die außerordentliche Schönheit der Markesaner: das Ebenmaaß ihrer vollen Glieder, ihre starken Schenkel, ihr ganzer Wuchs erinnerte die Reisenden sehr oft an die besten Werke griechischer Plastik. 6′ ist auch hier eine ganz gewöhnliche Größe, 5′ 8″ der Durchschnitt und nur ganz selten ist Jemand unter 5′ 4″ (Marchand 1, 114 f.), Melville (2, 109) und Vincendon-Dumoulin (Marquises 216) stimmen hiermit vollkommen überein. Letzterer schildert ihre Gesichtszüge als regelmäßig, mit sanftem, frohem Ausdruck, lebendigem Mienenspiel; Arme und Hände, namentlich der Frauen, sind schön und gut geformt, so daß also, wie auch Melville sagt, der die Gesichter vollkommen europäisch nennt (2, 109), ein Racenunterschied zwischen ihnen und den Europäern fast völlig schwindet. Auch jetzt noch, obwohl auch diese Inseln durch Krankheit u. s. w. seit der Bekanntschaft mit den Europäern viel zu leiden hatten, und z. B. die Bevölkerung des Taipithales sehr vermindert ist: noch jetzt herrscht unter den wenigen Uebrigen die alte Schönheit (Ausl. 1868, 487 nach Athenäum Januar 1868). Die Weiber freilich waren weniger schön; bei sonst schönen Gliedern haben sie häßliche Füße und einen häßlichen, schwankenden Gang (Porter 2, 58); ihr Wuchs ist klein, ihr Unterleib dick, allein das Gesicht schön, rundlich, mit großen funkelnden Augen, schönen Zähnen und blühender Farbe (Krusenstern 1, 170—1), daher es jedenfalls eine übertriebene oder nur für einen einzelnen Bezirk gültige Behauptung ist, wenn Jacquinot (d'Urville b, Zool. 253) die Markesanerinnen häßlicher als alle übrigen Polynesierinnen nennt.

Schon dem Mendana fiel ihre Schönheit auf, er rühmt ihre Arme und Hände, ihren Wuchs und ſagt, ſie ſeien ſchöner als die ſchönſten Weiber in Lima (Allg. Hiſt. d. Reiſen 18, 500). Die geſchlechtliche Reife iſt eine ſehr frühzeitige (Melville 2, 101 f.). Dieſe Schönheit iſt nach Kruſenſtern, der gleichfalls mit Marchand ganz übereinſtimmt, nicht bloß bei den Fürſten, ſie iſt auch im Volke ſehr verbreitet (1, 167). Doch unterſcheidet ſich das Volk von ihnen auf Nukuhiva (Kruſenſtern 1, 175) und den anderen Inſeln des Archipels (Bennett a 1, 304) durch krauſes, ja wolliges Haar, während das der Vornehmen ſchlicht iſt. Auch ſchwärzliche Individuen unter ihnen ſind nicht ſelten (Roblet bei Marchand 1, 116; Melville 2, 107) und faſt nirgend findet ſich ein auffallenderes Schwanken der Farben wie hier. Während Porter die jungen Leute olivenbraun, die alten kupferroth nennt (2, 58), ſo ſchwankt die Hautfarbe nach Roblet (a. a. O.) zwiſchen Kupferroth, gelblichem Weiß und hellem Schwarz und dieſelben Farben giebt ſchon Mendana an (Dalrymple 140, 147, 149). Melville fand unter den Mädchen einige ganz hell, andere heller oder dunkler olivenfarb; einige ſchwärzlich und viele goldgelb (2, 105). Auch die Nuahupaner (Porter 2, 11) waren zwar ſehr verſchieden an Farbe, Geſicht und Größe, aber doch meiſt kupferfarbig, freilich einige ſo weiß wie europäiſche Arbeiter und die Mädchen nicht dunkler wie brünette Nordamerikanerinnen. Daß die Weiber beſonders hell ſind, wird uns nicht wundern, da die Vornehmen unter ihnen nie ſich der Sonne ausſetzen und einen Pflanzenſaft brauchen, um die Haut zu bleichen (Stewart a im Baſeler Miſſ. Magazin 1839, 60; Vincendon-Dumoulin, Marquis. (276). Wangenröthe und Erröthen bemerkte Wilſon an einem Mädchen mit geſunder, in reines Gelb fallender Geſichtsfarbe (240) und Melville (1, 166) öfter. Beſonders merkwürdig iſt, was Wilſon 262 erzählt, daß nämlich mehrere Frauen von beſonders heller Farbe braun wurden, als ſie länger auf dem ſonnigen Schiffe verkehrten. Auffallend hell ſind nach Quiros und Figueroa (Marchand 1, 80) die Bewohner von Madalene, welche jene als faſt weiß, von angenehmem und regelmäßigem Geſicht, ſchönen Augen, guten Zähnen ſchildern; ſie waren blond und langhaarig, aber ſo ſchön, daß Quiros ſich des Seufzens nicht enthalten konnte, ſo vollkommene Geſchöpfe Gottes als Heiden zu ſehen (eb. 1, 81).

Der Schädel iſt eigenthümlich: oblong, ſeitlich zuſammengedrückt, mit niedriger Stirn, welche aber äußerlich durch Raſiren des Vorderkopfs (Rodriguet revue des deux mondes 1859 2, 64) hoch erſcheint; der Nacken iſt wie bei den Hawaiern ſtark entwickelt (Vinc. Dum. 2, 92). Auch hier iſt der Hinterkopf ſchief nach vorwärts wie abgeſchnitten (Meier in Menkels Archiv 1828, 4, 37). Zu erwähnen iſt noch, daß das Haar blond, braun oder ſchwarz, ſchlicht oder gekräuſelt, doch nicht wollig (Marchand 1, 114) iſt. Der Begriff wollig iſt verſchieden zu faſſen und ſo brauchen wir hier keinen Widerſpruch mit der obigen Bemerkung Kruſenſterns zu ſehen. Die Naſe iſt gerade oder gebogen, meiſt ein wenig platt, doch nie häßlich, der Mund proportionirt, aber mit vollen Lippen (Rodriguet revue des deux mondes 1859, 2, 611).

Nirgends in ganz Polyneſien iſt der Unterſchied der Stände rückſichtsloſer durchgeführt, als auf Hawaii; daher zeigt ſich auch in der leiblichen Erſcheinung des Volkes eine ſo große Verſchiedenheit, daß ſich noch Du Petit-Thouars (1, 387) zu der Meinung dieſer Archipel ſei von zwei verſchiedenen Racen bevölkert, hinreißen ließ. Die Kanaka, das gemeine Volk der Gruppe, gelten, obwohl ſich einzelne ſchöne und helle Menſchen nicht eben ſelten unter ihnen finden, für die häßlichſten unter den Polyneſiern. Ihre Farbe, dunkler als die der Tahitier und Markeſaner, ſchwankt zwiſchen helloliven-farbig bis zum dunkelſten Negerſchwarz, (Jarves 79) und zwar ſind die Bewohner von Onihau (Beechey 234) am dunkelſten, ſo daß ſich Beechey wie durch die Niedrigkeit und ſchattenloſe Kahlheit der Inſel ſo auch durch die Farbe der Bewohner an Paumotu erinnert ſah; und hier wie dort ſchreibt er die dunkle Farbe dem Mangel an Wald zu (231). Meiſt aber war (Virgin 1, 251) die Röthe der Wangen ſichtbar. Cheever vergleicht die gewöhnlich herrſchende Farbe mit der von Wallnußkernen oder mit der Farbe der Zigeuner (58). Ihr Wuchs iſt nicht hoch, nicht immer ebenmäßig (King bei Cook 3. R. 3, 416), wegen des elenden und mühevollen Lebens, welches ſie zu führen genöthigt ſind, während die Häuptlinge alle nur möglichen Bequemlichkeiten genießen (Hale 12; Jarves 79; Ellis 4, 23). Sind die Leute aus dem Volke aber auch nur mittelgroß, ſo ſind ſie doch muskulös und es fehlt ihnen nicht an Körperkraft und Gewandtheit ja ſie haben (und hatten namentlich) etwas Wildes; aber dieſe

größere Mannheit, ſagt Beechey (231) flößt höhere Achtung ein, als die tahitiſche Verweichlichung. Auch die Weiber ſind kräftig, wie denn Cheever 109 ein Beiſpiel einer rieſenhaft ſtarken Frau giebt. Betrachten wir nun die einzelnen Individuen, ſo iſt das Haar grob, ang und ſchlicht oder kurz und kraus, bisweilen, jedoch ſehr ſelten, auch wollig kraus, und entweder ſchwarz oder braun. Kinder haben häufig hellblondes Haar, (Jarves 79; Ellis 4, 23.). Es wächſt dick und üppig; der Bart dagegen iſt nur dünn (Virgin 1, 251). Man läßt ihn entweder ganz oder auf der Oberlippe wachſen (King bei Cook 3. R. 3, 428). Das Geſicht iſt offen, breit und gutmüthig — Cheever 58 nennt es malaiiſch, nach Ellis 4, 23 iſt es oft ganz europäiſch — das der Weiber nicht ohne Anmuth, bei beiden Geſchlechtern aber voll Sinnlichkeit. Die Naſe iſt breit, namentlich an der Spitze, und dadurch die Naſenlöcher groß (Jarves 79, King a. a. O. 416). An der Wurzel iſt ſie eingedrückt, an der Spitze oft nach unten herabhängend und entweder gerad oder römiſch gebogen (Virgin 1, 251). Die Backen ſpringen vor (Jarves 79) ſtehen aber nach Cheever (58) hoch, wie bei den amerikaniſchen Indianern. Sehr eigenthümlich iſt der Mund gebildet, an dem man die Hawaier ſtets (Hale 12) erkennen kann. Die Lippen ſind voll, die obere Lippe aber ſteht rechtwinkelig gebogen vor, ſo daß ſie wie ein rechtwinkeliges Dreieck überhängt; was das treffliche Titelkupfer bei Virgin ſehr genau darſtellt. Eine ähnliche Mundbildung findet ſich bei den Orang Benua (ſiehe fünfter Band erſtes Heft S. 86). Die Zähne ſind weiß und regelmäßig, die Augen aber — was als Schönheit gilt — roth unterlaufen (Jarves 80). Die Stirn iſt hoch, ſchmal und zurückfliehend (eb.), die Schläfen wie eingedrückt (Hale 12), der Kopf verhältnißmäßig zu groß, ihr Hals zu kurz (Virgin 1, 251). Wir haben ſchon vorhin den hawaiiſchen Schädel betrachtet; hier mag noch hinzugefügt werden, daß er eine ungebührlich breite Baſis und ein auffallend plattes Hinterhaupt hat. Da dieſe letztere Eigenthümlichkeit für ſchön galt, ſo wurden ſchon die Kinderſchädel durch künſtliche Mittel abgeplattet (Cheever 59). Wenn man aber damit die Gewohnheit der Hawaier, auf dem Rücken zu ſchlafen in Zuſammenhang gebracht hat, (Magazin für Literat. des Ausl. 1853, 623), ſo iſt dies ein Irrthum, denn das letztere iſt Sitte im ganzen Ocean. Die Männer ſind ſchöner wie die Weiber,

doch haben dieſe oft einen eigenthümlich milden Geſichtsausdruck (King a. a. O. 415) ſowie ſehr ſchöne Hände. Anmuthig ſind ſie nur gleich nach der Geſchlechtsreife, im 10. oder 12. Jahre, da ſie bald nachher dick und häßlich werden (Jarves 79).

Von hoher Schönheit aber ſind die Häuptlinge. Ihre Größe iſt enorm, 6′ 5″ nach Meares 1, 11 und Meyen 162; Paki, den Virgin ſah, war $3^1/_2$ Elle groß (1, 258). Die Weiber ſind nicht kleiner, und ihr Körperbau iſt dieſer Größe entſprechend entwickelt. Die Weiber jedoch werden nach der erſten Jugend geradezu unförmlich, denn ihr Fleiſch, was freilich in den Augen ihrer Männer als Schönheit gilt, wächſt dann ins Ungeheure und hängt in dicken Falten herab, ſo daß ihre Anmuth und Beweglichkeit ſich gleichmäßig verringern (Jarves 77). Doch meint Cheever, daß ſie in europäiſcher Kleidung nicht übermäßig abſchreckend wären. Dieſe enorme Korpulenz iſt nur Folge der zu guten Pflege, welche ihnen von Jugend auf zu Theil wird. Allein es gab unter ihnen auch anders geſtaltete, Tamehameha ſelbſt, der aus einer Seitenlinie der königlichen Familie ſtammte, glich ihr weder an Größe noch an Geſichtsbildung und doch iſt nicht der mindeſte Grund, mit Meyen (162) anzunehmen, daß er nicht reines Blutes geweſen ſei. Man darf aber nicht denken, daß dieſe übermäßige leibliche Entwickelung den geiſtigen Fähigkeiten geſchadet habe; die hawaiiſchen Fürſten beweiſen überall das Gegentheil.

Es iſt bekannt und von allen Reiſenden gleichmäßig berichtet, welche Vertrautheit alle dieſe Völker mit dem Waſſer haben. Es iſt ihnen wie ihr zweites Element, und dies gilt wie von Mikroneſien ſo in noch höherem Grade von Polyneſien. In Tahiti und Hawaii war es ein Spiel, mitten in die Brandung hineinzuſpringen, welche an den Korallenriffen ſo furchtbar toſt und darin umherzuſchwimmen, ja Frauen thaten dies oft mit ihren Säuglingen im Arm (Cook 1. R. 2, 134; Ellis 1, 223; 4; 369; Jarves 63; Cook 3. R. 2, 428). Krufenſtern ſah (1, 133) Markeſaner mit gefüllten Waſſergefäßen durch die Brandung ſchwimmen, ohne das Waſſer zu vergießen. (Mörenh. 2, 61. Melville 2, 191. Ellis 1, 261). Die Kinder lernen eher ſchwimmen als laufen und ganz gewöhnlich ſprangen gefangene Polyneſier, welche man auf dem Schiff für ſicher hielt, auf hoher See ins Waſſer, um ſich durch Schwimmen zu retten

— ſo die Taumakaner des Quiros, ſo die 20 Eingeborenen von Waihu, welche das ſüdamerikaniſche Räuberſchiff Nancy mit fortgeſchleppt hatte (Mörenh. 2, 277). Von allen aber leiſten die Sandwichinſulaner das erſtaunlichſte. Bei einem Schiffbruch ſprangen ſie ins Meer und ſchwammen 25 Miles bis zum Lande (Ohmſtedt 205). Ein hawaiiſches Schiff fiel auf hoher See um und ein Mann und eine Frau ſuchten ſich durch Schwimmen zu retten; den Mann verließ die Kraft, die Frau aber nahm ihn auf den Rücken und ſchwamm ſo mit ihm weiter, bis ſie endlich halbtodt zum Strande getrieben ward (Cheever 109). Sie hatte ihn 30 Stunden durchs Meer geſchleppt (Simpſon 2, 208). Noch wunderbarer ſind die Leiſtungen der Hawaier im Tauchen. Sie tauchten, wie Turnbull 161 erzählt, in eine Tiefe von 15 Faden hinab, um in dieſer Tiefe ein Ankertau, das ſich verwickelt hatte, loszumachen; in der Tiefe von 10 Faden wälzten ſie einen ſchweren Amboß etwa eine halbe engliſche Meile auf dem Meeresgrund hin, wobei ſie ſich immer ablöſten, und brachten ihn wirklich ans Land (Young bei Turnbull eb.); ſie ſtürzten ſich von der höchſten Spitze der oberſten Segelſtange ins Meer und ſchwammen unter beſtändigen Poſſen unter dem Schiff her; als deſſen Kupferbeſchlag losgegangen war, nagelten ihn die Taucher wieder an, wobei ſie immer 3—4 Minuten unter dem Waſſer blieben, dann Athem holten und wieder an ihre Arbeit gingen. Turnbull der dies 162 f. erzählt, ſagt ſelbſt, er würde es nicht glauben, wenn er nicht Augenzeuge geweſen wäre. Auch Franchère (56) ſagt, daß ſie 4 Minuten unter dem Waſſer bleiben könnten. Ganz unglaubliches aber erzählt Meares (2, 181), der doch ein durchaus glaubwürdiger Mann iſt, von den Tauchern des Königs. Von dieſen, 6 Mann an der Zahl, welche vor jedem Tauchen eine gute Mahlzeit zu ſich nahmen, blieben 4 nur 4 Minuten im Waſſer, der 5te, welcher bewußtlos herausgezogen ward, 5 Minuten, der 6te aber, der gleichfalls bewußtlos und aus Mund und Naſe blutend an den Strand gebracht wurde, blieb $7\frac{1}{2}$ Minute aus, bei einer Tiefe von 30 Faden! Man begreift, wie Vankouver (2, 186), der ſo erſtaunliche Leiſtungen nicht ſelbſt ſah, dieſelben bezweifelt. Turnbull hat ganz ähnliches geſehen und auch er verſichert, daß ſolche ungeheuere Anſtrengungen den Tauchern ſehr ſchädlich ſind; mit geſchwollenem Geſicht, aus Naſe und Ohren blutend, tauchen ſie wieder auf, um ſich jedoch raſch zu erholen. Beim Tauchen verſtopfen ſie

ſorgfältig alle Körperöffnungen, damit das Waſſer nicht eindringen könne (Turnbull 162); eher wohl, um die Luft im Körper feſtzuhalten. Nach alle dem iſt es kein Wunder, daß an Cooks Schiff die Nägel vom Schiffsboden unter dem Waſſer her geſtohlen wurden (King bei Cook 3. R. 3, 309). Zuweilen liegen die Hawaier den ganzen Tag auf dem Waſſer, indem ſie höchſt träge ſich weiter rudern und ſich äußerſt wohl befinden (Turnbull 161). Der ganze Volksſtamm iſt ein faſt amphibiſcher und nirgends hat es die Menſchheit in der Beherrſchung eines feindlichen Elementes weiter gebracht, wie in Polyneſien.

Auch im Klettern ſind alle Polyneſier äußerſt geſchickt, mag es nun an Korallenriffen oder Felswänden oder Kokosbäumen ſein. An letzteren laufen ſie mit bewundernswerther Schnelligkeit empor, oft ſchon kleine Kinder (Melville); bisweilen bedienen ſie ſich dabei eines kleinen Strickes um den Fuß (Schouten Diar. 43).

Der Geſundheitszuſtand aller polyneſiſchen Inſeln war vor der Entdeckung ein guter. Organiſche Fehler und dergleichen waren ſelten. Dieffenbach (2, 17—23) erwähnt aus dem Innern von Neuſeeland, wohin zu ſeiner Zeit (1840) der Einfluß der Europäer noch wenig gedrungen war, Beiſpiele von Klumpfuß, Haſenſcharte (welche Beechey 140 auch auf Mangareva ſah) ſowie erbliche Ueberzähligkeit von Fingern und Zehen. Nach Thomſon (73) freilich ſind ſolche organiſche Gebrechen nicht ſeltener als in England; doch bezieht ſich dies wohl nur auf die Küſtengegenden, deren Geſundheit ſehr gelitten hat. Anderes Vereinzeltes erwähnt Forſter (Bem. 418). Am häufigſten waren ſolche Mißbildungen auf den Sandwichinſeln, wo King (Cook 3. Reiſe 3, 416) Bucklige, einen jungen Menſchen ohne Füße und Hände, viele Schielende und einen angeblich Blindgeborenen ſah; am ſeltenſten waren ſie auf den Markeſasinſeln (Roblet bei Marchand 1, 114; Melville 1, 245, Kruſenſtern 1, 169). Albinos fanden ſich überall, in Neuſeeland (Dieffenbach 2, 8 f.), Tahiti (Mörenh. 2, 155, Cook 1. R. 2, 99; 186 u. ſ. w.), auf Markeſas (Melville) und ſonſt. Auch Wahnſinnige werden erwähnt, welche in Hawaii z. B. nicht ſchlecht behandelt wurden, da man ſie von einem Gott beſeſſen glaubte (Jarves 82; Dieffenb. 2, 17 von Neuſeeland). Doch gab es auch epidemiſche Krankheiten ſchon vor den Europäern, wie z. B. eine Epidemie, die mit Verluſt des Haupt-

haares verbunden war, kurz vor Cooks Ankunft ſo heftig auf der Oſtküſte von Neuſeeland wüthete, daß nicht alle Todten begraben werden konnten (Dieffenb. 2, 16). Eine Art Abzehrung mit Huſten verbunden und anſteckend kam auf Tahiti aber nur höchſt ſelten vor (Mörenhout 2, 155); man kannte ſie auch auf Tonga (Mariner 2, 271 f.). Huſten, aber ungefährlich, war auch ſonſt auf Tahiti bekannt (Forſter Bem. 419), ſo wie ein leichtes Wechſelfieber (Mörenh. 2, 155). Anſchwellen der Hoden war hier und auf Tonga nicht ſelten; die Krankheit ſtieg in beiden Archipelen oft auf einen ſehr hohen Grad (Mariner 2, 257 f. Forſter Bem. 419). Sind dies nur vereinzelte oder ganz ſeltene Leiden, ſo beſtanden die eigentlichen Nationalübel der Polyneſier in Hautkrankheiten, welche zwar meiſt nicht lebensgefährlich, auch ſelten ſchmerzhaft, immer aber ſehr entſtellend auftraten. Ichthyoſe und andere Arten von Ausſatz, Elephantiaſis, Ausſchlag, Geſchwüre waren überall häufig (Samoa Erſkine 36; Tahiti Mörenh. 2, 155 f., Ellis 1, 84; Tonga Mariner 2, 271, Uwea Mich. 482; Forſter Bem. 419), nur daß Neuſeeland weniger davon heimgeſucht iſt. Auf Hawaii ſoll Krätze häufig ſein (Freycinet 2, 574). Auf Tonga kommen auch ſcrophuliſe Geſchwüre und Verhärtungen vor, und namentlich leiden die Kinder hier und zu Uwea an ſehr bösartigen eiternden Puſteln, welche ſich gerade an den empfindlichſten Körpertheilen (Mund, Scham, After, Fußſohlen) einſtellen, aber mit dem 9. Lebensjahr von ſelbſt verſchwinden (Mar. 2, 270 f. Michel. 482 f.). Neben einer ungefährlichen Augenentzündung (Mar. 2, 262) fand ſich auf Tonga auch eine Gonorhöe mit ardor urinae (eb. 268), welche Mariner ausdrücklich als etwas nicht Syphilitiſches bezeichnete. Syphilis herrſchte zu ſeiner Zeit nicht, da ein einziger Fall, der auf franzöſiſcher Anſteckung beruhte, raſch tödtlich verlaufen war (270). Allein alles dies ſind auch hier ſeltene Fälle: im ganzen herrſcht Geſundheit (Erſkine 161) und die Heilkraft der Natur iſt außerordentlich groß, man erträgt die gewaltigſten Schädelverletzungen, die barbariſchſten Operationen ohne ſchlimmere Folgen (260).

Die Geburten ſind überaus leicht; die Mutter ſchneidet die Nabelſchnur ſelbſt ab und geht dann gleich mit dem Kinde zum Bade (Dieffenb. 2, 24; Wilſon 461; Ellis 1, 261). Allein ſo geſund die Kinder auch geboren werden, ſo iſt doch die Sterblichkeit unter

ihnen sehr groß (Tahiti Bennetta 1, 148; Ellis 1, 260; Hawaii Virgin 1, 268) und dies kommt durch die schlechte Pflege, welche man ihnen in den ersten Jahren zuwendet. Man hat von einigen Seiten behauptet, die Polynesierinnen seien nicht fruchtbar und hierin wohl gar eine Raceneigenthümlichkeit sehen wollen. Doch, wie wir an einem anderen Orte ausführlicher gezeigt haben (Aussterben der Naturvölker, Leipzig 1868, S. 26 f. S. 48 f.), mit Unrecht: wo Kinderlosigkeit vorkommt, ist sie theils die Folge der unglaublichen Ausschweifungen dieser Völker, theils ihrer politischen Verhältnisse, theils des unter ihnen sehr verbreiteten Kindermordes, untergeordneterer Ursachen nicht zu gedenken. Jedenfalls sind die Weiber nicht unfruchtbarer als in anderen Ländern; Cheever (68) erwähnt eine Frau auf Hawaii, welche 25 Kinder verloren hatte; zahlreiche Beispiele ziemlich großer Fruchtbarkeit der Tahitierinnen gibt Forster (Bemerk. 195) und Williams (560 f.); auf Neuseeland, wo Zwillingsgeburten nicht selten sind waren die Ehen durchaus fruchtbar (Diefenb. 2, 24; 152), ebenso in Tonga, Tukopia, Samoa: und jetzt wo der Kindermord, die Ausschweifungen nach und nach aufgehört haben, da werden auch die Geburten und die Kinderzahl reichlicher. Der Kindermord ist auch, da man vorzugsweise weibliche Kinder auf manchen Inseln tödtete, die Ursache, daß auf Tahiti die Frauen weit weniger zahlreich (nach Turnbull 159 betrugen sie nur den 10. Theil der Bevölkerung) als die Männer sind, während auf Hawaii z. B. das umgekehrte Verhältniß herrschte. Die Lebensdauer der Polynesier war, wo nicht äußere Ursachen, wie allzuelendes Leben, schlechte Behandlung im Alter, zu häufiger Krieg u. drgl. schädlich wirkte, keineswegs kürzer als in Europa; auf Tahiti besannen sich 1791 viele noch auf das Scheitern eines der Roggeveenschen Schiffe, also ein Ereigniß aus 1722 (Wilson 444). Dies ist freilich kein sehr sicherer Beweis für die Lebensdauer; allein überall fanden die ersten Entdecker weißbärtige Männer und auch Frauen vor, welche sehr alt sein mußten (z. B. Byron bei Schiller 1, 102; Cook eb. 2, 156). Verfall des Körpers durch das Alter wird nur selten bemerkt (Ellis 1, 99).

Anhangsweise wollen wir hier noch kurz betrachten, welche Umänderungen die leibliche Beschaffenheit der Polynesier durch künstliche Mittel erlitt. Ueber die künstliche Formung des Schädels auf Tahiti, Hawaii, Paumotu und sonst ist schon geredet. Sie herrschte

auch in Samoa (Heath in L'institut 1844 2, 15). Man könnte daran denken, ob nicht die eigenthümliche Schädelbildung der Polyneſier, welche wir oben ſchon erwähnten, durch dieſe künſtliche Formung im Lauf der Jahrtauſende hervorgebracht ſei. So alt iſt jedenfalls dieſe Sitte, da wir ihr auch in Malaiſien begegnet ſind (5ter Band 1. Heft S. 85; 109). Möglich iſt es gewiß, daß manche Berichterſtatter künſtlich abgeplattete Schädel vor ſich hatten: da man aber bisher noch keinen Beweis hat, daß künſtliche Schädelumformung ſich vererbt habe, weshalb auch (Band 1, 98) Morton und v. Tſchudi gegen die Möglichkeit einer ſolchen Vererbung ſind: ſo iſt jener Gedanke wenigſtens für den jetzigen Stand der Wiſſenſchaft abzuweiſen. Vielleicht war das Verhältniß gerade das umgekehrte, man fand eine hohe und hinten flach abfallende, alſo einigermaßen ſpitze Kopfform, weil man ſie häufig ſah, ſchön, und wandte nun künſtliche Mittel an, ſie zu verſtärken. Auch die Sitte, die Naſen platt zu drücken, iſt uralt, wie auf Tahiti fand ſie ſich auf Celebes (Forſter Bem. 516, nach Gomara), bei den Malaien, den Orang Benua und ſonſt in Malaiſien (1. Heft des 5. Bandes S. 85; 86), und ſie mag vielleicht ähnlich wie das Abplatten der Schädel entſtanden ſein, um eine natürliche Eigenſchaft, die man ſchön fand, künſtlich zu verſtärken.

Das Durchbohren der Ohrläppchen war früher wohl allgemein malaiiſche Sitte, wie ſie denn Pigafetta (70) 1522 bei den Tagalen noch ſo im Schwunge fand, daß dieſelben durch ihre Ohrlöcher den Arm durchſtecken konnten. Die Malaien auf Malakka und Sumatra ziehen den Kindern bei der Geburt die Ohren lang (5. B. 1. H. 85). Auch in Polyneſien fand man ſie nur noch im Abſterben. Auf der Oſterinſel hielt ſie ſich am längſten. Zu Behrens Zeiten (1722) hingen den Eingeborenen die Ohrläppchen, in deren Oeffnungen ſie „weiße Klötze" trugen, bis auf die Schulter (87) Ebenſo fand es noch Mörenhout 1, 25, während nach Chamiſſo (139) die Sitte ſchon im Abſterben war, nur die Greiſe hatten noch durchbohrte Ohrlappen, deren Zipfel ſie durch die Oeffnung zogen. Auf Neuſeeland fand Cook 1. R. 3, 47 die Oeffnungen nur von dem Durchmeſſer eines Fingers. Auch die Tahitier hatten durchbohrte aber keineswegs ausgedehnte Ohrläppchen (Darwin 2, 176), in deren einem ſie eine Blume, eine rothe Beere oder dergl. trugen (Cook b. 2, 191). Die Markeſaner trugen große, runde, weiße Muſcheln

in den Ohrlöchern (Kruſenſtern 1, 175). Das Durchbohren d Naſenknorpels, welche Sitte im nordweſtlichen Polyneſien vorkam, e wähnt Cook (1. R. 3, 47) auch von einem Neuſeeländer, der ei Blume in der Oeffnung trug. Es iſt dies nur ein vereinzelter Fa der im öſtlichen und centralen Polyneſien keine Analogie hat. Lan Nägel, welche ſorgfältig rein gehalten wurden, obwohl man ſie bi weilen gliedlang wachſen läßt (Forſter Bem. 515), trugen die Häu linge in Tahiti an einem oder an allen Fingern (Forſter Bem. 24 Bougainville 178), welche Sitte gleichfalls in Malaiſien, in Mi danao, in Java herrſcht (Forſter 515); in Polyneſien haben w ſie ſchon an einigen Orten gefunden; ſowie wir auch ſchon das Au rupfen der Körperhaare, welches faſt überall herrſcht, erwähnt habe

Dieſelbe Art der Beſchneidung, welche die Orang Benua Malakka haben (1. Heft des 5. Bandes 176), herrſcht auch auf d meiſten Gruppen Polyneſiens: ſie beſteht darin, daß ſchon in früh Jugend die Vorhaut aufgeſchlitzt wird, welche Ceremonie für Tahi wo ſie der Prieſter beſorgt (Forſter Bem. 482), weitläufig von A derſon in Cooks 3. Reiſe (2, 349) beſchrieben iſt. Ganz eben war es auf den Markeſasinſeln (Porter 2, 111; Kruſenſte 1, 170), auf Waihu (Rollin bei la Peroufe 2, 266), Ton (Mariner 1, 319; 2, 264; Cook 3. R. 2, 101) und Sam (Wilkes 2, 80). Auf Tonga iſt nur der vornehmſte Fürſt, d Tui-tonga, frei davon (Mar. 1, 340; 2, 84). Auf den Markeſ indeß iſt dieſe Sitte nicht allgemein (Liſianſky 85 gegen Laug dorff 1, 137; Roquefeuil 1, 303), auf Hawaii (Cook 3. 2, 433) und Neuſeeland (1. R. 3, 45) war ſie unbekannt: a dieſe Inſulaner, auch die Bewohner des Paumotuarchipels aber band die Vorhaut über die Eichel zu, in Neuſeeland mit einem Band vo Gürtel aus, welches zugleich als Suspenſorium dient (Cook 1. 3, 44), und das abzulegen man ſie nur ſchwer bewegen kann (d'U ville a 2, 482); wie denn überhaupt die Eichel der einzige Körpe theil iſt, den zu entblößen dieſe Völker Scham empfinden. M kennt die Frechheit der Markeſanerinnen: gegen einen Matroſen ab deſſen Eichel ſie entblößt geſehen hatten, waren ſie ganz unerbittli wie ſie es gegen jeden ſind, der darin ihr Schamgefühl verle (Kruſenſtern 1, 178; Jacquinot bei d'Urville b Zool. 253

Wichtiger aber noch iſt das Tattuiren. Es geſchieht a

den meiſten Inſeln mit dem Ruß oder der Kohle, welche man durch Verbrennung der Nuß von Aleurites triloba gewinnt, während man auf Neuſeeland (Dieffenb. 2, 34) das Holz oder Harz der Kauriſichte in gleicher Weiſe benutzt. Die Kohle wird pulveriſirt und mit Oel vermiſcht; welche Miſchung unter die Haut gebracht eine anfangs ſchwarze, nachher eine blauliche Farbe hervorbringt (Ellis 1, 166). Um ſie unter die Haut zu bringen, bediente man ſich eines Knochens oder einer Muſchelſchale in Geſtalt eines ſcharfen feinzinkigen Kammes, den man in die Farbe eintauchte, auf die betreffende Stelle aufſetzte und durch Daraufſchlagen mit einem beſonders dazu bereit gehaltenen Stab, der auch zum Umrühren der Farbe diente (Forſter Bem. 483), in die Haut eintrieb. Auf Tahiti hatte der Kamm bis 20, auf Tonga und Samoa, wo er aus Menſchenknochen gebildet war, 6—60 Zinken (Turner 181; Mariner 2, 265). Auf Neuſeeland bediente man ſich anſtatt des Kammes eines ſcharfen Meiſels (Dieffenbach 2, 34; Taylor 152). Auf den Markeſas ſchlug man erſt die Wunde und rieb dieſe dann erſt mit der Farbe ein (Kruſenſtern 2, 171). Auf Neuſeeland war die Zeichnung tiefer als im übrigen Polyneſien; damit ſie dauerhaft ſei, wurde ſie mehrmals, nach Jacquinot (d'Urville b Zool. 275) bis zu fünfmal überarbeitet. Das Muſter wurde erſt mit Holzkohle auf die Haut gezeichnet, bisweilen aber vom Operateur gleich mit dem Werkzeug ſelbſt nach ſeinem Augenmaaß angelegt (Ellis 1, 264; Friedr. Müller b 49). Da die Operation außerordentlich ſchmerzhaft iſt, ſo daß die, an denen ſie vollzogen wird, oft aus einer Ohnmacht in die andere fallen (wie Kruſenſtern auf den Markeſas ſah) und auf Tahiti oft mit Gewalt gehalten werden mußten (Cook 1. R. 2, 188); da die Geſchwulſt und Hautentzündung, welche ſie oft für lange Zeit nach ſich zieht, tödtlich ſein kann und gar nicht ſelten tödtlich iſt (Ellis 1, 266); ſo wird nie der ganze Schmuck, ſelten auch nur eine Figur auf einmal ausgeführt (Ellis 1, 264), vielmehr vergehen Jahre, ja ein ganzes Menſchenleben, bis alles vollendet iſt. Doch galt es für Ehrenſache keinen Schmerzenslaut zu äußern (Dieffenb. 2, 34) und während der Operation wurde von den Verwandten des Betreffenden ſowie vom tattuirenden Prieſter geſungen und zwar Lieder, welche auf religiöſer Grundlage beruhend zugleich den Werth des Tattuirtſeins preiſen und den Leidenden ermuthigen

(Taylor 154; Thomſon 76; Müller b 50, der deutſche Ueberſetzungen dieſer Lieder gibt). Der Operateur, der, an welchem die Operation vollzogen wurde, ſo wie deſſen ganzes Dorf waren Tabu. Der erſte Anfang des Tattuirtwerdens geſchah mit dem Beginn der Mannbarkeit bei beiden Geſchlechtern (Dieffenb. 2, 9). Ebenſo war es in Nukuhiva (Math. G*** 130). In Tahiti begann man die Operation (Ellis 1, 262) mit dem achten oder zehnten (Wallis bei Schiller 1, 257 ſagt mit dem zwölften) und vollendet war ſie etwa bis zum dreißigſten Jahr, auf anderen Inſeln aber, wo man den ganzen Körper mit dieſem Schmuck bedeckte, wurden oft noch im höheren Alter Zuſätze gemacht. Auf Samoa galten die noch nicht Tattuirten für minderjährig und durften nirgend mitſprechen, obwohl man hier erſt mit dem 17. Jahre die Operation begann. Sie wurde meiſt an 6—12 Jünglingen zugleich unternommen und dauerte 2—3 Monate (Turner 181 f.; Erskine 36). In Tonga herrſchten dieſelben Gebräuche (Hale 39; Erskine 155). Die Weiber ſind meiſt viel weniger tattuirt als die Männer; Sklaven oder Leute aus dem Volke dürfen eigentlich nicht tattuirt werden (Kruſenſtern 1, 172), ja wurden auf Neuſeeland freie Männer, deren Tattuirung noch nicht vollendet war, im Kriege gefangen und dadurch zu Sklaven, ſo unterblieb die Fortſetzung der Operation (Dieffenb. 2, 34 f.). Auf den Markeſas freilich war auch bisweilen das Volk tattuirt, aber niemals ſo ſorgfältig wie die Häuptlinge (Melville 2, 177), ab und zu auch in Neuſeeland (Quoy und Gaimard bei d'Urville a Zool. 20), wenn dies letztere kein Irrthum iſt. Denn wenn z. B. Polack Narr. 1, 386 ſagt, daß ebendaſelbſt auch Sklaven oft ſchön tattuirt ſeien, ſo waren dies gewiß im Krieg erbeutete Sklaven, welche aus früherer freier Zeit den Schmuck beſaßen.

Ueberall beſorgten Männer die Operation, welche daraus ein beſtimmtes Gewerbe machen (Ellis 1, 263 Tahiti; Samoa Turner 181 f.; Markeſas Kruſenſtern 1, 172); für Neuſeeland nennt Thomſon 76 und Dieffenb. 2, 34 f. geradezu den Prieſter und allerdings bezeichnet neuſ. tohunga, tahit. tahua, entweder Künſtler oder Prieſter (Hale s. v. tufunga). Auf Neuſeeland, wo die Tattuirung moko, d. h. Eidechſe, Schlange heißt, nach Hale 39 wegen der krummen Linien, aus der ſie beſteht, bedeckt ſie das Geſicht, den Rücken und die Vorderſeite der Schenkel (Dieffenb. a.

a. O.; Taylor 154), wo ſie beſonders dicht war (Cook 1. R. 2, 356). Das Geſicht, das man in Rarotonga nicht tattuirte, ſoll in älteſter Zeit auch unter den Maori freigeblieben ſein; die Sage erzählt, daß man es erſt nach der Einwanderung zu tattuiren angefangen habe (Thomſon 75). Die Zeichnung folgt den natürlichen Falten des Geſichtes, wodurch ſeine Eigenthümlichkeit ſehr ſcharf hervorgehoben wird (Dieffenb. 2, 9). Sie beſteht am ganzen Körper bei allen Stämmen aus ſpiralförmigen und anderen Linien, deren jede ihren eigenen Namen hat (Dieffenb. 2, 34), welche aber in verſchiedener Zuſammenſtellung von dem Einzelnen gewählt werden, ſo daß auf dieſe Weiſe ein jeder ſein ihm. perſönlich eigenes Muſter hat. Die Weiber erhielten Horizontalſtreifen auf die Lippen, denn „rothe Lippen haben," gilt als Schande. Beim Stamm der Waikatos, welche für die geſchickteſten Tattuirer gelten, wird ihnen oft auch das Kinn und der Raum zwiſchen den Augenbrauen tattuirt (Dieffenb. 2, 35; vgl. das Lied bei Friedr. Müller b, 50). Es geſchah in beſtimmter Reihenfolge der Körpertheile und war, da es als höchſter Schmuck galt, ein Gegenſtand des Ehrgeizes und der Eitelkeit auf Neuſeeland (Taylor 154), auf Tahiti (Mörenh. 2, 122), auf Tonga, wo man es für unmännlich und unanſtändig hielt, nicht tattuirt zu ſein (Mariner 2, 265 f.) Auf Tahiti, wo die Muſter zierlicher waren als im übrigen Ozean, wurden die Geſichter nie oder nur ſelten (Ellis 1, 266) tattuirt, ebenſo auf Paumotu (Mörenh. 2, 124; Cook 1. R. 2, 189), wohl aber die Beine von den Knöcheln an und der Leib bis zu den kurzen Rippen, der Rücken mit geraden wellenförmigen oder Zickzacklinien, welche dem Rückgrat parallel laufen, die Arme und die Bruſt (Ellis 1, 265). Auch die Finger und die Zehen, ſo wie der äußere Rand des Fußes trugen ſolche eingeritzte Muſter, Finger und Zehen häufig in der Geſtalt eines z (Cook 1. R. 2, 188 f.). Darwin, zu deſſen Zeiten ſchon lange nicht mehr alle Männer tattuirt waren, hatte doch noch Gelegenheit zu bemerken, daß die Linien gar anmuthig den Linien der Muskeln folgten; auch fand er noch verſchiedene Moden der Zeichnung vor. Die Weiber ſah er wie die Männer tattuirt (2, 176), während ſie früher viel weniger als dieſe und nur an Füßen, Fuß- und Handgelenken ſo wie an den Fingern (Ellis 1, 266) tattuirt waren. Beſonders Vornehme trugen ein einfach gewürfeltes Muſter (Wallis bei Schiller 1, 257)

andere hatten Quadrate, Kreiſe, Halbmonde, Menſchen, Vögel, Hunde ziemlich roh eingeritzt, wovon indeß manches eine geheimnißvolle Bedeutung hatte. Am dichteſten waren die Zeichnungen vom Gürtel bis an die Lenden (Cook a. a. O., Forſter Reiſe 2, 70). Die Zeichnungen ſelbſt konnte man willkührlich wählen, und ſo waren namentlich beliebt Kokospalmen, Brodbäume mit herabhängenden Windenranken, Früchte ſammelnde Knaben, Männer im Gefecht triumphirend über todte Feinde oder ein Mann, der den todten Feind in den Tempel als Opfer trägt; dann alle Arten Thiere, Hühner, Hunde, Fiſche; ferner Waffen u. ſ. w. Ellis 1, 267. Auch auf Waihu waren zu Behrens Zeit (87) die Männer faſt ganz tattuirt mit Vögeln und Thieren; als Mörenhout (1, 24) ſie beſuchte, fand er dieſe den Neuſeeländern ähnlich, die Weiber von den Ferſen zu den Knieen, und an Stirn und Lippen mit Punkten bezeichnet. Chamiſſo ſah ein Muſter, das aus lauter Längsſtreifen beſtand (138); die Frauen fand du Petitthouars 2, 230, nur um den Mund, am obern Rand der Stirn und an den Schenkeln tattuirt. Schouten erzählt (Diar. 23 f.) daß auf Sondergrond (Takaroa und Takapoto) die Einwohner Zeichnungen von Eidechſen, Schlangen u. ſ. w. trugen. Sonſt glichen die Muſter der Paumotuaner den tahitiſchen, nur daß ſie plumper waren (Hale 40; Ellis 1, 264). Die Anaaner tattuirten ſich nur mit Kreuzlinien, die Bewohner der öſtlichen Inſeln überhaupt nicht (Hale 40), Kreuze und Quadrate bilden die Muſter der Rarotonganer (eb.).

Je vornehmer und älter ein Markeſaner iſt, um ſo reicher iſt er tattuirt (Porter 2, 11), ſo daß im hohen Alter alle Glieder, bei ſehr vornehmen Perſonen, wie beim König, dem Hohenprieſter, auch das Geſicht, das ſonſt häufig frei bleibt und die kahlgeſchorenen Stellen des Kopfes tattuirt waren (Melville 1, 180; Kruſenſtern 1, 171; 126). Die Muſter ſind ähnlich wie die neuſeeländiſchen, arabeskenartig, doch hatte man auch gewürfelte, man zeichnete concentriſche Kreiſe, längliche runde Figuren u. drgl. auf, welche an entſprechenden Körpertheilen, z. B. den Wangen, den Beinen, einander gleichfalls entſprechen (Marchand 1, 117; Kruſenſtern 1, 172). Die Linien ſind indeß hier breiter als zu Neuſeeland und häufig zeichnet man Thiere zwiſchen ſie hinein (Ellis 1, 264); Fiſche und andere Geſtalten ſah Marchand (1, 81). Iſt das Geſicht tattuirt, ſo zeigt es

gewöhnlich ein streifiges Muster (Melville 1, 151; 161; 2, 19; Mörenh. 123). Krusenstern 1, 72, fand die Weiber daselbst an Händen, Armen, Ohren und Lippen, Melville (1, 167) nur mit 3 Punkten auf den Lippen und zarten Linien auf den Schultern tattuirt. Merkwürdig ist noch, daß die Reichsten (und also Vornehmsten) denen große Speisehäuser gehören, bestimmte Tafelgenossen von gleicher und ganz fester Tattuirung haben (Krus. 1, 177); und daß ferner jede vornehme Familie mit einer anderen Familie in Beziehung steht, von der sie tattuirt wird, welches Verhältniß erblich ist (Mathias G*** 130). Auch zeichneten sich verheirathete Weiber nach Melville 2, 121 dadurch aus, daß sie an der rechten Hand und dem linken Fuß tattuirt waren. Die Muster auf Hawaii waren plump, zwar reich, aber nicht regelmäßig (Ellis 1, 264; Chamisso 150); auch hier wurden sie gewöhnlich nur auf den Armen, den Beinen und der Brust (Hale 41) angebracht. Auch die Zungenspitze wurde tattuirt, aber nur bei Weibern und nur zum Zeichen der Trauer (eb. Cook 3. R. 3, 429). Die Samoaner waren nur von dem Gürtel bis zu den Knieen tattuirt; es sah aus als ob sie dunkelblaue Hosen trügen (Turner 181 f.; Hale 39). Ebenso war es in Tonga; doch wurde hier auch die Eichel tattuirt, was sehr häufig Schwellung und Eiterung der Inguinaldrüsen veranlaßte. Die Weiber waren nur an den Fingern, sonst nicht tattuirt (Forster Reise 2, 70; Mariner 2, 265 f.). Der Tui-tonga, der höchste Herrscher der Insel, war ganz frei von dieser Operation (Cook 3. R. 2, 101; Mar. 2, 79).

Jetzt ist diese Sitte so ziemlich überall abgeschafft, theils durch den Umgang mit den Europäern ohne besondere Absicht, theils aber auch durch den Eifer der Missionäre, da sich mit dem Tattuiren sehr viel Unsittliches verband (Ellis 1, 264 f.; Turner 181 f.). Virgin fand sie nicht mehr im Gebrauch (2, 37); nur auf dem Markesas soll sie noch herrschen (Ausland 1868, 487), was bei der abgelegenen Lage dieser Inseln begreiflich ist; und so mag sie sich auch sonst noch an minder besuchten Orten, wo die Eingeborenen ihre Eigenthümlichkeiten länger bewahren konnten, erhalten haben; sicher aber, um bald für immer zu erlöschen. Doch wird sie z. B. in Savaii (wohin deshalb auch viele Tönganer fahren) noch heimlich und gegen den Willen der Missionare ausgeübt (Hood 124).

Ueber die Entstehung und eigentliche Bedeutung dieser Sitte ist

nun viel geredet worden. Taylor ſagt (151), daß ſie nach Angaben der Maori entſtanden ſei aus dem Anmalen mit ſchwarzer Farbe, um ſich im Kriege furchtbar zu machen. Aehnlich ſagt auch Thomſon (77), man habe ſich tattuirt, um Schreck oder Aufſehen zu erregen, doch läßt er zugleich die Tattuirung zum Schmuck, ja zu einem Mittel dienen, das Alter zu verbergen.

Letzteres iſt thöricht, da man die Operation ſchon ſo früh begann, da ſie bei Frauen ſo ſehr beſchränkt angewandt wurde, namentlich aber, da ſie, anſtatt das Alter zu verbergen, es vielmehr anzeigte, denn die Ausdehnung derſelben wuchs ja mit den Jahren. Und ſchließlich, was lag daran das Alter zu verbergen, welches man in den ſeltenſten Fällen kannte und nie beachtete.

Aber auch des Schreckens halber iſt die Sitte nicht aufgekommen. Warum wären ſonſt die Frauen, und wenn auch im beſchränkten Maaße gleichfalls tattuirt worden? Warum wäre gerade das Geſicht faſt überall frei geblieben? Auch dies iſt nur eine leere Vermuthung, ſei es der Eingeborenen, ſei es der Reiſenden. Andere ſuchen deshalb den Grund in der Schamhaftigkeit. Die Samoaner, ſagt Hale 39, nach der Angabe der Eingeborenen ſelbſt, hätten ſich deswegen den Unterleib bis zum Nabel tattuirt, weil ſie an dieſem Theil mit dem Mutterleibe verbunden geweſen ſeien und ſie ſich deshalb ſchämten ihn nackt zu zeigen. Auch Erskine denkt ſich den Grund der Sitte ſo (41); und freilich werden in Tahiti und Neuſeeland nur die unbekleideten Theile tattuirt. Allein wenn man den Rücken, die Bruſt, Hände und Füße und an einigen Orten auch das Geſicht tattuirte, — wie konnten dieſe Gliedmaßen aus Schamhaftigkeit tattuirt ſein? In Tonga dagegen wird der Theil tattuirt, den man unter allen Umſtänden immer verbirgt, die Eichel; wo alſo, wenn Schamhaftigkeit der Beweggrund war, eine Tattuirung gänzlich überflüſſig erſcheinen muß. Und ferner, die Polyneſier gehen ja nicht nackt; ſie tragen alle den Gurt und war irgend welche Umhüllung nicht ein viel einfacheres und näher liegendes Mittel als die ſo ſchmerzhafte, ja lebensgefährliche Tattuirung? Die gänzliche Schamloſigkeit, welche zur Zeit der Entdeckung in Polyneſien herrſchte, ſo wie das mannigfaltige Unzüchtige, wozu die Operation der Anlaß war, ſind gewiß erſt ſpäteren Urſprungs; obwohl man auch hieraus einen Grund gegen Hales und Erskines Anſicht hernehmen könnte.

Vergegenwärtigen wir uns nun folgendes: das Tattuiren war

ein heiliges Geschäft, (Mathias G*** 130), welches vom Priester oft im Tempel und unter bestimmten religiösen Ceremonien (Ellis 1, 264) vollzogen wurde. Bei jeder erneuten Operation wurden neue Gebete gesprochen, während derselben feierliche Gesänge ausgeführt (Taylor 154; Thomson 75). In den unbesuchtesten Theilen des Oceans wo sich polynesische Sitte am reinsten bewährt hat, ist die Heiligkeit der Tattuirung noch so streng, daß z. B. Chamisso auf Ratak sie trotz wiederholtem Versuche nicht erlangen konnte. An anderen Orten, (z. B. auf Tobi, Pickering 280) sollten alle Fremden mit Gewalt tattuirt werden, „denn, sagte der Tobite Parabua zu Horaz Holden wenn ein Engländer nicht von einem Tobiten tattuirt wird, so muß er sterben, Yarris (der Gott der Insel Bd. 5, S. 136 f.) kommt und tödtet ihn" — also auch hier war die Ceremonie von den Göttern verlangt. Wenn aber jetzt in Tahiti und Nukuhiva fremde Matrosen leicht es erreichen tattuirt zu werden, so ist darin nur eine Entartung des Ganzen zu sehen. Denn überall stand ursprünglich die Operation unmittelbar unter dem Schutz der Götter. In Tahiti bestand die Sage, daß zwei Söhne des Taaroa — daß Taaroa (Tangaloa) genannt ist, beweist für das Alte der Sage und Sitte — die Tattuirung erfunden hätten, um dadurch ihre schöne Nichte, welche in strenger Haft und engem Gewahrsam gehalten wurde, hervorzulocken, und ihrer Liebe zu genießen. Beides gelang, und diese beiden Götter, sowie das Mädchen und seine Mutter, die Tochter und Gemahlin Tangaloas sind in Tahiti Schutzgötter der Operation (Ellis 1, 263). Eine ähnliche Mythe herrscht auf Samoa, wohin zwei Gottheiten, Taema und Tilafainga von Fidschi herübergeschwommen sein sollen, unter dem beständigen Gesang: „tattuir die Männer, nicht die Frauen"; sie sind nun Schutzgötter dieser Kunst.

Warum war nun aber das Tattuiren so heilig? warum führte man es auf die Götter selbst zurück? Jene Sagen, die gewiß erst einer späten Zeit angehören, geben darüber keine Auskunft.

In Neuseeland heißt die Tattuirung moko, Eidechse, Schlange; Hales Deutung von den schlangenähnlichen Linien ist nicht richtig, da diese Linien erst späteren Ursprungs sind. Allein Eidechsen, Schlangen, Fische, fanden wir überall häufig aufgezeichnet und Schouten fand 1616 dies Muster in Paumotu als einzig gebräuchliches. Wie nun, wenn das Bild dieser Thiere für die Tattuirung von ganz be-

ſonderer Bedeutung war? Es iſt deutlich, wie dann der neuſeeländiſche Name eine wirklich feſte Bedeutung gewinnt.

Die Eidechſe aber oder Schlange (auch der Aal wie in Mikroneſien oft) war ein vielfach heiliges Thier. So in Neuſeeland ſelbſt, wo die Götter und die Geiſter der Verſtorbenen vielfach die Geſtalt einer Eidechſe annehmen (Polack 1, 241; Shortland 73; Thomſon 1, 113). Auch in der tahitiſchen Mythologie ſpielt die Schlange ihre Rolle als Inkarnation dämoniſcher Mächte (Mörenhout 1, 447); ebenſo in Tonga (Geſchichte 47) und Samoa (Hood 130). Die Neuſeeländer hatten eine abergläubiſche Furcht vor großen Eidechſen, welche in ihren Bergen ſich aufhalten ſollen (Hochſtetter 266) und die Verehrung des Krokodils, welche auch auf den weſtlichen Karolinen ſich finden ſoll, herrſchte auf Timor, Java, Sumatra, auf Celebes bei den Bugis und den Makaſſaren, auf Borneo und den Philippinen (Epp 159 f.; Rougemont le peuple primitif 1, 334; Sal. Müller b, 397), ja die Bewohner von Buro wollen ſogar von einem Krokodil abſtammen (v. d. Hart in Bullet. soc. geogr. 1855, 2, 192). Sehr häufig waren Fiſche die Thiere, in deren Geſtalt man den Gott verehrte, ſo der Hai in Tonga (Mariner 2, 99), Samoa (Hood 130), in Tahiti, Hawaii (Ellis 1, 167; 4, 90), in Mikroneſien (S. 137); in Tukopia andere Fiſche (d'Urville a 5, 195); in Neuſeeland gehen die Seelen der Verſtorbenen in Fiſchgeſtalt über (Shortland 73; Thomſon 1, 113); und Vögel ſind gleichfalls ſehr oft die Inkarnation ſolcher Geiſter (Tahiti Ellis 1, 336; NS. Polack 1, 123 f.). Es iſt doch auffallend, daß wir gerade dieſe Bilder ſo häufig unter den eintattuirten Muſtern ſehen; daß gerade dieſe Bilder in Tahiti und ſonſt eine geheimnißvolle Bedeutung hatten (Cook 1. R. 1, 188); die Annahme iſt alſo nicht zu kühn, wenn wir in dieſen Bildern der Götter ſahen.

Nun aber hatte in Polyneſien urſprünglich jeder Einzelne ſeinen beſtimmten Schutzgeiſt, der in Thiergeſtalt gedacht wurde; denn auf ganz entlegenen Inſeln, wo ſich alte Gebräuche erhielten, durften Einzelne noch zur Zeit der Entdeckung beſtimmte Thiere nicht tödten, weil in denſelben ihr Schutzgeiſt oder der Geiſt ihrer Ahnen verborgen war (Tahiti Mörenh. 1, 451 f.; Hawaii Remy 165; Tukopia Gaim. bei d'Urville 5, 305—7; Samoa Hood; Ponapi Hale 84), ganz ebenſo wie der Nordamerikaner ſein Totem, der Auſtralier ſein

Kobong hat (Ausſterben 34 f.). Ganze Völker in Amerika, Afrika, Polyneſien ſtammen von ſolchen Thieren ab. Und wie nun auch bei den ſüdlichen Völkern Nordamerikas die Tattuirung nationales Zeichen war, indem der Fremde, der in den Stamm aufgenommen wurde, dieſe Marke gleichfalls aufgezeichnet erhielt (Band 3, 95); ſo lag dem Tattuiren bei den Polyneſiern gewiß derſelbe Gedanke urſprünglich zu Grunde: man malte ſich das Zeichen des Gottes auf, dem man angehörte, ſei es als Einzelner, ſei es als Stammgenoſſe; vielleicht auch ſchmückte man ſich mit der Marke beider Götter, des Schutzgeiſtes und des Stammgottes. Dieſe Zeichnung mußte dauerhaft ſein, deshalb ritzte man ſie in die Haut. Auch die Zeit, in der man ſich dieſe Bilder einritzte, ſtimmt mit der, in welcher man Totem und Kobong bekam, überein: es war die Zeit der beginnenden Geſchlechtsreife und dieſe gewiß deshalb, weil man nur den fertigen, ſelbſtändigen Menſchen für fähig hielt, Eigenthum der Götter zu ſein. So entſpricht die Tattuirung alſo unſerer Confirmation einigermaßen. Man begreift nach alle dieſem, warum der in der Operation Befindliche tabu war: der Gott ſenkte ſich mit ſeinem Bild auf ihn nieder und heiligte ihn und ſeine Umgebung durch den Einzug; man begreift, wie man von der Tattuirung ſogar einen gewiſſen moraliſchen Einfluß erwarten durfte (Ellis 1, 263). Nun erſt begreift ſich auch der höchſt merkwürdige Zug, daß der Tuitonga und ebenſo in Neuſeeland die Häuptlinge, welche zugleich Prieſter und heilige Perſon ſind, weder beſchnitten noch tattuirt wurden (Mariner 2, 79; Wakefield 1, 64); daß das gemeine Volk ebenſowenig tattuirt werden durfte, daß Weiber dieſen Schmuck in viel geringerem Maaß erhielten, daß aber, je vornehmer einer war, er denſelben um ſo reichlicher beſaß. Denn der Tuitonga, das geiſtliche Oberhaupt der Inſeln, und jene heiligen Häuptlinge gelten ſelbſt als Gottheit, da ſie Stellvertreter der Gottheit ſind und bedürfen alſo keines Schutzgeiſtes mehr, auch nicht den des Stammes, denn ſie ſelbſt ſind ja Gottheit auch für den Stamm. Das gemeine Volk aber hatte nach polyneſiſcher Auffaſſung keine Seele, konnte alſo mit den Göttern in keiner Verbindung ſtehen und daher auch keinen Schutzgeiſt haben. Finden wir nun dennoch Spuren von Tattuirung auch bei ihm, ſo beruht das wohl nur auf Entartung ſpäterer Zeit. Die Weiber ſtanden aber überhaupt ſo tief unter den Männern in allen ihren Rechten, ſie waren durch eine ſolche Menge religiöſer Satz-

ungen eingeſchränkt, daß wir uns nicht wundern können, wenn wir ſie auch im Verhältniß zu den Göttern nachſtehend finden. Je vornehmer aber ein Mann war, um ſo näher ſtand er den Göttern; um ſo mehr kam ihm das Zeichen derſelben zu und als ſpäter dieſe Aufprägung der Götterbilder ausartete in einen heiligen Schmuck, um ſo mehr kam ihm dieſer Schmuck zu. So konnte die Tattuirung geradezu Zeichen hoher Abkunft werden, wie denn beſonders vornehme Familien öfters ihre beſonderen Muſter für ſich hatten (d'Urville a 2, 452). Hierher gehört es auch, wenn jede vornehme Familie zu Nukuhiva ihre beſtimmten erblichen Tattuirer beſaß. Auch der Stolz, den alle Polyneſier über dieſen Schmuck hatten, ſtammt wohl eben daher und nicht bloß aus dem Bewußtſein, ihn ſo mühevoll errungen zu haben. Wollten nun die Tobiten Holden und ſeine Begleiter, die Markeſaner Melville (2, 173) durchaus tattuiren, jetzt iſt es klar, warum: der Schutzgott der Inſel duldete niemanden in ſeinem Bereich, der nicht ſein Zeichen trug, nicht dadurch ſich ihm hingegeben hatte. Die gegentheilige Wirkung hatte die Heiligkeit der Operation in Mikroneſien: Fremden, Neugierigen die heiligen Zeichen einzuprägen, wäre Sünde geweſen.

Es iſt nach alledem auffallend, wenn Cook (1. R. 2, 239) behauptet, daß weder Beſchneidung noch Tattuirung in Zuſammenhang mit der Religion ſtehe; ſagt er doch ſelbſt, daß es größte Schande geweſen ſei, dieſer Operation nicht theilhaftig zu ſein. Allerdings iſt ſchon lange die Tattuirung zu etwas anderem geworden, als was ſie urſprünglich war. So dient noch jetzt in Mikroneſien das Muſter der Tattuirung als Kennzeichen der Familie und des Dorfes; und ebenſo war es auf den Markeſas (Vinc. Dumoulin Marq. 223), auf Mangareva (Lesson Mang. 146) und in Neuſeeland (Ellis 3, 355; Polack 2, 43), wo man ſchon lange die Schlangen und Eidechſen aufgegeben und ſie in Arabesken aufgelöſt hatte, welche jeder Einzelne ſich nach ſeinem Geſchmack aufzeichnen ließ. So unterſchied er ſich deutlich von anderen Stammesgenoſſen und da ſein eigenthümliches Muſter allen bekannt war, ſo konnte er daſſelbe als ſeine Chiffre brauchen, wie dies häufig geſchah: Contrakte unterzeichnete man ſo (Nicholas 354; Polack 2, 48; Dieffenb. 2, 34). Von Hawaii hören wir (Ellis zuverläſſige Nachrichten von Cooks 3. R. Frankfurt 1783. p. 252), daß Männer und Weiber die Zeichen ihres Bezirkshäuptlings an ſich trugen. Alles das ſind neue Erfindungen,

welche aber ſich in ſpäterer Zeit faſt mit Nothwendigkeit aus den alten heiligen Grundlagen entwickeln mußten. Von hier aus iſt es nur noch ein Schritt zu der Auffaſſung, nach welcher die engliſchen Bücher das Tattuzeichen des weißen Mannes heißen, wobei man ſich nur über die unnütze Wiederholung deſſelben Zeichens wunderte (Hale 76). Ferner liegt es nah, daß man die Tattuirung einfach als Gedächtnißzeichen brauchte, wie z. B. Lütke (eb.) einen Mann erwähnt, der ſämmtliche Inſeln des Ozeans nach ihren Zeichen auf ſeinem Leibe eintattuirt trug, oder Hale (eb.) eine Frau auf Ponapi, welche alle Vorfahren ihres Mannes ſich auf den Arm hatte einzeichnen laſſen. Doch könnte letzteres noch religiöſe Bedeutung haben. Später war es ganz gewöhnlich, ſich Erinnerungszeichen an Schlachten, große Feſtlichkeiten, Menſchenopfer, ja an einzelnen beſonders freudenvolle Schmauſereien eintattuiren zu laſſen. (Coulter 212. Langsdorff 1, 103). Nicht bloß Erinnerungszeichen iſt es indeß, wenn zu Raiatea (Forſter Bem. 374) die Mannbarkeit der Mädchen (die ſtets mehr oder minder feierliche Ceremonien herbei führte) durch beſtimmte Tattuirung angezeigt wurde. Die Muſter, welche man ſich als Erinnerung an eben Verſtorbene einpunktiren ließ, hatten wohl urſprünglich religiöſe Bedeutung; dieſer Gebrauch miſchte ſich mit den Selbſtverwundungen, die man ſich im Uebermaaß des Schmerzes beibrachte. „Größer als mein Schmerz iſt meine Liebe", ſagte eine hawaiiſche Fürſtin, als ſie ſich zu Ehren ihrer verſtorbenen Schwiegermutter die Zunge tattuiren ließ (Ellis 4, 180; Byron 131; 136).*)

Noch größere Verblaſſung der urſprünglichen Bedeutung dieſer Sitte iſt es denn, wenn ſie nur noch als Schmuck dient, wie in Tahiti und überall da, wo ſie den ganzen Körper bedeckt, alſo wie in Neuſeeland. Doch auch hier zeigen ſich noch bedeutſame Spuren: ſo die tahitiſchen Darſtellungen die wir vorhin erwähnten, von getödteten, im Triumph davon getragenen Feinden u. dergl. Was man ſich am meiſten wünſchte, das zeichnete man gleichſam als gutes Omen durch dieſe heilige Kunſt und Art auf den Körper. Und auch in Tahiti, waren jene Thierbilder noch von geheimnißvoller Bedeutung,**) obwohl

*) Auf die gleiche ſemitiſche Sitte (Lev. 19, 28; 21, 5), iſt vielfach hingewieſen.

**) Vielleicht auch die häufig eintattuirten Kokospalmen, da auch in dieſe die Götter ſich häufig niederließen.

man hier und an anderen Orten die Sitte meiſt nur noch als Schmuck auffaßte: „was euch die Kleider, iſt uns die Tattuirung“, ſagte jener Mikroneſier (S. 67).

Wenn nun Langsdorff 1, 103 und andere verſichern, wer am beſten zahle, habe die ſchönſte Tattuirung erhalten, ſo iſt auch dies nur eine anderweitige Entartung der Sitte, welche kommen mußte und in ſpäteren Zeiten allerdings häufig genug war.

Von den Wunden, die man ſich aus Schmerz um geliebte Todte aber ſymmetriſch und alſo der Tattuirung ähnlich beibrachte, reden wir ſpäter; hier müſſen wir nochmals auf die Beſchneidung zurückkommen. Auch ſie war religiös, da ſie ſtets vom Prieſter, ſtets unter Gebet oder heiligen Ceremonien verrichtet wurde, da der Tuitonga nicht beſchnitten war. Es iſt doch ſehr auffallend, daß die Polyneſier ſo empfindlich ſchamhaft in Beziehung auf die Eichel ſind und dennoch die Vorhaut aufſchlitzen, und z. T. (in Tonga) die dadurch doch erſt entblößte Eichel tattuiren. Alles dies widerſpricht ſich; und widerſpricht der ſonſt ſo abſcheulichen Schamloſigkeit der Polyneſier. Die Scheu vor dem Anblick der Eichel ſcheint auch gar nicht aus Sittſamkeit ſondern aus Religioſität hervorgegangen, dieſer Körpertheil ſtreng tabu und daher allen Blicken ein Frevel geweſen zu ſein. Wenn man weiß, wie ſtreng Tabubrüche geahndet wurden, ſo erklärt ſich, was wir oben über die Scheu vor der Eichel ſagten, vollkommen. Es erklärt ſich dann auch, warum man ſie tattuirte. War ſie beſonders heilig (tabu), ſo verdiente ſie auch das Bild der Gottheit zu tragen. Warum ſie aber für beſonders heilig galt, geht aus dem hervor, was wir ſchon oben nach Hale (39) von den Samoanern erzählten: ſie tattuirten die Gegend um den Nabel, weil dieſer Theil mit dem Mutterleibe verbunden geweſen ſei und ſie ſich ſchämten, ihn nackt zu zeigen. Auch hier iſt mehr an religiöſe Scheu als an Scham zu denken. Die Thele, von welchen das Leben ausging, ſcheinen in älteſter Zeit heilig geweſen zu ſein, in welcher man noch kein Schamgefühl (das nicht angeboren, ſondern anerzogen iſt) kannte, vielmehr den Gliedern in unentwickelter Rohheit noch gleiche Geltung ließ. Die Eichel betrachtete man nun als vorzüglich lebenſpendendes Glied, wie den Nabel als den Ausgangspunkt des neuen Lebens, und wie das neue Leben und Weſen ſelbſt dem Gott heilig waren, ſo auch jene Körpertheile, welche man deswegen urſprünglich mit dem Bilde oder Zeichen

des Gottes verſah. Man ſollte erwarten, daß man auch die weibliche Scham tattuirt habe; und wirklich finden wir dieſe Sitte auf den Fidſchiinſeln (Mariner 2, 267). Allein gerade dieſe Theile zu tattuiren war beſonders gefährlich, beſonders ſchmerzhaft, und ſo kam dieſe Sitte früh ab, wie ja auch die Beſchneidung und die Tattuirung ſelbſt ganz aufhörte auf einigen Inſeln.

Man ſchlitzte die Vorhaut auf, um den den Göttern beſonders heiligen, lebenſpendenden Theil nicht zu verhüllen; man band ihn (aber wohl erſt viel ſpäter, als ſich polyneſiſche Eigenthümlichkeit ſtreng entwickelt hatte) wieder zu, um den Theil, der wegen ſeiner Heiligkeit ſtreng Tabu d. h. den Göttern angehörig war, den Blicken der Menſchen zu entziehen, damit kein Bruch des Tabu entſtehe.*)

Wir ſind hiermit ſchon weit über die Darſtellung der phyſiſchen Eigenthümlichkeiten hinausgegangen und müſſen nun die **culturhiſtoriſche Schilderung** der Polyneſier, welche wir hiermit ſchon begonnen haben, allſeitig zu vollenden ſuchen.

Zunächſt beſprechen wir die Kleidung.

Das Haar tragen die polyneſiſchen Männer meiſt lang und ſchlingen es auf dem Hinterkopf meiſt in einem Knoten zuſammen. Die Weiber ſcheeren es meiſt kurz ab (Tahiti Cook 1. R. 2, 187; Neuſeel. eb. 3, 40; Samoa Turner 205 f.; Tonga Virgin 2, 70); auch die Kinder trugen kurzes Haar, das auf Tonga mit Bimſtein abgeſchoren wurde (Mariner 2, 282). Oder man ſchor das Haar ab und behielt nur eine Locke (wie die ſamoaniſchen Frauen) an der linken Schläfe oder je eine auf beiden Seiten des Hauptes (Samoa Turner 205 f.; Markeſ. Kruſenſt. 1, 175). Die Hawaierinnen trugen um die Stirn einen aufrecht ſtehenden längeren Kranz weißgebeitzter Haare, bisweilen auf der Stirn eine violett gebeitzte, nach hinten liegende Locke; die Männer verſchnitten das Haar helmförmig und beitzten nur die Spitzen weiß (Chamiſſo 150; Freyc. 2, 579). Beitzen der Haare durch eingeſtreuten Muſchelkalk iſt gar nicht ſelten (Samoa Turner 205; Tonga d'Ewes 135; Tahiti Forſter Bem.).

*) Die jüdiſche Beſchneidung iſt im weſentlichen nicht anders aufzufaſſen. Sie wird Gen. 17 von Gott geboten, zugleich wird dort dem Abram der Name Abraham „Vater der Menge“ gegeben und ihm eine zahlloſe Nachkommenſchaft verſprochen. Er ſeinerſeits ſoll dafür die Beſchneidung einführen. Man ſieht hier deutlich den Zuſammenhang: für die verſprochene Nachkommenſchaft wird Gott das lebenſpendende Glied geweiht.

Bis zur Geſchlechtsreife ging die Jugend überall nackt. Erwachſene Männer thaten dies nur auf einzelnen Inſeln Paumotus (Byron bei Schiller 1, 99), nach Mörenhout auch auf Mangareva (1, 93), auf anderen Inſeln ſelten und dann meiſt nur bei ſchweren Arbeiten oder arger Hitze (z. B. auf Nive Erskine 26; auf Markeſas Kruſenſt. 1, 173; auf Waihu Behrens 87; auf Hawaii Jarves 68); doch trug man auch in dieſen Fällen meiſt einen ſchmalen Gurt, den auf Mangareva nur die Greiſe tragen (Mörenh. 1, 93), den Maro (Cook 1. R. 2, 190; Jarves 57; Kruſenſt. 1, 173; Mariner 2, 265). Außer dieſem trug man zu Tahiti die Tiputa, ein Stück Zeug, und zwar nahm man dazu das feinſte (Mörenh. 2, 118), in welches für den Kopf ein Loch geſchnitten war und das vorn und hinten ziemlich lang über Bruſt und Rücken herabhing. Um die Taille bis etwa zum Knie reichend trug man den Parau, ein 12—15′ langes Stück Zeug, welches bei einer Breite von etwa 3′ zierlich und vielfach um den Leib gewunden wurde. Die Männer zogen es überdies noch hoſenartig zwiſchen den Beinen hindurch. Oft zog man mehrere von dieſen Kleidungsſtücken übereinander, denn dies iſt ein Zeichen von Reichthum und Vornehmheit (Wallis bei Schiller 1, 257; Cook eb. 2, 190). Nicht anders war die Tracht zu Hawaii (Jarves 68) und faſt ganz ſo zu Tonga und Samoa (Mariner 2, 345 f.; Erskine 36). In Neuſeeland trugen die Männer außer dem Maro noch einen aus Phormium tenax bereiteten Mattenumhang um die Schultern; der vorn zugeſteckt werden konnte, die Weiber (bisweilen auch die Männer) ein rockartiges Gewand vom Gürtel bis auf die Füße oder zum Knie, darunter aber einen Grasgürtel, an dem vorne nach innen ein Büſchel ſtarkriechender Blätter befeſtigt war (Cook 1. R. 3, 44; 2, 309; Dieffenb. 2, 53). Auf Paumotu trugen die Weiber meiſt nur einen Mattenrock (Byron bei Schiller 1, 99; Wallis eb. 200; Mörenh. 1, 111 f. 162; Belcher a 1, 375), ebenſo auf den Markeſas, wo man aber den Parau kannte (Kruſenſt. 1, 176) und bisweilen auch Mäntel trug (Melville 1, 169; Porter 2, 61; 2, 23). Chlamysartige Mäntel, welche man über die eine Schulter warf, unter dem entgegengeſetzten Arm herzog und auf die ſchon bedeckte Schulter zurückwarf, ſo daß das Zeug von dieſer herabhing, hatten die Männer zu Tahiti gleichfalls (Ellis 4, 111). Mützen

von Kokoslaub, turbanartige Kopfbedeckungen u. drgl. kommen überall vor; auf Tonga und Hawaii trug man ſie nur im Krieg, auf Tonga wurden ſie jedoch auch bei ſchwerer Arbeit vom Volke und Nachts von den Vornehmen getragen, vor denen das Volk bei Todesſtrafe immer ſein Haupt entblößen muß (Mariner 1, 167; Turnbull 265, Cook 1. R. 2, 190; Jarves 57). Aus Gras geflochtene Fächer hatte man auf den Markeſas; ſonſt brauchte man ein Bananenblatt als Schirm (Kruſenſt. 1, 176; Turner 205).

Der Stoff zu den erwähnten Kleidern iſt verſchieden; theils werden ſie aus Matten geflochten, welches indeß zu Tahiti nur die Männer trugen (Mörenh. 2, 120), theils bereitete man ein eigenthümliches Zeug aus der Rinde einzelner Bäume, des Brodfruchtbaums, einiger Fikusarten (prolixa, tinctoria) und vor allen Dingen der Broussonetia papyrifera, welche mit großer Sorgfalt und in verſchiedenen Abarten gezogen wird (Ellis 4, 109). Die Bereitung dieſes Zeuges ſchildert Mörenhout (2. 113 f.) für Tahiti; da indeſſen dieſe Schilderung im weſentlichen für ganz Polyneſien gelten kann, da ferner die Bereitung dieſes Zeuges, des Tapa, für das ganze polyneſiſche Leben ein charakteriſtiſcher Zug iſt, ſo wollen wir hier kurz Mörenhout folgen. In den für die Tapabereitung eigens beſtimmten Häuſern hatte man Tafeln von braunem, hartem, tönendem Holze, welche bis zu 20 oder 30′ lang auf Ständern, alſo hohl ſtanden. Nachdem nun die Rinde, welche man verarbeiten will, zunächſt in Waſſer erweicht, die äußeren grünen Theile abgeſchabt und der ſo entſtandene Baſt wieder ins Waſſer gelegt iſt, breitet man denſelben auf jenen Tafeln aus und klopft ihn mit einem ſehr eigenthümlichen Hammer von hartem, ſchwerem Holze, der etwa 1′ lang und 2″ breit, vier übers Kreuz geſtellte Schlagflächen hat, von welchen drei verſchieden breit geſtreift, die andere aber carrirt iſt (Ellis 4, 110). Mit allen dieſen 4 Flächen wird das Zeug geklopft, indem man mit der gröbſten anfängt. Feines Zeug wird länger geklopft als grobes. Die präparirten Rindenſtücke legte man ſo neben einander, daß ſie ſich mit den Rändern deckten und indem man die Ränder mit Leimwaſſer verklebte oder aber durch feſtes Hämmern die Faſern haltbar in einander wob, brachte man Stücke von 6—9′ Breite und 150′ Länge hervor (Forſter Bem. 384; Cook 3. R. 2, 106; Ellis 4, 111). Auch klebte man auf dieſe Weiſe durch Hämmern mehrere Stücke überein-

ander, um dem Zeug größere Stärke und Dichtigkeit zu geben. Jede Familie hat nun zwar ihr eigenes Tapahaus, ebenso aber auch jede Gemeinde und in diesem letzteren wird der Tapa für öffentliche Feste bereitet, öfters von 2—300 Frauen auf einmal, unter größester Heiterkeit, mit Lachen und Singen, wie man denn stets bei der Tapabereitung fröhlich ist und z. B. die Vollendung jedes größeren Stückes mit Tänzen feiert. An den Tagen, wo die sämmtlichen Weiber im Gemeindehaus beschäftigt sind, kochen die Männer. Man firnißt die eine Seite des Zeuges dann mit dem dunkelrothen Gummi, den man aus der Rinde von Aleurites triloba kocht, um das Zeug wasserdicht zu machen; allein dies reicht nicht ganz aus. Auch färbte man die Zeuge mit zwar glänzenden, jedoch vergänglichen Farben, roth aus den Früchten von Ficus tinctoria und den Blättern von Cordia sebestana und gelb aus Kurkuma; dunklere Färbung, braun, schwarz erzielte man mit bestimmten Erdarten. Auch verstand man schöne (meist rothe) Blätterborden auszusetzen; man legte das Blatt, die Blüthe, welche man nachbilden wollte in die Farbe und drückte sie dann auf dem Zeug ab; oder man schnitt die Muster in Bambus ein und druckte sie so ab. Die Farben überstrich man mit einem schützenden Firniß (Ellis 4, 112). Auch tränkte man das Tapa bisweilen mit wohlriechendem Oel, doch war es dann minder fest (eb. 109). Die Weiber und Töchter der Häuptlinge setzten eine Ehre in diese Tapabereitung und Mariner der ganz dasselbe Verfahren auf Tonga schildert, sagt daß man oft des Morgens oder des Abends nah und fern aus den Häusern das Klopfen der Tapahämmer gehört habe (1, 293). Man hatte verschiedene Arten dieses Zeugs, von welchem das gewöhnlichste zu den Paraus und Maros, eine besonders dicke, aus 5 Lagen bestehende aber nicht sehr große zu den Schlafmatten, die feinste aber zu den Tiputas sowie zu dem chlamysartigen Mantel der Männer benutzt wurde (Ellis 4, 111). Auf Neuseeland waren die Kleider alle aus Matten bereitet, die man in verschiedener Qualität aus Phormium tenax bereitete — ihre Bereitung beschreibt Angas 1, 321 — und verschieden färbte: schwarz und weiß gestreifte mit dicken schwarzen Troddeln war die gewöhnliche Kleidung der Häuptlinge (Dieffenb. 2, 53). Das werthvollste Kleidungsstück daselbst waren solche Matten, auf welche Hundefell in Streifen oder Karos oder sie ganz bedeckend aufgenäht war (Forster Bem. 287; Cook

3. R. 1, 169). Noch höher wurden Mäntel von Kiwifedern geſchätzt, (Taylor 397) wie denn auch ſonſt Federmäntel verfertigt wurden, indem man in ſehr feines Mattengeflecht die Federn mit einflocht. Der berühmteſte und köſtlichſte von allen iſt der Federmantel der hawaiiſchen Könige (Jarves 57). Auf Hawaii gibt es ein kleines nicht häufiges Vögelchen, welches unter ſeinen Flügeln ein oder zwei kleine glänzend goldgelbe Federn hat. Aus dieſen Federchen, welche man den gefangenen Vögeln ausriß, iſt nun der ziemlich große Mantel gebildet, ein Werk, ebenſo ſtaunenswerth wegen der Arbeit und Geduld die es erforderte, als in ſeinem Werth unſchätzbar. In Tahiti, Samoa und ſonſt waren namentlich Matten mit eingewobenen rothen Federn köſtlich; der Gürtel mit welchem der junge König bei ſeiner Thronbeſteigung bekleidet wurde, war auf dieſe Weiſe verfertigt. Auch ſonſt dienten Federn, vorzüglich rothe, zu begehrtem Schmuck, der ferner namentlich aus Blumenkränzen, die man um Hals und Nacken trug, einzelnen Blumen, Muſcheln und Walfiſchzähnen, in Ketten, Perlen, welche klein und ſchlecht gebohrt, aber gut gefärbt ſind, rothen Abrusfrüchten welche man auf ſchildförmige Brettchen klebte, Ketten von Pandanusſchuppen u. drgl. beſteht. (Belege zahllos: z. B. Cook 1. R. 2, 191; 3, 45; 3. R. 1, 205; 3, 430 f.; Behrens 88; Kruſenſtern 1, 173; Melville 2, 63; Wallis bei Schiller 1, 257; Meyen 132; Turner 203 f. u. ſ. w.). Auf dem blumenarmen Neuſeeland iſt Blumenſchmuck jetzt nicht ſehr beliebt, weil man „Blumen nicht eſſen kann", wie ein Eingeborener zu Dieffenbach ſagte (2, 55); doch war es früher anders, denn in den alten Sagen bei Grey ſpielt Blumenſchmuck keine unbedeutende Rolle. Eigenthümlich iſt dagegen für dieſe Inſel der ſehr hoch geſchätzte Grünſtein, welchen ſie zu allerhand Götterfiguren und ſonſtigen Geſtalten geſchnitzt im Ohre und am Halſe tragen (Taylor 149; Cook 1. R. 3, 45). Ein merkwürdiger Schmuck, der in ganz Polyneſien zum höchſten Prunk getragen wird, iſt geflochtenes fremdes Haar. So haben die Markſanerinnen Bänder aus Menſchenhaar geflochten um Arm und Bein (Melville 1, 151). Menſchenhaare als Verzierung der Waffen und Keulen wurde hier (wie von den Uritaos der Marianen) ſehr hochgeſchätzt, und Cook ſah auf Tahiti knotenloſe Geflechte aus demſelben Material von der Länge einer engl. Meile (1. R. 2, 191), in die man Blumen, Federn u. ſ. w. ſteckte. Auch Perrücken von Menſchen-

oder Hundehaaren, bisweilen auch nur von Cokosfasern steckte man hier ins eigene Haar (eb.), wie man auch auf Hawaii falsche Zöpfe von Menschenhaar, welche fingerdick bis auf den Rücken herabhingen, ins eigene Haar flocht (Cook 3. R. 2, 431; 446). Aehnlich war es auf Mangeia (Cook eb. 1, 188) und auf Samoa (Turner 330); Gürtel von geflochtenem Menschenhaar hatte man auf Nive (eb.). Man verwendete das abgeschnittene eigene Haar zu solchen Geflechten (Hood 49). Die Weiber strichen sich öfters das Gesicht roth an, seltener (in Neuseeland)auch die Männer (Waihu Chamisso 139; Tahiti Wallis 250; N. Seel. Cook 1. R. 2, 309; 3, 40; Dieffenbach 2, 53; Taylor 149 f.) Auch mit Kurkuma färbten sich die Weiber oft (Tahiti Mörenh. 2, 118; Markesas Melville 2, 105; Samoa Turner 203). Beide Geschlechter reiben sich mit Kokosöl ein, welches man oft durch Blumen oder Wurzeln oder Santelholz wohlriechend machte (Melv. eb. 1, 216; Turner eb.; Mörenh. 2, 109; Mariner 1, 319; Dieffenb. 2, 53). Namentlich die Haare salbte man mit Oel.

Jetzt hat sich die Kleidung der Polynesier sehr geändert, sie ist aber nur an wenigen Orten schon fest geworden; meist zieht man noch barbarisch lächerlich von europäischen Kleidungsstücken an was man eben auftreibt und wenn es bloß ein Hut oder ein Frack u. drgl. wäre. Doch tragen die hawaiischen und tahitischen Frauen meist ein langes weites Gewand, das von den Schultern bis zu den Füßen fallend meist in bunter Farbe prangt (Virgin 1, 252; 2, 37 f.); die Männer tragen in Samoa und sonst ein Hemde und entweder ein paar weite Hosen oder ihren alten heimischen Gürtel (eb. Mörenh. 1, 218 f.); Darwin (2, 175) hat ganz Recht, wenn er ihre Kleidung noch unsicher nennt. Schuh und Strümpfe trägt Niemand; Strohhüte nur die Häuptlinge, bisweilen die Frauen. Doch ist kein eigentlicher Unterschied, wie in alter so in neuer Zeit zwischen Häuptlingen und Volk in Betreff der Kleidung.

Außer dem Tapa bereitete man nun noch alle Arten von Matten, nicht bloß zur Kleidung, sondern um darauf und darunter zu schlafen, zu Segeln, zu Zwischenwänden, zu Fußdecken der Häuser, ganz besonders dicht geflochtene als Einlage in die Kähne, um diese wasserdicht zu machen, gröbere Geflechte zu Körben, zur Bedeckung der Häuser u. s. w. Ganz besonders war Samoa durch seine Matten

berühmt, zu deren feinsten man zwei Jahre Zeit brauchte (Mariner 1, 162). Auch in Neuseeland war ein Stamm durch seine besonders guten Flechtwerke berühmt (Dieffenb. 1, 105) und Cook (3. R. 3, 445) lobt gleichfalls die hawaiischen Matten aus Binsen, Pandanus und zu demselben Zweck geflochten, gar sehr.

Klima und Naturumgebung zeigen namentlich ihren Einfluß in Beziehung auf die körperliche Reinlichkeit dieser Völker, welche überall in der warmen Zone, wo man täglich mehreremale badet, sehr groß, minder groß dagegen in Neuseeland ist. In Tahiti badet man dreimal des Tages im Meere, worauf man sich stets mit süßem Wasser abspült (Forster Bem. 345); daher Cook auch im dichtesten Volksgewühl nie einen üblen Geruch bemerkte (1. R. 2, 207). Nach Tische wusch man stets die Hände; auch die Eßgeräthe, die Häuser waren reinlich. Trotzdem aber waren ihre Haare voll Läuse, welche man absuchte und — aß. Doch hielten sie auch das Haar sehr rein, als Cook ihnen Kämme gab (1. R. 2, 187). Anders war es in Neuseeland, wo sich die Eingeborenen in dem kälteren Klima mit dichteren Kleidern bedecken mußten und weniger baden konnten wegen der Kälte; da badeten und wuschen sie sich nun fast nie und ihre Kleider sowohl wie ihr Körper war voll Läuse, welche auch sie fraßen. Freilich zeichneten sie sich durch etwas vor allen Polynesiern aus: Cook fand bei jedem Gehöfte einen Abtritt (1. R. 2, 301), während nach Crozet (33) jedes Dorf gemeinschaftlich einen solchen besitzt, und zwar nach d'Urville a, 2, 464 an der steilen Seite des Berges, auf welchem es lag. In den Dörfern leiden sie keine Unreinlichkeit, trotzdem sie an ihrer Person gar nicht reinlich sind (eb.). In Hawaii und überall waren die Fürsten bei weitem reinlicher als das gemeine Volk, dessen Häuser häufig sehr schmutzig waren (Jarves 67). Sonst gilt das von Tahiti gesagte auch von Samoa, Tonga, Nukuhiva und Hawaii. Auf Paumotu war man schon durch das elende Leben weniger für Reinlichkeit besorgt, so daß man auch hier wieder den Einfluß der Naturumgebung sieht.

Das polynesische Haus unterscheidet sich wenig vom mikronesischen; auch hier haben wir das lange Walmdach, dessen First auf hohen, dessen Seitenflächen auf niederen Pfosten ruhn, dessen Wände offen, aber durch Einsatzstücke von Rohrgeflecht schließbar sind. So finden wir es namentlich in Tahiti, wo die Häuser der Vornehmen an 300', die der Armen, welche meist mehreren Familien gemeinschaft-

lich gehören, 60' lang ſind. Feſter und dauerhafter, aber minder hübſch, denn hier war ein großer Theil der Wand von Holz gebildet und nur wenig Raum für die Rohreinſätze, waren die hawaiiſchen Häuſer, von denen die größeren den Fürſten gehörig 40—70' lang ſind. Dieſe baute der ganze Gau: der Arme baute ſich ſelbſt ſein Haus; doch gab es auch Männer, welche den Häuſerbau zu ihrem Handwerk gemacht hatten. War ein neues Haus fertig, ſo ſchlief der Prieſter, nachdem es durch Geſchenke an denſelben und Opfer und Gebete eingeweiht war, die erſte Nacht in ihm, um die böſen Geiſter davon abzuhalten (Jarves 68; 76; Ellis 4, 321 f.). Die Häuſer ſtanden hier wie anderwärts (Tahiti, Samoa, Tonga) meiſt in Gehöften beiſammen, welche in Hawaii oft durch einen Steindamm, ſonſt durch Holzzäune abgeſchieden waren, denn zu jeder größeren Wohnung gehören noch Nebengebäude, Vorrathshäuſer, Schlafhäuſer, Küche, Speiſehaus, Tapahaus u. drgl. Dieſer Hof, welcher zu Tahiti gleichfalls wie das Haus mit Gras bedeckt war, während man ſonſt nur das Innere der Häuſer mit Matten auslegte, war für die Tahitier der gewöhnliche Aufenthalt wo ſie nichtsthuend und ſcherzend die Zeit verbrachten (Turnbull 284; Mörenhout 2, 84 f.). Aehnlich, nur kleiner, waren die beſten Häuſer auf Paumotu; indeß findet man daſelbſt meiſt nur elende Hütten, in die man kaum kriechen kann (Mörenh. 1, 166; 173). Die markeſaniſchen Häuſer ſtehen auf größeren oder kleineren, höheren oder niederen Steingrundlagen, welche zugleich auch die abgeſonderte Küche tragen (Melville 1, 158 f.; Math. G*** 123 f.); ſeine Hinterwand, welche bisweilen etwas höher iſt, ſo daß das Dach nach vorn hängt (Kruſenſt. 1, 176), beſteht aus Kokosſtämmen, die Seitenwände aus Bambusrohr, die Vorderwand iſt durchbrochen durch eine niedere Thür. Im Thal von Abatoni ſtehen die Häuſer ſtatt auf den Steinflächen auf Pfählen und ſind nur durch eine Leiter erſteigbar (Bennet a 1, 302). Wenn aber Marchand (1, 138) dies ſo wie den unter den Nukuhivern gewöhnlichen Gebrauch von eigenthümlichen Stelzen, deren Fußſtück von hartem, deren Griff von leichtem Holz war, durch Ueberſchwemmungen erklären will, denen die Inſel ausgeſetzt ſei, etwa in der tropiſchen Regenzeit, wo allerdings die Regengüſſe bei der Enge der Thäler gefährlich genug werden können, ſo ſpricht doch gegen dieſe Erklärung ſo weit ſie wenigſtens den Unterbau der Häuſer betrifft der Umſtand, daß wir ſolche

Steinflächen auf allen Theilen der Insel, hoch und niedrig gelegenen, ja überall in Polynesien antreffen. Das neuseeländische Haus, welches Polack 1, 105 mit der Gestalt eines langen Hundehauses vergleicht, unterscheidet sich von den übrigen durch Holzwände, in deren vorderen eine $2^1/_2$' hohe Thür und 2 schmale durch Schiebstücke schließbare Fenster sich befinden, durch den mannigfachen Schmuck an Schnitzereien, welche an den Pfosten sowie akroterienartig am Giebel angebracht sind, und durch eine etwa 6' lange freie Halle an der Vorderseite des Hauses; ähnlich wie zu Kusaie ragt der Firstbalken, der vorn von einem neuen Pfosten unterstützt wird, über das Haus vor, indem er das Dach der Halle trägt. Die Thür des Hauses ist stets nach Morgen gerichtet (Taylor 387 f.). Ihre Vorrathshäuser, welche nach Cruise 26 ihre größten Gebäude sind, stehen der Ratten wegen auf Pfählen. Solche Häuser stehen auch oft außer dem Gehöfte mitten im Felde, dessen Früchte es bergen soll; ihr Gehöfte dagegen umschließt häufig noch ein Begräbnißhaus, sowie fast immer einige Phormium-Büsche zum täglichen Gebrauch (Dieffenb. 2, 63 f.; Taylor 387 f.).

Die Häuser von Tonga und Samoa, welche einander ganz ähnlich sind, sollen nach Pickering The races pp. 74; 80 den übrigen polynesischen Bauten nachstehen; die Beschreibung aber, welche Erskine 46 gibt, obwohl auch er die Samoaner in technischen Fertigkeiten unter die übrigen Polynesier stellt, sprechen in mancher Beziehung gegen diese Behauptung. Die Häuser stehen auch hier in einem Gehöfte, welches meist nur eine von innen zugeriegelte Thür besitzt, so daß man, um eingelassen zu werden, klopfen muß. Sie sind oblong, mit elliptisch gewölbten Seitenwänden, welche letztere geschlossen, Vorder- und Hinterseite dagegen offen sind. Auch das Dach, welches von dem Firstbalken gerade abfällt, ist an seinen Enden gewölbt, in dem die Dachsparren hier nach außen umgebogen sind. Ein solches Haus ist schwer zu bauen, doch leicht zu versetzen. Auch hier ruhen die Häuser, indeß nur die vornehmer Leute, auf 3' hoher Steinfläche (Turner 57). Auch Hood 32 schildert das samoanische Haus als zierlich und zweckmäßig.

Die Wohnungen stehen in Dörfern zusammen (Hawaii Cook 3. R. 3, 434, Nukuhiva Porter 2, 102, Samoa Erskine 36, Tonga Wilkes 3, 13, 22), lagen aber oft ziemlich weit von einander zerstreut (in Tahiti etwa 50' von einander Cook 1. R. 2, 183) und waren stets von Bäumen umgeben; daher manche Reisende ihnen

die Dörfer abſprechen, wie z. B. Melville 2, 129 den Markeſanern. In Neuſeeland waren alle Dörfer ſtets auf einem Berggipfel gebaut und von einem Wall und doppelter hoher Palliſadenreihe umgeben. Die Plätze wählte man meiſt ſehr gut, ſo daß ſie ſchon durch die Natur feſt waren, wenigſtens nach einer Seite hin (Nicholas 117; 191; 221; Cook 1. R. 2, 337 f.; Polack 2, 26; Narr. 265), ja man ſteilte die Abhänge oft noch künſtlich ab (Crozet 28). Nach der Seite hin, wo ſie zugänglich waren, wurden ſie durch Befeſtigungen geſchützt, durch jene Palliſaden, deren äußere Reihe 6—8′, deren innere 20—30′ hoch war und verzerrte in Holz geſchnittene Geſichter trug, wie Thomſon meint, um die Feinde zu ſchrecken; doch waren dieſe Geſichter wohl eher Götzenbilder, Tikis, den Bildſäulen Waihus entſprechend. Zwiſchen beiden Reihen war ein 24′ tiefer trockener Graben; der Eingang wurde durch ein Gerüſt hinter der zweiten Reihe, auf welchem die Vertheidiger ſtanden, geſchützt (Thomſon 1, 132); auch kamen befeſtigte Außenwerke vor (Crozet 28), und in jedem derſelben war ein großes Magazin für Waffen und Lebensmittel (eb. 29). Cook zählte 80—100 Häuſer in einem ſolchen „Pa“ (1. R. 2, 392). Es iſt klar, wie bei dem beſtändigen Krieg hier die Dörfer ſo angelegt werden mußten. Doch gab es überall Verſchanzungen, in die man ſich gelegentlich zurückzog, z. B. auf Nukuhiva Palliſadenzäune (Marchand 1, 93) und bogenförmige Mauern auf den Bergen (Porter 2, 102); auch auf Hawaii hatte man einzelne Berggipfel oder Orte wo Quellen entſprangen mit 18′ hohen und 20′ dicken cyklopiſchen Lavamauern befeſtigt, wohin man Kinder und Weiber bei drohender Kriegsgefahr flüchtete (Ellis 4, 154). Auch die oben erwähnten halbunterirdiſchen Wohnungen auf den Bergen Waihus ſind wohl gleichfalls Zufluchtsorte. Steinwälle als Verſchanzungen eines Dorfes fand Wilkes (2, 66) auf Samoa, Gräben, 12′ hohes Flechtwerk zu demſelben Zweck (3, 13, 22) auf Tonga und nirgends waren ſolche Feſtungsbauten ſtärker als hier; auf Vavau befand ſich einer der 8000 Mann faßte und einen Erdwall gegen Kanonen hatte, wodurch dieſe wirklich unſchädlich wurden (Mariner 1, 158; 192). Man verſchanzte ſich hier mit Mauern, Gräben, Palliſadenzäunen, welche mit Thüren und Schießſcharten verſehen waren (eb. 1, 91). In Tahiti hatte man das Meer und einzelne Bäche mit Steindämmen eingefaßt (Cook 1. R. 2, 157).

Die Häuſer der Polyneſier, ſo einfach ſie waren, hatten doch ihre Vorzüge. Zunächſt waren ſie durch den beſtändigen Luftzug kühl und geſund, wenigſtens die beſſer gebauten der Reicheren, und wie ſchon die zierlich geflochtenen Rohreinſätze ihrem Innern ein angenehmes Ausſehen gaben, ſo fehlte es auch nicht an ſonſtigem Schmuck. Die Dachſparren, das Holzwerk waren meiſt durch Cokos- oder Baſtſeil feſtgemacht; und dies Seil benutzte man zur Dekoration, indem es zu Tahiti, Tonga und Samoa häufig bunt gefärbt und die verſchiedenen Farben durch geſchickte Anordnung zu beſtimmten Muſtern zuſammengeſtellt wurden, welche dem ganzen einen eigenthümlichen Reiz gaben (Mörenh. 2, 84 f.; Mariner 2, 79 f.). In Neuſeeland aber, wo dies Holzgerüſte eines Hauſes mit Nägeln und Zapfen von Holz befeſtigt war (Crozet 31), verzierte man die Bretterwände durch Schnitzereien, die Rohreinſätze mit aufgemalten Spiralen und Arabesken, wie man auch häufig den Firſtbalken bemalte (Dieffenb. 2, 68 f.; Cook 3. R. 1, 171). Auch fehlte es keineswegs an Bequemlichkeiten: durch Rohreinſätze von 6 — 8′ Fuß Höhe, ſowie durch Mattenvorhänge, welche entweder einfach aufgehangen wurden, bisweilen aber auch auf- und zugezogen werden konnten, war das tonganiſche, ſamoaniſche (Hood 32) und hawaiiſche (Meyen 107) Haus in mehrere Gemächer getheilt, ähnlich wie das marianiſche. Auch an Hausgeräthen fehlte es nicht. Zunächſt hatte jedes Haus ſeine vertiefte Feuerſtätte unfern des Mittelpfeilers, in welcher jedoch nie gekocht wurde. Da man nun ferner meiſt in den Wohnhäuſern ſchlief, ſo hatte man in jedem außer den Matten, mit welchen der Fußboden gedeckt war (und welche man bei Beſuchen, Feſten u. ſ. w. häufig mit friſchen vertauſchte), noch beſonders weiche Schlafmatten, ſo wie hölzerne Schemel, um beim Schlaf das Haupt darauf zu legen, welche in der Mitte etwas vertieft waren und auf vier kurzen Beinen ruhten. Man legte das Haupt in die Vertiefung und ſchlief auf dem Rücken, auf den Markeſasinſeln legte man auch die Beine auf einen ähnlichen Schemel (Mathias G*** 23 f.). Dazu hatte man in Hawaii Körbe, Kalebaſſen — letztere oft bunt gefärbt und durch Binden, welche man der unreifen Frucht anlegte, aufs verſchiedenfachſte geformt (Jarves 67; Virgin 1, 253) — hölzerne Schalen, ſowie eine Art Ständer, der oft ſehr künſtlich geſchnitzt, oft nur ein Baumſtamm mit ſeinen Aeſten war, an welchen man verſchiedene Gegenſtände hing (Ellis

4, 321 f.). In Tahiti wo wie auf Nukuhiva vieles was man besaß, z. B. die Mattenvorräthe eingewickelt an Schnüren von der Decke herabhing (Mörenh. 2, 84 f.: Melville 1, 158 f.) und die Waffen und Musikinstrumente zierlich geordnet um den Hauptpfeiler standen (eb.), hatten die Häuptlinge plumpe Stühle, die ärmeren Leute schemelartige Sessel, man hatte hölzerne Mörser, 4' lange, 1' tiefe schön geschnitzte Kasten oder Laden, die man für ganz unentbehrlich hielt, und ein eigenthümliches Geräth, 10—12' lang, kahnförmig, auf welches man bei großen Gastereien die Schüsseln stellte. Alle diese Geräthschaften waren meist aus dem ebenholzartigen Holz des Calophyllum verfertigt (Mörenh. eb.). In den Häusern zu Nukuhiva war der Thür gegenüber das Lager für den Herrn des Hauses: zwischen zwei schön polirten Cokosbalken, deren einer an der Wand, der andere 3' von diesem entfernt befestigt war, lagen buntgefärbte Matten, auf denen man bei Tag ruhte, bei Nacht schlief (Melville 1, 158 f.). Auf vielen Inseln schliefen alle Hausbewohner in einem Haus, so auf Tahiti, wo der Hausherr und seine Frau ihren Platz in der Mitte hatten, dann folgten die Verheiratheten, dann die Mädchen und abgesondert von diesen lagen die Jünglinge. Die Sklaven mußten bei gutem Wetter im Freien schlafen, was oft auch die übrigen Tahitier ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit thaten (Cook 1. R. 2, 192 f.; Turnbull 286). In den Maorihäusern waren die Schlafplätze häufig durch niedere Bretterwände von einander geschieden. Man schlief dort in der Tageskleidung, Männer und Weiber durcheinander, oft auch noch die Sklaven; doch schliefen diese letzteren oft in der Küche (Dieffenb. 2, 68; Taylor 387 f.). Hier aber wie in Nukuhiva schliefen die unverheiratheten Männer nicht im Familienhaus, sondern in dem öffentlichen Gemeindehaus (Melville 2, 45; Porter 2, 38; Hochstetter 211). Ueberall nämlich in Polynesien hatte das Dorf, die Gemeinde, der District ein großes öffentliches Gebäude, welches zwar im Styl der Privathäuser aber größer und prächtiger aufgeführt wurde; auf Tahiti fand Cook ein solches 200' lang, 30' breit, 20' hoch (1. R. 2, 192 f.). Wallis sah eins von 327' Länge (bei Schiller 1, 210). Auf Paumotu waren sie bis 100' lang und mit karyatidenartig geschnitzten Pfeilern versehen, in einem befand sich eine erhöhte Estrade von Korallenkalk, welche zugleich als Sitz diente; und vor ihnen war, ähnlich wie

zu Tahiti, oft ein gepflasterter Vorhof (Mörenh. 2, 93—4). Man erbaute sie auf öffentliche Kosten. In ihnen wurden Fremde beherbergt und schliefen auf einzelnen Inseln immer, auf anderen sehr häufig die unverheiratheten Männer; was indeß die Missionäre abgeschafft haben, da es manchen Unfug veranlaßte.

An diesem Hausbau, der dem Klima der Inseln sehr angemessen ist, hat man bis jetzt in den meisten Fällen festgehalten und wo dies nicht geschehen ist, da war es nicht zum Heil der Eingeborenen, wie z. B. an den Küstengegenden in Neuseeland; während dagegen sich ein Haus, welches ein Missionär im Inneren des Landes nach dem alten Modell der Maoris jedoch mit einigen europäischen Verbesserungen baute, für die ganze Art des Landes sehr bewährt hat. Aehnlich sind jetzt die Wohnungen in Tahiti, Hawaii und Samoa (Erskine 47). Jetzt haben die Maoris auch wirkliche Anfänge eines städtischen Lebens gemacht: denn ihre Stadt Rangiawhia, mitten in gut bebauten Feldern, gelegen, hat breite Fahrstraßen nach verschiedener Richtung, einen eigenen Rennplatz, ein Gerichtshaus, einen Kaufladen, eine Mühle, eine katholische und evangelische Kirche (Hochstetter 314). Auf Tonga und Samoa haben die Eingeborenen gleichfalls Kirchen von Korallenkalk, nach Angabe der Missionäre aber möglichst nach dem Modell ihrer einheimischen Häuser aufgeführt (Hood). Das letztere haben sie auch nach Melanesien gebracht, wo sie als Missionäre vielfach thätig sind (Erskine 47; 117). Häuser sowohl wie Geräthe wurden sehr sorgfältig rein gehalten, auch stets für gute Luft gesorgt (Simpson 2, 178); ja die Tonganer reinigten sich die Füße, ehe sie das Haus betraten (Cook 3. R. 1, 257).

Die Nahrung ist in ganz Polynesien gleich, nur daß Neuseeland wegen seiner Lage und seiner so ganz anderen Erzeugnisse eine selbständige Stellung hat. Ueberall aber herrscht dieselbe Art der Zubereitung, wie sie z. B. Wallis und Cook (bei Schiller 1, 259; 2, 150) von Tahiti beschreiben. Man gräbt ein Loch etwa einen Fuß tief in die Erde, bedeckt den Boden desselben mit großen Steinen und zündet auf diesen letzteren ein starkes Feuer. Sind sie heiß genug, so kehrt man die Asche so von ihnen weg, daß sie an den Wänden der Höhlung emporgehäuft ist, legt über die Steine eine Lage von Kokosblättern und auf diese das zu Bereitende: Ferkel, Hunde ganz, Schweine ganz (auf Tahiti und sonst) oder halbirt (auf Hawaii Cook

3. R. 2, 414), alles aber in Bananenblätter eingewickelt. Auf dieſe Speiſen legt man entweder unmittelbar die Früchte, die man bereiten will, oder auch dieſe in Bananenblätter, oder man legt auf die unteren Speiſen erſt wieder eine Schicht erhitzter Steine und erſt auf dieſe das übrige. In Tonga füllt man größere Thiere mit heißen Steinen an (Mariner 1, 284). Das ganze wird wieder mit einer Schicht von dieſen und glühender Aſche, dann mit Kokosblättern bedeckt und die ausgegrabene Erde darüber geworfen. Nach Verlauf einer Stunde etwa wird die Grube eröffnet, alles iſt gar und das Fleiſch nach einmüthiger Verſicherung aller Reiſenden ſo zart und ſaftig, wie es bei keiner anderen Art der Bereitung wird (Kruſenſt. 1, 179; Taylor 389; Hochſtetter 210 u. ſ. w.). Doch briet man in Neuſeeland und Tahiti auch an einer Art von Spieß, welcher durch Steine geſtützt ſchräg gegen das Feuer geneigt ſtand (Cook 1. R. 3, 50). Als Schüſſeln und Teller dienten ſehr gewöhnlich Bananen- oder ſonſtige Blätter (wie es Turner 109 z. B. vom heutigen Samoa ſchildert), doch hatte man auch größere und kleinere Platten von Holz zu dieſem Zweck, in Neuſeeland gebrauchte man Körbchen von Phormium geflochten und zwar hatte jeder ganz ſtreng ſein eigenes, wie man überhaupt in Polyneſien faſt nie mit einem anderen aus einem Gefäß ißt. Auch bekommt jeder ſeine eigene Portion gleich fertig zugereicht (Dieffenbach 2, 43 f.; Cook 1 R. 1, 198.). Man aß nie im Wohnhaus und Männer und Weiber ſtets ſtreng geſchieden; Kochen iſt Sklavenarbeit, und die Sklaven, welche gekocht haben, ſerviren auch. Das Fleiſch, welches man in Tahiti häufig in Kokosſchalen auftrug, zerlegte man mit ſpitzen Bambusſtäben. Bei Tiſche trank man gewöhnlich etwas Salzwaſſer, daher eine Kokosſchale mit Salz- und eine andere mit ſüßem Waſſer dem Eſſenden immer bereit geſtellt wurde. Man aß mit den Fingern allein, dieſe wuſch man fortwährend, wie man ſich auch ſtets vor und nach der Mahlzeit den Mund ausſpülte (Cook 1. R. 1, 198; Brown 62; Dieffenb. 2, 43 f.; Mörenh. 1, 24; Byron 239 u. ſ. w.). Die übriggelaſſene Speiſe werfen die Maoris aus abergläubiſchen Gründen weg (Taylor 168). Man aß meiſt ſehr gierig und konnte rieſenhafte Portionen verſchlingen (Kruſenſtern 1, 179; Forſter Bem. 360).

Die Nahrung war meiſt vegetabiliſch. Auf den meiſten Inſeln ſpielte die Brodfrucht die wichtigſte Rolle, die man theils friſch ge-

backen, theils einfach oder doppelt gegohren (zu welchem Ende man die Früchte mit Waſſer in einer Grube ſtehen ließ), verzehrte. In Tahiti war ferner noch folgende Art der Bereitung früher gebräuchlich: man erhitzte eine ſehr große Grube, die oft 30' Umfang hatte und legte in ſie einen entſprechenden Haufen Früchte hinein, welche darin zwei Tage backen mußten. Dieſe Gruben wurden von einer ganzen Gemeinde angelegt und der fertige Inhalt ſpäter an alle Theilhaber vertheilt, welche dann, obwohl die Früchte ſich nach dieſer Zubereitung mehrere Wochen halten, trotzdem ihren Vorrath gleich auf einmal in andauernden Gelagen aufzehrten. Man hatte auch eine Menge Varietäten des Baumes, der am beſten auf den Markeſas gedieh (Cook 1. R. 1, 196; Ellis 1, 40 f.; Melville 1, 221 f.; 226 f.). An zweiter Stelle muß der Taro erwähnt werden, der Wurzelſtock von Arum esculentum u. a. Arumarten, dem man durch Backen ſeine Schärfe nahm. Man knetete das Satzmehl der Wurzel mit Waſſer und indem man dieſen Teig gähren ließ, bereitete man die nationale Lieblingsſpeiſe der Polyneſier, das Poi (Hawaii), welches man in Erdgruben lange aufbewahren kann (Jarves 68). Die Speiſe, von ſäuerlich fadem Geſchmack, iſt europäiſchem Gaumen kaum genießbar; es erfordert auch eine eigene Geſchicklichkeit, aus der gemeinſchaftlichen Poiſchüſſel die dünne zähe Maße durch raſches Umſchnellen der eingetauchten zwei Finger zunächſt auf dieſe und dann von da in den Mund zu bringen. Es gibt von den verſchiedenen Arumarten 33 namhaft verſchiedene Varietäten (Ellis 1, 44). Gleichfalls in mannigfachen Varietäten wird die Yamswurzel (Igname Dioscorea alata) gebaut, welche gebacken ſich über ein Jahr halten kann (Ellis 1, 46: Mörenh. 2, 96) und die Batate (ſüße Kartoffel, Convolvulus batatas, chrysorrhizus), welche hauptſächlich in Hawaii gut gedeiht, in Tahiti aber nur gegeſſen wird, ſo lange die Brodfrucht noch unreif iſt (Ellis 1, 46), ferner die Pfeilwurzel (Tacca pinnatifida), ſo genannt, weil ihr hoher Schaft zu Pfeilen benutzt wird, und namentlich verſchiedene Bananen (Musa paradisiaca und sapientum), welche nach Forſter (Bem. 155; Ellis gibt 30 Varietäten an 1, 60) ins Unendliche variiren, während nach Ellis (1, 60) noch etwa 20 aber minder nützliche Arten in den Bergen wild wachſen. Die Früchte, welche man unreif erntet und zu Hauſe nachreifen läßt, fehlen bei keinem Eſſen. Ueber die

Wichtigkeit des Kokosbaumes, deſſen Nüſſe man ſehr geſchickt mit den Zähnen zu öffnen verſtand (Erskine 44, Cook 1. R. 2, 199; Cheever 124) braucht nicht geredet zu werden. Er gedeiht am beſten auf den niedrigen Inſeln und bildet daher mit den Früchten des Pandanus die Hauptnahrung des Paumotuarchipels. Die ganze Reihe anderer Nahrungspflanzen des Ozeans, wie Spondias dulcis, Eugenia malaccensis, Dracaena terminalis, deren Wurzeln man ißt, des viel gebauten Zuckerrohrs, das man zur Erfriſchung genießt, Inocarpus edulis u. ſ. w. mag man bei Ellis (1, 46 f.), bei Mörenhout (2, 95) und ſonſt nachleſen. Auf den Markeſas galten die Spitzen einer gewiſſen Tangart als große Delikateſſe (Melville 1, 221), auf Tahiti thaten zur Zeit von Hungersnoth manche Gebirgspflanzen gute Dienſte.

Ziemlich dürftig war die vegetabiliſche Nahrung der Neuſeeländer, der Hauptſache nach beſtand ſie in der Wurzel des Farnkrautes Pteris esculenta, welche man ſchälte und dann kaute; den ungenießbaren Faſerreſt ſpie man aus (Cook 1. R. 2, 308); ferner aß man das Mark von Cyathea medullaris, den Kohl der Areca sapida, Sproſſen von Sonchus oleraceus, einige Beeren u. ſ. w. (Dieffenbach 2, 18), während man jetzt hauptſächlich Kartoffeln und Mais genießt.

Auch künſtlich zuſammengeſetzte Speiſen hatte man, auf Samoa z. B. füllte man Tarowurzeln mit Kokos und kochte dies (Erskine 59), auf Tahiti und ſonſt gab es verſchiedene Speiſen aus Kokos und Brodfrucht, aus Bananen u. ſ. w. (z. B. Cook 1. R. 2, 196), auf Neuſeeland bereitete man ſehr mühſelig und weitläufig eine Art Brod aus dem Pollen von Typha angustifolia und den Beeren von Elaiocarpus hinau (Taylor 390; von 377 an Ausführliches über die Nahrung der Maoris); auf Tonga hatte man bis 30 verſchiedene und wohlſchmeckende Gerichte, darunter Fiſchſuppe (Mariner 1, 286).

Von thieriſcher Nahrung aß man Fiſche, Krebſe, einige Eidechſen (auf Neuſeeland), verſchiedene Vögel (eb.), Ratten, Hunde und das Schwein, welches indeß nach Neuſeeland erſt durch Cook gebracht wurde (Dieffenb. 2, 20; 45; 50). Eine fette Holzlarve die man roh verzehrte, war in ganz Polyneſien Delikateſſe. Auch geſtrandete und oft ſchon faule Wall- oder Haifiſche waren wenigſtens auf Neuſeeland Lieblingsſpeiſen (Polack Narr. 1, 107; Sagen bei

Grey), wie man daselbst auch Fett und Oel sehr liebte (Taylor 167). Salz gilt als höchste Leckerei; man ißt es selten, hebt es vielmehr meist für Fremde und Feste auf, nicht zum Vortheil der eigenen Gesundheit (Angas 2, 9; 110). Um den Taupo-See aß man auch einen weißen, alkalischen Thon, der zugleich als Seife diente (Dieffenb. 1, 185). An den polynesischen Hunden, welche nur mit Früchten genährt, durch Ersticken getödtet und dann in den Gruben bereitet wurden, fanden auch Europäer Wohlgeschmack (Cook 1. R. 2, 250 f.), nach Turnbull (147) schmeckten sie wie Ziegen. Ratten aß man auf Neuseeland und Paumotu; auf Tonga war ihre Jagd zwar ein ausschließliches Vergnügen der Fürsten, allein nur das gemeine Volk verzehrte sie, auf Tahiti nur die Weiber (Mörenhout 1, 25; Mariner 1, 265). Schweinefleisch, welches man auf den Markesas nur bei festlichen Gelegenheiten, dann aber auch im Uebermaaß genoß (Krusenstern 1, 120; Melville 2, 72) salzte man auf Hawaii in Kalebassen ein, wozu man das Salz durch Austrocknen salzhaltiger Teiche gewann (Cook 3. R. 2, 435); in Tahiti war es mit dem Fleisch der Hunde und Hühner, mit Taro, Brodfrucht und Kokos Hauptnahrung (Thermann und Bennet 1, 179; 344), doch nur für die Vornehmen. Männer aus dem Volke erhielten Schweinefleisch nie (Cook 3. R. 339). Schildkröten aß man auf Tonga selten (Mariner 1, 282 f.), häufig aber auf Samoa (Turner 192), während Fische überall eine Hauptnahrung bildeten. Einige aß man roh, indem man sie in Salzwasser tauchte (Mörenh. 2, 109; Melville 2, 156; Mariner 1, 197) und selbst Europäer fanden dies schmackhaft (Sainson bei d'Urville a 4, 358).

Der Fischfang, welcher überall eine der wichtigsten Beschäftigungen bildete, wurde auf verschiedene Art betrieben. Oft fischte der ganze Distrikt, indem die sämmtlichen Netze der einzelnen an einander gebunden, die so gewonnene Beute aber dem Häuptling abgeliefert und nach Verhältniß an die Familien vertheilt wurde. In Tahiti hatte fast jeder seine eigene, künstlich im Wasser gebaute Steinumwallung, um Fische zu fangen, die jeder andere streng respectirte und aus welcher man die Fische jeden Morgen mit Handnetzen heraus nahm. Ferner fischte man mit einer Menge sehr sinnreich geformter Angeln (durch Federbüschel über dem Canoe ahmte man sogar die Seeraubvögel nach, welchen die Boniten zu folgen pflegen, um andere

Fiſche, welche den Boniten nachſtellen herbei zu locken), oder mit 4' langen vergifteten Lanzen, in deren Gebrauch man ſehr geſchickt war, mit Fiſchkörben, man vergiftete durch beſtimmte Pflanzen das Waſſer und nahm dann die betäubten Fiſche mit der Hand heraus und ſehr gewöhnlich waren nächtliche Fiſchereien wo man durch Fackelſchein die Thiere anlockte, durch Lärmen häufig ſie in Verwirrung ſetzte. Die Netze, die Angelſchnüre, waren faſt unzerreißbar, die Angelhaken aus Perlemutter oder Knochen (meiſt in Geſtalt eines kleinen Fiſchchens) ſo trefflich, daß die Tahitier ſie oft den europäiſchen Haken vorziehen. Die Häuptlinge waren, obwohl es auch Fiſcher von Profeſſion gab, im Fiſchfang am beſten geübt, der auf einigen Inſeln, wie z. B. Tahiti ihr einziger Sport war. Auch Frauen fiſchten, in Tahiti aber nur Südwaſſerfiſche Nachts bei Fackelſchein, in Paumotu, wo ſie alle Arbeit beſorgten, ſtets und allein (Ellis 1, 138 f.; Mörenhout 2, 101 f.; Dieffenb. 2, 44; Melville; Turner 273).

Man aß zweimal am Tag, am Morgen, da aber nur weniges, was man oft von der Abendmahlzeit zurücklegte, Bananen, Kokos; und Abends, nach Sonnenuntergang oder ſpäter, und dann die Hauptmahlzeit, wo die Gerichte in beſtimmter Reihenfolge ſervirt wurden. Hierzu hatte man auf Tahiti und den Markeſas ein trog- oder kahnförmiges Holzgeräth, auf welchem die einzelnen Speiſen ſtanden (Byron 239; Mörenhout 2, 84 f.; Melville 2, 68; 210). Nach dem Frühſtück, das man nach dem erſten Bad bei Sonnenaufgang genoß, ging man an die Arbeit, bis zur Zeit der Hitze, welche man verſchläft. Dann ſucht man allerhand Zeitvertreib, geht plaudernd umher oder arbeitet wieder bis zur Abendmahlzeit, nach welcher man ſich entweder ſchlafen legt oder noch ſingt, ſchwatzt, tanzt (Melville 2, 40 f.; Mörenhout 2, 94; Mariner 2, 354 f.). Auch jetzt iſt die Lebensart noch ganz ähnlich (Turner 199; 345; Hochſtetter 176). Uebrigens aß man auch zu außergewöhnlichen Zeiten wenn man Hunger hatte einen Imbiß, ja man ſtand zur Nacht auf, aß etwas und ſchlief dann weiter (Melville, Mariner, Mörenh. a. a. O.). Bei nächtlicher Weile dienten die ölreichen Früchte von Aleurites triloba (aus denen man jetzt zu Hawaii Oel preßt Simpſon 2, 290) als Licht. Man ſteckte die Nüſſe, deren jede etwa 10 Minuten mit unruhiger, bläulicher heller Flamme brennt und deren eine die folgende anzündet (Melville 2, 155), auf die Rippe eines Ko-

losblattes, welche den Docht bildete (Cook 1. R. 2, 203) und von einem Manne gehalten wurde. Zugleich hatte dieser ein Körbchen, in welches er die Asche der Lichtnüsse sammelte, da man sie zum Tattuiren brauchte und deshalb sehr hochschätzte.

Von berauschenden Getränken kannte man in Polynesien nur eins, den Awa- oder Kawatrank,*) welcher aus der Wurzel von Piper methysticum bereitet wurde. Die Wurzel, welche bis an 40 Pfund schwer werden kann (Turnbull 82), wird gereinigt, in kleine Stückchen geschnitten und dann in Tahiti von Weibern, auf dem Markesas von Knaben, auf Tonga von den Leuten aus dem Volk gekaut. Darauf speit man sie in große, eigens für dieses Getränk bestimmte hölzerne Schalen aus, in welchen einige zerstoßene Blätter der Pflanze liegen, gießt Wasser (oder Kokosmilch) zu, rührt das Ganze wohl um und seiht es durch Kokosfasern oder ein Grasgeflecht durch, um die Fasern zurückzubehalten. Dann trinkt man es aus Bechern, welche man aus Bananenblättern verfertigt, allein nur die vornehmen Männer haben diesen Genuß, der Leuten aus dem Volke und Weibern streng untersagt ist. Während man nun in Tonga (wo die samoanische Kawawurzel als besonders gut galt (Mariner 1, 169) den Trank täglich aber stets unter den feierlichsten Ceremonien genoß, pflegte man ihn in Nukuhiva nur bei festlichen Gelegenheiten zu trinken, wie denn kein Opfer oder dergl. im ganzen Polynesien vollzogen werden konnte ohne den Genuß des Kawa. In Hawaii tranken ihn die Häuptlinge vor jeder Mahlzeit (King bei Cook 3. R. 3, 436), in Tahiti gleichfalls häufig und ohne besondere Veranlassung, aber daher auch minder feierlich und mehr für sich (Wilson 309); doch ist es ein Irrthum Cooks wenn er meint (3. R. 3, 419), der Trank habe sich erst zu seiner Zeit auf den Gesellschaftsinseln mehr und mehr ausgebreitet. Er schließt dies daraus, daß er bei seinem zweiten Aufenthalt in Tahiti an vielen seiner alten Bekannten die Verwüstungen welche der Kawatrank hervorruft, stark vorhanden sah, während er früher an ihnen auch noch keine Spur davon bemerkte — ganz natürlich, da jene schlimmen Wirkungen sich erst nach und nach einstellen. Da wir aber den Kawatrank als religiös geheiligten Genuß, der deshalb nur für die Häuptlinge und ihre Verwandten, nicht fürs Volk erlaubt war,

*) Tongan. Rarotong. Neuseeländisch Markesan. Kava, Sam. Tah. Hawaiisch 'ava.

in ganz Polyneſien finden, wie denn z. B. in Tukopia nur der Prieſter vom Kawa trinkt und zwar als Kultushandlung, indem er das Uebrige den Göttern ausgießt; ſo kann er auf Tahiti, wo er in derſelben heiligen Geltung ſtand, daher z. B. europäiſche Matroſen ſeinen Genuß nur ſelten und ſchwierig erlangten (Turnbull 82), er kann auf Tahiti nicht erſt eine ſpätere oder gar ganz junge Sitte ſein.

Die Folgen des Trankes waren ſchlimm genug. Zunächſt bewirkte er einen ſtarken Rauſch, der ſich in Müdigkeit und Schlafſucht zeigte, in dieſem Schlaf aber reizvolle oder wollüſtige Träume. Trank man ihn öfter, ſo trat allgemeine Schwäche und Stumpfheit des Geiſtes und der Sinnen ein, dann große Abmagerung, Entzündung der Augen und zuletzt eine ausſatzähnliche Krankheit: ein weißer Schorf ſchuppte ſich um die Haut, welche zuſammenſchrumpfte und aufſprang. Dieſe Entſtellungen aber und die Narben, welche dieſe Krankheit hervorrief, ſah man als höchſte Ehrenzeichen an, denn da nur die Vornehmen Kawa trinken durften, ſo waren ſolche Narben ein Zeichen hoher Abkunft. Wer übrigens ſich des Trankes wieder entwöhnt, wird raſch und gänzlich von ſeinen übelen Folgen wieder hergeſtellt, ja mäßig genoſſen ſcheint er eine anregende, förderliche Wirkung zu haben. Doch trinken ihn die meiſten Männer im Uebermaaß und vermögen nur ſehr ſelten von dieſem Genuß wieder abzulaſſen, auf den übrigens auch europäiſche Matroſen (Turnbull 82) nach kurzer Zeit ſehr begierig wurden (Turnbull 81 f.; Wilſon 511; Mariner 2, 174 f.; Cook 3. R. 2, 12 f.; 341; 3, 295; 419; Melville 2, 71; Kruſenſtern 1, 169; Porter 2, 51; Hale 43). Auf Tahiti wurde die Kawawurzel ſorgfältig gebaut (Turnbull 82), ebenſo auf Tonga (Cook 3. R. 2, 12) und ſo groß iſt die Neigung zu dieſem Genuß, daß, obwohl ſich die Miſſionäre aufs lebhafteſte dagegen ſetzten die feierlichen Kawafeſte auf Tonga und Samoa auch in chriſtlicher Zeit noch fortdauern (Brierly in J. RGS. XXII, 106 u. 115; Turner 197; Hood). Doch wird der Kawa jetzt ſelten unmäßig getrunken eb.) Auf Neuſeeland kannte man dies Getränk nicht, obwohl eine andere (Pfefferart, Piper excelsum, den Namen Kawa trägt (Dieffenb. 2, 52; Polack narr. 2, 133); auf Mangareva war die Pflanze und der Trank unbekannt (Leſſon Mang. 101; Mörenhout 1, 142; 181) — auf beiden Inſeln gewiß nur deshalb, weil die Einwanderer die Pflanze nicht mitgenommen hatten und ſie auch in der neuen Hei-

math nicht vorfanden. Andere geiſtige Getränke hatte man nicht, Waſſer war der einzige Trank und auf den tropiſchen Inſeln kaute man häufig zur Erfriſchung Stengel des Zuckerrohrs (Dieffenb. 2, 52; Wallis 259: Cook 1. R. 2, 197). Alle Polyneſier hatten ferner einen großen Abſcheu gegen die europäiſchen Spirituoſa, namentlich gegen den Branntwein (Crozet — 1771—35; Dieffenb. 2, 52; 1, 41; Brown 51; Wilkes 2, 397; Shortland 116; Cruise 304; Turner 197), welcher auf Tahiti und Hawaii gewaltſam eingeführt iſt und erſt als die Eingeborenen berauſchende Getränke nach und nach von den Fremden kennen gelernt hatten (Ellis 1, 108; Lutteroth 172). Auf Neuſeeland nennt man ihn Stinkwaſſer (Mundy 2, 49). Jetzt iſt Taback ein ſehr geſuchter Artikel und auf Samoa beliebter als der Kawatrank (Turner 122); auch die Weiber rauchen (Melville 2, 8; Mathias G*** 148: Dieffenbach 2, 20).

Auf den Ackerbau verwendete man in ganz Polyneſien viel Sorgfalt. Die Neuſeeländer, welche guten Boden ſehr wohl von ſchlechtem zu unterſcheiden wußten, hielten ihre Aecker gut und ſauber, obwohl ſie oft weit von ihrer Wohnung entfernt waren. Ehe man pflanzte, ward der Boden mit ſcharfen Stäben umgeriſſen, die Schollen mit den Händen zerkleinert, Wurzeln, Steine entfernt; die Pflanzen ſetzte man ſymmetriſch in gerade Reihen und jätete das Unkraut aus (Shortland 186; Dieffenbach 2, 123; 1, 329 f. 1, 243; Nicholas 173; Yate 645). Waldboden machte man durch Abbrennen des Waldes urbar und pflanzte dann auf ein und dieſelbe Stelle ſo lange dieſelbe Pflanze, als ſie gedieh; dann erſt wechſelte man (Dieffenbach 1, 243). Doch ſagt Dupetit-Thouars, daß man ſelten daſſelbe Stück Land zwei Jahre hinter einander bebaute; es bezieht ſich das auf Land, welches nicht friſch gerodet war. Dünger benutzte man nicht, wohl aber verſtand man es durch Zuſätze, z. B. von Sand zu ſchweren Boden leichter zu machen (Yate 645; Dupetit-Thouars 3, 20; Dieffenb. eb.) und Cook 1. R. 2, 308 nennt ihre Felder, die in der Größe von 1 bis 2 ja bis 10 Morgen mit Rohr dicht umzäunt waren, ſo gut angebaut wie die tüchtigſten in England. Die Feldarbeit ward gemeinſam verrichtet und ebenſo die Ernte; ſie lag den Sklaven ob nach Brown 62. Doch iſt dies wohl nur von der allerniedrigſten und härteſten Arbeit zu verſtehen, da Polack narr. 2, 75 ausdrücklich erwähnt, daß die Häuptlinge ſich an der Feldarbeit

betheiligen, wie dies überall auch sonst in Polynesien geschieht. Auch alles, was uns sonst berichtet wird, selbst Mythen und Sagen setzen dies voraus. 9 Monat sind sie ämsig auf den Feldern mit Bestellen, Pflügen und Einbringen beschäftigt; die zwei übrigen Monate in welchen nichts zu thun ist, schmausen sie und vergnügen sich (Yate 616). Der Ertrag der Ernte ward in jedem Dorf auf einem hohen Gestell, welches die Stelle einer gemeinsamen Scheuer vertrat, aufgeschichtet (Darwin 2, 198). Während nun früher der Ackerbau in Neuseeland wegen der ewigen Kriege nicht sehr ausgedehnt und meist auf Bataten und Taro beschränkt war (d'Urville a 2, 489), woneben freilich Cook auch Baumplantagen, namentlich von Morus papyrifera erwähnt (1. R. 2, 363); während nun durch öfteres Wechseln und durch die bestimmte Vorliebe für Aecker, welche nach Osten lagen, viel gutes Land unbenutzt und die Rechtsansprüche auf dasselbe schwankend blieben (Dieffenbach 1, 329 f.; Schirren 5—6), so hat sich durch die Bekanntschaft mit den Europäern die Landwirthschaft der Maoris so sehr gehoben, daß sie einen eigenen Pflug mit spatenähnlichem Eisen erfunden haben, im Inneren des Landes den Anbau von Kartoffeln, Mais, Melonen, sowie die Schweinezucht im Großen treiben (on the british colonie of New Zealand 46) und den Markt von Aukland 100 Miles von Norden her versehen (Swainson 65 f.). Im Jahre 1857 lieferten sie den englischen Händlern 46,000 Scheffel Waizen im Marktpreis von 13,000 Pfund (eb.). Die Geschichte, welche Reybaud von einem Neuseeländer erzählt, der mit äußerster Energie und Selbstaufopferung den Ackerbau unter seinen Landsleuten einführte, ist romanhaft gefärbt; die Maoris haben von jeher den Ackerbau mit größter Lust cultivirt.

Daß auch im übrigen Polynesien die Agrikultur ziemlich entwickelt war, geht wie in Mikronesien schon aus den zahlreichen Varietäten der Früchte, welche man zog, hervor. Bäume pflanzte man aufs sorgsamste an, man hatte Bananen- und Kokosgehege, man zog die Yamswurzel, die Thespesia populnea, den Papiermaulbeerbaum, die Brodfrucht und vieles andere (Mörenhout 2, 95; Cook 1. R. 2, 168; Forster Bem. 351; Ellis 1, 30 f.) und es ist eine arge Uebertreibung, wenn Turnbull (82) behauptet, nur die Kawawurzel, sonst nichts, werde auf Tahiti wirklich sorgfältig angebaut. Auch hier hatte man spitze im Feuer gehärtete Stäbe oder lange mei-

spatelartig breit werdende Hölzer, die jetzt gewöhnlich unten mit Eisen versehen sind (Ellis 1, 137) als Werkzeug; auch hier zäunte man die einzelnen Felder ein (Ellis eb.) bei deren Bestellung die Häuptlinge mit dem größten Eifer mitarbeiteten, denn es galt ihnen auch hier sich vor dem Volke hervorzuthun als Ehrensache (Thermann und Bennet 1, 179; 219; Vincendon-Dum. 487; Ellis eb.). Auch auf Waihu fand Behrens 1722 abgegrenzte Felder, welche meist um das Haus des Besitzers lagen und tüchtigen Ackerbau (85 f.). Nukuhiva und Hawaii standen Tahiti gleich, man hatte dort reinliche Wege, eingezäunte Felder, Baumpflanzungen (Krusenstern 1, 139), hier (1787) künstlich bewässerte äußerst sorgsam gepflegte Tarofelder (Portlock und Dixon 124; 239; 77; 84; Stewart 193), wie denn auch hier die Häuptlinge eifrig mitarbeiteten (Campbell 93; vergl. Broughton 1, 53).— Ganz besonders aber wird der Landbau auf Tonga und Samoa gerühmt. Die einzelnen Felder waren sorgsam eingezäunt (Labillardiere 2, 148; Turnbull 312), man zog Zuckerrohr, Bananen, Ignamen u. s. w. und die Pflanzungen waren trefflich gehalten (d'Urville a 4, 80; Quoy eb. 346). Man hatte hier ein ähnliches Holz zum Feldbau wie im übrigen Ocean; auch hier betheiligten sich die Vornehmen an der Arbeit (Cook 3. R. 2, 107 f.). So ist denn auch jetzt noch auf Samoa trefflicher Ackerbau, auch eine rohe Art Kokosöl zu bereiten im Schwange, das man in hohlen Bambusstäben (wie überall in Polynesien das Wasser) aufbewahrt); 1850 betrug die Ausfuhr schon 500 Tonnen und war im Steigen (Turner 277; Hood 70 f. 123).

Mit dem Gesagten steht es nicht in Widerspruch, daß man sich oft heftig gegen die Einführung des europäischen Viehes setzte; dies geschah weil die Thiere auf den engen Inseln sehr häufig geheiligte Plätze entweihten und mehr noch, weil sie den jungen Pflanzungen sehr empfindlich schadeten. Daß viele Neuerungen an der Unkenntniß der Polynesier fürs erste scheiterten, ist natürlich, wie z. B. die Tahitier Weinpflanzungen zerstörten, weil sie glaubten die berauschende Kraft der Pflanze sei wie beim Kawapfeffer in der Wurzel (Turnbull 82). — Auch darf man sich nicht wundern, wenn trotz der beschriebenen Bodenpflege nicht selten Hungersnoth eintrat. Vorräthe pflegte man nirgend zu sammeln, außer jenem gegohrenen Brodfrucht- und Taroteig, wozu auf Nukuhiva noch gedörrte Fische kommen (Kru-

ſenſtern 1, 179); dieſe Vorräthe aber gehörten nur den Begüterten, den Häuptlingen, welchen überhaupt jeglicher Beſitz des Volkes, wenn ihnen darnach gelüſtet, überlaſſen werden muß; große Maſſen von Speiſe werden bei reichlicher Ernte, bei großen Feſten ſorglos auf einmal verſchlungen; die höchſt wilden Kriege, welche auf allen den Inſeln häufig genug ſind, zerſtören Vieles; ſo iſt es kein Wunder, daß oft, namentlich im Winter Hungersnoth eintrat, der viele Menſchen, beſonders aus dem Volke, erlagen (Cook 3. R. 2, 338). Namentlich auf den minder begünſtigten Inſeln mußte dies eintreten, und ſo geſchah es wie Taylor berichtet häufig auf Neuſeeland und noch öfter auf den noch dürftigeren Auſtral- und Paumotuinſeln, wo Stürme und Springfluthen nicht ſelten alles vernichteten (Mörenhout 1, 142; 88 f.). Auch auf Tonga und Samoa kamen derartige Unglücksfälle vor; heutzutage aber, obwohl die Taroernte bisweilen durch Raupen verdorben wird und trotz der gefährlichen Stürme nur ſelten (Turner 193).

Gehen wir nun zu den techniſchen Leiſtungen der Polyneſier über, ſo ſtehen hier in erſter Reihe ihre Kähne. Im Modell und der Bauart ſind dieſe den mikroneſiſchen ähnlich und zwar die der Paumotuaner ſo ſehr, daß man deshalb an eine beſonders nahe Verwandtſchaft der letzteren mit den Mikroneſiern gedacht hat (Mörenh. bei Hale 144). Gewiß grundlos. Schon zur Zeit der Entdeckung ſtanden die Polyneſier nicht mehr auf der alten Höhe ihrer Schiffsbaukunſt, dennoch waren ihre Kähne durchgehends größer als die mikroneſiſchen. Die Schiffahrt der Neuſeeländer hat ſogar nach Dieffenbach ſeit ihrer Bekanntſchaft mit den Europäern abgenommen, denn die großen Doppelkähne welche Tasman (journal v. d. reis naar het zuidl. 1642 ed. Swart Amsterdam 1860, 82) und noch Cook (1. R. 2, 523; 32; 1, 172) bei ihnen ſah findet man ſpäter nicht mehr (Taylor 6 f. Savage 62). Sie hatten große Kahnflotten, welche ſie oft von Fluß zu Fluß und von See zu See im Inneren des Landes trugen (Dieffenb. 2, 127). Cook beſchreibt einen ſolchen Kahn von 68½′ Länge, 5′ Breite, 3½′ Tiefe, deſſen beiden Enden ſpitz zulaufend ſich hoch über das Waſſer erhoben und namentlich vorn reiche und buntgemalte Schnitzereien, meiſt eine Figur mit verzerrtem Antlitz und eine Menge durchbrochener Verzierungen trugen. Der Kiel war aus drei ausgehöhlten Baumſtämmen, die Seitenwände aber nur aus je einer Planke von 62′ Länge gebildet (1. R. 2, 317). Wo

indeß die Seitenwände aus einzelnen Stücken gebaut waren (die man aufs festeste zusammenband), da waren immer über die Fugen schmale Holzleisten gezogen, daß das Wasser nicht eindringe (3. R. 1, 172). Umgekehrt aber waren die Kielbalken häufig nur aus einem einzigen Stamm gebildet, im Norden aus der zum Schiffsbau unübertrefflichen Laurifichte, im Süden aus dem Totarabaum (Podocarpus Totara), und doch häufig von 80′ Länge, von welcher Länge allerdings nur Kriegskähne zu sein pflegten, diese aber auch oft genug (Earle; Polack narr. 2, 181; Dieffenb. 2, 128); wie z. B. Cruise 50 Canoes fast alle 70—80′ lang und mit je 2 Segeln sah (37). Nach Thomson 1, 135 waren diese langen Kähne 4′ breit und 4′ tief und hatten auf jeder Seite 50 Ruderer. Meist war an der Seite dieser Kähne ein Ausleger mit Flachs von Phormium tenax verbunden; doch hatten viele Schiffe denselben nicht (Polack 1, 224), nach Hale (42), weil die Breite der neuseeländischen Kähne das Umschlagen verhinderte, und denselben Grund gibt auch Cook 3. R. 1. 172 an. Ihre Ruder sind lang und spitz (eb.), ihre Segel wie überall in Polynesien dreieckt und aus Mattengeflecht (Dieffenbach 2, 128; Polack narr. 2, 23). Viereckte Segel und Kähne ohne Ausleger sind, wie Wilkes 2, 89 vermuthet, eine erst neuerdings eingeführte Verbesserung. Man strich die Schiffe aus einer mit Ocker und Oel angemachten Farbe an (Dieffenbach 1, 160). Bei den Fahrten herrschte unter der Mannschaft strenge Ordnung. Jeder Kahn hatte einen Vorsänger oder Kaituki, (sehr lange Kähne auch wohl zwei) welcher durch Singen und Gesten die Ruderer leitet. Soll langsamer gefahren werden, so singt er langsam und nach dem Tempo seines Gesanges, der oft zu unglaublicher Raschheit und Leidenschaftlichkeit sich steigert, richtet sich die Schnelligkeit der Fahrt, welche sich die Ruderer durch allerlei Scherzreden zu verkürzen pflegen (Shortland a 143). Kähne aus Binsengeflecht, welche in alter Zeit auf Neuseeland üblich waren, erwähnt Polack narr. 1, 218; sie erinnern an die Flöße der Mere-ore, die von Blüthenschäften des Phormium zusammengesetzt vorn einen hohen zierlich geschnitzten Schnabel hatten (Travers bei Peterm. 1866, 63).

Da auf Tahiti minder gutes Holz zum Schiffbau wuchs, — man nahm zu den größeren Kähnen Spondias dulcis, zu den kleineren Brodbaumholz, — so mußte man hier alle Kähne aus einzelnen

Stücken bauen, welche man mit Kokosfasern aufs festeste verband; die Fugen überstrich man mit Gummi vom Brodbaum, der mit feinen Kokosfasern vermischt wurde. Die Verfertigung eines solchen Kahnes mit den einheimischen schlechten Steinwerkzeugen, die alle Augenblicke stumpf wurden, war im höchsten Grad beschwerlich. Die Kielbalken höhlte man (hier wie überall) meist durch Feuer aus und Feuer half auch die Seitenplanken bereiten: man legte die dazu bestimmten Stämme in die Gluth, erweiterte durch Keile die sich bildenden Risse und theilte sie so in Bretter, die man dann mit dem Beil plättete und am Kiel und an einander befestigte. Auf den gehöhlten Kielbalken wurden zunächst gerade Planken (meist 4′ lang, 15″ breit, 2″ dick) doch schräg nach außen gerichtet aufgesetzt; auf diese solche, welche nach innen umgebogen waren, da der Rand des Kahnes sich nach innen wölbte (Cook 1. R. 2, 222); was alles ohne Eisen verfertigt werden mußte!

Und trotzdem bauten sie Schiffe von 50—90′ Länge, trotzdem sah Forster (Reise 2, 306) eine Flotte von 159 großen Doppelkähnen und 70 kleineren Schiffen (310)! Die Bauart ist wie in Neuseeland; Schnabel und Stern erheben sich aus dem Wasser und namentlich ist der Stern hoch, bis zu 18′ über dem Wasser emporgebogen; beide sind mit verschiedenen Schnitzereien geschmückt, welche gewöhnlich eine unförmliche menschliche Figur darstellen, den Schutzgeist des Kahnes; auch Federschmuck und dergl. ist öfters an diesen Theilen angebracht. Allerdings ist die Form der Schiffe nach der Bestimmung der letzteren verschieden, und diese ist sehr verschieden. Es gibt Fischerkähne, die oft nur zwei Personen fassen, oft auch viel größer sind, dann Reisekähne, Kriegskähne, und Kähne, welche den höchsten Fürsten oder ganzen Landestheilen gehören. Fast alle Schiffe waren Doppelkähne, nur die kleinen Fischerkähne nicht, diese aber hatten dann den Ausleger. Die Staatsschiffe, welche die größten und geschmücktesten von allen sind, wie denn auch die in ihnen Fahrenden stets festliche Kleidung trugen, zeichneten sich durch einen Pavillon auf der Balkenlage aus, welche beide Kähne mit einander verband. Auch die Reisekähne hatten einen ähnlichen Pavillon oder wenigstens einen Schirm (der von vier Stangen getragen wurde), nur daß hier die Querbalken, welche oft weit das Schiff überragten, mehr nach dem Schnabel zu gelegt waren und das ganze Vordertheil des Schiffes bedeckten. Auch die Kähne, welche die Kriegsschiffe bildeten, waren

meiſt durch eine ſolche Reihe von dicht gelegten Querbalken an einander befeſtigt, auf denen die Ruderer ſaßen und alle die, welche mit der Schiffahrt ſelbſt zu thun hatten. Ueber dieſem Balken-Verdeck war nach dem Schnabel zu auf 4—5′ hohen Ständern eine zweite Plateform errichtet, auf welcher die Kämpfer ſelbſt ſtanden. Meiſt ruderte man die Kähne fort und ſo ſtets die Staats- und meiſt die Kriegsſchiffe. Doch konnte man Segel anbringen, indem man in dem einen Schiff den Hauptmaſt, in dem andern einen Nebenmaſt errichtete. Der Kiel war meiſt ſcharf und die Seiten gewölbt, doch hatte man auch Schiffe mit plattem Kiel und ſenkrechten Wänden; wie man auch Flöße benutzte. Die Ruder hatten an einem langen Stiel eine ſchaufelförmige Platte; die Segel waren nicht ſehr breit, nach oben ſehr ſpitz zulaufend und zwiſchen dem Maſt und einem von dieſem in mäßigem Bogen ausgehenden dünnen Holzrahmen, welcher nach oben mit dem Maſt parallel lief, aber ihn überragte, ausgeſpannt, ſo daß ſie nicht eingereffst werden konnten. Die gewöhnlichſten Schiffe waren 20—30′ Fuß lang, mit jenem Verdeck über beide Kähne und hohem ſchildförmigen Stern. Größere Kähne hatten, wie in Neuſeeland und ſonſt, Eigennamen, doch wurden ſie nie nach Menſchen oder Göttern genannt wohl aber erbten dieſe Namen von Schiff zu Schiff, ſo daß das königliche Schiff ſtets anuanua, d. h. Regenbogen hieß. Die Ruderer, welche auch hier einen beſonderen Anführer hatten, ſaßen auf beiden Seiten des Schiffes, der Steuermann, der gleichfalls ein großes Ruder hat, am Stern. Große Schiffe faßten 200, ja (Wilſon 516 Anm.) 300 Menſchen, unter den großen Kriegskanoes ſah Forſter einige, welche 144 Ruderer hatten. Jetzt findet man dieſe großen Schiffe nicht mehr, ſchon Wilſon ſah (306) als größtes eins von 58′ Länge; denn jene großen Schiffe (Wilſon 432) ſind beinahe alle in den Kriegen Pomares (Otus) und ſeiner Gegner vernichtet (Cook 1. R. 2, 218 f.; Wallis 261 f.; Wilſon 514 f.; Forſter R. 2, 306 f.; Bem. 396 f.; Ellis 1, 152 f. u. ſ. w.).

Die Fahrzeuge von Mangareva ſind nur Flöße aus Baumſtämmen (Beechey 137; 143) mit dreieckigen Segeln, woneben d'Urville b, 3, 428 allerdings auch einzelne, aber nur ſchlechte Kähne vorfand — eine Erſcheinung, welche Mörenhout (1, 109) aus den Korallenriffen, welche dieſe Inſeln umgeben und jede andere Schiffahrt unmöglich machen, erklären will. Sonſt aber gelten die

Paumotuaner bei den umwohnenden Völkern für die kühnſten u beſten Schiffer. Ihre Kähne ſind bis über 100′ lang über einen Ki mit Seitengebälk gebaut, welches die Seitenplanken trägt. Auch ih Kähne ſind ſtets gedoppelt, durch eine Plattform mit einander ve bunden, nach vorn und hinten ſpitz zulaufend und ſo gleich geba nach beiden Seiten, daß man, um das Schiff zu wenden, einfach m das Segel, welches aus Mattenzeug ſehr gut gearbeitet und zwiſch den beiden Maſten des Doppelkahnes aufgehängt iſt, umzudreh braucht. Auch das Tauwerk, aus Kokosfaſern, iſt trefflich gearbeite Die Fugen der einzelnen Planken ſind mit Schildkrötenſchale bedec Vielfach werden dieſe Schiffe nach Tahiti verkauft; ihre Länge i gegen 50′, doch iſt der eine Kahn ſtets kürzer als der mit ihm ve bundene andere (Byron 97; Wallis 200; Mörenh. 1, 159

Minder gut ſind die Kähne der Markeſas, welche nicht imm waſſerdicht ſind und von denen nur die Reiſedoppelkähne ein Seg haben. Dieſe Art von Schiffen war 40′ lang, 13″ breit und 18 tief, die Kriegskanoes aber 50′ lang und 2′ breit. Sie waren au einzelnen Stücken zuſammengeſetzt, deren jedes ſeinen beſonderen Eige thümer hat. Gewöhnlich ſind auch hier die Kähne gedoppelt, nur d kleinen Fiſcherkähne nicht. Größere Schiffe faſſen 50—60 Perſonen die Segel ſind dreieckig (Porter 2, 13; 72 f.; Mathias G*** 121 233). — Die Kähne von Hawaii ſind zwar kleiner, aber beſſe gebaut als die tahitiſchen (Ellis 4, 341; Ohmſtedt 293); na Erzählungen der Eingeborenen hatten auch ſie einſt größere Kähn mit denen ſie bis nach Tahiti fuhren (Hill 39). Bis auf die Gege wart hat ſich der Doppelkahn mit Platform, auf welchen die nic rudernden ſitzen, erhalten. Das Segel iſt jetzt meiſt aus Baumwoll (Cheever 177).

Die ſamoaniſchen Boote, welche Erskine 60 und genaue Turner 266 f. beſpricht, haben Bänke für die Ruderer und a Stern und Schnabel, welche beide ſpitz zulaufen, ein Verdeck, welche als Ehrenſitz gilt und oft mit Reihen von Cypraea ovulum geſchmüd iſt, wie auch der nie fehlende Ausleger. Der Schnabel trägt o irgend eine Thiergeſtalt, das Wappen des betreffenden Dorfes (Hoo 46). Dieſem gegenüber ſteht auf der Windſeite des Schiffes (das hinte und vorn gleich iſt, alſo beliebig gedreht werden kann) ein Balke vom Schiff ab, auf welchem ein Mann, um ihn zu beſchweren, j

nach der Stärke des Windes bald näher, bald ferner dem Schiffe ſteht (Erskine). Die Länge beträgt 15—50′, die Breite 18—30″, doch hatte man noch vor 2—3 Generationen auch hier die großen polyneſiſchen Doppelkähne. Jetzt baut man meiſt Boote nach europäiſchem Muſter, zwar ohne Nägel, aber haltbar auf 20 Jahre (Turner).

Treffliche Schiffer waren die Tonganer, welche freilich ihre Schiffe auf den Fidſchiinſeln bauten oder bauen ließen (zu einem brauchte man 6—7 Jahre Zeit), aber nur, weil dort ein beſſeres Holz zum Schiffbau wuchs (Mariner 2, 275—7). Ihren Schiffen geben ſie dadurch die entgegengeſetzte Richtung, daß ſie, anſtatt den Stern zum Schnabel zu machen wie die übrigen Polyneſier, das Segel von einem Ende des Schiffes zum anderen hintragen. Wenn ſie dies nun einen Gebrauch nennen, den ſie von den Fidſchis erlernt hätten (Hale 42), ſo iſt es durchaus unwahrſcheinlich, daß dies eine melaneſiſche Erfindung ſei, was auch Hale bezweifelt, da ſie bei weitem beſſere Schiffer ſind, als die Fidſchis und z. B. allen Verkehr zwiſchen dieſen und den Samoanern vermitteln (Mariner 2, 276). Es war aber in Tonga Mode geworden, Fidſchiſitten anzunehmen: was von Fidſchi kam, galt für beſonders gut; und ſo mag man auch dieſe wohl in Tonga erfundene Verbeſſerung des polyneſiſchen Seeweſens eine Fidſchiſitte genannt haben, um ſie gleich durch den Namen zu loben. Sonſt ſind die Schiffe wie die im übrigen Polyneſien gedoppelt, bis zu 80′ lang und kürzere nach demſelben Modell ſind auch jetzt noch, aber mit Kompaß verſehen, in Gebrauch (d'Ewes 136; d'Urville 4, 115; Pigeard in nouv. ann. d. voy. 1845, 4, 153).

Von ihren Zeugen, Netzen, Häuſern und dem wenigen Hausgeräth war ſchon die Rede. Doch mag hier noch einzelnes zugefügt werden. Auf den Markeſas hatte man eine gezähnte Muſchel in einem hölzernen Bock befeſtigt, alſo eine Art Hobel, womit man die Kokosnüſſe über einer Kalebaſſe ſchabte (Melville 1, 225). Auch wußte man hier Kokosſchalen außerordentlich fein zu polieren (2, 43). In Tonga und Samoa hatte man Bohrer von Haizähnen (Turner 271 f.) und hier wie in Tahiti Raſpeln oder Feilen von Fiſchhaut (Cook 3. R. 2, 112). Während ſonſt die Beile von Stein waren, mit denen ſie viel fertig brachten, ſo hat man ſie zu Paumotu auch von Auſternſchale (Byron 100). — Laſten trugen auf Samoa zwei Menſchen, deren einer vorn, der

andere hinten ging, an einem Querstock (Turner 313); auf Tahiti und Hawaii dagegen trägt der Einzelne ein Tragholz über der einen Schulter, an dem hinten und vorn die Last hängt, welche nach Darwin bis zu je 50 Pfund beträgt. Zur Genüge wird ihre praktische Tüchtigkeit, ihre geistige und leibliche Behendigkeit durch Pickerings Worte bewiesen, welche er zwar nur von den Tahitiern sagt, welche aber für das gesammte Polynesien Geltung haben. „Nie habe ich, sagt er The races of man 71, auf meiner ganzen Reise ein für Fremde nützlicheres Volk kennen gelernt, als die Bewohner von Tahiti, denn sie scheinen zu jeder Zeit über die wesentlichsten Bequemlichkeiten des Lebens zu gebieten. Eine halbe Stunde am Tage war für sie hinreichend, ein Haus aus den Stämmen und Blättern der Fehi-Banane zu bauen und sie machten Feuer durch das Aneinanderreiben von Hölzern. An einer Stelle war das fließende Wasser tief unter einem Steine verborgen, durch Benutzung von Bananenblättern förderten sie es an die Oberfläche. Die Jagd auf Aale welche in diesen feuchten, wasserreichen Bergen fast zu Amphibien wurden gab einen anderen Beweis ihrer Geschicklichkeit. Mit den Zähnen rissen sie die faserige Rinde vom Purau, Hibiscus tiliaceus, ab und im Augenblick darauf fingen sie damit kleine Fische in der Schlinge Wurde einer nach Früchten ausgeschickt, so flocht er gewöhnlich unterwegs einen Korb dazu aus Streifen von Kokoslaub. Eine Matte wurde fast mit derselben Leichtigkeit angefertigt. Kleidung war also immer bei der Hand und ein Bananenblatt diente als Regenschirm während sie bei gutem Wetter Blumenkränze flochten. Becher und Flaschen brachten sie aus Bambusrohr hervor, dessen lange Stämme ihnen Eimer und Fässer lieferten und man mochte nach einer Axt, einem Messer oder Löffel, einer Zahnbürste oder Waschschüssel fragen, nie waren unsere Führer darum in Verlegenheit." Theilung der Arbeit finden wir vielfach in Polynesien; am meisten aber auf Hawaii, wo fast jede Beschäftigung einer besonderen Klasse von Leuten angehörte: es gab Kahnbauer, Schnitzer, Hausbauer, Hausdecker u. s. w. (Jarves 67; Turner 266 f. u. s. w.). Auch müssen wir uns hier an ihre große Geschicklichkeit erinnern, mit welcher sie sich europäische Sitten aneigneten, um dieselben, aber nicht ohne verständige Prüfung praktisch in ihr Leben einzufügen; wie sie es gleichfalls vermochten sich rasch und leicht in europäisches Leben hineinzufinden, so daß z. B

Tholiho der Sohn Tamehameas bei ſeinem Beſuche in England mit der engliſchen Ariſtokratie takt- und würdevoll leben konnte, ohne gegen deren geſellſchaftlichen Ton auffallend zu verſtoßen.

Wichtiger aber als alle dieſe techniſchen Fertigkeiten und Leiſtungen ſind andere Züge ihres Lebens, welche auf geiſtige Fähigkeit und Thätigkeit ſchließen laſſen. Zunächſt müſſen wir von ihrer Kenntniß des Himmels und ihrer Zeiteintheilung reden. Die erſtere muß, wie ſchon ihre Tüchtigkeit als Seefahrer beweiſt, nicht gering ſein, und mit ihr ſteht die Zeiteintheilung im nächſten Zuſammenhang.

Die Zeitrechnung in ganz Polyneſien richtete ſich nach dem Monde. Man rechnete nach Nächten, deren 28 bis 30 einen Monat bildeten; 12 Monate waren ein Jahr, deſſen Anfang verſchieden gelegt wurde, auf Neuſeeland in den Mai (Dieffenbach) oder Juni (Thomſon), auf Tahiti in den März (Forſter Bem. 438) oder gegen Ende December oder in die Mitte des Mai (Ellis 1, 86—7); jede Inſel hatte wie ihre eigenen Monatsnamen ſo ihren eigenen Jahresanfang; doch ſtimmten alle in der Länge des Jahres überein (Neuſeeland Dieffenbach 2, 121—3; Taylor 175 f.; Thomſon 1, 198; Tahiti Forſter Bem. 436 f.; Ellis 1, 86 f.; Wilkes 4, 42; Mörenhout 2, 179 f.; Markeſas Desgraz bei d'Urville b, 4, 328; Vinc. Dum. 290; Hawaii Pickering 93; Jarves 74 f und wörtlich übereinſtimmend Remy 75 f.; Samoa Hale 169). Wenn Thomſon a. a. O. ſagt, das Jahr der Maoris habe 13 Monate gehabt, wenn auch Dieffenbach (2, 122) den 10. Monat doppelt zählt und den 11. und 12. als 12. und 13. anſetzt (Schirren 205): ſo ſtimmt dazu, was Ellis uns von Tahiti berichtet (1, 87), daß man auch dort eigentlich ein 13monatliches Jahr (wie auch Cook 1. R. 2, 224 angibt) gehabt, in dieſem aber bisweilen einen Monat überſchlagen habe, um nicht allzuſehr die natürliche Uebereinſtimmung der Monate mit den Jahreszeiten zu verlieren. Denn die Monatsnamen, welche freilich vielfach von einander abwichen (vergl. Ellis a. a. O. und Forſter 438) ſpielten oft auf beſtimmte Stufen der Fruchtentwickelung und dergl. an. Doch beruhten ſie an einigen Orten nur auf Zählung. Nach Forſter ward bisweilen ein dreizehnter Monat zugeſetzt, als Schaltmonat, was mit Ellis Nachrichten wohl übereinſtimmt, aber minder genau ſcheint. Auf Neuſeeland

zerfiel nach Taylor (175 f.) jeder Monat in 3 Dekaden, was freilich zu den 28 Nächten, die nach ihm einen Monat bilden, ſchlecht paßt; etwas genauer aber ſtimmt es, wenn man mit Thomſon den Monat zu 29 Nächten annimmt. Auf Tahiti kannte man eine ſolche Eintheilung des Monates nicht (Ellis a. a. O.). Die verſchiedene Zahl der Nächte erklärt ſich wohl richtig aus dem, was Forſter Bem. 439 ſagt: daß man den Monaten je nach dem Laufe des Mondes bald 29, bald 30 Nächte gegeben hätte. Taylors Angabe, daß man zu Neuſeeland nur 28 angeſetzt habe, beruht denn vielleicht nur auf abſtrakter Berechnung der Umlaufszeit des Mondes. Die Namen der einzelnen Nächte — denn die Tage benannte man nicht, wie man ſie nicht zählte — beziehen ſich auf beſtimmte Wandelungen des Mondes und des Meeres (Ebbe, Fluth; Taylor a. a. O.; Ellis 1, 88; Jarves 74). Auch die Stunden des Tages bezeichnete man genau durch Namen, welche ſich entweder auf den Stand der Sonne oder auf Erſcheinungen aus der Thierwelt beziehen (Ellis 1, 89), doch hatte man, nach Forſter Bem. 440 f., 6 Haupttheile für den Tag und ebenſo viele für die Nacht.

Nun hatte man aber noch eine andere Eintheilung des Jahres in zwei Hälften nach dem Sichtbar- oder Unſichtbarſein der Plejaden; und zwar begann dies Jahr auf Tahiti (Ellis 1, 87), wenn die Plejaden zuerſt wieder gleich nach Sonnenuntergang am Horizont geſehen wurden; ſah man ſie um dieſe Zeit nicht mehr, ſo begann die zweite Jahreshälfte. Jahresanfang fiel bei dieſer Zeitrechnung in die Zeit des Winterſolſtitiums Polyneſiens, alſo in den Juni (Shortland s, 205; Schirren 205). Die Jahresbeſtimmung galt durch ganz Polyneſien, in Tahiti, Hawaii, Rarotonga (Hale s. v. matahiti, d. h. Aufgang der Plejaden, Jahresanfang, Jahr), in Neuſeeland (Thomſon 1, 198; Schirren 206) und vielleicht auch auf Rotuma, denn wenn man hier nur 6 Monate zählte (Hale 169) und nach dem 6. wieder mit dem erſten anfing, ſo haben wir eine wie es ſcheint in Vergeſſenheit gerathene und dadurch zertrümmerte Jahresrechnung nach 12 Monaten und 2 Jahreshälften. Auf Tahiti hatte man auch noch eine Dreitheilung des Jahres nach Jahreszeiten (Ellis 1, 87).

Schirren (204 f.) glaubt nun nachweiſen zu können, daß man in früheren Zeiten neben dem 12monatlichen auch ein 10monatliches Jahr

in Polyneſien gehabt hat, wie es allerdings auch ſonſt in Malaiſien ein Jahr von zehn Monaten gab (Bali Bydragen N. V. 1, 215; Mentawei v. Roſenberg Tijdschrift a, 1, 437). Seine Beweiſe ſind, daß in Neuſeeland (ebenſo wie in Java) nur die erſten 10 Monate gezählt, die beiden anderen benannt wurden, ferner, daß auch ſonſt die Zahl 10 bei manchen polyneſiſchen Zeitbeſtimmungen eine Rolle ſpielt, ja daß auf den Kingsmillinſeln überhaupt nur 10 Monate gezählt werden. Allein ſeine Beweiſe ſind nicht zwingend. Nach Shortland (a, 205, welche Stelle er ſelbſt anführt), bezeichnet man auf Neuſeeland alle Monate, auch die beiden letzten, mit Zahlen. Es iſt ferner bekannt, daß das Zahlenſyſtem der Polyneſier ein dekadiſches, daß es aber über 10 hinaus wenig entwickelt iſt. Hieraus erklären ſich Schirrens Angaben ſchon ſo vollkommen, daß wir nichts weiteres auf ſie bauen dürfen. Die Monatsnamen des tropiſchen Polyneſiens paſſen in ihrer Bedeutung (vergl. Hale 170; 171; Forſter Bem. 438; Ellis 1, 86) nicht für Neuſeeland, daher es ganz natürlich war, daß man ſie ſpäter entweder alle oder wenigſtens die nicht mehr paſſenden aufgab, (ein neuſeel. Monatsname ſtimmt noch zu der tahit. Form Schirren 205) und dafür das nächſtliegende Erſatzmittel wählte; das waren aber die Zahlen. Indeß hatten auch die Neuſeeländer (Shortland a 205) einzelne nähere Beſtimmungen für ihre Monate ihrem Ackerbau entlehnt. So heißt es vom 7. Monat (unſerem December): jetzt iſt man friſche Bataten; zum 8ten (Januar): man gräbt die Bataten zum Aufbewahren; zum 10ten (März): man flicht Kumarakörbe; zum 11ten (April): man erntet die Kumara u. ſ. w. Zählte man auf den Kingsmillinſeln überhaupt nicht weiter als 10, ſo beruht dies gleichfalls auf dem polyneſiſchen Zahlenſyſtem, dann aber wohl auf jenem Umſtand, daß das Leben der Ozeanier in mancher Beziehung von höherer Entwickelung herabgeſunken ſcheint; wie denn gerade in Beziehung auf die Zeitrechnung die Polyneſier in der Nähe des Aequators ſehr wenig ſorgfältig ſind (Hale 169). Damit fällt denn auch Schirrens Vermuthung, daß mit der Kumara das 12theilige Jahr nach Neuſeeland gekommen ſei; welche Auseinanderſetzung bei ihm unklar genug iſt (206).

Doch iſt bei allem Vorſtehenden zu beachten, daß eine wirklich genaue Rechnung nirgends ſtatt fand, auch in Hawaii nicht, wo man immer noch am genaueſten war. Da eine ungefähre Zeitbeſtimmung

dem Bedürfniß dieſer Inſulaner durchaus genügte, ſo gab man ſich auch keine große Mühe mit großer Genauigkeit und aus dieſem durchaus zu beachtenden Geſichtspunkt löſen ſich manche der Schwierigkeiten und Dunkelheiten, welche unſere Quellen uns überliefern: wir können hier nichts genaueres erforſchen, weil jene Völker nichts genaueres gedacht hatten. Wie übrigens einige von den polyneſiſchen Monatsnamen auf dem Erſcheinen gewiſſer Thiere beruhten, ſo richteten ſich auch die Neuſeeländer in ihren Arbeiten u. ſ. w. nach dem Erſcheinen beſtimmter Thiere oder Pflanzen (Dieffenb. 121, 2 f.). Jetzt haben die Engländer wohl überall die europäiſche Zeitrechnung eingeführt (Ellis 1, 89).

Die Planeten kannten die Tahitier und unterſchieden Mars, Venus, Jupiter, den ſie als Morgenſtern „Hund des Morgens" nannten (Mörenh, 2, 181) und Saturn durch beſondere Namen (Mörenhout 2, 180 f.; Forſter Bem. 441). Auch die Bewegungen der Planeten ſollen einzelne wenige nach Forſter (eb). gekannt haben, was indeß Mörenhout (eb). läugnet; doch ſtimmen Thermann und Bennet 1, 288 Forſter bei. Cook (1. R. 2, 225) ſagt, daß ſie ſich auch Nachts nach dem Fortrücken der Sterne zurechtgefunden hätten, wie denn Tupaya auf der Reiſe durch den Ozean jederzeit richtig die Gegend in welcher Tahiti lag anzugeben wußte. Doch waren derartige Kenntniſſe nur im Beſitz des Adels und auch in ihm keineswegs ganz allgemein verbreitet. Von den Fixſternen bezeichneten ſie den Sirius, den Gürtel Orions, einige Stellen der Milchſtraße und manches andere mit eigenen Namen (Mörenh. Forſter a. a. O.), ſo auch die Zwillinge, welche auch bei ihnen Zwillinge hießen (Mörenhout 2, 210). Ferner hatten ſie dunkele Sagen von Verfinſterungen der Sonne (eb. 181). Auch die Neuſeeländer hatten ähnliche Kenntniſſe, benutzten ſie aber meiſt nur zu aſtrologiſchen Zwecken (Pickering 81; Nicholas 31). An aſtrologiſchen Aberglauben fehlte es natürlich auch auf Tahiti nicht; die drei Nächte nach dem Vollmond galten als beſonders angenehm für die Geiſter,*) welche deßhalb in ihnen zahlreich umherwanderten; doch auch als den Dieben beſonders günſtig (Ellis 1, 88). Ob es hiermit zuſammenhängt, daß in Hawaii in jedem Monat viermal einige Nächte heilig (tabu) waren (Jarves 75)? Kometen kannte man wohl: Tupaya rief, als

*) Dies erinnert an den oben erwähnten Glauben der Tokelau-Inſulaner nach welchem der Mond die Speiſe der Geiſter iſt (5. B. 2, 197).

er von Cooks Schiff einen erblickte: „nun werden die Einwohner von Borabora die von Raiatea angreifen und dieſe werden in die Berge flüchten“ (Cook 1. R. 2, 278). Sie wußten, daß Kometen erſt nach vielen Jahren wieder erſchienen (Bougainville 192). Sternſchnuppen galten als unheilverkündende Genien (eb). Als Wetterbeobachter waren ſie ausgezeichnet (Cook 1. R. 2, 224). In Neuſeeland kannte man 8 Himmelsgegenden (Dieffenb. 2, 121 f.), und ſo auch ſonſt; überall benannte man verſchiedene Winde, welche die Tahitier in Höhlen im fernen Weſten und Oſten eingeſchloſſen dachten (Tyermann und Bennet 1, 288). Noch genauer aber beobachteten ſie die irdiſche Natur. Es iſt eine höchſt beachtenswerthe Erſcheinung, daß die Maoris z. B. nicht nur die genaueſte Kenntniß ihres eigenen Landes ſondern jedes Thier, auch das kleinſte Inſekt, jede Pflanze, ja ſelbſt die verſchiedenen Arten des Geſteines mit beſonderen Namen bezeichneten (Hochſtetter 203, 468). Ganz Gleiches aber wird von den übrigen Polyneſiern berichtet. Daher vermochten ſie es, genaue Karten ihrer Länder, ihrer Inſelgruppe und weiterer Diſtricte aufzuzeichnen. Das berühmteſte Beiſpiel iſt die Karte des Tupaya, welche die Markeſas, die Auſtralinſeln, Fidſchi, Tonga und Rotuma umfaßt. Von ſpeziellſter Localkenntniß zeugen die Karten, welche von Neuſeeländern entworfen ſich bei Shortland 80 und 205 finden; auch Collins 522 gibt eine Karte von Neuſeeland, welche ein Eingeborner entwarf (vergl. Hochſtetter 204) und dieſelbe Fertigkeit findet ſich überall, ſtets aber nur bei dem Adel und natürlich auch hier nur bei begabteren Individuen.

Die Tahitier konnten meiſtens nur bis 10 zählen und zwar ſtets an den Fingern; bis 200 zählten nur ſolche, welche beſonders unterrichtet waren. Dieſen Unterricht gaben einzelne Lehrer die man hoch ehrte und die dem Adel angehörten; ſie überlieferten zugleich auch die geographiſchen, aſtronomiſchen u. ſ. w. Kenntniſſe (Forſter Bem. 459). Sie rechneten, indem ſie kleine Stücke eines Kokoszweiges für jedes Zehend abbrachen, jedes Hundert aber durch ein größeres Holzſtück abſchieden (Lutteroth 4). Auf den Sandwichinſeln diente früher eine lange Schnur mit verſchiedenen Schleifen und Büſcheln den Einnehmern der Abgaben als Regiſter (Tyermann und Bennet 1, 455), ähnlich wie den Peruanern ihre Knotenſchnüre als Gedächtnißhülfe dienten. Bemerkenswerth iſt noch, daß die Polyneſier häufig

namentlich kleinere Gegenstände, Früchte, Fische u. s. w. paarweise zählten, ja auf Hawaii, Neuseeland und z. Th. auf Nukuhiva (wo man z. B. Brodfrucht nie anders zählte) war eine quaternäre Zählung ganz gewöhnlich; man zählte bis 40, dann wieder bis 40 und so bis 10 mal 40; man hatte besondere Worte für 4, 40, 400, 4000, 40,000, 400,000 (Hale 246—250; Zeitschrift für Erdkunde 7, 361 nach Clark). Auch hatte man für verschiedene Gegenstände verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe höhere Zahl, z. B. hawaiisch iato, tanahá' ta'au für 40, doch brauchte man iato nur von Tapastücken, ta'au nur von Fischen, dagegen tanahá, allgemein (Hale 250). Aehnliches findet sich überall; es beweist wie die Polynesier den Zahlbegriff nicht in völliger Abstraction gefaßt haben. Doch treiben die Hawaiier jetzt die Mathematik vorzugsweise gern (Pickering mem. 210; Cheever 60). Berechnung des eigenen Alters war ihnen fremd (Chamisso 152; Forster Bem. 413).

Der Handel der Polynesier war verhältnißmäßig nicht bedeutend entwickelt; ein allgemeines Werthobject, ein Geld hatte man nicht und aller Waarenverkehr geschah durch Tausch. Allein dies lag nur in den äußeren Umständen Polynesiens, welche eine wirkliche Entwickelung des Handels ganz unmöglich machten. Nur in Hawaii wurden Märkte an bestimmten Orten und Tagen gehalten, wo Zeug (Tapa), Lebensmittel u. dergl. nach bestimmter Ordnung ausgeboten wurden. Bestimmte Schiedsrichter, welche eine Abgabe für ihre Mühverwaltung empfingen, schlichteten etwa vorkommenden Streit. Jeder der sich am Markt betheiligte mußte einen Zoll geben (Jarves 68). Daher haben denn auch die Sandwichinsulaner später, als durch die Europäer ein Umschwung in die Verhältnisse kam, sich vor allen Dingen als treffliche Handelsunternehmer gezeigt; schon unter Tamehameha fuhren sie häufig nach der Nordwestküste von Amerika, wo sich gar mancher ein bedeutendes Vermögen erworben hat; ja sie wollten einen Handel nach China eröffnen (Turnbull 160; 165), so wie sie mit den Europäern gemeinschaftlich gar manches Unternehmen ausgeführt haben. Auch die Neuseeländer leisten jetzt Bedeutendes; Handelskarawanen durchziehen zu festen Zeiten das Land und der Umsatz sowie der Erwerb der Einzelnen ist groß (Hochstetter 125). Von Samoa und anderen Inseln wird ein Gleiches berichtet (Turner 271); und wenn Tahiti hier zurückbleibt, so ist dies nur eine Folge der französischen Unterdrückung. Auch was die Polynesier in den Künsten geleistet hatten ist nach

einer Seite nicht unbedeutend — um ſo ſchwächer freilich nach anderen. Zu letzteren gehört die bildende Kunſt, welche nur durch jene Schnitzereien vertreten iſt, die wir ſchon erwähnten. Kähne, die Hauspfoſten und Hausgiebel, die Waffen, die Geräthe, z. B. kleine Käſtchen und Laden verzierte man mit ihnen oft aufs kunſtreichſte und wirklich geſchmackvoll. Auch die arabeskenartigen Muſter welche ſie häufig als Schmuck anbringen und mit denen ſie ihren eigenen Leib zeichnen ſind oft geſchmackvoll genug, wie ſie denn bisweilen an mittelalterliche europäiſche Arbeiten erinnern. Ihre Götterbilder ſind freilich immer mißgeſtaltet und fratzenhaft, aber mit Abſicht, wahrſcheinlich aus religiös-conſervativen Gründen ſo gebildet. Doch auch dieſe Fratzen erinnern oft an mittelalterliche Schnitzereien. Auch waren ſie im Stande beſſere ja verhältnißmäßig gute menſchliche Figuren zu ſchnitzen, wovon z. B. Cook 3. R. 3, 444 ein Beiſpiel gibt. Faſt noch weniger leiſten ſie in der Muſik, bei welcher ſie ſich dreier Inſtrumente bedienen, der Trommel, der Flöte und der Muſcheltrompete, letzterer aber faſt nur zu Signalen. Daher darf man ſie hier füglich gar nicht anführen, ebenſowenig wie das lange Holzſtück welches zu Neuſeeland in den Pahs (Feſtungen) der Eingeborenen hing und durch ſeinen dumpfen weitſchallenden Ton die Ankunft von Feinden anzeigte (Dieffenbach 2, 132). Die Flöte, welche man nur auf Samoa (Turner 210) und den Sandwichinſeln nicht kannte (King bei Cook 3. R. 3, 438) war aus Bambusrohr, nur auf Neuſeeland aus Knochen verfertigt (Polack narr. 1, 184) und entweder einfach oder doppelt, meiſt mit vieren, ſeltener (Tahiti) mit zweien und noch ſeltener (Tonga Mariner 2, 322; Labillardière 2, 152) mit ſechs Löchern verſehen. Ihr Ton, der gewöhnliche Begleiter von Tanz und Geſang, war ſanft und konnte, indem man ein zuſammengerolltes Blatt in die Röhre des Inſtruments ſetzte, geſtimmt werden. Die Flöte wurde mit der Naſe geblaſen, indem man mit dem linken Naſenloch blies, und das rechte zuhielt, in Tonga aber das rechte zum Blaſen brauchte und das linke zuhielt (Mariner 2, 322; Cook 3. R. 2, 104; Tahiti Ellis 1 197 f.; Cook 1. R. 2, 98: Neuſeeland Polack narr. 1, 184; Dieffenbach 2, 57 f.; Markeſas Mathias G*** 187; Melville 2, 190). Eine Pansflöte, welche aus verſchieden langen Rohrſtücken beſtand, die aber nicht nach Länge und Kürze, ſondern beliebig geordnet waren, erwähnt Forſter (Reiſe 2, 94; Abbild. 75) von Tonga.

Die Trommeln fehlten nirgends. Man hatte ſie in verſchiedener Größ alle aber waren aus einem Stück Holz, welches man ausgehöhlt un oben mit einem Stück Haifiſchhaut überſpannt hatte. Das Holz wa meiſt mit Schnitzereien verziert und oft bei der Breite von nur einer Fuß 8 Fuß lang, doch oft auch breiter und kürzer. Größere Trom meln wurden mit 2 Holzſtücken, kleinere mit den Fingern geſchlage Der Ton war dumpf und wahrhaft furchtbar muß der Schall de großen Opfertrommel zu Tahiti geweſen ſein, welche oft wenn ma ein Menſchenopfer brauchte um Mitternacht von den Bergen wieder hallend dem Volke Angſt und Schrecken bereitete. Die Trommel brauchte man bei allen Gelegenheiten, bei Opfern, im Kriege, bei Tan und Spiel, beim Geſang und in Tonga wurden ſie, da ſie nicht leich zu ſpielen waren, von den vornehmen Häuptlingen und namentlich dann von ihnen geſchlagen, wenn ein anderer Vornehmer ſich am Tanz den ſie begleiteten, betheiligte (Tahiti Ellis 1, 194 f.; Mörenhou 1, 134; Paumotu Mörenh. 1, 109; 95 f.; Markeſas Melvill 2, 76; Mathias G*** 187; Tonga Mariner 2, 317 f.; Samo Turner 210). Man hatte zu Samoa auch überſpannte Bambu röhre von 4′ an wie eine Pansflöte unter einander verbunden, welch man ſchlug und dadurch verſchiedene Töne hervorbrachte, oder wie auc in Tonga Bambusſtücken von verſchiedener Länge, oben offen und unte mit weichem Holz geſchloſſen, die man zu gleichem Zweck auf di Erde aufſtieß (Turner 210; Mariner 1, 137). Ein ähnliche Rohr, oben offen und lang aufgeſchlitzt, wurde in Tahiti auf de Erde liegend mit Stöcken geſchlagen, wodurch ein lauter aber wider licher Ton erzeugt wurde (Ellis 1, 197). Aehnlich ſchlugen di Markeſaner und Tonganer zur Begleitung ihrer Lieder Holzſtücke taktmäßig an einander (Melville 2, 188; Mathias G*** 187 Mariner 1, 137). Auch Händeklatſchen diente als rhythmiſche Be gleitung (Kruſenſtern 1, 197; Turner 210). Trommeln un Flöten gemeinſchaftlich begleiteten oft den Geſang (Cook 1. R. 2 147), ja Cook ſchildert uns ein ganzes Orcheſter tonganiſcher Muſik 5 Männer ſtießen jene hohlen Rohre auf den Boden, andere ſchlugen die Holzſtecken und alle dieſe ſowohl wie noch andere ſangen, — un die Wirkung dieſer Muſik war mächtig und bezaubernd auch für eure päiſche Ohren (3. R. 1, 281). Freilich ſollen auch nach Burne und Philips (eb. 3, 438 Anm.) die tonganiſchen Muſiker ihr

Stücke welche ſie aufführen wollen erſt vorher durchproben und lernen. Ihr Geſang war eintönig und bewegte ſich nur zwiſchen wenigen Tönen. So ſchildert z. B. Melville den allabendlichen Geſang der Hausbewohner des Taipithales, welcher 1—2 Stunden dauerte und Langsdorff (1, 139) gibt Geſänge von Nukuhiva, deren Weiſen ſich zwiſchen e—g bewegen. Lay (225) erwähnt 2 Lieder der Geſellſchaftsinſeln, welche ſich innerhalb einer Quarte bewegten in den Tönen c, cis, d, e, f, wie denn auch Turnbull 75 nur 4 Töne in Tahiti hörte. Melodien und Geſänge von Samoa gibt Wilkes 2, 77; 135; 145; von Tonga 3, 20 und Mariner 2, 324. Auf Hawaii ſang man wie Capitain Burney, der Sohn des bekannten Muſikhiſtorikers berichtet, einförmige (ſo auch Chamiſſo 152) Lieder mehrſtimmig (Cook 3. R. 3, 438) und auch dieſer Geſang wird gerühmt. Turnbull rühmt auch den tahitiſchen Geſang und zwar als höchſt mannigfaltig, harmoniſch und ſtreng im Takt; wie man denn bei einem Chor von 90—100 Frauen oder 50 Burſchen nur einen Menſchen zu hören glaubte (208). Der neuſeeländiſche Geſang machte auf Cook (1. R. 3, 28 f.) einen feierlichen Eindruck und ebenſo ſagt Dieffenbach (2, 57) daß er ſich in tiefliegenden, einfachen, aber angenehmen Melodieen bewegte. Nach Davies in einer gelehrten Abhandlung bei Grey Appendix 321 iſt der Maorigeſang gebunden, aber vielfach mit Vierteltönen, wie aller Naturgeſang, gemiſcht. Takt oder Rhythmus fehlte; der Sänger hielt beliebig bald bei dem einen, bald bei dem andern Wort an (eb. 326). Die ſehr intereſſanten Notenbeiſpiele, die er, die Vierteltöne mit bezeichnend, gibt, enthalten zwar manches rhythmiſche und melodiöſe Element, ſind aber für europäiſche Ohren wenig genießbar. Auffallend iſt ihre ſehr tiefe Lage. Wenn Davies dieſen Maorigeſang nach manchen Seiten mit dem altgriechiſchen vergleicht, ſo hat er gewiß ſehr recht. Doch ſingen die Maoris bei allen Gelegenheiten, beim Spiel, bei der Arbeit, dem Rudern, beim Auszug zum Krieg, beim Tanz, auch ohne beſondere Veranlaſſung nur zum Vergnügen, und zu letzterer Art muß man die Wechſelgeſänge zwiſchen einem Einzelnen und dem Chor, welche öfters ausgeführt wurden (Shortland a, 139; Dieffenbach 2, 57; Davies bei Grey 332), rechnen. Alle dieſe Geſänge, bei der Arbeit, dem Rudern, zum Tanze u. ſ. w. hatten ihre beſonderen Weiſen (Taylor 148 f.). Dieſe Geſangsluſt theilten alle Polyneſier, und man kann

daher, was Hale 151) von Fakaafo ſagt, auf alle anwenden, daß jede Regung ihnen ſofort zu Geſang wurde. Doch haben wir auch minder günſtige Urtheile. Bennet (a) tadelt den polyneſiſchen Geſang gar ſehr wegen ſeines naſalen Klanges; Kruſenſtern (1, 197) nennt den der Markeſaner geradezu Geheul. Wir thun alſo wohl nicht Unrecht, wenn wir ſo über die polyneſiſche Muſik urtheilen: der Geſang, unentwickelt, nur wenige und ſtets ſehr nahe neben einanderliegende Töne umfaſſend, wurde auf den verſchiedenen Inſeln mehr oder weniger roh vorgetragen, machte aber oft eben durch ſeine Einfachheit und Langſamkeit ſowie durch die Tiefe der Lage, die Reinheit der Intonation einen nicht ſchlechten Eindruck; ihre Inſtrumentalmuſik iſt ganz roh und eigentlich gleich null. Allein dennoch müſſen wir den Polyneſiern auch in muſikaliſcher Beziehung tüchtige Anlagen zugeſtehen; denn gehörte ſchon etwas dazu, daß Inſtrumente bisweilen durchaus nicht ſtörend klangen für ein europäiſches Ohr, ſo ſpricht noch mehr dafür, daß ihr Geſang meiſtentheils rein und öfter ſogar nicht ohne Anmuth befunden wurden, auch von Reiſenden, denen man ein muſikaliſches Urtheil zutrauen darf.

Tänze gehören ebenſo weſentlich zum Leben der Polyneſier als Geſänge und auf allen Inſeln vertanzte man oft ganze Nächte, namentlich wenn der Mond ſchien. Häufig tanzten die Männer allein, häufig auch die Frauen, oft beide Geſchlechter in Gemeinſchaft, dann aber abgeſondert in Reihen gegeneinander. Faſt immer ſind die Tänze Maſſentänze, zwiſchen welchen ſich der Solotanz einzelner nur ſelten einſchiebt; doch waren auch Solotänze gebräuchlich. Der Tanz ſelbſt beſtand meiſt in einem Hüpfen und Biegen auf einer Stelle, wobei man die Arme erhob und die Finger in eine zitternde Bewegung ſetzte (Kruſenſtern 1, 197; Melville 2, 46 f.; Mariner 2, 332; Turner 210; Forſter Bem. 415; Hervey Cook 3. R. 1, 207). Dieſe Bewegungen waren keineswegs ohne Grazie (Cook 3. R. 1, 281), ja Chamiſſo 152 ſchildert einen hawaiiſchen Tanz als ſehr ſchön, wie denn auch Jarves die Tänze der hawaiiſchen Jugend anmuthig nennt; allein meiſt waren die Bewegungen (und ſo faſt immer gegen das Ende der Tänze) übertrieben, verzerrt und dadurch entweder lächerlich oder unangenehm (Jarves eb. Cook 3. R. 3, 316). Natürlich gab es verſchiedene Arten von Tänzen, wie denn z. B. die Waffentänze der Männer beſonders genannt werden müſſen

(Cook eb.; Savage Erskine 29); auf Tahiti führten bei großen Festen ganze Schaaren Fechtspiele auf (Mörenhout 2, 140; 1, 141), welche sicher hierher gehören; ebenso in Tonga (Cook 3. R. 1, 343 f.); in Neuseeland begannen und beendeten solche Tänze in sonderbaren und wilden Verzerrungen bestehend jeden Krieg und solche Verzerrungen namentlich des Gesichtes waren überall häufig und überall bewundert (Dieffenbach 2, 56; Cook 1. R. 3, 58). Auf Tonga gab es Nacht- und Tagtänze, ferner Rudertänze, bei welchen jeder Mittanzende ein Ruder in der Hand hielt und die von Riva nach Tonga gekommen sein sollen (Mariner 2, 332; Cook 3. R. 1, 279). Auch obscöne Tänze waren vielfach verbreitet, doch waren sie in derbster Form verhältnißmäßig selten (Samoa Turner 211; Neuseel. Taylor 155; Tahiti Mörenhout 2, 128; Paumotu Arbousset 290). Die Weiber tanzten häufig auch allein und auch sie ganze Nächte hindurch (Cook 3. R. 1, 338). — Die Tänzer hatten meist eine eigenthümliche Tracht, und wenn Blumenkränze, namentlich bei den Tänzerinnen, sowie Kopfputz und Halsbänder von geflochtenem Menschenhaar sich von selbst verstehen, so verdient es Erwähnung, daß die Tänzer auf Hawaii um Hand- und Fußgelenke Flechtwerk, reichlich mit Zähnen besetzt (Cook 3. R. 3, 316; Jarves 65), auf Tahiti eine 4' hohe Mütze trugen, die wie ein Korb geflochten und gleichfalls mit Federn und Zähnen geschmückt war (Cook 1. R. 2, 260). Die Tracht der tahitischen Solotänzerinnen, welche je nach dem Tanze verschieden waren, ist aus den freilich idealisirten Abbildungen in Cooks erster Reise (2, 260) allgemein bekannt.

Ursprünglich war der Tanz eine religiöse Ceremonie (Jarves 65) und fehlte daher auch bei größeren Festen nie, und die Areois, eine religiöse Genossenschaft in Tahiti, durchzogen fortwährend die Inseln, um Tänze, die nur sie tanzen konnten und durften, und welche sehr häufig Kämpfe und andere Erlebnisse der Götter darstellten, aufzuführen (Mörenhout 2, 130). Aber dieser religiöse Charakter war nach und nach zurückgetreten; die Tänze waren nur noch Vergnügungsmittel und so auch meist die der Areois. Aus diesen religiösen Darstellungen hatten sich nun mimische Tänze entwickelt, theils ernster, theils komischer und bisweilen höchst obscöner Art, welche letztere Mörenhout mythologisch deuten will (2, 128; 131). Die komischen Tänze waren nicht ohne Interesse; so sah Banks (Cook

1. R. 265) von einer Geſellſchaft Areois eine Darſtellung, in welcher die Aufführenden, lauter Männer, in zwei Parteien getheilt waren, deren eine, braun gekleidet, den Herrn und die Diener, die andere, in weißen Gewändern Diebe darſtellten. Der Herr gab den Dienern einen Fleiſchkorb zur Bewahrung, welchen die Diebe mit mannigfacher Liſt zu ſtehlen ſuchten, jene aber im Tanze auf die verſchiedenſte Weiſe vertheidigten, bis ſie ſchläfrig wurden, ſich um den Korb ſetzten und einſchliefen; nun hoben die Diebe die Schlafenden auf und trugen den Korb davon, das Erwachen der Eigenthümer und ihr Suchen nach dem Korb endete die gewiß nicht ſchlecht erfundene Pantomime. Doch wurde dieſelbe oder andere ähnliche Darſtellungen auch mit dem Schluß gegeben, daß die Eigenthümer bei ihrer Verfolgung die Diebe erhaſchen und derb abprügeln. Solche balletartigen Aufführungen wechſelten mit Solotänzen der Weiber jener Areoigeſellſchaften ab. Der Solotanz einer Paumotuanerin (Messag. de Tahiti Jul. 1864, Arbouss. 353 f.) ſtellte die Sehnſucht nach dem fernen Geliebten, den Entſchluß ihm zu folgen und die Freude des Wiederſehens dar, unter Begleitung eines ſchönen Liedes gleichen Inhalts.

Anhangsweiſe mag hier erwähnt werden, daß die Markeſaner (Coulter 178) eine ausgebildete Zeichenſprache beſaßen. Nachrichten in die Ferne, welche raſch verbreitet werden ſollten, theilten ſie durch eine Art Vocaltelegraphen mit, indem einer das Mitzutheilende laut ausrief, ein anderer in der Ferne den Ruf aufnahm und weiterrief (Melville 1, 144), ganz ähnlich alſo wie nach Cäſar (de bello gallico7, 3) die alten Kelten verfuhren. Auf Tahiti (Thermann und Bennet 1, 541) dienten Blumen, wie ſo vielfach im Morgen- und daher im Abendlande zur Verſtändigung für Liebende, und wandernde Maoris pflegen auf die Blätter der am Wege wachſenden Pformiumbüſche Nachrichten, Lieder, Grüße an andere Wanderer u. dergl. zu ſchreiben und dann den Buſch zuſammen zu binden. Andere welche des Weges ziehen, ſehen die zuſammengebundenen Blätter, öffnen ſie und leſen das Geſchriebene (Hochſtetter 132).

Gehen wir nun zur Poeſie der Polyneſier über, ſo haben wir lyriſche, epiſche und ſogar dramatiſche Leiſtungen zu beſprechen. Wir beginnen mit der lyriſchen Poeſie, nicht weil dieſe die älteſte iſt, denn auch hier hat wie überall ſich aus den erſten epiſchlyriſchen Anſätzen menſchlicher Dichtung zunächſt das Epos entwickelt, ſondern weil die

Lyrik das ganze Leben dieſer Völker begleitet und umgibt und daher jeder Beobachter derſelben, ſei er Reiſender, ſei er gelehrter Forſcher, zunächſt mit ihr bekannt wird. Bei ſeinem erſten Eintritt in das Leben wird das Kind von Poeſie empfangen, denn die Mütter haben hübſche herzliche Wiegen- und Schlaflieder (Dieffenb. 1, 26 von Neuſeel.); alle ihre Spiele ſind von Liedern, die ſie ähnlich wie unſere Kinder ihre Kinderliedchen dazu ſingen, begleitet (Dieffenb. 1, 262—3; Shortland a 137). Aber auch die Arbeit der Männer iſt ſtets durch Lieder erleichtert und erheitert, man hatte auf Tahiti z. B. Geſänge für die Erbauung eines Hauſes, das Fällen eines Baumes, das Herablaſſen eines Kahnes ins Meer u. ſ. w. (Ellis 1, 200) und ganz ebenſo auf Neuſeeland Lieder beim Pflanzen, beim Laſttragen, beim Rudern, kurz bei allen und jeglichen Beſchäftigungen. Beim Laſttragen und Rudern ſang ein Vorſänger eine kurze Zeile vor, die Arbeitenden ſangen dann nach dem Tempo ihrer Arbeit eine kurze Antwort (Dieffenb. a. a. O.; Shortland a 139 f.). Es verſteht ſich nach alle dieſem von ſelbſt, daß die gewaltigſte Arbeit der Männer, der Krieg, gleichfalls von Geſängen begleitet war. Vor Beginn der Schlachten ſetzte man ſich durch Lieder in die nöthige Stimmung, ja oft geradezu in die wildeſte Wuth und Leidenſchaft. Zur Rache feuerte man ſich durch ähnliche Geſänge an (Forſter Bem. 412; Shortland a 150 f.); Ellis gibt ein längeres Beiſpiel von Tahiti (1, 200 f.), und es läßt ſich nicht verkennen, daß ſie mit außerordentlicher Kraft, in ſtrömender Fülle von Bildern und Worten und wirklich hinreißend verfaßt ſind. Auch ſpöttiſche und neckiſche Gedichte, oft freilich unanſtändig genug, waren über den ganzen Archipel verbreitet (Neuſeel. Thomſ. 1, 164; Baker transact. ethnol. soc. N. S. 1, 48; Samoa Erskine 75; Tonga Mar. 2, 337; Paum. Arbouſſ. 357). Sie hatten eine ſolche Bedeutung, daß es bisweilen über ſie zum Krieg kam. Ehe wir nun über die zahlreichſte Klaſſe der polyneſiſchen Lyrik, über die ethiſchen und erotiſchen Gedichte ſprechen, iſt es nöthig einen Blick auf die metriſche Form und die Vortragsweiſe der Lieder zu werfen. Sehr häufig finden wir in ihnen gar keine metriſche Form und keinen anderen als den gewöhnlichen Rhythmus der Sprache: ſie unterſcheiden ſich dann von der Proſa nur durch Freiheiten in der Wortbildung, durch Ellipſen, ſprungartigen Gang der Gedanken, durch ſeltene Worte und Formen. Nach Parkins (387) bildet der Athem

das Maaß der hawaiiſchen Poeſie: jede Zeile umfaßt nach ihm ſ viel Worte, als ſich bequem in einem Athem ausſprechen laſſen; wa auf das oben Geſagte hinauskommt. Oft aber zeigt ſich in den Ge dichten ein gewiſſer Parallelismus der Gedanken, der mehr oder we niger ſtreng durchgeführt war (Baker a. a. O. 47 von Neuſeeland vergl. das gleich folgende tonganiſche Gedicht). In Tonga indeß, w auf die meiſten Lieder zwar die obige Schilderung paßt, gab es ein zelne, welche mit Rhythmus und Reim verſehen waren (Mariner 2 332 f.), auf Neuſeeland eine ganze Klaſſe mit feſtem Metrum, welche freilich für jeden Satz beſonders geſtaltet war (Shortland a 156) Wichtig war auch der Unterſchied, daß die einen Lieder mit Tanzbe gleitung (welche bisweilen unanſtändig war), die anderen ohne dieſelb geſungen wurden. Die Tanzbegleitung war eine doppelte: entweder war der Tanz die Hauptſache und das Lied, die Muſik ſecundirte nur oder das Lied ſtand an erſter Stelle und die Tanzbewegungen, welch dann meiſt im Sitzen ausgeführt wurden und nur in Bewegungen des Oberkörpers, der Arme und Finger beſtanden, waren untergeordnet. Dieſe beiden Arten unterſchieden ſich auch durch die Muſik von einander. Geſungen wurden alle polyneſiſchen Gedichte; die mit Tanz aber hatten eine mehr raſche heitere, die anderen eine ernſtere langſamere Singweiſe.

Wie nun die Kinder-, die Arbeits-, die Kriegslieder als beſtimmte Gattungen der Poeſie angeſehen werden und daher ihre beſonderen Namen hatten, ſo zerfällt auch die exotiſch-ethiſche Poeſie in zwei Klaſſen Die eine bilden die Lieder, welche man auf Neuſeeland Haka nennt, kurze Strophen, die Abends von den feſtlich geputzten Jüng lingen oder Mädchen, welche ſich zuſammen vergnügen wollen, abwech ſelnd geſungen werden, indem der Chor der übrigen einen Refrain ſingt von Silben ohne Bedeutung, ja oft nur von unartikulirten heftig hervorgeſtoßenen Gutturaltönen und den Geſang mit jenen Tanz bewegungen begleitet. Der Inhalt iſt meiſt erotiſch, oft ſehr leiden ſchaftlich; doch ſingt man auch Spottgedichte in dieſer Form. Die zweite Klaſſe umfaßt die lyriſchen Gedichte, welche ohne Tanzbegleitung in ernſterer Melodie und feſtem Metrum von einer oder mehreren Stimmen geſungen werden. Sie heißen auf Neuſeeland Waiata und drücken ernſtere Empfindungen oft moraliſcher Art, Betrachtungen, Freundſchafts-, auch wohl Liebesgedanken aus, letztere aber immer in ruhigerer ernſterer Weiſe (Shortland a, 146 f.; 156 f.). In Ton-

ga ſcheidet man von gewöhnlichen Liedern Lieder in der Niva- und in der Samoaweiſe ab, welche letztere den Hakas der Neuſeeländer, erſtere den Waiatas etwa gleichſteht (Mariner 2, 332 f.). Eine beſondere Unterabtheilung, welche man auf Neuſeeland zu den Waiatas rechnet, (Shortland a, 156 f.) ſind die Tangi, die Klage- oder Trauerlieder, welche theils beim Abſchied von geliebten Perſonen oder bei ihrem Tod oder ſonſt bei traurigen Veranlaſſungen gedichtet und geſungen werden. Auch der Noth des Vaterlandes galten ſie bisweilen (Baker transact. ethnol. soc. N. S. 1, 48; Beiſpiele von Neuſeel. bei Shortl. a. a. O.; Davis; Hochſtetter 520 f.; von Hawaii Ellis 4, 178; Tahiti 1, 199). Sie ſind oft von großer Innigkeit und Zartheit, oft von großer Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit und gehören jedenfalls zu den ſchönſten Blüthen der polyneſiſchen Poeſie (Vgl. ferner Thomſ. 1, 164 f.; Tayl. 126 f. Paum. Arbouſſ. 353).

Die Dichter ſchätzte man hoch; auch Dichterinnen finden ſich in Neuſeeland (Hochſtetter 508 f.) und überall gab es einzelne namhafte Dichter, die man hoch ehrte, auch wenn ſie von niederem Stande waren. Auf Tonga zogen ſie ſich um ihre Gedichte zu machen, oft in die einſamſten und ſchönſten Gegenden (für deren Reize ſie ſehr empfänglich ſind) zurück und mit dem Gedicht ſchufen ſie zugleich die Singweiſe deſſelben (Mar. 2, 336; Jarves 61). Mariner nennt zwei Dichter mit Namen, deren einer nur ſcherzhafte, der andere nur ernſtere Poeſien dichtete — die alſo beide einen freiwillig abgeſchloſſenen Dichterberuf hatten.

Als Beiſpiel wollen wir zunächſt ein Lied von Tonga, wo Liebe und Krieg ſelten, Naturſchilderungen und moraliſche Reflexionen häufig den Inhalt der Poeſie bilden (Mariner 1, 293), in der Nivaweiſe, welches Mariner (2, 378 f.) mittheilt, hier einrücken und zwar in Humboldts Ueberſetzung (3, 457).

1) Wir ſaßen plaudernd über Wawau Tua Liku, da ſprachen zu uns die Weiber:

2) Laßt uns wandern nach Liku, den Untergang der Sonne zu ſchauen; laſſet uns auf das Zwitſchern der Vögel horchen und die Klage der Turteltaube.

3) Wir wollen Blumenkränze pflücken am Abhange bei Matato. Wir wollen bleiben und vertheilen die uns von Liku One gebrachten Lebensmittel.

4) Wir wollen baden im Meer, dann uns waſchen im

ßen Waſſer Wau Akas, ſalben mit wohlriechendem Oel; wir wollen Kränze flechten und die Blumen winden, die wir pflückten von Matato.

5) Stehend innbeweglich am Abhang bei Ana Manu ſtarren wir athemlos hinunter in die Ferne des Meeres in der Tiefe.

6) Wie unſer Gemüth ſinnet, rauſchet von den hohen Toabäumen in den Ebenen des Inlands der mächtige Wind zu uns her.

7) Mein Gemüth erweitert ſich, wie ich ſchaue die Brandung in der Tiefe die ſinnlos ſtrebende zu durchbrechen den feſten Felſen.

8) O wie glücklich iſt unſer Weilen hier gegen unſer Weilen auf Mua.

9) Es iſt Abend, laſſet uns gehn zum Orte. Horch! es tönt her von den Sängern! Bereiten ſie einen Tanz, zu begehen die Nacht auf dem Grabplatz zu Tanea?

10) Dahin laſſet uns wandern.

11) Sollten wir nicht gedenken unſeres früheren Zuſtandes, als der Krieg noch nicht zerriſſen hatte unſer Land?

12) Wehe! ein furchtbar Ding iſt der Krieg. Schauet hin! Wüſt iſt das Land und getödtet grauſam der Menſchen Menge.

13) Wohnſitzlos ſind die Häuptlinge, ſchleichen nicht mehr einſam beim Mondlicht zu ihren Geliebten.

14) Brechet ab euer Sinnen! Es ſind Wünſche! In Krieg iſt unſer Land.

15) Das Land Fidſchi hat hergebracht den Krieg in unſer Land Tonga; nun müſſen wir handeln wie ſie.

16) Laſſen wir fahren das ſchwermüthige Sinnen! Morgen vielleicht ſind wir todt.

17) Wir wollen uns bekleiden mit der Tſchikula, anlegen die Tapa, die Stirn ſchmücken mit vollen Iiale-Kränzen und den Hals umwinden mit weißen Huniblumen, zu zeigen unſere Sonnenbräune.

18) Höret das Preiſen des Volkes.

19) Zu Ende gehet der Tanz und ſie vertheilen das Mahl unſeres Feſtes. Laſſet uns morgen zum Wohnort kehren.

20) Die Männer ſind begierig auf uns, bitten um unſere Blumenkränze; die Worte ihrer Schmeichelrede lauten alſo zu uns:

21) Schön ſind unſere Frauen von Liku, reizend iſt ihre ſon-

neugebräunte Haut, ihr Duft gleich dem blumigen Abhang Matalolos und Weibuas; mich verlangt zu gehen nach Liku; morgen, morgen laſſet uns wandern dahin.

Humboldt nennt das Gedicht, das ſo wörtlich als möglich überſetzt iſt, ein höchſt liebliches; man wird dieſen Ausdruck nicht übertrieben finden, auch nicht erſtaunen, wenn Ellis von außerordentlich ſchönen Liedern auf Tahiti ſpricht. Er erzählt von einem Klaggeſang auf den Tod eines einzigen Sohnes, welcher ſchloß (1, 199):

Dicht fallen Regentropfen aufs Antlitz der See,
Nicht Regen; Thränen ſinds des Oro.

In einer neuſeeländiſchen Sage (Grey a 15) heißen die Thautropfen Thränen des von der Erde gewaltſam getrennten Himmels, die Nebel Seufzer der Erde; man fühlt wie durch jene mythologiſche Beziehung das tahitiſche Klaglied erhoben und verklärt wird.

Die Fabeln, welche wir aus Polyneſien haben, ſtammen von Neuſeeland (Taylor 134) und von Samoa. Die neuſeeländiſchen ſind kurze Zwiegeſpräche zwiſchen einzelnen Thieren, in welchen das denſelben Eigenthümliche hervorgehoben, das für ſie paſſende und nicht paſſende ans Licht geſtellt wird. Die ſamoaniſchen ſind ähnlich: doch erzählen ſie mehr wie unſer Thierepos, indem ſie die Thiere und Pflanzen allerhand Erlebniſſe durchmachen laſſen, um einzelne Züge ihrer Natur zu erklären. Eine Moral iſt häufig wohl in ihnen enthalten, häufig aber auch nicht. So ruft in einer Maorifabel die Eidechſe der Ratte zu, ſie ſollte zum Fruchtſammeln auf die Bäume mit ihr ſteigen, was aber die Ratte ablehnt, denn, ſo ſchließt die Fabel (Davis 188), „dieſe beiden Leute, Ratte nnd Eidechſe, gehören auf die Erde, es paßte nicht für ſie Bäume zu erſteigen; und das ſoll das Zwiegeſpräch zeigen.“ Früher hatte, erzählt eine ſamoaniſche Fabel, die Ratte Flügel, die Fledermaus aber keine; die Ratte borgte ſie ihr und bekam ſie nicht wieder; welche Fabel geradezu ſprichwörtlich geworden iſt. Die wilde Banane, lautet eine andere, beſiegte die anderen Bananenarten: daher trägt ſie allein ihre Früchte aufrecht (Turner 251). — Auch Räthſel hatte man in Samoa: ein Mann ſteht vor der Thür mit einem Bündel auf dem Rücken — gemeint iſt die Banane mit ihrer Fruchttraube. Es ſteht ein Mann zwiſchen zwei gefräßigen Fiſchen: die Zunge zwiſchen den Zähnen. Vier Brüder ſind es, die ihren Vater tragen: der Kopfſchemel mit ſeinen vier Fü-

ßen. Ein Mann ruft fortwährend Tag und Nacht: die Brandung. Wer verläßt den Wald klein und kommt groß zur Küſte? der Papiermaulbeerbaum, aus deſſen Rinde Tapa gemacht wird; u. ſ. w. (Turner 216 nach dem samoan. reporter). Hier ſchließen ſich enge ihre Sprüchwörter an, welche bisweilen ſelbſt räthſelartig — z. B.: „o Sklave eines doppelten Wachsthums, des Aufblühens, des Verblühens", ein Maoriſprüchwort bei Shortland a, 181, 8 den Menſchen bezeichnend — oder fabelartig ſind — z. B. Grey b, 13: „ein fauler Hund bleibt ſo dicht beim Feuer liegen, daß ihm der Schwanz anbrennt; ebenſo machts mancher faule Menſch." Die Reihe von Sprüchwörtern ferner, welche Grey eb. 11. als Zwiegeſpräch zwiſchen Hai und Eidechſe anführt, ſind geradezu eine Fabel, welche indeß zurückgeht auf alte Mythologeme: denn im Mythus von der Erſchaffung der Welt (derſ. a, 1. Erzählung) kommt ganz daſſelbe vor, nur als Zwiegeſpräch zweier Götter.

Die Grey'ſche Sammlung von Maoriſprüchwörtern iſt ein höchſt intereſſantes und äußerſt reichhaltiges Buch. Es enthält alle vier Arten polyneſiſcher Spruchweisheit: hiſtoriſche oder poetiſche, d. h. aus Gedichten entnommene Sprüche, allgemeine Weisheitslehren und eine Reihe von ſtehenden Redensarten abergläubiſchen Inhalts. Eine Reihe ſolcher Sprüche wollen wir hier anführen und zwar zunächſt aus Taylor (126 ff.), Shortland (a 176) und Hochſtetter (518). Die Spinne verbirgt ſich im Netz und der Gedanke im Herzen. Zu Hauſe Muſchel, in der Fremde Papagei (der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande). Die Hand iſt flach, der Schlund tief (von einem der viel ißt und wenig arbeitet). Tapferkeit im Krieg hat unſicheren Erfolg, aber Fleiß im Landbau hat ſicheren Lohn. Der Hund leckt die Hand, die ihn ſchlägt; der Mann züchtigt ſie. Unkraut jäten iſt ſchwer. Der Weg nach Hawaiki iſt abgeſchnitten. Fremde Speiſe iſt Gaumenkitzel; ſelbſterworbene macht ſatt. Die folgenden ſind aus Grey: S. 3: Der Menſch iſt nicht wie ein Tibaum, der abgehauen, wieder aufſproßt), S. 4. Die Gabe iſt klein, doch Liebe gab ſie. 8: zweimal acht iſt ſechszehn, (wie unſer zweimal zwei iſt vier). 12, vergl. 17: Was liegt daran ob er häßlich iſt oder nicht? er iſt der Sohn des großen Fürſten Auripo. 13: Ein feiger Hund nimmt den Schwanz zwiſchen die Beine. 19: Beim Pflanzen ſind die Freunde rar; iſt die Ernte herein, ſo kommen ſie ſchaarenweiſe. 25: Ein Fruchtbaum, der

in einem Misthaufen wächst, gedeiht. 33: Im Frieden sei treu, im Krieg tapfer. 41: Das Holzstück hat den Künstler nichts vorzuschreiben: er macht daraus was er will. 51: Handle wie ein Mann, nicht thöricht, nicht hartnäckig. 58: Ein Haus voll Leute ist voll von Meinungen. Bist du etwa Tawhaki? spöttisch, wie wir den Großmogul anführen. Tawhaki ist ein Hauptheld polynesischer Mythologie. 59: Sie sind verschwunden wie der Moa (Dinornis, Palapteryx). Wie der Moa von Luft leben (der Moa stand immer auf einem Bein; er hatte den Schnabel offen, man glaubte er lebe von Luft). 18: Der Koromiko war der Baum, mit dessen Holz man den Moa kochte. 74: der Moa trat den Ratabaum nieder (was in der Jugend verdorben ist, wird ebenso wenig wieder gut, wie ein vom Moa niedergetretener junger Ratabaum). 61: Weiber und Krieg sind die zwei Klippen der Männer.*) 67: Kannst du mit einem Stock die Sterne vom Himmel holen? d. h. kannst du einen vornehmen Fürsten gefangen nehmen? Wie auch in der oben erwähnten Höflichkeitssprache die Fürsten und ihr Besitz mit dem Himmel und den himmlischen Erscheinungen identificirt werden und z. B. der Kahn der tahitischen Könige stets „Regenbogen" heißt. Man denke auch daran, daß nach dem Tode die Fürsten sich in Sterne verwandeln. 83: Der großäugige Tangaroa sieht dich überall. 91: Eine Menge Sterne stehen am Himmel aber eine sehr kleine Wolke bedeckt viele.

Es ist schwer, sich von diesem höchst interessanten Material zu trennen, und unsere Auswahl beweist schon, daß Greys Sammlung für den Charakter, die geistige Fähigkeit und die Geschichte der Neuseeländer unendlich wichtig ist.

Von den mythologischen Sprüchen wollen wir nur zwei anführen Grey S. 43: die Männer sind nach Wiwi und Wawa, d. h. in alle Winde zerstreut. Wiwi und Wawa, welche auch sonst sprüchwörtlich erwähnt werden (z. B. 63; 64) sollen zwei Inseln sein, welche die Vorfahren der Maoris vor ihrer Einwanderung nach Neuseeland zu besuchen pflegten. S. 50. Denk, wie es Rona ging, weil sie dem Mond fluchte. Rona (Davis 165) wollte im Mondschein Wasser holen: der Mond indeß trat hinter eine Wolke, so daß sie strauchelte. „Verfluchter Mond, rief sie, kannst du nicht scheinen"?

*) So heißt in einem Märchen der Malgaschen (dieses Werkes 2ter Band S. 444 A.) die schöne Königstochter Fihali, d. h. Streit.

Darüber wurde der Mond böſe, ſtieg vom Himmel und verfolgte ſie. Raſch erſtieg ſie einen Baum, welcher am Strome wuchs: doch der Mond grub ihn aus und nahm ihn ſammt der darauf ſitzenden Rona mit ſich zum Himmel empor. Noch heute kann man ſie im Mond auf dem Baume ſitzen ſehen.

Zwiſchen epiſcher und lyriſcher Poeſie ſtehen die kleinen Strophen und Lieder, welche die Polyneſier auf jedes beliebige Ereigniß ſofort improviſiren, kürzer oder länger, meiſt aber nur zweizeilig. Dieſe kurzen Gedichtchen verbreiten ſich ungemein raſch und werden lange Jahre feſtgehalten, als hiſtoriſche Ueberlieferung, ja als endgültiger Beweis für irgend etwas Geſchehenes. So hörte Ellis (1, 203) noch einen ſolchen Vers 1822, der während Blighs Aufenthalt entſtanden war:

Solch einer iſt ein Dieb und Tareu iſt ein Dieb,
Stahl die Boje dem Bligh.

Andere Beiſpiele ſtehen bei Cook (1. R. 2, 203) und bei Forſter (Bemerk. 407), wo ein ſolches Liedchen, welches die jungen Mädchen im Mondſchein ſangen, lautet:

Das Licht vom Monde,
Das Licht hab ich gern.*)

Und ein anderes ebendaſelbſt:

Vielleicht befreundete dieſer Mond
den Banks, der her zu ſeinen Freunden kam.

Doch hatte man auch größere Gedichte der Art, wie z. B. aus Neuſeeland die Einführung der Batate (Dieffenb. 2, 47) und ähnliche Ereigniſſe beſungen waren und wie man auf Hawaii eine ganze Reihe ſolcher hiſtoriſcher Lieder hatte, welche früher im ganzen Volk durch mündliche Ueberlieferung verbreitet waren, jetzt aber durch die Regierung der Inſeln aufgezeichnet und aufbewahrt ſind (Jarves 61). Ein ganz eigenthümliches balladenartiges Gedicht, den Geſang eines Geiſtes, der von ſeiner Reiſe ins Land der Seligen zu ſprechen ſcheint, gibt Davis 168 und bei Ellis 4, 282 haben wir einen ähnlichen hawaiiſchen Geſang, welcher die Lebens- und Familienſchickſale eines Hawaiers beſingt. Er gehört eigentlich ſchon ganz zu der Gattung der Poeſie, zu der wir jetzt übergehen, zum Epos.

Die epiſche Poeſie dieſer Völker überſieht zwar Meinecke (10

*) Forſter überſetzt „das Wölkchen im Monde"; allein ſein uwa kann kaum etwas anderes ſein, als tahit. ao Tag Licht Wolke, nach Hale s. v. ao urſprünglich Himmel. Dann aber liegt hier die Bedeutung Licht näher.

wunderbarer Weiſe ganz wenn er behauptet, außer ihrer Lyrik hätten ſie keine Literatur. Und doch gilt wenn irgendwo ſo gewiß bei ihnen Leſſings Ausſpruch, daß unter jedem Himmelsſtrich Dichter geboren werden. — Zunächſt gehören hierher die uralten mythologiſchen Gedichte, welche auf allen Gruppen verbreitet, zum Theil aber in ſo alterthümlicher Sprache abgefaßt waren, daß ſie nur die Prieſter und kaum dieſe verſtanden. Der Inhalt derſelben betraf meiſtens die Erſchaffung der Welt, der Menſchen; dann die älteſten Thaten der Götter, ihre Kämpfe, die Einrichtungen, welche ſie auf der neubevölkerten Erde trafen — wie z. B. die Areois auf Tahiti (Mörenhout 1, 485 f.) eine Menge dergleichen Lieder hatten, worin die Einrichtung ihrer Geſellſchaft durch die Götter erzählt wurde (Neuſeeland Dieffenbach 2, 57; Tahiti Mörenhout 1, 419; Tonga Mariner 2, 336). Wir haben im vorigen Band (2, S. 205) Bruchſtücke eines ſolchen Liedes von Tahiti gegeben, welches als Probe dienen mag; die ganze Auffaſſung iſt großartig, ja erhaben. Reſte dieſer mythologiſchen Lieder oder wenigſtens nahe verwandt mit ihnen ſind die Zauberformeln, welche Shortland a 111 f. u. 121 f. von Neuſeeland mittheilt, welche ähnlich gewiß überall exiſtirten, gegen Zahnweh, gegen Brand, für guten Wind, für Sieg u. ſ. w., dann für Neugeborene u. dergl.

An dieſ mythologiſchen Lieder ſchließen ſich nun ächt epiſche Geſänge an, welche die Thaten der Ahnen zum Inhalte hatten (z. B. Grey a, 245). Da dieſe Geſänge aber in der Form der Proſa ſehr nahe ſtanden, ſo ſind ſie gar bald in proſaiſche Erzählungen übergegangen, welche noch heut zu Tage überall in Polyneſien erzählt werden.

Die vollſtändigſte Sammlung dieſer epiſchen Erzählungen polyneſiſcher Völker haben wir aus Neuſeeland. Grey hat das Verdienſt ſie geſammelt zu haben und er war freilich wie kein anderer im Stande, eine ſolche Sammlung zu machen; war er doch Gouverneur und hatte er doch bei und trotz ſeiner Stellung das volle Vertrauen auch der Maoris, daher er denn mehr von dieſen heiligen und oft aus religiöſer Scheu und Abneigung gegen die Fremden geheim gehaltenen Mythen und Sagen erfuhr, als irgend ein Anderer (Grey a X). Leute aus allen Enden des Landes erzählten ihm, oft der eine von vorher den Anfang, der andere aus ganz anderer Gegend den Schluß derſelben Erzählung (IX); ſie waren alſo im ganzen Lande bekannt. Wenn nun Grey ſelber (XI) dieſe Ueberlieferungen kindiſch, ihren

Inhalt abſurd nennt, ſo können wir dies Urtheil unmöglich
Freilich ſagt er ſelbſt, daß der poetiſche Werth dieſer Erzä
nicht unter dem altgermaniſcher oder altkeltiſcher ſtehe; alle
kann mit Fug und Recht behaupten, daß ſie den indiſchen, ja
griechiſchen Mythen und Sagen inhaltlich vollkommen ebenbürt
und daß man natürlich immer auf polyneſiſchem Boden ſte
daß daher manches Rohe, manches Wüſte mitunterläuft. Alle
bedenke, wie auch die griechiſchen, die deutſchen Sagen uns
Geſtalt überliefert ſind, wie ſie eine ſpätere verfeinerte Zeit nac
nigfacher Umänderung erzählte. Und wenn ſich in den polyn
Mythen die Blutrache in der ärgſten Geſtalt zeigt und ſelbſt
pophagie in dieſen Sagen vorkommt, ſo zeigt ſich auf der
Seite als durchaus charakteriſtiſch für die ganze Sammlung die
Familienanhänglichkeit: eine geliebte Schweſter, Mutter oder auc
zu ſuchen wird die Erde durchwandert, die Unterwelt durchſu
ſelbſt der Himmel erſtiegen. Ferner zeigt ſich darin eine Zartl
Innigkeit der Empfindung, welche dem beſten der Poeſie vieler
Völker nichts nachgibt, eine Reinheit und Sicherheit der Zei
eine Kraft und Größe der Phantaſie, die den Leſer fortwäh
reinem poetiſchem Genuß hält, den einzelne beſonders überr
tiefere Anſchauungen nur erhöhen. Martins Behauptung, di
neſier hätten zwar Witz und Nachahmungstalent, aber keine P
(303) wird durch Greys Sammlung, welcher möglichſt wo
nacherzählt hat (XI), vollſtändig widerlegt. In ethnologiſd
äſthetiſcher Beziehung halten wir dieſe Erzählungen für unſ
und wenn wir ihren hohen Werth hier ſelbſtverſtändlich nicht
ſen können, ſo mag doch noch geſagt werden, daß ſich die M
ihnen als geiſtig höchſt begabt und von großer Gemüthstiefe
daß ſie bei einem Volke in dieſer Abgeſchloſſenheit und Kümm
des Lebens eine geradezu einzige Erſcheinung ſind, welche nur
ſich erklärt, daß einſt die Maoris höher ſtanden und ein reich
ben hatten als zur Zeit der Entdeckung. Dieſem unglücklich
fluß, einmal der Naturumgebung, dann aber auch der mang
Entwicklung der Sprache, die ſich in der großen Einförmigkeit
hältniſſe nicht weiter entwickeln konnte, iſt es auch zuzuſchreiben, daß
ſeeland und überhaupt in Polyneſien kein Homer aufgetreten iſt, der
ſchiedenen Elemente der Sage zu einem größeren Epos umſchuf:

für ſich würden ſie dazu vollkommen geeignet und bedeutend genug ſein. Auch iſt zu bedenken, daß bis auf die neueſte Zeit dies alles durch mündliche Ueberlieferung ſich vererbt hat. Und ſo ſagt Ellis (1, 330 f.): „ich habe oft bei Anhörung ihrer Sagen und Mythen gedacht .... daß, wenn die Tahitier Schrift gehabt hätten, ihre Mythen ihnen reiches Material zu Legenden geliefert haben würden, welche an Glanz der angewandten Mittel und an Großartigkeit der Ausführung der glänzenden Mythologie der Orientalen ſich hätten an die Seite ſetzen laſſen. So roh ihre Sagen auch ſind, in den gigantiſchen Thaten die ſie erzählen und in den kühnen und reichen Schilderungen die ſie enthalten, weht doch ein Zug von Poeſie welcher zeigt, daß das Volk keine minder begabte Phantaſie beſitzt.“ Der Mangel an Schrift iſt nicht die Haupturſache der ſtehen gebliebenen Entwicklung; aber was Ellis ſonſt ſagt, gilt von allen Polyneſiern und zwar im reichſten Maaße.

Denn ähnliche ja oft ganz dieſelben Erzählungen wie in Neuſeeland, wo ſie zunächſt vor der Weltſchöpfung, dann hauptſächlich von der Auswanderung aus Hawaiki und den Abenteuern der einzelnen Stammhelden handeln, finden ſich durch ganz Polyneſien, ganz beſonders reich aber wieder in Tonga und Samoa. Wenigſtens ſind wir von dieſen Inſeln durch Mariner, Turner (245), Walpole, Hale u. andere beſonders genau unterrichtet. Dieſelben Eigenſchaften, welche die Poeſie der Maoris auszeichnen, finden ſich dort wieder, ſo daß wir ſehen, dieſe Vorzüge ſind Eigenthum des ganzen polyneſiſchen Stammes. Seit 2000 Jahren meint Grey XII., welcher Zahlenangabe wir ohne zu weit zu greifen noch weitere 1000 Jahre ruhig zufügen können, werden dieſe Mythen auf allen Inſeln erzählt, und noch heute haben ſie ihre Lebenskraft, ihre rein menſchliche Geltung nicht verloren.

Einige ſolcher Legenden und Sagen müſſen wir zum Beleg des Geſagten herſetzen.*)

Folgenden Tongamythus erzählt Mariner 2, 129—134:

Im Himmel wohnte mit ſeinen beiden ſchönen Töchtern der Gott Langi (Himmel). Als dieſer einſtmals nach Bulotu, dem Wohnſitz der Götter, zu einer Götterverſammlung berufen war, ließ er ſeine

*) Ein außerordentlich ſchönes Mädchen der Malgaſchen ſiehe Band 2, S. 444.

Töchter vor ſich kommen und ſagte: „ich weiß, daß ihr neugierig ſ
und meine Abweſenheit gern benutzen möchtet, um nach Tonga hi
zu ſteigen und dort die ſchönen Fürſten zu ſehen und kennen zu l
nen. Thut es nicht, denn es würde die ſchlimmſten Folgen hab
wenn ihr hinginget.“ Als ihm nun die Töchter verſprochen hat
zu bleiben, ging er nach Bulotu. Kaum aber war der Vater w
als die Mädchen untereinander ſprachen: „wir wollen nach Tonga
hen, denn dort erſt wird man unſere himmliſche Schönheit bewunde
Wer aber ſieht uns hier im Himmel an, wo alle Weiber ſo ſch
ſind? darum wollen wir nach Tonga gehen.“ So eilten ſie de
hinab und als ſie die Inſel betreten hatten, ſchmückten ſie ſich a
herrlichſte mit Blumenkränzen: dann gingen ſie Arm in Arm dah
wo die Fürſten beim Feſte ſaßen und ſtanden ſchüchtern von fe
Die Jünglinge aber erblickten ſie und erſtaunt von ihrer göttlich
Schönheit ſprangen ſie auf und „mein iſt dies Mädchen“ rief
eine, „mein iſt es“ der andere, und ſo geriethen ſie in heftigen Str
Immer lauter ward das Getümmel der Zürnenden, ſo daß es e
lich die Götter in Bulotu hörten. Erzürnt ſchickten ſie den Langi
daß er ſeine Töchter zurückriefe und ſie beſtrafe und eilend ſtürz
dieſer nach Tonga. Doch als er ankam, war die eine Tochter ſch
todt, der anderen riß er im heftigen Zorne das Haupt ab u
warf es ins Meer. Allein dies ſchwamm weiter und wurde
Schildkröte; daher Schildkröten zu eſſen ein Frevel gegen die G
ter wäre.

Es mag nun eine neuſeeländiſche Erzählung aus Davis (179
187) folgen, welche ſchon dadurch ſehr merkwürdig iſt, daß ſie
allbekannten indogermaniſchen Sagen große Aehnlichkeit hat.

O laß mich weinen!
Laß mich ausſprechen meine Klagen
Um deinen jüngeren Bruder, um Waihuka;
Sieh, das Jahr iſt lang, o Tuteamoamo —
Und dies lange Jahr iſt dein.

Die Männer waren geboren, der ältere und der jüngere B
der; aber ſie hatten weder Vater noch Mutter, weder Stamm n
Wohnort. Der Name des Jüngeren war Waihuka und der Na
des älteren Bruders war Tuteamoamo. Der jüngere Bruder fr
ein Weib, Namens Heneitekakara, ein ſehr ſchönes Weib, ſehr ſch
in Wahrheit. Der ältere Bruder wurde neidiſch und ſagte „m

jüngerer Bruder hat dies ſchöne Weib davon getragen; was muß ich thun, um ſie für mich zu gewinnen"?

Der ältere Bruder dachte nach und fand ein Mittel, den jüngeren Bruder los zu werden, wenn ſie zum Fiſchfang in See führen. Deshalb ſagte er zu ſeinem Bruder: „laß uns zwei ausgehen und Fiſche fangen", und ſein Bruder ſtimmte zu. Sie ruderten nun weit hinaus, bis die Küſte außer Sicht war und ſie kein Land mehr ſahen. Der jüngere Bruder ſaß vorn im Schiff, der ältere hinten. Der Anker war herabgelaſſen, der Köder befeſtigt und die Angelſchnur ausgeworfen. Sie fiſchten lange, und jeder fing hundert Fiſche, lauter Wapukus. Als ihre Kähne ſchwer geladen waren, gedachten ſie der Heimkehr. Der ältere Bruder aber hielt an der Abſicht feſt die er im Herzen ſich ausgedacht hatte, ſeinen Bruder zu tödten und deſſen Weib für ſich zu nehmen. Der ältere Bruder ſagte nun: „zieh den Anker empor in unſer Schiff." „Ich kann nicht, antwortete der jüngere Bruder, der Anker iſt zu groß". Der ältere Bruder ſagte: „zieh ihn dennoch empor." „Ich bring es nicht fertig" ſagte der Bruder. Der jüngere Bruder zog an der Leine und machte den Verſuch den Anker zu heben, aber er lag unbeweglich am Seegrunde; und er rief aus: „ich kann ihn nicht emporbringen, komm du und zieh ihn heraus." Der ältere Bruder erwiderte: „tauche doch und mach ihn los." „Tauche du ſelber" war die Antwort des Bruders. „Nein tauche du" ſagte der ältere Bruder und ein Streit entſtand, wer nach dem Anker tauchen ſollte. Zuletzt erreichte der ältere Bruder ſeinen Wunſch; der jüngere ſprang in die See um nach dem Anker zu tauchen. Als er im Waſſer und nicht mehr ſichtbar war für das Auge ſeines Bruders, ſchnitt dieſer das Ankertau ab und ſetzte das Segel bei.

Als der Kahn von dem Ankerplatz ſich entfernt hatte, tauchte der jüngere Bruder auf und rief: „komm mit dem Kahn zu mir hierher." Da nahm der ältere Bruder die Kleider des jüngeren, warf ſie ins Meer und rief: „deine Kleider da brauche doch als Kahn." Der jüngere Bruder rief wieder: „bring den Kahn hierher." „Nimm dies für den Kahn" ſagte der ältere, und warf ihm ſeine Decken in die See. „O laß mich in den Kahn" rief der jüngere Bruder. Aber der ältere Bruder warf ihm alle ſeine Habe nach und nach zu und rief: „das ſoll dein Kahn ſein" — die Angelſchnur, den Taupflock, das Ruder und den Ausleger. Der jüngere Bruder

ſchwamm nun auf der See und gedachte bei ſich wie er entkommen könnte. Er betete zu den Göttern und dann rief er die Vögel an indem er ſagte: „o Toroa, bring mich ans Land"; aber der Vogel antwortete nicht. Dann ſagte er: „o Karoro, bring mich ans Land! o Kawau, bring mich ans Land." Aber ſie hörten nicht auf ihn.

Dann rief er die Fiſche des Meeres an und keiner von den Fiſchen hörte auf ihn außer dem Walfiſch, denn der Walfiſch war ein Vorfahre von ihm, indem er das heilige Thier Tiniraus, des großen Fürſter dieſer Welt war. Kaum hatte er daher geſagt: „o Walfiſch bring mich ans Land," ſo kam der Walfiſch herbei, ſetzte ihn auf ſeinen Rücken und brachte ihn ans Ufer.

Der ältere Bruder ſegelte vorwärts, bis er ans Land kam und als er ausſtieg, kam die Frau aus ihrem Hauſe und da ſie ihren Mann nicht ſah, ſagte ſie: „wo iſt dein jüngerer Bruder"? „In einem anderen Kahn" war die Antwort. Die Frau dachte, ihr Mann wäre todt; denn plötzlich wurde ſie ſo traurig und ſie ging in ihr Haus um zu weinen. Abends kam der ältere Bruder an ihre Hausthüre und rief: „Heneitekakara, ſchieb den Riegel von der Thür zurück." Und die Frau antwortete:

O laß mich weinen!
Laß mich ausſprechen meine Klagen
Um deinen jüngeren Bruder, um Waihuka;
Sieh das Jahr iſt lang, o Tuteamoamo —
Und dies lange Jahr iſt dein.

Die Frau grub, als ſie dies ſagte, ein Loch in die Erde um zu entfliehen und ſie hatte es ſchon bis an ihren Gürtel gegraben.

Nach einer Weile rief der ältere Bruder wieder: „Heneitekakara ſchieb den Riegel von der Thür."

Und die Frau erwiderte:

O laß mich weinen!
Laß mich ausſprechen meine Klagen
Um deinen jüngeren Bruder, um Waihuka,
Sieh das Jahr iſt lang, o Tuteamoamo —
Und dies lange Jahr iſt dein.

Die Grube ging ihr nun bis an die Schultern. Nach einer Weile rief er wieder, aber die Frau gab ihm keine Antwort und als er die Thür aufbrach, ſieh, da war ſie weg.

Als die Frau entflohen war, irrte ſie an der Küſte umher und

ſuchte die Leiche oder das Gebein ihres Mannes, denn ſie dachte, er wäre todt. Da ſah ſie einen Albatroß und ſagte zu ihm: „haſt du irgendwo hier einen verweſenden Körper geſehen?“ Der Vogel antwortete: „Nein.“ Dann ſah ſie den Kawau, den Kororo und viele andere Vögel und ſagte zu ihnen und zu den Fiſchen des Meeres: „habt ihr irgendwo hier einen verweſenden Körper geſehen?“ „Wir haben nichts geſehen“ antworteten ſie alle. Da ſah die Frau einen Walfiſch und fragte daſſelbe und der Walfiſch antwortete: „er iſt dort am Land.“ Da ging die Frau dahin, wohin ſie der Walfiſch beſchieden hatte, und fand ihren Mann daſelbſt ſitzen und ſie fiel ihm um den Hals und ſie weinten mit einander. Als ſie aufgehört hatten zu weinen ſagte der Mann: „laß uns zu unſerem Hauſe gehen.“ Sie gingen zu ihrem Hauſe und als ſie eingetreten waren, weinten ſie wieder heimlich, ſo daß der ältere Bruder ihre Klagen nicht hören konnte.

Dann nahm Waihuka ſeinen Kamm, kämmte ſein Haar und ſchmückte es mit Federn. Dann nahm er ſeine beſten Kleider, welche er anlegte, ergriff ſeine beſte Lanze und ſagte zu ſeinem Weibe: „ſchwing ich ſie gut?“ „Ja“, ſagte ſein Weib. Da legte er die Lanze nieder, nahm ſeine Keule und indem er ſie ſchwang, ſagte er: „wie nun, ſeh ich gut aus?“ „Leg dieſe Waffe weg“ war die Antwort. Dann nahm er ſein Meſſer und ſagte: „ſieh mich an, ſeh ich damit gut aus“? „Nein, ſchlecht“, ſagte die Frau. Da ergriff er wieder ſeine ſchöne Lanze, und wie er nur die Erde damit berührte, da regte ſich das Eiſen und Heneitekakara ſagte: „jetzt machſt du's recht. Wenn du ſo thuſt, ſo wird dein älterer Bruder dir unterliegen.“

Zur Abendzeit, als es kühl wurde, kam Tuteamoamo an die Hausthür und ſagte: „Heneitekakara, riegel auf, riegel auf.“ „Komm herein, Tuteamoamo“ ſagte Heneitekakara. Tuteamoamo trat hinein, aber ſein jüngerer Bruder ſprang vor und durchbohrte ihn. So, das iſt das Ende.

Die Entſtehung des Brodbaumes erzählte man in Tahiti ſo (Ellis 1, 68 f.): Zur Zeit eines gewiſſen Königs, da das Volk noch rothe Erde aß, hatte ein Mann und ſeine Frau einen einzigen Sohn, den ſie zärtlich liebten. Der Knabe war zart und ſchwächlich, und eines Tages ſagte der Mann zu ſeiner Frau: „unſer Sohn thut mir leid, er verträgt nicht die rothe Erde zu eſſen. Ich will ſterben und Speiſe werden für unſern Sohn.“ Die Frau ſagte: „wie willſt du

Speiſe werden?" Er antwortete: „ich will zu meinem Gott beten, er iſt mächtig und wird mir Kraft geben es zu thun." Alſo ging er hin zu ſeinem Hausgott und trug dieſem ſeine Bitte vor. Er erhielt eine günſtige Antwort und am Abend rief er ſein Weib zu ſich und ſprach: „ich werde jetzt ſterben; wenn ich todt bin, nimm meinen Leib, zertheile ihn, pflanze mein Haupt an eine Stelle, mein Herz und meinen Magen an eine andere; dann geh ins Haus und warte. Wenn du dann einen Ton hören wirſt, zuerſt wie von einem Blatte, dann wie von einer Blume, darauf von einer unreifen Frucht und endlich wie von einer reifen vollen Frucht, welche zu Boden fällt, ſo wiſſe, daß ich es bin, der ich Speiſe geworden bin für unſeren Sohn. Bald darauf ſtarb er. Sein Weib gehorchte ſeinen Weiſungen, indem ſie den Magen, wie er geſagt, beim Hauſe pflanzte. Nach einer Weile hörte ſie ein Blatt fallen, dann die langen Blüthenhüllen, dann eine kleine unreife Frucht, darauf eine ausgewachſene reife. Unterdeſſen wurde es Tag, ſie weckte ihren Sohn, nahm ihn mit hinaus und ſie ſahen einen großen ſchönen Baum mit breiten, glänzenden Blättern bedeckt und beladen mit Brodfrucht. Sie ließ ihn mehrere Früchte ſammeln die erſten dem Hausgott und dem Könige bringen und keine rothe Erde mehr eſſen, ſondern die Frucht des Baumes, der vor ihnen wuchs röſten und eſſen.

Dieſe Erzählungen halten die Polyneſier, wie ihre geſammten literariſchen Erzeugniſſe, ſelbſt ſehr hoch. In ihren Geſprächen kommen ſtets Anſpielungen auf dieſelben und ſprüchwörtliche Redensarten aus ihnen genommen ſind vor und gar nicht ſelten führen ſie Stellen aus ihnen als Beweis an bei ſtreitigen Punkten, die ſofort als ſtrenger Beweis anerkannt werden (Ellis 1, 203). In einer religiöſen Disputation, welche öffentlich zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Miſſionären abgehalten wurde, um die Neuſeeländer ſelbſt über den Werth der beiden Lehren entſcheiden zu laſſen, trug der Proteſtant den Sieg davon, weil er einige Maoriſprüchwörter geſchickt einzuflechten verſtand (Shortland a, 177). Auch bei Rechtsſtreitigkeiten machen ſie es oft ſo und Grey (VII) war gerade deßhalb genöthigt, ein beſonderes Augenmerk auf ihre Sagen zu richten und kam ſo dazu, ſie zu ſammeln. — Neben dieſen ernſten, epiſchen Erzählungen pflegten und pflegen ſie auch ſonſt ſich gern durch Erzählungen zu unterhalten, oft aus dem Stegreif, wo ſie dann ernſtes, ſchreckliches, komi-

sches oft auch nicht sehr dezentes, oft aber auch sehr anmuthiges vorbringen. Gute Erzähler sind sehr beliebt und daher sehr gesucht (Mörenh. 2, 81). Erfinderisch und phantasiereich sind sie in hohem Maasse. In Tonga bilden häufig Besuche in Bulotu und Schilderungen der Götterheimat, oder erdichtete Reisen ins Land der Papalangi, der Europäer, das mit den tollsten Uebertreibungen, aber oft aufs witzigste geschildert wird, den Inhalt dieser Erzählungen (Mariner 2, 126; 334). Auch den Europäern erzählten sie, anfangs wohl unbefangen, solche Geschichten, womit sie sich zu unterhalten pflegten; als sie aber sahen, daß jene manches davon für baare Münze nahmen, so reizte, sie das immer mehr, da Andere zu necken ihnen große Freude macht und sie erzählten immer ausschweifendere Dinge. Auf solchen Erzählungen mag denn auch folgende tolle Geschichte beruhen, welche Wilson zwar zweifelnd, aber nicht ohne frommen Schauder auf Tahiti hörte (292 Anm.): Cook, so erzählte man ihm, hatte einen großen Affen dort zurück gelassen, den man zum Oberhaupte von Attahuru, einem Distrikte der Insel, machte und ihm ein Weib nebst dreißig Bedienten und Ueberfluß an allen Dingen gab. Man nannte ihn den großen Menschenhund. Als aber sein Weib ihn eines Tages Fliegen, dies verabscheute Ungeziefer, fangen und fressen sah, da ward ihr Abscheu zu groß und sie floh ins Gebirge. Der Affe und seine Diener setzten ihr nach. Allein ein anderer Häuptling begegnete ihnen, und dieser, eifersüchtig auf die Macht des großen Menschenhundes, erschlug ihn.

Daß diese Geschichte, welche nach polynesischen Begriffen fast noch unmöglicher ist als nach unseren, nicht wahr ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; aber gerade deshalb mußte sie den Hörern witzig vorkommen und gut erfunden ist sie jedenfalls.

In Tahiti zeigen sich denn auch Spuren dramatischer Compositionen noch neben jenen mimischen Tänzen. Meist sind sie komisch und öfters von groteskem Inhalt. So schlug in einem Stück (Forster 409) ein Vater seine Tochter einem Liebhaber ab, das Mädchen aber und der Jüngling begegnen einander in der Nacht, sie entlaufen und in Folge davon erscheint die Tochter gar bald kreißend auf dem Theater. Nach allerhand „Gaukeleien" kommt das Kind, ein großer Kerl, zur Welt, der sofort mit Nabelschnur und Mutterkuchen, verfolgt von der Hebamme, umherläuft, zu besonderer Ergötzlichkeit der Zuschauer,

bis denn endlich der Vater, durch den Enkel verſöhnt, die Heirath zugibt. Es ſcheint nicht, daß Forſter etwas hinzugeſetzt hat; die ſpaniſchen Berichte von 1775 (Bratring 177) erwähnen ganz ähnliches, indem ſie z. B. als Inhalt eines ſolchen Stückes, die Geſchichte einer Tahitierin, deren Mann ſehr eiferſüchtig iſt, angeben. Vieles wird aus dem Stegreif aufgeführt (Forſter 403), momentane Satire iſt gar nicht ſelten (Forſter eb.) und es war gewöhnliche Sitte, dieſe auch rückhaltslos über die Häuptlinge zu ergießen (Wilſon 480). Nach Mörenhout (1, 134) überwiegt in dieſen Vorſtellungen mythologiſchen Inhalt, und ſo ſagt auch Forſter, daß auf einer anderen Inſel bei Leichenfeiern ſolche Schauſpiele aufgeführt ſeien; auch hier alſo hat man denſelben Urſprung des Dramas wie überall. —

Auch in der neueren Zeit iſt die poetiſche Fähigkeit der Polyneſier nicht erloſchen; dieſelbe Liederdichtung aus dem Stegreif lebt weiter, Darwins Ankunft auf Tahiti beſang ein junges Mädchen in vier improviſirten Strophen, welches die übrigen Mädchen im Chor begleiteten (Darwin 2, 177); Cheever (177) führt ein chriſtliches Gedicht einer hawaiiſchen Fürſtin an und nach Remy iſt der Kanaka David Malo der Verfaſſer der Geſchichte von Hawaii, welche z. T. im hawaiian spectator, einer hawaiiſch und engliſch geſchriebenen Zeitſchrift 1838 erſchienen iſt. Auch die Neuſeeländer haben eine Zeitſchrift in ihrer Sprache, den Maori Messenger.

Die Beredtſamkeit der Polyneſier iſt gleichfalls nicht unbedeutend und wird in Neuſeeland durch eine reiche Bilder- und Geberdenſprache, welche die Häuptlinge beſitzen — denn Beredtſamkeit iſt nur die Sache der Häuptlinge — unterſtützt. Durch poetiſche Anſpielungen, Doppelſinniges, Citate u. ſ. w. werden die Reden oft dunkel und daher ſchwer verſtändlich für Fremde (Shortland 169). Und doch ſind jene Anſpielungen oft wichtig genug, da ſie auch in ihren politiſchen Anſchauungen und Forderungen ſehr häufig ſich auf ihre alten Sagen und Mythen ſtützen (Grey VII); daher hat ſich denn bei den neuſeeländiſchen Reden folgende Form als die gewöhnlichſte aller Reden feſtgeſetzt: die Einleitung wird durch Geſänge oder poetiſche Citate gebildet, dann folgt die Rede in Proſa, auf dieſe wieder ein poetiſcher Erguß aus Citaten zuſammengeſetzt und dann der Schluß.

Auch jetzt noch ſind die Maoris tüchtige Redner, daher viele von ihnen Prediger werden (Hochſtetter 510) und die politiſchen Briefe

welche im letzten Kriege der Maorianführer Thompſon ſchrieb, waren ebenſo beredt als ſchlagend (eb. 497). Auch auf Tahiti blühte die Beredtſamkeit, wie ſie auch auf den Markeſas (Mathias G*** 189) und auf Hawaii (Jarves 61) in hohen Ehren ſtand und viel geübt wurde; nur hat die neuere Geſchichte Tahitis zu ihrer Entwickelung keine Gelegenheit geboten. Doch ſind ſehr viel Tahitier gleichfalls als Miſſionsprediger thätig.

In hoher Blüthe dagegen ſtand die Beredtſamkeit in Tonga und Samoa. Mariner erzählt, daß König Finau, als er der Inſel Vavao den Frieden anbot, eine Stunde lang mit hinreißender Beredtſamkeit geredet habe (1, 178) und die Rede welche der junge Finau hielt, als er ſeinem Vater in der Herrſchaft folgte (Mariner 2, 382; Humboldt 3, 460), iſt gleichfalls durch Form und Inhalt höchſt bedeutend. Denn ſie ſchildert die Segnungen des Friedens und empfiehlt die friedliche Beſchäftigung des Ackerbaues, das ruhige Bleiben im Lande als das Beſte. „Das iſt wahrhaft männliche Geſinnung, ſagt Finau, da wo man ſteht, mit Liebe und Zufriedenheit zu verharren.“ In Samoa ſprachen die Redner in großen Verſammlungen ſtehend, auf einen großen Stab geſtützt, in der Hand einen Fliegenwedel; in kleineren ſitzend. Jeder Redner ſpricht für ſeinen Stamm und ſo herrſchte in der Reihenfolge ihres Auftretens eine ſtrenge Etikette. Die Reden ſelbſt ſind fließend, oft von Beifall unterbrochen oder von anſtändig gemäßigtem Lachen, wenn eine ironiſche Wendung vorkommt (Erskine 73). Auch hier wenden die Redner, wie in Neuſeeland, Allegorien gern und häufig an; ſowie auch hier Anſpielungen auf die Geſchichte des Landes, auf Sagen und Mythen häufig ſind. Sind doch hier die Redner zugleich die Bewahrer der alten Ueberlieferungen, ſowohl für das Land, als für die einzelnen mächtigen Familien, deren jede ihren Redner hat. Ihr Wiſſen iſt geheim und wird vom Vater nur auf den Sohn oder den nächſten Verwandten vererbt. Als Anhaltspunkt für ihre Ueberlieferungen dienen ihnen, wie den Peruanern ihre Knotenſchnüre, gewiſſe äußere Dinge als Geheimzeichen, welche nur die Eingeweihten verſtehen; wie z. B. ein Redner eines der vornehmſten ſamoaniſchen Geſchlechter einen Stab mit verſchiedenen Einſchnitten hatte, welcher ihm den Stammbaum des Geſchlechtes, dem er zugehörte, bezeichnete. (Hood 98). Die Rede eines Häuptlings von Uwea, welche ächt po-

lyneſiſchen Gepräges und den neuſeeländiſchen Reden in ihrer ga
Art nahe verwandt iſt, gibt Hood 154.

Denn das iſt ein Zug, der durch ihre ganze Beredtſamkeit
durchgeht, aber auch in ihren ganzen Gedichten ſich findet: ſie li
ironiſche Wendungen und dieſe Ironie iſt gleichſam bei ihnen ve
nert, indem ſie ſehr häufig, um recht ſtark aufzutragen das Gegen
von dem ſagen, was ſie meinen. Es hängt dieſer Zug jedenfalls
ihrer Luſt am Necken zuſammen; ſie necken ſich weit freier und ſc
hafter als die Europäer untereinander und namentlich Fremde, E
päer ziehen ſie gern auf (Turnbull 297); Spottgedichte waren
ſelten bei ihnen und in Samoa hatte jeder vornehme Häuptling
geſtellte Poſſenreißer (Turner 210), welche alle aus ein und demſe
Dorf kommen. Da ſie ſelber tabu ſind, ſo haben ſie die Fre
die ſich bei Todesſtrafe kein anderer erlauben durfte, das Tabu,
ches auf der Perſon der Häuptlinge liegt, durch allerhand zu brec
ſie dürfen über die Beine der Fürſten wegſchreiten, ihren Herrn
Eſſen die Speiſen vor dem Mund, um ſie ſelbſt zu verzehren,
nehmen u. ſ. w. Auch gebraucht man ſie, eben weil ſie tabu
zu Boten im Krieg an die feindliche Partei, bei welcher ſie ung
dert Zutritt haben (Hood 102 f.). Auch hatten einzelne Inſeln,
bei uns viele Städte, ihre beſonderen Beinamen oder Geſchid
mit denen man ſie neckt; ſo hießen die Tahitier Schildkrötenwür
weil ſie einſtmals eine in der Schale verborgene Schildkröte hatten
den Fingern erwürgen wollen; die Huaheiner Scheerenbrater, wei
einſt eine Scheere, um ſie zu ſchärfen, im Ofen mitbrieten u. ſ
(Ellis 1, 96 f.).

Anhangsweiſe wollen wir gleich hier alles Andere betrachten,
zu den Vergnügungen der Polyneſier gehört, ihre Spi
Von den Schwimmſpielen, in welchen die Hawaier es den Tahit
zuvor thaten (Ellis 1, 224) haben wir ſchon geredet. Hierher
hört es auch wenn in Tonga zwei Parteien unter dem Waſſer e
ſehr ſchweren Stein 70 Ellen weit zu einem beſtimmten Ziel r
eifernd ſchleppten, ſo daß die gewannen, welche zuerſt ankamen (T
riner 2, 344); oder wenn in Huaheine ſich drei Männer in
kleines rundes Schiff ſetzten und dies mit Ruderſchlägen unglaul
raſch ſo lange im Kreis drehten, bis es umfiel (Turnbull 95).

Wettkämpfe im Tanzen, Laufen u. ſ. w. waren häufig (T

renhout 2, 13 f.); aber auch Kampfſpiele hatten ſie vielfach; z. B. Speerwerfen, Ringen, Fauſtkampf, Boxen, Fechten (Ellis 1, 211); 4, 150; Turner 212 f.). Dies letztere wurde auf Samoa oft ſo leidenſchaftlich betrieben, daß es zum Krieg führte; und Wettringen diente in Tonga gar oft in einer Disputation, wo Gründe nicht zur Einigung führten, als letzte Entſcheidung, denn Recht hatte, wer ſiegte (Mariner 2, 8). In Samoa führten meiſt zwei Parteien ein Wettringen auf, nach welchem die beſiegte die Sieger bewirthete. Das Speerwerfen betreiben ſie oft ebenſo (Turner eb.), oft auch ſtellt ſich hier und in Hawaii ein Einzelner den Speerwürfen von mehreren, ja von 6 Männern aus, denen er bloß durch Geſchicklichkeit des Ausweichens entgeht (Ellis 4, 149). Wettſchießen mit Pfeilen, aber ohne eigentliches Zielen, war in Tahiti gebräuchlich, wobei denn junge Leute mit weißen Fahnen anzeigten, wie weit der Pfeil geflogen war. Da aber dies Spiel beſonders heilig war, ſo durften es nur die Fürſten ſpielen und auch dieſe nur, indem ſie eine beſondere Kleidung anlegten, welche ſie vom Marae, dem Tempelplatz, wo ſie für gewöhnlich lag, holen und dorthin zurückbringen, und indem ſie nach dem Spiel ſich durch Waſſer vom Tabu befreiten (Mörenhout 2, 148 f.; Ellis 1, 219). Auch das Ringen war hier ſehr feierlich, ſtets mit Anruf der Götter und großer Ehre für den Sieger verbunden; auch Weiber rangen mit (Ellis 1, 205; 208; Turnbull 206). Ferner waren Ballſpiele verſchiedenſter Art, wobei der Ball bald geſchlagen, bald geworfen, bald mit dem Fuße geſtoßen wurde, ſehr verbreitet (Cook 3. R. 3, 443; Dieffenbach 2, 57; Ellis 1, 213—4; Mörenhout 2, 153; Mariner 2, 344). Brettſpiele hatte man zu Hawaii (Cook 3. R. 3, 440), zu Neuſeeland (Shortland 2, 136) wohin es nicht erſt, wie Dieffenbach (2, 58) will, aus Europa eingeführt war; auch hierbei gerieth man oft in Streit. Andere Spiele waren zahllos; da ließ man Drachen fliegen, ſpielte mit Kreiſeln, warf Steine flach übers Waſſer, daß ſie immer wieder aufſprangen (Seeſprungfern in Mitteldeutſchland) ſprang durchs Seil, verſteckte, ſchaukelte ſich, lief wie zu Nukuhiva und in Neuſeeland Stelzen, ſuchte einen Stein in der Hand vieler im Kreiſe ſtehender Perſonen u. ſ. w. (Ellis 1, 228; Mörenhout 2, 150; Taylor 169 f.; Thompſon 1, 196; Freycinet 2, 604; Turner 215 f.). In Neuſeeland hatte man, wie bei uns die Kinder, eine Geheimſprache durch

Zuſatz einer beſtimmten Silbe (Shortland a, 135; der noch viel Kinderſpiele erwähnt). Eine Art Morraſpiel hatten die tonganiſchen Fürſten; man mußte die außerordentlich raſchen Bewegungen der Gegner errathen und gleichzeitig nachahmen; das Volk ſpielte dies Spiel einfacher (Mariner 2, 240). Ein Spiel der Fürſten auf Hawaii beſchreibt Ellis 4, 81: in der Mitte der ſpielenden Parteien liegt ein Tapatuch, unter welches ein einzelner aus der Partei einen Stein verſteckt; die andere ſchlägt mit Ruthen dahin, wo er liegt und trifft ſie den Punkt, ſo hat ſie gewonnen. Es iſt intereſſant, wie man meiſt aus der Bewegung der Armmuskeln richtig ſchließt, wo der Stein liegt. Das ganze Volk, oft 7—8000 Menſchen, pflegte auf eigens dazu hergerichteten 50—60′ langen Flächen einen ſchweren Holzſtab oder einen runden ſehr ſorgſam aufbewahrten Lavaſtein zwiſchen zwei aufgerichteten Pfählen hindurchzuwerfen. Auch dies Spiel ward ſehr leidenſchaftlich betrieben und oft alles Vermögen dabei eingeſetzt (Ellis 4, 198 f.).

Sehr beliebt waren, wie auf den Marianen, auch in Polyneſien Hahnenkämpfe. In jedem Haus in Tahiti war ein Pfeiler, an welchem der Hahn, der ſehr zärtlich behandelt wurde, mit einem weichen Seil angebunden war (Mörenh. 2, 146 f.). Die Vögel wurden mit Nudeln von Brodfrucht gefüttert (Ellis 1, 222) und ihre Gefechte und Siege in eigenen Geſängen geprieſen (Mörenh. 2, 146 f.). Ganze Diſtrikte kämpften ſo miteinander, wobei man die Hähne mit künſtlichen Sporen verſah und ganz früh, damit ſie noch recht friſch wären, kämpfen ließ; auch ſtand dieſem Spiel ein beſonderer Gott vor (Ellis eb).

Für die tonganiſchen Fürſten war früher ein Hauptvergnügen die Rattenjagd, welche mit ihren ziemlich weitläufigen Einrichtungen und Ceremonien Mariner beſchreibt. Die Jagenden, welche in einer Reihe gingen, waren in zwei Parteien getheilt, und zwar ſo, daß der erſte, dritte u. ſ. w. des Zuges der einen, der zweite, vierte u. ſ. w. der anderen Partei angehörte; jede Partei durfte nur nach einer Seite ſchießen, und welche von beiden ſchließlich die meiſten Ratten getödtet hatte, trug den Sieg davon (Mariner 1, 279 f.). Auch in Neuſeeland war dieſe Art der Jagd früher eine beliebte Unterhaltung (Taylor 83 f.). Auf Samoa dagegen jagte oder beſſer fing man die Tauben (den Didunculus strigirostris, der jetzt immer ſeltener wird, da die eingeführten Katzen die Neſter zerſtören), indem man die

wilden Vögel durch gezähmte anlockte und dann mit Netzen an langen Stangen fing (Turner 212 f.). In Tonga herrſchte dieſelbe Sitte; die Lockvögel waren aber ſchwer zu zähmen und daher ſo koſtbar, daß jedes Paar einen eigenen Wächter hatte, der bei Hungersnoth jegliche Nahrung für ſie tabuiren durfte (Mariner 1, 246 f.; 2, 342).

Dies mag zur Ueberſicht über die Vergnügungen der Polyneſier genügen; allein ſchon aus dem hier Erwähnten, das ſich ſehr vermehren ließe, erhellt zur Genüge, einmal, daß die Polyneſier ein ſehr vergnügungsſüchtiges Volk, wohl das vergnügungsſüchtigſte von allen ſind, dann aber auch, daß ſie mit der größten Leichtigkeit und Kühnheit, ja auch nicht ohne Geiſt ſich jeden Augenblick ihre Unterhaltungen, ihre Spiele zu bereiten wiſſen.

Dieſe Fröhlichkeit herrſcht auch jetzt noch in vielen Gegenden; da überall, wo die Europäer nicht zu feindſelig aufgetreten ſind. So beſuchen ſich in Samoa (Hood 45) die Eingeborenen ſehr häufig dorfweiſe und dann werden ein oder einige Tage in anhaltender Luſtbarkeit verbracht.

Dieſe allgemeine Heiterkeit und frohe Laune, der Wunſch zu gefallen und ſich zu vergnügen war es denn auch, welcher den Europäern vor allen Charakterzügen der Polyneſier zunächſt in die Augen fiel. Sie waren ſtets in eifriger Unterhaltung begriffen, untereinander oder mit den Fremden; ſie äußerten ihre Freude ſo lebhaft, ſie wußten ſich einen ſolchen Anſchein von Unſchuld und Liebenswürdigkeit zu geben, hatten ſo etwas herzliches, zuvorkommendes, biederes, daß die erſten Reiſenden, wie es ja bekannt genug iſt, geradezu davon hingeriſſen und zu ſehr geblendet waren, um ihre Schwächen zu erkennen. Unter ſich waren ſie, wenn kein Krieg war, durchaus friedlich und Schlägereien kamen niemals vor (Turnbull 297; Ellis 1, 96; Brown 45; 46; Paumotu Belcher a I 374; Porter 2, 57) oder wurden wenigſtens gleich von den Umſtehenden geſchlichtet (Forſter Bem. 318). Doch waren die Weiber nicht immer ſo friedfertig (Brown 45). Dieſe fröhliche Liebenswürdigkeit wird auch von einzelnen Paumotuanen, namentlich den Mangarevern und den Bewohnern von Hao gerühmt (Mörenh. 1, 169; Belcher a, 1, 372; Mörenh. 1, 98). Allein wenn wir auch gewiß nicht leugnen wollen, daß eine ſolche Heiterkeit ſie fortwährend umgab, wie ſich dieſelbe ja bis in die jetzigen auch für die Polyneſier nichts weniger als heiteren Zeiten be-

wahrt hat (Darwin 2, 187): ſo beruhte dieſelbe auf der ſtets leich angeregten momentanen Lebensluſt der Polyneſier, auf ihrer leichte Empfänglichkeit für neue Eindrücke, keineswegs aber auf wirklicher Ge diegenheit und Reinheit des Charakters. Vielmehr werden ſie ebenſ leicht zu tiefſter Melancholie hingeriſſen, welche ſo mächtig werde kann, daß ſie den Tod herbeiführt, wie denn Todesfälle durch Einbildung aus Furcht bezaubert zu ſein, eine religiöſe Satzung, ein Tabu gebroche zu haben, gar nicht ſelten ſind (Brown 75); wie überall, auf Hawaii un Tahiti und Neuſeeland die Eingeborenen den trüben Glauben an ihre eigenen Untergang haben: „der Hibiskus wächſt, die Koralle breite ſich aus, der Menſch ſtirbt dahin“ lautete eine Weiſſagung auf Tahi (Ellis 1, 103), welche die verſchiedenſten Beſucher von ihnen aus ſprechen hörten, und ganz ähnliche Sprüche leben im Mund der Neu ſeeländer (Darwin. Hochſtetter 479).

Auf der anderen Seite aber iſt die Heiterkeit nur künſtlich ge macht und nur der trügende Deckmantel für Mißtrauen, Falſchhei Verrätherei, welche ſehr häufig bei ihnen ſind und ſich gern hinte dem Schein der harmloſeſten Offenheit verſtecken. Das Mißtrauen, di Scheu, welche ſie oft den Fremden gegenüber zeigten, erklärt ſich frei lich aus der Ueberlegenheit der Europäer, aus der feindſeligen Ar wie dieſe häufig auftreten, ſowie aus jenem ſchon öfters erwähnte Glauben, daß von der See her ihnen ein Unglück drohe, und daß di Weißen Götter wären, ganz vollſtändig. Allein wie verrätheriſch un treulos ſie ſind, das mußten die Spanier erfahren, welche um 177 in Tahiti zuerſt freundlich aufgenommen, dann jeder Inſulte ausgeſetz waren (Bratring 147—167), das erlebte die Mannſchaft gar viele Schiffe, welche plötzlich von den Eingeborenen überfallen wurden, mocht nun der Angriff gelingen oder mißglücken. Freilich waren in de meiſten Fällen die Europäer an dem entſtehenden Streit ſchuld; allei faſt immer ſtellten ſich die Eingeborenen auch noch nach den Beleidi gungen ſo lange freundlich und ganz harmlos, bis der geeignete Zeit punkt der Rache ihnen gekommen ſchien; dann brachen ſie los. Auch Virgin nennt die Tonganer wie die Hawaier unzuverläſſig (2, 69 1, 270 f.) und Turnbull (119 vergl. 102) bezeichnet den Charakte der Tahitier als ein Gemiſch von Bosheit und Verrätherei. Wenn frei lich Mörenhout (1, 226 f.) erlebte, daß die Tahitier ihm Taffawurzel verſprochen hatten und trotz des empfangenen Preiſes ſie ihm nicht brach

ten, ſo iſt ſeine moraliſche Entrüſtung über ihre Unehrlichkeit lächerlich genug; denn der ehrliche Belgier erzählt kurz vorher, daß alle die Röcke, welche er als Preis gegeben hätte, ſo eng geweſen ſeien, daß kein Tahitier ſie brauchen konnte. Das findet er ganz in der Ordnung, und wundert ſich, wenn jene zuerſt Betrogenen ihn wieder betrügen. Auch wäre es nicht Recht, wenn man aus dem Umſtande, daß die Neuſeeländer ihre Improviſatoren „große Lügner“ nennen (Polack 2, 102) ſchließen wollte, die Neuſeeländer ſeien durchaus verlogen geweſen: vielmehr beweiſt gerade dieſer Name, daß ihnen Lügen im gewöhnlichen Leben nicht ſehr geläufig waren. Beiſpiele indeß von abſcheulichem Verrath gegen die eigenen Landsleute erzählt von Tahiti Turnbull 305, von Tonga Mariner, von Neuſeeland Cook 3. R. 1, 148 und Polack narr. 1, 205; 2, 10 und ſolche Beiſpiele ſind nicht ſelten. Die Tahitier verlockten häufig Matroſen zur Deſertion und lieferten ſie nachher für die ausgeſetzte Belohnung aus (Turnbull 296). Ferner iſt bekannt genug, daß die hervorragendſten Polyneſier wahre Muſter von Verſchlagenheit geweſen ſind, ſo Finau auf Tonga, Tamehameha auf Hawaii und Pomare auf Tahiti. Doch kommt es auch vor, daß gerade Verräther im Krieg von den Feinden, zu welchen ſie übergehen, umgebracht werden (Polack 2, 36). Sonſt wird der Krieg aber ganz ihrem hinterliſtigen Charakter gemäß geführt; faſt immer durch heimlichen Ueberfall, durch Hinterhalt, ſelten durch offene Schlacht. Und auch in ihren alten Sagen kommen Ueberliſtungen, ja arge Treuloſigkeiten nicht ſelten vor. Zwar nicht immer iſt ihre Unzuverläſſigkeit ſchlimm gemeint, häufig beruht ſie nur auf ihrer Ungeſchicklichkeit in der Verſtellung, auf ihrer Unfähigkeit, ein Geheimniß zu bewahren. Die Schiffe welche man angreifen wollte erfuhren dieſe Abſicht vielfach durch direktes Ausſchwatzen oder durch unvorſichtiges Betragen der Inſulaner. Ebenſo verrathen ſich Verbrecher meiſt ſelbſt und politiſche Verſchwörungen werden meiſt ausgeſchwatzt (Hale 16). Treibt ſie aber perſönlicher Rachedurſt, ſo ſind ſie im hohen Grade an ſich haltend, ſie verkehren durchaus freundlich oft lange Zeit hindurch mit dem Gegenſtande ihres Haſſes, bis eine der Rache günſtige Zeit kommt. Rachſüchtig ſind ſie alle und vergeſſen angethane Beleidigungen wie die Malaien nie und wenn ſie Jahre lang ſich verſtellen. (Cook 3. R. 1, 148; Thomſon 1, 113; Dieffenbach 2, 110; Mariner 1, 147; 1, 288 und oft). Da-

vis (227) erzählt eine Maorisage, in welcher der Sohn eines ihrer berühmtesten alten Könige, um sich an seinem Vater zu rächen, sich selbst und 140 Begleiter, die tüchtigsten seines Stammes, umbringt. Unter den Neuseeländern kommt auch jetzt noch erbliche Blutrache vor, welche in früherer Zeit, nach den Sagen bei Grey, häufig war; jetzt ist sie selten (Brown 44). Auch auf den andern Gruppen herrschte sie (Kruf. 1, 184).

Wir sehen also als ersten Zug ihres Charakters Heimlichkeit, Falschheit, Hinterlist, welche indeß verdeckt werden durch ihre große Erregbarkeit und Vergnügungslust.

Diese Erregbarkeit ist es denn auch, welche sie in den Ruf der größten Unehrlichkeit gebracht hat und doch sind sie hier „besser als ihr Ruf." Freilich ist Fremden gegenüber Diebstahl, der meist mit großer Schlauheit und Geschicklichkeit ausgeführt wird und oft von erstaunlicher Frechheit ist, fast ausnahmslose Regel. Diebisch nennt Cook (3. R. 1, 176) die Maoris, diebisch nennt er (eb. 1, 202; 2, 98) die Tonganer, die Hawaier (eb. 3, 309), diebisch waren die Tahitier, (Wallis 1, 209; 230; Bratring 147 f.; Cook 1. R. 2, 186 u. f. w.). Die Paumotuaner (Byron 1, 96); diebisch die Markesaner (Wilson 254; Marchand 42), die Bewohner der Nivagruppe (le Maire u. Weltbott 7, 61 f.). Ja Turnbull erzählt Beispiele, wo die Dieberei auf den Gesellschaftsinseln geradezu in offenen Raub ausartet (205; 234 f.). Nur Furcht und zwar nur recht starke Furcht konnte die Insulaner abhalten alles zu stehlen was sie sahen; war die erste Scheu den Fremden gegenüber abgelegt, so stahlen und raubten sie, was sie konnten. Mit bewundernswerther Geschicklichkeit zogen sie die eisernen Nägel unterm Wasser aus dem Schiffe; sie rissen den Europäern Dinge aus der Hand und sprangen damit über Bord. Allein nun ist zunächst zu bemerken, daß alle Polynesier unter einander fast immer ehrlich sind (Tahiti Turnbull 296; Wilson 441; Tonga Cook 3. R. 2, 98; Mariner 2, 162; Markesas Krusenstern 1, 199; Marchand 150; Hawaii King bei Cook 3. R. 3, 454). Nirgends wurde das Eigenthum verschlossen oder sonst verwahrt und war doch überall vollständig sicher (Bougainville 163; Melville 2, 141; Cook 3, 454). Auch waren sie beim Handel fast immer ehrlich, so namentlich (Cook 3. R. 2, 97) die Tonganer, und die Tahitier brachten, als Wallis Matrosen sie mit Bleinägeln betrogen hatten, ganz treuherzig diese wieder, um

ſie gegen beſſere Waare umzutauſchen, denn ſie glaubten, die Verwechslung ſei nur ein Irrthum (Wallis 234). Auch die Bewohner von Hao (Pamotu) waren ſehr ehrlich (Belcher a 1, 372), ebenſo die Markeſaner (Marchand 1, 148). Wie wenig die Dieberei bei ihnen Charakterzug iſt geht daraus hervor, daß die Inſulaner jetzt durchſchnittlich ehrlich ſind, wenn auch ſelbſtverſtändlich Ausnahmen vorkommen und auch in alter Zeit vorkamen. Aber ehrlich nennt Virgin 2, 69 die Tonganer, Liſianſky und Ohmſtedt 259 die Hawaier, Lutteroth (51) und Ellis (2, 21) die Tahitier. Auch waren es wohl nie die Vornehmen, welche ſtahlen, ſondern ſtets das gemeine Volk; überall wenigſtens nahmen die Häuptlinge den Vorwurf eines Diebſtahls ſehr übel (d'Urville a 2, 424; Cook 1. R. 2, 100; Mariner 2, 162; vergl. Porter 2, 57) und der Diebſtahl galt als gemein; freilich nicht als Verbrechen (Mar. eb. Roquefueil 1, 313). Daher geſtanden die Markeſaner gleich ein, was ſie geſtohlen hatten oder trugen es ganz öffentlich (Marchand 43) und nur der Eifer der Europäer gegen den Diebſtahl und die Furcht vor ihnen ließ die Diebe ſich verbergen. Hatte ſich ein Europäer unter den Schutz der Maoris geſtellt, ſo war er und ſein Eigenthum ſicher (Cruiſe — 1829 — 29; 154; Shortland 203). Ebenſo war es auf Samoa, Tonga und Nukuhiva (Walpole 384; Mar.; Wilſon 254). Auch ſtanden harte Strafen wenigſtens in Tahiti auf dem Diebſtahl, wenn ein Tahitier dem anderen etwas geſtohlen hatte: man ertränkte die Diebe (Forſter Bem. 318) oder hängte ſie auf (Bougainv. 181) Doch auch ſie machten einen Unterſchied: wer den Europäern etwas geſtohlen hatte, bekam nur Stockſchläge und mußte ſeine Beute herausgeben (eb.). Auch waren die Eingeborenen ſchon durch die ſtrengen Tabugeſetze in den meiſten Fällen vor dem Diebſtahl behütet: es wäre das äußerſte Verbrechen gegen die Götter geweſen, wenn ein Mann aus dem Volke einem Fürſten etwas entwendet hätte, während umgekehrt das Eigenthum des gewöhnlichen Mannes dem Fürſten vollſtändig zur Verfügung ſtand.

Die Dieberei den Europäern gegenüber beruht nur auf ihrer unbezwinglichen Begehrlichkeit nach den neuen herrlichen Sachen der Ankömmlinge; dieſe Begehrlichkeit iſt ſo groß, daß ſie die Eingeborenen oft das Aeußerſte wagen läßt.

Die Habgier nach europäiſchem Beſitzthum, welche z. B. bei der

Königsfamilie von Tahiti ganz übertrieben war und in ein sinnloses Aufspeichern der erworbenen Schätze ausartete (Turnbull 202), ist trotzdem sie sich leicht erklärt, doch auffallend genug: denn alle Polynesier waren freigebig im hohen Grade, geizig sein galt als höchste Schande und Knicker als ärgstes Schimpfwort zu Tahiti (Wilson 441; Thermann und Bennet 1, 176). Seinem Freunde theilte man mit, um was er bat, und wäre es das letzte Besitzthum gewesen (eb.); von ihren Speisevorräthen theilten die Fürsten aus, so lange noch irgend etwas zu theilen war (Forster Bem. 328). Daher war auch die weitgehendste Gastfreundschaft in ganz Polynesien zu Hause. Ueberall, wo die Europäer hinkamen, wurden sie aufs Freundlichste aufgenommen, aufs Reichlichste bewirthet und die europäische Sitte, Bezahlung für eine solche Bewirthung anzunehmen wurde als gemeinster und schimpflichster Geiz z. B. auf Neuseeland (d'Urville a, II, 407) und noch mehr auf Tonga verhöhnt (Mar. 1, 65). Finau rief, als er weitläufige Nachrichten über das Geld bekommen hatte, nach einigem Besinnen aus: jetzt weiß ich, wo die Europäer so habsüchtig macht — das Geld! (Mar. 1, 264). Auch unter den Maoris gilt als wesentlichste Tugend der Vornehmen ihre Freigebigkeit, an die man daher große Ansprüche macht (Polack 1, 37) und die Geschenke derselben pflegen freilich groß genug zu sein (eb. narr. 2, 79). Reisende, welche Lebensmittel brauchen, dürfen aus den Häusern auch in Abwesenheit des Besitzers das Nöthige sich nehmen (Dieffenbach 1, 375; 379). Gäste mußten, so wollte es der Anstand unter den Maoris, wie auf Mindanao und bei den alten Römern (Forrest 218), den Rest ihrer Portion mit nach Hause nehmen (Wakefield 1, 81); auf welche Sitte wir indeß zurückkommen.

Der Verkehr mit den Europäern hat, wie er auf der einen Seite die Habsucht der Eingeborenen steigerte, ihre Gastlichkeit herabgedrückt. Die Maoris sagten, sie hätten die habgierige Freiheit von den Europäern gelernt (Brown 77). Eine interessante Anekdote erzählt Wakefield 2, 138 f., welche den Widerstreit des Alten und Neuen im Herzen der Maoris zeigt — zu Wakefields Zeiten siegte noch das Alte.

Sahen wir schon vorhin den Polynesier ganz und gar von seinen Vorstellungen abhängig, so zeigt sich das in den raschen Uebergängen von einer Stimmung zur anderen. Ganze Gesellschaften können plötz-

ſich von der lärmendſten Freude zur tiefſten Trauer übergehen, wenn ſie an irgend etwas Trauriges vielleicht ganz zufällig erinnert werden (Polack 2, 165). Und umgekehrt: in eine lärmende Schaar, welche ſich in Todtenklagen erging, drängten ſich zwei Weiber ein und riefen: wir ſind mit Weinen noch nicht fertig, aber wir wollen erſt unſere Kartoffeln im Ofen braten, dann kommen wir wieder und ſetzen das Weinen fort; ſo wollen wir es machen, riefen alle mit weinerlicher Stimme und ſo geſchah es (Baſeler Miſſ. Magaz. 1836, 613). Ich habe ſie, ſagt Crozet 68, in derſelben Viertelſtunde von einer kindiſchen Freude zur ſchwärzeſten Traurigkeit, von völliger Gemüthsruhe zu ärgſter Wuth übergehen und dann wieder in unmäßiges Lachen ausbrechen ſehen. Nie blieben ſie lange in einer Gemüthsverfaſſung. Dabei iſt an keine Verſtellung zu denken, es iſt ihr Charakter ſo und manches, was man ihnen als Verrätherei und lang hingehaltene Abſicht ausgelegt hat, dürfte ſich mit mehr Recht von dieſem Geſichtspunkt aus erklären laſſen. Ebenſo erhalten wir durch Porters Erzählungen von ſeinem Aufenthalte auf den Markeſas (Vincend. Dum. Marq. 44—92) ein treffendes Bild von einem Volke, welches jedem Natureindruck folgend raſch und unmotivirt von einem zum andern übergeht und nur von Rückſichten auf ſeinen Vortheil geleitet wird. Auch Marchand (1, 146) ſtimmt hiermit genau überein. Von Taſiti und Hawaii gilt daſſelbe. Auch da, wo die Polyneſier ſcheinbar beharrlich ſich zeigen, zeigt ſich dieſelbe Herrſchaft äußerer Eindrücke und pſychiſcher Vorgänge: ſo zeigen die Sandwichinſulaner einen Eifer und eine Anſtrengung bei ihren Spielen, wie ſie ihn nimmer mehr bei Feldarbeit, Haus- und Kahnbau zeigen (Ellis 4, 199). Auffallender freilich iſt es, wenn Turnbull (313) ſagt: „Die Gabe der Beharrlichkeit iſt überhaupt das vorzüglichſte Talent der Wilden“, ein Satz, der in dieſer Allgemeinheit völlig unrichtig iſt; allein Turnbull fährt fort „im Vergleich mit einem Europäer arbeiten ſie zwar hintereinander und in einem Zuge nur ſehr wenig, allein mit einer Lieblingsarbeit fangen ſie tauſendmal wieder aufs neue an und ruhen nicht eher, bis ſie damit fertig geworden ſind.“ Ein fortwährendes Hin- und Widerſpringen zeigt ſich demnach auch hier, und alſo das gerade Gegentheil von Beharrlichkeit; fertig werden ſie, weil derſelbe Gegenſtand ſie ſtets von neuem reizt, ihre Lebensverhältniſſe eng genug ſind, ſo daß ſie ſich nicht dauernd zerſtreuen können und

oft auch die Noth, die sicherste Lehrmeisterin der Menschen, [illegible] zwingt.

Denn man wird sich nicht wundern, daß Faulheit, Indolenz e Hauptzug ihres ganzen Wesens ist, wie derselbe Turnbull von denj ben Tahitiern hervorhebt (212). In ihrer Naturumgebung, bei ihr Regierungsform mußte dieser Charakterzug sich besonders ausbilde daher sie auch Ohmstedt 276 viel fauler als die Hawaier nenn Noch ärger indeß ist die Indolenz auf Paumotu, wo die Männ meist in absolutem Nichtsthun die Tage hinbringen. Trägheit, wel auf geistigem Gebiet besonders groß ist, hat die Missionäre sehr [illegible] hemmt (Hawaii*) Cheever 260; Virgin 1, 270; Uwea Gräf im Ausl. 1868, 530 und sonst). Die Tonganer, Samoaner u Neuseeländer haben diesen letzten Charakterzug am wenigsten.

Die Polynesier lieben mit Ausnahme jener Inseln des westli sten Zweiges, wie Fakaafo und Tukopia, den Krieg in hohem Maa Auch den Europäern sind sie vielfach feindlich gegenüber aufgetret wie denn Cook auf seiner ersten Reise in Neuseeland fast überall ein kriegerischen Empfang fand. Allein wo es wirklich zu Blutvergie in diesen Fällen kam, sind fast immer die Europäer schuld gewes wurden doch nach einer Angabe der Missionäre (der Neuseeländer [illegible] nach Gründung der Mission in ihrer Nachbarschaft nicht weniger 100 Neuseeländer durch Europäer ermordet und daß es für di Mörder keine Justiz gab, versteht sich nach dem Auftreten der Engl der unter unkultivirten und schwachen Völkern von selbst. Mario Ermordung 1772 war wahrscheinlich die Folge von Surviles [illegible] nehmen (d'Urville a, II 394) an der Ermordung der Mannsch Fourneaux's, später an der Ermordung der Bemannung des Schiff Boyd (1809), der Agnes (1816) waren rücksichtslose Beleidigung welche die Europäer den vornehmsten Eingeborenen zufügten schuld (ver Cook 3. R. 1, 143; Dillon 1, 217). Ihre Tapferkeit ist indeß nicht [illegible] ring. Wenn Yate (Bas. Miss. Mag. 628) und Polack (2, 22) behau ten, sie seien furchtsam, ihre Bravour bestehe nur in Schreien und Lär ihre Kriege zweckten nur auf Umbringen, Beutemachen, Gefangenn men ab, wenn auch Brown (44) und ähnlich Martin (299) sa

*) Wenn Turnbull 163 und Simpson 2, 143 die Hawaier „sehr arb sam" nennen, so thun sie das nur aus Parteilichkeit. Simpson ist ein h tiger Feind der Missionäre.

ſie ſeien weder kampfluſtig noch kühn, obwohl ſie viel von Krieg reden, ſo iſt allerdings richtig, daß ihre Kriege weit mehr durch Hinterliſt als durch Tapferkeit entſchieden werden, daß der große Haufe ſehr leicht ſich zur Flucht wendet, oft ſchon beim Kriegsgeſchrei der Feinde, ſicher aber nach den erſten Verwundungen oder Tödtungen; daß ſie freilich von Tapferkeit einen anderen Begriff haben als die Europäer, denn die Tonganer z. B. halten nur den für tapfer, der ſein Leben an einen vernünftigen Zweck wagt und kecke Heldenſtückchen gelten ihnen keineswegs für rühmenswerth, ſie tadeln vielmehr häufig die Europäer deshalb (Mariner 1, 240). Auch die Tahitier halten im Krieg fortzulaufen nicht für ſchimpflich, wo hingegen ihnen Wunden eher für einen Beweis von Thorheit und Ungeſchick als von Tapferkeit erſcheinen und ſie die Narben daher lieber verbergen (Wilſon 472. 479 Note). Allein feige darf man die Polyneſier nicht nennen. Wenn es der Drang der Umſtände verlangte, haben ſie ſich ſtets außerordentlich tapfer gezeigt, wie die Europäer ſelber oft erfuhren; ſo fand Porter 1813 auf dem Markeſas, wo die Eingeborenen ſich in engen Thälern hinter Feſtungswerken hielten, einen ſo tapferen Widerſtand, daß dieſe Werke ohne Artillerie nicht zu nehmen waren. Die Tahitier haben ſich gleichfalls in den Kämpfen, welche die franzöſiſche Occupation veranlaßte, ſo heldenmüthig gezeigt, daß ſelbſt Mörenhout (1, 334) ihre tüchtige und tapfere Haltung rühmend anerkennt. Und kriegsluſtig waren ſie von jeher. Brachten ſie doch weit mehr Mädchen als Knaben bei der Geburt um, weil erſtere unbrauchbar für den Krieg, letztere aber tüchtige Krieger ſein würden; war doch dies das höchſte in ihren Augen, was man werden konnte (Ellis 1, 295). Und jene ſchlimmen Urtheile über Neuſeeland ſind am ſchärfſten durch die Kriege widerlegt, welche die Maoris mit den Engländern ſelbſt geführt haben, in welchen ſie eine bewundernswerthe Ausdauer, große moraliſche wie phyſiſche Kraft und ſo große Klugheit gezeigt haben, daß die Engländer mehr wie einmal ſich in der mißlichſten Lage befanden. Dazu kommt nun, daß die einzelnen Häuptlinge ſtets ſehr tapfer ſind, ja daß ſich unter ihnen eine Reihe wirklicher Helden findet. Ein Häuptling antwortete auf die Frage, warum er ſeine Leute nicht an den Ackerbau gewöhne: wenn ich ſie arbeiten heiße, fallen ſie in Schlaf; wenn ich ſie kämpfen heiße, reißen ſie die Augen auf wie eine Theetaſſe (Neuſeeländer 281). Der Häupt-

ling Shonghi erhielt im Kampfe eine Kugel in die Bruſt, doch fiel nicht augenblicklich, Als nun die Feinde auf ihn eindrangen, rief mit aller Macht nach ſeinen 200 verſteckten Kriegern. Der F ſtutzte. Es zeigte ſich ungefähr ein Dutzend ſtreitbarer Männer, Shonghi wohl wußte, Alles, was er entgegen zu ſtellen hatte. Al Schrecken ergriff die Feinde und die Sieger wurden die Beſie (Earle 64). Ferner denke man an Te Heuheu, an William Tho ſon und ſo manche andere Namen aus der neuſeeländiſchen Geſchic man denke an ihre Sagen, welche gleichfalls ihre Tapferkeit hinläng beweiſen, wie denn auch Tapferkeit, nebſt Freigebigkeit, Standhaftig und religiöſer Strenge als Haupttugend der Fürſten galt (Thomſon 113). Wir brauchen über die Tapferkeit der übrigen Polyneſier n ſo ausführlich zu handeln; die Namen Finau, Tamehameha, — H kins 345 nennt Muth und Tapferkeit geradezu Charakterzug der waier — Pomare und die Kriegsgeſchichte, welche ſich an ſie knü beweiſt ſie zur Genüge. Auch den edlen, ja beinahe heroiſchen Zug, cher den Neuſeeländern nicht abzuſprechen iſt, finden wir zu To wieder und ebenſo bei einzelnen Männern auch der übri Gruppen, obgleich er dort nicht allgemein zu finden iſt. Denn m überhaupt in Polyneſien die Kriege grauſam und wüſt geführt werd wenn die Polyneſier im Allgemeinen gegen Schwache, Hülfloſe u und unmenſchlich ſind, und im feindlichen Land Weiber und Kind ebenſo ſchonungslos tödten, wie die Männer, ſo gilt dies beſonde von den öſtlichen Gruppen, von Tahiti (Cook 3. R. 2, 331), N kuhiva (Kruſenſtern 1, 199), Hawaii (Remy XLVI) und Pa motu (Mörenh. 1, 164; 299).

Indeß auch die Tonganer waren ſehr grauſam und unmenſchli hart (Mariner 1, 142; 147; 164 f.), auch auf Neuſeeland wur nie Pardon gegeben (wofür die Sprache gar kein Wort hat, Pola 2, 22 f.) und man zweifelte nicht, daß jede Art von Willkür u Grauſamkeit gegen Gefangene erlaubt ſei, da ja die Götter nicht a ders gegen die Menſchen verfuhren; häufig ſind daher die größt Grauſamkeiten, worauf Mundy 2, 219 mit Recht hinweiſt, gerade durch die Sitte geboten und keineswegs Folge perſönlicher Neigun D'Urville a 2, 399 hat mehrere Beiſpiele von Edelmuth der Sieg gegen die Beſiegten zuſammengetragen, ſowie auch auf den ſchön Zug hingewieſen, der in Neuſeeland nicht ſelten iſt, auch den Wort

des Feindes zu vertrauen. Ein Beiſpiel ſolches Edelmuthes und Vertrauens gegen Feinde erzählt eine ſchöne Sage bei Grey a, 299. Auch die Tonganer erkannten alles Gute vom Feinde an (Mariner 1, 229). Sie und die Maoris beſitzen die Tugenden tapferer Krieger in höherem Grade als die übrigen Polyneſier. Doch ſind, wie alle jene Völker, auch die Maoris gegen die Europäer immer friedfertig geweſen; zum Krieg haben ſie ſich nur aufs äußerſte bedrängt entſchloſſen.

Mit dieſen kriegeriſchen Eigenſchaften hängt der Stolz, das hohe Selbſtgefühl der Polyneſier zuſammen, was z. B. Tonganer (d'Ewes 145), Neuſeeländer, (Dieffenb. 2, 107, 111), doch auch alle übrigen im reichſten Maaße beſaßen; daher die verächtliche Behandlung, welche ſie von den meiſten Europäern zu dulden hatten, nicht zum wenigſten zu den Feindſeligkeiten zwiſchen ihnen und den Europäern beigetragen haben und beitragen (z. B. Hochſtetter 224 f.; 485). Die Tahitier ſind ſehr empfänglich für eine wohlwollend freundliche Behandlung und ſehr empfindlich für das Gegentheil (Turnbull 252). Selbſtmord aus Eiferſucht oder ſonſt beleidigtem Stolze, iſt in Neuſeeland nicht ſelten (Polack 2, 36; Dieffenbach 2, 112; vergl. Dillon 2, 135; Turner 470). Dies Selbſtgefühl artete häufig in Prahlerei und Eitelkeit aus; ſo namentlich in Neuſeeland (Brown 64; Martin 299) und auch von den Tonganern, welche Mariner (2, 144, 342, 155) ganz frei von dieſen Fehlern nennt, erzählt Erskine (159) einen ähnlichen Zug. Auf der anderen Seite befördert er aber auch ihren Unternehmungsgeiſt, der nicht gering war. Wie viele Polyneſier haben die Europäer auf weiten Seefahrten begleitet! der Neuſeeländer Shonghi reiſte nur nach Europa um dort ſich Feuerwaffen zu verſchaffen, welchen Plan er indeß ſorgfältig zu verbergen wußte (Darwin 2, 193; Neuſeeländer 267 f.). Und welchen Unternehmungsgeiſt und welche Kraft und Energie zur Durchführung beſaßen die großen Männer der Polyneſier, Tamehameha, Finau, Pomare, William Thompſon und andere. „Wäre ich König von England, rief Finau I. aus, Alles ſollte mir gehören, alle Inſeln der Welt. Nach Tonga käme ich nicht um Schweine und Yams zu erbitten, ſondern an der Spitze von Kanonen. Nur Unternehmenden ſollten Kanonen gehören, die anderen aber ſich dieſen fügen" (Mar. 1, 423).

Ueber ihre Mäßigkeit im Trinken haben wir ſchon oben (S. 61) geſpro-

chen; wirklich unenthaltſam ſind ſie nur in der Wolluſt, aber Te
ner, Samoaner und Neuſeeländer ſind auch von dieſem Laſter
freier als die anderen Gruppen, deren zügelloſeſte Tahiti war. Sc
haftigkeit kannte man zu Tahiti weder in Worten noch in W
(Cook 1. R. 2, 194; Mörenhout 1, 229); wohl aber
Neuſeeland (Dieffenb. 2, 161), auf Tonga und Samoa.

Auch religiös waren ſie im hohen Grade und bis aufs peinl
gewiſſenhaft im Dienſt der Götter; und ſo zeigen ſie ſich, wo ſie
lich bekehrt ſind, als Chriſten ebenfalls.

Doch gab es auch Freigeiſter unter ihnen, wie denn z. B. P
zum Entſetzen ſeiner Unterthanen im hohen Grade irreligiös war (A
1, 159) und ebenſo war es Pomare I. (Turnbull 254). Es iſt
auffallender Zug, daß die Polyneſier ſich ſo leicht von ihrer Relig
die ſie dann ſelbſt verlachen, abwenden laſſen (Dieffenbach 2, (
ſie ſcheint ihnen nicht mehr genügt zu haben.

Man hat den Polyneſiern jedes Gewiſſen und ſittliche Ge
abſprechen wollen, von Dankbarkeit z. B. ſollten die Tahitier n
wiſſen, weil ſchon das Wort dafür ihrer Sprache fehlt. (So B
nett a, 108; vergl. Martin 298 f.). Wie irrig aber der
Schluß iſt, liegt auf der Hand und ſo ſagen denn auch Thermann
Bennett (Journ. 1, 78) ausdrücklich, daß die Tahitier dieſe Tu
den und zwar ſchon in heidniſcher Zeit beſeſſen haben — wie j
mancher Zug bei Cook u. Anderen beweiſt. Und daß auch jene
deren Anklagen zu ſtreng ſind, beweiſt Folgendes. Die Tonganer
ten: „nach einer guten Handlung hat man ein ſchönes, herrliches
fühl, deshalb handeln wir gut“ (Mariner, 2, 150) und edle
ten (Beiſpiele z. B. Mar. 2, 6 f.) entgehen der allgemeinen Ver
derung dorten nicht (eb. 2, 139). Sie haben Sinn fürs Edle, F
Großartige (eb. 153), ſie ehren das Alter, die Weiber, die El
ſie lieben das Vaterland (2, 154—6; Erskine 158). Wenn
riner neben Finau I. zum ſchlafen lag, ſo legte der Fürſt, wem
glaubte, daß jener ſchliefe, bisweilen die Hand auf ſeine Stirn
ſagte: armer Papalangi (Fremder), wie fern biſt du von deiner
math! vielleicht tröſtet ſich jetzt ſein Vater und ſeine Mutter und
morgen kommt unſer Sohn! (Mar. 2, 40). Strenges Rechtsg
zeichnete ihn und die übrigen Fürſten aus (wobei man bedenken
daß das Volk kaum e's Menſchen galt): weil er ſelbſt außerorden

jähzornig war, hatte er einigen aus seiner Umgebung befohlen, ihn bei jedem Anfall solcher Hitze so lange fest zu halten, bis sie verraucht sei (Mar. 1, 426). Auf Neuseeland verwaltete für einen Ansiedler, einen Europäer, der verrückt geworden war, ein Maori dessen Vermögen, bis ein zur Uebernahme desselben Autorisirter kam (Brown 97). Selbstmord aus Scham wegen begangenen Diebstahls ist gleichfalls daselbst vorgekommen (Jameson 319) und Beispiele von Beschämung über undankbares oder ungeschliffenes Betragen, von Reue und dadurch bewirkter gänzlicher Nachgiebigkeit findet man im Miss. Guide book 268, bei A. Earle 192, welcher letzterer (146) auch einen Fall erzählt, dem die feinste Rücksicht gegen Andere zu Grunde lag: um die Weißen in ihrer Sonntagsfeier nicht zu stören, standen die heidnischen Maoris vor Tage auf um zu arbeiten, hörten aber obwohl sie von einem herannahenden Kriegszug gedrängt wurden, in ihrer Beschäftigung auf, wenn die Weißen sich zeigten. — Strenges Rechtsgefühl zeigten auch die Tahitier (Cook 1. R. 2, 102); auch läugnen diese ein Verbrechen das man ihnen vorhält selten ab (Tyermann u. Bennett 1, 78). Züge der innigsten Anhänglichkeit, der treuesten ja aufopferndsten Liebe gegen Europäer sind überall häufig gewesen. Heut zu Tage fand Virgin (1, 270) die Hawaier gutmüthig, träge, leicht aufbrausend, leichtsinnig, gedankenlos, unzuverlässig, eigensinnig, grob und plauderhaft; grobe Verbrechen sind selten. Grob waren auch die Tonganer häufig (Erskine 159). Die heutige Indolenz der Tahitier, über welche viel geklagt wird, ist die nothwendige Folge ihrer Schicksale. Die Neuseeländer im Inneren stehen höher als die an den Küsten und in den europäischen Kolonien, wo sie ein widerliches Gemisch von Dandy und Bettler sind (Dieffenb. 2, 147).

Ueberblicken wir nun alles dieses noch einmal, so werden wir zunächst sehen, daß die Charakterentwicklung eine sehr mannigfaltige ist; ein Beweis dafür, daß die Polynesier auf keiner niederen Stufe stehen. Ein Gesammtbild würde etwa folgende Züge enthalten: die Polynesier, mit Ausnahme der Hochbegabtesten noch ganz unter der Herrschaft ihrer Vorstellungen stehend, sind begehrlich, diebisch, genußsüchtig, unzuverlässig; sie sind freigebig, gastfrei, rachgierig, nicht immer tapfer, immer aber wild und grausam, kalt und rücksichtslos oft gegen die nächsten; großmüthige, edlere Züge finden sich selten; dabei stolz,

ja prahlerisch und eitel und im guten und bösen Sinn sehr empfin lich, bis zur Melancholie, wie denn ein melancholischer Zug ihr nicht fehlt; mäßig, zum Theil aber durch Wollust entartet; von w mer Religiosität und auch feineren Regungen des Gewissens nirgen unzugänglich; sie zeigen also im Ganzen ein melancholisch-choleris Temperament, das zwar leicht sanguinisch erscheint, aber keineswe sanguinisch ist.

Das niedere Volk bei höchst unfreier Lebensstellung stand tie als die Freien, die Fürsten. Am höchsten entwickelt sind wohl Tonganer und Samoaner, nächst ihnen die Neuseeländer; am gerin sten die Tahitier und Paumotuaner.

Aber auch zeitlich ist ein Unterschied; in älteren Zeiten schein alle Polynesier höher gestanden zu haben als später, wie mancher Z in ihrer Religion, in ihren Mythen und Sagen, in ihrem ganz Leben ausweist.

Jetzt endlich können wir ein Gesammturtheil über das geisti Leben der Polynesier fällen und dies wird, wenn wir unparteiisch s wollen, kein ungünstiges sein. Freilich haben wir es mit Barbar zu thun, bei denen die Entwicklung einer wirklich feinen Sittlichk nur selten und nur in Anfängen zu finden ist. Was aber in ihren V hältnissen aus ihnen werden konnte, ist aus ihnen geworden und einze Beispiele aus der heidnischen Zeit, sowie fast sämmtliche christliche P lynesier beweisen, daß sie einer höheren moralischen Entwicklung fä sind und, was nicht unwichtig ist, daß sie dieselbe in verhältnißmä kurzer Zeit erreichen können. Durchaus irrig ist daher die Behau tung Forsters (Bem. 501), welcher auch Darwin (2, 196) b stimmt, daß die Neuseeländer in ihrer ganzen Entwicklung nicht v über den Patagoniern und Eskimos ständen; ein Urtheil, welches M renhout 2, 185—97 auch auf die Tahitier ausdehnt — in e seitiger Uebertreibung.

Denn ohne Zweifel sind die Polynesier auch ein Volk von s guter intellektueller Begabung, wenn auch anhaltender Fleiß schnell ermüdet und ihr Leichtsinn immer durchbricht. Daher ersch nen die Samoaner, welche diesen Leichtsinn in minderem Grade b sitzen, begabter als die übrigen Polynesier (Walpole 2, 351) u die ernsteren Neuseeländer zeichneten sich, wie Meinecke mit Recht s (224; Nicholas 6 f.), vor allen anderen Südseeinsulanern du

Bildſamkeit aus. Polack (Narr. 2, 331) erwähnt einen, der vom Kajütenjungen ſich bis zum Oberoffizier empor ſchwang und vollkommen fähig war, ein Schiff zu regieren. Sie ſind gute Rechner, haben Handelsſchiffe von 10—120 Tonnen an der Küſte und den Nachbarkolonien und beträchtliche Summen in der Unionbank (d'Ewes 227). Sie ſind beſſer begabt als die unerzogene Klaſſe der europäiſchen Geſellſchaft (Power 157) und Urtheile, wie das Thomſons, der 1, 82 ihre Fähigkeit in jeder Beziehung gering und ungünſtig nennt, ſind falſch. In der Nachahmung und wenigſtens äußerlichen Aneignung der europäiſchen Sitten waren alle Polyneſier im hohen Grade geſchickt, namentlich die Tahitier, die überhaupt äußerſt begabt ſind, wenn freilich ihre Fähigkeiten durch ihre Weichlichkeit und Genußſucht ſehr gehemmt ſind. Als typiſches Beiſpiel für ſie kann jener Omai gelten, der nach längerem Aufenthalt in England bei ſeiner Rückkehr mi Cook nichts gelernt und nichts vergeſſen zu haben ſchien (Ellis 2, 365). Doch kennen auch ſie jetzt den Geldwerth, ſie rechnen gern und leicht, und gar mancher hat ſich zu Darwins Zeiten (2, 177) ein tüchtiges Vermögen, bis zu 160 Pf. Sterl., erſpart. Noch beſſer ſteht es mit den Sandwichinſulanern, die in mancher Hinſicht den Neuſeeländern ähnlich ſind; ihre große Fähigkeit geht ſchon mit Sicherheit aus der einzigen Bemerkung Cooks hervor (3. R. 2, 429), daß ſie ſogleich ohne Stolz und Selbſtüberſchätzung die Ueberlegenheit der Weißen in den Künſten anerkannten. Alle Polyneſier thaten ferner Fragen an die Europäer, welche ſowohl von ſcharfer Beobachtungsgabe als von wirklich tiefem Denken Zeugniß ablegen, wie die Europäer öfters nach ihrem Gott gefragt wurden, wie z. B. Finau II. darüber nachdachte, weshalb die Antipoden nicht herunter fielen und ſich erſt befriedigt fand, als man ihm die Schwungkraft der Erde an einem umgeſchwungenen Schleifſteine verdeutlicht hatte (Mar. 2, 41). Ueberhaupt haben die Tonganer vor allen Ozeaniern wohl die höchſte Culturſtufe erreicht, wie aus Mariners ganzem Buche hervorgeht. Den richtigen Maaßſtab an die geiſtigen Leiſtungen der Polyneſier kann man aber erſt dann anlegen, wenn man ihre großen Männer — und wir kennen nur die des letzten Jahrhunderts — mit in Anſchlag bringt. Männer, wie Finau I. u. II., wie Pomare I., wie William Thompſon, wie vor allen Tamehameha und noch ſo mancher würden auch in Europa zu den bedeutenden Männern gezählt werden;

wie viel mehr müſſen ſie das, da wir ihre oft den Europäern üb legene Klugheit, ihre Feldherrngabe, ihre ganze geiſtige und ſittli (z. B. Finau II.) Größe aus ihren heimiſchen Verhältniſſen ſich e wickeln ſehen. So kann man keineswegs für alle Fälle mit Hale ſagen, daß die Polyneſier mehr durch raſche Faſſungskraft u Talent zu mechaniſchen Künſten, als durch Geneigtheit zu eige lichem Nachdenken ſich auszeichnen. Sie ſtehen an geiſtiger Begabu um ein bedeutendes höher, als alle übrigen Naturvölker der Erde, ſie haben ſich verhältnißmäßig ſo hoch entwickelt, wie kaum anderes Volk der Welt. Man bringe aber hierbei die äußerſt ung ſtige Naturumgebung dieſer Völker und die ungeheure Schwierig mit in Rechnung, welche die plötzliche Aufnahme einer ſo hoch ge gerten Cultur wie die europäiſche mit ſich bringt; man bedenke ner, wie engliſcher Hochmuth, franzöſiſche Leichtfertigkeit und amer niſche Gewinnſucht den Polyneſiern dieſe Aufnahme, ja ihre eig Exiſtenz erſchwert und vergiftet haben und laſſe ſich nicht blenden du Deklamationen wie die Hochſtetters (463); „daß nicht die phyſi Kraft den Kampf ums Daſein entſcheidet, ſondern die moraliſche K und die Stärke des Geiſtes“ — denn das Zuſammentreffen der C turvölker, namentlich der Engländermit den Polyneſiern, und beſond den Maoris beweiſt, daß die moraliſche Kraft, das heißt denn d die größere moraliſche Reinheit und moraliſche Berechtigung den Ka ums Daſein keineswegs entſcheidet, ſondern lediglich die phyſiſche K und die Kraft des Verſtandes. Wir werden hernach ſehen, wie die A oris behandelt ſind. Die Weltgeſchichte lehrt aber genau daſſelbe, d auch in ihr ſiegt nur die phyſiſche und geiſtige Kraft, nicht die A ralität. Moraliſche Kraft iſt das Ziel, nach dem die Menſchheit hinringt, bewußt oder unbewußt, und wäre ſie unter den Cultur kern ſchon allgemeiner verbreitet und höher entwickelt, die Naturvö würden richtiger beurtheilt — und behandelt werden.

Doch kommen wir zurück zu der Lebensſchilderung der Poly ſier, ſo müſſen wir uns zunächſt ein Bild ihres Familienlebe machen.

Die Weiber werden im Allgemeinen nicht ſchlecht behandelt, wohl ſie eine entſchieden tiefere Stellung einnehmen als die Mänı In Neuſeeland, wo ſie an allen öffentlichen Angelegenheiten, auch den Kriegsberathungen Theil nehmen (Polack 1, 94), begleiten ſie

Mann stets, ja sie gehen oft mit in den Kampf, um die Männer anzufeuern; harte Arbeit liegt der Frau nicht ob, sie pflanzt, flicht Matten, beaufsichtigt die Kinder, während der Mann den Haus- und Kahnbau, die Ackerbestellung, Jagd und Fischfang besorgt (Dieffenbach 2, 38—39). Zank zwischen Ehegatten oder gar Mißhandlung der Frau von Seiten des Mannes kommt nie oder doch selten vor (Brown 33); auch aßen Männer und Weiber hier gemeinschaftlich (Polack 1, 94) und die Mutter findet bei den Kindern denselben Gehorsam wie der Vater (Nichol. 280). Alles dies widerspricht sich Forsters Behauptung (Bem. 212), die Maoriweiber litten eine schlechte Behandlung, doch fehlt es an einzelnen Brutalitäten auch hier nicht. Auch in Samoa (Wilkes 2, 148 und Erskine 51) aßen die Männer mit den Weibern (Cook 3. R. 2, 116), sie thun selbst bei der niedersten Kaste (Mar. 2, 300) keine harte Arbeit und werden als die Schwächeren mit einer gewissen Feinheit und Aufmerksamkeit behandelt (Mariner 2, 92); sie dürfen in der Volksversammlung reden (eb. 1, 15 7), ja sie können sogar an die Stelle eines Stammesfürsten treten und finden strengen Gehorsam (eb. 156; 175). Einzelne Weiber stehen besonders hoch und werden in religiösen wie in politischen Dingen von den Fürsten um Rath befragt (eb. 1, 437) und daß der Mann seine Frau schlägt, steht ganz vereinzelt (eb. 2, 18—19). Doch ist es auch vorgekommen, daß bei einer Hungersnoth ein Mann sein Weib tödtete und — auffraß (eb., eine ähnliche Sage bei Shortland a 178 f., doch als Muster rücksichtsloser Schlechtigkeit). Auf den Markesas ists wie in Tonga; die Weiber essen mit den Männern, arbeiten nur im Hause, nur leichte Arbeit und nur nach Lust und Laune (Porter 2, 116—7; Melville 2, 247), obwohl sie sonst durch manches Tabu eingeschränkt sind (Mathias G*** 113; Melville).

In Hawaii dagegen aßen die Weiber abgesondert von den Männern und die besten Speisen, Schildkröten- und Schweinefleisch, Bananen, Kokos u. s. w. waren ihnen durch ein Tabu verboten (Cook 3. R. 3, 437; Jarves 84 f.) Ihre Arbeiten waren indeß nicht schwer, nur Häusliches wie Mattenflechten u. dergl. lag ihnen ob (Cook eb. Jarves 80). Auch hatten sie politischen und religiösen Einfluß, wie die Geschichte Hawaiis beweist, ja sie konnten selbst an der Spitze des Staates stehen (Jarves 84) und an dem Leben der Männer nehmen sie vielfach Theil. Doch wurden sie oft brutal behandelt und selbst

vornehme Weiber von ihren Männern gemißhandelt (Cook 3. R. 3 463). Noch ſtrenger war die Scheidung der beiden Geſchlechter in Tahiti. Die Frauen, denen hier dieſelben Speiſen wie in Tahiti verboten waren, durften nicht einmal an demſelben Feuer, mit dem für die Männer gekocht wurde, kochen, nicht dieſelben Gefäße benutzen und mußten in eigenen Räumen eſſen; die heiligen Stätten durften ſie hier ſo wenig wie anderwärts betreten (Ellis 1, 129). Auch kam es hier gleichfalls vor, daß ſie von den Männern (meiſt aus Eiferſucht) gemißhandelt wurden (Cook 3. R. 2, 347). Sonſt indeß war ihre Stellung nicht ſchlecht; die Arbeit war angemeſſen unter beide Geſchlechter vertheilt (Mörenhout 2, 77), am öffentlichen Leben nahmen die Frauen lebhaft Antheil, ja ſie waren ſogar nicht ohne politiſchen Einfluß (Cook, Bennett a 1, 108). Aehnlich war es auf Mangareva (Mörenh. 2, 72), während im übrigen Paumotu (mit Ausnahme von Bow Belcher a 1, 374) ſie aufs allerſchlechteſte behandelt wurden: alle, auch die ſchwerſte Arbeit lag auf ihnen, — nur Haus- und Kahnbau iſt Sitte der Männer — alle Nahrung gehört den Männern und ſie ſind den roheſten Mißhandlungen ausgeſetzt (Mörenh. 1, 51; 1, 138; 2, 71).

In früheren Zeiten aber ſcheinen die Weiber überall eine höhere Stellung gehabt zu haben. Das beweiſen ſchon die uralten neuſeeländiſchen Mythen bei Grey; das beweiſen ferner die Spuren, daß früher die Erbfolge allgemein eine weibliche war, was ſich am reinſten in Tonga erhalten hat (Mar. 2, 89—97). In Neuſeeland kam durch die Ehe der Mann in den Stamm und den Rang ſeiner Frau, nicht umgekehrt und gehörte dieſem auch im Kriege mit dem Stamm, in dem er geboren, an (Taylor 162 f.; Thomſon 1, 177; Brown 34). Daraus erklärt es ſich auch (Ellis leitet irrig das Gegentheil ab), warum in den ſchlimmſten Flüchen der Tahitier die Mutter vorkommt. Solche Flüche ſind: mögeſt du eine Flaſche mit Salzwaſſer für deine Mutter werden; mögeſt du als Speiſe für deine Mutter gekocht werden; reiß dir's Auge (den Sitz der Seele) aus und gib's deiner Mutter zu eſſen (Ellis 1, 129—30). Auch auf den Markeſas galt es als größte Beleidigung, der Mutter eines anderen zu fluchen (Porter 2, 25) und auch hier zog meiſt der Schwiegerſohn ins Haus ſeiner Schwiegereltern (Mathias G*** 113).

Vor der Ehe leben beide Geſchlechter ſehr ausſchweifend und die

Mädchen können wem ſie wollen ihre Gunſt ſchenken. So war es in Neuſeeland (Dieffenbach 2, 40; Nicholas 163; Polack 1, 145), doch entzogen ſie ſich häufig aus Schamhaftigkeit den Blicken der Fremden wenigſtens da, wo Europäer noch nicht hingekommen waren (Polack Narr. 1, 133; 164; 214); ſo auch in Tonga, nur galt es hier doch ſchimpflich für die Mädchen, die Liebhaber oft zu wechſeln und ihre Gunſt iſt ſchwerer zu gewinnen (Mariner 2, 174), namentlich für Fremde (2, 23). Die unverheiratheten Weiber ſchlafen alle in einem Haus zuſammen und dort beſuchen ſie die jungen Männer (J. R. G. S. 3, 194). In Samoa, wo ſich größere Schamhaftigkeit ſchon dadurch ankündigt, daß im Hauſe die Schlafſtellen der Einzelnen durch Matten getrennt ſind (Walpole 358), ſind die Weiber zurückhaltend, es gab dort 1840 noch keine Syphilis, doch war den Mädchen freier Umgang mit Fremden erlaubt, aber nicht mit Einheimiſchen (Wilkes 2, 73; 125; 138); und die Bewohnerinnen von Mauna boten der Mannſchaft La Perouſes ihre Gunſtbezeugungen feil (la Per. 2, 186) oder wurden von ihren Angehörigen an die Franzoſen verhandelt (2, 219 f.). Indeſſen iſt auch hier — mit Ausnahme der Mädchen höheres Ranges, die ganz ſtreng ſind — die Lebensweiſe durch europäiſchen Einfluß ſehr unkeuſch geworden und beſſert ſich erſt jetzt durch den Einfluß der Miſſionäre (Turner 184). Auf Hawaii fand Cook (vergl. Vankouver 1, 127) die Weiber des geringen Volkes ganz zügellos, während die vornehmeren ſich zurückgezogen hielten (3. R. 3, 423). Wie ſchamlos aber auch dieſe mit der Zeit geworden ſind, beweiſt ein Beiſpiel bei Cheever 68. Am ſchamloſeſten ſind unſtreitig die Weiber in Tahiti, namentlich in den beſuchteren Häfen, wo der geſchlechtliche Umgang der Hauptgegenſtand der Converſation iſt und ohne allen bildlichen Ausdruck beſprochen wird (Cook 1. R. 2, 204). Doch ſollen hier in früheren Zeiten die Weiber viel ſtrenger geweſen ſein (Ellis 1, 270) und Forſter (Bem. 373, Anm.) behauptet ausdrücklich, daß alte Weiber ausgenommen keine Frau „vom Stande“ ſich zu vertrautem Umgange hergegeben hätte. Unkeuſche Geſpräche ſind übrigens in ganz Polyneſien gewöhnlich und nicht bloß aus Natürlichkeit, ſondern als ſcherzhafte Unterhaltung, wobei in Tonga die Weiber erröthen (Mar. 2, 177; Neuſ. Brown 36; Sam. Turner 184). Indeß ſtehen den Bewohnerinnen von Tahiti die Markeſanerinnen ſowie die Weiber auf Waihu

wenig nach (Forſter Reiſe 1, 225; Behrens 85 f.; Marchand 1, 44). Auf Nukuhiva bot ſich mit den anderen Weibern ein junges Mädchen von 8 Jahren auf das dringendſte an (Kruſenſtern 1, 128) und als der Miſſionär Harris den Bewohnerinnen nicht zu Willen war, kamen Nachts die Weiber zuſammen und beſahen den Schlafenden, ob er wirklich männliches Geſchlechtes ſei (Wilſon 256). In Tahiti wurde die Begattung, wie Cooks Reiſebegleiter ſahen, öffentlich vor aller Augen vollzogen, unter gutem Rath der Umſtehenden, namentlich der Weiber, worunter die Vornehmſten ſich befanden: doch wußte das betheiligte Mädchen — von 11 Jahren — ſchon allein guten Beſcheid (Cook 1. R. 2, 176; andere Beiſpiele Bougainville 157; 164). Uebrigens erlebte la Peroufe ähnliches auf Samoa (2, 220). Sehr häufig zogen ſich die Weiber nackend aus, um die fremden Männer zu locken (Waihu Behrens 88; Tahiti Bougainv. 157 und ſonſt). Auch unnatürliche Laſter waren nicht ſelten: ſo gab es auf Tahiti Männer, welche als Weiber verkleidet und ganz wie Weiber lebend das ſchändlichſte Gewerbe trieben; indeß waren nur 6—8 ſolcher „Mahus" auf der Inſel und dieſe hatten ihre Liebhaber nur unter den Vornehmen, von denen Einzelne freilich ganz mit ihnen lebten und dieſe zogen ſie vor (Wilſon 277; 319 Note; Turnbull 306). Unter den unbemittelten Männern des Volkes, welche ſich keine Weiber kaufen konnten, war dagegen Onanie im hohem Grade verbreitet (Wilſon 311). Auch in Hawaii waren unnatürliche Laſter nicht ſelten (Remy XLIII) und in Tahiti gab es eine beſondere Gottheit, welche der unnatürlichen Luſt vorſtand (Mörenhout 2, 168). — Daß ſolche Zuſtände durch Ankunft der Europäer ſich nur noch verſchlimmerten, liegt auf der Hand. Namentlich riß jetzt die Proſtitution der Weiber ein, welche von ihren nächſten Verwandten oder ihren Männern für Eiſen und dergl. den Fremden angeboten wurden, oft aufs ſchamloſeſte: den Preis erhielten dann ſehr oft die Männer. So in Neuſeeland (Cook 3. R. 1, 132; Cruise 230; Dieffenb. 2, 40), wo ſie indeß ſchon in den 40er Jahren ſeltener wurde und für ſchändlich galt (Brown 35). Auf Tahiti war ſie im vollen Schwunge (Bougainv. 157): Pomare I. trieb mächtigen Handel mit Weibergunſt gegen Pulver (Turnbull 299); auf Paumotu, Nukuhiva (Kruſenſtern 1, 128 f.), Tonga (Turnbull 310), Hawaii (Freycinet 2, 587) herrſchte

dieſe Unſitte gleichfalls. Uebrigens urtheile man hier nicht zu einſeitig über die Polyneſier: Mathias G*** bemerkt (152) ausdrücklich, daß die Proſtitution nur in den von Europäern beſuchten Häfen herrſche; man bedenke, wie die Europäer faſt alles aufs ſchamloſeſte mitgemacht haben, die öffentliche Begattung (Bougainv. 157; 164), die lüderlichſte Unzucht, mit welcher ſich die Schiffe Bougainvilles (157), Marchands (1, 44), Dumont d'Urvilles (4, 6; 17 f.; Roquemaurel eb. 274; Lutteroth 136 f.); Laplaces (Lutteroth 166 f.) und Dupetitthouars (eb. 192) befleckt haben; man denke ferner an die berüchtigte Reiſe der Pandora und man wird ſich wenigſtens vor Einſeitigkeiten im Urtheil hüten.

Uebrigens kommt auch reine, leidenſchaftliche Liebe in Polyneſien vor. Die Neuſeeländerinnen, welche mit den Europäern zu thun hatten, wollten am liebſten Ehe mit ihnen, nach deren Schließung ſie durchaus nicht wollüſtig, aber im hohen Grade treu waren (Dieffenbach 2, 40; Cruise 269; 274). Die Maorimythen bei Grey enthalten ferner ſehr häufig die Schilderung der reinſten und zarteſten Liebesverhältniſſe. Melancholie, ja Selbſtmord aus unglücklicher Liebe kam in Neuſeeland gleichfalls vor (Davis 171) und ebenſo nicht ſelten auf Nive (Hood 22). Auch in Tahiti waren ſolche Fälle häufig und Ellis gibt Beiſpiele, von denen eins freilich zu einer ſehr unglücklichen Ehe führte (1, 267 f.); auch die Tahitierinnen ſchloſſen ſich oft mit der treuſten Zärtlichkeit an Europäer an, wie die Ehen auf Pitkairn und der rührende Fall beweiſen, welchen Wilſon 468 f. erzählt. Eine ſehr romantiſche Liebesgeſchichte von Tonga ſteht bei Mariner 1, 259, der auch verſichert (2, 174), daß in Tonga die Ehe aus Liebe geſchloſſen würde. Wer in Samoa eine heftige Liebesleidenſchaft fühlte, brachte ſich am Arm Brandwunden bei, um ſo ſinnbildlich ſeine Glut auszudrücken (Erskine 50).

Die Ehe iſt inſofern ſtreng, als verheirathete Weiber meiſt keuſch ſind. Geſchloſſen wird ſie auf verſchiedene Art, in Neuſeeland ohne Ceremonien und es genügte, wenn das Mädchen nur in das Haus des Mannes aufgenommen war (Thomſon 1, 177; Polack 1, 141; Grey 243), doch fand bisweilen auch prieſterliche Einſegnung ſtatt (Polack 1, 270). Die Einwilligung des Bruders galt für beſonders wichtig (Thomſon 1, 178), wie nach dem Tode der Eltern der Bruder auch über die Verheirathung der Schweſter ver-

fügt. Sehr gewöhnlich indeß war es, das Mädchen mit Gewalt zu rauben; dabei kam es oft zu sehr erbitterten Kämpfen, in welchen das Mädchen selbst bisweilen verwundet, ja wohl gar, um es nicht der feindlichen Partei zu überlassen, getödtet wurde. Doch auch dann, wenn Niemand sich der Heirath widersetzte, führte man Streit und Versöhnung zum Scheine auf (Taylor 162 f.). Aehnlich erzählt Dieffenbach (2, 36 f.), daß wenn ein Mädchen von zwei Liebhabern umfreit sei, diese die Geliebte je an einem Arme faßten und zu sich hinzögen; der Stärkere habe sie bekommen, doch sei es auch hier bisweilen nicht ohne Verrenkungen abgegangen. Ein Rest dieser Sitte könnte es sein, daß die Neuvermählten von ihren Freunden ausgeplündert und geprügelt werden (Polack narr. 1, 379; Yate Basel. Miss. Mag. 1836, 610). Doch kommt solches Ausplündern bei allen wichtigen Veränderungen in der Familie vor (Yate eb. 718). Ferner versprach man oft Kinder, bisweilen schon vor der Geburt (Polack 1, 135) mit einander, die dann bis zur Ehe, welche man im 18.—20. Lebensjahr schloß, streng Tabu waren (eb.). Die Frau brachte, wie sonst nur in Samoa, die Mitgift mit (Polack 1, 95). Auf Tahiti wurden die Ehen gleichfalls sehr einfach geschlossen: ein junger Mensch, der heirathen wollte, brachte dem Vater der Braut und der Braut selbst (Ellis 1, 270) ein Geschenk — ein solches aber war nothwendig und arme Männer blieben daher unvermählt (Wilson 311); ward er angenommen, so schlief er gleich die Nacht bei seiner Braut und nach einem kleinen Festessen des Morgens darauf war die Ehe fertig, nur daß, wenn der Mann die junge Frau nach drei Tagen ins Haus seiner Eltern brachte, noch einmal ein Festessen abgehalten wurde (Mörenhout 2, 62 f.). Die Vornehmen aber wurden, nach Tänzen und Festlichkeiten Tags zuvor, im Familienmarae vom Priester mit der Frage „wollt ihr einander treu bleiben" und mit Gebeten für das Heil des Paares zusammengegeben. Dann stellte sich dies letztere auf ein Stück Zeug nud nach einigen Ceremonien (die weibliche Verwandtschaft stieß sich bisweilen mit einem Haifischzahn blutig, fing das Blut auf einem Stück Zeug auf und legte es zu den Füßen der Braut) wurden sie mit einem anderen Stück Zeug zugedeckt, worauf die Ehe geschlossen und nun durch reichliche Feste gefeiert wurde. Das gebrauchte Zeug, welches für heilig galt, bekam der König oder die Areois. Auch hier kamen Verlöbnisse in der Kind-

heit vor, worauf denn der Verlobte abgesondert schlief und sehr sorgfältig ihre Keuschheit gehütet wurde (Ellis 1, 270 f.). Die Töchter der tonganischen Fürsten wurden immer so behütet, vor und nach der Ehe (Authentic narr. 142). Auf Nukuhiva fehlen der Ehe alle Ceremonien (Math. G*** 113); sie wird durch längeres Zusammenwohnen geschlossen (Lisiansky 82.) Auch hier wurden die Kinder oft sehr frühe verlobt (Bennett a. 1, 327). Auf Hawaii warf der Bräutigam vor den Augen der Verwandten ein Stück Zeug auf die Braut und die Ehe war fertig, welche dann durch ein Fest gefeiert ward (Jarves 80); doch mußte früher jeder vornehme Mann, ehe er sich verheirathete, die verschiedenen Häuser zum Essen, Zeugbereiten, Schlafen u. s. w. bauen (Malo bei Cheever 64). In ganz Polynesien war es dann ferner häufig, daß die Weiber oft die Männer freiten (Cheever 135; Ellis 1, 270 f. u. s. w.).

Auf Tonga und Samoa waren die Hochzeitsgebräuche ziemlich gleichmäßig. Turner (184 f. vergl. Jackson bei Erskine 414) beschreibt die weitläufigen Festceremonien, welche bei Vornehmen im Marae, bei Geringeren im Hause des Bräutigams vor sich gingen und hauptsächlich in Ueberreichung zahlreicher Geschenke, welche hier die Braut brachte, in Tonga dann noch in allerlei Lustgefechten bestand (Mariner 1, 161 f.). In Samoa folgte dann etwas obscönes: der Bräutigam machte „digito admoto", wie Mariner (1, 169) sagt, die Probe auf die Jungferschaft der Braut, was in Tonga nicht geschah. Für eine jungfräuliche Braut gab der Bräutigam große Geschenke; Bräute, welche ihre Keuschheit nicht bewahrt hatten, wurden oft nach der Hochzeit von ihren Freunden heftig geschlagen (Mariner eb.; Turner eb.). Doch kam, an jene alte neuseeländische Sitte des Brautraubes erinnernd, auch in Samoa ein Entführen der Braut, ein Entlaufen des Paares vor: dann sangen die Freunde des Bräutigams, zu seinem Preis, die Entführung laut ab, nannten die Braut und die Eltern mußten ihre Zustimmung geben (Turner 188).

Polygamie war überall in Polynesien zu Haus; auf Samoa galt sie bei den Häuptlingen hauptsächlich wegen der Aussteuer und die Frauen liefen nachher bis auf zwei etwa meist wieder weg. Die Brudertochter der Frau wurde, aber auch nur der Aussteuer wegen, denn sie konnte leben wie und wo sie wollte, stets die Concubine des Mannes (Turner 189). In Neuseeland kam Polygamie unter den Vornehmen

vor, war aber keineswegs allgemein herrſchende Sitte (Dieffenb. 2 37). So heirathete ein Mann wohl 3—6 Weiber, namentlich leich mehrere Schweſtern, von denen dann die zuerſt gewählte (Taylor oder die Mutter des Erſtgeborenen (Thomſon) Hauptfrau war. Jed hatte ihr Feld und ihre Beſitzungen für ſich (Taylor 162—4 Thomſon 1, 179; Polack 1, 24 Note). Die Weiber lebten un tereinander, aus Eiferſucht, nicht ſehr friedlich, obwohl Nichola 120 f. das Gegentheil verſichert und behauptet, ſie nähmen ſich ſoga das Säugen gegenſeitig ab; die Hauptfrau behandelt häufig die ande ren auf das Schlechteſte (Polack 1, 146) und Polack erzählt 14 f. eine ergötzliche Geſchichte von einem Manne, der durch äußerſt liſtig Behandlung ſeine Frau dahin brachte, ein zweites Weib zuzulaſſen Auf Tahiti war die Polygamie noch viel ausgedehnter; jeder, der ſic mehrere Frauen kaufen und ſie erhalten konnte, hatte 2—3 oder nod mehr Weiber, wodurch die Aermeren ehelos zu leben gezwungen wur den und die Sittlichkeit der Inſel großen Schaden litt. Die erſtge wählte Frau oder die vornehmſte galt als eigentliche Gemahlin, di übrigen als Nebenweiber. Gleich vornehme Gatten trennten ſich öfters indem der Mann andere Weiber, das Weib andere Männer nahm war die Frau vornehmer, ſo hatte nur ſie dies Recht, wodurch alſ die Ehe keineswegs aufgehoben wurde (Ellis 1, 273 f.). Von de Markeſasinſeln hatte nur Sta. Christina wirkliche Monogamie (Ben nett a 1, 327), ſonſt kam bisweilen aber ſelten Bigamie (nie mehr vor (Mathias G*** 111); dagegen war, weil es auf Nukuhiva meh Männer als Frauen gab, Polyandrie nicht ſelten daſelbſt und nament lich vornehme Frauen hatten zwei Männer (Liſiansky 83; Roque feuil 1, 308; Mathias G*** 111), deren einem ſie ſchon in frühe Jugend vermählt wird; und dann nimmt ſpäter beide ein reiferer Lieb haber zu ſich ins Haus — nach Melvilles Darſtellung (2, 122) Die Männer leben, da ſie nicht eiferſüchtig ſind, in Frieden mit ein ander (Porter 2, 60). In Hawaii war Polygamie gleichfalls nich ſelten unter denen, welche mehrere Frauen bezahlen konnten, dahe denn das geringe Volk meiſt in Monogamie lebte (Jarves 80). Un ter den Vornehmen fand ſie Michelewa y Rojas (131) noch vor

Die Maoris hielten die Ehe hoch, Trennungen waren ſelten un Ehebruch wurde an der Frau meiſt mit dem Tode geſtraft (Martin 65; 304). Nach Thomſon freilich herrſcht Treue in der Ehe mei

nur, wenn Kinder da sind, sonst selten. Ehebruch der Weiber wird nach ihm durch Fortschicken, Schläge oder Tod der schuldigen Frau gestraft; ihr Buhler hat einen dreimaligen Angriff mit der Lanze auszuhalten, worauf er erst, wenn er nicht verwundet ist, sich vertheidigen darf; die erste Wunde entscheidet den Kampf (1, 178). Nicholas 125 gibt an, daß dies Verbrechen mit dem Tode des Verführers gestraft sei, wenn es in dessen Haus, mit dem des Weibes, wenn es außerhalb begangen wäre. Europäischer Einfluß hat diese Strafen gemildert: doch tödtet oft die Frau des Ehebrechers aus Eifersucht dessen Buhlerin, oder der Ehebrecher sich selber aus Furcht vor den Folgen seiner That (Dieffenb. 2, 36—38). In Tahiti trennten sich die Ehen leicht, die Kinder welche von Geburt an entweder dem Vater oder der Mutter gehören, folgen dann dem, welchem sie angehören (Mör. 2, 63); doch sind Trennungen, wo Kinder vorhanden sind, selten (64). Verließ eine Frau den Mann ohne dessen Einwilligung, so konnte er sie gewaltsam zurückbringen; auch vereinigten sich Getrennte öfters wieder (66; 66), was auch in Neuseeland vorkam; wenigstens enthalten die alten Maorisagen derartige Züge (Grey 235). Ehebruch war auch auf Tahiti verpönt und verheirathete Weiber streng —— wie Forster Bem. 374 (vergl. 340) versichert und Turnbull (265) sagt ähnliches. — Auch in Nukuhiva hob gegenseitige Einwilligung die Ehe leicht wieder auf, während Ehebruch der Frau streng gestraft wurde (Lisiansky 82); aber trotzdem prostituirten aus Habsucht die Männer ihre eigenen Weiber! Ganz ebenso war's auf Hawaii (Jarves 80; vergl. Cook 3. R. 3, 468). Auch auf Tonga läßt sich die Ehe sehr leicht, indem der Mann die Frau fortschickt; diese ist dann ganz frei (Mariner 2, 173), während auf Samoa eine Geschiedene auch nach dem Tod ihres Mannes nie wieder heirathen darf (Wilkes 2, 138; Turner 190), es sei denn einen Bruder ihres Mannes, der auch für die Kinder sorgen muß (Turner eb). Ehebruch führte hier oft zur Tödtung der schuldigen Frau; oft aber tödtete man einen ihrer nahen Verwandten (Turner 186). Auch kam es vor, daß der erzürnte Gatte der Schuldigen die Nase abbiß (337), oder ein Auge, — den Sitz der Seele — ausstach (325). Ehebrecher schlug man todt (310). Auf Tonga kam Untreue der Weiber selten vor; auch hier konnte sie, wenn das Weib nicht durch höhern Rang der Strafe entging, mit dem Tode geahndet werden (Ma-

riner 2, 171; Cook 3. R. 2, 68); Männer waren freier, verbargen ſie ihre Liebſchaften vor ihren Weibern und Verführer nehmer Weiber mußten für dieſe den Tod leiden (Cook eb.; riner 2, 175). Auch die Weiber der unterſten Volksklaſſe ſind nur daß ſie bisweilen bei Begegnungen den Wünſchen der Häup ſich fügen, da dieſen nichts abgeſchlagen werden darf (Mar. 2, Kriegsgefangene Weiber brauchte man gleichfalls, doch ohne Sc (eb. 176). Die Jünglinge durften unverheirathete Weiber raube mit ihnen zuſammen zu leben. Verheirathete aber oder ſolche die willig folgten, wurden gleich freigelaſſen (eb.); wurden doch die linge bei feſtlichen Gelegenheiten durch öffentliche Reden zur Keu namentlich gegen Ehefrauen ermahnt und vor dem Mißbrauch Kraft dem ſchwächeren Geſchlecht gegenüber gewarnt; (Mar. 1,

Wittwen und Wittwer ſind auf Neuſeeland ſo lange tabu die Gebeine des abgeſchiedenen Gatten an die letzte Ruheſtatt ge ſind. Die Wittwen dürfen ſich wieder vermählen und übert dann, wenn ihr Mann ein vornehmer Häuptling war, ihren frü Einfluß auf ihren zweiten Gatten (Dieffenb. 2, 40). Au Tahiti durften ſie ſich wieder verheirathen (Wilſon 461) dagege den Markeſas wie zu Samoa nicht, ſie ſchnitten hier, wie auf vage (Turner 470) das Haar ab und lebten in Zurückgezog (Melville).

Häufig aber war es, daß beim Tode des Mannes die Fra ſelbſt umbrachte, in Neuſeeland meiſt durch Erhängen (Dieffen 40; Cruiſe 293). Auf Tonga war es Sitte, beim Tod des tonga, des höchſten Fürſten der Inſel, ſein Hauptweib zu erdr (Mar. 1, 342); und auch hier erdroſſeln ſich bisweilen andere ber, wenn ihr Mann ſtirbt (eb. 355; auth. narr. 78). Früher ſo erzählten die Tonganer ſelbſt, wurden alle den Mann überleb Weiber gewaltſam getödtet (Mar. 1, 342).

Durch ganz Polyneſien herrſcht eine Sitte, welche ein arges auf das eheliche Leben werfen könnte, welche man aber etwas r beurtheilen muß; es iſt das die Sitte der Blutsfreundſchaft, wie zum Namentauſch, ſo auch zur Mittheilung des Weibes a Tayo, den Freund, verpflichtet (Neuſeeland Polack 2, 131; Hamilton 29 f.; Forſter ebendaſ.; Ellis 3, 124; Sainso d'Urville a 4, 358; Gaimard eb. 385; Huahine Cook 1.

247; Tonga Cook 3. R. 1, 300; Hawaii Cook 3. R. 3, 320; Remy XLI. vergl. Jarves 80); dieſer aber enthielt ſich wie ein leiblicher Bruder aller Geſchlechtsgemeinſchaft mit den Blutsverwandten ſeines Freundes (Wilſon 467). Jeder iſt zum Schutz des anderen verpflichtet. Wenn zwei Verbrüderte (oder auch leibliche Brüder) zuſammen in den Krieg zogen, ſo zeigten ſie die ganze Kraft ihrer Treue: ſie wichen nicht von einander, namentlich nicht in der Kampfesart, in welcher man nicht fliehen durfte; fiel einer, ſo tauchte der andere ſeine Hand in das Blut des Freundes und beſtrich ſich damit, zum Beweiſe ſeiner Liebe und ſeiner Abſicht, dies Blut zu rächen (Ellis 1, 290). Auch erben ſie von einander, wenn einer von beiden kinderlos ſtirbt (Hamilton 32; Wilſon 468) und was ſie haben, müſſen ſie miteinander theilen (Cook 1. R. 2, 84; Turner 350).

Blutſchande war zwar überall verabſcheut (Wilſon 4, 68), doch kam aus politiſchen Gründen bisweilen die Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter vor, aber nur in der regierenden Familie, weil in derſelben bisweilen nur auf dieſe Weiſe eine ebenbürtige Ehe geſchloſſen und dadurch die Streitigkeiten über die Erbfolge vermieden werden konnten (Tahiti Mörenh. 2, 67; Turnbull 15; Markeſas Porter 2, 30; Sandwich Ellis 4, 435; Stewart 129; Wilkes 4, 32). Tamehameha war mit nah verwandten Weibern vermählt; Liholiho, ſein Sohn, mit der eigenen Schweſter und außerdem aus Liebe zu ſeinem Vater mit einer von deſſen Wittwen (Ellis 4, 436; Arago 2, 149 f.). Auch in Neuſeeland war die Ehe unter nahen Verwandten nicht ſelten (Shortland a 119) und ebenſo in Tonga (Geſchichte 43). In Samoa war ſie aber nicht geſtattet (Turner 186).

Die Weiber ſind während ihrer Periode unrein und von den Männern getrennt (Wilſon 461; Nicholas 187); ſie gebären in Zurückgezogenheit (Hawaii Campbell 112), auf Tahiti (Mörenh. 2, 53) in einem beſonderen Häuschen. — In Neuſeeland iſt die Frau (und ebenſo das Kind Shortland a 122) von der Geburt bis zur Taufe tabu, während welcher Zeit ſich beide in einem heiligen Hauſe aufhielten (Davis 195). Die Mutter oder eine Verwandte ſäugt (oft ſehr lange) das Kind mit großer Liebe, das alsbald einen Namen bekommt nach irgend einer Eigenſchaft, die es hat, die man wünſcht, nach irgend einem Ereigniß vor oder bei der Geburt (Dief. 2, 25 f.; Grey 247). Oder man hielt dem Kind ein Götterbild

ans Ohr und nannte alle möglichen Namen her; bei welchem es zuerſt nieſte, den bekam es (Taylor 74 f.) Doch war dies nur der erſte Name, den die Mutter oder beide Eltern oder auch die Verwandten gaben. Die Nabelſchnur ward vom Prieſter abgeſchnitten, wobei er beſtimmte Segensformeln über das Kind ſprach (Shortland a 121), dann begraben und ein junger Baum darauf gepflanzt, welchen man das Zeichen des Lebens nannte (Taylor eb.) Auch die placenta ward unter beſtimmten Gebräuchen begraben (Grey 87). In den erſten Monaten ſeines Lebens erhielt das Kind dann einen zweiten Namen beim Feſt der Namengebung (Taylor 156), mit welchem eine Art von Taufe verbunden war (Dumont d'Urville a 2, 443; piec. justif. 682 f.). Der Tohunga (Prieſter) taucht einen grünen Zweig ins Waſſer und beſprengt damit das Haupt des Kindes (wobei die Mutter nicht zuſehen durfte Davis 195) unter geheimnißvollen Segensſprüchen, welche nach dem Geſchlechte des Kindes verſchieden ſind. Dieſe Formeln ſind dialogiſch, aber in ſo alterthümlicher Sprache, daß ſie zum kleinſten Theil nur noch verſtanden werden. Junge Leute wohnten dieſem Feſt nur ſelten bei (Dieffenb. 2, 27—8). Dann wurde das Kind dem Kriegsgott Tu geweiht (Taylor 76). Doch ſind im Norden der Inſeln die Ceremonien etwas anders (eb. 75), wie denn auch in einer Erzählung bei Grey (80) das Kind ganz ins Waſſer getaucht wird; denſelben Gebrauch erwähnt Yate (Baſel. Miſſ. Mag. 1836, 602). — Ein dritter Name wird beim Tode des Vaters angenommen, der als Familienname gilt; er bezieht ſich gleichfalls auf Thaten, Schickſale, Beſitzthümer u. dergl. Uebrigens haben Häuſer, Kähne, Waffen, Kleider, Pferde, Kühe, Schweine u. ſ. w. beſondere Namen (Taylor 158).

Erziehung kennen ſie eigentlich nicht. Die Kinder, welche beinahe eher ſchwimmen als laufen lernen, wachſen ziemlich ſich ſelber und der Natur überlaſſen auf. Doch werden ſie von den Eltern wirklich, ja oft leidenſchaftlich geliebt, wie es denn vorgekommen iſt, daß man todte Kinder ausgenommen, ausgeſtopft und ſo mit ſich herumgetragen hat (Polack narr. 1, 374). Die Mutter ſingt den Säugling mit hübſchen herzlichen Schlafliedern ein (Dieffenbach 2, 27; 29 f.), der Vater trägt und wartet ihn nicht ſelten ebenfalls (Polack 1, 374) ſpäter nimmt er den Sohn mit auf die Jagd, lehrt ihm die Sagen der Vorzeit u. ſ. w., doch wendet er körperliche Strafen nur ſehr ſel-

ten an (Hochſtetter 469). Wie die Maoris wirkliche Anhänglichkeit haben an Familie und Verwandte, daher auch großen Ahnenſtolz und Stammbäume von 20—30 Generationen, ja bis zum Anfang der Welt beſitzen, welche ſie mit Hülfe von eingekerbten Brettern führen (Taylor 155); wie ſie Liebe zu Land und Volk haben und der, welcher ſeinen Stamm verläßt, für ſehr undankbar gilt, ſo hielten ſie es auch für ein Unglück keine Kinder zu haben und tödteten deshalb die des Feindes (Polack 1, 114; 2, 153; 1, 53). Auch Enkel lieben ſie ſehr (Dieffenb. 2, 40). Sehr zärtlich werden indeß die Kinder nicht behandelt, wie auch Mann und Weib einander keine Zärtlichkeit äußern (Brown 39), aber ſie lieben und achten ihre Eltern und betragen ſich ſelten unruhig oder unartig, faſt immer geſetzt und gut (Dieffenb. 2, 27; 29; Brown 39). Es herrſcht überhaupt unter den Maoris eine große Familienanhänglichkeit; das beweiſen unwiderleglich die Sagen bei Grey, ferner die vielen Klaggeſänge bei Davis und manche andere Beiſpiele; Dieffenbach kannte einen Maori Prieſter, der auf der Stelle, wo ſeine Mutter umgebracht war, ſpäter als er Chriſt geworden, ſtets etwas Religiöſes las (1 149; andere Beiſpiele 168). Der Erſtgeborene hatte in jeder Hinſicht den Vorzug (Taylor 165); dies freilich, wie auch die Sagen bei Grey beweiſen, mag zu manchem Familienzwiſt Anlaß gegeben haben. Iſt ein Knabe 8 Jahr etwa alt, ſo wird er in einen Fluß getaucht, indem man die Götter anruft, daß ſie ihn ſtark und mannhaft machen (Polack 2, 258). Wird er dann mannbar, ſo erhält er die Tättuirung, mit 16 Jahren hat er ſchon ganz die Haltung eines Mannes (Taylor 165), denn in Folge der großen Freiheit in der er aufwächſt, der mit den Männern ganz gleichen Behandlung, die er erfährt, iſt er ſchon ein halber Mann in dem Alter, in welchem bei uns die Knaben in die Schule kommen. Geſchlechtsgeheimniſſe gibt es weder für Mädchen — die nach Brown 33 ſchon mit dem 12. Jahre mannbar werden — noch für Knaben und früher coitus iſt ganz gewöhnlich (Dieffenb. 2, 12).

In Tahiti, wo die Kinder gleichfalls eher ſchwimmen als gehen lernten (Mörenh. 2, 61), wurde die eben entbundene Frau nebſt dem Kinde in ein möglichſt heißes Dampfbad — doch nahm ſie dies nach Anderſon bei Cook 3. R. 2, 238 nur gegen die Nachwehen — und dann gleich ins kalte Waſſer gebracht (Wilſon 462; Mö-

renh. 2, 59); darauf geht ſie mit dem Kinde in den Marae, nach einem Opfer der Prieſter die Nabelſchnur bis auf ein Stück 10″ Länge vom Kinde abſchneidet. Mutter und Kind bleiben ſo l dort, bis dieſes Stück von ſelbſt abfällt, worauf es denn wie erſte im Marae begraben wird. Mutter und Kind, welche beid einem beſonders hergerichteten Häuschen wohnen, in das nur der ter eintreten darf, die übrigen Verwandten nur nach Ablegung Kleider, Mutter und Kind ſind 6 Wochen bis 2 Monate tabu, zu einem großen Feſte im Marae, dem Oroafeſte, was in Gegen der Areois, der Häuptlinge des Bezirks und der Verwandten ge wird. Die Eltern müſſen den Areois und den Häuptlingen g Mengen von Tapa geben und ein großes Tapaſtück, welches auf Marae gebreitet wird, damit dieſen heiligen Platz die Frau bet dürfe, an den Marae abgeben. Unter Gebeten verwunden ſich beide Eltern, fangen das Blut auf einem Blatt auf und legen es Opfer auf den Altar; dann geben die Areois feſtliche Vorſtellu als Ehrfurchtsbezeugung gegen die Götter, damit dieſe dem K Glück verleihen (Mörenh. 1, 536—7). So war es bei Kin vornehmen Geſchlechts; ärmere waren nur 2—3 Wochen tabu kehrten durch 5 Reinigungsopfer wieder in den gewöhnlichen Zu zurück. So lange die Mutter tabu war, durfte ſie nur das ſäugen, ſie ſelbſt mußte gefüttert werden; Alles was das Kin rührte, namentlich mit dem Kopf, wurde ſein Eigenthum (Wil 462). Die Namengebung iſt hier ohne Feierlichkeit bald nach Geburt; die Namen nimmt man, wie in Neuſeeland, von irgend e Gegenſtand, irgend einem Ereigniß (Forſter Bem. 482) oder der Familie. Die Kinder gehörten abwechſelnd dem Vater oder Mutter und erhielten je nachdem den Namen vom Vater und ſeiner, oder von der Mutter und aus ihrer Familie (Mören 64). Doch nahm man auch ſpäter noch Namen an oder veränderte welchen man hatte; ſo hieß Pomare urſprünglich Otu, wie eine aſchgrauer Reiher heißt (eb.), er nahm aber ſpäter den Namen mare d. h. Nachthuſten an, weil, als er ſich auf einer Reiſe ins birge erkältet und deshalb Nachts viel gehuſtet hatte, den anderen S gen ein Sclave ihm bedauernd dies Wort ſagte.

Die Beſchneidung, welche etwa im 8ten Jahr und ſtets an reren Knaben zugleich vom Prieſter vorgenommen wird, dauert 5 S

und ist nicht ohne religiöse Weihe (Forster Bem. 482; Cook 3. R. 2, 349); dann folgt mit der geschlechtlichen Reife die Tattuirung, auf welche namentlich die Mädchen sehnsüchtig warten, denn nicht mannbar sein gilt als Schande für sie (Forster Bem. 374). — Von Erziehung ist auch hier nicht die Rede. Von früh auf sind die Kinder bei allem Unanständigen dabei; die Mädchen wurden dann im Tapamachen unterrichtet und der Schönheit halber vor der Sonne behütet; die Knaben in Waffen geübt und in den Sagen der Vorfahren, in den nautischen Kenntnissen, welche sie besaßen, sowie in ihren praktischen Fertigkeiten unterrichtet (Mörenh. 2, 60; 61; Forster Bem. 377 f.). Es fehlte nicht an Liebe der Eltern zu den Kindern (Wilson 310); dagegen kümmern sich die Kinder um die Eltern so gut wie gar nicht, ja sie vernachlässigen sie im Alter. Das Alter hat nicht nur keine Achtung, es wird vielmehr öffentlich verspottet (Turnbull 260; Wilson 471). Sie kennen keine Pietät (Turnbull 271) und diese muß ja auch schon dadurch untergraben werden, daß die Kinder sogleich nach ihrer Geburt als Familienhäupter betrachtet werden und der königliche wie der adlige Vater bei Geburt eines Sohnes sogleich zu Gunsten desselben aller Würden entäußert und nur als jenen vertretend weiter lebt; daher er sich jeglichem Willen seines Sohnes fügen muß (Ellis 3, 99). Auf Nukuhiva, wo Kinder als Glück gelten (Mathias G*** 108), lieben zwar die Eltern die Kinder herzlich (auch die Väter, Crook bei Wilson 268; Marchand 1, 151) und Adoption von Seiten höher gestellter ist nicht selten: allein die Eltern haben keine Gewalt über die Kinder und diese, welche ihre Rechte früh kennen lernen, betragen sich übermüthig. Sonst ist hier und auf Hawaii, wo das Greisenalter gleichfalls schlecht behandelt wird (Remy XLVI) alles so ziemlich ebenso wie auf Tahiti. In Tonga dagegen wird das Alter sehr hoch geachtet seiner größeren Weisheit wegen (Mariner 2, 89 f.) und ebenso werden die Kinder innig geliebt (Beisp. eb. 2, 50; 1, 362 f.; 1, 93; 298), daher auch Adoption wie in Nukuhiva (die auch in Tahiti vorkommt, Wilson 433) ganz gewöhnlich ist. Namentlich Frauen adoptiren Kinder oder Erwachsene um „Mütter zu werden" wie sie sagen, oft wenn die Mütter der Adoptivkinder noch am Leben sind und ganz in der Nähe wohnen. Diese Kinder werden dann von ihren zweiten Eltern mit der größten Sorgfalt gepflegt (Mariner 1, 90; 2, 99 f. Geschichte

49; Neuſeeland Holman 4, 494). Wöchnerinnen und S
rieb man mit Kurkuma ein (Wilſon 396), ebenſo die W
der Periode (Mariner 2, 273); denn Kurkuma iſt ihnen,
ſcheint, ein Präſervativmittel. Die Geburt und was damit verbu
gilt für die Männer als ſtrenges Geheimniß, nur Weiber he
Kreiſenden (Wilſon 396; Mariner 2, 273). Auf Uwe
dann eine große Feſtlichkeit, wobei man das Haupt des Kin
zu Neuſeeland, mit Waſſer benetzte (Michel. 166 nach anna
foi 1841, 1; 14—5). Dagegen ſoll in Nive (nach Hood
256 f.) die ſchauderhafte Sitte geherrſcht haben, daß die bei
burt helfenden Weiber den Uterus der Wöchnerin vermittel
Rohres mit Salzwaſſer füllten, und dann die Kranke, den K
unten, möglichſt heftig hin und her ſchwenkten, an welcher
wie leicht begreiflich, die meiſten Frauen geſtorben ſeien. Da
ben auf Tonga ſittenrein iſt, ſo wachſen auch die Kinder hier in
Zucht auf; ja man fördert ſie durch ernſte Behandlung auch moral
werden ſie nie, um ſie nicht eitel zu machen, ins Geſicht gelob
rin. 1, 418), wohl aber in Selbſtverleugnung und ſtrengem
halten wie es die Sitte will, geübt (Beiſp. Mariner, 411)
ßerdem hielt man ſie zur Keuſchheit an. Die Mädchen unt
man in Kunſtfertigkeiten, die Knaben, deren feierliche Beſchnei
14. Jahre vorgenommen wird, in Leibesübungen (Mar. 2,
Geſchichte 48).

In Samoa, wo man die Kinder oft mit wahrer Affenli
und dadurch daß man ihnen Alles gewährt, ihnen oft ſchadet,
Tod herbeiführt (Hood 45), betet bei der Geburt eines Ki
Vater oder der Mann der Wöchnerin für ſie und bringt ei
deſſen Größe der Prieſter beſtimmt, das aber bisweilen ſogar e
oder ein Kahn war. Hebamme iſt meiſt die Mutter der Wi
bei beſonders ſchweren Geburten rief man den Gott der Fa
aus welcher die Mutter ſtammte. Und wie man in manchen
den Deutſchlands die noch ungetauften Kinder mit ſeltſamen
belegt, ſo nannte man die ebengeborenen hier Koth (merda)
miliengottes. War es ein Knabe, ſo hielt man ihm gleich
Geburt eine Keule an den Nabel, dem Mädchen dagegen da
das zur Tapabereitung diente (Turner 174—5). Am drit
ſtand die Wöchnerin auf und dann wurde ein Feſt gefeiert, w

Kind den Namen erhielt; die Freunde des Vaters brachten dann Geschenke, oloa genannt, — also das tahitische oroa, wonach dort das ganze Fest heißt — für die Freunde der Frau und diese umgekehrt andere Gaben, die tonga hießen, für die Freunde des Mannes. Die Eltern bekamen nichts; die Feier dauerte, alles genau wie in Tahiti, drei Tage mit Aufführungen, Tänzen, Wettkämpfen u. s. w. (eb. 178). — Die erste Nahrung des Kindes ist bis zum dritten Tag Saft des Kokosfleisches, den man ausdrückt. Frauen, welche dafür gut bezahlt wurden, untersuchten indessen die Milch der Mutter mit Wasser und zwei heißen Steinen und wurde nur, wenn sie nicht gerann, das Kind an die Brust genommen. Die Entwöhnung geschah meist im 4ten Monat, wenn nicht der Vater sein Kind dem Familiengott weihte. Dann hieß es Gottes Banane, weil es so dick wurde wie eine Banane; denn das frühe Entwöhnen tödtet viele Kinder (eb. 176). Alle Kinder stehen bis zum 5ten oder 6ten Jahre ganz unter der Aufsicht der Mutter; später lehrt man die Mädchen Wasserholen, Muschelsuchen, Mattenflechten u. s. w., die Knaben aber gehen mit dem Vater hinaus in die Pflanzung, zum Kahn- und Hausbau, zum Fischen u. s. w. und lernen alle Arbeit auf diese Weise (eb. 177). Auch hier sind Adoptionen anderer Kinder, hier aber meist aus Gewinnsucht, sehr häufig; denn die Adoptirenden erhalten von den Eltern und diese von jenen große Geschenke. Daher arbeiten die Missionäre diesem Brauch entgegen (eb. 179). Solche Adoptionen sind auch in Mangareva nicht selten (Michelis 107 nach Caret annal. 1842, 2, V, 13). Das Tattuiren, welches im 17. Jahre bei den Knaben geschah und das sie volljährig machte, ist mit manchen Feierlichkeiten verbunden, nicht aber die Beschneidung im 9.—11. Jahre (Turner 177; 181). Die Mädchen haben ein Fest für sich, wobei man sie beschenkt, beim Eintritt der Mannbarkeit (eb. 184). — Die Anhänglichkeit der Familienmitglieder war in Samoa, wo man auch ferner Verwandte wie Vettern, Neffen, Basen, Nichten, Bruder und Schwester nannte (Turner 315) groß, namentlich aber liebte man die Kinder. Bekehrungen erfolgten oft nach Todesfällen in der Familie; Turner erzählt einen besonders ergreifenden Fall, wo ein Vater nach Verlust von vier Kindern zum Christenthum übertrat (145 f.).

Trotzdem nun, daß innige Liebe zu den Kindern den Polynesiern nicht abzusprechen ist, trotzdem ist der Kindermord in erschrecken-

der Weiſe durch ganz Polyneſien verbreitet. Auf Neuſeeland war minder häufig; hier geſchah er meiſt nur aus Rache, wegen gebro ner Treue, ehelicher Streitigkeiten, harter Behandlung während Schwangerſchaft u. dergl. (Dieffenbach 2, 25), dann aber nam lich aus Trägheit (Polack 2, 92). Namentlich Mädchen entſch man ſich leicht zu tödten (Taylor 165). Auch Abortus war n ſelten (Cruise 288). Zwar ſagt Polack (1, 36), daß er Ver wortung nach ſich ziehe, da das Kind zugleich als Eigenthum Stammes, nicht bloß der Eltern betrachtet werde; allein er ſelbſt zählt 1, 381), daß wenigſtens ein Viertel der Weiber, die er ken lernte, Kindermord begangen hätten. Er ward auch ohne Scheu geſtanden und man hielt über das gemordete Kind die gewöhnl Todtenklage; mißbildete Kinder ſcheinen hier aber nicht umgebracht ſein (d'Urville a 2, 443). Man tödtete die Kinder entweder d lebendig Begraben (Angas 1, 313), oder durch Erwürgen u. de gleich bei der Geburt (Dieffenb. 2, 25). Hatte das Neugebo aber nur etwa eine Viertelſtunde gelebt, ſo war es dieſer Gefahr ronnen, es durfte dann nicht getödtet werden; was auch auf den deren Gruppen galt. Seltener war dies Verbrechen auf den Marke ja Mathias G*** 108 läugnet es für dieſe Gruppe ganz und allerdi ſchweigen unſere übrigen Berichte davon. Allein in früherer Zeit n man es, wenn auch in minder ausgedehntem Maaße, auch hier a geübt haben, denn auch hier werden wir eine den Areois gleiche Geſellſc finden; die Areois aber mußten alle ihre Kinder tödten. Auch ſpr die grenzenloſe Liederlichkeit der Markeſanerinnen dafür. Gänzlich bekannt war der Kindermord auf der Herveygruppe nach Willia 560: wenn aber Williams (eb.) und ebenſo Wilkes (2, 80) a Samoa davon frei nennen, ſo ſtimmt ihnen zwar Turner (1 hierin bei, fügt aber hinzu, daß künſtlicher Abortus (durch Druck) ſelbſt bekannt war, daß man ihn aus Scham, aus Furcht, aus Fe heit und um ſeine Schönheit zu bewahren ausführte. Auch auf T ga kam dies Verbrechen vor, zwar aus Trägheit oder Rohheit ſelten (Mar. 2, 18 f.); um ſo weniger aber bedachte ſich daſelbſt Kranker, ein Kind zu opfern, um dadurch den Zorn der Götter beſchwichtigen und ſo am Leben zu bleiben (z. B. Mariner 1, 9 Auch in anderen Fällen opferte man Kinder, namentlich gern ſolche, aus einer Miſchehe ſtammen (Mariner 1, 227 f.; Erskine 1

Nirgends aber war der Kindermord häufiger als zu Tahiti und Hawaii. Auf Tahiti wurden $^2/_3$ aller Kinder, hauptsächlich Mädchen umgebracht; die ersten drei Kinder, sowie Zwillinge, tödtete man immer und mehr wie zwei oder drei Kinder zog Niemand auf. Ellis fand Frauen, welche 10 und mehr Kinder getödtet hatten, Williams erzählt andere noch schrecklichere Beispiele (Wilson 272; 310; Turnbull 293; Ellis 1, 250 f.; Williams 562 f.). Alle Kinder einer Mischehe, namentlich dann, wenn die Mutter vornehmer war als der Vater, wurden in allen Fällen umgebracht (Williams 565) und so kam es, daß die Areois alle Kinder bei Strafe der Ausstoßung aus der Gesellschaft tödten mußten. Die höchsten Areois brauchten indeß nur den ersten Sohn und alle Mädchen umzubringen und die vornehmsten Fürsten durften wenigstens ihren ersten Sohn am Leben lassen (Mörenhout 1, 485 f.). Wurden alle Kinder einer Mischehe getödtet, so behielten beide Eltern ihren Rang (Tyermann u. Bennet 1, 143); blieben sie am Leben, so sank der Vornehmere der beiden Gatten zum Rang des Geringeren herab (Ellis 1, 156). Stand der Mann tiefer, so konnte er sich durch Tödtung der Kinder zum Rang der Frau erheben, die Frau nicht umgekehrt, da alle Vererbung durch weibliche Linie erfolgt (eb.). Die übrigen Motive (über welche, wie über den ganzen Gegenstand Wegener 72 gut gehandelt hat) waren Trägheit, dann Furcht vor den ewigen Kriegen und ihren blutigen Zerstörungen (Williams 562 f.) und Sorge für die weibliche Schönheit, aus welchem letzteren Grund man häufig Abortus bewirkte (Mörenh. 1, 497). Es gab Weiber, welche die Kinder gegen Bezahlung aus dem Wege schafften (Tyermann u. Bennet 1, 143); auch hier aber blieben sie am Leben, wenn sie etwa eine Viertelstunde gelebt hatten. Man schämte sich der That nicht vielmehr gestand man sie offen ein und wunderte sich nur über die Europäer, die sie tadelten (Forster Bem. 481).

Man tödtete die Kinder auf verschiedene Art, durch Ersticken, Durchbohren, lebendig Begraben (Ellis, Williams a. a. O.; Cook 3. R. 2, 345). Eine ganz besonders gräßliche Art beschreibt Williams 567 f.: man brach den Kindern, von den äußersten Gelenken anfangend, die Glieder und erwürgte sie, wenn sie hieran nicht starben! — Auch in Hawaii zog man, außer in den Familien der vornehmsten Häuptlinge nie mehr als 2 oder 3 Kinder auf; Mißgebur-

ten tödtete man gleich; auch ſollen $^2/_3$ der Kinder umgebracht ſein (Stewart 250; Ellis 4, 326—30). Man erwürgte ſie oder begrub ſie lebendig und nicht einmal, wie doch in Tahiti, vor dem Hauſe, nein, oft im Schlafgemach der Eltern ſelbſt, welche letzteren meiſt ſelbſt die grauenvolle That vollbrachten, oft ſchon wenn es krank war oder zu viel ſchrie. Denn hier tödtete man die Kinder oft erſt ein Jahr nach der Geburt oder noch ſpäter. Einen gräßlichen Fall der Art erzählen Ellis (4, 326) und Jarves (73). Auch hier war der Grund der That Trägheit, Eitelkeit der Weiber (Ellis; Jarves 85); auch hier geſtand man die That ruhig ein, welche erſt neuerdings vom Könige und den Häuptlingen als Verbrechen behandelt wird (Ellis 4, 327; 331).

Ellis iſt der Anſicht, daß die ſchreckliche Sitte etwa 50 Jahr vor der Entdeckung, alſo um oder nach 1700, ſich weiter verbreitet habe. Allein da ſie gleichmäßig auf Hawaii wie Tahiti herrſcht, da ſie auf allen Gruppen bekannt war, da wir auf Tukopia, in Mikroneſien ſie gleichfalls in großer Ausdehnung fanden, da ſie auch bei den Malaien herrſchte, ſo ſind 50 Jahre eine viel zu geringe Zahl und Meinicke (59) hat Recht, wenn er dieſe Sitte für eine ſehr alte hält. Mörenhout 1, 496 glaubt den Kindermord als Folge früherer Uebervölkerung und Noth anſehen zu müſſen, wie ja auch Pomare dies als Grund in einem Geſpräch mit Turnbull hinſtellte (288). Mag man dies ab und zu unter den Polyneſiern ſelbſt ſpäter geglaubt haben, ja mag dieſer Grund an manchen Orten in der That gewirkt haben, er iſt keineswegs der eigentliche Urſprung der Sache, wie es ja ſchon hiſtoriſch feſt ſteht, daß dieſer Uebervölkerung früher durch ein anderes Mittel, nämlich durch Entſendung von Colonien abgeholfen wurde. Meinecke (59) iſt denn auch anderer Anſicht als Mörenhout — er glaubt, daß der Kindermord von den höheren Geſellſchaftsklaſſen ausging, da dieſe um die Reinheit des Blutes und die feſten Standesunterſchiede zu erhalten alle in gemiſchter Ehe erzeugten Kinder aus der Welt ſchafften. Wir haben wie den ganzen Gegenſtand ſo auch dieſe Hypotheſe Meinickens an einem anderen Orte, auf den wir hier verweiſen, eingehender behandelt (Ausſterben der Naturvölker 54 f.; 60 f.) und zu zeigen verſucht, daß, ſo viel auch des Richtigen Meinickes Anſicht für ſpätere Zeiten enthält, ſie den eigentlichen Urſprung der Sitte doch noch nicht aufdeckt, daß dieſer vielmehr wohl in religi-

öſen Anſchauungen der Völker wurzelt. Kinderſeelen gelten für beſonders heilig, woher auch die Art, wie man meiſt die Kinder umbrachte, zu erklären iſt, auch jene gräßliche von Tahiti, die Williams erzählt: man wollte nicht gern ſelbſt Hand an ſie legen, ſondern forderte den Geiſt gleichſam auf, ſich zu entfernen; hatte dieſer Geiſt aber ſchon ſelbſtſtändiges Leben durch die erſte Viertelſtunde erlangt, ſo hatte er ſchon ein Anrecht ans Leben, das man ihm nicht mehr nehmen durfte. Kinderſeelen alſo gelten für beſonders heilig; wollte man daher bei den Göttern vermittelnde Schutzgeiſter haben, ſo ſandte man ihnen ſolche Kinderſeelen zu. Dieſen Glauben, welcher wie ſein Vorkommen bei ſo vielen Völkern beweiſt (ſiehe Ausſterben der Natur. 61) in den grauenſten Urzeiten des Menſchengeſchlechtes wurzelt, wird man nicht mit Unrecht auf eine doppelte pſychologiſche Grundlage zurückführen, einmal auf die Liebe, welche auch das roheſte Geſchöpf zu ſeinen Nachkommen hat und zweitens auf das Bewußtſein der Schwäche der Kinder, welches für den durchaus ſelbſtſüchtigen und keineswegs tapferen Naturmenſchen von nicht geringer Gewalt war.

Auch über die Unfruchtbarkeit der Ehen, welche wir faſt überall in Polyneſien finden, haben wir in der erwähnten Schrift (über das Ausſterben der Naturvölker, Leipzig 1868 S. 48; 25 f.) gehandelt, und können deshalb hier um ſo kürzer ſein. Sie beruht in Tahiti, in Hawaii, auf den Markeſas, auf Neuſeeland, kurz überall, wo wir ſie finden zunächſt auf den grenzenloſen Ausſchweifungen der Weiber, auf dem allzufrühen Coitus, auf der ſchlechten Wartung der Neugeborenen, auf zu lange fortgeſetztem Säugen, wobei Hawaierinnen (Remy XLII), Maoriweiber (Holman 4, 494; Hochſtetter 157) und gewiß auch andere Polyneſierinnen noch Thiere, (Schweine, Hunde) mit anlegten, ſie beruht ferner auf der ſchlechten Behandlung, welche z. B. in Paumotu die Weiber erdulden müſſen, in den höchſten Ständen wohl auch auf den Heirathen unter allzunahen Verwandten, woher man z. B. Tamehamehas geringe Kinderzahl in Hawaii ſelbſt erklärte (Ellis 4, 436) und endlich für die ſpätere Zeit auf dem vielfachen leiblichen, namentlich aber geiſtigen Druck, den die Polyneſier durch die Europäer zu erleiden hatten — und haben. Daher ſind Ehen, wo dieſe Gründe nicht gelten, wie z. B. vielfach im Innern von Neuſeeland — allerdings zu Dieffenbachs Zeit — und Miſchehen zwiſchen Europäern und Polyneſierinnen (Dieffenbach

2, 33; 2, 40) faſt immer und oft ſehr fruchtbar. An eine R
eigenthümlichkeit, angeborene Schwäche der Bevölkerung u. dergl.,
von man Vieles geredet hat, iſt alſo nicht zu denken.

Es bleibt uns noch übrig, von den polyneſiſchen Sklave
ſprechen. In Tahiti und faſt überall waren ſie Kriegsgefangen
Neuſeeland bisweilen auch verurtheilte Verbrecher. Obwohl ma
ſtraflos tödten, ja auffreſſen durfte, obwohl man ſie gerne zu G
ſchenopfern nahm, oft auch plötzlich ermordete, um ſeine Rache,
man noch vom Krieg her hatte, zu kühlen, ſo war im allgem
ihr Loos doch, wenn auch vielfache Ausnahmen vorkamen, ein m
wie ſchon daraus hervorgeht, daß man nirgends und niemals in
lyneſien Sklavenhandel kannte (Ellis 3, 95 f.). Wirft Ellis
mentlich den Maoris Grauſamkeit gegen die Sclaven vor, ſo
man beachten, daß gerade in Neuſeeland die Sclaven (beſonders gefan
Häuptlinge) ausgetauſcht, losgekauft, bisweilen freigelaſſen und in
Familie des Siegers aufgenommen wurden (Polack 2, 53); ja ſoge
Häuptlingen ſind dieſe Kriegsgefangenen hier bisweilen durch Helde
ten in der Schlacht emporgeſtiegen (Polack 1, 35). Holzhauen, W
tragen und die verachtete Thätigkeit des Kochens (daher man
ſpäter nach dem engliſchen Wort Kuki nannte) war ihre Arbeit; ſie
den nach Wakefields (1, 382) ausdrücklicher Behauptung zwar vera
aber äußerſt milde behandelt. Dem widerſprechen Andere, natürlich, den
Behandlung war eine ganz willkürliche und hing alſo von der Laun
Herrn ab. Entlaufene Sclaven waren vogelfrei (Polack 2, 107) und fa
nur Schutz, wenn ſie an Weiße verkauft und dieſen entſprungen w
(109). Wir ſprechen über das Loos der Sclaven noch genauer und fl
hier nur einige charakteriſtiſche Züge aus dem Leben der Maori zuſam
um die Schilderung des polyneſiſchen Familienlebens dadurch zu ergä

In ganz Polyneſien herrſchen eine Menge Höflichkeitsgeſetze
wenn dieſe auch ſehr von den unſrigen abweichen, ſo läßt ſich
nicht läugnen, daß ſie in ihrer Art gleichfalls berechtigt ſind und
denfalls das Leben dieſer Völker weit über ein Leben von Wilden
vorheben. Während ſonſt überall eine muntere Geſprächigkeit her
ſo geht dieſe bei Verſammlungen und Verhandlungen ſofort in
würdevolles Benehmen und eine regelmäßige Ordnung über (Ne
Wakefield 1, 81; Tahiti Ellis an verſchiedenen Orten, H
King bei Cook 3. R. 3. S. 287 f. an verſch. Orten; Tonga

riner; Cook 3. R. 2, 128), die besonders in Samoa von den Häuptlingen mit viel äußerem Anstand und großem Ceremoniell ausgeführt wird (Wilkes 2, 103; Turner 348). So galt es schon für eine große Unhöflichkeit, wenn Jemand in den allgemeinen Versammlungen zu spät kam (Erskine 52). Kann nun auch die Art und Weise wie man die Europäer bei ihrer ersten Ankunft überall empfing (z. B. Cook in Hawaii 3. R. 3, 287 f.; Tonga eb. 1, 275; auf Hervey und Markes. eb. 1, 198; Wallis in Tahiti, Schouten in Niva 44, 42; Hale in Falkaafo 151) nicht maßgebend sein, da man sie nach einem weitverbreiteten polynesischen Glauben für Götter hielt, so waren doch auch sonst, wenigstens in früheren Zeiten, große Festlichkeiten mit dem Empfang bedeutender Fremden verbunden, nächtliche Tänze, Wettspiele, große Gastereien (Turner 199; Dieffenb. 1, 314), sowie eine Menge von Höflichkeitsceremonien, über die sich schon Schouten (42) wunderte. Nirgends war dies mehr der Fall als in Samoa, wo man auch eine Menge höflicher Gesprächswendungen hatte; daher Erskine nicht mit Unrecht die samoanische Etiquette mit der spanischen vergleicht (72). Doch beruhte sie nicht nur auf Aeußerlichkeiten, sondern wirklich auf einer gewissen Humanität, wie denn z. B. jeder Samoaner, welcher an Arbeitenden vorübergeht, diesen so lange hilft, bis sie selbst sagen: geh weiter (Turner 341). So waren auch die Tahitier und Hawaier gegen alle Fremde, auch von niederem Stande, außerordentlich höflich, anständig und von einnehmendem Betragen (Turnbull 296; King bei Cook 3. R. 3, 308 f.). Der gewöhnliche Gruß in Polynesien wie in Madagascar (Wilkes 2, 12; 337) besteht in Nasenreiben, das zwar auf Tahiti schon 1829 abgeschafft und in Paumotu damals im Schwinden war (Mörenhout 1, 93), welches aber noch Hochstetter (205; 218—9) in Neuseeland vorfand. Ein Häuptling daselbst berührte mit der Nase den geschriebenen Namen seines Sohnes, dessen Todesnachricht er in einem Brief empfing. Als eigentliche Hauptsache hierbei gilt die Vermischung des Athems der sich begrüßenden (Kendall bei d'Urville 2, 558). Auf Samoa galt dieser Gruß gleichfalls; wollte man besonders höflich sein, so drückte man die Nase auf die Hand (Erskine 57). Uebrigens war auch der Kuß gar nichts seltenes. Grüßt ein Tonganer einen höheren Verwandten, so küßt er ihm die Hand, einem sehr hohen den Fuß. Der Kuß besteht hier

wie in Neuſeeland aus einer ſchnüffelnden Berührung mit Naſe und Oberlippe; gleiche legen auch wohl die Lippen auf einander, aber ohne Bewegung. Ueber den europäiſchen Kuß lachen ſie ſehr (Mariner 1, 238; Schouten 44). Auch in Tahiti küßte man die Hand oder den Mund zum Gruß (Wallis 238 und ſonſt). Das Ergreifen oder Schütteln der Hand herrſcht als Gruß überall und iſt nicht erſt, wie Erskine 36 will, von den Europäern eingeführt. Auch hatte man Grußformeln überall. Auf Tahiti rief der Wirth und ſeine Familie wiederholt: „willkommen"; der Gaſt: „ich komme." Wirth: „Gott ſegne dich." Der Gaſt ſetzt ſich dann und ſagt: „hier." Dann fragte man nach dem Grunde des Kommens und ſetzt dem Gaſt eine Bewirthung vor. Auch beim Nieſen ſagt man: „Gott ſegne dich" (Wilſon 473—4). Auf Samoa und Hawaii war der Gruß: „meine Liebe dir", (Cheever 115; Turner 341) den man, wollte man nicht beleidigen, zurückgeben muß (Naut. Mag. 1862; 465). Die Antwort war auf Samoa; „Schlaf und Leben dir" (Turner 341) und das Abſchiedswort: „leb wohl" (Erskine 57). Auf Neuſeeland ſagte man „komm oder gehe geſund"; Kommenden auch „bleib hier" (d'Urville a, 2, 556 f.). Bei beſonders feierlichem Empfang hielt man längere Reden voll Complimente und Gebete um Wohlergehen des Andern in Neuſeeland (d'Urville a 2, 556). In Greys Sagen finden ſich Beiſpiele (252 f.). Auch legte man in einem ſolchen Fall friſche Matten auf die Flur des Hauſes. Begrüßten ſich zwei, die ſich lange nicht geſehen hatten, ſo begann raſch nach dem erſten Gruß ein lautes und heftiges Wehklagen, Tangi genannt, worin Brown (28, Neuſeel.) und Freycinet (2, 589, Hawaii) mit Unrecht Freudenthränen ſieht, vielmehr iſt es eine Todtenklage um alle die, welche geſtorben ſind, während ſich jene nicht ſahen. So faßt auch Taylor (10) dieſe Sitte auf, welche in ganz Polyneſien ſehr gewöhnlich iſt und über die ſchon Cook und ſeine Begleiter ſich wunderten.*) Man überließ ſich hierbei oft einer gewaltigen Leidenſchaft. Allein ſo wie die fertig war, fing man auch ſogleich an zu eſſen (Hochſtetter 28),

*) 1. R. 2, 103; 227; ebenſo Turnbull 300; Wilſon 312. Es könnte ſeltſam erſcheinen, daß die tahitiſchen Weiber auch mit Cook dieſes Tangi ausübten. Aber an vielen Orten Polyneſiens hielt man die Europäer für die wiederkehrenden Seelen der Verſtorbenen und ſo mag es auch hier geweſen ſein; dann lag es nahe, beim Wiederſehen nochmals ſeine ganze Trauer um den Abſchied darzuſtellen.

wovon wir ja oben schon ein komisches Beispiel sahen (Seite 111.). Begegnet man einem Fremden, so ist es äußerst unhöflich, nach dem Namen zu fragen, vielmehr sucht man diesen heimlich zu erfahren; denn man muß jeden bedeutenden Mann kennen (Taylor 155). In den Sagen bei Grey (251; 269) gibt man sich daher gegenseitig Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen. In Samoa ging vor jedem vornehmen Häuptling immer ein Diener voraus, der einen grünen Zweig trug und fortwährend den Namen seines Herrn rief (Turner 314). Aehnlich war es in Hawaii (King bei Cook 3. R. 3, 292); allein das geschah nicht, um seinen Namen bekannt zu machen, sondern um Verletzungen des Tabu, mit welchem ein solcher Mann immer umgeben ist, zu verhüten.

Gastgeschenke gab man überall, zum Abschied oder bei der Ankunft, oft sehr kostbare, so daß die Geber sich darüber zu Grunde richteten. In Samoa gibt man sie meist an Höherstehende; auch mag mancher selbstische Gedanke bei dieser Freigebigkeit wirksam gewesen sein (Neuseel. Grey 309; Samoa Turner 329; Tahiti Cook 1. R. 2, 85; Hawaii Cheever 197). Zum Danke legte man in Samoa, Tonga und Niva die Geschenke auf den Kopf (Turner 317; Schouten 45; Forster R. 2, 59; 61 u. s. w.).

Von anderen Höflichkeitsregeln ist nun noch folgendes zu bemerken. Redet man mit einem Höheren, so wäre es äußerst unschicklich, dabei zu stehen; man muß sich vielmehr setzen und sagt dann sitzend, was man zu sagen hat (Tonga Mariner 2, 83; Cook 3. R. 2, 128; Samoa Turner 332; Neuseeland Dieffenbach 2, 109). Man sitzt nie mit ausgestreckten Beinen, was für unanständig gilt (Turner 328), sondern mit untergeschlagenen, die Weiber aber mit seitwärts gelegten Beinen (Cook 3. R. 2, 128; King daselbst in der Note). Ueber die Füße oder Beine eines Häuptlings hin zu schreiten gilt als sehr unpassend (Erskine 49), ja als Tabubruch gegen die geheiligte Person des Fürsten, daher es ungestraft nur die Spaßmacher, die wir oben erwähnten, thun durften, da sie selbst tabu waren; Andere konnten dafür mit dem Tode bestraft werden. In etwas schneiden, was einem Samoaner gehört, ist ärgste Beleidigung (Turner 319); ebenso nehmen es die Neuseeländer und Tahitier im höchsten Grade übel, wenn man ihre Namen einem Thier oder irgend einem Gegenstand beilegen wollte (d'Urville a 2, 562); Pomare wollte

ein Schiff, dem ſein Name zu ſeinem großen Mißfallen beigelegt w
einfach wegnehmen.

Ueber den Namentauſch haben wir ſchon geredet; ebenſo üb
die Höflichkeitsſprache, welche auf vielen Inſeln herrſchte; wir kön
alſo jetzt übergehen zu dem feindlichen Verkehr dieſer Völker unt
einander.

Auch den kriegeriſchen Sinn der Polyneſier haben wir ſchon k
nen gelernt; ſehen wir jetzt, wie ſie ihn bethätigen. — In Tahiti u
auf Hawaii ſind offene Feldſchlachten nicht ſelten (Ellis 1, 28
4, 156; Jarves 59), welche in Neuſeeland zwar auch, aber la
nicht ſo häufig vorkommen. Hier wurde gewöhnlich der Krieg an
ſagt, die Beſchwerde, welche die Kriegsveranlaſſung bildete, ansein
dergeſetzt und Erſatz (utu) von ihm gefordert, wie ſie es auch in P
vatſtreitigkeiten machen (Polack 2, 2 f.; Jameſon 184) und
wenn dies (wie gewöhnlich) nichts half, begann der Kampf ſell
In Tahiti ward der Herold des Königs mit der Fahne des K
nigs im Lande umhergeſchickt, um die waffenfähige Mannſchaft zu
rufen, die dann auf einem beſtimmten Platz zuſammenkam. Ebe
war es in Hawaii, wo man für verſchiedene Arten des Aufgebots v
ſchiedene Herolde hatte. Außer ihren Waffen trugen die Krieger Lichtmä
eine Waſſerkalebaſſe und Lebensmittel (getrocknete Fiſche u. der
bei ſich. Zögerungen wurden hart beſtraft; zu Hauſe blieb Niem
aus Furcht vor dem Schimpfe der Feigheit (Ellis 1, 279; 4, 15
Weiber, Kinder und Greiſe ließ man entweder in den Dörfern, o
brachte ſie auf feſte Plätze in Sicherheit (Ellis 1, 279; 4, 15
In Tahiti traten vor Beginn des Krieges erſt Volksverſammlun
zuſammen, welche über Krieg und Frieden beſchloſſen; auch die Gö
wurden ſtets befragt, allein dieſe ſtimmten faſt immer mit der Ma
rität (Mörenhout 2, 33; Ellis 1, 278). Oft nun wurde
Krieg durch Ueberliſtung geführt, kam es aber zur Feldſchlacht,
führte man vor dieſer in Neuſeeland erſt einen höchſt wilden T
auf, der in den entſetzlichſten Körperverdrehungen und Geſichtsverz
rungen beſtand und dem Feinde Verachtung zu bezeigen und Furcht
zuflößen bezweckte. Hierzu ſang man beſondere Lieder (Dieffe
2, 125 f.) und beides, Lieder und Tanz, lernen die Kinder ſc
in früher Jugend (Cook 3. R. 1, 178). In Tahiti und Ha
nahm man die Götterbilder mit ins Feld und während in Ta

ſchon bei den Vorberathungen des Krieges die Götter eine Menge Opfer, meiſt Menſchenopfer erhielten, und die Prieſter fortwährend ihre eigenen Götter um Hülfe anflehten und die feindlichen Götter baten, zu ihnen überzugehen, wofür ſie bei glücklichem Ausgang reiche Gaben empfingen (Mörenhont 2, 37; Ellis 1, 279), ſo zogen die hawaiiſchen Prieſter, nachdem vor der Schlacht die Wahrſager aus ihren Opfern, dem Ausſehen des Himmels und der Wolken guten Erfolg verkündet hatten (Ellis 4, 157), ſammt ihren Götzen mit ins Feld und indem ſie mit den ſchrecklichſten Geſichtsverzerrungen die Reihen der Kämpfenden durchwandelten, ſuchten ſie den Ihrigen Muth, den Feinden Angſt einzuflößen (Jarves 59). Jeder der mitkämpfenden Fürſten hatte ſeinen Kriegsgott bei ſich in der Schlacht (Ellis 4, 158), Büſten, welche aus Flechtwerk gemacht und mit rothen Federn bedeckt waren, ein verzerrtes Geſicht und ſcheußliches Maul hatten (Ellis 4, 158; Cook 3. R. 3, 305). Ueberhaupt ſtand der Krieg unter beſonderer Aufſicht der Götter. — Die Beſiegten glaubte man, ſeien zur Strafe irgend eines Frevels von den Göttern verlaſſen, der Sieger ein Strafwerkzeug Gottes. Daher hielt man zur Kriegszeit die Culte doppelt ſtreng (Mörenh. 2, 44; 49). In Tahiti hatte man eine wilde und rauhe Kriegsmuſik von Trommeln und Muſcheltrompeten (Ellis 1, 285) und ferner eigene Schlachtredner, Rauti genannt, welche während der Schlacht und vor und nachher, ſo lange der Krieg dauerte, im Heere umhergehen und durch einzelne Ermahnungen oder Erzählungen von der Ahnen Thaten, von der Macht der Götter u. ſ. w. die Krieger anfeuern mußten. „Rollt vorwärts wie die Wogen, — brecht auf ſie ein wie die Brandung des Oceans auf das Riff. Zeigt eure Kraft, eure Wuth, die Wuth des beißenden wilden Hundes — bis ihre Reihe gebrochen iſt und ſie fliehen wie das Meer zur Zeit der Ebbe" — ſo riefen ſie. Es waren meiſt vornehme Männer und tapfere Krieger, die Anſtrengungen ihres Berufs aber oft ſo groß, daß ſie denſelben ſterbend erlagen (Ellis 1, 287 f.) Ihre Reden machten den mächtigſten Eindruck und noch jetzt ſagt man von einem, der dringend und heftig um etwas bittet, er iſt wie ein Rauti (eb. 288). Uebrigens hatte auch der Krieg in Neuſeeland religiöſe Weihe, denn alle Krieger waren tabu (weshalb ſie ſich auch mit Beginn des Kampfes der Weiber enthalten mußten) und blieben es, bis nach Beendigung des Kampfes der Prie-

ſter das Tabu aufhob (Taylor 78 f.). Die Krieger gingen nur daß ſie einen Federſchmuck trugen; durch die Art deſſelben neten ſich die Führer vor den anderen aus (Dieffenb. 2, 12 Auch in Tahiti hatten die verſchiedenen Stände verſchiedene Krie der, die Vornehmen einen beſonderen Federſchmuck des Hauptes ne ner großen ſie kenntlich machenden Blume. Einige trugen eine Art von Flechtwerk, der mit Federn bedeckt bisweilen 2—3′ hoch auf Wer ihn trug, war ſtets das beſondere Ziel der Angreifer (1, 209 f.). Ganz beſonders reiche und geſchmackvolle Helme t die Bewohner der Auſtralinſeln (eb. 208 f.). Auf Tahiti hatte ferner ein Bruſtſchild von Federn und Muſcheln und oft no Tiputa, einen Umwurf um die Schultern. Die gewöhnlichen K hatten oft bis zur Unbehülflichkeit viel Kleider an, um ſich zu ſ auf dem Kopf einen dicken und ſchweren Turban, um den Gürte zum Knie drei bis vier Matten, um die Schultern mehrere Ti Doch gingen ſie oft auch bis auf den Maro nackt, da ſie dan roth und ſchwarz bemalten (Mörenhout 2, 35 f.). Auf H trugen die Krieger meiſt nur den Maro, banden ſich aber bis turbanähnlich Zeug um den Kopf. Die Häuptlinge trugen jen baren Federhelme und Federmäntel, welche ſchon Cook und ſeine gleiter ſo ſehr in Staunen ſetzten (3. R. 2, 400; 3, 305); die H aus Flechtwerk und dicht mit Federn bedeckt, hatten die griechiſcher Helme und wehende Büſche; die Mäntel waren gelb roth und nur der König durfte einen ganz gelben tragen. dienten nicht zum Schutz, ſondern nur zur Auszeichnung der Fü (Ellis 4, 157). Das Heer wurde auf Tahiti in 5 Ordnu getheilt, deren fünfte Weiber, Kinder und Bagage bildeten. hatte verſchiedene Arten zu kämpfen, z. B. ſo, daß zwei Heere M gegen Mann fochten, oder daß eine zweite Linie die ermattete aufnahm und ablöſte, daß eine beſonders tapfere Schaar ſich m ins dichteſte Getümmel ſtürzte; oder man ſtellte das Heer in Phalanx oder ein Quarrée, welches dann die Feinde vereinzelt, Art der Tirailleurs angriffen, eine Aufſtellung, die man „Korallen nannte (Ellis 1, 284). Auf Hawaii hatte man verſchiedene resaufſtellungen und Kampfarten, je nach der Oertlichkeit, wo kämpfte, nach der Stärke des Feindes u. ſ. w., in offenem E meiſt eine halbmondförmige Schlachtreihe mit zurückgenommener M

in beſchränktem Raum eine Anordnung nach einzelnen Colonnen. Der höchſte Häuptling, welcher den Oberbefehl hatte, ſtand immer in der Mitte der Schlachtordnung, jeder einzelne Fürſt bei der Schaar ſeiner Mannen (Ellis 4, 155). Verſchiedene Arten der neuſeeländiſchen Taktik ſowie mancherlei Kriegsliſt führt Shortland (a 232) an. Auch Greys Sagen bieten hierfür mannigfache Beiſpiele. Vor der Schlacht waren Einzelkämpfe gewöhnlich, indem beſonders tapfere Helden vor die Schlachtreihe gingen und die Feinde heraus forderten, was ſtets angenommen wurde (Ellis 4, 159; Tahiti 1, 286; Neuſeeland Dieffenbach 2, 125). Auch Weiber fochten öfters mit (Neuſeel. Nicholas 135, 137; Hawaii Ellis 4, 124) oder ſie reichten den Kämpfenden Lebensmittel zur Stärkung, Waffen u. ſ. w. (Jarves 58; Turnbull 243). Die Schlacht löſte ſich meiſt in einzelne Scharmützel auf und wurde mit großem Lärmen und Geſchrei geführt; namentlich aber erhob ſich zum ärgſten Schrecken der Feinde ein Triumphgeſchrei über den erſten gefallenen Feind. Gelang es, ſich ſeiner nach heftigem Kampf zu bemächtigen, ſo wurde er, nachdem man ihn des Schmuckes beraubt, den Göttern geweiht (ebenſo zu Neuſeeland Thomſon 1, 129) und zum Tempel geſchleppt; lebte er noch, ſo trug man ihn auf den Speerſpitzen dahin und der nebenhergehende Prieſter des Oro weiſſagte aus den Zuckungen des Sterbenden: ballte er die Fauſt, ſo war der Erfolg ungewiß, während gute Zeichen das ſiegreiche Heer mit der feſteſten Zuverſicht erfüllte (Ellis 1, 289; du Petit-Thouars 3, 127). Uebrigens kam dieſe letzte Grauſamkeit nur in Tahiti vor; in Hawaii opferte man die ſo Gefangenen ohne weiteres (Ellis 4, 159). Andere, die man im ſpäteren Verlauf des Kampfes fing, brachte man entweder gleich um, oder machte ſie zu Sclaven, oder hob ſie zu Opfern auf (Ellis 1, 317; 4, 160). In Neuſeeland ſchnitt man (und ebenſo zu Hawaii Ellis 4, 159) dem gefallenen oder gefangenen Feind eine Locke ab, davon ein Theil dem Kriegsgott geopfert, der andere als Trophäe aufgehoben wurde. Die gefallenen Krieger des eigenen Heeres wurden mit klagendem Geſchrei betrauert, an den gefangenen Feinden von den Weibern beliebige grauſame Rache geübt (Taylor 80). In Neuſeeland waren Belagerungen der auf Bergen gelegenen Pas gar nicht ſelten; man ſchloß den Pa ein, zog Gräben, thürmte Holz aufeinander, um von dort aus in den Pa zu ſchießen; bei der Eroberung wurden alle Män-

ner getödtet, die Weiber und Kinder in die Sclaverei geschleppt. S
kam es auch vor, daß die Belagerung und überhaupt der Krieg
einen Vertrag geschlossen wurde, den man dann durch große Fes
keiten feierte (Dieffenbach 2, 125—7; vergl. Ellis 1, 31
von Tahiti). Auch die Sandwichinsulaner wie die Tahitier h
solche Pas, Orte, meist durch die Natur befestigt und dann
Kunst noch mehr gesichert; namentlich den Zugang deckte man
eine Art Schanze, von wo aus man Felsstücke und dergl. au
Feinde schleuderte (Ellis 4, 159; 1, 313). Das Lager war
ungeschützt; nur auf der Hervey-gruppe suchte man auch dies zu b
(Ellis 1, 313 f.). Im Lager hatten dann die Kriegsredner
Mörenhouts Darstellung (1, 40) die Pflicht, fortwährend zu w
und zum Zeichen ihrer Wachsamkeit fortwährend zu reden, von
Schlechtigkeit der Feinde u. s. w., wie man ähnlich in Neuseeland
oft 12' langes Stück Holz in den Pas hatte, welches in Sti
hing und geschlagen dumpf tönte; man schlug es fortwährend
Zeichen daß man wache und führte es auch bei sich, wenn das
auf dem Marsche war, um es auf den Lagerplätzen zu ben
(Dieffenbach 2, 133).

Seeschlachten waren in Hawaii nicht selten, in Tahiti seh
wöhnlich, ja in früheren Zeiten wurden hier fast alle Schlachten
See ausgefochten. Man stellte die Schiffe in drei Reihen auf,
letzte die Reserve bildete. Sehr häufig wurden sie, damit die
nicht durchbrochen werden könnte, alle in eine lange Kette aneina
gebunden (Mörenhout 2, 41 f.; Ellis 1, 312) und nun ers
die Schlacht, welche meist sehr blutig war, denn die Besiegten mu
um zu fliehen, wegschwimmen, konnten also sehr leicht eingeholt
den (Mörenhout eb).

Die Sieger hausten schrecklich, am ärgsten auf Tahiti, den
Hawaii gab es bestimmte Asyle für die Flüchtigen, welche man s
respectirte (Mörenhout 2, 39; Ellis 4, 167). Die Leichen
in der Schlacht gefallenen Krieger wurden auf das scheußlichste
stümmelt und mißhandelt — um nur eines, freilich aber auch
grauenvollste anzuführen, man schlug die Leiche platt, bohrte dann
Loch in dieselbe und steckte hierdurch den eigenen Kopf, so daß
den todten Feind wie eine Tiputa trug und so kehrte man zur Sc
zurück. Man nannte dies Verfahren Menschentiputa (Ellis 1, 3

Häufig weihte man die todten Männer dem Oro, die Weiber dem Tangaroa (eb. 308 f.). Wer ihnen lebend in der Schlacht oder bei der Verfolgung in die Hände fiel, Mann, Weib oder Kind, Kranke oder sonst Hülflose wurde mitleidslos niedergemacht. Man stieß ihnen oft den Speer von einem Ohr zum andern durch den Kopf, zog dann einen Strick durch die Oeffnung und schleppte so ganze Reihen von Leichen mit sich (Ellis 1, 304 f.; Hawaii 4, 161). Auf Neuseeland wurden gefangene Häuptlinge, ehe man sie umbrachte, erst gemartert (Thomson 1, 129). Das Land wurde aufs schrecklichste verwüstet, die Bäume gefällt, die Häuser verbrannt, der liegende Grund und Boden an die Sieger vertheilt; welches letztere auch bei friedlicher Unterwerfung eines Stammes unter den anderen geschah (Turnbull 245). Diese furchtbar blutigen Kriege waren nun überaus häufig, denn ihr Anlaß war oft ein ganz unbedeutender; in Neuseeland hatte ein Häuptling ein Faß Pulver, welches verderben wollte; da fing er einen Krieg an, um das Pulver nicht ungebraucht umkommen zu lassen (Darwin 2, 193). Auch wenn Menschen, welche von dem Kriegsgott begeistert waren (sie genossen auch sonst abgöttische Verehrung), in ihrer Begeisterung Krieg verlangten, so begann man Krieg (Mörenh. 2, 48 f.). Nichtachtung gegen Vornehme, auch wenn es noch Kinder sind (Wilson 441) ist ferner eine gewöhnliche Veranlassung dazu, oft schon nur ein feindseliges Wort und man wird sich nicht wundern, wenn diese furchtbaren Kriege von den schrecklichsten Folgen waren. In Neuseeland haben sie das Land verödet, viele Stämme ganz vernichtet und das ganze Volk roh und ängstlich gemacht (Dieffenbach 2, 130 f.).

Die Knochen der erschlagenen Feinde nahm man als Trophäe mit, in Tahiti namentlich die Unterkinnlade oder die Kinnhaut, womöglich mit einem Theil des Bartes (Bougainville 181), welche man in den Häusern an Cokosschnüren aufhing (Cook 1. R. 2, 159). Aus den Knochen machte man Geräthschaften, namentlich Fischhaken und es galt dies als eine besondere feindselige Handlung (Neuseeland Dieffenbach 2, 44; Tahiti Ellis 1, 309; Hawaii King bei Cook 3. R. 3, 429). Während man die Leichen der Feinde den Krabben und Hunden, der Verwesung auf freiem Felde überließ (Ellis 1, 308; 4, 160), oder sie gebrauchte, um Kähne über sie in See zu lassen (eb. 1, 309), so sammelte man die Schädel sorgfältig.

trocknete ſie (in Neuſeeland aß man das Hirn) und bewahrte weder im Marae (Tahiti Ellis 1, 309; 2, 315; Markeſas ville 2, 129; Rarotonga Ellis 1, 359; Hawaii King bei 3. R. 3, 359; 371) oder in den eigenen Häuſern auf, wie i ſeeland gewöhnlich, aber auch auf Nukuhiva (Melville 2, 1 Tahiti und ſonſt nicht ſelten war. Doch hob man ebenſo a Köpfe der eigenen Verwandten auf (Lesson Complément zu 2, 322; Polack 2, 39; Dieffenb. 1, 364). Nach Yate Miſſ. Mag. 1836, 630) ſollen die Neuſeeländer nur dieſe l Schädel bei ſich aufbewahrt haben; doch waren die Schädel, d den Europäern vielfach zum Verkauf anbot (Parkinſon 115) Feindesſchädel. Wie hoch man die Tödtung eines Feindes geht aus der gewiß uralten neuſeeländiſchen Sitte hervor, da aus dem Kampfe zurückkehrte, nachdem er zum erſten Male einen getödtet hatte längere Zeit tabu blieb; ſeine Waffen wurden chen (Taylor, 77). Mitten im Kampf diente die Darbietu zubereiteten Feindesköpfe zum Zeichen, daß man den Frieden w was dann ſofort entweder angenommen oder verweigert wird ville a 2, 550); wie denn überhaupt Austauſch der Schädel Friedensbedingung in Neuſeeland war (Cruiſe 51). Man ſie als Trophäe ringsher um das Dorf auf die Pfähle des (Dieffenbach 2, 128 f.). Indeß wie man gewöhnlich die Gefallenen begrub (Ellis 4, 160), ſo begruben in einem Kr Ngati-awa und Ngati-raukaua die ſiegreichen erſteren alle todten nebſt ihren Flinten und Pulver in ein großes Grab, das ſie ten (Dieffenb. 1, 105) und auch auf Hawaii war man oft lich: ein nicht unmittelbar in der Schlacht gefangener Fürſt meiſt ungekränkt freigelaſſen, ebenſo der ſich in die Nähe des Köni eines beſonders vornehmen Häuptlings geflüchtet hatte (Ellis 4, 1 Die Tahitier ſind die grauſamſten, wie ſie die wollüſtigſten Po ſind — Eigenſchaften, welche man ſo oft mit einander vereinigt

Als Parlamentärflagge diente ein grüner Zweig vom T (Dracaena) oder ein Bananenſchaft (Hawaii Jarves 61; Cook 1. R. 2, 80; 93; Hervey Cook 3. R. 1, 205; M hout 2, 50; Neuſeel. Cook 1. R. 2, 296). Doch hatte m Tahiti auch Fahnen von einheimiſchem Zeug oder rothe Fede an Stäben mit derſelben Geltung. Zu Tahiti brachte dieſe

bisweilen ein Weib (Ellis 1, 317 f.; 2, 59). Der Frieden kam nach längerem Reden und merkwürdigen Ceremonien zu Stande; beide Theile gaben einander einen jungen Hund und einen schmalen weiß und rothen Streifen Tapa, welche letzteren dann zusammengenäht und unter mancherlei Gebeten als Band des Friedens auf den Altar der Götter gelegt wurden. Dann folgten große Festlichkeiten und Tänze, bei deren einem eine Schaar Männer dem von seinen Wachen umgebenen König die Hand, eine Schaar Weiber das Antlitz zu küssen suchten; gelang es, so war der Tanz zu Ende (Ellis 1, 318 f.). In Hawaii war es ebenso; nur wand man als Symbol des Friedens hier gemeinschaftlich einen Kranz, der auch den Göttern geweiht wurde (Jarves 61). Auch Waffenstillstand wurde respectirt, während dessen in Neuseeland nicht bloß gegenseitiges Besuchen, sondern auch Handel, selbst mit Kriegsmaterial stattfindet (Polack 2, 12 f.; narr. 2, 310). Auf den Markesas hatten einzelne Personen vom feindlichen Stamm auch während des Kriegs freien Durchzug, z. B. solche, welche in den anderen Stamm hineingeheirathet hatten (Vinc. Dum. 258; Porter 2, 19; Melville 2, 20). Zwei Stämme, welche dort im Krieg waren, durften sich nur zu Lande bekriegen, weil die Gemahlin des Häuptlings des einen Stammes, eine Fürstentochter des feindlichen Stammes, zur See in ihre neue Heimath gekommen war. Würde sie in derselben sterben, so müßte ewiger Friede zwischen beiden Stämmen sein, um ihren Geist nicht zu erzürnen (Krusenstern 1, 188). Offene Schlachten sind auch hier selten (Mathias G*** 84); sonst wird der Krieg, welchen Herolde ansagen und der oft nur angefangen wird, um Gefangene zu Menschenopfern zu bekommen (eb. 90), gerade so wie zu Tahiti und Hawaii geführt (Porter 2, 38; Krusenst. 1, 187). Weißes Zeug galt als Parlamentärflagge (Marchand 1, 40).

Ebenso war's zu Paumotu, nur daß die Einwohner dieser Gruppe gefährlichere Krieger waren. Sie waren sehr wild und gefürchtet, daher man sie öfters nach Tahiti rief, wo sie als Hülfstruppen dienten, namentlich auf der kleineren Halbinsel Teiarabu (Mörenh. 1, 159; 1, 164, 299). Von den Societätsinseln galt Bolabola für die tapferste und kriegerischste (Cook 1. R. 2, 252; 256; Turnbull 158 u. oft).

Auch auf Tonga und Samoa war der Krieg ganz ähnlich. Verwünschungen der Feinde durch die Priester waren in der letzteren

Gruppe ganz gewöhnlich (Turner 318); und während des Krieges wurden von den Prieſtern Feſte angeordnet, an denen nur die, welche ſelbſt am Kriege Antheil hatten (alſo nie Weiber und Kinder) ſich betheiligen durften. Wer von den Feſtſpeiſen aß, ohne mit in die Schlacht zu ziehen, mußte ſterben, daher man alle Reſte ſorgfältig vertilgte (Turner 242). Er beſtand auch hier meiſt aus gegenſeitigen Ueberfällen und einzelnen Scharmützeln, wobei es an Heldenthaten nicht fehlte; doch auch offene Feldſchlachten kamen vor, in denen die Krieger mit einem raſchen Anprall vor und dann wieder zurückliefen (Mariner 1, 189—220; 171). Vor der Schlacht hielt der Führer eine begeiſterte Rede, nach welcher die einzelnen Krieger meiſt aufſprangen und die Feinde nannten, die ſie tödten wollten (eb. 1, 171; 159). Dann ſchloß man noch einen kürzeren Waffenſtillſtand, damit die Verwandten, welche ſich feindlich gegenüber ſtehen mußten, Abſchied von einander nehmen konnten (eb. 1, 188). Sollte Friede geſchloſſen werden, ſo beſuchte die eine Partei feſtlich bekleidet, aber bewaffnet, die andere, bei der ſie die Waffen niederlegt und Kawa trinkt; den andern Tag beſucht auf dieſelbe Weiſe die zweite die erſte (eb. 1, 236—8). Feſtungen hatte man hier auch, mit Mauern von Rohrgeflecht, auf Samoa mit grobem Palliſadenzaun (Turner 300; Mar. 1, 100) und Gräben, deren Eingang durch runde Baſtionen mit Schießſcharten — die Samoaner hatten das von Tonga gelernt — vertheidigt war (Erskine 75).

Gegen die Gefallenen ſowie die Beſiegten verfuhr man hier minder unmenſchlich (Mar. 1, 195; 204); doch war die ſamoaniſche Sitte grauſamer als die tonganiſche (eb. 1, 163). Die Weiber folgten auf Samoa mit in den Krieg, um als Boten zu dienen (Turner 334), um die Krieger zu pflegen und ihnen in der Schlacht Waffen zu reichen. Jeder waffenfähige Mann mußte bei Strafe der Verbannung mit ausziehen. Wer die Waffen im Kriege wegwarf, wurde öffentlich beſchimpft und wurde früher mit dem Tode beſtraft (Turner 316). Einzelne Dörfer hatten in jedem Diſtrict das Recht der Führung und des Vorkampfes, worauf ſie ſehr ſtolz waren; auch im Frieden wurden ſie höher geehrt. Jedes Heer hatte für die Seinigen beſtimmte Abzeichen, die Tag für Tag wechſelten; heute färbte man ſich die Wangen ſchwarz, morgen trug man 2 Striche auf der Bruſt u. ſ. w. Die gefangenen Männer tödtete man meiſt, denn der höchſte

Ehrgeiz eines jeden Mannes war es, das Haupt eines Feindes zu erbeuten, welches man feierlich zu Füßen des Häuptlings niederlegte. Nachdem sie später alle in den Marae gebracht waren, wurden sie alle begraben oder den Verwandten zurückgegeben. Auch die Körper begrub man wenn man sie kannte; sonst blieben sie unbeerdigt liegen. Die besiegte Gegend wurde verwüstet, namentlich der Bäume beraubt, (Turner 331); Weiber und Kinder aber tödtete man nicht (304). Auch Seeschlachten hatte man hier (Turner 299—304) und in Tonga (Erskine 62—3).

Es versteht sich, daß die einheimische Art der Kriegführung durch den Einfluß der Europäer sehr verändert ist, schon durch die Feuerwaffen. Gefährlicher sind sie dadurch nicht geworden; vielmehr thun, da man schlecht oder gar nicht zielt, die Flinten weniger Schaden als die früheren Waffen (Nukuh. Mathias G*** 87; Tahiti Ellis 1, 302; Samoa d'Ewes 167). Finau I. nahm zwar von den Engländern das Marschieren in geschlossenen Gliedern an (Mariner 1, 93; 171), aber Kanonen wollte er in seinen Kriegen nicht anwenden da sie, sagte er, eine Waffe für Götter, nicht für Menschen seien (eb. 1, 193). Durch die Art und Weise ferner, mit welcher die Engländer den Maoris gegenüber traten, sind diese unter sich zu einer festeren Einheit gebracht und die Kriege unter ihnen seltener geworden. Auch auf Hawaii und Tahiti kommen Nationalkriege durch den Einfluß der Europäer nicht mehr vor und wenn und wo sie vorkommen, da haben doch die Missionäre auf die Kriegsführung so eingewirkt, daß sie jetzt frei von solchen Unmenschlichkeiten sein würde, wie wir sie schildern mußten. Von all diesen Einflüssen der Europäer ist dieser letzte, weil er der einzige ist, der auf sittlichen Grundlagen beruht, der einzige, der wirklich segensreich für die Polynesier ist.

Die einheimischen Waffen der Polynesier bestanden hauptsächlich in größeren oder kleineren Keulen, welche meist von Eichenholz, in Neuseeland aber von Stein und zwar wenn sie besonders kostbar sein sollten, von Grünstein waren. In manchen Gegenden, so in Neuseeland, den Australinseln, auf Nukuhiva, Tonga, aber nicht oder nur selten auf Tahiti schnitzte man künstliche Figuren auf diese Waffe. Neuseeland Hale 42; Polack 2, 28; Hochstetter 224; Cook 1. R. 2, 283; Warekauri Travers bei Peterm. 1866, 63; Samoa Turner 300; Tonga Cook 3. R. 2, 114; Uwea Wallis

271; Nive Turner 470; Nukuh. Kruſenſt. 1, 181; Marchan
1, 137 f.; Tahiti Wallis 210 f.; Mörenh. 2, 35; Ellis
296; Hawaii Cook 3. R. 3, 447). Eine beſondere Abart
Keule gebrauchte man zu Tahiti; ſie war auf der einen Seite fl
und mit Haizähnen beſetzt, ſo daß ſie, wo ſie hintraf, alles aufr
Ein ähnliches Mordwerkzeug fanden wir ſchon in Mikroneſien u
hierher gehört es wohl auch, wenn die Männer von Bairatea (Os
brück) in Paumotu, welche im Kampf Kleider von Fiſchhaut trug
Armſchienen mit Haifiſchzähnen beſetzt hatten (Cook 3. R. 2, 367).
zweite Hauptwaffe war der Speer, 12—18' lang, die kleineren z
Werfen, die größeren zum Stoßen gebraucht (Hale 42), auf
Markeſas nach Vincendon Dumoulin 283 bisweilen vergiftet,
Nive auch zweizinkig und mit Federn geſchmückt, an welchen m
den Eigenthümer erkennen konnte (Erskine 27), auf Neuſeeland
30' lang (Cook 3. R. 1, 177), doch ſo ungleich in der Arbeit,
man nicht zwei vollkommen gleiche fand (Nicholas 90). Oft hat
ſie oben Widerhaken und auch nach unten waren ſie zugeſpitzt (N
ſeeland Cook 1. R. 2, 314; 343; Hawaii 3. R. 3, 447). Wu
hölzer zu dieſen Speeren finden ſich nirgends (Hale 42). Auch e
fache Stäbe und Stöcke gebrauchte man als Waffe, z. B. auf M
gareva (Mörenh. 1, 111), wo man keine Speere hatte (Beech
137; 143). Auch ſchwertförmige Waffen waren nicht ſelten, in N
ſeeland von Knochen oder Grünſtein, an beiden Seiten ſchneid
(Cook 1. R. 2, 294; 314), auf Nive und Nukuhiva von H
ſonſt ebenſo (Erskine 27; Marchand 1, 137 f.); auf Tahiti
Hawaii an den Schneiden mit Haizähnen beſetzt und dadurch von gr
envoller Wirkung (Ellis 1, 297; Cook 3. R. 2, 451). Auch hatte m
auf Tahiti (Ellis 1, 297) und Hawaii einen hölzernen Dolch den m
in Hawaii mit einer Schnur um die Hand befeſtigte (Cook e
Schleudern, welche nach Polack 2, 28 den Maoris früher unbeka
waren, gebrauchte man überall, die Steine waren meiſt von der Gr
eines Hühnereies, doch auch wie eine Kanonenkugel groß (Turn
467 f.), meiſt waren ſie rund, doch auch rauh und eckig (Ellis
290—1; Porter 2, 32 und die oben angeführten Stellen). S
zerne Aexte hatte man zu Neuſeeland, ſteinerne zu Nukuhiva, die m
jetzt mit ſchlechten eiſernen vertauſcht hat (Cook 1. R. 2, 34
Mathias G*** 121). Schilde hatte man nirgends (Neuſ. Pol

2, 28; Hawaii Ellis 4, 156; 1, 296 f.; Tahiti Mörenh. 2, 35 f.); wohl aber trug man zu Tahiti und auf den Auſtralinſeln bisweilen eine Art Panzer von Flechtwerk oder auch von Holzplatten (Ellis 1, 300), in Hawaii gürtete man zum Schutz mehrere Matten um (Cook 3. R. 3, 430). — Bogen und Pfeile wurden auf Mangareva gebraucht (Beechey 137; 143), ſowie ferner auf Tonga, Samoa, Neuſeeland — hier aber iſt dieſe Waffe weder urſprünglich noch verbreitet (Polack 2, 28) — auf Hawaii und Tahiti, doch brauchte man ſie an beiden letzteren Orten nur zum Spiel (Chamiſſo 151; Cook 1. R. 2, 146; Ellis 1, 220). Auch in Tonga hatte man Pfeile zum Vergnügen, welche in eine Kugel endigten (Jacquinot bei d'Urville b, Zool. 268) und 6′ (wie auch der zu ihnen gehörige Bogen) lang waren (Mariner 1, 283). Die Kriegspfeile waren nur 3′ lang, bei einem Bogen von 4½′ Länge; ſie hatten entweder Widerhaken oder waren mit einem Rochenſtachel zugeſpitzt (Mariner 2, 287). Auch auf Samoa dienten ſie als Waffe (Wilkes 2, 151). Dann benutzte man im Kriege auf Tonga noch verdeckte Gräben, in deren Boden ſpitze Pfähle ſteckten und die eigentlich zum Schweinfang dienten (Mariner 1, 113), eine Einrichtung, welche an manches ähnliche in Mikroneſien und Malaiſien erinnert.

Durch ganz Polyneſien herrſcht der Kannibalismus in ſehr ausgedehnter Weiſe. Er wurde ohne Scham als allgemeine Sitte eingeſtanden auf Neuſeeland, den Hervehinſeln, Mangareva und Paumotu (Hale 37; Ellis 1, 309; 358; Beechey 171; 176). Auch auf den Markeſas war er ſehr verbreitet, obwohl Porter (2, 45) keine Spur davon fand. Man verbarg ihn vor den Europäern, läugnete ihn mit den Zeichen des Abſcheu's und ſchob ihn auf die Feinde (Melville 1, 47; 200; 2, 198 f.); allein wenn man Feinde erſchlagen und ihre Leichen erbeutet hatte, ſo wurde ein großes Feſt angeſtellt und die letzteren gefreſſen (Melville 2, 207 f.). Auch bei den Feſtlichkeiten welche Menſchenopfer erheiſchten, verzehrte man dieſe Opfer ſchließlich und zwar bisweilen ſogar roh! Vom eigenen Stamme fraß man Niemanden; brauchte man ſolche Opfer, ſo machte man eine Streiferei in das Gebiet eines feindlichen Stammes (Mathias G*** 65; Roquefeuil 1, 320; Liſianſky 81). Namentlich Kruſenſtern ſchildert den Kannibalismus hier entſetzlich; man ſtürze ſich wüthend auf das Opfer, reiße ihm gleich den Kopf ab und ſauſe das

noch warme Blut; Menſchenfleiſch ſei ihnen ein Leckerbiſſen und i
Hungersnoth tödteten öfters die Männer ihre Weiber, die Kinder ih
altersſchwachen Eltern und an Europäern vergriffe man ſich nur a
Furcht nicht (1, 200—2; 187). So arg ſchildern freilich die and
ren Quellen die Zuſtände auf Nukuhiva nicht und einen Punkt h
Kruſenſtern ohne Zweifel zu viel behauptet. Er ſagt nämlich (20
auch die Weiber betheiligten ſich an dieſen furchtbaren Mahlen; all
Liſianſky (81) ſowohl wie Langsdorff (1, 115), Roquefeu
(1, 320); Radiguet (Rev. des deux mondes 1859, 2, 611) u
Vincendon Dumoulin (255) verſichern einſtimmig, daß Weiber
gar nicht betheiligen dürfen, eben ſo wenig wie Kinder, ja daß
(Radiguet a. a. O.) einen tiefen Widerwillen gegen dieſe Mahlzei
haben. Allgemein ausgeübt werden ſie nach Radiguet nur im Krie
wo man namentlich Augen und Herz, letzteres roh, verſchlingt: v
den Menſchenopfern dürfen außer den Prieſtern (Ellis 3, 313) n
die Häuptlinge und Greiſe eſſen. Auch auf Neuſeeland begnügten
die Häuptlinge oft damit, das linke Auge des Feindes hinabzuſchl
gen. Die Leiche war tabu, bis der Prieſter einen Theil derſell
als Opfer an einen Baum gehenkt hatte, doch trank man nach El
1, 310 in der Schlacht bisweilen das Blut des ſterbenden Feind
dieſem zum Hohn. Weiber, welche gerade mit Kumarapflanzen beſch
tigt oder ſchwanger waren, durften ſich an dem Mahle nicht bethe
gen, auch Kinder bis zu einem beſtimmten Alter nicht, in welchem
durch unverſtändliche, alſo ſehr alte Lieder eingeweiht wurden. Flei
der Europäer ißt man hier ſo wenig als ſonſt irgend wo (Die
fenb. 2, 128—30; Taylor 79). Der erſte erſchlagene Feind w
auch hier den Göttern heilig; man nahm ſein Herz heraus und ſte
es, um es allerwärts zu zeigen, auf eine Stange; ſpäter verzehrte
unter beſtimmten Ceremonien der Häuptling (Shortland a. 2
Thomſon 1, 129). Auch auf Hawaii beſtand die Menſchenfreſſ
(Cook 3. R. 2, 407 f.; Jarves 81), doch ſchämte man ſich d
ſelben und ſie war zu Cooks Zeiten ſchon im Abnehmen oder ſo
erloſchen. Ganz erloſchen war der Kannibalismus ſchon in S
hiti, wo ihn nur einzelne, um zu prahlen, ausübten, aber auch d
nur zwei, drei Mundvoll aßen und zwar meiſt vom Rippenfett (Be
Cook 3. R. 2. 361; Ellis 1, 310); allein früher war er ge
allgemeiner (Mörenh. 2, 188), wie ſich aus einem Märchen

Cook 3. R. 2, 360 ſchließen läßt: in den Bergen von Tahiti lebten einſt zwei Menſchenfreſſer unbekannter Herkunft und thaten großen Schaden auf der Inſel. Zwei Brüder beſchloſſen ſie zu tödten; ſie luden deshalb die beiden ein und ſetzten ihnen glühende Steine vor, die aber in Brodfruchtteig eingetaucht waren und alſo ungefährlich ausſahen. Der erſte ſtarb daran; der andere aber, von dem Ziſchen was die Speiſe in ſeines Gefährten Hals verurſacht hatte, gewarnt, wollte nicht eſſen. Da überredeten ihn die Brüder, und ſagten die Speiſe ſei gut und heilſam und die erſte ſeltſame Wirkung ginge raſch vorüber. So aß er und ſtarb gleichfalls; die Tahitier zerſchnitten beide Leichname und begruben ſie. Das Weib einer der Menſchenfreſſer, das zwar zwei ungeheuer große Zähne hatte, aber kein Menſchenfleiſch aß, wurde nach ſeinem Tode unter die Götter verſetzt. Aehnliche Märchen und Sagen gab es in Hawaii (Jarves 82). Auch erzählten ſie ſelbſt, daß ihre Vorfahren Menſchenfreſſer geweſen ſeien (Forſter Bem. 290); worauf auch die merkwürdige Sitte hindeutet, daß bei manchen Feſtlichkeiten, namentlich bei ſeiner eigenen Einweihung, dem König das linke Auge eines geopferten Menſchenopfers dargeboten wurde; er öffnete dann den Mund, als ob er es verſchlänge (Turnbull 305; Cook 3. R. 2, 361 und oft) und hat es früher ebenſo gut verſchlungen, als es die Maoris und Markeſaner noch ſpäter thaten. Man glaubte, er bekomme durch dieſe Ceremonie Stärke und Geiſt, was ſich daraus erklärt, daß man das linke Auge als den Sitz der Seele anſah. Auch in Samoa war dieſe Sitte nicht mehr im Schwange und auf ihr früheres Beſtehen deuten nur einzelne Gebräuche hin. So gilt „ich werde dich braten“ für das höchſte Schimpfwort, das man einem ſagen kann, über welches es ſogar zum Kriege kommt; ſo hält der, welcher ſich dem Sieger unterwirft, indem er ſich niederbeugt, zum Zeichen der Unterwerfung Holz und Bananenlaub in die Höhe — Holz, um Feuer anzumachen, Laub, um die Speiſe hineinzuwickeln. Ja, und in einzelnen Fällen, bei beſonders heftigem Haß, kommt Kannibalismus auch jetzt noch vor; doch ißt man auch hier noch ein Stück Fleiſch des todten Feindes (Turner 194; Erskine 102). Auch ſollen 1845 noch Leute zu Samoa gelebt haben, welche früher noch oft Menſchenfleiſch gegeſſen haben (nach Hunkin im Samoan reporter Erskine 39). Auch auf Fakaafo, wo kein Kannibalismus zur Zeit der Entdeckung herrſchte, ſcheint er früher geübt

zu ſein, denn wie man den Schweinen einen Theil des Ohres ſ
ſchnitt, ſo machte man es auch mit den Kriegsgefangenen, ſie wurd
das Schwein, die Speiſe ihres Beſiegers (Turner 324).

Auch auf Tonga war der Kannibalismus ſo gut wie erloſch
und kam nur noch in Hungersnoth, wo auch Weiber ſich betheiligt
(Mariner 1, 118) und als Zeichen des ärgſten Haſſes vor. E
war ein Mann von einem andern aufs ſchnödeſte beleidigt; er erſchl
ihn, ſchnitt ihm die Leber (den Sitz der Leidenſchaften, an der ſ
auch Frevel gegen die Götter büßt) heraus, tauchte ſie ſo oft er tr
ken wollte, zuvor ein und drückte den Saft aus ihr in ſein Geträ
zum allgemeinen Entſetzen der übrigen Tonganer. Mariner (1, 32
ſah den Mann noch ſelber. „Koch deinen Großvater," oder „gr
deinen Vater bei Mondlicht aus und friß ihn," und derartiges ſi
daſelbſt die ärgſten und beleidigendſten Flüche (Mar. 1, 227). D
haben zu Mariners Zeiten Krieger, welche auf den Fidſchiinſeln
weſen waren und dieſe Inſeln nachahmen, ſowie ſich recht fürchterl
machen wollten, wieder angefangen, Gefallene zu verzehren, was
übrigen indeß und namentlich die Weiber nur mit grauſendem Abſch
ſahen (Mariner 1, 115 f.). Weiße zu eſſen hielten ſie für ſchi
lich; ſie fürchteten die Macht des Gottes der Weißen, weil einige To
ganer, welche drei Weiße gefreſſen hatten, ſehr krank geworden u
zum Theil geſtorben waren (Mariner 1, 330—1).

Da wo der Kannibalismus ſo recht in Blüthe war, wie in Ne
ſeeland, auf Paumotu, aß man Menſchenfleiſch aus wirklicher Liebh
berei und gleichgültig, wie jede andere gute Speiſe auch (Thomſ
1, 147). So zeigt ſich auch jene viehiſche Rohheit, welche Ellis
358 vom weſtlichſten Paumotu erzählt, in etwas milderem Lich
dort warfen einem gefangenen Kinde, das in Hungersqualen u
um einen Biſſen Speiſe flehte, die Sieger ein Stück Fleiſch ſein
eigenen Vaters zu. Auch in Neuſeeland kam es wohl vor, daß m
durch Verwechſelung der Leichen einen Verwandten auffraß (Pol
narr. 2, 48); doch hatte man davor großen Abſcheu (eb. 29
Allein auch hier gewöhnen ſich die Kinder ſchon früh an jene Schen
lichkeit, indem ſie mit den Reſten der Erſchlagenen und Gekochten ſp
len (Polack 2, 3) und bei allen Mahlzeiten der Art zugegen ſi
Uebrigens iſt gar nicht zu verkennen, worauf wir auch anderswo hin
wieſen haben (Ausſterben der Naturvölker 73), daß der Kannibalism

ng Polyneſien zur Zeit der Entdeckung ſchon im Abſterben war. Tahiti, Samoa, Tonga war er ſchon erloſchen; auf Hawaii, den ſas ſchämte man ſich ſeiner und ſelbſt die Maoris erzählten, ſchändliche Gebrauch ſei keineswegs bei ihnen angeſtammte ſonſt in ſpäter Zeit eingeführte Sitte (Thomſon 1, 142) — ſenbare Erfindung, weil auch ſie des Kannibalismus ſich ſchämDaß natürlich die Miſſionäre ihn wo ſie konnten ausrotteten, ſich und ſo iſt er jetzt ſo gut wie überall erloſchen, mit Ausetwa mancher Paumotu-Inſeln. In Neuſeeland zog er ſich on 55) erſt ins Innere des Landes zurück, dann erloſch er 1843 kam daſelbſt das letzte Beiſpiel vor (Thomſon 1, 148). Die aber, ſo müſſen wir jetzt fragen, konnte eine ſo unnatürliche iberhaupt aufkommen? Man hat gemeint, durch Mangel an ngsmitteln ſei ſie veranlaßt, oder doch wenigſtens gefördert worawkesworth bei Forſter Bemerk. 288; Quarterly review 1859, eine Anſicht, welche ſchon der ältere Forſter (Bem. 288 f.) widerlegt hat. Meinicke meint (44), auch dieſe Unthat ſei nglich, wie der Kindermord, von den Vornehmen ausgegangen, den Leib verzehrt hätten, wie der Gott die Seelen, denn allerſt es vielfach Glaube der Polyneſier, daß die Götter die Seeh dem Tode fräßen (Polack 1, 17). Allein wenn dieſer auch nicht erſt durch die Menſchenfreſſerei der Polyneſier aufgeiſt, ſo fragt es ſich doch ſehr, wie er zu deuten, wie er entſtanden d auf keinen Fall kann er der einzige Grund des Kannibalismus eil ja an demſelben ſich auch Leute aus dem Volke, bisweilen auch betheiligen dürfen, was, wenn er nur eine Eigenſchaft der Götter shalb ein Vorrecht ihrer Stellvertreter auf Erden, des Adels nmöglich geſtattet ſein würde. Wir ſahen nun oben ſchon vielß auch in Ländern, wo er nicht mehr herrſcht, beſonders glüHaß oder Rachedurſt zum Kannibalismus führte; und dieſer dieſer Rachedurſt, iſt eines der wichtigſten Motive jener Unſitte d nicht nur bei „Wilden“ wirkſam. Die morning post vom ov. 1839 erzählt, daß General Roſas in Montevideo Cullens nd General Aſtrudos Eingeweide bei einem Gaſtmahl ſervieren Daß auch ſonſt Weiße ſich an dieſem ſcheußlichen Gebrauch thätheiligt haben, erwähnt d'Ewes (150) von Europäern auf Tonga, ganz neuer Zeit. Wie es nun in Neuſeeland als beſonders ſchimpf-

lich galt im Kriege durch Sclavenhand zu fallen (A. Earle 212 so glaubten die Maoris, wer nun gar von den Feinden gefressen werd der komme in ein ewiges Feuer, die anderen aber (und namentli wer selbst viel Feinde gefressen habe), kämen in den Himmel (Coo 3. R. 1, 148); oder, daß sie durch Auffressen ihren Feinden da Leben nach dem Tode ganz rauben könnten (Nicholas 281). Daz trat aber noch Anderes. Die Abiponer aßen gern Tiger, Stiere, Wild schweine, weil diese Nahrung Stärke und Muth verleiht; sie verschmäh ten Hühner, Eier, Schafe, Fische, weil sie feige machen (Dobrizhof fer 1, 329); wir selbst sagen wohl auch, daß Mark aus Knochen stark, Taubenherzen melancholisch machen. Die Kalifornier glauben nun durch das Auffressen tapferer Männer selbst tapfer zu werden (la Perouse 1, 376) — und so glauben auch die Markesaner durch das Auffressen des tapferen Besiegten sich dessen Eigenschaften anzueignen (Vinc. Dum. 298).

Diese beiden Motive nun sind es, weshalb man besonders auf das linke Auge (oder, doch seltener, auf das Herz) begierig war; aß man den Sitz der Seele, so aß man die Seele mit und mit ihr alle ihre Eigenschaften, daher man selbst an Klugheit und Einsicht zunahm, während jene aufhörte zu existiren. Thomson (1, 147) will zwar letzteres Motiv nicht gelten lassen und meint nur um Schrecken zu er regen (ein neuer Grund also, der gewiß richtig ist) und aus Haß sei der Kannibalismus ausgeübt (1, 145). Allein dadurch erklärt sich durchaus nicht jenes Verschlingen des Auges und da die Polynesier selbst sagten, durch dies Verschlingen gewänne man an Geist, so ist unsere obige Auffassung unstreitig richtig.*) Dabei bleibt aber immer die Analogie mit dem Auffressen der Seele Seitens der Götter zu beachten.

Daß der Kannibalismus auf allen Inseln früher sehr ausgebrei tet war, dafür sprechen schon die zahlreichen Menschenopfer, die wir überall finden. Freilich sagt Ellis (1, 106), auf Tahiti seien diese Opfer erst später eingeführt, allein da wir sie auf allen Inseln gleich mäßig vorfinden, da sie ferner aufs innigste mit den religiösen An schauungen — man denke nur daran, daß die Götter die Seelen fra ßen — und Gebräuchen zusammenhängen, so ist diese Behauptung sicher falsch. Man mag sie freilich in Tahiti aufgestellt haben: denn

*) Remy XLVIII (vergl. 125) sagt, die Leiche guter Häuptlinge sei „aus Liebe aufgefressen." Dies wird auch sonst berichtet und ist, wenn wahr, dann jedenfalls nur eine sinnbildliche Darstellung des Verzehrtwerdens der Seele durch die Götter.

man ſchämte ſich, wie des Kannibalismus, ſo auch ſchon der Menſchenopfer zur Zeit der Entdeckung. Auf Tahiti brachte man beim Beginn eines Krieges 4—5; die Kriegsgefangenen wurden meiſt gleichfalls beim Sieg geopfert (Ellis 1, 276 f.); ja bei gewiſſen Himmelserſcheinungen, wenn die Sonne „im Zuſtand des Kriegs ſtand," mußte ein Menſch geopfert werden (Bougainville 183), wie man die Erſcheinung eines Kometen als göttliche Aufforderung Krieg zu führen in Tahiti und Samoa anſah (Cook 1. R. 2, 278; Turner 344). Ferner brachte man ſolche Opfer bei großen Nationalfeſten, bei der Einführung eines neuen Königs, bei Krankheit eines Fürſten, bei Erbauung von Tempeln (Ellis 1, 346) und bei anderen Gelegenheiten welche Mörenhout 1, 525 angiebt. Früher ruhten die Tempel ganz auf Menſchenleichen, indem jeder Pfeiler auf ein dargebrachtes Opfer geſtellt wurde (Tyermann u. Bennet 1, 242); ſpäter gründete man wenigſtens den Mittelpfeiler auf dieſe Weiſe (Ellis 1, 346). Auf dem Markeſas wurden beim Tode eines jeden Prieſters 3 Menſchen geopfert (Liſianſky 81; Vincend. Dum. 228) und jährlich außerdem noch 20 ſolche Opfer gebracht, unter großen Feierlichkeiten (Mathias G*** 65). Hier aß man dieſe Opfer theilweiſe nach (eb. Liſianſky 81). Doch ſcheint man auch hier dieſe Sitte nicht mehr ganz unbefangen angeſehen zu haben; Melville, obwohl er darnach forſchte, konnte nichts davon bemerken (2, 80); man verbarg ſie ihm alſo. Auf Hawaii waren Menſchenopfer gleichfalls häufig, doch ſollen ſie auch hier erſt von einem beſonders kriegeriſchen König eingeführt ſein, der in einem Kriege auf Befehl des Gottes 80 Menſchen tödtete; deshalb ſollen auch ſonſt öfters gerade 80 Opfer geſchlachtet ſein — auch hier wieder eine Erzählung, welche die Sitte gleichſam entſchuldigen ſoll, die ſich aber klärlich als ungenügend ausweiſt: denn war die Sitte nur durch den Krieg eingeführt, wie kam es, daß man bei allen größern Ereigniſſen auch zu Friedenszeiten Opfer brachte? Daß man dieſe Opfer nicht bloß von den Kriegsgefangenen, ſondern aus dem eigenen Volke, natürlich nur aus dem niederen Stande nahm? Dieſe Opfer aber wurden gebracht ebenfalls beim Beginn und Ende eines Krieges, bei größeren Feſten und beim Tode eines vornehmen Mannes, an deſſen Grab man einen Mann und eine Frau ſchlachtete (Jarves 47 f.; King bei Cook 3. R. 3, 460). Doch wurden beim Tode des Königs weit mehr, ſogar 10 Menſchen geopfert

(Cook eb. 459), zunächſt bei der Ausſtellung der Leiche und noch größere Schaaren ſoll das Begräbniß ſelbſt gekoſtet haben (Remy 115). Früher warf man hier Menſchen aus dem Volk als Opfer den hungrigen Haien hin, welche man als Götter verehrte (Thermann und Bennet 1, 422). In Neuſeeland brachte man vor dem Krieg ein Menſchenopfer, um den Ausgang deſſelben vorherzuſehen (Polack 1, 286), ſowie man auch den erſten Gefangenen den Göttern ſchlachtete (eb. 2, 8; Shortl. a, 231; Thomſon 1, 129). Sklaven opferte man daſelbſt, wenn ein Häuptling krank war (der Neuſeeländer 283), und Menſchenopfer brachte man früher am Grabe der Häuptlinge (Taylor 97). Auch Gebäude gründete man auf Menſchenleichen (Taylor 387 f.), ein Gebrauch, der zur Zeit der Entdeckung freilich ſchon abgeſtorben war. Eine eigenthümliche Sitte erzählt Dieffenbach 2, 127: war irgendwo Blut vergoſſen, ſo zog eine Schaar aus, welche ſtreng tabu war, und tödtete den erſten Begegnenden, auch wenn er vom eigenen Stamme war, um die Blutſchuld zu tilgen, wie man auch Leute, die ein Tabu gebrochen hatten, opferte oder ein Menſchenopfer brachte, um irgend welchen Tabubruch wieder zu ſühnen (Jarves 47). Begegnete jener heiligen Schaar aber kein Menſch, ſo warf der Prieſter etwas Gras unter Zauberformeln ins Waſſer und dann genügte auch die Tödtung eines Thieres. Auf Tonga und Samoa herrſchten dieſelben Sitten, Menſchenopfer am Grabe (authent. narr. 78; Mariner 1, 295); bei Krankheiten eines Fürſten, bei Verletzung eines Tabus durch denſelben; nur daß man in beiden Fällen meiſt Kinder umbrachte, um die Götter deſto gewiſſer zu bewegen. Bei Krankheit des Königs genügte es, ein Kind zu opfern; war aber der Tui-tonga krank, das heiligſte Haupt des Staates, ſo war eines nicht hinreichend, man tödtete drei bis vier (Mariner 1, 229; 379; 454). Sonſt nahm man Sklaven, Kriegsgefangene oder Leute aus dem Volke zum Opfer, welche man plötzlich und verrätheriſch überfiel (King bei Cook 3. R. 3, 459); daher denn dieſe unglücklichen, ſobald eine Gelegenheit kam, wo man Menſchenopfer brauchte, ſofort in die Berge flohen, um ſo mehr als man Familien, ja ganze Gegenden, aus welchen man einmal ein ſolches Opfer genommen hatte, als den Göttern geweiht betrachtete und auch fernerhin namentlich gern aus ihnen Menſchen ſchlachtete (Ellis 1, 346 f.). Ellis (1, 360) erzählt eine Geſchichte, die einem ſehr verbreiteten abendländiſchen

Märchen gleicht und welche, weil sie ein Zeugniß ist für den Verfall
s Kannibalismus, hier schließlich stehen mag: auf einer kleinen Insel
i Huahine verschwanden öfters besonders kräftige Männer, man
ßte nicht, wohin, bis die Königin der Insel durch einen Zu-
dahinter kam, daß ihr eigner Gemahl sie heimlich tödten ließ und
dann auffraß und daß er jetzt eben ihrem Bruder dasselbe Loos
iten wolle. Die Fürstin theilte diesem die Gefahr mit und er
er sämmtlichen Raatira, dem zweiten Stand der Insel, welche alle
Befehl des Gottes Taaroa jenen König zu tödten beschlossen.
geschah denn auch durch List und seit der Zeit verzehrte man
n Menschen mehr.

Stände, Verfassung und Rechtsverhältnisse sind in
Polynesien ihren Grundlagen nach so ziemlich gleich. Die Gesellschaft
überall zwei ganz scharf geschiedene Stände, Vornehme und Ge-
e, zwischen denen sich auf den meisten Gruppen — nur in Neu-
nd und Hawaii nicht — noch ein dritter Stand, die Landbesitzer,
dem ersten entwickelt hat, während man die Sklaven, die aus
gefangenen bestehen, als vierten Stand betrachten kann. Ziem-
allgemein findet sich ein Vasallenthum und eine Art Feudalwesen,
von mehreren gleich mächtigen Häuptern abhängt; eine centralisirte
ierung, die festere Einrichtung und größere Ausdehnung besitzt,
sich nur auf Hawaii, Tahiti und Tonga gebildet. Auf Hawaii
sie sich erst neuerdings unter wesentlicher Mitwirkung europäischer
üsse, welche die Machtmittel lieferte, in europäischer Weise conso-
t. Kämpfe aber, welche die Oberherrschaft zum Zweck hatten,
auch im heidnischen Polynesien vielfach geführt worden. Die
n Hauptstände, Vornehme und Gemeine, sind aufs allergrellste
all, doch am wenigsten streng auf Samoa und auf Neuseeland ge-
den. Die Vornehmen sind im alleinigen Besitz alles Rechtes, aller
ht, alles Eigenthums, nur sie stehen mit den Göttern im Zu-
menhang, denn nur sie haben eine Seele; sie sind die Stellver-
r und Darsteller Gottes auf Erden. Hierfür bringt Hale (19)
euden wichtigen Beweis bei: überall heißt der Fürst aliki, ariki
. w., in Neuseeland aber, wo gar manches Alte bewahrt ist, heißt
h der einen besonders heiligen Rang angeerbt besitzt, der im Krieg
verwundbar, der ein „Stellvertreter Gottes" ist, wie Lee im Vo-
ular das Wort aliki übersetzt; wak-ariki heißt einen Priester

(Stellvertreter Gottes) machen und ebenſo ſamoan. ali'i Häuptlin
va' ali'i Prieſter. Beides alſo iſt urſprünglich gleich. Die Gemein
ſind gänzlich von den Vornehmen abhängig; was ſie arbeiten, beſitze
gehört alles den Vornehmen, wenn letztere es nehmen wollen; d
Leben der Gemeinen hat gar keinen Werth, mit den Göttern hab
ſie keinen Zuſammenhang, da ſie gar keine Seele haben; daher ſi
die Vornehmen und alles, was ihnen gehört, durch die ſtrengſten
ligiöſen Banngeſetze von den Gemeinen geſchieden, deren Uebertretu
den letzteren den Tod bringt. Dies müſſen wir nun im Einzeln
betrachten.

Auf Samoa beſteht eine patriarchaliſch-ariſtokratiſche Verfaſſun
Jede Adelsfamilie, die ſtets zu Familienzuſammenkünften ein groß
eigenes Verſammlungshaus hat, wählt ſich ein Familienhaupt, deſ
Würde jedoch nicht erblich iſt. Dieſe Familienhäupter nun wähl
einen aus ihrer Mitte zum Häuptling des Dorfes, in welchem ſie
ſammenwohnen. Auch ſeine Würde iſt nicht erblich; und wenn
auch oft vorkommt, daß er ſterbend ſeinen Nachfolger beſtimmt, ſo
es doch nöthig, daß dieſen erſt wieder die Geſchlechtshäupter durch ih
Wahl beſtätigen (Turner 280 f.). Aus dieſen Häuptlingen über
einzelnen Dörfer wählt man die Diſtrikthäuptlinge, deren es zehn gi
wie die Gruppe in zehn Diſtrikte zerfällt (Turner 290). So fi
unter den ſamoaniſchen Fürſten drei Rangſtufen; zwei oder drei d
Häuptlinge ſind vom erſten Rang und ihr Einfluß erſtreckt ſich üb
die ganze Inſelgruppe. Ihre nächſten Verwandten und die Regente
der großen Diſtrikte bilden den zweiten, die Vorſteher der einzelne
Dörfer den dritten Rang. Jeder Häuptling, von dem eines Dorfe
bis zum höchſten Fürſten der Gruppe gilt als Vater ſeines Volkes un
muß ſich daher eines jeden Einzelnen, die er alle als ſeine Kinder b
trachtet, mit Rath und That annehmen; daher muß jedes Dorf eine
Häuptling haben: es wäre ſonſt vater- und ſchutzlos. Dieſer wir
hoch geehrt: er bekommt bei Kavapartieen die Schale zuerſt, er b
Gaſtmählern die beſten Speiſen vorgelegt. Wenn er nun auch a
beitet, wie jeder beliebige andere Samoaner, ſo redet man ihn do
mit beſonderer Höflichkeit an (Turner 282—4), wie denn überhau
jene Rangſtufen nicht ſowohl durch verſchiedene Titel, als durch ei
ceremonielle Sprache unter ſich und vom Volk verſchieden ſind. Die
Sprache, über welche wir oben ſchon redeten, hat je nach dem Ra

andere Worte für die Thätigkeiten, die Körpertheile, das Eigenthum u. s. w. der betreffenden Personen. So wurde der Häuptling „der Schatten des Volkes" (der Schatten, in welchem es ruht) genannt Turner 343); zu einem gemeinen Manne sagt man: ua alu mai, er ist gekommen; zu einem Grundbesitzer ua alala mai; zu einem niederen Häuptling ua maliu mai; zu einem höheren Fürsten ua susu mai; zum vornehmsten Fürsten aber und ebenso in der Anrede an Gott ua afiu mai (Hale 29). Die Namen der Häuptlinge selbst waren bezeichnend, z. B. „Meer und Himmel" oder auf Samoa Maunga, d. h. Berg: so lange nun der König, der diesen Namen hat, lebt, so lange fallen die betreffenden Worte aus der Sprache aus und müssen durch andere ersetzt werden (Latham 262, Erskine 44; vergl. 108). Auch in Neuseeland herrscht diese Sitte (Polack 1, 37), deren Grund (wie aus Shortland 32 hervorgeht) darin liegt, daß, wenn die Worte nicht ausfielen, rein zufällig öfters Zweideutigkeiten entstehen könnten, welche entweder Unglück bedeuteten oder gar, wenn auch ganz unabsichtlich, der Würde vornehmer Personen zu nahe träten.

Hale (29) und ähnlich d'Urville (b, 4, 105) vermuthet, daß die Verfassung Samoas früher monarchisch gewesen sei, da der angesehenste und reichste Häuptling mit einem Titel, der nur ihm zukam, tupu genannt wurde. Aber freilich war auch schon zu Hales Zeit alle Macht, welche früher wohl mit diesem Titel verbunden war, gänzlich geschwunden, dagegen hatte sich die Macht einer anderen hohen Würde (so Mein. 90), des Tamafainga erhalten (Williams 326 f. vers. in Baseler Miss. Mag. 1838, 116), in welchem „der Geist der Götter" wohnte; er war bis 1830, wo er erschlagen wurde, der Schreck des Volkes gewesen. Erlosch mit ihm eine Würde, dann sehen wir hier den umgekehrten Gang der Dinge wie in Tonga, wo das geistliche Oberhaupt, der Tui-tonga, zwar in höchsten Ehren, aber ganz ohne Macht weiter bestand, während die Macht alle an den König, an Finau übergegangen war. Nach Turner (98) aber war Tamafainga ein Eigenname, er selber nur ein einzelner von einem mächtigen Kriegsgott inspirirter Mann; und sein Tod daher nur momentan nicht ganz bedeutungslos. Es fehlte an jedem festen politischen Mittelpunkte, daher die Lockerung der Verhältnisse immer weiter vorschritt. Seit dem Aufstand in Upolu 1848 ist aller Zusammenhang der 10 Distrikte aufgelöst:

jeder ſteht jetzt für ſich und vollkommen unabhängig (Turner 290)
Kein ſamoaniſcher Häuptling hatte unumſchränkte Macht. Denn üb
bilden die anderen Häuptlinge und die Haus- und Grundbeſitzer, j
zweite Stand, die hier Tulafale genannt wurden, eine Verſammlung, w
dem erſten Häuptling des Dorfes oder des Diſtriktes berathend
beſchließend zur Seite ſtehen. Alle wichtigen Angelegenheiten
Dorfes beſtimmt nicht der Häuptling deſſelben, ſondern die Verſa
lung aller ſeiner Häuptlinge, aller ſeiner Tulafale; ebenſo haben
Diſtrikte ihre Verſammlungen, welche gebildet ſind aus den Hä
lingen des Diſtrikts, und die Angelegenheiten der ganzen Gruppe
den durch eine Verſammlung der oberſten Häuptlinge beſtimmt, d
jeder einen Grundbeſitzer als Rath und Redner bei ſich hat; dem
Fürſten reden ſelten öffentlich. Die Verſammlungen, in welchen
einzelnen Stämme getrennt ſitzen, ſind im Marae. Der Sprecher
der Hand als Emblem des Redners einen Fliegenwedel, der
Haaren geflochten iſt, ſpricht ſtehend, indem er ſich auf einen Stab
eine Lanze in Kriegszeiten) ſtützt. Er fängt ſeine Rede leiſe an, ſp
aber immer lauter und lauter. Da er nicht für ſich, ſondern durc
nur für ſeinen Diſtrikt ſpricht, ſo iſt die Reihenfolge des Auftr
ſtreng abhängig von der Rangordnung der Stämme, worüber
weilen Streit entſteht. Die Reden ſind meiſt fließend, öfters u
brochen von Beifallsrufen oder durch leiſes Lachen; allein ſtets
alles in höchſt anſtändiger Form. Die Verſammlung entſcheidet
Zuſtimmung oder Verwerfung und zwar wird die Diskuſſion, di
längeren Reden für und wider beſteht, ſo lange fortgeſetzt, bis
größere oder einflußreichere Theil der Verſammlung einſtimmig iſt.
Tupu beruft die Verſammlung, wenn es nöthig iſt; wenn er
dieſe Pflicht verſäumte, ſo würde ſie auch ohne ſeinen Ruf zu
mentreten (Hale 29, Erskine 73 f., Turner 287 f. 348).
Dorfhäuptlingen ſteht eins der Geſchlechtshäupter des Dorfes al
ſonderer Helfer für das Berufen der Verſammlungen, der Beſtimm
der Abgaben für Gemeindezwecke u. ſ. w. zur Seite (Turner 2
Auf Samoa iſt jetzt noch aller Beſitz gemeinſchaftlich und wer
größere Ausgabe hat, wird ſtets von Anderen unterſtützt (264).
darf allein das Familienhaupt verkaufen: allein wenn er nicht
dem Willen der Familienglieder handelt, ſo verliert er ſeine W
(Turner 283).

Aus allem Vorstehenden zeigt sich, daß die Macht der Häuptlinge ziemlich gering ist; auch die vornehmsten Oberhäupter haben keinen großen Einfluß (Erskine 80) und schon La Perouse wunderte sich über ihre Machtlosigkeit: trotz ihrer Befehle und Stockschläge that das Volk doch, was es wollte (La Perouse 2, 223). Nur in Tutuila war nach Erskine (44; 105) ein etwas strengeres Regiment, das in den Händen von 7 Häuptlingen und der entsprechenden Rathsversammlung lag. Sonst hatte der Häuptling nur Freiheit von Abgaben, Anspruch auf ein von der Gemeinde gebautes Haus u. dergl. (Erskine 43), doch genoß er eine fast religiöse Verehrung: es war eine heilige Sitte, ihm die Erstlingsfrüchte zu opfern (Turner 327). Dem höchsten Fürsten, dem König sich zu nahen, war wegen seiner großen Heiligkeit nicht ohne Gefahr: man mußte sich vorher mit reinem Wasser besprengen (Turner 342). Daher ist es begreiflich, zunächst daß die Geschlechtshäupter ihm, wenn er heirathen will, Alles was er dazu braucht geben; dann aber, daß die Familien sich gern mit einem solchen Häuptling durch Heirath verbinden, da ihnen diese Verbindung Ehre und Vortheil bringt. So kam es, daß ein solcher Fürst bisweilen fünfzig- und mehrmal sich verheirathete; doch hatte er selten mehr als zwei Weiber; die anderen verließen ihn wieder. Diese Sitte war indeß den Missionären recht hinderlich (Turner 282 f.).

Geringer geehrt waren die Tulafale; doch wie sie die Hauptmasse des Volkes bildeten, so waren sie auch der mächtigste Stand im Lande. Der dritte Stand, das Volk, hängt ganz von ihnen ab und ist vollständig machtlos (Hale 28). Doch lag hier ein minder schwerer Druck auf ihm wie in anderen ozeanischen Gebieten und das hatte seinen Grund in folgenden Verhältnissen, welche zur Erhebung der Tulafale nicht wenig beigetragen haben.

Auf Samoa bilden sich politische Parteien von großer Heftigkeit, die sich (nach Hales Vergleichung) etwa wie Regierung und Opposition zu einander verhalten. Sie haben trotzdem, daß ihre Anhänger auf der ganzen Insel zerstreut sind, ihre Hauptmittelpunkte. Die stärkere Partei heißt maló, die schwächere, welche von jener nicht durch Abstimmung, sondern im Kampf besiegt ist, vaivai: sie muß sich alles von der stärkeren gefallen lassen, denn diese verbannen, vertreiben die Besiegten, verwüsten, plündern das Land derselben, doch vernichtet man die Gegenpartei nicht, macht sie auch nicht zu Sklaven, da öfters Glie-

der derſelben Familie zu verſchiedenen Parteien gehören (Hale 29 f Dieſe Kriege ſind (Wilkes 2, 150) oft äußerſt wild und grauſa und doch kann man ohne einen ſolchen nicht Malo werden, was d für jeden Stamm das Ziel des Ehrgeizes iſt; den nur der Stam wird Malo, dem ſich ein anderer beſiegter mit vielen Ceremoni unterwirft. Die Nachbarſtämme helfen meiſt und ſo bildet ſich a Seiten des Malo eine loſe Verbindung, welche von dem Rath d erſten Häuptlinge beherrſcht wird (Erskine 63 f.*) Die beid Hauptorte ſind Aana (Oſtküſte von Upolu) und die gegenüberlegen kleine Inſel Manono, in deren Kämpfen die ſamoaniſche Geſchichte ſ der Entdeckung der Gruppe beſteht. Hier haben wir zunächſt nur d Folgen dieſer Verhältniſſe zu betrachten: erſtlich die große Milde d Regiments, die hier herrſcht, denn die Häuptlinge der Vaivai-part wagen natürlich nicht, die Ihrigen zu bedrücken, damit dieſe nicht v ihnen zur Malo-partei abfallen. Die Fürſten aber der letzteren müſſ ſich aus Furcht vor der Oppoſitionspartei gleichfalls ſehr vor hart und unliebſamen Maßregeln hüten, denn ſonſt verlieren ſie raſch ih Macht und werden Vaivai. Zweitens geſchieht es durch eben di Verhältniſſe, daß nirgends in ganz Polyneſien die Standesunterſchie minder ſchroff ſind als hier; Lebensmittel und fröhlicher Lebensgenu ſind für die höheren und niederen Stände hier faſt gleich, da ſich i dieſen ewigen Kämpfen den Fürſten die Nothwendigkeit aufgedräng hat, das Volk auf ihrer Seite zu haben (Hale 30).

Die drei Stände finden wir auch, freilich in etwas anderen Ver hältniſſen, auf Tonga wieder. Sie heißen daſelbſt Egi Adlige zwiſchen denen und den Tua, dem Volke, die Matabulen und Mu die Zwiſchenſtufen bilden. Schon die Namen ſind bezeichnend: mata- bule heißt „Auge des Herrſchers", mua und tua bedeutet (Hale 31 „die vorn und die hinten." Unter den Tua und außer jeglicher po litiſchen Gliederung ſtehen die Tamaiveiki, die Sklaven (Geſchichte 42) Unter den Egi kann man wieder den hohen Adel vom niederen ſcheiden Zum hohen Adel gehören alle diejenigen, welche die höchſten Staats würden bekleiden oder bekleiden können, alſo die nächſten Verwandte dieſer Würdenträger, die Weiber mit eingeſchloſſen; die übrigen Eg

*) Caesar (de bello gallico 6, 11 u. 12) fand genau dieſelben Ver hältniſſe in Gallien vor. Seine Nachrichten könnten geradezu für Samo gelten, wenn man ſtatt der keltiſchen ſamoaniſche Namen ſetzt.

kann man als niederen Adel bezeichnen und zu ihnen gehört jeder, der irgendwie mit einem der vornehmsten, wenn auch noch so fern, verwandt ist. Der Stand erbt durch die Mutter (authentic narr. 94): die Kinder einer Egi und wenn der Vater ein Tua ist, werden stets wieder Egis, Kinder aber, welche der König selber mit einer Frau von niederem Stande zeugt, gehören dem niederen Stande an (Mar. 2, 101), nur daß man sie besonders gern zu Opfern für die Götter aussucht; vielleicht freilich nur aus dem Grunde, weil man solche Mischlingskinder am liebsten aus der Welt schafft oder aber, weil sie durch ihren Vater den Göttern genehmer und daher bei ihnen wirksamer sind als Kinder, welche nur den niedern Ständen entsprossen sind. Die Rang- und Erbfolge in einer Familie, in der Mann und Frau auf gleicher Rangstufe stehen ist die, daß als erster der Mann, dann die Frau folgt; dann kommt vor der ältesten Tochter der älteste Sohn, beide aber vor dem zweiten Sohn und der zweiten Tochter, welche letztere wieder vor dem dritten Sohn, der dritten Tochter den Vorzug haben u. s. w. Ist die Ehe kinderlos, so haben die Geschwister des Mannes nach dem Alter, doch so, daß stets der Bruder vor der Schwester den Vorzug hat, den ersten Rang und das erste Recht: ist aber die Frau vornehmer, so stehen auch ihre Verwandten nach Rang und Recht denen des Mannes voran (Mariner 2, 89 bis 90; Erskine 128). Das Eigenthum aber, Pflanzungen, Häuser, Kähne und dergl. erbt immer durch die weibliche Linie, in die mütterliche Verwandtschaft (Mariner 2, 97). Die Matabule stammen ab von den Egi, von den jüngeren, nicht erbberechtigten Söhnen derselben. Doch können nach Mariner 2, 90 f. auch solche Männer aus dem Volke, welche sich durch besondere Weisheit oder andere große Thaten den Egi nützlich gemacht haben, zu Matabule erhöht werden; auch ihre Nachkommen bleiben dann in diesem Stande. Die Matabule sind eine Art vornehmer Diener, gleichsam das Gesinde, die Gefolgschaft der Egi; deren jeder eine bestimmte Anzahl Matabule hat und diese, welche darauf zu sehen haben, daß der Wille ihres Herrn geschieht, daß er selbst seine gebührenden Ehren erhält u. s. w., werden je nach dem Rang des Egi, zu dem sie gehören, geehrt. Ihre Söhne und jüngeren Brüder gehören zu dem Stand der Mua und ein solcher Mua wird erst nach dem Tode seines Vaters oder kinderlosen älteren Bruders Matabule: daher die letzteren meist

alle ſchon in vorgerückterem Alter ſtehen und es uns einmal nic
wundern kann, wenn ſie wegen ihrer Weisheit beſonders geprieſe
ſind; zweitens aber auch, daß ſie eine gewiſſe öffentliche Sittenpoli
ausüben. Sie und die Mua theilen nicht nur bei öffentlichen Feſte
die Speiſen, den Kavatrank aus und ſorgen, daß hier alles nach d
ſtrengſten Etikette hergeht, die trotz allen europäiſchen Höfen verwickel
ſchwierig und unerbittlich iſt: ſie haben auch die öffentliche Aufſic
über die jüngeren Egi, denen ſie an allen Feſten oder öffentlich
Zuſammenkünften Reden zu halten verpflichtet ſind, um ſie zur Keuſ
heit an- und von Gewaltthätigkeiten gegen Weiber, gegen das nied
Volk, die Tua, abzuhalten; und man ſchenkt ihren Worten ſt
Gehör. Ihrer Weisheit wegen iſt es ferner ihre Pflicht, die religiöſe
aſtronomiſchen, geographiſchen, kurz alle Kenntniſſe des Volkes d
jüngeren Geſchlechte zu erhalten und zu lehren. Auch einzelne
werbe treiben ſie, welche beſonderes Geſchick verlangen und von
ſonderer Würde ſind: eine beſtimmte Zahl unter ihnen ſind Ka
bauer, andere Walzahnſchneider, wieder andere Beſorger der Leich
feiern, wozu wiederum eine ſehr genaue Kenntniß einer ausgedehn
Etikette gehört. Die Söhne oder jüngeren Brüder der Mua
Tua, werden aber ebenfalls nach dem Tode des Vaters oder ält
Bruders Mua; auch ſie gehören zu einzelnen Egi; auch ſie ha
beſtimmte Handwerke, wie z. B. die Steinarbeit, das Netzflechten,
Fiſchfang, den Hausbau, das Tattuiren, Keulenſchneiden, Barbier
doch ſind dieſe Handwerke keineswegs erblich, ſondern man wählt
beliebig als Beruf.

Anders iſt es bei der Abtheilung der Tua, welche nicht
werden können; ſie haften an der Scholle (d'Urville a 4, 241)
machen die unterſte Klaſſe des Volkes aus. Da ſie ſo gut wie
keine perſönliche Geltung haben (Hale 32), ſo müſſen ſie ſich
den geringſten Handwerken, welche in gar keiner Achtung ſtehen
gnügen; und ſo liegt auf ihnen der Feldbau und das Kochen, d
die Köche ſind, wenn auch der des Königs ein gewiſſes Anſehen
hier wie überall in Polyneſien die verachtetſte Menſchenklaſſe. (D
riner 2, 90—96). Vollkommen rechtlos ſind die Sklaven, die a
Kriegsgefangenen beſtehen.

Zeigt dieſe Gliederung der Geſellſchaft ſchon ganz deutlich, wor
Meinicke mit Recht hingewieſen hat, (82), daß die Grundlage derſelb

die Familie ist; die Matabule sind die Seitenverwandten der Egi, die Mua der Matabule, die Tua der Mua: so zeigt sich dies patriarchalische Verhältniß auch in der politischen Verfassung des tongaischen Staates. Er steht unter der Herrschaft einer ganzen Reihe von Fürsten. Diese aber nennen sich untereinander (Hale 31) Großvater, Vater, Oheim, Bruder, nicht etwa mit Berücksichtigung wirklicher Verwandtschaftsverhältnisse, sondern rein als Titel: und wie streng diese so familiär bezeichneten Abstufungsverhältnisse immer gehalten werden, geht daraus hervor, daß nach Hales (31) Bericht vom Jahr 1840 Taufahau, der König von Habai und Vavau, beim Kavatrinken nicht unter den Häuptlingen sitzen durfte, sondern nur unter den Mua, weil er als Enkel galt. Dies stimmt genau: gilt der Egi als Vater, so sind die Matabule Söhne, die Mua Enkel. Weil man aber den Rang aufs allerstrengste beachtete, so durften Verwandte von ungleichem Rang nicht in einem Kavazirkel sitzen; der minder vornehme mußte ihn verlassen und sich unter dem Volk aufhalten (Mar. 1, 238).

An der Spitze aller dieser Fürsten stand nun als höchster Herrscher der Tui-tonga, der wie schon sein Name bezeichnet als Herr von ganz Tonga galt, obwohl ihm der Distrikt Mua ganz speciell zugehörte (d'Urville a 4, 91). Zur Zeit der Entdeckung war seine Macht nicht mehr das, was sie ursprünglich bedeutete, denn ein weltliches Fürstenthum hatte sich neben oder aus ihr entwickelt und ihr war eigentlich nur noch eine religiöse Geltung verblieben. Ursprünglich aber war der Tuitonga ganz ohne Zweifel (so auch Meinicke 74) zunächst der höchste weltliche Herr der Gruppe und ebendeshalb auch das höchste geistliche Oberhaupt. Für seine weltliche Macht spricht schon sein Name, denn in Samoa wie in Tonga wird der Häuptling über jede Insel, ja über jedes Dorf dadurch bezeichnet, daß man dem Ortsnamen das Wort tui, Herrscher vorsetzt (z. B. Samoa Hood 30; Tonga d'Urville a 4, 239); für seine geistliche Würde aber der Umstand daß er weder beschnitten noch tattuirt war, eben weil man ihn als Vertreter der Gottheit selbst ansah (S. 37); daß sich bei seinem Tode allein die Trauernden keine Wunden, als Zeichen ihres Schmerzes schlagen, denn wie er göttlicher Abkunft ist, so stirbt er auch eigentlich nicht (Mariner 2, 225); daß ferner Kranke, wie man sie in die Tempel aller Götter und zu den Gräbern Verstorbener, deren Geist

bei den Göttern Einfluß hat, herumträgt, auch in das Haus Tuitonga gebracht werden, ob er ihnen helfe. Finau I. wurde obwohl er ſchon todt war, als Zeichen tiefſter Demüthigung übe Kochgrube gelegt, ob dies vielleicht den feindſeligen Götterzorn ſeinen Tod herbeigeführt hatte, banne (Mar. 1, 385). Au geſchichtlichen Ueberlieferungen der Tonganer, auf welchen die richten bei Erskine 126 f. beruhen, erzählen, daß „vor 16 rationen" die weltliche Macht des Tuitonga, welcher damals ganzen Tongaarchipel und Uwea und die Nivainſeln beherrſcht ſoll, verfallen ſei. Allein ſeine göttliche Natur und Würde man ihm nicht nehmen; ſie blieb bis zur Zeit der Entdeckung Mariner ſchildert ſie noch als vollſtändig beſtehend. In fri Zeit hatte der Tuitonga wie es ſcheint noch einen Hofſtaat vo ringeren aber gleichfalls göttlich verehrten Würden um ſich; von ſich auch noch Spuren erhalten haben. Denn zu Mariners gab es noch neben dem Tuitonga den Beatſchi (bei Erskine 160 bei Wilſon 369 Beardſchi), welcher eine ähnliche wenn auch geri religiöſe Bedeutung hatte. So berichtet Mariner 2, 141, da wohl der Tuitonga wie auch der Beatſchi faſt nie von einem (wie Prieſter und Häuptlinge ſo oft) begeiſtert würden, weil zu „vornehm" wären, d. h. weil beide ſelbſt als lebende Götte geſehen wurden. Beide ſollen Abkömmlinge hoher Götter ſein, einſt Tonga beſuchten, doch weiß man von ihren Müttern n beide hatten zwar politiſch gar keinen Einfluß mehr, ja Finau I. wies es dem Tuitonga, als dieſer ſich in eine öffentliche Angeleg gemiſcht hatte (Mariner 2, 142); allein ſie genoßen doch Ehre als der König, welcher ſobald er einem von ihnen begegne wie es die Etiquette gegen einen Vornehmeren in Polyneſien niederſetzen mußte; daher denn eine ſolche Begegnung gern vern wurde (Mar. 2, 81—2). Wenn der Tuitonga bei Kavafeſte gegen war, ſo hatte er nicht nur den Vorſitz, ſondern auch einen abgeſonderten Platz; die dienſtthuenden Matabule mußten ſich 6 ihm entfernt halten und ſelbſt die höchſten Häuptlinge, welche ſtanden, mußten zum Zeichen, daß ſie niedriger ſeien als er, trinken (Mariner 1, 199; 204). Eine ſolche Verehrung zollte dem Beatſchi, wenn er auch höher als der König ſtand, nicht (2, ja bei Kavafeſten erhielt er erſt den achten Platz nach dem Tui-

tuboiu, (d'Urville a 4, 73) aus dessen Würde sich das heutige tongaische Königthum entwickelt hat. Wenn es vorkam, daß auch der Tuitonga dem Beatschi Ehren erwies, welche einer höher tabuirten, einer heiligeren Person zukamen (d'Urville a 4, 92): so geschah dies nur dann, wenn der Beatschi der Abkömmling einer Tante oder älteren Schwester des Tuitonga war und die Verehrung galt seiner Person, nicht seiner Würde. Die Glorie aber, welche den Tuitonga umgab, zeigte sich noch in Folgendem. Zunächst gebrauchte man gegen ihn eine ganz besondere Sprache, welche man gegen keinen Häuptling anwendete (Mariner 2, 84). Ferner bekam er eine sehr reichliche Abgabe, welche in Gestalt eines Ernteopfers im Oktober gebracht wurde und inatschi d. i. Theil hieß (Mar. 2, 207 f.).

Bei diesem Feste, zu welchem alle Inseln ihre Abgaben schickten, wurden auch Menschenopfer und zwar nicht weniger als zehn gebracht (Cook 3 R. 2, 58). Merkwürdig ist das Inatschifest, welches Cook (eb. 39—58) beschreibt: der Sohn Paulahos, des damaligen Tuitonga, war zur Mannbarkeit herangewachsen und ihm zu Ehren ward es wie Cook (57) ganz richtig sagt, als Huldigungsfest begangen; man brachte aber die Gegenstände, zu deren Einlieferung sich das Land verpflichtet zeigte, nicht in Wirklichkeit dar, sondern theils in Nachbildungen, theils nur andeutungsweise, indem die Körbe, die man herbeitrug, leer waren (47; 56). Ein solches Fest fand jedesmal statt, wenn der Sohn des Tuitonga, der die Würde des Vaters erben sollte, herangewachsen und nun selbst heilig genug war, um mit dem Vater essen zu dürfen (eb. 55).

Auch die Vermählung des Tuitonga war außerordentlich feierlich und mit seltsamen Ceremonien verbunden, welche Mariner 1, 134—138 schildert und von denen wir wenigstens das merkwürdigste, da seine Deutung schwierig ist, anführen wollen. War die äußerst reich bekleidete Braut — sie ist in so viel feinste samounische Matten gewickelt, daß ihr die Arme vom Leibe stehen und sie sich nicht setzen kann*) — war die Braut mit ihren ähnlich nur minder reich gekleideten Brautjungfern zum Hause des Tuitonga hingegangen, wo dieser auf sie wartet und sie sich nebst ihrer Begleitung vor ihm niedersetzt, so

*) Ellis 3, 114 f. erzählt, daß man auch bisweilen die Könige in Westpolynesien durch ein möglichst unförmiges Umhüllen durch Kleider ehrte.

tritt eine Frau, deren Antlitz mit einer Matte verhüllt war zu
ihnen auf und geht in das Haus des Tuitonga, wo sie einer a
Frau, die dort mit einer großen aufgerollten Matte, mit einem
schemel zum Schlafen und einem Körbchen voll Oelflaschen sitz
Schemel und die Matte nimmt, sich auf ersteren legt, mit l
zudeckt und sich anstellt als ob sie schliefe. Darauf führt der
tonga die Braut ins Haus, setzt sich und läßt auch sie aber auf
linken Hand dicht neben ihm sich niedersetzen. Darauf werden Sc
sehr kunstvoll zerlegt und an die anwesenden Häuptlinge ve
welche indeß das Fleisch, da es streng tabuirt ist, nicht essen d
indeß erhebt sich nun jene schlafende Frau und nimmt alle
Speisevorräthe mit sich. Darauf führt der Tuitonga seine Br
das für sie bestimmte Haus seines Gehöftes, wo sie nun bleibt,
rend vor dem Haus ein großes Fest gefeiert wird, welches aber
durch Heroldsruf geschlossen wird, wenn Abends der Tuitonga
Braut zu sich kommen läßt und sich mit ihr zurückzieht. Au
seinem Tode ist ein großes und noch sonderbareres Fest. Zu
wird bei den Festlichkeiten, welche einen Monat dauern, soviel ge
daß Schweine, Hühner, Kokosnüsse u. s. w. auf 8 Monate et
buirt werden müssen, um sie nicht ganz auszurotten. Wollte
aber weniger essen, so würde der Zorn der Götter groß werde
sich durch den plötzlichen Tod einiger Häuptlinge Befriedigung s
(Mariner 1, 120). Die verschwendeten Vorräthe sind dahe
solche anzusehen, welche man dem Todten zu seiner Ausrüstun
ins Jenseits gab. Auch das Weib des Tuitonga wurde früh
Grabe erwürgt (Mar. 1, 321), was indeß Finau abschaffte (
221). Doch herrschte die Sitte, die Frauen des Abgeschieden
tödten, auch beim Begräbniß anderer hoher Würdenträger n
Wilsons Zeiten, welcher dem Begräbniß des Hata-kalawa W
beiwohnte und zwei von dessen Weibern erwürgen sah (Wils.
Beim Begräbniß des Tuitonga kamen die sonst so üblichen T
verwundungen nicht vor. Allein einen Tag nach dem Tod sch
sich alle Bewohner der vom Tuitonga bewohnten Insel, Mann,
und Kind die Haare ganz und gar ab; und jeder legt etwa
seinem besten Besitz mit ins Grab. Die Trauerzeit dauert fü
4 Monate; das Tabu aber, welches durch die Berührung der
oder der Dinge entsteht, welche zu ihrer Aufbewahrung und

ſtattung gehören, viel länger. Während der Trauerzeit darf ſich Niemand raſiren, Niemand urſprünglich wohl auch waſchen, denn man ſalbt ſich nur des Nachts; es tritt alſo ein Trauern ein, welches mit manchem uralten indogermaniſchen Brauch, ſo wie mit dem hebräiſchen „in Sack und Aſche“ große Aehnlichkeit hat. Das Begräbniß geht Abends vor ſich, die ganze Menge ſitzt mit brennenden Fackeln ums Grab, welche dann ſpäter alle zuſammengelegt werden. Dann wird der Platz um das Grab gereinigt und während darauf die anderen weggehen, Lieder in einer ganz unbekannten Sprache (die ſich als uraltes, dem Volk nicht mehr verſtändliches Tonganiſch ausgewieſen hat) von beſtimmten Sängern geſungen. Was nun folgt, iſt ſeltſam. Denn nun kommen 60 Männer und dazu aufgefordert von denen, welche das Grab beſorgen, ſetzen ſie ſich im Dunkeln um dieſen Platz und kacken. Dieſen Koth ſchaufeln die vornehmſten Frauen noch in der Nacht fort; welche Ceremonie 14 Tage hindurch allnächtlich wiederholt wurde (Mariner 2, 222 f.).

Die Bezeichnung Tuitonga iſt nur ein Titel, ſo daß natürlich jeder, der dieſe Würde bekleidete, noch ſeinen Familiennamen hatte. Das Geſchlecht, aus welchem zu Cooks und Mariners Zeiten die Tuitongas ſtammten, war das der Fatafehi (Mariner 2, 81; Cook 3. R. 2, 135; 127; d'Urville a, 4, 91). Nun vererbte Rang und Würde in weiblicher Linie, daher kommt es, daß die älteren Schweſtern des Tuitonga oder ſeine Tanten geheiligter und vornehmer als er ſelber und ſeine Frau ſind und daß ſie daher vor dieſer letzteren die höchſten weiblichen Ehrentitel Tamaha und Tuitonga-fafine, d. h. weiblicher Tuitonga führen (Erskine 127 f.). Auch größere Ehrenbezeigungen empfingen ſie, als der Tuitonga ſelbſt (Wilſon 355). In dieſer mußte ihnen und ihren Nachkommen gegenüber, auch wenn dieſe keineswegs ſehr hohen Rang bekleideten, wie z. B. der bei Cook erwähnte Latulibulu, deſſen Name wohl nur „Herr einer Inſel“ zu deuten iſt (vergl. Wilſon 348), er mußte ihnen gegenüber ſich ebenſo ſehr demüthigen, wie das übrige Volk vor ihm (Cook 3. R. 2, 130; 135; d'Urville a, 4, 236). Wenn die Hauptgemahlin des Tuitonga, die natürlich immer dem höchſten Adel angehörte, einen Sohn gebar, ſo hieß dieſer Fohatabu, „heiliger Sohn“ und folgte dem Vater in der Würde nach. Gebar ſie eine Tochter, ſo galt dieſe für heiliger als ſie ſelbſt, für ſo heilig, daß ſie keines ſterblichen Mannes

Gemahlin werden konnte, obwohl sie mit Männern ungehindert d vertrautesten Umgang haben durfte. Bekam nun wiederum die Toch selber aus diesem Verkehr eine Tochter, so galt diese für noch heiliger sie selbst; die Tochter, die Enkelin also des Tuitonga ward Tamal während die Tochter nur Tuitonga-fafine blieb (d'Urville a, 274; Geschichte 43 f.), natürlich, da der Adel durch die Mutter v erbt. Die Ehrfurcht vor der Tamaha und ihre Bedeutung hat s noch bis auf neuere Zeit erhalten (Brierly in J. R. Geogr. Sc XXII, 98); doch als 1852 die letzte Trägerin dieser Würde einem Alter von 80 Jahren starb, ist mit ihr auch ihre Würde loschen (Geschichte 44)*).

So war also der Tuitonga ursprünglich der weltliche und da auch der geistliche Herr des tonganischen Gebietes und so fand Co dessen Nachrichten über die Verfassung (3. R. 2, 125 f.) allerdi dunkel genug sind, 1777 die Verhältnisse noch vor, wenn sie a kurze Zeit nach ihm vollends zusammenbrachen. Das Königthum Tuitonga war also eine patriarchalisch-theokratische Würde mit vollst dig absoluter Gewalt, welche jedoch — in späterer Zeit — durch E kommen und Fürstenmacht mannigfach beschränkt war. Die Würde blie demselben Geschlecht, so lange sie dasselbe behaupten konnte; wie de nach Cooks Berechnung das der Fatafehi mindestens 135 Jahre giert hatte (eb. 133). Sie ging über von einem Geschlecht zum a deren, entweder durch Erbfolge beim Aussterben der einen Famil oder aber durch gewaltsames Niederwerfen dieser durch irgend ei andere mächtigere. Von der früheren Geschichte Tongas wissen wi nichts, doch mag auch in früheren Jahrhunderten schon ähnliches vor gekommen sein, wie es sich kurz nach Cooks Anwesenheit in Tong vollzog; Ereignisse, welche Mariner zum Theil mit eigenen Auge geschehen sah. Ein mächtiges Fürstengeschlecht verdrängte das bis da hin herrschende. Denn neben dem Tuitonga stand noch eine ganz Reihe anderer Würdenträger in bestimmt gegliederter Abstufung de Ranges. Jeder einzelne Ort und jeder Distrikt, dann wieder je einzelne Insel hatte ihren Tui, und zwar waren die Ortshäuptlinge den Bezirkshäuptlingen und diese wieder den Häuptern der Insel unte

*) Der Name Tama-há scheint mit dem samoan. Titel Tama-fain vielleicht auch mit dem mikronesischen tamo-l verwandt zu sein.

geben, welche letztere dann schließlich alle abhingen vom Tui-tonga. Die Vornehmsten dieser Fürsten bekleideten öffentliche Aemter. Der Herr des Distriktes Ardeo, der Tui-ardeo (d'Urville a, 4, 92; Wilson 369), war zu gleicher Zeit Veatschi; genaueres als wir schon von seiner Würde gesagt haben, läßt sich nicht mehr bestimmen. Vielleicht ist die Verehrung, die er genoß, nur der Rest einer vor langen Zeiten großen politischen Macht. Dann folgte das Amt des Tui-hatakalawa — Hata-kalawa ist ein Distrikt auf Tonga, der sonst auch Hogi genannt wird, d'Urville a, 4, 93 — welches Amt etwa einem Premierminister entsprochen zu haben scheint (eb.). Es stand in naher Berührung mit dem des Tui-kana-Kabolo (d'Urville; Kanokuboln Geschichte 42), welcher Häuptling eines Theiles des Distriktes von Hifo war, der Kanakabolo hieß und nur in dem Hauptorte des Landstriches Kanakabolo, in Pangai mit seiner Würde bekleidet werden konnte (d'Urville a, 4, 94). Beide Würden hatten eine nur civile Bedeutung (eb. 237), obwohl ihnen die Kriegsverwaltung und die öffentliche Polizei oblag (eb. 94; Cook 3. R. 2, 132). Daher kommt es auch, daß man den Tui-kanakabolo meist ohne weiteres den König nennt. Die höchste kriegerische Würde war die des Hata (d'Urville 73; 96; 237), welcher an der Spitze aller Truppen und überhaupt des gesammten Kriegswesens stand. Als letzter mag hier noch der Lavaka, der Oberpriester der ganzen Gruppe, genannt werden (eb. 73). Auch diese Würden scheinen im Besitz bestimmter Geschlechter gewesen zu sein, in welchen sie sich vererbten, und dadurch, daß beide Würden, die des Tui kanakabolo und des Hatakalawa in die Hände der Familie Tubo (eb. 238) gekommen waren, dadurch erlangte diese, wie es scheint, einen so großen Einfluß, daß von dieser Familie wohl schon seit langer Zeit die Macht des Tuitonga zurückgedrängt wurde und ihrem rüstigsten Vertreter Finau die Familie der Fatafehi und die Würde, welche sie bekleidete, endlich ganz unterlag. So sagt denn auch d'Urville (eb. 237), daß der Titel Tuihatakalawa ungebräuchlich geworden sei kurz vor dem Sturze des Tuitonga, und zwar deshalb, weil er in der Würde des Tuikanakabolo und in derselben Familie aufging; womit Erskine 126 f. genau übereinstimmt. Auch erläutert d'Urville das Emporkommen des Geschlechtes der Tubo und das Zurückdrängen der Tuitongas sehr treffend durch die Vergleichung der ersteren mit den Hausmeiern, der

letzteren mit den Königen des Frankenreiches. Wenn Marine (2, 87) den König, also den Tuikanakabolo Hau, d. h. Erober nennt (welchen Namen ihm auch d'Urville 94 beilegt), so verdie er diesen Namen, den man natürlich nicht als Titel auffassen da vollständig: denn er hatte ja die Macht gewaltsam an sich gerisse er herrschte ja als Eroberer (Erskine 126). Daß aber die tc ganische Geschichte solcher Hau schon in früherer Zeit gesehen (M riner 2, 87; Erskine eb.; Meinicke 75; 89 f.), lag um mehr in der Natur der Sache, als der eigentliche Herrscher, der T tonga, ursprünglich nicht mit in den Krieg ziehen durfte wegen sei allzugroßen Heiligkeit (d'Urville a, 4, 91; Meinicke 81). We nun berichtet wird (Geschichte 42 f.), Tuikanokubolu heiße eigent Herr aller Inseln und die Würde sei dadurch aufgekommen, daß Zeiten ein Tuitonga sein zwiefaches Amt, die Leitung des religiö und politischen Lebens zu schwer befunden habe und deshalb die letz in die Hände seines Bruders niedergelegt habe, der dadurch Tuikano bolo geworden sei: so entstellt dieser Bericht die Verhältnisse m mehr als einer Seite hin und beruht nach allem so eben Dargestell auf handgreiflichen Irrthümern.

Die ursprünglichen Verhältnisse waren also die: es herrschte in Tonga ein König, dessen Macht auf göttlichen Ursprung zurückgefü wurde. Er war umgeben von einer Reihe mehr oder minder mä tiger, einander selbst wieder untergeordneter Häuptlinge, von welc einzelne wieder besonderen Aemtern vorstanden und diese Art der V fassung steht der Verfassung mancher mikronesischen, mancher Insel nordwestlichen Polynesiens gleich, wie sie überhaupt die Grundfo des polynesischen Staates darstellt. Nach und nach aber — und ähl liches finden wir gleichfalls in Polynesien wie Mikronesien — t die Macht des Königthums in Schatten vor der Macht einzelner sonders hervorragender Häuptlinge, welche immer mehr und mehr h vortraten, bis ein einzelner unter ihnen, Finau, dessen Thatkr seinem Ehrgeiz gleichkam, alle Macht an sich riß. Finau hob gerade das göttliche Königthum des Tuitonga auf, sehr erwünscht dem Volk welches dadurch das inatschi-Opfer nicht mehr zu bringen brauchte daher verschiedene Tui-tongas, welche später noch auftraten, um die alte Würde wieder zu erlangen, durchaus keinen Anklang fanden und nichts ausrichteten (Erskine 128). Doch da dem Tuitonga

ſeine göttliche Würde blieb, ſo lag es nahe, daß gerade dem weltlichen neuen Herrſcher daran liegen mußte, die nächſte Verwandtſchaft mit dem Tuitonga zu unterhalten. Der neue König war vom höchſten Adel; der Tuitonga konnte ſich nur mit einem Weibe des höchſten Adels vermählen. Dieſe beiden Gründe, indem ſie dieſelbe auf ihr rechtes Maß zurückführen, erläutern die wohl übertriebene Nachricht (Geſchichte 43), daß der Tuitonga ſtets die Tochter des weltlichen Herrſchers habe heirathen müſſen. Daß übrigens dieſer Verfall der alten Königswürde des Tuitonga dem Lande nicht zum Heil gereichte, zeigte ſich ſchon darin, daß nach dem Tode jedes Herrſchers meiſt ein allgemeiner Streit der mächtigſten Geſchlechter um die hervorragendſte Stellung begann (Mariner 1, 368). Selbſt Finaus gewaltſame Beſitzergreifung, die er nur ſeinem Ehrgeiz, ſeiner Rückſichtsloſigkeit und Kühnheit verdankte, hatte nicht ſofort dieſen Uebelſtand beſeitigt, wie denn d'Urville 1827 drei Häuptlinge an der Spitze der Gruppe fand, welche alle ihre Macht ſich erſt durch Kämpfe errungen hatten. Der Rang geht erſt nach dem Tod des Vaters auf den Sohn über, nicht ſchon gleich bei der Geburt des letzteren (Mariner 2, 90 f.; Cook 3. R. 2, 133). Jedes einzelne Geſchlecht ſcheint einen beſonderen Namen gehabt zu haben, den zwar jeder bei der Namengebung nebſt ſeinem gewöhnlichen Rufnamen bekam, der aber als Rufname nur vom Geſchlechtshaupte geführt werden durfte. Daher kommt es auch, daß Niemand den Namen Finau führen darf, der nicht König iſt, obwohl alle männlichen Verwandten des Geſchlechtes Finau heißen (Mar. 1, 383). Nicht ganz gleich iſt die Annahme des Namens Pomare bei den tahitiſchen Herrſchern. — Der Adel iſt ſtets umgeben von ſeinem Gefolge, zunächſt von Matabules, welche Sainson (bei d'Urville a, 4, 350) nicht mit Unrecht die Räthe und die Leibgarde der Adligen nennt. Doch beſtand keineswegs die Kriegsmacht des Adels aus ihnen; und in Tonga hatten die höchſten Häuptlinge öfters eine Art Leibwache von Fidſchimännern um ſich (Thomas bei Meinicke 81). Allein jeder der hohen Häuptlinge hat ſein kau nofo, d. h. eine Schaar untergeordneter Häuptlinge und Matabules ſtets bei ſich, wie dieſe meiſt auch auf ſeinem Gehöfte oder ſeinen Pflanzungen wohnen, ſeltener und nur die niederen Egi auf ihrem eigenen Grundbeſitz, welcher ihnen häufig erſt von ihren Fürſten gegeben war. Die Matabule und die zu ihrer Familie ge-

hörigen Mua wohnten, da man ſie ſtets brauchte, auch ſtets b
ihren Herrn. Jeder der kleineren Häuptlinge hatte nun wieder ſei
Kau tangata, d. h. Schaar von (fechtenden) Männern bei ſich, mei
Muas, doch auch einzelne zu letzteren gehörige Tuas. Dieſe Gefolg
mannſchaften, welche fürs Leben des einzelnen Fürſten blieben und die fi
die vornehmen Häuptlinge faſt der einzige Umgang waren, da dieſe ei
ander nur bei feierlichen Kavafeſten oder anderen ſolennen Gelege
heiten, ſonſt aber nicht beſuchten: dieſe Gefolgsmannſchaften entſtehn a
Jugendbekanntſchaft, aus altem Familienanhang (Mar. 2, 297 f
Doch wird auch bei ihnen nie der höhere Rang oder richtiger die größ
Heiligkeit der Häuptlinge außer Acht gelaſſen; jeder muß, auch je
Kind geringeren Standes, das mit einem Häuptlingskind ſpielt, n
irgend einer Berührung des Vornehmeren die ziemlich weitläufi
Ceremonien durchmachen, welche nöthig ſind, um das Tabu,
für den Geringeren durch dieſe Berührung, dieſen Umgang entſt
fortzunehmen (eb. 299). Daſſelbe muß aber auch der Tuitonga t
wenn er mit jenen vornehmeren weiblichen Verwandten zuſam
trifft; daſſelbe die Frau, welche einen vornehmeren Mann, der M
welcher eine höherſtehende Frau geheirathet hat, ſobald ſie mit
ander eſſen, daſitzen, kurz bei jedem näheren Verkehr (Mar. 2,

Die vornehmſten Häuptlinge, auch der Tui-tonga (Cook 3
2, 126), wohnten alle auf der einen Inſel Tonga, wie wir ähn
auch in Mikroneſien z. B. in Kuſaie die Fürſten auf einer klei
Inſel abgeſondert wohnend fanden. Auf Tonga wurden ſie alle a
begraben — und ſo könnte man mit Cook (eb.), Mariner (2, 81
und Meinicke (89) wohl annehmen, daß die Inſel deshalb Tong
tabu, heiliges Tonga hieß. Doch könnte auch die Inſel deshalb, we
ſie ſchon heilig war, zum Aufenthalt der Fürſten geworden ſein; u
hierzu ſtimmt es, wenn die Sage die göttlichen Vorfahren des Tu
tonga und Veatſchi zuerſt in Tongatabu landen läßt. Von hier a
verbreitete ſich vielleicht die Bevölkerung über den ganzen Archipel. Do
iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß auf jeder Inſel die Häuſer der a
ihr heimiſchen Häuptlinge (minder hohen Ranges) ſtets an einem O
den man mua (vorn) nannte, zuſammengebaut waren (Marin. 1, 1
Auch der vornehmſte Diſtrikt der Gruppe, der dem Tuitonga angehör
hieß Mua.

Das Volk war zu beſtimmten Abgaben an die Häuptlinge,

niederen Häuptlinge zu ebenſolchen an die höheren verpflichtet. Der Tribut an den höchſten Häuptling einer Inſel, eines Bezirkes beſtand in Matten, Tapa, in Yams, Fiſchen, Vögeln u. ſ. w., und die Menge dieſer Abgabe wurde ſelten vom Häuptling ſelbſt beſtimmt, meiſt nur vom Ermeſſen des einzelnen Tributpflichtigen, welcher nach ſeinem Vermögen beiſteuerte. Dieſe Abgaben wurden zweimal im Jahre gegeben, einmal im Oktober beim Inatſchifeſt, wo die Eingeborenen auch dem Tuitonga ſteuerten, zweitens mehr beliebig zu Zeiten, wo man irgend eine Frucht oder dergl. gerade recht in Fülle hat und dann mehr in Form eines Geſchenkes. Dieſe letztere Form hatten die Abgaben der niederen Häuptlinge an die höheren immer (Mariner 1, 243 f.). Fremde waren vom Tribut frei, außer bei beſonders feierlichen Gelegenheiten, wie beim Inachi, wo auch ſie mit ſteuern mußten (eb. 1, 310). Eine andere mehr indirekte Auflage war die, daß bei einer öffentlichen Verſammlung, einem Fono, mochte ſie nun zu welchem Zweck auch immer gehalten werden, die umwohnenden Landbeſitzer verpflichtet waren, die nöthigen Lebensmittel und ſonſtigen Bedürfniſſe zu beſchaffen. Baut z. B. ein Fürſt einen Kahn, wozu immer eine größere Zahl Menſchen ſich verſammelt, ſo muß der eine der nächſtwohnenden Grundbeſitzer, mag er nun Egi, Matabule oder auch Mua ſein, die Verſammlung mit Lebensmitteln verſehen, der zweite ſteuert das Plankenholz bei, ein dritter liefert die Stämme zum Kiel, ein vierter gibt das nöthige Flechtwerk (Mariner 1, 286). Man ſieht, daß hier die Fonos allerdings ganz anders als die zu Samoa ſind, weil die Fürſten hier eine viel größere Macht über das Volk haben (Erskine 155 f.). Dort waren es berathende Verſammlungen, in denen viel geredet wurde, hier iſt dies nicht der Fall und die geringere Uebung, welche die tonganiſchen Fürſten im Vergleich zu den ſamoaniſchen in der Beredtſamkeit haben, beruht weſentlich auf ihrer anderen Stellung zum Volke. Daher fehlen hier auch die vielen und ausgeſuchten Höflichkeitsformen und ceremoniellen Reden der Samoaner. Da nun auch kleinere Häuptlinge ihre Angelegenheiten durch ſolche Fonos beſorgen laſſen (287); da auch dann ein ſolcher gehalten wird, wenn das Betragen junger Männer von Stande irgend einen Tadel, eine Ermahnung durch einen Matabule nöthig erſcheinen läßt (288); kurz, da faſt alle 14 Tage eine ſolche Verſammlung ſtattfindet: ſo liegt freilich auf der niederen Klaſſe des Volkes, welche zumeiſt dies

alles beſchaffen muß, eine nicht geringe Laſt von Arbeit und Abga
Eigenthumsrecht hatten die Tua und wohl auch die niederen M
gar nicht, vielmehr waren ſie verpflichtet, alles was von ihrer H
den Fürſten anſtand dieſen auszuliefern; wie dieſe denn z. B. a
die Geſchenke, welche die Europäer den Leuten niederen Stan
machten, von denſelben für ſich einforderten (Forſter Bemerk. 32
und wie ſie allein im Beſitz aller wirklichen Koſtbarkeiten, z. E
der höchſtgeſchätzten Walfiſchzähne waren (Mariner 1, 311 f.)
Aber auch ſonſt lag ein ſchwerer Druck, eine durchaus willkürliche
Behandlung von Seiten der Fürſten auf den Tua (authent. narrat.
160): ihre Weiber mußten den Fürſten bei zufälligen Begegnungen,
wenn dieſen das Gelüſte kam, ſofort zu Willen ſein (Mariner 2,
173); man mißhandelte die Männer auf das rückſichtsloſeſte (Cook
3. R. 1, 261), ja man ſchoß ſie, wie Finau, beliebig nieder, wenn
ſie einem gerade unbequem waren (Mariner 1, 142; Dentreca-
ſteaux 1, 283 f.). Und warum auch nicht? War es doch religiöſer
Glaube, daß der Tua keine Seele habe (Mariner 1, 55 Note;
1, 432) oder doch, daß dieſe Seele gleich nach dem Tode von einem
Vogel Lota, der auf dem Begräbnißplatz verweilte, gefreſſen werde oder
ſich ſonſt irgendwie verwandele (Cook 3. R. 2, 124). Und doch
ſcheinen ſie dieſen Druck nicht allzuſehr zu empfinden; ja Mariner
berichtet (7, 287) ausdrücklich, daß ihnen Vermögen und Gelegenheit
zu eignem behaglichem Leben übrig blieb — ſo ſtark war einmal die
Macht der Gewohnheit, andererſeits freilich auch die Gunſt des Klimas.

Daß nun das Volk, da es ſo tief unter den Egi ſtand, dieſen
alle möglichen Höflichkeiten bezeigen mußte, ja daß beide Stände durch
jenen religiöſen Bann, durch das Tabu, von einander geſchieden waren
begreift ſich leicht. Erwähnt werden mag noch, weil es einigermaßen
im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint mit dem, was wir oben (S. 40)
über den Urſprung der Beſchneidung ſagten, daß man ſich nie vor
einem höheren Häuptling (dem Vertreter eines Gottes) oder einem
Grabe (wo ein Gott ſein könnte) entblößen darf; daher legt man
wenn man ſich daſelbſt umkleiden muß, ſchnell einen Laubſchurz um
(Mariner 1, 269). Es iſt leicht erſichtlich, wie dieſer Gebrauch in
nicht mehr ganz urſprünglicher Zeit, als das Schamgefühl erwacht war
aufgekommen iſt. Schwieriger und wichtiger iſt dagegen die Nach
richt, daß Finau einen vornehmen Fürſten, der von ihm abfiel, zum

inen Mann degradirt habe, eine Nachricht, welche wir dem ſo rläſſigen Mariner (1, 207—8) verdanken. Man ſollte glauben, wie dem Tuitonga ſeine göttliche Würde nicht mit der weltlichen ibt werden konnte, ſo auch ein Fürſt, der ja doch auch mit den rn in Beziehung ſteht, der eine Seele hat, nicht in das ſeelen- Volk herabgeſtoßen werden konnte. Doch Mariner erwähnt auch noch ähnliches; ſo erzählt er (1, 359) von einem großen Feſt, im einem aufrühreriſchen Häuptling zu verzeihen von Finau an- war; hier erſchien jener Häuptling nun aufs alleräußerſte de- g, allein nur, wie es die Sitte verlangte: denn je höher er , um ſo tiefer und länger mußte er ſich demüthigen. Dieſe ithigung beſteht aber eben darin, daß er ſich alle dem unterzieht, ein Mann aus dem Volk einem Fürſten gegenüber von Devo- und Selbſterniedrigung zu thun ſchuldig iſt. Denken wir nun daran, daß auch die Chamorri auf den Marianen, welche doch falls nur dem Adel, nicht dem Volk eine Seele zuſchrieben, öfters Adligen zur Strafe ins Volk hinabſtießen, ſo wird uns auch jene icht von den Tongainſeln glaubwürdig erſcheinen: um ſo eher, ie an und für ſich ganz begreiflich iſt. Der Tuitonga konnte ungöttlicher werden, als er war, weil er die höchſte Stelle unter irdiſchen Göttern einnahm; wohl aber konnte, wie der Gott polyneſiſchem Glauben die Seelen frißt und dadurch vernichtet, ächtigere Vertreter des Gottes auf Erden, der Häuptling, dem r mächtigen die Seele rauben, ihn zum Volke degradiren.

Eine genaue Betrachtung der politiſchen Verhältniſſe von Tonga shalb ſo beſonders wichtig, weil die tonganiſche Verfaſſung die dzüge der polyneſiſchen Urverfaſſung, wie ſie etwa zur Zeit der anderung beſtand, am genaueſten bewahrt hat. Dieſelben Ver- ſſe finden wir freilich ähnlich wieder in Samoa, doch iſt hier uflöſung des Urſprünglichen viel weiter vorgeſchritten und daher eſtaltung des Ganzen minder ſcharf zu erkennen. Beide Gruppen Tonga und Samoa, ſind politiſch einander nahe verwandt.

Ihnen gegenüber ſtehen nun zwei andere Gruppen polyneſiſcher ıscentren, welche beide eine Umänderung, eine Weiterbildung dieſer rünglichen Verhältniſſe zeigen, auf der einen Seite Tahiti, Raro- ga und Hawaii, auf der anderen Neuſeeland, Nukuhiva und Pau- u. Dort hat ſich das Königthum ſtark erhalten und ſteht ſeiner

urſprünglichen Machtfülle noch nahe: hier iſt es ſo gut wie ganz ve
drängt durch das Emporkommen des zweiten Standes. Jene Gruppe
zeigen alſo nähere Verwandtſchaft mit Tonga, dieſe mit Samoa. De
auf Neuſeeland, Nukuhiva und Paumotu gleiche Verhältniſſe beſtehe
beruht auf der gleichen Einwirkung der Bodenbeſchaffenheit dieſer Inſel
nicht auf irgend welchem Zuſammenhang derſelben untereinander:
ganz Polyneſien aber drängt der organiſche Gang der Entwickelun
zu einer beſonders reichen Entfaltung des zweiten Standes, der f
beſonders lebenskräftig zeigt. Am meiſten zurückgehalten iſt er a
Tonga und Hawaii, auf Samoa und Neuſeeland am meiſten vor
ſchritten. Betrachten wir nun zuerſt jene zuerſt genannte Entwickelun
gruppe und beginnen wir mit Tahiti.

Die Bevölkerung zerfiel hier in folgende drei Klaſſen: in
Arii, die königliche Familie und ihre nächſten Verwandten, den ho
Adel; in die Raatira oder Landbeſitzer und in die Manahune,
gemeine Volk. Dieſe letzteren, die Manahune, ſtehen in durch
keiner verwandtſchaftlichen Beziehung weder zu dem hohen Adel,
Arii, noch zu dem niederen Adel, zu den Raatira. Sie ſind alſo
polyneſiſchen Begriffen eine ganz andere Art von Menſchen: denn
der Adel hat mit den Göttern Zuſammenhang, ſie nicht — was
türlich ihre ganze politiſche Stellung bedingt. Ihr Name bezeich
„Diener der Machthaber", ſo daß ihn alſo Cook (3 R. 2, 36
und Wilh. von Humboldt (Buſchmann aperçu 109) treffend
„Vaſallen" überſetzen. Grundbeſitz hatten ſie nicht, wohl aber wur
ihnen bisweilen ein kleinerer Landſtrich lehensweiſe übertragen (Co
1. R. 2, 240), den ſie und ihre Familie zwar eigenhändig aber au
ſelbſtändig für ſich bebauten (Forſter Bem. 309 f. Wilſon 439
Hauptſächlich aber beſtand ihre Thätigkeit darin, daß ſie für die höhere
Stände arbeiteten: ſie bebauten die Ländereien der Häuptlinge, zw
perſönlich frei und ungebunden, wie ſie denn ihren Wohnſitz ände
und von einem Herrn zum anderen übergehen konnten, aber verpflicht
zu ſehr umfaſſenden Abgaben; ſie verfertigten ferner den Fürſten d
nöthige Tapa, ſie bauten die Kähne, errichteten die Häuſer u. ſ. r
(Wilſon 439). Von niederen Dienſten waren ſie indeß frei,
dienten als Krieger, ja ſie konnten nach Forſter ſelbſtändig ein
Kriegskahn befehligen — wenn nicht Forſter ſie mit den Raatira
verwechſelt. Denn ſchon in heidniſcher Zeit gab es eine Verbindu

eiden Stände, indem die Fiſcher und Künſtler (Kahn- Haus-
. dergl.) theils zu den Manahune, theils zu den Raatira ge-
Ellis 3, 96). Und noch mehr hat die neuere Zeit die
Trennung zwiſchen beiden aufgehoben (Ellis 3, 96); denn
Zahl der Manahune zu Ellis Zeiten (um 1820) im Ver-
zu den übrigen Ständen nicht mehr ſo zahlreich war wie
kam daher, daß in Folge der endloſen und blutigen Kriege,
n Anfange dieſes Jahrhunderts geführt wurden, eine Menge
ne ſich eigenen Landbeſitz errungen hatten und dadurch ſelbſt
ira geworden waren. Cook und Forſter (3 R. 2, 364;
09) ſtellen nun zwar, indem ſie die Raatira ganz übergehen,
ahune als zweite Rangklaſſe hin und fügen ihnen als dritte
ven bei. Das iſt falſch. Man kann die Bevölkerung in zwei
ıbſcheiden, in Adel und Volk; will man aber eine Dreitheilung
n, ſo kann man als geſondert nur jenen vermittelnden Stand,
tira, anführen. Denn alles was Diener oder Sklave war,
zu den Manahune, zunächſt die Diener, die Teuteu (Wilſon
Ellis 3, 95), dann die Titi oder Sklaven und ebenſo die Tute.
ıteu waren Manahune ohne Lehen und ohne die Kenntniß
iner Kunſt, welche in Abhängigkeit und eigentlich in Leibeigen-
r Vornehmen ſtanden (Forſter Bem. 324), auf deren Gütern
wohnten; ſie konnten nicht beliebig ihren Wohnſitz und ihren
ertauſchen. Auch ſie bebauten das Land; auch ſie bereiteten
ıd dienten, wie und womit ſie konnten; ſie ruderten, ſie kochten
ɔierten die Speiſen: Häuſer aber, wie Forſter (Bem. 310)
r Kähne haben ſie wohl nur in den ſeltenſten Fällen zu
ermocht, da dieſe Künſte, hochgeachtet bei den Polyneſiern,
ɣlich im Beſitz der Manahune, der Rangatira waren. Aus alle
rſieht man den Unterſchied zwiſchen ihnen und den Manahune,
ß ein fließender war; jedenfalls aber ſtanden ſie tiefer als die
ıne. Die Tute, welche Wilſon (440) erwähnt, ſind Diener,
ıllein die Weiber bedienen, doch waren es oft junge Arii oder
, welche ſich dazu hergaben, obwohl ſie dadurch, indeß wohl
weiſe, die Vorrechte, das Tabu ihrer höheren Geburt aufgaben:
ɣ, denn die Weiber ſelbſt waren davon ausgeſchloſſen und hatten
en Dienern ihre Feſte für ſich (Wilſon 439). Dieſe Tute
aber, wie ſchon ihr Name ſagt, der abjectus und in leicht be-

greiflicher Uebertragung auch merda bedeutet, ſehr wenig geachtet, wie ſie ſich dieſem Dienſte auch gewiß nicht aus reinen Motiven unterzogen. Wir thun wohl nicht unrecht, wenn wir ſie neben die Teuteu und noch unter die Manahune ſtellen. Die abſcheulichen Mahu, von denen ſchon oben die Rede war (S. 124), werden wohl auch nur dem niederen Volke angehört haben, höchſtens den Raatira: und auch ſie müſſen mit unter den niederſten Ständen der Geſellſchaft erwähnt werden, denn man achtete ſie auch in Tahiti nicht hoch, wenn ſie auch ſtets mit den Fürſten (Turnbull 307) umgingen; da ſie aber ganz und gar in deren Gefolge und Dienſtbarkeit waren, ſo galten ſie ſicher nur als Teuteu. Die Titi, die Sklaven, theils ſelbſt Kriegsgefangene, theils Unterthanen unterworfener Häuptlinge, waren nebſt Weib und Kind vollkommenes Eigenthum des Siegers, ſie wurden, wie in Neuſeeland, zwar bisweilen plötzlich ermordet aus nachträglicher Rache oder wenn man ein Menſchenopfer gebrauchte; im allgemeinen aber wurden ſie milde behandelt, ja öfters ſogar mit der Freiheit beſchenkt und in ihre alte Heimat entlaſſen (Ellis 3, 95 f. Vincend. Dum. Tahiti 302).

Die Raatira hatten ihren Grundbeſitz nicht als Lehen vom König, ſondern als Eigenthum, das durch Erbſchaft von den Vätern her auf ſie gekommen war (Ellis 3, 97; Mörenhout 2, 11). Ellis (eb.) unterſcheidet zwei Klaſſen unter ihnen, welche ſich durch die Größe ihrer Ländereien unterſchieden. Die geringeren Raatira bebauten öfters das Land der Mächtigeren neben ihrem eigenen Grundbeſitz, denen ſie dafür zur Kriegsfolge, ſo wie zu einigen Abgaben verpflichtet waren. Dies ſetzte ſie zwar in ihrer öffentlichen Geltung nicht herab: allein man ſieht denn doch auch hier, daß die Grenzen zwiſchen ihnen und den Manahune nicht ſehr feſt waren. Sie hatten (Wilſon 437*) das Recht, über ihr Gebiet ein Tabu auszuſprechen, was ſie gewöhnlich thaten, wenn durch ein Feſt oder ſonſt eine Veranlaſſung die Lebensmittel knapp waren. Auch einen einzelnen Gegenſtand konnten ſie durch ein Tabu dem Gebrauch entziehen und ihn auf dieſe Weiſe ſchützen, z. B. bei einer Mißernte die Brodfrucht, bei Unergibigkeit des Fiſchfanges die Fiſche u. ſ. w. Durch ein beſtimmtes Feſt wurde dann ſpäter das Tabu, wenn es nicht mehr nöthig war, aufgehoben. In der Staatsgemeinſchaft hatten ſie eine wichtige, ja auch hier die wichtigſte Stellung: einmal, weil ſie ſchon

: Zahl nach den eigentlichen Kern des Volkes bildeten, dann aber, il ſie im Beſitz der wichtigſten Lebensmittel ſchon dadurch für den bel, den ſie an Mäßigkeit, Fleiß und Geſchicklichkeit übertrafen, und r ſeine religiös nothwendigen Feſte von größter Bedeutung ſein ußten. Ihr Reichthum ſchaffte ihnen auch nach anderer Seite hin Macht: denn eine Menge Leute, welche nur durch ſie lebten, ſchloſſen ch deßhalb natürlich auf das feſteſte an ſie an. So wurden ſie auch ir Kriegszeiten ſehr wichtig, da ſie die Hauptmacht des Heeres bil- eten, da ſie an Kraft nicht nur, ſondern auch an Verläßlichkeit die eibwache des Königs bei weitem übertrafen; ja ſie hatten von allen ingeborenen die meiſte Liebe zu dem heimiſchen Boden, auf dem ſie eilich auch feſter wie alle übrigen Stände wurzelten. Durch alles es waren ſie ſehr häufig ein durchaus heilſames Gegengewicht gegen ie Willkür und Uebermacht des oberſten Herrſchers, da dieſer ohne e nur wenig ausrichten konnte: daher hatten die Redner in den ffentlichen Verſammlungen, welche den Staat herkömmlich und häufig nit einem Schiff verglichen, wohl Recht, wenn ſie den König zwar mit dem Maſt, die Raatira aber mit den Tauen verglichen, welche en Maſt halten (Ellis 3, 97—98). Ihrem und der Häuptlinge Willen widerſetzte ſich der König nie (Hale 34), vermochte es auch um ſo weniger, als ſie nicht (wie die Matabule in Tonga) in einem Lehnsverhältniß zu ihm ſtanden (Ellis 3, 115); und ſo unbeſchränkt er auch der Theorie nach iſt und ſo wenig es verfaſſungsmäßig war, Verſammlungen der Großen zu berufen, ſo war doch thatſächlich ſeine Macht häufig nur eine nominelle, bisweilen ſogar ganz und gar nichtig: ſie hing von den Umſtänden und ſeiner perſönlichen Bedeutung ab (Hale eb.; Ellis eb.). — Schließlich ſei noch bemerkt, daß die Raatira in ihrem eigenen Familientempel die Prieſterwürde bekleideten, daß auch die meiſten öffentlichen Prieſter zu ihnen gehörten (Ellis 3, 98).

Wir gehen nun zur Betrachtung des höchſten Standes, der Arii oder Eri über, zu welchen auch der König und ſeine Familie ge- hört. Dieſer Stand zerfällt in drei Abtheilungen: erſtlich der König und die Seinen, zweitens die hohen und drittens die niederen Häupt- linge. Letztere, welche Wilſon Tohha nennt (437), ſind Mö- renhouts Tavana (2, 9 f.); Cook (3. R. 2, 182) nahm das Wort, das er Tohah oder Towha ſchreibt, irrthümlich als Eigennamen. Sie waren (Wilſon eb.) die jüngeren Brüder oder Verwandten der vor-

nehmeren Fürſten, denen ſie untergeordnet und zu mancherlei Dienſt verpflichtet ſind, daher ſie den Raatira nahe ſtehen. Namentlich ei Art von polizeilicher Aufſicht hatten ſie. Die vornehmeren Häuptlin ſtanden an der Spitze der einzelnen Diſtrikte, deren ſie entweder me rere oder nur einen oder mit mehreren Standesgenoſſen gemeinſchaf lich einen beherrſchten (Wilſon 437; Forſter Bem. 311), d dann wieder in mehrere kleinere Abtheilungen zerfiel (Wilſon 437 Dieſe kleineren Abtheilungen nannte ein Tahitier auf Wilſons B fragen (301) Wateina, d. h. ein Haus, eine Wohnung, zu der wege des Ranges ihres Beſitzers oder wegen ihrer Lage eine Anzahl ande Häuſer gehörten. Jedes Mateina errichte auf dem gemeinſchaftlich Marae ein Ti'i, d. h. ein Götzenbild, wodurch es berechtigt ſei, a dieſem Marae den Göttern zu dienen; und da die von ihm abhängig Häuſer durch dies Bild zu demſelben Recht gelangen, ſo nenne m die Häuſer nach den Bildern gleichfalls Ti'i. Die Zahl der v einem Mateina abhängigen Ti'i oder Häuſer war verſchieden. — Ra Bonechea (bei Bratring 104) gab es 10—12 ſolcher vornehmer Ariis; und wenn Olmſtedt (291) behauptet, die eigentliche Macht h in den Händen von 7 Richtern geſtanden, welche ſelbſt den König hätt zur Rechenſchaft ziehen können, wenn er von Polizeibeamten unter ihn ſpricht, welche alle Vagabunden aufgreifen mußten: ſo ſind damit n die höchſten Fürſten und die Tavana gemeint und die Zahl iſt in fern zufällig, als Olmſtedt gerade 7 beſonders mächtige Fürſt vorfand, deren Zahl aber mit der Zeit ſich änderte. Nach Ell ſind meiſt 8 Diſtrikte und ebenſo viel hohe Häuptlinge auf den Inſ (3, 120). Dieſer Stand war nicht ſehr zahlreich, aber außerorde lich vornehm, vom Volk ſehr hoch, ja heilig geachtet wegen ſeiner A ſtammung von den Göttern; und dies letzte war der urſprünglic und hauptſächlichſte Grund, weshalb die Arii ſelbſt ſo ſehr auf Reinheit ihres Blutes achteten und z. B. Kinder aus einer Ehe, ein Arii mit einer Frau eines geringeren Standes geſchloſſen ha getödtet werden mußten (Ellis 3, 98). Dem König, den man A rahi, d. h. großer Fürſt nannte (Cook 1. R. 2, 239; Hale 3 ſtand zunächſt im Rang die Königin, dann ſeine Brüder, ſeine Elte darauf ſeine anderen Verwandten. Die Würde war erblich, auch weiblicher Linie. Der König ſowohl wie jeder Häuptling verzich ſofort auf den Thron und jegliche Würde, ſowie der Erbfolger geb

war: dieſer beſaß dann den Rang, die Würde und die Titel, wenn auch noch alle Macht vom Vater ausging, aber nur, weil er für das unmündige Kind ſtellvertretender Regent wurde (Ellis 3, 99 f.; Cook 1. R. 2, 152; 241 u. oft). Ellis (3, 101) und Hale (34) meinen, dieſe auffallende Sitte ſei aus dem Beſtreben hervorgegangen, die Erbfolge zu ſichern, Unordnungen, Bürgerkriege zu vermeiden; Mörenhout (2, 14), man habe dadurch die Macht der Familien conſolidiren wollen. Allein dieſe Anſichten werden ſchon dadurch widerlegt, daß nirgend nur entfernt eine ähnliche Rückſicht ſich ſonſt in Tahiti, ja in ganz Polyneſien zeigt: die Sitte erklärt ſich richtiger und befriedigender theils aus der Göttlichkeit der Königsfamilie überhaupt, in Folge welcher ein Kind ja ebenſo gut regierungsfähig ſein mußte als ein Erwachſener; theils aus dem Glauben, daß der Sohn, der einen Ahnen mehr zählt als der Vater, eben deshalb höheren Rang, eine größere Heiligkeit hat als der letztere, der alſo nach der Geburt des Vornehmeren dieſem an Würde nachſtehen muß. Und dieſe Würde und die Ehrenbezeugungen, welche ihr gebührten, waren allerdings nicht gering. Zwar im äußeren zeichnete ſich der König in nichts vor dem übrigen Adel aus, weder in Wohnung, noch Kleidung, nur daß die Matten, die er um hatte, bisweilen feiner waren (Ellis 3, 116); und mit dem allerniedrigſten ſeiner Unterthanen pflegte er durchaus vertraulich zu ſprechen: aber jeder, der ihm nahte, ja der auch nur an ſeinem Hauſe vorüberging, mußte den Oberkörper bis zur Hüfte entblößen, ſelbſt ſeine nächſten Verwandten, ja ſeine eigenen Eltern (Wilſon 435; Cook 1. R. 2, 153). Doch ſagt Cook (3. R. 2, 363), daß ſich die Weiber der königlichen Familie nur vor den Töchtern nicht vor den Söhnen des königlichen Hauſes entblößen. Wer aber dieſe Ehrfurchtsbezeugung, mit welcher man auch den Göttern und ihren Tempeln huldigte, verſäumte, oder auch nur mit ihr zögerte, der war des Todes ſchuldig. Kam der König unverſehens, ſo daß er die Leute noch in den Kleidern traf, ſo zerriß man dieſe ſofort und brachte ihm ein Geſchenk zur Buße (Ellis 3, 105 f.; alle Quellen oft). Da nun ferner der König tabu iſt, ſo wird alles, was er berührt, gleichfalls tabu und daher dem Gebrauche des gemeinen Lebens für immer entzogen. Die Gefäße, aus denen er gegeſſen oder getrunken hat, werden meiſt zerbrochen (Vankouver 1, 81) oder müſſen für ſeinen ausſchließlichen Gebrauch aufgehoben

werden; das Haus eines Anderen, welches er betreten, wird sein Eig
thum oder muß zerstört werden, alles, was die höchsten Fürsten selber
brauchten, alle, die sie bedienten, die mit ihnen umgingen, waren tabu,
nur solche tabuirte Personen durften ihre Häuser betreten, sie selber
rühren. Wer nicht tabu war und eins von diesen Dingen doch th
über ihnen stand oder mit der Hand über ihrem Haupte herfuhr, n
des Todes schuldig (Ellis 3, 102). Die Sprachveränderung
welche bei jedem Thronwechsel eintraten, haben wir schon öfters
wähnt; Vankouver (1, 104) sagt, daß bei Otus Thronbesteigu
alle Anführer die Namen änderten, daß etwa 50 andere Worte, t
mit den früheren Synonymen gar keine Aehnlichkeit hatten, aufkame
daß man aber im Verkehr mit den Europäern die alten Worte ruh
weiter brauchte. Ferner hatte man eine ganz besondere Sprache d
Etikette dem König gegenüber. Wie wir Majestät, Höchstdero, ho
und höchstselig anwenden, so nennen die Tahitier die Häuser des K
nigs die Wolken, abendlichen Fackelschein in diesen Häusern den Bli
des Königs Stimme den Donner, seinen Kahn — mythologisch l
deutsam genug, wie diese ganze Sprache mythologisch zu deuten ist -
den Regenbogen, sein Reisen durch das Land Fliegen (Ellis 3, 1
—4): so daß, wenn ein Tahitier sagte: schon leuchtet der Blitz
den Wolken des Himmels, aber der Sohn Oros ist fern: kehrt
auf dem Regenbogen heim oder wird er zurückfliegen zu den Wolke
so daß dieser Satz in gewöhnlicher Sprache hieß, schon brennen
Fackeln im Hause des Königs, der noch fern ist, wird er zu Ka
oder zu Lande zurückkehren? Betrat nun dieser heilige Fürst d
Boden der Insel, so weit er nicht ganz besonders ihm angehörte u
also schon tabu war, so würde die ganze Insel tabu geworden u
dadurch unbewohnbar geworden sein. Deshalb durften diese heiligs
Personen nicht zu Fuße durch das Land gehen, sondern sie wurd
von bestimmten Männern fortwährend getragen, auf deren Schult
sie saßen, während ihre Beine über die Brust der Träger hinabhing
Dabei pflegten König und Königin sehr gern die Läuse ihrer Trä
aufzusuchen und zu essen (Wilson 436*). Mehrere solcher Trä
folgten immer, wenn der König reiste und häufig stieg er, wenn
eine ermüdete, auf die Schultern des anderen, doch stets ohne
Erde zu berühren. Die Träger selbst waren frei von anderer Arl
und hochgeehrt (Ellis 3, 102 f.). Doch fiel diese unbequeme P

des Reifens weg, ſobald der junge König öffentlich anerkannt und beſchnitten war (Vankouver 1, 110; Turnbull 287) — was wieder ein Licht auf die religiöſe Bedeutung der Beſchneidung wirft. Andere Beſchränkungen, welche ſowohl dem König als dem übrigen Adel in Folge ſeiner Heiligkeit auflagen, werden wir ſpäter ſehen, wenn wir eingehender vom Tabu handeln. Hier wollen wir zunächſt die Machtſtellung des Königs zeigen, welche, wie wir ſchon erwähnten, zur Zeit der Entdeckung keineswegs eine ganz unbeſchränkte wie früher gewiß war. Ja früher ſcheint der tahitiſche König dieſelbe religiös-politiſche Doppelſtellung gehabt zu haben, wie der Tuitonga in älterer Zeit, was wir ſchon aus dem ſtrengen Tabu, welches den König umgab, noch mehr aber daraus ſchließen können, daß der Tamatoa von Raiatea geradezu zum Gott geweiht wurde (Tyerm. u. Bennet 1, 524) und als ſolcher die Opfer empfing (Ellis 1, 342). Seine Einkünfte, durch welche er ſeinen und ſeiner Umgebung Aufwand beſtritt; zog er zunächſt aus ſeinen eigenen Domänen; dann aber durch Abgaben, welche er von den Häuptlingen empfing und deren Zeit obwohl ſie geſetzlich nicht feſtſtand, doch durch den Gebrauch geregelt war (Ellis 3, 116—7). Allein da der König tabu war und ſeine Berührung alles tabuirte, alſo auf ſeinen Gebrauch beſchränkte; ſo konnte er ſich hierdurch ſchon, wie es die polyneſiſchen Fürſten ſo oft machten, in den Beſitz einer Menge von Dingen ſetzen, die er brauchte oder wünſchte. So haben in der erſten Zeit der Bekanntſchaft mit den Europäern alle die Geſchenke, welche die letzteren an Leute aus dem Volke machten, ſtets ihren Weg in die königlichen Schatzkammern gefunden, aus welchen ſie theuer genug an die Unterthanen vermiethet wurden (Forſter Bem. 324). Turnbull (286) ſagt geradezu, daß das gemeine Volk wenig oder gar kein Eigenthum beſitzt; denn wenn jemand irgend etwas beſonders werthvolles habe und der König erfahre es, ſo laſſe er es ſogleich dem Eigenthümer abfordern, der es dann nicht verweigern könne; ja die Begleiter des Königs gäben genau Acht, wo irgend ein werthvoller Gegenſtand ſich befinde, um ſofort den König zu benachrichtigen oder auch, um ihn für ſich zu rauben: denn auch den Häuptlingen gegenüber ſtand dem Volk kein Eigenthumsrecht zu. Wie rückſichtslos man bei dieſem Geſchenkeintreiben oder beſſer bei dieſen Plünderungen verfuhr, davon giebt Ellis (3, 128 f.) uns ſchreckende Berichte. Rechnet man nun

hinzu, daß dem König Kahn-, Haus-, Feldbau und jede ſonſt nöt
Arbeit von den Manahune beſorgt wurde: ſo ſieht man, daß
nach dieſer Seite hin die alte göttlich-abſolute Gewalt ſo ziemlich
blieben war. Er hatte einen Vicekönig oder Stellvertreter in je
Diſtrikt, dem er, wenn er etwas bedurfte, ſeine Aufträge ſa
Die verſammelten Häuptlinge theilten ſich dann entweder in die A
oder der König theilte ſie jedem einzelnen einzeln zu (Ellis 3, 1

Anders aber verhielt ſich dies in politiſchen Dingen, denn die M
der übrigen Häuptlinge und der Raatiras war groß genug, um
dem König ein Gegengewicht zu bieten und da er thatſächlich für
Krieg völlig von ihnen abhing, zu welchem ſie ja, wenn er auch
Anführer war, die Truppen ſtellten (Cook 1. R. 2, 241), ſo w
kein Krieg begonnen, keine Flotte ausgerüſtet, kurz kein größeres
tiſches Unternehmen angefangen, bevor nicht der Rath d. h. die
ſtimmung dieſer mächtigen Ariſtokratie eingeholt war. Keineswegs
folgte dieſe immer: ja es kam wohl dazu, daß dieſe Rathsverſammlu
ſich in feindliche Heere auflöſten oder daß gar in ihnen ſelber
vergoſſen wurde (Ellis 3, 117—8). Erließ der König irgend e
Befehl, ſo entſandte er zu den Häuptlingen der verſchiedenen Diſt
ſeinen Boten mit einem Bündel von Kokoslaub, der jedem Fü
ein ſolches Blatt nebſt dem Befehl überbrachte: die Annahme
Blattes war das Zeichen, daß man gehorchte (Ellis 3, 122).
Befehl hierbei konnte von mannigfaltigſter Art, vielleicht nur
Berufung zu einer Nationalverſammlung ſein. Verweigerung der
nahme führte oft zum Krieg (eb.). Auch juriſtiſche Oberhoheit h
der König (Forſter Bem. 311), ſowie das Recht an die Stelle
bannter Häuptlinge und Raatiras oder ausgeſtorbener Familien einen
deren Eigenthümer in die ſo erledigten Ländereien zu berufen, n
aber dieſelben an ſich zu ziehen (Ellis 3, 120). Solche
bannungen ſelbſt aber konnte der König nicht allein vollziehen, ſon
nur nach vorhergehender Beſchlußnahme durch die anderen Häuptli
weil es ihm an Macht fehlte (eb.). Ueberhaupt hatten die einzel
Fürſten in ihren Diſtrikten größere Macht, als der König ſelber
nicht nach urſprünglicher Einrichtung, ſondern durch allmähliche
eignung; wollte daher der König etwas durchſetzen, ſo war Vor
und Schlauheit Noth. Daher erlangten die Könige, je verſchlag
ſie waren, um ſo größere Macht und ſo iſt Pomare I ein wa

Muſter an Verſchlagenheit geweſen (Turnbull 254; 290). Allein immer blieb die Macht des Königs abhängig von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften; woraus ſich das Schwankende der Verhältniſſe zu Tahiti und die mannigfachen Kriege daſelbſt hinlänglich erklären. Daß die Manahune und Teuteu politiſch ganz ohne allen Einfluß waren, verſteht ſich von ſelbſt. Doch konnten einzelne beſonders begabte oder ſonſt bevorzugte Individuen dieſes unterſten Standes durch Verdienſte, durch Kriegsthaten zu den höheren Ständen emporſteigen, höchſtens aber nur zu den Tavana und meiſt nur zu den Raatira (Wilſon 440). Auch einen Hofſtaat von ſtehenden Begleitern hatte der König. Hierzu gehörten zunächſt außer ſeinen Teuteu und ſonſtigen Dienſtleuten die Areoi, welche ihn meiſt auf ſeinen Reiſen begleiteten (Ellis 3, 129); dann aber hatte er ſtets einige ihm beſonders vertraute Häuptlinge in ſeiner nächſten Umgebung, welche ihm als Miniſter oder Rathgeber dienten (Ellis 3, 117). Auch ſie waren gewiß mit einbegriffen unter die Hoa, d. h. die Freunde des Königs, wie man die vornehmſten Diener deſſelben nannte. Zu den Hoa gehörten auch die Boten, welche der König mit den verſchiedenſten Aufträgen ausſandte (Forſter Bem. 311). Die Stellvertreter des Königs, welche er in den einzelnen Diſtrikten hatte, ſind ſchon erwähnt: ſie übten ihre Macht, welche der des Königs gleich kam, oft ſehr drückend aus (Turnbull 287). Einen ganz ähnlichen Hofſtaat hatten die Häuptlinge um ſich (Cook 1 R. 2, 240).

Ueberhaupt, wie der König über den hohen Häuptlingen, ſo ſtanden dieſe wieder über den Tavana, den niederen Häuptlingen, letztere wieder über den Raatira und dieſe über den Manahune. Man mag daraus ermeſſen, was alles von Abgaben und Laſten auch hier auf dem Volke lag (Schilderung bei Ellis 3, 127 f.); und wenn dies letztere trotzdem an dieſe Verfaſſungsform und an ſeine Vornehmen anhänglich, wenn es dabei doch fröhlich blieb, ja auch in ſeinem Gehorſam nichts ſklaviſches hatte (Wilſon 440), ſo erklärt ſich dies hier wie in Tonga und überall in Polyneſien einmal durch den religiöſen Glauben, den man an dieſe Einrichtungen hatte und durch die lange Gewöhnung an dieſelbe: dann aber auch durch das bequeme Klima, in welchem Wohnung und Kleidung kein dringendes Bedürfniß und ſie wie auch die Nahrung leicht beſchafft ſind. Welchen traurigen Einfluß die Eheloſigkeit des gemeinen Volkes hatte, die nothwendige

Folge ſeiner Armuth, das haben wir oben (S. 124) ſchon geſehe
Auch den Charakter konnten dieſe Verhältniſſe nur herabdrücken; ur
daß das Volk nicht wirklich unter ihnen gedeihen konnte, daß es dah
einer langſamen Vernichtung entgegenging, bedarf kaum des Beweiſ
(Ausſterben der Naturvölker S. 80). Doch hat dieſer Druck au
wieder eine gute Seite gehabt: er iſt es vorzüglich geweſen, der
Herzen dem Chriſtenthum, das zuerſt ſeine wahren Anhänger im Vo
fand, geöffnet hat, wie aus gar manchem dankbaren Ausſpruch
Bekehrten ſelbſt hervorgeht; er war es, welcher das Bedürfniß n
Geſetzen den Halbciviliſirten beſonders fühlbar machte — wie
nirgends reiner und ergreifender ausgeſprochen iſt, als in Chamiſ
herrlichem Gedichte „der Gerichtstag auf Huahine“ (vergl. Ellis
213). Und ſo hat man gerade dieſe alte Verfaſſung ſehr leicht
gegeben; die Art und Weiſe wie jetzt die Abgaben für die Kön
eingefordert und geleiſtet werden, iſt eine ſehr milde (Arbouſſet 2
Uebrigens kamen auch Empörungen gegen die allzuſtrenge Macht
Königs vor, wie z. B. 1853 auf Raiatea (Perkins 257).

Damit haben wir die Grundlagen der Tahitiſchen Verfaſſung
zeichnet. So einfach auch die urſprünglichſten Züge derſelben ſind
verwickelt war doch alles durch eine Geſchichte von vielen Jahrhunde
mit der Zeit geworden; und daß die geſchilderten Zuſtände in
Wirklichkeit und den Schwankungen des Tages die verwickeltſten
hältniſſe herbeiführen konnten, ja mußten, das bedarf keines Beweiſ
Ehe wir aber weiter gehen, iſt es indeß noch nöthig einen Blick
die Ceremonien der Krönung zu werfen, da dieſe höchſt merkwürd
ſind. Das eigentliche Zeichen der königlichen Würde iſt der maru ur
der Gürtel von rothen Federn und ein Kopfputz ta-umata genan
(Mörenhout 2, 22). Der Gürtel, der im Heiligthum zu Attahu
aufgehoben wurde, war aus den Fibern der Ficus religiosa (Ell
3, 108) geflochten und als ihn Cook ſah, 15′ lang und 15″ breit,
eine Flagge des Capitän Wallis angenäht; am einen Ende mit hufeiſe
förmigen Federzierrathen, die mit ſchwarzen Federn eingefaßt war
am anderen gabelförmig in zwei lange Zipfel auslaufend. Er w
dicht mit rothen und gelben Federn bedeckt, welche in zwei Rei
viereckiger Felder übereinander ſtanden. An ihn wurden, wenn
König in Beſitz neuer rother Federn kam, dieſe angeſetzt, ſo daß
fortwährend wuchs (3 R. 2, 191; vergl. 163 f.); wenn aber

neuer König damit bekleidet wurde, so mußte er durch ein ganzes Stück verlängert werden, so daß er also ähnlich wie die peruanischen Knotenschnüre als geschichtliches Dokument dienen konnte. Zu dieser Verlängerung waren die Häuptlinge verpflichtet die nöthigen rothen Federn einzuliefern. Drei Menschenopfer (nach Ellis 3, 108 öfters freilich nur zwei) wurden bei der Bereitung des Gürtels geschlachtet, das erste für das Reinigen der Federn, das zweite fürs Nähen und das dritte für die Vollendung des Gürtels (Mörenh. 2, 22). Andere Menschen wurden geopfert, um unter den Pfeiler des kleinen Tempels gelegt zu werden, der zu dieser Gelegenheit errichtet wurde, um das Bild des Hauptgottes, des Oro aufzunehmen (eb.). Die Häuptlinge mußten für den neuen König vier Kähne bauen; war dies alles geschehen, so wurden zwei Fahnen durch das Land geschickt, sie annehmen hieß den König anerkennen, ablehnen aber, sie zurückweisen oder gar zerreißen bedeutete Auflehnung gegen den Herrscher und führte zum Krieg (Mör. 2, 24). Am Krönungstag selber zog der neue König festlich gekleidet umgeben von den Areoi, welche gleichfalls im höchsten Staatskleid erschienen, gefolgt von allen Häuptlingen durch die dicht gedrängte Volksmasse, welche aber trotzdem ganz ruhig und feierlich dastand und natürlich bis zum Gürtel entblößt war, zum Marae, d. h. zum heiligen Tempelplatz, der gleichfalls festlich geschmückt war. Dort setzte sich der König neben den Altar, die Fürsten ihm gegenüber, das Volk saß in angemessener Entfernung rings umher. Nachdem nun die Feier durch den Klang der Muscheln und Trommeln, welche die Priester ertönen ließen, eröffnet war, wurde ein neues Menschenopfer vor den Altar und das Bild des Gottes gelegt, dessen linkes Auge der Priester, nachdem er und der König lange Gebete gesprochen hatte, dem letzteren auf einem Bananenblatt darbot. Der König öffnete den Mund während der Gebete, welche diese Ceremonien begleiteten, aß jedoch das Auge nicht, welches vielmehr wieder zum Leichnam gelegt wurde. Das rechte Auge opferte man der Gottheit. Man glaubte, daß durch diesen Akt der Feierlichkeit der König an Kraft und Weisheit zunähme. (Mörenh. 2, 24 f.). Auch Büschel vom Haupthaar des Opfers waren mit zu dem Auge gewickelt, welches man dem Könige darbot (Cook 3. R. 2, 185). — Nun wurde „das große Bett des Oro" (Ellis 3, 109), eine Art Tragbahre, welche aus einem Stück Holz künstlich geschnitzt war, vor den Sitz des Königs gestellt und dann

erhob ſich dieſer, um zum Meere zu gehen. Voraus zog der Prieſter welcher, nach Ellis (eb.), das Bild des Oro trug, während nach Mörenhout dies auf der Bahre ſtand, die nach ihm (eb.) vor dem König her, nach Ellis von vier vornehmen Fürſten ihm nachgetragen wurde. So zog man ans Meer, wo die heilige Pirogue, feſtlich geſchmückt, den Prieſter und das Götterbild aufnahm, während der König ſelbſt, von den Prieſtern ganz entkleidet, auf ein beſtimmtes Zeichen ins Meer ſtieg. Der Prieſter des Oro ſchlug ihm den Rücken mit einem benetzten heiligen Zweig unter Gebeten zu Taaroa. Hierdurch wurde der König von jeglicher Schuld befreit. Dann beſtieg er den heiligen Kahn und ward unter erneutem Gebet mit dem heiligen Gürtel bekleidet. Dies Gebet ging an: „breit aus die Macht des Königs über das Meer bis zu der heiligen Inſel"; es ſchloß: „dies iſt dein Vater, o König", womit Oro gemeint war. Darauf erfolgte lautes Jauchzen des Volkes, Muſik der Prieſter und der Kahn mit dem König rnderte weit hinaus in das Meer, um die Macht des neuen Herrſchers über daſſelbe zu zeigen. Während dieſer Fahrt kamen Tuumao und Tahui, Meeresgottheiten in Geſtalt von Haien, um den König zu begrüßen. Dieſe Haie erſchienen bei jedem rechtmäßigen König und galten für friedlich und ungefährlich (Ellis 3, 110—2; Mörenh. 2, 24—26). Dann wurde der neue Herrſcher auf dem Bette des Oro unter fortwährendem Jauchzen der Menge, unter Tanz und Muſik der Prieſter zurückgetragen zum Meere und dort wieder vor den Altar geſetzt. Die widerwärtigen Ceremonien, die nun folgten, verſchweigt Ellis aus Zartgefühl: wir aber müſſen ſie ohne Hülle ſchildern, weil ſie gerade ethnologiſch von Wichtigkeit ſind. Nackte Männer und Frauen aus dem Volk drangen auf den Marae und umtanzten den daſitzenden König auf das allerſchamloſeſte; dabei ſuchten ſie ihn fortwährend mit ihrem Körper, namentlich mit den unanſtändigen Stellen deſſelben zu berühren und ihn mit ihrem Urin und ihrem Kot zu beſudeln, welcher Theil der Feier durch einen Trompetenſtoß des Prieſters ſchloß. Mit ihm war das Ganze beendet (Mörenh. 2, 27). Weil nun der Prieſter den König als ſolchen verkünden mußte, ſo hielt die königliche Familie was an ihr lag Frieden mit ihm. Dies war die ſtehende Art der Königswahl, die auch ſtattfand, wenn zwei krieg führende Partheien um Friede zu ſchaffen gemeinſchaftlich einen neuen König wählten (eb. 28).

Schließlich bleibt nur noch zu erwähnen, daß der König bei allen Menschenopfern zugegen sein muß, daß ohne seine Anwesenheit kein solches gebracht werden kann (Cook 3. R. 2, 194. 362).

Die westlichen Inseln des Gesellschaftsarchipels bildeten eine politische Einheit für sich, wenn sie auch unter tahitischer Oberhoheit gestanden zu haben scheinen (Ellis 2, 146), wenigstens in späterer Zeit. Ursprünglich war aber das Verhältniß eher das umgekehrte und Raiatea mit dem höchsten Nationalheiligthum des Archipels, dem Marae von Opoa der eigentliche Mittelpunkt der Gruppe, deren religiöse Geltung sich bis in die späteste Zeit erhielt (Williams 186; Meinicke 130). Doch hatte noch der 1831 verstorbene König von Raiatea über Tahaa Borabora und Huaheine geherrscht, welche Macht er erst durch die selbständige Erhebung der Häuptlinge dieser Inseln verlor, deren jede nun selbständig blieb (Tyermann und Bennet 1, 519). Die politischen Verhältnisse entsprechen übrigens hier bis ins einzelne den tahitischen. Der König, dessen Name stets Tamatoa (vergl. oben S. 178 Anm.) war (Tyerm. u. Bennet 1, 530), wurde zu Opoa, wo er auch residirte, gewählt und dieselben schmutzigen Ceremonien wie in Tahiti fanden auch hier statt, wie auch hier der König durchaus göttliche Verehrung genoß. Es ist ein sehr beachtenswerther Beweis gewiß uralter Zug, daß er diese göttlichen Ehren hier erst nach jenen schmutzigen Ceremonien und durch dieselben erlangt, (eb. 526), wodurch auch auf die tahitischen Gebräuche ein neues Licht fällt*). Alle übrigen Verhältnisse waren gleich.

Auf Rarotonga finden wir dieselben vier Klassen der Bevölkerung wie anderwärts: an der Spitze des Staates steht der Ariki, der König der schon seit einer langen Reihe von Jahren den Familienamen Makea führt (Williams 199); ihm sind zunächst die Mataiapo oder Distrikthäuptlinge untergeben. Dann folgen die Rangatira und schließlich die Unga, die Diener welche die Güter der Vornehmen zu bearbeiten, ihre Häuser, ihre Kähne zu bauen, ihre Netze zu flechten, für ihren Unterhalt durch Abgaben zu sorgen und jeden ihrer Befehle zu vollstrecken haben (Williams 216). Je mehr Landbesitz Jemand

*) Wir haben oben gesehen (S. 153), daß auch bei Friedensschlüssen Männer und Weiber den König zu küssen versuchen, welcher hiergegen von seinen Wachen vertheidigt wird. Diese Ceremonie scheint mit jenen schmutzigen bei der Krönung verwandt zu sein.

hat, um ſo mächtiger iſt er (eb. 215). Die Zahl der Hauptdiſtr
betrug drei, doch zerfielen dieſe wieder in kleinere (eb. 216)
zwiſchen den einzelnen Diſtrikten lagen in heidniſchen Zeiten un
baute Streifen Landes, auf welchen man die Kriege führte (eb. 21
Seltſam war hier die Abdankung des Vaters zu Gunſten des neuge
borenen Erben geſtaltet: war der Sohn, der Erbe, herangewachſen,
ſo focht und rang er mit dem Vater und behielt, wenn er dieſen
beſiegte, das Eigenthum der väterlichen Güter (eb. 138). Weiber
folgten nur ſelten als Erbinnen (eb. 215).

Auf den Sandwichinſeln herrſchte zwar dieſelbe Eintheilung der
Bevölkerung, indem die königliche Familie, die hohen Häuptlinge, welche
ganzen Diſtrikten vorſtanden und die kleinen Grundherren, die haku aina
denen man die Prieſter zuzählte, den Adel bildeten, welchem das
dienende Volk gegenüberſtand (Jarves 33; Ellis 4, 412 f.; Hil
46; Hale 36 f.; Cook 3. R. 3, 450): darin aber iſt dieſe Grupp
eigenthümlich, daß hier nicht der niedere Adel (die haku aina, de
Rangatira und Matabule entſprechend), ſondern der Despotismus de
Könige zur Entwickelung und größten Macht gelangt iſt, obwohl auch
hier dieſer Mittelſtand die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachte (Cha
miſſo 148). Und zwar finden wir dieſen Despotismus ſchon i
alter Zeit: die einheimiſche hawaiiſche Geſchichte hat wenigſtens di
Namen gar mancher alten Könige aufbewahrt, welche ſich beſonder
durch Unterdrückungen und Grauſamkeit ausgezeichnet haben, z. B. de
des Huakau, welcher alle grauſam tödtete, die ſchöner waren, als e
und der auch noch anderer Sünden halber durch eine Verſchwörun
getödtet wurde (Jarves 32). So war denn auch zur Zeit de
Entdeckung die Regierung durchaus despotiſch. Es gab zwar Geſetze
allein der König konnte willkürlich von ihnen dispenſiren (Jarve
32) und ebenſo die Häuptlinge, von denen freilich an den König ap
pellirt werden konnte, denn dieſer war die oberſte juriſtiſche Behörd
(Ellis 4, 422), ſein Wille galt in jeder Beziehung als höchſtes Geſetz (eb.
Er war, ſo wie jedes Mitglied einer fürſtlichen Familie, Mann ode
Weib, umgeben von einer Art Gefolgſchaft, die politiſch keine Recht
hatte, dem König aber theils als Freunde, theils als Diener nah
ſtanden und ihrem Herrn gleich bei der Geburt zugetheilt wurde
(Jarves 33). Sie waren ihrem Herrn und Freund aufs engſt
verbunden: ſie lebten und ſtarben mit ihm (Liſianſky 123). Da

Tabu der Fürſten war hier womöglich noch ſtrenger als zu Tahiti, wenigſtens wurde es noch rückſichtsloſer durchgeführt. Man warf ſich vor dem König zu Boden und ebenſo vor den Dingen, die er in unmittelbarem Gebrauch hatte; fiel Jemandes Schatten auf ihn, oder ging ein Menſch im Schatten des königlichen Hauſes mit bedecktem Haupt oder bekleidetem Oberkörper, ſo mußte er ſterben (Jarves 35). Die Entblößung des Oberleibes war hier gleichfalls Sitte (Chamiſſo geſ. Werke 1, 208); ja frühere Könige ſollen ſo ſehr tabu geweſen ſein, daß man ſie nie bei Tag ſehen durfte (Cham. 149). Rechte der Perſon, des Eigenthums gab es dem Adel oder gar dem König gegenüber nicht (Jarves 35; Ellis 4, 422) und der einzige Schutz, den die Leute aus dem Volk hatten, beruhte erſtlich auf dem beſſeren Naturell mancher Herrſcher (Ellis eb.; Jarves 32) und zweitens darin, daß kein Häuptling die Diener eines anderen ſchädigen oder ſtrafen durfte und daß der Herr die Diener — denn natürlich war das Volk den Fürſten zu jeglichem Dienſt auch hier verpflichtet — oft des wohlverſtandenen eigenen Vortheils halber ſchützte (eb. 32). Alles Land gehörte dem König. Wegen mannigfacher Streitigkeiten wollte einer der alten Herrſcher, Puiakalani, ſein Recht aufgeben und alles Land dem Volk ſchenken, damit er nicht immer dafür zu ſorgen brauche. Allein das Volk gab alles Land dem König wieder zurück und ſo blieb dieſer der alleinige Eigenthümer (Hawaiiſche Ueberlieferung aus Haw. spect. II, 438 bei Hale 37; Jarves 29). So ging denn alle Belehnung mit Land vom Könige aus, der jede Inſel irgend einem vornehmen Fürſten gab, der ſie verwaltete und ihm Abgaben zahlte. Jede Inſel ſelbſt zerfiel dann in verſchiedene Diſtrikte (Hawaii z. B. in 6), an deren Spitze wieder ein oder zwei Häuptlinge ſtanden, welche ebenſo wie die Vorſteher der kleinen Diſtrikte und Dörfer, in welche die großen Landesabtheilungen zerfielen, vom Regenten der Inſel eingeſetzt wurden. Doch gab es auf jeder Inſel eine Menge Grundſtücke, welche dem König gehörten und unter ſeiner eigenen Verwaltung ſtanden. Die Abgaben an den König kamen jährlich oder halbjährlich ein: der Regent bekam ebenſolche von den Häuptlingen unter ihm und dieſe wieder von ihren Untergebenen. Jetzt zahlt man öfters in Dollars oder auch in Sandelholz: früher in Naturprodukten, Kähnen, Matten, Netzen u. ſ. w. Die Höhe der Abgabe iſt beliebig; ſie wird nach dem Bedürfniß beſtimmt (Ellis 4, 414 f.). Nebenbei

erhielt der König ſowohl als die Häuptlinge „freiwillige“ Geſ
von ihren Untergebenen und vom Volke, auch von den Bewol
der wenigen Landſtriche, welche von allen Abgaben befreit waren,
in Folge außerordentlicher Verdienſte ihrer Beſitzer geſchehen k
und dann als ewiger Vortheil an dem Landestheil, nicht an der P
oder an der Familie haftete (eb. 417). Eine andere Abgabe erf
wenn ein Fürſt ein neues Haus gebaut hatte. Bezog er es, ſo
die geſammte Bewohnerſchaft der Gegend, vom Vornehmſten bis
Geringſten: und Niemand durfte das Haus betreten ohne Geſ
Niemand aber auch dem Eigenthümer ſeinen Beſuch vorentha
Liholiho nahm bei einer ſolchen Gelegenheit 2000 Dollars ein (E
4, 418 f.). Wer zu Markte ging, mußte zwei Drittel ſeiner Wa
als Abgabe geben, oft aber nahm man ihm auch Alles (Stew
151). Auf alle Weiſe wurde das Volk beraubt und gepreßt (E
wart 142). In neuerer Zeit hat der König noch eine große
nahme durch einen Hafen- und Lotſengeld, welches Tamehan
1816 nach europäiſchem Muſter einrichtete (Ellis 4, 418).
Volk haftete nach Ellis 4, 417 und Jarves 34 an der Sc
was freilich Chamiſſo 149 und Campbell 98 läugnen, aber
mit Unrecht: wurde ein Land einem Fürſten verliehen, ſo erhiel
damit auch die volle Gewalt über das Volk daſelbſt, welches erſ
neuerer Zeit Freizügigkeit erhalten hat. Aber wenn der Herr
Landes mit den Kanaka (dem Volke), die es bebauten, nicht zufri
war, ſo konnte er ſie einfach wegjagen (Ellis 4, 417). Berl
werden konnten ſie nicht (Cham. 149). Die Bewohner beſt
Diſtrikte wurden Sklaven (Ellis 4, 417). Außer jener ſchon
nannten Gefolgſchaft hatte der König noch beſtimmte Häuptling
ſeiner unmittelbaren Umgebung, welche ihm als berathender K
zur Seite ſtehen und deren Rath er, wenn er gleich ihn keines
beachten muß, doch in den meiſten Fällen folgt (Ellis 4, 424).
beſonders wichtigen Angelegenheiten wird ſogar eine Verſammlung
Fürſten und Häupter zur Beſprechung des Gegenſtandes zuſam
berufen, deren Entſcheidung der König ſich fügt. Die Verhandlu
waren geheim und faſt nie drang etwas davon ins Volk (eb. Jar
34). Man ſieht alſo, der hohe Adel hatte ſeine Geltung: ja
Macht hat die bisher geſchilderten Verhältniſſe im Lauf der Geſch
vielfach getrübt, indem öfters einzelne oder mehrere Inſeln, an d

mächtige Fürſten ſtanden, vom König abfielen. Daher war
) ein ewiger Kampf, welcher dauernd erſt durch Tamehameha
iſt (Ellis 4, 414; Chamiſſo 149).
er Rang, alſo auch die königliche Würde, war erblich in weiblicher
arves 33), doch ſagt Stewart 125, daß der Rang des Kindes
dem der beiden Eltern, Vater und Mutter beſtimmte. Auch Cham.
t den Rang des Vaters auf den des Kindes Einfluß haben;
ider konnten die höchſte Würde erben (Ellis 4, 412). Nach
) jedoch (4, 31) gab es hier früher keine geſetzlich beſtimmte
e, denn wenn auch die Kinder der Hauptfrau die meiſten
je auf den Thron hatten, ſo konnte doch der König ſeinen
er ſelber ernennen, wodurch es dann öfters zu heftigen Kämpfen
Man könnte in dem, was Freycinet 2, 602, Stewart 216
lis 4, 177 erzählen, daß nämlich nach dem Tode des Königs
es Fürſten eine allgemeine Anarchie mit Strafloſigkeit aller
en ausgebrochen ſei, man könnte hierin eine Beſtätigung für
) Behauptung ſehen wollen: allein dieſe Anarchie ſcheint nichts
eweſen zu ſein, als das Zeichen der allgemeinen Landestrauer,
ſelber Wunden ſchlägt, wie nach dem Tode eines Privat-
der einzelne Verwandte. Ein Aufſteigen vom Volk zum Adel
h Chamiſſo 149 unmöglich; doch konnten ſich Leute vom
i Adel bis zum höchſten aufſchwingen durch beſondere Ver-
Gunſt des Königs u. dgl., wofür Karaimoku, (William Pitt)
urt ein Haku-aina als Beiſpiel dienen mag (Ellis 4, 412).
e Fürſten verkehrten untereinander mit Feinheit und Höflichkeit;
iedenen Rangſtufen unter ihnen ſpiegelten ſich auch in Sprache
ehmen (Jarves 34). Gegen den König betrugen ſich auch
ehmſten oder ihm Befreundetſten mit der größten Ehrfurcht
4, 414). Vom Volke aber waren ſie ganz geſchieden: ihre
), ihr Feuer (Liſianſky 127), ihre Wohnungen, ihre Kleidung
inet 2, 578), ihre Badeplätze, kurz ihr ganzes Leben mußte
res und von dem des Volkes aufs ſtrengſte abgeſondertes ſein.
igte ſich auch äußerlich: die Vornehmen waren koloſſal, fett,
ihn und unverſchämt, die Leute aus dem Volk mager, elend,
n und knechtiſch, geiſtig und leiblich verkommen, beide aber
i und träge: jene opferten Hunderte um ein übertretenes Tabu
n oder aus Vergnügen; dieſe ermordeten ihre Kinder, um ſie

nicht ernähren zu müſſen oder um ſie von dem Druck der auf ihn laſtete zu befreien (Hale 37). Dieſer Druck iſt natürlich in neu Zeit, wenn er nicht ganz aufgehört hat, viel milder geworden: ſo fan es Olmſtedt 1840 (195). Doch berechnet Michelewa y Roja die Abgaben, welche man dem König an Landesprodukten geben mußte, auf 10 Procent (61), obwohl derſelbe einfach eingerichtet war und weder Silbergeſchirr noch Koſtbarkeiten beſaß (eb. 119).

Betrachten wir nun die Entwickelung der politiſchen Verhältniſſe au Neuſeeland, Nukuhiva und Paumotu. In Neuſeeland finde wir die urſprüngliche Verfaſſung in einem ſolchen Verfall, daß der ganz Staat in lauter faſt gleiche Elemente aufgelöſt erſcheint: Hale (33) un Meinicke (91 f.) haben dies zuerſt und ſehr gut nachgewieſen. Allein u ſprünglich waren hier dieſelben Abſtufungen verſchiedener Würden un Stände wie zu Tonga und im übrigen Polyneſien und es erwächſt daher fü uns die Aufgabe einmal die zu Grunde liegende Verfaſſung in ihre Hauptzügen wieder aufzufinden, dann zu ſehen, wie ſich aus ihr d Zuſtände zur Zeit der Entdeckung entwickelt haben. Beginnen w mit der Schilderung dieſer letzteren.

Cook fand 1769 (1. R. 2, 325; 3, 61) die Bevölkerung i Oſten der Nordinſel abhängig von einem Häuptling Teratu, deſſ Herrſchaft ſich weit erſtreckte und dem wieder mehrere andere Obe häupter untergeben waren, welche alle ſelbſt ſchon bejahrte Männe über die anderen einen großen Einfluß hatten: ſie wurden hoch geeh und übten richterliche Gewalt ziemlich rückſichtslos aus. Ihre Würd ſo hörte er, ſollte erblich ſein. Aehnlich war es auch nach Dillo noch 1805 oder 1806, indem er (1, 215) von einem oberſten Häup ling, dem andere untergeben waren, erzählt. Teratu ſcheint üb mehrere Stämme geherrſcht zu haben, jener Häuptling bei Dille wohl nur über einen einzigen; und das war der gewöhnliche Zuſtan So ſchildert Ellis (3, 343) die Verfaſſung Neuſeelands: jed Häuptling, ſagt er, ſteht an der Spitze ſeines Stammes, vollkomm unabhängig von jedem anderen Standesgenoſſen und derſelbe Zuſta des Landes zeigt ſich uns auch in allen Erzählungen Dillons. E Bevölkerung zerfiel in lauter einzelne Stämme; und alle dieſe Stäm waren zur Zeit der Entdeckung unabhängig von einander oder d nur in einzelnen ſeltenen Fällen durch irgend eine gemeinſame He ſchaft wie die Teratus verknüpft. Doch iſt wohl zu beachten, d

Cook von dieſem Fürſten nur nach dem erſten Augenſchein berichtet; daß wir alſo keineswegs ein allzubedeutendes Gewicht auf ſeine Nachricht legen dürfen. So ſehr nun auch in damaliger Zeit die Stämme in der That von einander unabhängig waren, ſo wußten doch die Eingeborenen noch recht gut von einer Zuſammengehörigkeit der Stämme zu größeren Ganzen und hatten von einer feſten Gliederung dieſer größeren Einheiten wenigſtens noch ſagenhafte Kunde; ja dieſe letzteren hatten ſich nominell erhalten. Denn nach den Berichten der Eingeborenen bei Hale 32 gibt es 104 Stämme der Maori welche in 4 Abtheilungen zerfallen: die erſte, 35 Stämme umfaſſend, wohnt auf der Nordhalbinſel bis zur Landenge von Manukoa und dieſe Stämme heißen die Ngapuhi. Sie waren durch Krieg und Krankheit arg mitgenommen. Die zweite Abtheilung, die Ngatimaru, umfaßte nur 14 Stämme; welche von jener Landenge bis zum Oſtkap wohnen. Die dritte Abtheilung, die Ngatikohungunu, iſt bei weitem die zahlreichſte. Sie umfaßt 49 Stämme und bevölkert das Land von der Oſtküſte bis zur Cookſtraße. Die vierte Abtheilung, die Ngatiruanui, 9 Stämme, wohnt von der Cookſtraße bis zur Landenge von Manukoa. Dieſer Theil des Landes iſt am dünnſten bevölkert (Hale 32). Die Südinſel war ſo gut wie unbewohnt; nur ihr Nordrand war von einigen verkommenen Stämmen beſetzt, die jedenfalls dorthin von mächtigeren und kriegsluſtigen Nachbarn von der Hauptinſel vertrieben waren. Die Vorſatzſilbe Ngati oder Nga und Ngai bedeutet „Nachkommen, abſtammend von“*); die einzelnen Stämme ſelbſt hatten den Namen Waka d. h. Kahn, was ſich darauf bezog, daß einſt die einwandernden Vorfahren der Maoris in 4 Kähnen gekommen ſein wollten und die Nachkommen der Inſaſſen je eines Kahnes bildeten eine große Gemeinſchaft, deren Unterabtheilungen Iwi genannt wurden; jede Iwi aber zerfiel wieder in kleinere Unterabtheilungen, die man Hapu nannte. Die einzelnen Waka ſowohl wie auch die Iwi hatten ihren Namen für ſich, nachdem die Waka nach dem Hauptführer des Kahns oder nach der gemeinſamen Abſtammung der Inſaſſen eines ſolchen; die Iwi nach den einzelnen Inſaſſen ſelber und die Hapu oder einzelnen Stämme wieder nach dem Fürſten, der bei ihrer Lostrennung ihr Haupt war (Shortland a 208), alſo z. B. Ngati-rengu Söhne des Rengu, Ngai-tama, Nachkommen des

*) nga-ati, nga-aiti; nga iſt Plural des Artikels.

Tama u. ſ. w. (Hale 32). Jetzt ſind dieſe größeren Abtheilun
nur noch Namen, ohne politiſche, nur von hiſtoriſcher Bedeutung u
nur die Stämme haben politiſche Wichtigkeit (Hale eb.). Alle
gerade ihre geſchichtliche Bedeutung macht dieſe Eintheilung doch au
praktiſch wichtig, denn, wie die engliſche Colonialregierung oft genu
erfuhr, zum Abſchluß eines Landkaufes, der in den Augen der Mao
rechtliche Geltung haben ſoll, iſt genaue Kenntniß dieſer Genealogie
nöthig; da nach ihnen ſich das Anrecht der einzelnen Stämme od
Familien auf den rechtlichen Beſitz des Landes beſtimmt (Short
eb.). Daraus geht nun ſchon ganz unzweifelhaft hervor, was freili
auch ſonſt als durchaus wahrſcheinlich anzunehmen wäre, daß einſt je
großen Abtheilungen ſelber politiſche Bedeutung gehabt haben. D
einzelnen Stämme ſind von 300 bis 3000 Köpfe ſtark (Polack 1, 23

Innerhalb der einzelnen Stämme nun war die Verfaſſung, u
ſie ſich bei der Entdeckung zeigte, folgendermaßen. Es gab thatſächl
nur 2 Menſchenklaſſen: die Rangatira, die Freien und die Taurekare
(oder Tononga Shortl. a 210), die Sklaven (Hale 33, Meini
91 f., Cruiſe 277, Darwin 2, 195). Letztere (vergl. S. 14
waren Kriegsgefangene und deren Weiber und Kinder, daher man
als eigenen Stand kaum rechnen kann. Sie waren ganz Eigenthu
ihrer Herren, denen ſie auf Lebenszeit angehörten, welche ſie to
ſchlagen konnten und oft auch todtſchlugen, ſei es um ſie aufzufreſſ
wie Ellis behauptet, welcher Anſicht aber Dieffenbach aufs
ſtimmteſte widerſpricht (2, 130), ſei es um ſich durch ihren Tod
dem feindlichen Stamm, dem ſie angehörten, zu rächen, ſei es, daß
einem geſtorbenen Familienhaupt ins Grab folgen ſollten (Hale 3
Angas 2, 171, Thomſon 1, 149.) Die härteſte Arbeit lag
türlich auf ihnen, ſie mußten das Feld bebauen, im Krieg Waff
tragen und kochen (Hale 33), welches letztere für die ſchimpflich
Beſchäftigung und eines Mannes ganz unwürdig gehalten wur
Von dieſer Beſchäftigung ſtammt der Name, welchen Nicholas für
Sklaven angibt, Kuki, ein Wort, das entlehnt iſt aus dem Engliſch
und das man wohl Nicholas antwortete, um ihm die Stellung d
Sklaven möglichſt deutlich zu bezeichnen. Durch die ewigen Krie
gab es eine große Anzahl ſolcher Taurekareka, nach Thomſon (1, 14
bildeten ſie ein Zehntel der Bevölkerung. Der Rechtsgrundſatz, d
ſie Eigenthum ihrer Herren ſeien, war ſo ſtreng, daß wenn es einm

einem von ihnen glückte, zu entfliehen und zum eigenen Stamme zurückzukehren, der eigene Stamm den Flüchtling auslieferte (Dieffenb. 2, 113)! In den meiſten Fällen war dann Tod ſein Loos (z. B. Ellis 3, 347). Ja und fand, wie es bisweilen vorkam, Austauſch eines Sklaven ſtatt: wer einmal Taurekareka geweſen war, erhielt zu Hauſe nie Rang und Einfluß zurück (Thomſon eb.). Doch kam auch vor, daß ein beſonders mild geſinnter Sieger Gefangene von beſonderer Bedeutung frei ließ — wofür Dillon (1, 186 f.) ein Beiſpiel gibt. Daß ein Sklave nicht tattuirt werden, die angefangenen Muſter nicht weiter geführt werden durften, iſt oben ſchon erwähnt. So war das Loos dieſer Unglücklichen allerdings hart und ſchwer genug, doch iſt es eine Uebertreibung wenn Ellis ſagt, es ſei härter und ſchwerer geweſen als die Lage der Negerſklaven (3, 343 f.). Denn im Allgemeinen und abgeſehen davon daß ihr Leben namentlich zu Kriegszeiten ſtets gefährdet war, wurden ſie (Thomſon 1, 149) nicht ſchlecht behandelt; ſie lebten ſo ziemlich daſſelbe Leben wie ihre Herren (Dieffenb. 2, 141) nur daß andere Arbeit ihnen zukam. Es iſt offenbar, daß die Maori in den vielen blutigen Kriegen verwildert ſind; und ſo treten ſie uns als furchtbar rohe Barbaren in gar vielen Berichten aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts entgegen. Doch darf dabei ja nicht außer Acht gelaſſen werden, daß öfters die Berichterſtatter ſelbſt, meiſt engliſche oder amerikaniſche Seefahrer nebſt ihren Matroſen oder wenigſtens die letzteren die Eingeborenen in ihren Barbareien unterſtützten, ja wohl gar die letzteren mitmachten. In früheren Zeiten aber ſtanden die Neuſeeländer um vieles höher und waren keineswegs ſo roh; wie dies unwiderleglich aus den von Grey geſammelten Sagen und Erzählungen hervorgeht, wie ferner das Leben der im Innern wohnenden Stämme zeigt. Auch die Stellung der Sklaven iſt in dieſen alten Sagen eine viel freundlichere und beſſere, als ſpäter; und daß durch das Chriſtenthum die Sklaverei zunächſt ſehr erleichtert und dann nach und nach abgeſchafft iſt (Thomſon 1, 149), wer will das bezweifeln oder überſehen!

Gehen wir nun zu dem Stande der Rangatira, der Freien über. Sie ſtehen dem zweiten Stand des übrigen Polyneſiens gleich, dem Stand der Landbeſitzer, wie ja dieſen zu Tahiti und Rarotonga der gleiche Name bezeichnet. Sie ſind aber auf Neuſeeland der allein herrſchende Stand geworden und jeder Stamm beſteht faſt nur aus

ihnen. Wie dies gekommen, ist unschwer zu erklären: durch die ewig Kriege. Man bedenke, daß ursprünglich vier gleich mächtige Volk abtheilungen sich auf der Insel befanden, welche anfangs gewiß unt fester Herrschaft standen, erst waren sie von einander abgeschieden, dan aber geriethen sie durch die Kärglichkeit der Nahrung zu Wanderunge getrieben, mit einander in Streit; einer hielt immer dem andere die Wage: so konnte zunächst nicht ein Stamm besonders mächtig wer den, so mußten ferner die Häuptlinge eines jeden Stammes ganz ähnlic wie die Fürsten auf Samoa ihre Krieger besonders milde behandeln, w denn auch die Krieger in den Kriegen selber sich zu bereichern, sic hervorzuthun, Macht zu gewinnen die beste Gelegenheit hatten; f treten mit Naturnothwendigkeit die Häuptlinge oder wie sie auf Neu seeland hießen, die Ariki hinter dem zweiten Stande zurück und kei einzelner konnte, wie das z. B. in Tonga geschah, sich und seine Geschlecht und dadurch seinem Stamm und vielleicht der ganzen Volks abtheilung (waka) größere Bedeutung schaffen. Dazu kam noch, da gewiß schon sehr früh jede einzelne Waka und zwar ebenfalls durch den Nahrungsmangel in eine Menge einzelner Stämme zerfiel, wo durch ein festes Zusammenfassen immer schwieriger wurde. Und doch wäre ein solches gerade für Neuseeland so heilsam gewesen! Denn wi Hawaiis Geschick durch Tomehamehas Macht ein verhältnißmäßi günstiges gewesen ist — wie ganz anders würde ein geeintes Neuse land unter *einem* wenn auch noch so barbarischen Fürsten, Englan gegenüber getreten sein! Da es aber, wie es geschehen mußte, dahi kam daß die Rangatiras, die Kriegsmacht der Arikis, die Häuptb deutung hatten, so griff dadurch die Zersplitterung immer weiter u sich: denn jeder Rangatira, der etwa durch hervorragende Kriegsthate besonders mächtig war, konnte seine Anhänger zusammennehmen, u diesen einen eigenen Pa bauen und so Begründer eines neuen Stamm werden (Dieffenb. 2, 115). Mit der eben dargestellten Ent wickelung stimmt auch noch ein anderer Umstand überein, nämlich d diejenigen Rangatira, welche durch besonderen Kriegsruhm ausgezeich waren, eine ganz besonders hervorragende Stellung unter ihres Gleich bekamen, ja daß sie der erste Häuptling des Stammes, der Rangat rahi wurden. Diese letzte Würde beruhte zwar sehr häufig auch hervorragender Einsicht oder größerem Reichthum, sie war nicht erbl allein in der Familie, in welcher sie einmal war, blieb sie meist

(Hale 33, Darwin 2, 195, Ellis 3, 341, Dieffenbach 2, 112 f.) und so konnte sie leicht den Schein der Erblichkeit gewinnen (Brown 29). Von dieser Art waren die meisten Häuptlinge, mit denen die europäischen Besucher bekannt wurden. Man fügte sich ihnen ohne weiteres und hing ihnen mit der größten Treue an (Cook 1. R. 3, 61. Dillon 1, 220). Und so wie die einzelnen Häuptlinge, so hoben sich auch einzelne Familien vor den übrigen des Standes, mit denen sie ursprünglich ganz gleich waren, durch Kriegstüchtigkeit, Reichthum, Einsicht u. s. w. hervor. So theilte sich dieser eine Stand scheinbar in zwei und von den Rangatira, wie man nun die vornehmeren ausschließlich nannte, schied man die unbedeutenderen, obwohl sie ursprünglich ebensogut Rangatira waren wie jene anderen, durch einen besonderen Namen ab; man nannte sie tangata Leute oder tangata ware. Gewiß ist diese Eintheilung, welche wir bei Nicholas, bei Shortland a 210, bei Thomson 94 und sonst finden, nicht eine nur von den Europäern erfundene, etwa nur nach Analogie der übrigen polynesischen Verfassungen: die Eingeborenen machten sie vielmehr selbst, ja sie umgaben die vornehmeren Rangatira, also die Rangatira im späteren, engeren Sinn, nach alter polynesischer Auffassung des höheren Standes, von der sie nicht loskamen, mit einem höheren Tabu. Doch ist es ein Irrthum, wenn Shortland (eb.) die Rangatira ohne weiteres Edle, Häuptlinge nennt. Wohl aber ist was er weiter sagt, vollkommen richtig: daß nämlich besonders tapfere oder besonders einsichtige tangata ware in jenen ersten Stand der Rangatira aufstiegen und umgekehrt, daß Mitglieder des ersten Standes durch Feigheit und Untüchtigkeit zu den tangata ware herabsanken. Natürlich: der Unterschied dieser beiden Stufen war ja eben nur auf größerer Tüchtigkeit und Tapferkeit gegründet. Auffallender ist jene schon oben erwähnte Notiz Browns (29), daß auch Sklaven Häuptlinge werden konnten: allein man wird sie nicht unglaublich finden, wenn man bedenkt, daß Sklaven, Kriegsgefangene, bisweilen als freie Stammgenossen gehalten wurden und daß sie ihrer Geburt nach auch zu den Rangatira, nur eines anderen Stammes, gehörten.

Neben oder vielmehr über diesen Rangatira aber gab es nun ursprünglich auch noch einen Stand, der dem Adel des übrigen Polynesiens entsprach, die Ariki. Diese hatten freilich zur Zeit der Entdeckung schon fast alle ihre Macht verloren, ja es scheint fast, als ob

das Bekanntwerden mit den Europäern ihnen den letzten Stoß t
ſetzt hat. Wenigſtens wäre das begreiflich genug, da die Rangat
ſchon ihrer größeren Zahl nach, dann aber wegen der größeren B
deutung ihrer einzelnen Standesgenoſſen viel reichlicher mit den Eur
päern zuſammenkamen und ſehr leicht von dieſen für den Adel de
Landes genommen werden mußten. Etwas ſpäter, zu Anfang dieſe
Jahrhunderts und bis 1840 hin, hatten die Ariki ſchon gar keine politiſch
ſondern — wie der Tuitonga — nur noch religiöſe Geltung un
deshalb, trotz ihrer Ohnmacht, eine ſehr große Ehre bei ihrem Stamm
und weit über ihren Stamm hinaus (Hale 33). Man glaubte, ſ
kehrten nach ihrem Tod an einem Ort in der Gegend des Nordp
zu den Göttern zurück (Polack 1, 37; 58). Die lebenden Ar
waren öfters von hohem Ahnenſtolz durchdrungen (Wakefield 2, 22
und beſaßen ſehr weit zurückgehende Stammbäume (Taylor 155
oben 133). So fand es auch Dieffenbach (2, 112 f.): ihr
Würde war in männlicher und weiblicher Linie erblich und auch hie
galt der Vater für minder vornehm als der Sohn, wenn er auc
nicht gleich bei Geburt des letzteren zu deſſen Gunſten abdankte (Pola
1, 27). Sie genoſſen als Kind ſchon die größte Auszeichnung un
Ehre; ſie waren auch bei fremden Stämmen von gleichem Anſehe
als zu Haus, ſie wurden im Krieg geſchont und im Frieden ſandte
ihnen Verwandte und Freunde oft ſehr bedeutende Geſchenke (Dieffen
2, 112 f.). Dieſe Gaben waren zwar herkömmlich, aber frei, u
ſprünglich jedoch waren ſie ſicher pflichtgemäß und mußten von jede
gegeben werden, denn in ihnen beſtand der Tribut an die Fürſte
Vielleicht auch beſtand neben jenen Geſchenken noch eine feſt beſtimm
Abgabe: und als dieſe wie das Inatſchi des Tuitonga aufhör
blieben jene gerade, weil ſie freier waren. — Dieſe neuſeeländiſch
Ariki ſtehen alſo ganz den Egi von Tonga, den Arii von Tah
gleich; nur während der Adel dieſer beiden Gruppen ſich mächtig
hielt und alles neben ſich wenn auch nicht erdrückte ſo doch in vo
Unterthänigkeit hinabzwang, geſchah auf Neuſeeland das Gegenth
der Adel wurde unterdrückt und der zweite Stand bekam die höch
Macht. Damit fällt die Polemik Shortlands (a 212) ge
Ellis, daß dieſer arii mit „König“ überſetze. Ellis hat ganz Re
was einſt die neuſeeländiſchen Ariki waren, aber jetzt nicht mehr ſi
das ſind die tahitiſchen Arii geblieben. Auch bei den Maori wa

einſt dieſelben mannigfaltigen Abſtufungen unter dem Adel, wie wir ſie im übrigen Polyneſien finden (d'Urville a 2, 97 f.; 410 f.). Thomſon (94) gibt folgende Scheidungen: 1) der Oberhäuptling des ganzen Stammes, der hier wie überall zugleich der oberſte Prieſter war; er war der Vornehmſte im Land. An ihn ſchloß ſich 2) ſeine Familie an, minder vornehm und heilig als er, heiliger als 3) die Stammeshäuptlinge, der Adel, die Ariki im weiteren Sinn. Dann rechnet er unter 4) und 5) die beiden Klaſſen der Rangatira, unter 6) die Sklaven. Das höchſte Oberhaupt des Volkes ſtammt in gerader Linie von einem Kahnführer der erſten Einwanderer ab; ſeine Würde war erblich, zunächſt für die Söhne, doch wenn kein Sohn da war, auch für die Töchter (d'Urville a 2, 172). Dieſe vornehmſte Familie ſtammte urſprünglich von den Göttern ab und ſie ſelbſt galten für heilig, ihr Gebot für Götterwillen. Als nun ſpäter die urſprünglich Untergeordneten eine ſo hervorragende Bedeutung bekamen, ſo war doch noch das eine geblieben, daß dies eigentliche Oberhaupt bei der Dispoſition über den Landbeſitz des Stammes die wichtigſte Stimme hatte (eb. Martin 75). Denn gerade in den Rechts- und Beſitzverhältniſſen hat ſich, beachtenswerth genug, die größte Macht des alten Adels erhalten, wie wir gleich betrachten werden. Auch Martin ſchildert die politiſche Verfaſſung der Maori nicht anders als Thomſon, ja vielleicht noch genauer, wenn er das Volk in fünf Klaſſen theilt: 1) Stammeshäuptling; 2) Häuptlinge der einzelnen Familien, der 3ten Klaſſe Thomſons, der Ariki im weiteren Sinne wie wir ſie nannten entſprechend; 3) Nachkommen der Häuptlinge; 4) Freie und 5) Sklaven. Seine 3te und 4te Abtheilung entſpricht der 4ten und 5ten bei Thomſon. Dieſe Nachkommen d. h. Seitenverwandten der Häuptlinge, dieſe Freien — welche wiederum die Nachkommen jener ſind und alſo den tonganiſchen Matabule und Mua entſprechen — bilden eben die Rangatira, deren urſprüngliche Geltung und Entſtehung hierdurch genau bezeichnet iſt. Jeder Ariki hat Einfluß je nach ſeiner Geltung auf ſeinen Stamm oder jene Iwi genannte Mehrheit von Stämmen (Shortland a 211) und ſicher hatte jede Waka, jede der 4 großen Hauptabtheilungen, urſprünglich einen ſolchen oberſten Fürſten, der als heiliges Haupt an der Spitze der Geſammtheit ſtand. Ja es ſcheint, als ob jener von Cook erwähnte Teratu ein ſolches Oberhaupt einer Waka geweſen ſei: wenigſtens fällt die Ausdehnung

ſeiner Herrſchaft, wie ſie Cook beſchreibt (vom Kap Kidnappers zur Bay of Plenty, 1 R. 3, 61) nahe mit dem Gebiet zuſamm welches nach Hale die 3te Waka, zugleich die größte, inne hat. wäre durch dies Zuſammentreffen auch begreiflich, warum gerade ſich dieſe Würde ſo lange erhielt: weil eben jene Abtheilung die grö feſteſte war. Dieſe oberſten Fürſten hatten dann, auch den Eim tungen des übrigen Polyneſiens entſprechend, einen beſonderen Kri anführer (Nicholas 198), der aber keineswegs ſelber von vorneh Abkunft zu ſein braucht (Dieffenb. 2, 115). Doch bekriegten zur Zeit des Verfalls der höchſten Würde die kleineren Stamm häupter ganz nach Belieben und überhaupt ſchränkte ſich die Gelt des Ariki immer mehr und mehr auf rein perſönliche Geltung (Nich. eb.). Wichtige Dinge wurden öffentlich beſprochen, in e Verſammlung aller freien Männer (Shortl. 2, 211); und d nennt Shortland (eb.) ihre Verfaſſung eine patriarchaliſch beſchrä Demokratie, Ellis dagegen (3, 341) ariſtokratiſch oder feudal und beides anſtatt ſich zu widerſprechen iſt wahr. Denn urſprün war ſie allerdings eine durchaus despotiſch-ariſtokratiſche und nur i fern patriarchaliſch, als das Verhältniß der Herrſchenden zu den herrſchten urſprünglich auf der Familie beruhte. Später aber wickelt ſich hieraus durch das Emporkommen des zweiten Stan der freien Rangatira, welche dem eigentlichen Adel nur fern wandt waren, ſowie durch die Zurückdrängung des Adels eine de kratiſche Verfaſſung, welche dadurch patriarchaliſch gefärbt wird, auch bei ihr noch die Familienbande Geltung haben. Doch war ſi zur Zeit der Einwanderung das alte despotiſch-ariſtokratiſche Syſt obwohl es damals wie aus Greys Sagen und Mythen hervorg noch in voller Blüthe war, inſofern einigermaßen verändert, als Einwanderer nicht unter einem, ſondern unter vier Oberhäuptern ka und dieſe vier Oberhäupter gleiche Geltung in der neuen Heim behielten, durch deren Natur die Spaltung ſich mehrte und die ſpäte Zuſtände herbeigeführt wurden. Dieſe Spaltung in vier Häupter anlaßt noch die Frage, ob ſie ſchon in der alten Urheimat oder durch die Einwanderung, welche ja vielleicht zu verſchiedenen Ze erfolgte, entſtanden iſt. Allerdings weiſt der Umſtand, daß wir den anderen Gruppen, ſoweit wir ihre Geſchichte zurückverfolgen kön gleichfalls eine despotiſch-ariſtokratiſche Verfaſſung finden, darauf

daß dieſe Spaltung erſt durch die Einwanderung erfolgt ſei. Allein hiergegen ſprechen Greys Sagen auf das entſchiedenſte, welche alle einſtimmig die Haupteinwanderung gleichzeitig geſchehen und nur einen ganz untergeordneten Zuſchuß zur Bevölkerung ſpäter nachkommen laſſen. Auch kamen, dieſen Sagen zu Folge — deren Treue in dieſen Dingen für ebenſo groß anzuſchlagen iſt, als wir ſie für chronologiſche Beſtimmungen für gering erachten müſſen — die Einwanderer ſelbſt in ſo häufige Berührung, ſie kannten einander ſo genau, daß wir nicht etwa durch Landen an verſchiedenen Orten und iſolirtes Heranwachſen der vier einzelnen Hauptſtämme der Inſel jene Zerklüftung erklären können. Bedenken wir nun ferner, daß durch das religiöſe Element der polyneſiſchen Verfaſſung das Emporkommen Einzelner ſehr leicht geſchehen konnte: denn war der Fürſt Vertreter, ja Inkarnation der Gottheit auf Erden, mußte ſo alle Macht von ihm ausgehen; trat aber ein anderer auf, der mächtiger war oder wurde, was war nothwendiger, als daß man dieſen für den wahren Vertreter der Gottheit, für die Inkarnation eines mächtigeren Gottes hielt und ſich dieſem, ſchon rein aus religiöſen Gründen zuwandte? Alle dieſe Gründe laſſen Folgendes als die richtige Antwort auf unſere Frage erſcheinen: Schon zur Zeit der Auswanderung waren einzelne beſonders mächtige Häupter neben den eigentlichen Herrſchern aufgekommen, trotzdem daß dieſer letzteren Macht damals noch ganz ſtreng theokratiſch-despotiſch war. Viele von dieſen ſtrebten nach größerer Bedeutung, als ſie unter jenem Herrſcher haben konnten und da ihnen im Mutterlande dies nicht gelang oder Schwierigkeiten bereitete, ſo wanderten ſie aus, gemeinſchaftlich, einer vom anderen gerufen, aber jeder dem anderen gleich an Macht, an Selbſtändigkeit. Durch das Auseinandergeſetzte erledigt ſich auch der Einwand, den man aus der ſo ſehr frühen Zeit dieſer Einwanderung herzunehmen geneigt ſein könnte. Die urälteſte Geſtalt der polyneſiſchen Verfaſſung war eben keine allzuſtrenge; ſie war despotiſch, war theokratiſch, aber eben aus letzterem Grund die Verhältniſſe noch flüſſiger, welche ſich erſt im Lauf der Jahrtauſende an verſchiedenen Orten des Gebietes zu abſoluter Herrſchergewalt der Könige verdichteten.

Mit den neuſeeländiſchen Zuſtänden haben die Verhältniſſe auf den Markeſasinſeln die größte Aehnlichkeit (Ellis 3, 343; Meinicke 86). Denn auch hier finden wir die urſprüngliche Verfaſſung

nur noch in Trümmern; auch hier iſt keine Centralgewalt, die Grup zerfällt in lauter einzelne ſelbſtändige Inſeln, die Inſeln in lauter ſcharf geſchiedene Stämme, welche alle für ſich wieder unter je einem Oberhaupte ſtehen; auch hier iſt dies Oberhaupt ſehr wenig einflu reich und die Stände ſehr wenig von einander geſchieden (Forſte Reiſe 2, 263; Bem. 337; Wilſon 249; 260; Porter 2, 65 Kruſenſtern 1, 167 f.; Hale 36; Ellis 3, 93; Bennett 1, 319; Melville 2, 97). Doch wird der höhere Rang des Häuptlings ſtets geachtet (Porter 2, 65), obwohl er ſich äußerlich nur durch einige Kleinigkeiten in der Kleidung auszeichnete (Melv 2, 112). Hatten doch beſonders angeſehene Fürſten auch bei feind lichen Stämmen und ſelbſt in Kriegszeiten freien und ungefährdeten Zutritt (Melville). Die Häuptlinge bekommen zwar Abgaben, abe keine Dienſtleiſtungen außer ganz freiwilligen; auch haben ſie keine richter liche Gewalt (Stewart im Baſeler Miſſ. Mag. 1839, 62). Wenn nun Melville (2, 112) verſichert, daß den — ſtets milde aus geſprochenen — Befehlen derſelben ſtets und ſofort Folge geleiſtet ſe Kruſenſtern (1, 183) aber im Gegentheil erzählt, man hätte ihr Befehle, weit entfernt ihnen zu folgen, nur verlacht: ſo läßt ſich dieſe Widerſpruch dadurch erklären, daß beide an verſchiedenen Theilen de Inſel (Nukuhiva) mit den Eingeborenen verkehrten, Melville i dem abgeſchloſſenen Taipithal, das wegen der kriegeriſchen Wildhei ſeiner Bewohner gefürchtet mit europäiſchen Bewohnern wenig in Be rührung kam, Kruſenſtern dagegen in den Küſtengegenden, welch den meiſten Verkehr mit den Europäern hatten. Die Fürſten erhielte überall größere Ehren auch nach dem Tode (Melville 2, 84 f. Wilſon 246) und nur ihre Seele, ſo glaubte man, kam in de Himmel (Math. G*** 40). Die Bevölkerung zerfällt in lauter ein zelne Stämme, deren jeder ſeinen Häuptling, freilich auch ſeine Götte und Prieſter — ein Beweis, daß dieſe Trennung der Bevölkerun ſehr alt ſein muß — für ſich beſitzt (Porter 2, 29). Doch habe ſich Spuren erhalten, wonach anzunehmen iſt, daß früher die Bö völkerung wenigſtens der einzelnen Inſeln unter einem Oberhaupt ſtan den (Meinicke 94), wie z. B. Wilſon (260) einen Fürſten vor fand, der über vier „Diſtrikte" herrſchte und auch Ellis (3, 317 hier Herrſcher erwähnt, welche zugleich das Oberhaupt mehrerer Stämm waren, ohne daß dadurch ihr Einfluß und ihre Macht größer war

Auch war die Stellung des Königs, der Häuptlinge ursprünglich hier ebenso wie anderwärts: er selbst wie seine Kinder und Enkel sind „Etuas", d. h. Götter und seine Enkelin — der Rang vererbte auch hier in weiblicher Linie — war so heilig, als es nur immer die tonganische Tamaha sein konnte (Krusenst. 1, 140; Vincend. Dum. Marqu. 226). Einzelne dieser irdischen Etuas, welche in der Zurückgezogenheit leben, genießen geradezu göttliche Ehren: ja sie erhalten Menschenopfer, so oft sie verlangen (Stewart a im Baseler Miss. Mag. 1839, 65). Wird dem König oder einem Häuptling ein Sohn geboren, so gehen Rang und Titel des Vaters sofort auf das Kind über, der Vater behält nur stellvertretend als Regent, so lange der Sohn unmündig ist, die Macht (Math. G*** 103). Weil nun eben der Häuptling eine göttliche Würde besitzt (eb. 100), so zieht Verletzung dieser seiner Heiligkeit, der Bruch des Tabus, das seine Person umgibt, den Tod nach sich (eb. 104). Nur die Verwandten des Königs bildeten auch hier den eigentlichen Adel, der deshalb nicht sehr zahlreich war (Kru senstern 1, 167). Dem Könige standen untergeordnete Häuptlinge zur Seite (Melville 2, 115). Auch gab es hier einzelne Würdenträger: so der Toa oder Tua (Hale 36; Meinicke 95; der Name stimmt zum tahitischen toha, towha, tavana, wohl aber nicht zu den tonganischen Tua), der Kriegsoberste, der jedoch zur Zeit der Entdeckung nur noch wenig Einfluß hatte, so daß jeder im Krieg sich hielt, wie es ihm selber beliebte und Krusensterns Behauptung (1, 183), die tüchtigsten Krieger seien jedesmal Anführer, keinen Widerspruch enthält. Wenn Math. G*** erzählt, daß der Oberpriester, der Taua einen sehr großen politischen Einfluß hat, daß er meist aus der Familie der Häuptlinge gewählt wird, daß es nur einen Taua (dem dann die Tahuna, die anderen Priester untergeordnet sind) für jeden Stamm gibt: so ist dies dem Namen nach gewiß jener Toa. Allein wie stimmen die Angaben über die Geltung der Würde? Der Taua scheint eine ähnliche Stellung zu haben, wie der Tuitonga: er war vielleicht das ursprüngliche Haupt der Insel und ist erst später verdrängt. Jener Toa hatte im Kriege nur noch wenig Einfluß. Lag sein Einfluß vielleicht nach einer anderen Richtung hin und lassen sich so die Angaben vereinigen? Wir lassen dies unentschieden und erwähnen nur noch, daß Krusenstern noch einen anderen vornehmen Beamten nennt, den „Feuermacher" des Königs (1, 186),

welcher dem König immer zu Händen ſein, ja bei nur etwas längerer Abweſenheit deſſelben ihn vertreten muß und zwar nicht nur in Regierungsgeſchäften, ſondern auch bei ſeiner Gemahlin. Allein dieſe Schilderung ſcheint ſich nur auf einen Tayo (oben S. 130) zu beziehen und keine allgemeine Geltung zu haben. Doch ſagt auch Radiguet revue des deux mondes 1859, 2, 613, daß den Fürſtinnen Polyandrie erlaubt ſei.

Der Titel der Fürſten war ariki (neuſeel. ariki tah. arii) oder häufiger noch hakaiki (Hale 36). Allein nur das erſtgeborene Kind, Knabe oder Mädchen, wird ſelbſt wieder hakaiki (Radiguet rev. des deux mondes 1859, 2, 607). Ihre Seitenverwandten waren hier wie überall die Landbeſitzer (Hale 36) und auch ihre Seelen gingen noch zum Himmel ein; und ſie konnten ſelber zum Stande eines Hakaiki durch beſonders ausgezeichnete Kriegsthaten, durch Heirath, durch Adoption, welche hier ſo häufig war, wie in Tonga, emporſteigen (Rad. eb.). Man nannte dieſen zweiten Stand hier, zu welchem auch die jüngeren Kinder der Haka-iki gehörten, die Kikino (Radiguet eb.) Das geringe Volk und ſeine Seelen gelangten nach dem Tode nur in die Unterwelt, welche hier Hawaiki genannt wird (Math. G*** 40) Dieſer dritte Stand hatte die Stellung wie überall das Volk in Polyneſien: ſeine Mitglieder beſaßen den Hakaiki gegenüber kein Eigenthumsrecht, vielmehr konnten ihnen dieſe noch außer den Abgaben welche ſie erhielten, nehmen, was ſie wollten, ſie aus ihren Beſitzungen vertreiben, um ſie ſelbſt inne zu haben, ſie durch aufgelegtes Tabu nach allen Seiten hin beſchränken u. ſ. w. (Radig. eb.). Sklaven waren hier ſelten (Hale 36); ſie waren wie die Fremden, die man ausnahmslos als Feinde betrachtete, rechtlos und konnten ganz willkürlich behandelt, alſo auch getödtet werden (Mathias G*** 106).

Wir ſehen hier alſo dieſelbe Verfaſſung wenigſtens in den Grundzügen, wie überall in Polyneſien. Die Macht der eigentlichen Fürſten und des hohen Adels war freilich ſehr geſchwunden, und auch ſonſt waren die Unterſchiede zwiſchen den Ständen ſehr verwiſcht (Melville 2, 97), und zwar aus denſelben oder doch ganz ähnliche Gründen wie auf Neuſeeland, aus der Zerſpaltung der Bevölkerung in lauter einzelne Stämme und der ſcharfen Iſolirung dieſer letzteren welche noch dazu keine ſehr hohe Kopfzahl hatten. Dazu kamen nun die ewigen Kriege, welche durch dieſe Iſolirung zuerſt mit veranlaſ

und ſpäter nur noch verſchlimmert wurden. So trat auch hier die Klaſſe der Bevölkerung, die den eigentlichen Kern ausmachte, die Landbeſitzer, hervor und nach und nach auf die Machtſtufe, welche früher die Häuptlinge allein inne hatten und welche ſie nun mit ihnen theilten. So ſagt denn Mathias G*** 101 ganz richtig, daß die Häuptlinge Landeigenthümer und von einander unabhängig (eb. Ellis 3, 93) ſind und nur bei Kriegen oder großen, nationalen Feſten mit einander in Verbindung treten (Vergl. Vincend. Dumoul. Marq. 227). Wer dann ſich unter ihnen durch Reichthum, welcher häufig den größten Einfluß gibt (Kruſenſtern 1, 183), oder durch Kriegsruhm ſich auszeichnet, tritt an ihre Spitze als mächtigſter Fürſt. Wir finden alſo hier die neuſeeländiſchen Rangatira aufs genaueſte wieder. Auch verpachten ſie öfters Land nach Roquefeuil 1, 316 und wenn dieſer letztere hinzufügt, daß diejenigen, welche das meiſte Land beſitzen, nicht immer die mächtigſten ſind, ſo iſt das leicht zu begreifen. Wer größeren Kriegsruhm hatte oder wer von vornehmeren Geſchlechte war — denn die Verehrung der höheren, göttlicheren Abkunft erloſch nie — hatte natürlich größere Geltung als andere. Auch iſt Landbeſitz in dieſen unentwickelten Verhältniſſen keineswegs immer das, was als höchſter Reichthum gilt. Und ſo beſaßen auch viele der Geringeren, Geltungsloſeren Grundeigenthum (Kruſenſt. 1, 168).

Wie auf den Markeſas, ſo waren die Zuſtände auch auf der kleinen Inſel Waihu (Forſter Bem. 331): hier gab es zwar einen König über die ganze Inſel (Eri, Hariki) allein er hatte keinen Einfluß und genoß auch wenig Ehrerbietung (Forſter R. 2, 231); doch waren auch hier die Gräber der Könige heilig (eb. 217). Die Verhältniſſe waren hier ſo armſelig, daß eine Ordnung der Geſellſchaft kaum Geltung haben konnte; und dieſer Satz, den Forſter (Reiſe 2, 232) allerdings nur von Waihu ausſpricht, gilt in noch höherem Maaße von faſt allen Inſeln des Paumotuarchipels. Jede einzelne Inſel ſteht unabhängig für ſich da und iſt kaum in Berührung mit irgend einer benachbarten. Doch hatte jede Inſelgruppe einen Häuptling, Arii oder Areki rahi genannt, welcher zugleich Prieſter war und von dem die kleineren Häuptlinge, die Vorſteher der einzelnen Inſeln, welche ihren Tribut zahlten, abhingen (Mörenhout 1, 110). So gering war indeß die Ehrerbietung und der Einfluß, welche dieſe Häuptlinge beſaßen, daß man ſie bei eintretender Hungersnoth wohl gar

ausplünderte (eb.) und daß Belcher (a 1, 375) auf der
zu der Vermuthung kam, es gäbe gar keinen Häuptling daſelb
anders haben ſich die Verhältniſſe im Anfang dieſes Jahrhu
den weſtlichen Inſeln des Archipels geſtaltet, indem ſich hie
tiſcher Mittelpunkt dadurch bildete, daß um dieſe Zeit die
von Anaa durch einen Kriegszug 38 Inſeln unterjochten un
wohner als kriegsgefangene Sklaven nach ihrer eigenen Inſel
Zwar haben ſie, als ſie um 1810 Chriſten wurden, die G
wieder freigelaſſen, und dieſe ſind zum Theil auf ihre Inſe
gekehrt (Wilkes 1, 343; Hale 35). Doch aber iſt de
von Anaa nicht geſchwunden, ſelbſt da nicht, als es ſelber (18
tahitiſche Oberhoheit, die freilich nicht ſchwer laſtete, gebra
(Mörenhout 2, 371); er dauert noch heute (Arbouſ
Anaa ſelber hatte keinen König, wohl aber verſchiedene H
deren Einfluß auf vornehmer Abkunft oder großem Reicht
beſonderer Klugheit beruhte (Hale 35). Sehen wir nun
ärmlichen Inſeln die Grundzüge der polyneſiſchen Verfaſſung
im letzten Erlöſchen, ſo ſind ſie vollſtändig, ja vollſtändiger
vielen anderen Centren ozeaniſchen Lebens erhalten auf der bed
Gruppe Paumotus, auf Mangareva. Hier hatte, wie Leſſo
116) ſagt, der Hoheprieſter das höchſte Anſehen, neben w
König aus dem Geſchlechte der Tongaiti (eb. 125) ſtand, deſſ
nie von einem Weibe bekleidet werden konnte (eb. 117). Di
prieſter iſt aber ſicherlich nichts anderes als etwa der Tuit
ein Herrſcher, der nur noch religiöſe Geltung hat, weil neben
anderer weltlicher Herrſcher aufgekommen iſt. Der König w
alleiniger Landeigenthümer und bekam ein Drittel, die Hälfte
viel er wollte von allen Landeserzeugniſſen, von welcher Al
ſeine Verwandten frei waren (d'Urville b, III, 176). So
Verhältniſſe gewiß zu jener Zeit, als der Prieſter und der K
eine Perſon, das heißt als das alte polyneſiſche Königthum
völlig unverſehrt war. Als ſpäter jener König, von dem
erzählt, das alte Herrſchergeſchlecht ſeiner weltlichen Macht
ſo trat damit eine Veränderung der Verhältniſſe, welche ſich
vorbereitet hatte und dem Gang der Ereigniſſe auf anderen
des Ozeans völlig gleicht, nur endlich zu Tage: der zweite S
bei weitem zahlreichſte, die dem Herrſcherhaus durch Seitenl

wandten Adelsgeſchlechter hatten die größere Macht erlangt. Dieſe waren nun die Landbeſitzer, da nun das Land nicht mehr wie früher alleiniges Eigenthum des geheiligten Fürſten war; und ſie verpachteten ſehr häufig ihre Ländereien an den dritten Stand, an das gemeine Volk, die Arbeiter (Leſſon Mangar. 121). Gewiß aber aus älteſter Zeit ſtammt eine Eigenthümlichkeit, welche ſich hier erhalten hat und welche ſo recht die alte Heiligkeit des Königthumes zeigt. War dem König der erſte Sohn, welcher ſtets den Thron erbte, geboren, ſo verlor wie zu Tahoi und Nukuhiva ſofort der Vater ſeine Würde und galt nur noch als Regent, das Kind aber als König, welches in einem abgeſonderten Hauſe erzogen wurde (Marescot bei d'Urville b, 3, 428). Dies Haus lag auf einem hohen Berg, auf welchem in derſelben Art alle Vorfahren des Königs aufgewachſen waren. Man ſagte dem Kinde, daß alles Volk zu ſeinen Füßen wohne und ihm gehorche; daß die ganze Welt, die er ſähe, ihm gehöre. Iſt der Knabe in dieſen Geſinnungen, die ihn zum abſoluten Herrſcher allerdings trefflich vorbereiteten, zum Jüngling herangereift, ſo ſteigt er von dem Berge herab und alles Volk zieht ihm in feierlicher Proceſſion, um ihn einzuholen, entgegen (Caret in den annal. p. propag. d. l. foi 1842, 51, 0—11; daher bei Michelis 99).

Nachdem wir ſo das Einzelne betrachtet haben, kommen wir nun noch einmal auf jene allgemeine Betrachtung, mit der wir unſere Darſtellung der polyneſiſchen Verfaſſung eröffneten, zurück. Der überall herrſchende Grundſatz, daß es zwei Menſchenklaſſen oder Stände gebe, deren eine mit den Göttern verwandt und ſelbſt Atuas oder Götter ſeien, deren andere nur der Erde angehörig, nicht einmal eine Seele hätten, war auf den verſchiedenen Inſeln zu mehr oder minder ſchroffer Geltung gelangt: näher ſpecialiſirt ergibt er folgende äußerſt wichtige Folgen:

1) Die Stände ſind erblich ohne die Möglichkeit der Verſetzung aus einem in den anderen. Wo eine ſolche eintritt, beruht dies auf ſpäterer Entartung.

2) Vermiſchung derſelben mußte als Verunreinigung des göttlichen Blutes, welches in den Adern des Adels floß, angeſehen und deshalb vermieden werden. — So tilgte man die Früchte einer ſolchen Verbindung durch Tödtung derſelben gleich bei der Geburt. Auf Hawaii verlor eine Frau von Adel denſelben, wenn ſie einem Manne aus dem Volke ein Kind gebar (Chamiſſo 149).

3) Nur der Adel konnte daher zum Gottesdienſt zugelaſſen wer den: nur er durfte die den Göttern heiligen Stätten betreten, nu er Götterbilder haben (Chamiſſo 150).

4) Weil der Adel ſelber göttlicher Natur war, ſo hatte er u ſprünglich, wenigſtens in ſeinen Hauptvertretern, auch prieſterliche Kra So war der König oft auch in Tahiti (Ellis 3, 94) hoher Prieſte und in Neuſeeland fehlten eigentlich die Prieſter, weil jeder Freie d ſelbſt Prieſter war. Ein ſelbſtändiger Prieſterſtand konnte zu kein hervorragenden Bedeutung gelangen. Er gehörte meiſt nur den mi leren Ständen an. Der Adel waren eben die Mittelperſonen zwiſch Göttern und Volk.

5) Daher nahm er auch als Stellvertreter der Götter Gab und Huldigungen an, ſo daß auch die vielfachen Bedrückungen ein religiöſen Grund haben (Vincend. Dum. Taiti 302).

6) Weil er göttlicher Natur war, ſo mußte eine ſtrenge Sch dung zwiſchen ihm und dem unheiligen Volke ſein: daher das we läufige Tabuſyſtem, das den Adel umſchanzte.

7) Daher mußte die Verfaſſung ein reiner Despotismus ſei und alle die Conſequenzen des Königthums von Gottes Gnaden, hieh gehörten ſie, denn hier floſſen ſie logiſch aus dem Grundbegriff des Adel

8) Wie es Gliederungen unter den Göttern, mächtige und mi der mächtige gab: ſo mußte es auch Stufen unter dem menſchliche Adel geben. Wer den höchſten Göttern am nächſten ſtand, muß über alle andern herrſchen. So entwickelte ſich das Königthum.

9) Beſonders hervortretende Herrſcher wurden nach ihrem To zu ſelbſtändigen göttlichen Weſen (Beiſp. bei Jarves 40, 54).

10) Aber auch da, wo der König oder der hohe Adel ſei Macht verloren hat, auch da bleiben ihm wenigſtens die Ehrenbezeu ungen wie früher: denn ſeine göttliche Natur kann er nicht verlier

11) Weil nun der Adel ſo ſcharf geſchieden war: ſo iſt es greiflich, daß er, und wäre es bloß um Tabubrüche zu vermeid gern abgeſondert wohnte. So fällt von hier aus auf Tonga ta und die dort wohnenden Fürſten ein neues Licht.

Dies etwa ſind die Grundzüge deſſen, was wir jetzt überall m oder weniger verändert finden. Bei mehreren Inſeln können wir die E wicklung einige Jahrhunderte zurückverfolgen, indem wir die Sagen u Ueberlieferungen der Eingeborenen zu Hülfe nehmen; und hierbei

giebt ſich als gewiß beachtenswerthes Reſultat, daß wir überall dieſelben Zuſtände ſchon ſeit Jahrhunderten finden. So auf Tonga; auf Hawaii; auf Tahiti, welches um 1600 monarchiſch regiert wurde (Mörenhout 2, 388; Vincend. Dum. Taiti 338). Dieſelben Schwankungen, welche die Zuſtände dieſer Inſeln zur Zeit der Entdeckung zeigten, finden wir die 4—5 Jahrhunderte hindurch wieder, von denen wir Kunde haben. Die neuſeeländiſchen Zuſtände können wir durch die Sagen Greys viel weiter zurückverfolgen; aber wenn gleich dieſe Sagen die Macht der Fürſten noch ſehr gegen die der Rangatira hervortreten läßt, ſo finden wir doch die Grundlagen, auf welchen ſich alles Spätere zu ſeiner Geſtalt entwickeln mußte, ſchon in ihnen ſehr klar und deutlich angegeben.

Nun iſt es eine Thatſache, deren Nachweis hauptſächlich Meinickes Verdienſt iſt, daß im geiſtigen Leben der Ozeanier eine große Veränderung eingetreten iſt: daß ſie nämlich ihre alten Götter gegen neue, welche durch die Vergötterung ihrer Fürſten entſtanden, zurücktreten ließen. Sollte dieſe Veränderung nicht auf ihre politiſchen Zuſtände Einfluß gehabt, nicht dieſelben vielleicht erſt hervorgerufen haben? Vielmehr das umgekehrte iſt richtig. Die Fürſten ſtanden mit den Göttern in ſo naher Verbindung, daß man ſie ſelber für Atua, für Götter hielt und ihnen auf Erden deshalb ſchon eine göttliche Stellung einräumte. Je mächtiger ſie nun auf Erden waren und wurden, um ſo mehr mußte man ihnen auch nach ihrem Tode Bedeutung beilegen, um ſo näher ihre Beziehung zu den Göttern annehmen. So hielt man ihre Geiſter erſt für untergeordnete Gottheiten, deren Macht aber mehr und mehr wuchs und endlich die alten Götter zwar nicht ganz verdrängte, aber doch in den Hintergrund rückte. Daß dadurch, aber erſt in zweiter Linie, auch ihr irdiſcher Einfluß wuchs, wer wollte es bezweifeln? wollte man dagegen von der umgekehrten Annahme ausgehen, ihre irdiſche Macht ſei erſt durch ihre Vergötterung entſtanden, ſo wird dies dadurch unmöglich, daß die Seelen aller Geſtorbenen als einflußreiche Geiſter weiter lebten, daß alſo die beſondere Macht einzelner Geiſter dadurch unerklärt bliebe.

Auch war die Macht der Fürſten keineswegs in den älteſten Zeiten ſo ganz abſolut, wie ſpäter vielfach. Denn die urſprünglichſte Grundlage des polyneſiſchen Staates, welche freilich in das graueſte Alterthum zurückreicht, iſt die Familie. Der Vater ſteht an der Spitze, der, weil er die Be-

ziehungen der Familie zu den Göttern oder dämoniſchen Mächten regelt, wei
er der Hauptſchutz der Familie iſt, den Göttern als beſonders nahe ſtehend an
geſehen wurde; alles andere gliedert ſich nun nach den näheren oder fernere
Graden der Verwandtſchaft wie im Hauſe, ſo in dem aus ihm e
wachſenen Staate. Die Diener des Hauſes, urſprünglich wohl Kriegs
gefangene oder ſonſt erbeutete Menſchen oder ſolche, die theils au
Armuth, vielleicht auch aus religiöſen oder rechtlichen Gründen ſi
an das Haus und ſeinen Herrn anſchloſſen, werden im polyneſiſch
Staatsleben durch das Volk vertreten. Daß ſich aber ein ſo zah
reiches und doch ganz rechtloſes Volk neben dem Adel bilden konn
beweiſt mehr als alles Andere für das graue Alterthum der polyneſiſch
Stämme und ihrer Einrichtungen. Denn urſprünglich — die ph
ſiſche Gleichheit beweiſt es — muß das Volk doch ebenfalls vom Ad
ausgegangen, ihm verwandt geweſen ſein: die Kluft, welche nun de
noch zwiſchen beiden Ständen ſich gebildet hat, ſetzt endloſe Zeiträu
der Entwicklung voraus. Auf dieſer patriarchaliſchen Grundlage d
Staates beruht ferner noch ein Zug, welcher durch ganz Polyneſi
hindurch geht und die verſchiedenſten Erklärungen hervorgerufen ha
die Vererbung durch die weibliche Linie. Man hat dieſe Einrichtu
als Folge der polyneſiſchen Ausſchweifungen betrachtet (ſo z. B. Ja
ves 33). Allein einmal finden wir ſie auch da, wo die Polyneſi
keineswegs ſo ausſchweifend ſind, zweitens war die Ehe faſt über
ſtreng und drittens waren in früheren Zeiten die Ausſchweifung
ſicher minder arg, in welchen dieſe Einrichtung ſchon beſtand. A
verträgt ſich ferner mit jener Annahme die hervorragende Stellu
welche die Weiber in Polyneſien hatten (S. 124)? Auch dieſe Ei
richtung geht vielmehr auf die alte Grundlage des polyneſiſchen Staa
lebens, auf die Familie zurück: hier iſt es freilich die Mutter, c
welcher der Fortbeſtand der Familie beruht und dieſen Grundſatz o
beſſer dieſe uralte Anſchauung hat man beibehalten bis in die ſpäte
Jahrhunderte.

Mit den politiſchen Einrichtungen nahe verknüpft, ja vielf
von ihnen abhängig, ſind die Rechtsverhältniſſe. Freilich ſi
dieſe ſchwankend genug und häufig durch die Gewalt der Herrſchen
durchbrochen; denn wie auf Hawaii der König — ganz conſequ
wenn er der Stellvertreter Gottes war — von den Geſetzen disp
ſiren konnte (Ellis 4, 422), ſo herrſchten nach Mörenh. (2,

auch auf Tahiti nur Willkür und das Recht des Stärkeren. Ueberall gab es nur Gewohnheitsrechte. Das meiste war bestimmt durch den religiösen Bann, durch das Tabu, dessen Verletzung nach dem bestimmten Glauben der Eingeborenen unfehlbar Tod brachte. Was außerdem noch zu sagen ist, mag in Kürze folgendes sein.

Recht sprechen und Strafe bestimmen ist überall Sache der Häuptlinge und, wo ein solcher existirt, des diesen übergeordneten Königs, an welchen man in Hawaii sogar appelliren konnte (Tonga Cook 3. R. 2, 133. Samoa Turner 285. Tahiti Ellis 3, 122—3. Markesas Math. G*** 104. Hawaii Ellis 4, 422). Eben deshalb entschied in Neuseeland die Mehrzahl der Stammgenossen (Dieffenb. 1, 93; 2, 105; Shortlands, 216), doch hatten auch hier die Häuptlinge trotz ihrer gesunkenen Macht besondere juristische Geltung (Taylor 384. Polack narr. 2, 55. Cook 1. R. 3, 61). Doch gab es auch eine Menge Fälle, in welchen der Einzelne sich selber Recht nehmen durfte, überall da nämlich, wo er den Frevler (Dieb, Ehebrecher u. s. w.) auf der That ertappte. Die Strafen waren meist hart: Todesstrafe, ebenso grausame Verstümmelungen waren nicht selten (Tonga Cook 3. R. 2, 133. Samoa Turner 285; 325. Tahiti Bougainville 181. Forster Bem. 318. Markesas Math. G*** 104 f. Hawaii Ellis 4, 421). Auch mit Hunger strafte man in Samoa oder damit, daß der Schuldige eine widerwärtig schmeckende Frucht, eine brennende Wurzel essen mußte (Hood 18), daß er nackt herumgeführt oder mit Armen und Beinen an einen Pfahl gebunden zu dem Beleidigten hingetragen wurde, daß er sich längere Zeit der Sonne aussetzen mußte u. s. w. (Turner 287). In jetziger Zeit sind von den Missionären meist Arbeitsstrafen eingeführt und die Wege, welche die Sträflinge anlegen müssen, nützen dem gemeinen Besten sehr.

Ueber die Strafe des Ehebruchs ist schon (S. 129 f.) geredet. Diebe bestrafte man in Tahiti mit Ersäufen — auch auf Rarotonga war dies die Strafe (Ellis 3, 127) — oder Erhängen (Forster Bem. 318; Boug. 181; Ellis 3, 126) oder mit sofortigem Niederstoßen Ellis 3, 125), obwohl ein eigener mächtiger Gott, Hiro, der Sohn Oros, die Diebe schützte. Eine gewöhnliche Strafe war ferner (auch für andere Verbrechen) das Ausplündern des Thäters, welcher dann (Earle 107; Ellis 3, 126) keinen Widerstand leistete.

So war es auf den Markeſas Math. G*** 105), auf Neuſe Polack 2, 101; Brown 24), wo man auch Unglückliche aus derte, weil man Unglück für eine göttliche Strafe, die davor troffenen alſo für Verbrecher anſah (eb.); auch ganze Stämme w ausgeplündert (Dieffenb. 1, 93), theils zur Strafe, theils auch nach dem Tode eines Häuptlings (d'Urville a, 2, Auch in Hawaii traf den Dieb dieſe Strafe; Tod jedoch, we ſich am Eigenthum eines Fürſten vergriffen hatte (Ellis 4, 42 Man ſtieß ihn dann hier und in Tahiti gebunden in einem Kahn ins Meer: d. h. man entſandte ihn in die Heimath der E damit dieſe ihn beſtraften, denn an ihnen hatte er gefrevelt, a an ihren irdiſchen Stellvertretern ſich vergriff. Daher war das plündern, eine rein irdiſche Strafe, in Tahiti nur unter dem ni Volke gebräuchlich (Ellis 3, 126). Auch ſonſt gab es Vermö ſtrafen: auf Samoa wurde dem Schuldigen oft ſein Haus verb (Turner 315 f.), Thiere, die ſich auf das Eigenthum eines an verlaufen hatten, wurden getödtet oder geblendet (eb. 206); Geld wurden auferlegt (eb. 293). Die ebenerwähnte Sitte der Plünd kam auch bei anderen Gelegenheiten vor: in Rarotonga war e Mittel, ſich Vermögen zu verſchaffen, indem man einfach von ſ Lande Beſitz nahm, was man Land-eſſen (kai kainga) nannte was fortwährenden Streit hervorrief (Williams 139). Hat mand in Neuſeeland die Sklavin eines anderen geheirathet, ſo w er von dieſem ausgeplündert (Neuſeeländer 181 nach Rutherfo nach Todesfällen kam es vor, daß das Haus des Todten geplü wurde und jedem gehörte das an, was er erhaſchte: daher die gehörigen oft das Beſte bei Seite ſchafften. Mit dieſer Sitte ſchein das Scheingefecht benachbarter Diſtrikte beim Tode eines Häuptlin Tahiti (Mörenh. 1, 551) zuſammenzuhängen und dies Alles jene Stammesplünderung zu Neuſeeland erinnert an die allge Anarchie nach dem Tode eines Fürſten zu Hawaii. Diebſtahl übrigens nur dann für ſchimpflich, wenn er entdeckt wurde, durchaus nicht (Polack 2, 87); nach drei Tagen wird unentd geſtohlenes Gut Eigenthum des Diebes (der Neuſeel. 182). Häup raubten, wenn ſie einen Unfall erlitten hatten, häufig ihren Unterge etwas, um ſich ſchadlos zu halten (Polack 2, 87) und Diebſtahl Rache kam gar nicht ſelten vor (Shortl. a, 134; Neuſeel.

Beruht dies letztere wie auch die Ausplünderung der Diebe auf einer Art von Wiedervergeltung, so herrschte das jus talionis auch sonst im ganzen Ozean, namentlich bei schweren Verbrechen, bei Mord, bei unsühnbaren Beleidigungen. Keine volle Genugthuung für irgend eine Beleidigung zu verlangen und zu erhalten gilt als feige und unehrenhaft. Die Sagen und die Geschichte aller Inseln bringen eine solche Menge von Beispielen für das Vergelten von Blut durch Blut, daß wir hier nicht aufs einzelne einzugehen brauchen. In Neuseeland nannte man diese Wiedervergeltung utu, welche bei den verschiedensten Gelegenheiten angewandt, bei Mord aber durch mehrere Geschlechter aufgehalten und aufs grausamste ausgeführt wurde (Polack 2, 64 f. Shortland a 214).

Sehr häufig traf diese Wiedervergeltung nicht einmal den Schuldigen selbst, sondern nur einen Verwandten desselben, oft unschuldige Kinder (Angas 2, 171; Sagen bei Grey): denn in ganz Polynesien mußte die Familie, die Partei, ja der ganze Stamm für den Einzelnen haften. Letzteres war in Neuseeland Sitte (Thomson I, 98) und hat viel Krieg und Elend herbeigeführt. Einen Mord konnte man dorten nicht mit Geld büßen (eb. 124) — obwohl häufig für ein Verbrechen z. B. für Ehebruch eine Geldsumme oder Geldeswerth als Compensation genommen wird (Shortland a 224) — wie überhaupt vergossenes Blut in Neuseeland nicht nur alle Verwandten zur Rache rief, sondern so stark wirkte, daß z. B. einem auf der That ertappten aber blutig geschlagenen Dieb der ganze Acker gehörte, von dem er gestohlen hatte (Taylor 352). War ein Verbrecher entlaufen, so zahlte die Familie die Strafe (Wakefield 2, 108): auch fühlte sich die ganze Familie im Einzelnen mitbeleidigt (Tahiti Wilson 141; Neuseeland z. B. Shortl. a 224). Wegen dieses Zusammenhaltens der Familie wurden in Tonga und Samoa womöglich alle Verwandten des Mörders umgebracht; nur selten nahm man Wergeld (Mariner; Wilkes 2, 150). — Eigenthümliche Ausartung des Wiedervergeltungsrechtes war es, wenn in Neuseeland nach einem Morde bisweilen Befreundete des Getödteten auszogen, um den ersten besten, der ihnen in den Wurf kam, mochte es nun Feind oder Freund sein, zu erschlagen (Dieffenb. 2, 127) — was etwas an das malaiische Amoklaufen erinnert. Auch hat man dort das eigenthümliche Billigkeitsgesetz, daß die Bezahlung für einen geleisteten Dienst nicht nach

dem abſoluten Werth deſſelben, ſondern nach dem Vermögen deſſ- abgeſchätzt wird, dem er zu Gute kommt (Shortland 183). — Frem- waren überall rechtlos: ihr Eigenthum galt als Eigenthum der Götte des Landes und wurde deshalb ganz gewöhnlich ihnen genommen; und daß Strandrecht galt, darüber wird man ſich nicht wundern können (Mariner 1, 308; Mathias G*** 106).

In Samoa wurden unentdeckte Diebe öffentlich und privatim verflucht (Turner 293) und wollte man den Thäter irgend eines Verbrechens auffinden, ſo wandte man daſelbſt zunächſt einen feierlichen Reinigungseid an (eb.) In Tonga, wo niedere Häuptlinge bei den vornehmeren Fürſten ſchwuren, indem ſie die Hand auf deren Fuß legten (Mariner 1, 155), leiſteten die Vornehmſten Entlaſtungseide auf eine Kavaſchale, welche dem Gott Tui fua bolotu geweiht und zu Nichts anderem im Gebrauch war, in Samoa auf einen heiligen Stein oder eine heilige Kokosſchale und da ihre meineidige Berührung Tod bringt, ſo zeigte ſich, wer ſie zu berühren verweigerte, als ſchuldig (Mariner 1, 155; Cook 3. R. 2, 25; Turner 241; 118). Ein ähnliches Verfahren mit einer Schale voll Waſſer, welches bei der Berührung des Schuldigen Wellen ſchlug, hatte man zu Hawaii. Auch andere Ordalien kamen daſelbſt vor (Ellis 4, 423): zu Tonga mußte der Verdächtige durch einen Meeresarm ſchwimmen, in welchem Haie waren (Mar. 2, 221). Ferner ſuchte man durch Zauberei den Schuldigen zu ermitteln; wollte man nur den Thäter ſtrafen, wer es auch ſei, ſo wurde über ein auf beſondere Weiſe angezündetes Feuer von den Prieſtern ein Gebet geſprochen, daß der Frevler von den Göttern getödtet werden ſollte. Der König verkündigte öffentlich, daß Diebſtahl begangen und der Schuldige verflucht ſei: und ſo groß war die Furcht vor dem Götterzorn, daß der Thäter ſehr häufig aus Angſt ſtarb (Jarves 36). In Hawaii waren die rechtlichen Inſtitutionen wohl am vollſtändigſten: man hatte ein beſtimmtes Gewohnheitsrecht, welches zwar nur mündlich überliefert, aber nicht minder zwingend war, auch für die Häuptlinge. Es betraf die Sicherheit des Eigenthums und der Perſon, den Grundbeſitz, die Arbeit, zu welcher jeder einzelne dem Häuptling verpflichtet war, es gab Regeln für den Handel und die Bewäſſerung des Landes; auch gegen Häuptlinge wurde es ſtreng inne gehalten (Ellis 4, 419; 423). Arbeiter für größere Unternehmungen dingte man im Voraus, oft indem man mit einem Dorfhäuptling

akkordirte; auch der Lohn ward voraus bezahlt, thaten sie aber ihre Arbeit nicht, so wurden sie geplündert (eb. 421). Jeder war hier sein eigener Vertheidiger, jeder klagte in eigener Person und die Verhandlungen wurden meist sehr geschickt geführt (423). Daß jeder sich selbst vor Gericht vertrat, welches in Hawaii im Hause des Königs gehalten wurde (Ellis 4, 422) war übrigens im ganzen Ozean Sitte. In Tahiti (Ellis 3, 123) gab es keine bestimmten Gesetze oder Gerichtshöfe; jeder einzelne half sich wie er konnte und die Häuptlinge entschieden und straften nach Gutdünken (eb.). Wenn es nun auch im Tahitischen kein bestimmtes Wort für „Gesetz" gab (eb. 3, 176) und mit dem Wort auch der Begriff desselben von den Tahitiern nicht klar vorgestellt wurde; wenn ferner die Strafe für dasselbe Verbrechen verschieden war je nach dem Stande des Verbrechers: so dürfen wir daraus nicht schließen, daß die Tahitier, die Polyneſier kein strenges Rechtsgefühl gehabt hätten. Es war durch vielerlei getrübt. Machte der Stand einen Unterschied in Beziehung auf die Strafe (Meinicke 79), so ist das nur eine streng rechtliche Folge von der größeren Heiligkeit, der Gottverwandtschaft der höheren Stände. Daher kommt es auch, daß Aufruhr, ja sogar schon verächtliche Reden über den König oder die Regierungshandlungen ein so schwerer Frevel war, daß außer der Verbannung oder dem Tod des Frevlers auch noch ein Menschenopfer nöthig war, um die Götter zu versöhnen (Ellis 3, 123). Im Allgemeinen aber haben die Polyneſier ein strenges Rechtsgefühl, wie der Eifer beweist, mit welchem sie der Gesetzgebung durch die Missionäre entgegen kamen (Ellis 3, 133 f.); und daß diese Gesetze gehalten wurden, dafür mag die Geschichte des Tahute (Chamisso Ges. W. 4, 63; Ellis 3, 213) ein Beispiel sein.

Auf Tahiti gab es bestimmte Landmarken, welche häufig durch geschnitzte Götterbilder bezeichnet waren; ihre Verrückung galt als schwerer Frevel (Ellis 3, 116). Auch die Neuseeländer hatten feste Landmarken (Pol. 2, 70) und diese sind allgemein und genau bekannt (Taylor 384 f.). Nirgends ist mehr über das Landeigenthum geredet, geschrieben und gestritten, als auf Neuseeland. Wir berühren diese Verhältnisse nur kurz, so wie sie für unsere Zwecke von Wichtigkeit sind. Jedes Eckchen Land hat hier seinen bestimmten Eigenthümer (Dieffenb. 2, 114), wer derselbe aber ist, das läßt sich oft nur durch die weitläufigsten Untersuchungen ermitteln. Denn

das Eigenthumsrecht beruht lediglich auf Vererbung, diese aber gi
und muß berechnet werden von dem ersten Besitzergreifer an (Tayl
384 f.), also von den Häuptern der ersten Einwanderung. Ma
muß daher, um die Rechtsansprüche genau zu kennen, die Genealogie
und Sagen so weit als möglich zurück verfolgen können: und die
war der praktische Grund, weshalb Grey die Sagen und Ueber-
lieferungen der Maori zu sammeln unternahm, denn mit diesen alten
Ueberlieferungen wird das Eigenthumsrecht stets vertheidigt (Short-
land 93). Und nichts ist den Neuseeländern heiliger als dies Besitz-
recht an sein Land: wer ein ihm gehöriges Gebiet zeitweise an einen
Anderen abtritt, fordert doch jährlich eine Portion Rattenfett, um seine
Ansprüche geltend zu machen, oder schießt sich selber dorten ein paar
Tauben (Yate im Basler Miss. Mag. 1836, 614). Denn freilich
geht der Besitz der Ländereien vom Einen auf den Anderen dadurch
über, daß der Andere das betreffende Land längere Zeit benutzt, zum
Fischen — daher man Fischplätze, um sie als Eigenthum zu bezeichnen,
mit Pfählen absteckte (Nicholas 62) — zum Phormiumschneiden,
zum Pflanzen oder Ernten (Polack 2, 82). Ein solches Benutzen
aber durch Andere konnte leicht vorkommen, da die Ackerwirthschaft der
Maori ein fortwährendes Wechseln des Bodens nöthig machte; obwohl
man das einmal benutzte, das eigene Land nie anders verläßt, als in
der bestimmten Absicht, dahin zurückzukehren (Schirren 7). Hatte
eine Kriegsschaar auf einem bestimmten Gebiete öfters ihren Kriegstanz
getanzt, so hatte sie ein Eigenthumsrecht an denselben (Polack 2,
82); und das Land, wo ein Häuptling Ratten gejagt hatte, gehörte
diesem (Dieffenb. 2, 114). Das Land konnte entweder einem
Einzelnen oder einer Familie oder einem ganzen Stamme gehören, in
welchem letzteren Falle natürlich alle Stammesangehörige dasselbe zum
Jagen, Fischen, Pflanzen, Ernten benutzen konnten. Wird ein solches
Land verkauft, so wird der Kaufpreis an den Häuptling bezahlt, der
ihn aber an die einzelnen Stammesgenossen vertheilt. Ebenso ist es,
wenn eine Familie der Eigenthümer ist: dann bekommt jedes Familien-
glied — die Verwandtschaft rechnet man aber vom ersten oft mythischen
Ahnherrn an, so daß sie meist sehr weitläufig ist — seinen nach der
Nähe der Verwandtschaft abgemessenen Antheil am Kaufgeld (Taylo
384 f.). War der ganze Stamm Eigenthümer, so ist es leicht e
sichtlich, daß der Privatbesitz des Einzelnen wechseln konnte; jedenfa

ob der Stamm, auch wenn der Einzelne das Land okkupirt hatte, Eigenthümer deſſelben (Darwin 2, 195) und nur er konnte es kaufen, nicht aber beliebig der Einzelne. Auch frühere Beſitzer eines des werden reſpektirt (Taylor 384 f.); daher erhoben Beſiegte, je ihr Land an die Sieger verloren haben, ihre Anſprüche von m, wenn dieſe das Land an die Europäer verkaufen wollten ortl. 260) und bisweilen ſo gegründet, daß ihnen die Europäer aben (eb. 263): wären ſie doch ſonſt auch rechts- und heimathslos dadurch freilich eine arge Geißel für die Europäer geworden. gab es Strecken, welche zwei Stämme beanſpruchten (eb.), und Verkauf natürlich nur zu erweiterten Streitigkeiten führte. Dieſe sverhältniſſe ſind alſo ſehr verwickelt und daß bei ihnen ein in Augen beider Partheien rechtsgültiger Kauf nur höchſt ſchwierig tande gebracht werden konnte, iſt begreiflich. Dazu kam, daß die ri das Land eigentlich für unveräußerlich hielten (eb. 280). — mmteigenthum konnte auch noch mancher andere Gegenſtand ſein: ere Maori kauften bisweilen z. B. einen Kahn, ja ſogar Waffen gemeinſchaftliche Koſten, welche ihnen dann natürlich auch gemeinlich gehörten (Shortland 19 f.). Man vererbte den Grund- nur an die Söhne, an Töchter gaben die Brüder bisweilen ndſtücke, aber ſelten genug, zur Ausſteuer mit, doch fielen dieſe r an die Familie der Frau zurück, wenn dieſe ſelbſt keine Söhne (Shortl. 256 f.). Auch in Tahiti hatte jeder Fleck Land n beſtimmten Beſitzer, häufig auch die einzelnen Bäume und oft te der Baum einem anderen als der Grund wo er wurzelte s 3, 116). Auch hier erbten gewöhnlich die Kinder; waren keine da, ſo konnte der Eigenthümer den Grundbeſitz und alles e Vermögen jedem Beliebigen vermachen (Vinc. Dum. Taiti 307), er wohl meiſt ſeinen Tayo erwählte. Ein ſolches Teſtament ch mündlich im Beiſein der Verwandten und Freunde und galt heilig (Ellis 3, 116). Auf Hawaii fiel alles durch Tod er- te Land an den König zurück, der es dann dem Sohn des Ver- enen oder aber irgend einem Anderen verleihen konnte (Ellis 20). Was ſonſt noch über die Erbverhältniſſe Polyneſiens zu rten, iſt ſchon geſagt.

Die Darſtellung der polyneſiſchen Mythologie, zu welcher jetzt übergehen, hat beſondere Schwierigkeiten; denn bei der Hei-

ligkeit des Gegenſtandes hielten die Eingeborenen den Fremden gegenüber welche noch dazu aus Unkenntniß das Heiligſte oft verletzten, ſehr zurück und andererſeits, wenn ſie auch redeten, ſo war der Gegenſtand ſelbſt wegen ſeiner Ungreiflichkeit ſchwer für die Vorſtellung und ſchwer für den Ausdruck und, was noch wichtiger iſt, die Anſchauungen, die Mythologeme waren theils unklar, entweder von Anfang an oder doch zur Zeit der Entdeckung, theils wechſelnd und ſo mußten ſich die Nachrichten widerſprechen. Auch die Reiſenden ſelbſt trugen dazu bei, das ſchon Verwirrte noch mehr zu verwirren: einmal, indem ſie, was ihnen erzählt wurde, bei mangelhafter Sprachkenntniß mangelhaft auffaßten, dann, weil ſie von ihrem Standpunkt aus auf den „wirren und thörichten Aberglauben“ als auf etwas Unwichtiges, Albernes herabſahen und ſich öfters kaum Mühe gaben, recht zu hören; und endlich, weil ſie nicht ſelten dieſe Mythologeme mit dem ihrigen verſetzten, indem ſie dieſelben theils zu abſtrakt, zu modern und philoſophiſch auffaßten, wogegen Georg Forſter in ſeiner Ueberſetzung von Cooks dritter Reiſe eifert, theils mit Gewalt Moſaiſches, Chriſtliches heraushörten oder hineindeuteten. Dahin gehört es, wenn man die neuſeeländiſchen Mythen nach gewiſſen einzelnen Spuren für moſaiſches Urſprungs halten wollte (Quarterly review 1859, 333), denn auch dorten ſei das Weib aus der Rippe des Mannes gebildet (Nicholas 39; Swainſon 14), daher dies erſte Weib hevih, d. h. Bein, Knochen heiße; wie wir denſelben Namen und Mythus auch auf Fakaafo (Turner 323; 526; Bd. 5, S. 197) fanden, deſſen wahre Darſtellung und Deutung uns ſpäter beſchäftigen wird. Auf Wilſons Darſtellung der tahitiſchen Hauptgötter hat ſicher die Trinitätslehre Einfluß gehabt, denn wenn er nur drei Hauptgötter annimmt, wenn er dieſe nennt Tani te Madua Tani der Vater, Oromatua Tua ti te Meidi Oromatua, Gott in dem Sohn und Taaroa Manu ta Hua der Vogel, der Geiſt; ſo ſieht man deutlich, wie er Vorſtellungen der Eingeborenen, welche ganz anders aufzufaſſen waren, nach ſeiner Anſchauung des Göttlichen geformt hat.

Eine andere große Schwierigkeit für die Darſtellung entſteht aus dem großen Götterreichthum des polyneſiſchen Himmels, welcher nicht minder belebt iſt als der jedes beliebigen indogermaniſchen Volkes, ſo daß zu einer mythologiſch erſchöpfenden Darſtellung deſſelben ein Buch für ſich nöthig wäre: und dies um ſo mehr, als vielfach die einzelne

Gestalten nicht scharf von einander getrennt, als sie durch die Verbreitung der Polynesier über die einzelnen Inselgruppen des Ozeans mannigfach verändert sind, als durch die Beschaffenheit der neuen Heimathen und durch die historischen Schicksale der Völker neue Götter-gestalten zu den alten hinzugetreten sind. Bei diesen Umständen kann uns also nicht einfallen, eine vollständig erschöpfende polynesische Mythologie zu geben, so wichtig eine solche Arbeit auch ethnologisch wäre: vielmehr beschränken wir uns hier nur auf die Hauptzüge, welche für das Gesammtbild der Polynesier unerläßlich sind; und auch für diese Hauptzüge geben wir, was von kritischen Vorunterſuchungen nöthig ist, nur in der möglichsten Knappheit und öfters zwischen den Zeilen.

Können, ja müssen wir die polynesische Mythologie nach den verschiedenen Inselgruppen eingetheilt betrachten, stellt sich als zweite Eintheilung die nach dem historischen Entstehen der einzelnen Götter dar: so bleibt eine dritte noch wichtigere über, nämlich die nach dem Wesen der Götter selbst, und nach dieser wollen wir uns den unendlichen Stoff gliedern, doch so, daß wir in diesen Haupttheilen stets den anderen Eintheilungen und Unterschieden gerecht werden. — Drei Abtheilungen aber sind es, in welche die polynesischen Götter ihrem Wesen nach zerfallen: wir haben zunächst eine Reihe hoher Gottheiten, welchen die Erschaffung der Welt zugeschrieben wird, welche selbst theils unerschaffen, theils von einander abstammend gedacht werden. Sie werden durch den ganzen Ozean verehrt, wenn gleich mit mannigfachen Verschiebungen und Modifikationen; sie sind wie die ältesten so die heiligsten Götter der ozeanischen Welt. Ihnen gegenüber steht die unendliche Schaar der niederen Gottheiten, der Elementargeister, der Feen, Riesen und der Diener jener hohen Gottheiten, welche wir gleichfalls überall in Polynesien finden werden. Eine dritte Klasse aber hat sich neben und unter jenen beiden entwickelt und zwar wird sie durch vergötterte Menschen gebildet, deren Verehrung zwar nicht wie in Mikronesien an einzelnen Punkten die alte Lehre ganz verdrängt, wohl aber sie bedeutend verdunkelt, verschoben, verwirrt hat und auch dies im ganzen Ozean, wenn wir den nordwestlichen Stamm der Polynesier, den wir im vorigen Band (198 f.) schilderten, ausnehmen.

Beginnen wir nun mit der Schilderung der hohen Götter. Den ersten Platz unter ihnen nimmt Tangaloa ein, der eigentliche Haupt-

gott aller Polynesier, den wir deshalb auf allen Inseln verehrt sehe Wir finden ihn auf Samoa (Turner 244; Hale 22; 24; Wi liams 548; Schirren 69; Meinicke 13 f.), auf Tonga (Wi son 390; Mariner 2, 104; 116; authent. narr. 152; Geschich 46; Hale 22; 24), auf Hawaii unter dem Namen Kanaloa (Jar ves 40; Hale a. a. O.), auf Tahiti als Taaroa (Forster Bem 466; Mörenh. 1, 419; 443; 462; 562 u. s. w.; Ellis 1, 323 f.), ebenso auf Raiatea (Ellis 2, 315), den übrigen Gesellschaftsinseln (eb. 1, 325; Cook 3. R. 2, 368), den Hervey- und Australinseln (Williams 52; 62; 104; 109; 201); und schließlich auf Neuseeland als Tangaroa (Grey 1 f.; Taylor 18 f.), während er auf Nukuhiva, aber nur dem Namen nach, zu fehlen scheint. Von besonderer Wichtigkeit aber ist, daß wir ihn auch auf den Inseln des nordwestlichen Stammes der Polynesier finden, auf den Tokelau- und Ellicеinseln (Band 5, 2, 194 f.), sowie auf Tukopia (d'Urville a Phil. vocab. de Tukopia s. v. Dieu), auf welches letztere Eiland er aber gewiß nicht, wie Schirren will (69), erst von Tonga oder Samoa hin „verpflanzt" ist. Dagegen spricht schlagend die Verehrung, welche er auf den übrigen Inseln des nordwestlichen Stammes fand, sowie das durchaus selbständige Leben dieser Abtheilung der Polynesier, wie wir es im vorigen Band geschildert haben. Auch haben wir ebendaselbst (135 f.) schon auf manche sehr schlagende Uebereinstimmung des mikronesischen Mythus und des Mythus von Tangaloa hingewiesen, welcher letztere Gott sich wohl unter so allgemeinen Namen wie Tabueriki (heiliger Herr 139) oder in dem namenlosen Donnergott zu Ponapi, dem unsichtbaren Gott auf Ratak, dem blinden auf Bigar verbirgt.

Und fast überall nun in dem weiten Gebiet, das er beherrscht fand dieser Gott die höchste Verehrung, galt er für höher und heiliger als alle seine übrigen Mitgottheiten. So vor allen Dingen auf Tahiti Dort hörte ihn Cook schon auf seiner ersten Reise als höchsten Got nennen (2, 236; Forster Bem. 466), von dem alle übrigen Götte sowohl, als auch die Menschen geschaffen seien. Auch aus dem Name den ihm Wilson (450) beilegt, der Vogel, der Geist, geht seine höhe Stellung hervor: er schwebt als Geist über den anderen Göttern, welc persönlicher, menschlicher gedacht wurden. Daher ist es auch begreifli

man zu ihm nicht häufig betete (Cook a. a. O.), da er in
r Abgezogenheit zu hoch und heilig war: nur in höchster Noth
bte man sich auch an ihn (Wilson 450), wie man auf Vaitupu
n Namen, da er zu heilig sei, nie aussprach (Hale 156). Die
tier und die übrigen Gesellschaftsinsulaner nannten ihn geradezu
größten Gott, der unerschaffen am Anfang aufgetaucht sei aus
rnacht und alle Dinge geschaffen habe (Ellis 1, 323; Mörenh.
137; Tyermann u. Bennet 1, 313). Denn das ist seine
tthätigkeit: er hat die Welt erschaffen und er erhält sie fortwäh-
— ein Mythus, welcher in den verschiedensten Gestalten umlief.
oll er mit seinem Weibe o-te-Papa, einem Felsen, alle Götter
jt haben, von denen dann Mond, Sterne, Meer, Winde ent-
n, so daß also auch diese von Taaroa abstammen (Forster
466; Ellis 1, 324). Verwirrter und ganz allein stehend
e Version bei Wilson (451), in welcher Taaroa weiblich ge-
auftritt und mit Tani (dem Vater, wie ihn Wilson nennt)
hst das Wasser in seinen verschiedensten Gestalten, dann den
nel und die Nacht zeugt, aus welcher sonst der polynesische Mythus
Götter alle ableitet. Es scheint also, als habe Wilson manches
rstanden. Cooks Bericht (1. R. 2, 236 f.) schließt sich ziemlich
i an Forster an, doch nicht ohne interessante Abweichungen; die
ie sind bei ihm theils unmittelbare Kinder des ersten Paares, theils
sie sich unter einander fortgepflanzt; und ganz ebenso ist die Ent-
ig der Pflanzen. Auch alle Untergötter sind die Kinder Taaroas und
s und von diesen Untergöttern stammen die Menschen, deren erster
wie eine Kugel geboren, von seiner Mutter aber so lange gereckt
geformt wurde, bis er seine jetzige Gestalt hatte (ebenso For-
Bem. 477). Interessant ist es auch, daß nach Cook das Jahr
amatatayo) eine Tochter jener Ureltern war, die dann mit ihrem
m Vater Taaroa die Monate zeugte: die Kinder dieser letzteren
die Tage. Haben wir in dieser Angabe gewiß nur einen sehr
n Zug zu sehen, so beweist doch gerade er für das Uebergewicht
oas über die anderen Götter: man würde sonst nicht noch in
Zeit solche Mythologeme an ihn angeknüpft haben. Die Inseln
e Taaroa gleichfalls, wenn auch unwillkürlich: denn als er sein
den Felsen, durch die See schleppte, brachen verschiedene Stücke
ab, welches eben die einzelnen Inseln sind (Forster Bem.

477). Nach anderen Erzählungen (Wilſon 451 Anm.) ſind die vielen Eilande freilich anders entſtanden, die Götter nämlich zerbrachen einſtmals im Zorn das große Feſtland, welches damals die ganze Welt einnahm und ſo bildete ſich der Archipel (Ellis 1, 112). Doch nicht blos te-Papa ſoll die Gemahlin Taaroas geweſen ſein: ein altes Lied (Mörenh. 1, 423 f.) giebt ihm verſchiedene Göttinnen zu Weibern, mit denen er die verſchiedenen Dinge zeugt, ſo mit ſeiner Tochter Hina den Himmel, die Erde, die See (Ellis 1, 325) und viele Götter (Ellis 1, 326), mit der „Hina des Meeres" den Nebel (Mörenh. 1, 565), mit der Ofenfeumaiterai den Oro und andere Gottheiten (Ellis 1, 324), mit einem anderen Weibe die Bewohner der verſchiedenen Inſeln (Tyerm. und Bennet 1, 524). Nach anderen Mythen formte er übrigens den Menſchen aus rother Erde, welcher deshalb rothe Erde aß, bis nach dem oben (S. 97 f.) erwähnten Mythus der Brodbaum geſchaffen war (Ellis 1, 110). Wenn nun auch in Tahiti „von Einigen" erzählt wurde, daß aus des Mannes Rippe (ivi) das erſte Weib Ivi gemacht war: ſo hat Ellis (eb.) ganz recht, wenn er dieſe Erzählung für modificiert durch Europäer hält; das Einheimiſche, woran ſie anknüpften, mag ein Mythus wie der von te Papa geweſen ſein. Nach dem Menſchen ſchuf Taaroa die Thiere der Erde, die Vögel der Luft, die Fiſche des Waſſers (Ellis 1, 77). Doch wird die Erſchaffung des Himmels, der Wolken, Sterne, Winde, der Pflanzen, Thiere, Bäche, der Korallen, Fiſche, des Meeres auch ſeinem Sohne Raitubu, d. h. Himmelsverfertiger zugeſchrieben. Noch merkwürdiger iſt eine andere Mythe, welche hauptſächlich auf den weſtlichen Inſeln des Geſellſchaftsarchipels, aber auch in Tahiti zu Haus war, nach welcher er, anfangslos und unſichtbar, in der Ewigkeit lebte und nach unendlichen Jahren ſeine Schale, das Aeußere ſeines Körpers abſtreifte (Ellis 1, 325); auf Raiatea hieß es, er lebe wie in einer Muſchel, die er von Zeit zu Zeit abwerfe und dadurch die Welt vergrößerte (Tyerm. u. Bennet 1, 523). Oder es ſoll ein Ei geweſen ſein, in welchem er vom Himmel herabhing, bis er es zerſchlug und verließ; aus den Stücken entſtanden, ſo berichtet gleichfalls die raiataniſche Sage, die Inſeln (eb. 2, 31). Die Menſchen erzeugte der Gott aus ſeinem Rücken: und dieſe trägt er dann, in einen Kahn verwandelt, über die See, ſein Blut aber, den Kahn füllend, färbt See und Himmel. Sein Leichnam wird auf die Erde

gelegt, den Rücken nach oben, woraus die Wohnung der Götter entsteht; wie man auf Neuseeland glaubte, der Berg Tangariro sei das Rückgrat des Tupuna, des Ahnherrn (Dieffenbach 1, 347). Auf den Herveyinseln zeigte Taaroa sich auch dadurch als Herr über die Menschen, daß er mit einem Netz und Speer um ihre Seelen zu fangen und zu tödten dargestellt war (Williams 109). Auch in jenem alten tahitischen Lied, welches wir im vorigen Band (205) besprachen, wird die Welt die Schale, das Aeußere Taaroas genannt, welcher selbst sich in die Welt und alles einzelne verwandelte. Bei der Schöpfung war seine Anstrengung so groß, daß sein Schweiß in Strömen herab rann; so bildete sich das Meer mit seinem Salzgeschmack (Ellis 1, 112), wie er es auch war, der zornig die Sündflth über Tahiti hereinbrechen ließ (Ellis 1, 386). Auch der Wohnsitz Taaroas spricht für seine besondere Heiligkeit: es gibt mehrere Himmel übereinander und in dem höchsten derselben, welcher Reva heißt, da wohnt er allein (Ellis 1, 325). Auch die Sonne gilt als sein Wohnsitz (Forster 467); wie er denn ausdrücklich auch Schöpfer der Sonne heißt (Ellis 3, 170; Forster 467). Höchst merkwürdig ist die Version, in welcher dieser Mythus auf Hawaii umlief. Ellis erzählt sie 26: Die Hawaier wurden unter Kana im Kriege vom tahitischen König besiegt und dieser beraubte sie zur Strafe der Sonne: Kana aber machte sich durch das Meer nach Tahiti auf, wo Kahoalii der Verfertiger der Sonne lebte, von dem er sie wieder erhielt und sie wieder einsetzte. Kahoa-alii ist Tahitisch Taroa-alii, d. h. König Taroa, Taaroa, Tangaloa. Der galt also in Hawaii als Sonnenverfertiger und zwar als wohnhaft in Tahiti: zum klaren Beweis, aufs neue, daß die Hawaier aus Tahiti abstammen. Auch Träger der Welt mit allem was in ihr lebt und webt, ist Taaroa: den gewaltigen Felsen auf welchem die Erde ruht, hält und erhält er mit seiner gewaltigen Macht (Ellis 1, 325.).

Wir haben (Bd. 5. 2, 218 f.) Tahiti als Mittelpunkt des östlichen Polynesiens gesehen; von ihm gingen die Bevölkerungen der sämmtlichen Gruppen des Ostens aus, welche Thatsache auch für die Erforschung des religiösen Glaubens nicht unwichtig ist. Wir finden nämlich außer auf den Hervey- und Australinseln den Gott Taaroa nirgends in der Bedeutung, weder auf Hawaii noch Nukuhiva noch Paumotu, wie zu Tahiti; was uns freilich nicht eben wundern

kann, wenn wir die mannigfachen Schickſale der Auswanderer bedenken, durch welche gar manche Aenderung ihrer Vorſtellungen aufkommen mußte. Auf Hawaii galt er als einer der höchſten Götter (Jarves 40), wie man ihn auch als einen der Götter nannte, aus welchen die chriſtliche Dreieinigkeit beſtehen ſollte: denn als die Miſſionäre zuerſt kamen, hielt man ſie für Zauberer ähnlich den einheimiſchen hawaiiſchen Zauberern, nur daß ihre Götter beſonders mächtig ſeien. Mit Kanaloa zuſammen ließ man Kane und Maui die Dreieinigkeit bilden (Jarves 203 Anm.). Man hatte aber hier nicht mehr ſo viele Erzählungen von ihm, er lebte nicht mehr ſo friſch im Gedächtniß des Volkes als in Tahiti. Auch aus den Mythen, welche früher ſeine herrlichſten Thaten verkündet hatten, war ſein Name geſchwunden: denn wenn in Tahiti Tangaroa ſchon vorherrſchend unter dem Bilde eines Vogels gedacht wurde (Wilſon 451), wenn er ferner in einem Ei ſich befand, durch deſſen Zertrümmerung er die Welt ſchuf; ſo iſt wohl kein Zweifel, daß wir jenen hawaiiſchen Rieſenvogel, der vor Erſchaffung des Landes ein ungeheures Ei auf das Waſſer des Meeres legte, welches zerfiel und die Inſeln des Archipel bildete (Ellis 1, 116; Jarves 26; Michelewa y Rojas 81), daß wir dieſen namenloſen Vogel auf Kanaloa deuten müſſen. Auch auf den Markeſas finden wir nur Spuren, nicht aber den Namen Taaroas, und zwar dieſe Spuren in dem Mythus von Atea oder Akea, dem Gott der Steine, welcher einen gewaltigen Felſen aus dem Meere emporzog, als er mit der Angel fiſchte. Wenn nun auch Mathias G*** (44), dem wir die Erzählung verdanken, leider nicht erwähnt, ob der Gott die Inſeln aus dieſem Felſen bildete, ſo iſt dies doch als wahrſcheinlich anzunehmen und dann bezieht ſich auch dieſer Mythus, auf den wir noch zurückkommen, aller Wahrſcheinlichkeit nach urſprünglich auf Tangaloa.

Auf Neuſeeland dagegen hat ſich der Gott nicht ganz verdrängen laſſen, aber freilich gilt er hier nicht für die mächtigſte Gottheit, ſondern nur für einen unter vielen gleichen, für den Sohn von Rangi und Papa (Himmel und Erde) und zwar für den Vertreter des Meeres und ſeiner Geſchöpfe, der ſich freilich an der Weltſchöpfung betheiligt, aber ſie nicht allein hervorbringt (Grey 1 f.). Auch wird er ſonſt in den Sagen bei Grey nicht erwähnt, wohl aber kommt er in Beſchwörungen vor, welche ſich auf Fiſchfang und glückliche Fahrt

(Dieffenbach 2, 116 f., Shortl. a 8; 111. Grey 136 f.), angaroa bezeichnet Fiſche und Reptilien jeder Art, für deren r gilt (Grey 1 f., Taylor 18 f.). Daher iſt es nicht un- daß man in Neuſeeland eine ſchöne grüne Eidechſe, welche rzugsweiſe als Atua d. h. Gott verehrte, anflehte um Sonnen- Wind, um gutes Wetter, ferner aber um Glück im Krieg und hfang (Dieffenb. 2, 116—8). Auch ſoll, nach einem an- ierkwürdigen Mythus bei A. Earle 266, nach dem Herauf- es Landes eine Eidechſe einen Menſchen bei den Haaren aus iffer gezogen haben, welcher der Stammvater aller Neuſee- ourde. Und wie wir in dieſen mythiſchen Zügen gewiß mit Spuren des Tangaloa-Mythus finden, ſo müſſen wir ebenſo ig die Sage bei Polack (1, 19), die Menſchen ſtammten m Ei, welches ein Rieſenvogel auf das Waſſer legte, auf dieſen beziehen, den wir ja ganz in derſelben Geſtalt ſchon auf ennen lernten. Auch in Tahiti war er der Erzeuger des ; in Rarotonga war ihm gleichfalls das Meer untergeben, denn jüglich flehten die Prieſter, als ſie die erſte Kunde von Cook , mit Gebeten an; „o großer Tangaroa, ſend uns dein großes ins Land, daß wir die Kukis (Cooks Leute, die Engländer) (Williams 201). In Tonga war die Auffaſſung des eine ähnliche. Tongaloer, ſagt Wilſon 390, war der Gott, mel und Wetter beherrſchte; nach anderen Nachrichten (auth. 52) rief man dieſen Gott bei Waſſersnoth an, deſſen Name ur aus Tangaloa entſtellt iſt. Aus dieſer ſeiner Beziehung eere iſt es aber ferner zu erklären, wenn wir ihn als Gott imerleute und Handwerker auf Tonga und Zimmerleute als ieſter finden (Mar. 2, 117 f. d'Urv. a 4, 292; Geſchichte lrſprünglich war er Gott der Kahnbauer, da ihm das Meer ar; und weil der Kahnbau das wichtigſte Handwerk war, ſo ſpäter, als ſein Weſen immer mehr verblaßte, zum Gott der rker herab. Nannten doch die Rarotonganer die großen Schiffe Tangaloas Schiffe (vergl. Geſch. 47). Welches Meer, welche urſprünglich gemeint waren, werden wir gleich ſehen. Allein auch noch andere Geltung bis in die ſpäteſte Zeit. Er wohnte Luft, die er beherrſchte, von wo er Donner und Blitz her- bete und ſtets im Gewitter einen Häuptling tödtete, um ihn

zu ſich zu rufen (Geſch. 46). Noch mehr in ſeiner urſprünglichen Macht und Bedeutung zeigt ihn der Mythus, welcher ihn zum Erſchaffer der tonganiſchen Inſelwelt macht; denn dieſe ſoll er an einer Angel aus dem Meere herausgefiſcht haben (Mariner 2, 104; Erskine 160); leider aber riß, als die gewaltige Maſſe ſich eben über den Meeresſpiegel gehoben hatte, die Schnur der Angel und was ſonſt ein großes Feſtland geworden wäre, blieb nun eine Anhäufung einzelner Inſeln (Hale 24). An einem Felſen der Küſte wurde noch Marinern das Loch gezeigt, welches der Angelhaken des Gottes gebohrt hatte, ja dieſer Haken ſelbſt war noch im Beſitz des Tuitonga (Marin. eb. und nach ihm D'Urville a 4, 296). Iſt er nun ſo der Weltenſchöpfer, ſo erſcheint er in den uralten Ueberlieferungen, welche wir Mariner verdanken (2, 175) folgerichtig auch als der Herr und Rufer der erſten Menſchen, als der Bevölkerer der Inſeln und zugleich als der höchſte Beherrſcher der Götterheimath Bulotu. Denn ſo lautet der merkwürdige Bericht Mariners: Tangaloa, welcher in Bulotu dem Paradies im fernen Weſten wohnte, ſchickte ſeine zwei Söhne mit ihren Weibern aus, um das neugeſchaffene Land, welches er ſo eben mit Pflanzen und Thieren von Bulotu aus belebt hatte, auch mit Menſchen zu bevölkern. Der jüngere der beiden Brüder, Baka-aku-uli war klug und geſchickt und verfertigte mit großem Fleiß täglich neue nützliche und ſchöne Dinge, ſo daß ihn Tubo, der ältere, welcher faul war und ſtets nur aß oder ſchlief oder umherlungerte, immer mehr beneidete und ihn endlich aus Neid tödtete. Erzürnt kam Tangaloa aus Bulotu herbei und ſagte zu der Familie des Erſchlagenen: laßt eure Kähne ins Meer und fahrt „ki tokelau“ nach Oſten zu dem großen Land, welches ihr dort findet. Euer Herz iſt rein und gut und deshalb ſoll auch eure Haut helle ſein und weiſe ſollt ihr bleiben und Aexte verfertigen und andere Koſtbarkeiten und große Aexte. Ich werde den Wind von eurem Land nach Tonga wehen laſſen, ſo daß ihr kommen könnt wenn ihr wollt, Tubo aber nicht zu euch. Und zu Tubo ſprach er: Du ſollſt ſchwarz ſein, denn dein Herz iſt böſe und elend ſollſt du ſein, nur wenig beſitzen und keinen Handel treiben können nach deines Bruders Land. Denn deine Schiffe ſind zu ſchlecht: er aber ſoll nach Tonga kommen können, wenn es ihm beliebt. Mariner glaubte erſt, die Geſchichte von Kain und Abel zu hören, nach europäiſchen Erzählungen in ein poly

neſiſches Gewand gekleidet; allein die älteſten Männer kannten die Geſchichte und verſicherten auf ſein Forſchen, ſie von ihren Vätern gehört zu haben. Jedenfalls iſt die Stellung Tangaloas hier eine andere als ſonſt: hier zeigt er ſich ganz entſchieden als die Hauptgottheit der Gruppe. Doch gab es auch noch eine andere Erzählung über den Urſprung der Menſchen: als Tangaloa Tonga geſchaffen hatte, wandelte die Götter in Bulotu Neugier an, dies neue Land kennen zu lernen und deshalb fuhren einige von ihnen hin und beſchloſſen, da es ihnen gefiel eine Zeit lang daſelbſt zu wohnen. Allein plötzlich ſtarben drei von ihnen: und den überlebenden, welche über dies Unerhörte entſetzt waren, ward verkündet, ſie hätten von der Frucht der Erde gegeſſen, deshalb gehörten ſie dieſer und der Sterblichkeit an. Der Verſuch, Bulotu wieder aufzufinden, mißglückte: ſie mußten bleiben und ſo entſtanden die Menſchen (Mariner 2, 127).

Derſelbe Mythus vom Auffiſchen der Erde durch Tangaloa herrſchte nach Hale (24) auch auf Samoa, wo man nach demſelben Berichterſtatter auch einen Felſen, der von der Angel des Gottes durchbohrt war, zum Beweis der Erzählung zeigte. Doch gab es auch noch andere Verſionen hier. Der Himmel, ſo heißt es, war in alter Zeit allein bewohnt, die Erde mit Waſſer bedeckt, aus welchem nur zwei Felſen, die Inſeln Savaii — es iſt beachtenswerth, daß es gerade dieſe ſo wichtige Inſel war — und Upolu hervorragten. Doch erzählt ein anderer Bericht, daß auch dieſe beiden Felſen Tangaloa erſt vom Himmel herabgeſchleudert und dadurch das erſte Feſtland gebildet habe. Um dies Land nun zu bevölkern ſendete Tangaloa ſeine Tochter Turi oder Tuli aus, welche als Schnepfe vom Himmel herabſchwebend ſich auf dem neuen Lande nieder ließ. So wie ſie es betrat, ward es größer und größer, der nackte Fels bedeckte ſich mit Erde und eine kriechende Pflanze, welche der Gott durch ſeine Tochter vom Himmel herabgeſendet hatte, breitete ſich immer weiter aus. Endlich welkte ſie und aus den faulenden Stengeln und Blättern entwickelten ſich Würmer und aus dieſen, da ſie Tuli mit ihrem Schnabel entzwei pickte, endlich die Menſchen (Turner 244). Nach Hale (24) bedeckte ſich die Erde von ſelbſt mit Pflanzen, unter deren auch mit einem rankenden Weinſtock, aus deſſen Stamm der Gott Ngai den erſten Menſchen machte. Uebrigens hatte auch ſonſt

Tangaloa hier große Achtung: er galt für den Spender alles Gute, weshalb bei großen Festen sobald die Speisen vertheilt wurden ein öffentlicher Redner auftrat, alle Speisen laut aufzählte und dann ausrief „Dank dir hierfür, großer Tangaloa". So berichtet Williams 548 f. nach Mittheilungen, welche ihm in Samoa gemacht waren. Man beachte dabei, daß die Samoaner sonst für gottlos galten, wie denn auf Rarotonga „ein gottloser Samoaner" sprichwörtlich war (Williams 542).

Wir können jetzt uns ein Urtheil bilden über Tangaloas ursprüngliche Eigenthümlichkeiten und über die Bedeutung des Gottes. Er wohnte unerschaffen und ewig im höchsten Himmel oder im reinen Luftraum, wo er wie ein Vogel schwebte und hatte Macht über die übrigen Götter, welche meist seine Kinder waren. Von ihm geht die Erschaffung der Welt mit Sonne, Mond und Sternen, mit Pflanzen und Thieren, kurz mit allem Zubehör aus und ihm verdankt auch der Mensch seinen Ursprung. Wie er die Welt und alles Lebende erhält, so sind auch die Menschen ihm Dank für alles Gute schuldig, von ihm geht aller Segen aus; weshalb man ihn in Neuseeland auch um Kriegsglück anflehte. Steht er in allen diesen Aeußerungen seines Wesens dem griechischen Zeus gleich, so werden wir auch auf eine ähnliche Grundanschauung geführt, auf welchem dies sein Wesen beruht, wir haben in ihm eine Personifikation des leuchtenden Himmelsgewölbes, des strahlenden, oft stürmisch bewegten Luftkreises (vergl. Mörenhout 1, 563). Zu dieser Auffassung stimmen alle Züge seines Wesens. Zunächst daß er im höchsten Himmel wohnt; daß er in Samoa gerade zu Tangaloa langi d. h. Himmel also himmlischer, im Himmel wohnender Tangaloa und ebenso auf Fakaafo Tangaloa i lunga i te langi, Tangaloa der oben im Himmel genannt wurde (Hale 22). Auch ist es natürlich, daß man diesen höchsten Himmelsgott als Vater der übrigen Götter ansieht, welche ja alle himmlische Wesen sind und also vom Himmel stammen; und ferner, daß man ihn als den Erschaffer der ganzen Welt ansah, da ja der Himmel die ganze Welt einzuschließen und zusammenzuhalten scheint. Als Weltenschöpfer wirft er entweder das Land vom Himmel herab (Samoa) oder zieht es an der Tiefe empor zu sich auf, zum Himmel: und gerade dies Auffischen aus der Tiefe ist von Wichtigkeit. Die Erde ist damit nun aufgefaßt als ein unten liegendes im Vergleich zum Himmel, gewi

nicht als ein in der Unterwelt gebildetes. Ein unten Liegendes im Vergleich zum Himmel ist sie, der Gott will sie empor ziehen, doch ehe er sie zu seiner himmlischen Höhe hinaufbringt, reißt die Schnur und die Erde bleibt tief liegen. Man bedenke, daß diese Mythen sich in Polynesien, also auf den kleinen Inseln in dem unermeßlichen Ozean, ausbildeten, und zwar ausbildeten unter der Tropenzone, wo die wundervolle Klarheit der See den Blick weithin in die blaue Tiefe einzudringen erlaubt, einmal wird man das Bild des Auffischens für das allernatürlichste halten; und zweitens sich nicht wundern, daß es der Himmel ist, der auffischt, der Himmel, dessen leuchtendes Bild stets aus dem Meere widerstrahlte. Daß dann ferner die Inseln das Bild des Zerbrochenen an die Hand geben, bedarf kaum der Erwähnung. Und hier wird nun jener schon obenerwähnte Mythus von Raiatea für uns wichtig, nach welchem das Blut Taaroas die See nicht nur, sondern auch den Himmel röthet und sein Leib, den Rücken nach oben auf die Erde niedergelegt, die Wohnung der Götter und das Vorbild aller irdischen Tempel bildet. Er selber bildet das Himmelsgewölbe, denn dies ist mit dem Haus der Götter gemeint; sein Blut strahlt in der Morgen- und Abendröthe flammend über den ganzen Himmel, spiegelt sich flammend in der See.

Allein vom Himmel wehen und stürmen ferner die Winde; die unermeßliche Luft mit ihren schwimmenden Wolken gehört ganz und gar zum Himmel. Daß die mythenbildende Phantasie dem Sturmwind Flügel gab, lag nahe: wenn aber Tangaloa, der Gott des Himmels, der Gott der bewegten Luft so vielfach als Vogel, der über den Wassern schwebt, gedacht wird, oder wenn er den weltbildenden Genius in Gestalt einer Schnepfe herabsendet (Samoa), so hat dies vielmehr darin seinen Grund, daß man die Götter vielfach in Vogelgestalt dachte. Das Ei, welches dieser Vogel legt, braucht ursprünglich nicht die Sonne bedeutet zu haben, sondern einfach die Inseln selbst oder aber die ganze Wölbung des sichtbaren Alls, welche sich ja durch die Erdfläche auf der einen Seite der Eiform nähert; und sicher bedeuten auch die Schalen, welche Tangaloa abwirft, die Muschel, in welcher er sitzt (Tahiti) nichts als eben das Himmelsgewölbe. Doch hat sich schon früh mit dieser Vorstellung eines Welteies der Gedanke an die Sonne verknüpft und vermischt, ohne das wir deshalb Tangaloa selbst für eine Personifikation der Sonne, wie Schirren vielfach thut, auf-

faſſen darf. Denn wenn Forſter (Bem. 467) ſagt, man ſtelle auf Tahiti den Gott Tangaloa, der in der Sonne wohne, als ein großen Mann mit ſchönem, bis zu den Füßen wallenden Haar vo womit natürlich die Sonnenſtrahlen gemeint ſind: ſo beruht dieſe A gabe entweder auf einem leicht erklärlichen Irrthume Forſters, die leicht auch auf einem Mißverſtändniß der Fragen, die er der Sprac nicht recht kundig that ſeitens der Eingeborenen: oder aber, wir habe es hier mit einer Uebertragung zu thun, die uns gleich noch weit beſchäftigen wird, mit der Verwechſelung nämlich Mauis und Ta galoas, welche in ganz Polyneſien eine durchaus häufig vorkommend iſt. Wichtiger für unſere Auffaſſung iſt es, wenn man die Sonne a linkes Auge, d. h. als Sitz der Seele Tangaloas auffaßte, alſo nur als The ſeines Körpers, nicht als ihn ſelbſt. Tangaloa iſt nicht die Sonne. Da paßt von alledem, was wir beſprochen, eigentlich nichts, wenigſtens nicht b naturgemäßer ungekünſtelter Erklärung; während ſich uns alle Mythe ganz von ſelber löſen, wenn wir ihn als Gott des Himmelsgewölbe auffaſſen. Nur dann können wir auch begreifen, wie er zugleich Go des Meeres werden konnte. Als er die Welt ſchuf, ſchwitzte er ſehr, heißt es, daß die Ströme ſeines Schweißes das Meer bildete Hiemit ſind gewiß die Waſſergüſſe aus den Wolken, die tropiſche Regenſtröme gemeint, wie wir den Gott auch als Herr der Gewitte als Schleuderer der Blitze fanden. Strömte ſo das unermeßlic Waſſer vom Himmel nieder, was lag näher als den Himmel, welch „das Meer zu gebären“ ſchien, aufzufaſſen als den Schöpfer u Herrn des Meeres, das wenn ruhig, nur das leuchtende Bild d Gottes zeigte, wenn aber bewegt und ſtürmiſch, durch niemanden ande bewegt wurde, als eben durch den Gott des Himmels und der Lu durch ſeine Stürme. Wichtiger aber als Alles dies iſt der Umſtan daß wie wir gleich ausführlicher ſehen werden, man den Himmel ſel in ſeiner unergründlichen Bläue als ein zweites Meer anſah: und nun Tangaloa Herr des Himmels war, ſo war er auch Heer d Meeres „über der Feſte“, von dem ſo oft das Waſſer in Regengüſſ herabfiel. So ward er wie er als Herr des Wetters angeſehen wur auch Herr der Schiffahrt und des Fiſchfanges: wollte man gli liche Fahrt haben, zu Reiſen, zum Fiſchfang, ihn mußte man rufen. Daß man ihn aber als Herrn der Schiffahrt anſah, als Sender des großen Wunderſchiffes der Kukis (Rarotong

ſollte das nicht noch einen anderen Grund haben? ſollte man nicht „die eilenden Wolken, die Segler der Lüfte“ für Schiffe angeſehen haben? und für Schiffe weſſen anders als des Gottes der Luft, als Tangaloas? und waren nun die Wolken Tangaloas Schiffe, was lag näher, als daß man ihn als Gott des Schiffbaues und ſpäter jegliches Handwerkes dachte? War doch Schiffbau und Hausbau und alle ähnlichen Arbeiten tabu, d. h. den Göttern beſonders heilig. Daß man nun die Wolken als Schiffe Tangaloas anſah, dazu mochte der Paſſatwind nicht wenig beitragen, der einen ſo großen Theil des Jahres beherrſchte, und die glänzenden Sommerwolken immer in einer Richtung, nach Weſten zu, alſo nach der Götterheimath hintrieb, denn dieſe dachte man ſich im Weſten; während umgekehrt die meiſten Gewitter, die feindſeligen Regengüſſe, die wilden Stürme von Weſten, alſo direkt vom zürnenden Gott geſendet kamen. Dieſe glänzenden Zauberſchiffe des Himmels waren es, die man erwartete; ja in Neuſeeland ſprach man geradezu davon, daß ein Schiff aus den Wolken kommen werde, freilich (nach ſpäterer Verfinſterung der Mythe) in feindlicher Abſicht, um die Eingeborenen zu entführen; aber aus den Wolken erwartete man es (Dillon 1, 242). Und ebenſo glaubten die Nukuhiwer (Kruſenſtern 1, 191), daß die europäiſchen Schiffe aus den Wolken ſtammten; ja in raſcher Weiterbildung dieſer Auffaſſung erklärten ſie ſich nun den Donner als verurſacht durch das Geſchütz jener Schiffe. Daher erklärt es ſich denn auch, weshalb man ſo vielfach heftige Angſt hatte, wenn ein Schiff in Sicht war; weshalb man mit Gebeten u. dergl. ſeine Landung lieber abzuwenden ſuchte. Man fürchtete eben jenes Götterſchiff, denn die Götter, wie wir bald ſehen werden, fraßen die Menſchen. Darauf mag ſich auch der Name, welchen die Fremden im Ozean führen, Papa-langi beziehen, wenn man ihn richtig mit „Himmelsſprenger“ überſetzt hat; es wären dann ſolche, welche den Himmel, um ihn zu verlaſſen, öffneten (doch vergl. S. 250).

Auch der Name des Gottes ſpricht für das Geſagte. Unzweifelhaft iſt dies, wenn Tangaloa „gewaltiger Athem“ (Schirren 71) bedeutet, wir haben es dann mit einem Wuotan, einem Gott des ſturmumbrauſten Himmels zu thun. Mörenhout (1, 439) überſetzt und deutet das Wort als der fernwohnende, was ſich auf das Thronen im höchſten Himmel beziehen würde.

Haben wir nun ſo das urſprüngliche Weſen des Gottes Tangaloa

erkannt, so bleibt uns schließlich noch die Veränderungen zu erwähn
übrig, welche ihn im Laufe der Zeit in der polynesischen Auffassun
selbst betroffen haben. Zugleich müssen wir auch diese nach unsere
Auffassung Tangaloas prüfen. Daß er in Neuseeland als Gott de
Fische und Reptile gilt, ist eine einfache Folgerung aus seinem Wese
als Seegott. Es setzt aber eins voraus, was wir namentlich in Neu-
seeland, aber auch sonst überall in Polynesien finden; daß der Gott
seine alte Macht, sein altes Ansehen vielfach eingebüßt hat. Wie
kam das? wie konnte der mächtigste Gott so seine Macht verlieren?
Die Antwort auf diese Frage müssen wir einer allgemeinen Betrachtung
polynesischer Mythologie, auf welche wir nachher ausführlicher eingehen,
vorweg entnehmen: wie in Mikronesien war auch in Polynesien der Kul-
tus der hohen Götter (nicht bloß Tangaloas allein) verdrängt durch die
Verehrung der Seelen Verstorbener, der Ahnen. Es lag aber nahe,
anzunehmen, daß diese Geister, wenn man ihnen überhaupt die be-
treffende Macht zuschrieb, sich eingehender und genauer, menschlicher
um das Schicksal der Menschen kümmerten: so wuchs ihr Einfluß und
ihre Macht täglich auf Kosten der alten heiligeren Götter, welche da-
durch zurückgedrängt wurden. Taaroa, dessen Macht man pries und
rühmte, mischt sich nicht, so war die Meinung der späteren Tahitier,
in die irdischen Dinge; weshalb er auch keinen Cultus erhielt (Mö-
renhout 1, 462), weshalb man auch nur selten zu ihm betete.
Ja weil man sich bewußt war, daß die meisten Götter ursprünglich
Menschen gewesen waren, so kam man gewiß erst in ganz später Zeit
auch dazu, den Taaroa selbst für einen Menschen, der erst später
vergöttert sei, zu halten; wie das einzelne Tahitier thaten (Ellis
1, 323). Auf etwas anderer Anschauung beruht es, wenn man auf
Tahiti und Tonga das Festland und die ganze sichtbare Schöpfung
für eben so alt, ja für älter hielt als die Götter (Mariner 2
98; 104; Ellis 1, 327): man faßte eben die Götter als Götter
als wirkliche Personen auf, man sah nicht mehr im Himmelsgewölb
selbst den Gott, sondern wußte, daß er hoch über der blauen Wölbung
wohne: daher dachte man diese gesondert von ihm und natürlich, d
der Gott doch irgendwo sein mußte, ebenso ewig oder noch älter al
ihn selbst. Einer verwandten Anschauung, welche aber noch größer
Stärke im mythischen Personificiren hat und also älter ist, gehört e
an, wenn in Tahiti erzählt wurde, Tangaloa habe mit dem Sand d

oder mit dem Felſen, der Erde (Papa) die Götter, Menſchen Dinge erzeugt. Auch hier tritt ihm die Welt ſchon als etwas s entgegen und zwar als weibliches Princip. Der Himmel damit ſeinen Leben bringenden Regentropfen wird für das männ- Princip angeſehen und ſo auch der Gott, in dem er perſonificirt ie Trennung und Gegenüberſtellung des Gottes aber von dem, n urſprünglichen urälteſten Mythus ſein eigentlichſtes Weſen war,) hier vollzogen. Und dies iſt denn auch der Punkt, von welchem r die ſchwierigſte Verſchiebung des Tangaloamythus, die er und n Neuſeeland erfahren hat, wieder zurecht rücken können. Dort ılich Tangaloa zum Sohn Langis des Himmels und Papas der ıeworden und — doch wir müſſen den ganzen Mythus nach (1—15) erzählen, der zugleich ein neuer Beweis für die hohe che Kraft der Maori ſein mag.

as erſte Menſchenpaar entſprang von Rangi und Papa, welche ſo feſt auf einander lagen, daß alles in dichteſte Finſterniß war. Schon lange waren ihre Kinder damit unzufrieden, aber ch. Daher iſt das Sprichwort: Finſterniß war von der erſten ung der Zeit bis zur zehnten und hundertſten und tauſendſten; e dieſe Zeitabſchnitte galten als abgeſchloſſen für ſich und jeder Po; und ſo lange herrſchte Finſterniß. — Das konnten die Rangis und Papas nicht länger ertragen und endlich ſagte Tuıga, der ſtolzeſte unter ihnen: laßt uns Rangi und Papa er- ; Tane-mahuta aber, der Vater der Wälder und alles, was n lebt, ſagte: wir wollen ſie nicht erſchlagen, nur trennen und nmten alle bei, nur Tawhiri-matea der Vater der Winde und nicht, weil er die Eltern mehr liebte als ſeine Brüder. Nun en die Götter, Himmel und Erde zu trennen; Ronga-ma-tane, ter der zahmen und Haumia-tikitiki, der Vater der wilden Nahlanzen, Tangaloa, der der Fiſche und Reptile und Tu-matauenga, ter der ſtolzen Menſchen mühten ſich ab, aber alle umſonſt, tzt Tane-mahuta ſich mit dem Rücken gegen die Mutter, mit ein gegen Rangi ſeinen Vater ſtemmt und ſo die Trennung

Noch heute ſtreckt er deshalb die Beine (die Wälder) gen empor. Nun ward es helle und nun kamen die Kinder Rand Papas zwiſchen beiden zum Licht. Allein der Gott der Winde ſeinen Brüdern. Er verabredete ſich mit dem Vater, ſetzte

ſeine Kinder, die Winde, in die verſchiedenen Himmelsgegenden feſt und begann nun einen furchtbaren Kampf mit den Geſchwiſtern, zunächſt mit Tanemahuta, deſſen Forſten er zertrümmerte, dann mit Tangaloa, dem Gott des Meeres und ſeinen Kindern und Nachkommen. Dieſer letztere entzweite ſich im Kampf auch mit Tane: daher mit Holz und Baſt, den Erzeugniſſen des Waldes, Tangaloas Brut, die Fiſche gefangen werden und Tangaloa mit ſeinen Fluthen die Wälder zu zerſtören, die Holzkähne zu verderben ſucht. Die Väter der zahmen und wilden Nahrungspflanzen verbargen ſich vor der ſtürmenden Wuth der Winde in der Mutter, der Erde Schooß; und nur Tu-matauenga blieb mit ſeinen Kindern unbeſiegt. Dann legte ſich der Zorn des Himmels und die Wuth Tawhiris. — Damals waren die Menſchen unſterblich, bis durch Maui-tikitiki der Tod in die Welt kam, indem er Hine-nui-tepo zu betrügen ſuchte. Was nun noch folgt, iſt die Erzählung wie Tumatauenga ſeine Brüder bekriegte, beſiegte und ihre Kinder den ſeinen, den Menſchen, unterthan machte. Nur den Tawhiri, den Gott der Winde beſiegte er nicht, daher deſſen Söhne, die Winde und Stürme, den Krieg mit den Menſchen weiter führen. Namentlich drei ſeiner Söhne, Regenſchauer, Landregen und Hagelſturm vernichteten und verſenkten einen großen Theil des trockenen Landes. Ihre Kinder waren Nebel und Thau, welche letzteren freilich am Schluß derſelben Erzählung als die Seufzer der Erde, die Thränen des Himmels erklärt werden, welche beide im Schmerz über ihre Trennung entſenden. Tumatauenga nahm nach Beſiegung ſeiner Brüder von jeder Eigenſchaft, die er im Kampfe entwickelt hatte, einen Namen an: Tu-kariī, Tuka-nguha u. ſ. w.; ſein eigentlicher Name alſo iſt Tu. Auch lehrte er die Menſchen Zauberformeln, um ſeine beſiegten Brüder leicht und ihre Kinder reichlich in die Gewalt der Menſchen zu bringen und jede Zauberformel hieß nach dem Namen deſſen, gegen den ſie gerichtet war: Tane war die gegen Tane-mahuta, gegen die Wälder und Waldthiere, Tangaloa die gegen Meer und Fiſche; auch Zauberformeln und Gebete für günſtigen Wind, gutes Wetter und reichliche Ernte lehrte er ſie.

So weit Grey. Dieſelbe Sage erzählt mit einigen Abweichungen auch Taylor. Nach ihm (18 f.) entſprangen dem Ehebündniſſe Rangis und Papas zunächſt die Farnkrautwurzel und die Kumara, dann Tane, der Schöpfer der Bäume und ihrer Bewohner, der Vögel;

Vater der Menſchen, Tutengauahau, der Urheber des Böſen,
r des Guten, Tawhirimatea, der Vater der Winde und Tan-
es Meeres, der Fiſche. Nach Taylor ſtützt dann ferner
urch ſeine Bäume den emporgeſchobenen Himmel, damit er
der herabfalle: das übrige wie bei Grey. Die Erklärung
ythus wird uns erleichtert werden, wenn wir die geſammte
gsgeſchichte betrachten, wie ſie Taylor nach den dunkelen
en Worten der Eingeborenen ausführlich darſtellt (14 f.).
ah in ſechs Zeiträumen. Als Feinſtes entſtand zuerſt vor
rklichen der Gedanke. Dieſer wuchs und nahm zu und ſo
ch das Begehren, alles noch in der Urnacht. Aehnlich be-
wainſon 13, der als erſtes den Gedanken, dann den Geiſt
drittes die Materie hinſtellt. Aus dem Nichts (Taylor eb.)
der Himmel hervor mit ſeinen beiden Augen, mit Sonne
id, welcher mit Havaiki zuſammen wohnend das feſte Land
Nun erſt entſtanden die Götter und erſt nach dieſen ſchließ-
Menſchen. Die Götter theilt er dann wieder in zwei Klaſſen:
n ſind die von der Nacht geborenen, die Kinder der großen
Nacht, der Hine-nui-te-po und zweitens die jüngeren, welche
entſproſſen ſind, die Kinder Rangis und Papas.
achtet man dieſe Mythen genauer und vergleicht man ſie
von Tahiti, ſo wird man gleich zu der Erkenntniß kommen,
ner ſpäteren Zeit angehören, ja z. Th. einer ſchon reflektiren-
lleriſch oder philoſophiſch alles zurechtlegenden Zeit. Wir
er alles auf den Menſchen und zwar ganz natürlich auf
eländiſchen Menſchen bezogen. Zunächſt fehlt der Glaube
Gott und Schöpfer; der Himmel iſt bevölkert durch eine
aar Götter, von denen der eine dies, der andere jenes
hat, wie auch unter den Menſchen der eine dies, der andere
(Taylor 13). Dann ferner, das Himmelsgewölbe das
er ſelbſt als allmächtigen Gott auffaßte, iſt jetzt ſelbſtändig
rn gegenüber getreten. Man kannte die Götter; man wußte
n Himmel lebten, daß man aber früher den Himmel ſelbſt,
all ſelbſt perſonificirt hatte, daß aus dieſer Perſonifikation
donnernden und ſtürmenden bald glänzend ſtrahlenden Himmels
Götter entwickelt hatten, das wußte man nicht mehr. Man
rte nun von neuem. Durch den Regen, der vom Himmel

fällt, wird die Erde befruchtet; Pflanzen wachſen. Thiere ſind oh
Pflanzen, Menſchen ohne beides nicht zu denken; man ſah alſo wi
ſie vom Himmel ſtammten und ſo ward Himmel und Erde zum
heiligen Götterpaar, dem man nun auch jene alten Götter als Söhne
zutheilte. Ein fernerer Beweis für das ſpätere Alter jener neuſee-
ländiſchen Sagen liegt in der Stellung, welche die Menſchen jetzt
ſchon haben. Sie ſtehen vollſtändig im Mittelpunkt; ihr Gott, Ta-
matauenga, beſiegt alle übrigen Götter, er iſt der ſtolzeſte; wir ſehen
hier alſo einmal, wie der Menſch der Natur gegenüber ſich ſicher
fühlt, wie er ſie nicht mehr als das übermächtige allein göttlich be-
lebte Weſen anſieht, ſondern wie er ſie beherrſcht, trotzdem, daß jeder
einzelne Zug des Lebens noch von Göttern geleitet iſt. Zweitens
ſehen wir aber ein bewußtes dichteriſches Auffaſſen, Erklären und Zu-
ſammenfügen der Thatſachen, welches entſchieden erſt einer ſpäteren
Zeit angehören kann. Man denke, ganz abgeſehen von jener ſentimen-
talen Deutung des Nebels und des Taues nur an die Auffaſſung und
Schilderung oder beſſer geſagt mythologiſche Darſtellung des Zwie
ſpaltes in der Natur. Daß nun gar die Verſion bei Taylor, nach
welcher der Schöpfung erſt der Gedanke und dann das Wollen vor
ausging, einer ſehr ſpäten Zeit angehört, das liegt auf der Hand
Uebrigens iſt nicht nöthig, bei ihr an europäiſchen Einfluß zu denken
Daß erzählt wird, der Himmel habe mit Havaiki das feſte Land er
zeugt (Taylor 14 f.) weiſt ferner auf eine ſpätere Zeit dieſer Mythen
bildung, als die Maori ſchon in Neuſeeland, dem neuen Feſtland
wohnten; denn nur dann konnte ihnen dieſes als Kind der alten
Heimath, Havaikis und des alles ſchaffenden Himmels erſcheinen. Da
aber der Mythus von Tangaloa älter iſt, als jene eben erzählten, da
er wirklich der älteſte polyneſiſche iſt, den wir kennen, auch das dürfte
ſich beweiſen laſſen. Zunächſt durch die weite Verbreitung ſeines
Namens, der überall in ganz Polyneſien herrſchte, und zwar überall
als Weltbildner geherrſcht haben muß, da wir auf den Markeſas noch
die Sage vom Auffiſchen der Inſeln, auf Neuſeeland noch die von
dem Vogel, der das Weltei legt, vorfinden, freilich ohne Namen des
Gottes. Dann aber iſt ein ſehr großes Gewicht darauf zu legen, daß
wir gerade in den Centralpunkten polyneſiſches Lebens, in Samoa
und Tonga einerſeits und Tahiti andererſeits den Gott noch in
ſeinem alten Leben fanden. Als die Polyneſier noch alle in Sam

wohnten, galt der Mythus noch, auch noch als ſie nach Tahiti wanderten, wo man ihn gleichfalls feſthielt; den ſpäteren Auswanderern verſchob er ſich durch ihre anderweitigen Schickſale. Dabei iſt noch auf zwei Punkte aufmerkſam zu machen: einmal darauf, daß auch in Tonga, obwohl man dort in einzelnen Sagen das Alte, Aechte aufbewahrt hatte, doch gleichfalls Tangaloa herabgeſunken war zum Schutzpatron der Handwerker; und umgekehrt, daß man in Neuſeeland doch auch noch eine Ahndung hatte von ſeiner alten Herrlichkeit: denn Taylor ſcheidet ja eben zwiſchen den Göttern und trennt die alten, die Söhne der Nacht, zu denen Tangaloa gehört, als ganz geſchieden von den ſpäteren, den Söhnen des Lichts, des Himmels.

Wir haben ſo das Weſen Tangaloas vollſtändig betrachtet; ehe wir aber zu dem zweiten Hauptgott der Polyneſier kommen, wollen wir Einiges noch, was im Vorhergehenden erwähnt werden mußte, gleich vollſtändig abhandeln, zunächſt die Lehre von der Schöpfung und dann was noch über Rangi und Papa zu ſagen iſt. — Auf Samoa ward von der Trennung des Himmels und der Erde ganz Aehnliches erzählt, wie unter den Maoris. Der Himmel war der Erde ſo nah, daß die Menſchen kriechen mußten. Taro und andere Pflanzen drängten ihn dann freilich empor, allein immer noch ſtießen die Menſchen mit den Köpfen an. Dann kam ein Mann der zum Dank für einen Trunk, welchen ihm eine Frau reichte, den Himmel emporſtieß: den Ort, wo die Pflanzen wuchſen und die Fußſtapfen des Mannes welcher nach einigen Tikitiki hieß, zeigt man noch (Turner 245). Dieſer Mythus mag auch auf Tonga bekannt geweſen ſein; doch erwähnt ihn Mariner nicht (gegen Schirren 42). Es iſt ſehr zu beachten, daß in dieſer Sage Himmel und Erde als durchaus ungöttlich und unperſönlich erſcheinen. Die ganze Welt ſtellen die Samoaner ſich als durch Streit geworden vor. Den Gott der Tiefe Fe'e (Fele) beſiegte der Meeresgrund, dieſen die höheren Felſen, ſie wieder die vulkaniſchen Geſteine, die Erde die letzteren; die Erde ward beſiegt durch die Steine, dieſe durch die Pflanzen, die Pflanzen durch die Raupen, die Reptile durch die fliegenden Vögel. Daher ſind auch die Menſchen in ewigem Krieg und beſiegen einander (Turner 250). Auch auf Tahiti und Rarotonga ſind Himmel und Erde in ihrem dichten Aufeinanderliegen durchaus unperſönlich gedacht; durch eine niedere und unſcheinbare Pflanze (Teva, Dracontium polyphyllum) emporgehoben, wird der Himmel auf

Tahiti vom Gotte Ru zur jetzigen Höhe aufgerückt (Ellis 1, 116), zu Rarotonga aber durch einen Menschen, der sich aufs äußerste gegen ihn stemmt, erst bis zur Höhe der Tevapflanze, dann bis zu der eines Baumes (einer Feigenart, der Ficus religiosa verwandt), darauf bis zu den Bergspitzen und endlich bis zur jetzigen Lage emporgestoßen, weshalb der Mensch als „Himmelsheber" (vgl. papa-langi) göttlich verehrt ward (Williams 544). Hier ist also der Mythus noch mehr vermenschlicht. Anders ists zu Raiatea: da hielt ein Seeungeheuer, ein Tintenfisch, den Himmel auf der Erde fest; nach seiner Tödtung durch den Gott Maui flog der Himmel empor. Dem Himmelsheber auf Rarotonga halfen dagegen zahllose Libellen, die Stricke, mit denen Himmel und Erde verbunden sind, zu lösen (Williams eb.). Diese Stricke sowie den Tintenfisch findet man auch in neuseeländischen Mythen.

Die Personifikation des Langi oder Rangi, wie wir sie zu Tonga — den sehr schönen Mythus, der sich an den Namen des Gottes knüpft, haben wir S. 93 f. erzählt — auf Neuseeland und Tahiti (hier heißt Langi Rai; Ellis 1, 201, und vielleicht ist der Gott Raa 285; 325 dasselbe Wort) finden, ist nach alle dem Vorstehenden, welches Himmel und Erde, Rangi und Papa stets unbeseelt zeigt, entschieden erst späteren Ursprungs. Das geht schon daraus hervor, daß Langi nicht, wie alle Götter, wie auch Tangaloa, in Bulotu wohnt, sondern im Himmel selber. Wäre er einer der alten ächten Götter, wir fänden ihn ebenso gut in Bulotu wie die übrigen; das geht auch schon aus seinem ganz und gar deutbaren, man möchte sagen materiellen Namen hervor, denn Langi heißt überall Himmel.

Ganz anders aber finden wir es mit einer anderen Gottheit, deren Namen wir bei den Schöpfungsmythen schon erwähnten und der erstaunlich oft in Polynesien genannt wird, da er weitaus die lebensvollste Figur polynesischer Mythologie ist, bei Maui.

Maui, so erzählen die Tonganer, trägt die Erde auf seinem Rücken; daher entstehen, wenn er sich bewegt, Erdbeben und man schlägt daher, wenn die Erde zu beben anfängt, unter dem heftigsten Geschrei mit Stöcken auf den Boden, damit Maui sich ruhig verhalte (Wilson 390; authent. narr. 152; Mariner 2, 120; Hale 23; Wilkes 3, 23). Nach Mariner liegt er flach, die Erde auf ihm und sie bebt, wenn er sich wenden will; nach anderen Berichten (Geschichte 46) trägt er sie auf den Schultern und sein

Einnicken erregt die Erschütterungen. Besonders wichtig ist es, daß r zugleich als Emporzieher des Festlandes gilt, wie Tangaloa; er cht es an der Angelschnur empor, zunächst Ata, dann Tonga, dann Habaigruppe, schließlich Vavau, wobei zu beachten, daß in dieser henfolge die Inseln von Süden nach Norden streichen; die Ebenen sein Fuß platt getreten, wo er nicht hinkam, blieben Berge (Geschte 45). Und nun wird von ihm derselbe Mythus erzählt, welcher Samoa von der Tochter Tangaloas berichtet wird: die aufgefischte sel bedeckt sich mit einer Pflanze, aus deren modernden Theilen Wurm entsteht; dieser von Maui (der die Gestalt eines Vogels genommen hat) zerpickt, wird zu zwei Männern, den Stammvätern Tonganer, welchen die Frauen aus Bulotu zugeführt werden arah Farmer bei Schirren 35). Man nahm drei Mauis an, ter, Sohn und Enkel oder Neffe; mit Beinamen Maui Motua, alonga und Kitschikitschi. Dieser letzte, der eigentliche Held, folgt nlich seinem Vater durch eine Höhle nach Bulotu, wo ihn dieser schickt, von Maui Motua Feuer zu holen. Mehrmals bläst er es s, um sich jedesmals neues zu erbitten; dadurch und weil er den n auch sonst noch reizt, geräth er mit ihm in Streit und zerbricht i die Knochen, so daß der Alte, Maui Motua, matt und lahm ter der Erde liegt. Maui Atalonga verbietet seinem Sohn, das uer mitzunehmen, dieser aber ungehorsam setzt alles in Brand, wo- die Menschen nun für immer Feuer, um Speise zu kochen, haben). Nach anderer Version ist Maui Kitschikitschi der Bruder des alonga, welcher Feuer von der Erde erhält und es in die Bäume mt, damit es nie verloren gehe. Den Eisenholzbaum (Toa) schafft erst, der einst in den Himmel hineinreichte, so daß der Gott Etuutubua daran hinabstieg (Geschichte 45; vergl. Wilkes 3, 23). r Zeit des Vaters beider Maui, der unter der Erde wohnt, die trägt, war ewige Nacht und nur der Mond schien (Lawry bei chirren 36).

Die tonganische Sage, welcher der Bericht von Nive genau entricht (Turner 255), häuft vieles auf Maui, was die samoaische noch gesondert hält. Talanga, erzählt Turner 253, war n Freund des unterirdischen Gottes Mafuike, welcher die Erdbeben rvorrief. Er besuchte ihn durch einen Felsen, den er durch Zauberprüche öffnete und zuschloß. Sein Sohn aber, Ti'iti'i, schleicht dem

Vater gegen deſſen Willen nach, um Mafuike Feuer zu holen; ſchon hat er es erhalten, ſchon kocht er ſeine Speiſe, als ihn Mafuike angreift und ihn nur, nachdem er ſelber den einen Arm verloren, im Beſitz des Feuers läßt: er könne es überall leicht finden, denn es ſtecke in jedem Holz, aus welchem man es hervorreiben könne. Nach dieſem Kampfe kann Mafuike, der Samoa trägt, es nur noch auf einem Arm halten. Das iſt gut, ſagen die Samoaner bei Erdbeben, daß Mafuike nur einen Arm hat, ſonſt würde es uns ſchlimm ergehen. Denſelben Mythus, nur minder ausgeführt, erzählt auch Wilkes; und Mafuike wird, indem man ſich auf die Erde wirft und ſie aufgräbt, bei Erdſtößen aufs heftigſte bedroht, daß er Ruhe halte und die Erde nicht zerbreche (Williams 444). Es iſt daher wohl nur eine irrthümliche Namenvertauſchung, wenn Williams (auf derſelben Seite) hinzufügt, Tiitii ataranga trage die Erde und Mafuike habe ihm den Arm gebrochen im Kampfe. Er trägt die Inſel Savaii in ſeinem linken Arm, und das iſt gut, denn trüge er ſie auf ſeiner Rechten, ſo würde er die Inſel längſt zertrümmert haben, und allen Männern iſt der linke Arm ſchwächer, wie der rechte, weil er dem Gott zerbrochen wurde (eb.). Mit Recht zieht Schirren 37 hierher auch die Mythe, welche Walpole 2, 381 f. erzählt; Tati und Opolu wohnten in einer Höhle, Tati hielt Samoa auf ſeiner linken Hand, welches damals vielfach von den Göttern beſucht wurde; ja Itu zog einen Felſen aus dem Waſſer, damit die Menſchen ſich die Haare trocknen könnten. Eine Menge Regen löſchte alles Feuer, nur Tati behielt ſeinen Feuerſtein, um welchen mit ihm Opolu rang und ihm außer beiden Beinen den rechten Arm abhieb. Dann gab er Samoa Feuer und legte die Inſel in des Gottes linke Hand; in der rechten hätte er ſie gleich zertrümmert. Auch Opolu zog ſich vor der Schlechtigkeit der Menſchen in die Erde zurück. Der böſe Geiſt wollte die Inſel verderben; aber vergeblich.

Und auch folgender andere Mythus, den uns gleichfalls Walpole (2, 375 f.) erzählt, gehört, wie ſich gleich zeigen wird, in Mauis Kreis. In Samoa lebte einmal ein Mann, der wie der weiße Mann immer unzufrieden war mit dem, was er hatte. Der Poe (gegohrene Brodfrucht) war ihm nimmer gut genug und er plagte ſeine Familie ſehr mit neuen Einfällen. Zuletzt war ihm auch ſein Haus nicht mehr gut genug und er beſchloß, ein neues von Stein

bauen. Von großen Steinen ſoll es ſein, ſprach er, und ſoll ewig
ern. Er ſtand früh auf und arbeitete bis in die Nacht, aber die
me ging zu ſchnell am Himmel, die Steine waren ſchwer und
entfernt, ſo daß ſeine Arbeit nur langſam vorwärts rückte. Tag
Tag plagte er ſich ſo, aber die Sonne lief immer ſchneller und
ller. Da kam er eines Abends auf den Gedanken, daß, weil die
ne immer deſſelben Wege ginge, er ſie anhalten könne, bis ſeine
it fertig wäre. Er ſtand alſo vor Tage auf, ſtach in See und
der Sonne ein Seil um den Hals, aber die Sonne ließ ſich
aufhalten und ging ihren Weg. Er ſtellte Netze, wo ſie her-
m, aber ſie ſtieg doch in die Höhe. Er verbrauchte alle ſeine
ten dazu, aber vergebens. Die Sonne nahm ihren Lauf und
chte ſeine Anſtrengungen mit heißen Winden, die ſie ſchickte.
deſſen ſtand der Hausbau ſtill und der Mann verzweifelte faſt.
ich erbarmte ſich der große Itu (eine zähe Schlingpflanze) ſeiner,
e ſein Geſchrei hörte und verſprach ihm Hülfe. Die Ranken der
tzen wuchſen größer und größer, der arme Mann machte eine
inge daraus und begab ſich mit ſeinem Kahn aufs hohe Meer.
war die ſchlechte Jahreszeit, wo die Sonne trübe und ſchläfrig iſt.
e kam ſie herauf, ſah nicht umher und ſteckte den Kopf in die
inge. Sie zog und riß daran, aber Itu hatte den Strick zu
gemacht. Jetzt baute der Mann ſein Haus; die Sonne ſchrie
ſchrie und ertrank beinahe, aber erſt als der letzte Stein ein-
t war, durfte ſie ihren Lauf fortſetzen. Das Seil des Itu ver-
Niemand zu zerreißen — das war die Nutzanwendung, von
er ausgehend und mit welcher der ſamoaniſche Führer Wal-
n die Legende erzählte, als dieſer eine Itu-Ranke, welche ihm hin-
h war, zerreißen wollte. Auch Turner (249) berichtet dieſelbe
hichte, zwar nur ganz kurz, aber dennoch in einigen Hauptzügen an-
: ein Jüngling fing auf den Rath ſeiner Mutter die aufgehende
ne in einem Strick und hielt ſie ſo lange feſt, bis ſie verſprach,
amer zu gehen, damit jene ihre Arbeiten vollenden konnten. Und
ag denn noch ein anderer Sonnenmythus aus Turners Werk
) hier angeführt werden: ein Mädchen, ſchwanger von der auf-
den Sonne, gebar einen Sohn. Als dieſer herangewachſen hei-
n will, ſchickt ſie ihn zu ſeinem Vater, dem Sonnengott, daß er
erathe; der aber ſchenkt ihm einen Kaſten, welcher voll verſchie-

denes Segens iſt. Dieſer Mythus lebte auch auf Tonga, hier aber ſtumpfer. Die Jungfrau, von der Sonne ſchwanger, gebiert gleichfalls einen Knaben, den man, da er ſehr unbändig war, in einem Kahn fortſchickt, daß er mit ſeinem Vater in der Luft lebe: die Mutter wurde zum Felſen, welchen man noch auf Tonumea, der ſüdlichſten Inſel der Habaigruppe zeigt (Geſchichte 47—8). Auch auf Neuſeeland kannte man Aehnliches: eine Jungfrau gebar einem Gott aus ihrem Arme einen Sohn, der gleich nach der Geburt zur Sonne aufflog; von dort kam er in einem Kahn zurück (Brown 82). Reichlicher und faſt noch urſprünglicher lebt Maui in den Sagen der vom ſamoaniſchen Centrum ausgewanderten Polyneſier. Auf Tahiti hieß der Urheber der Erdbeben, der Erſchaffer der Sonne Maui, wie Forſter 467 berichtet, indem er in Maui nur einen anderen Namen Tangaloas ſieht. Und wirklich galt auch als Mauis Gattin der Felſen Papa; wirklich ward auch von Maui erzählt, er habe ihn nach Oſten durchs Meer geſchleppt, wobei dann einzelne Stücke, die Inſeln des Archipels, von ihm abgebröckelt ſeien, deſſen Hauptmaſſe noch jetzt als Feſtland im Oſten liege, ein Mythus, der im geſammten Archipel galt (Forſter Bem. 135). Nach anderen Berichten ſoll auch er es geweſen ſein, welcher die Erde an einem Angelhaken aus der Tiefe auffiſchte (Mörenhout 1, 450) und Tahiti war nach einem Mythus bei Ellis 1, 167 ein Fiſch geweſen, ein Hai, deſſen einzelne Theile die Eingeborenen erkennen ſollten. Was nun in Samoa nur von einem namenloſen Mann geſagt wurde, das wird in Tahiti geradezu von Maui berichtet, welcher mit ungeheuerer Kraft die Sonne in Stricken halte, daß ſie nicht ſchneller als er wolle zu gehen vermöchte (Wilſon 289), oder wie Mörenhout (1, 450) den Mythus erzählt, er befeſtigte die Sonne, als die Menſchen unter der allzuweiten Entfernung derſelben litten. Daſſelbe erzählt Ellis 3, 170 (Thermann und Bennet gleichfalls), nur daß hier Maui, mehr vermenſchlicht, als Prieſter oder Häuptling der Vorzeit auftritt, der einen Marae bauen wollte. Er mußte ihn noch vor Nacht vollenden und als nun die Sonne ſinken wollte, ehe er fertig war, ergriff er ſie bei ihren Strahlen und band ſie mit einer Schnur an den Marae oder einen Baum feſt, bis er fertig war. Seitdem geht die Sonne langſamer. Sonſt denkt man ſich die Sonne als Feuerball, der Abends ins Meer fällt, ſo daß man auf den weſtlichſten Inſeln die

weilen ihr Ziſchen gehört hat; ſie eilt dann unter dem Meere her, um Morgens wieder aufzugehen (Ellis 3, 170). Maui war es übrigens auch (Bericht von Raiatea, Tyerm. und Bennet 1, 526), welcher jenes Ungeheuer, das den Himmel auf der Erde feſthielt, tödtete und dadurch das Auffliegen des Himmels bewirkte. Ferner ſagten ihn die Tahitier noch als alten Weiſſager auf, der in längſt vergangener Vorzeit die Ankunft eines Schiffes ohne Ausleger — wie zu Rarotonga Tangaloa — und ferner eines Fahrzeuges auch ohne Takelwerk vorher verkündet und auf rein techniſche Weiſe die Möglichkeit eines ſolchen Schiffes glaublich zu machen verſucht habe (Ellis 1, 382 f.).*)

Die Mangarever, deren Hauptgötter Tangaroa, Oro, Mahui (Maui) ſind (Mörenh. 1, 110), erzählten, daß ihre Inſel durch Mani aus der Tiefe aufgefiſcht, daß die erſten Menſchen ferner von Mani in allem nützlichen unterrichtet ſeien (Leſſon Mang. 114). — Auch auf Nukuhiva war Maui bekannt. Denn die dortigen Areois begannen ihre Freudenfeſte im Anfang Oktober, um „die Rückkehr Mauis“ zu feiern; ſie legten am Ende der fruchtbaren Jahreszeit gegen Ende April oder Anfang Mai das Trauergewand an, um wegen des Abſchiedes der Götter zu trauern und trugen es bis zu Mauis Wiederkehr (Mörenh. 1, 501 f.).

Auf Hawaii herrſchte vor undenklich langen Jahren, ſo erzählt die einheimiſche Chronik, das Epos Mo' oölelo Hawaii bei Hale (133; 23), ein König Namens Atalanga, der vier Söhne hatte, Mau-imua, Maui-hope, Maui-tiitii und als vierten und jüngſten, der ihm in der Regierung folgte, Maui-atalanga. Dieſer letztere ſtieg zur Sonne empor, um ihre Strahlen einzufangen; auch wollte er die

*) Andere Mythen, welche entweder zum Maui- oder zum Tangaloa-kreis gehören, ſind folgende. Tatuma und Tapuppa, ein männlicher und ein weiblicher Felſen, die Träger der Erde, erzeugten den Totorro, der getödtet und zertheilt wurde. Die Theile ſeines Körpers bildeten die einzelnen Inſeln; ſeine nachgeborenen Geſchwiſter Otea (männlich) und Oru (weibl.) erzeugten zuerſt andere Länder, dann Götter. Nach Oteas Tod heirathete Oru ihren Sohn, den Gott Teorraha, welcher noch mehr Land, die Thiere und die Lebensmittel ſchuf, ſowie den Himmel. Dieſen tragen Männer, welche Tiſ-e-rai heißen (Cook 3. R. 2, 359). Auch den Mythus vom Aufiſchen Tahitis erzählt Cook (358), doch ohne zu ſagen, wer der Fiſcher war.

Inſeln des Archipels zu einem großen Feſtland einigen, weshalb er ſi in einen Kahn packte und dieſen an einen Haken hinter ſich herzog allein der Haken riß, die Einigung unterblieb. Eine Inſel hat von ihm den Namen erhalten. Der Zug, welchen nach Jarves 29 König Kana unternahm, um von dem Sonnenverfertiger Kahoa alü die im Krieg verlorene Sonne wieder zu erobern, wird von Mören-hout 1, 450 dem Maui beigelegt. Und ſo erzählt auch Jarves 26, daß Maui die Sonne in ihrem Lauf angehalten habe, damit ſein Weib eine angefangene Arbeit noch vor Nacht vollende.

Am reichſten fließen unſere Quellen in Betreff Neuſeelands und zwar zunächſt wieder bei Grey, der in der erſten Mythe (10) ſagt, daß Makea-tu-tara (männlich) und Taranga (weiblich) vier Söhne, alle Maui genannt, gehabt hätten, darunter den jüngſten Maui-tikitiki. Grey erzählt ferner von S. 15—59 die Abenteuer dieſes jüngſten Maui, wie er als Frühgeburt von ſeiner Mutter mit einer ihrer Haarlocken umwunden ins Meer geworfen aber wunderbar erhalten den Namen Maui-tikitiki-a-Taranga d. h. Maui gebildet in der Haar-flechte der Taranga (ſo erklären die Maori den Namen) annimmt; wie er dann ſeiner Mutter Weg, die alle Nacht um ihn zu pflegen kommt und Morgens verſchwindet, erkundet, wie er ihr als Vogel nachfliegt in die Unterwelt, dort von ihr und ſeinem Vater erkannt und anerkannt wird; wie ihn der letztere tauft, aber mit einem kleinen Verſtoß gegen die Taufceremonien, ſo daß die erzürnten Götter Mauis Tod beſtimmen. Dann bringt er ſeiner Ahnin, der zauberkräftigen, aber menſchenfreſſenden Göttin Muriranga-wenua (Hinter-Himmel- und -Erde) ihre Speiſe und dieſe welche ihn endlich als ihres Stammes erkennt, ſchenkt ihm einen zauberkräftigen Kinnbacken. So ausgerüſtet zieht er zunächſt gegen die allzuraſch wandernde Sonne fängt ſie in neuerfundenen Stricken, verwundet ſie aufs heftigſte mi jenem Kinnbacken und zwingt ſie ſo langſamer zu gehen. In Todes angſt rief damals die Sonne aus: warum wollt ihr Tama-nui-te-R (das große Kind des Lichtes) tödten? und ſo verrieth ſie ihren zweiten heiligen Namen, welchen Niemand zuvor kannte. — Nach langem un thätigen Sitzen geht er endlich auf die Vorwürfe der Seinen un ſeinen Brüdern zum Fiſchfang; jener Kinnbacken, mit ſeinem eigene Blut beſtrichen iſt ſein Köder und nun zieht und zieht er unter Zauber formeln den „Fiſch des Maui“, ika te Maui, d. i. Neuſeeland ſelb-

heraus; weil ſeine Brüder aber ſich dieſer Beute nahen, ſo ſträubt der Fiſch die Floſſen und ſpringt hin und her; daher die Inſel auch heute noch ſo zerriſſen und gebirgig iſt. Der Fiſchhaken iſt noch heute in einem Felſen der Habichtsbucht zu ſehen. Der Berg Hiko-rangi (Himmelsſchwanz) iſt es (Dieffenb. 2, 89 f.); nach Polack narr. 1, 358 eine Inſel. — Eine andere intereſſante Verſion der Erdfiſchung theilt Servant (ann. p. l. prop. d. l. foi 1844, V, 15 f. und daher Michelis 69) mit: Maui, der von der Göttin Hina zwei Kinder hatte, tödtete beide und fiſchte mit ihren Kinnbacken Neuſeeland, welches eine Taube ihm vollends aufziehen mußte. Die rechten Augen der getödteten Kinder wurden Morgenſtern (Matariki) und Abendſtern (Rare-ahiahi). — Dann macht er ſich auf, das Feuer Mahu-ikas (weiblich; ſamoan. Mafu-ike männl.) zu holen, wohin ihm ſeine Mutter Taranga den Weg zeigt. Die Göttin des Feuers erkennt ihn als ihren Enkel, reißt ſich einen Fingernagel aus, den ſie ihm, damit er Feuer habe, übergibt. Er aber löſcht die Gluth und ſo zwanzigmal, bis ſie ihm den letzten Nagel auch der Füße gegeben hat: da im Zorn ſteckte ſie die Welt in Brand. Allein Maui ruft ſeine Ahnen Tawirimatea (Gott der Winde) und Wati-tiri-ma-takataka zu Hülfe, welche das Feuer Mahu-ikas trotz ihres Wehklagens auslöſchen; nur einige Funken deſſelben rettet Maui in das Holz einiger Bäume, von denen man es daher immer bekommen kann. — Nachdem nun Maui noch ſeinen Schwager Irawaru (d. h. der achtfleckige) in einen Hund verwandelt hat, ſucht er ſeine Ahnin Hine-nui-te-po (die große Greiſin Nacht), deren Augen feurig durch den Himmel ſtrahlen und die ihm Verderben droht, zu beſiegen: ſie wohnt, wo Himmel und Erde aneinanderſtoßen. Er kriecht, um ſie zu vernichten, in ſie hinein: gegen ſein Verſprechen aber lacht einer der Vögel, welche zuſehen, laut auf, Hine erwacht, beißt zu und ſo ſtirbt Maui, deſſen Nachkommen an verſchiedenen Orten der Welt leben.

Es kann uns hier nicht einfallen, alle die mannigfaltigen Mauiſagen Polyneſiens zu erzählen, ebenſo wenig als man in einer culturhiſtoriſchen Schilderung Griechenlands alle Herakleesſagen anführen würde. Nur einzelnes, was zur Ergänzung des Geſagten nöthig iſt, fügen wir noch bei. So war es Maui, welcher die ganze Welt ausmaß, indem er ſie mit raſchen Schritten durchwanderte (Davis 193). Anderwärts gilt er für den großen Lehrer des Volkes, den man

Kahn- und Hausbau u. ſ. w. verdankt, ja der, ein Geiſt, auch Hi
und Erde geſchaffen oder wenigſtens bei der Entſtehung der
durch Rangi und Papa geholfen habe (Dieffenb. 2, 90; 1
welcher letztere Zug vielleicht ſich auf eine ähnliche That bezieht,
ſie der raiataniſche Mythus erzählt, auf die Tödtung eines Unt
wodurch die Trennung von Himmel und Erde erſt ermöglicht
Taylors Bericht ſtimmt genau zu Grey: nur iſt nach ihm
der jüngſte von 6 Brüdern. Mahuika aber nicht ſeine Großm
ſondern männlich gedacht und alſo ſein Großvater; und da er
nui-te po zu beſiegen vorhatte, verſuchte er erſt Sonne und Mon
löſchen; durch ſeinen Tod brachte er den Tod unter die Men
(24—31). Drei Brüder nennen Nicholas (1, 56) und Sh
land (a 42 f.) ſie heißen bei letzterem Maui mua (alter Maui, w
nach D'Urville a 2, 513 die Welt auffiſcht, während Mauipotik
dann erſt formt) Maui tike-tike-o-te-rangi (Maui dick wie der Him
und Maui potiki (junger Maui) und dieſer iſt der Haupthelb
weiteren Geſchichte, in welcher Maui potiki das Feuer von Hin
(nicht von Mahu-ika) holt und dabei ſeine ihm feindlichen Brüder
kommen läßt; Hine-nui ſtirbt gleichfalls dabei und zwar in
Feuersbrunſt, welche Maui ſelbſt anzündet. Bei Brodie 163
auch Rangi-wenua männlich gedacht. Mehrfach wird erzählt, M
hätte Feuer in die Hand genommen, dieſes aber ſofort wieder
geſchleudert; nach Yate ging damals die Sonne zuerſt unter, w
Maui dann am Morgen zurückbringt und ſie nun an den H
bindet, ſo daß man nun immer Licht hat, außer wenn Maui erz
ſeine Hand vor den letzteren hält. Nach Polack mann. 1, 15
ſtehen aus dieſem weggeſchleuderten Feuer die Vulkane; nach
ſelben Berichterſtatter fiſcht Maui keinen Fiſch, ſondern gleich das L
welches er an die Sonne feſtknüpfte; beim Heraufziehen erhielt
Ai na Maui (Mauis Erzeugtes) Riſſe und Schrunden, das ſind
Berge und Thäler; oder er ließ nach Hale das Land, da e
nicht allein zu heben vermochte, durch eine Taube aufziehen.
und viele andere Sagen und Verſionen findet man zuſammenge
bei Schirren 29 f.

Gehen wir nun zur Deutung dieſes Mythenkreiſes. Aus
Umſtand, daß es mehrere Maui, 3—6 Brüder gibt, welche alle
durch Beinamen verſchieden ſind, iſt gewiß nicht mit Dieffen

Nicholas 38) zu ſchließen, daß wir es hier mit einem ver-
Menſchen zu thun haben; richtiger iſt wohl der Schluß, daß
e ſpäter zu einer Art von Appellativum und Abſtraktum wurde,
Veränderlichkeit der Sage vielleicht ſchon ehe dies geſchah, aus
rſon mehrere gemacht hat. Jedenfalls aber haben wir es
dem ausgedehnteſten und wandelvollſten Mythus Polyneſiens
. denn Maui wird von Schirren mit Tangaloa „identifi-
r außerdem auch noch eigentlich mit jedem beliebigen anderen
enn Maui iſt ihm (85) „der vorzüglichſte Repräſentant" der
chen Götterwelt. Schon Forſter (Bem. 467) ſagt, daß
a als Urheber der Erdbeben Maui hieße; und ſo meint auch
24) daß die Polyneſier urſprünglich wohl nur eine Gottheit
hätten, allein nach den verſchiedenen Thätigkeiten des Gottes
erſchiedenen Namen: Tangaloa als Weltſchöpfer; als Welt-
Maui, in ſeinem Verkehr mit den Menſchen Tiki; und daß
men mannigfaltig untereinander gewirrt ſeien. Allein wäre
n eine ſolche monotheiſtiſche Auffaſſung des Göttlichen höchſt
d, ſo fragt es ſich doch zunächſt, was heißt das, ein Gott iſt
mit einem anderen? Doch ſicher nur, die erſte mythenbildende
it eines Volkes hat dieſelbe ihr zu Grunde liegende Erſcheinung
nun eine rein natürliche oder eine ethiſche) zweimal ſich durch
ikation zur Anſchauung gebracht, ſo daß dieſe beiden ſo ent-
n Gottheiten nur in Beziehung auf den Namen und andere
ige verſchieden ſind. Oder: zwei Perſonifikationen, zwei Gottes-
an und für ſich auf verſchiedener Anſchauung beruhend, ſind
der Zeiten ſich einander immer mehr genähert und durch
gung von einem auf den andern immer mehr ausgeglichen
bis zuletzt kein Unterſchied zwiſchen den beiden urſprünglich
enen mythologiſchen Geſtalten war. Keine von beiden Gleich-
n paßt auf Maui und Tangaloa oder irgend einen anderen
ſchen Gott, da beiden nur einzelne und keineswegs wichtige
der nur einzelne Thaten gemeinſchaftlich zugeſchrieben werden.
ren geht hier mit völlig mangelnder Kritik viel zu weit. Und
ale ſagt, iſt unklar. Denn nennt eben ein Volk den Welt-
Tangaloa, den Welthalter Maui (obgleich dieſes Prädikat auf
gerade gar nicht paßt, ſondern nur durch eine Verwechſelung
lafuike entſtanden iſt), ſo faßt es damit nicht einen Gott in

verſchiedener Thätigkeit auf, vielmehr perſonificiert es verſchiedene Anſchauungen zu verſchiedenen Perſonen, welche alſo die Mythologie von einander trennen muß. Wollte man einer anderen Auffaſſung folgen, ſo müßte dieſe ſehr ſorgfältig und ſtreng bewieſen ſein; was denn doch für die Polyneſier unmöglich ſein dürfte.

Aber jedenfalls iſt es richtig, daß wir manche Züge und Thaten Tangaloas auch als Thaten und Züge Mauis berichtet finden. So gelten beide als Weltenfiſcher, Tangaloa auf Tonga, Samoa, vielleicht auf Nukuhiva, Maui auf Neuſeeland, Tahiti, vielleicht auf Hawaii (Hale 23), beide auf Tonga; ferner iſt wohl zu beachten, daß auch tahitiſche Mythen den Tangaloa und Maui in ſehr nahe Wechſelbeziehung die Erdſchöpfung betreffend ſetzen: ſo ein kosmogoniſches Lied bei Mörenhout (1, 449), deſſen Ueberſetzung Schirren (70) berichtigt hat. Beide ſind ferner Herren und Schöpfer der Sonne, ſo nach Forſter auf Tahiti, auf Hawaii, wo ſie Maui vom Sonnenverfertiger Kaaroa-alii wiederholt, beide gelten (Forſter Bem. 467; 135) als Gatten des Felſen Papa, durch welchen ſie die Inſeln entſtehen laſſen; und während ſonſt Tangaloa den Himmel wölbt oder ihn (Neuſeeland) emportreiben hilft, ſo thut dies zu Raiatea, vielleicht auch zu Neuſeeland in anderen Mythen Maui, wie die Wolkenſchiffe vielfach dem Tangaloa, in Tahiti aber dem Maui gehören.

Ferner iſt es aber auffallend, daß Maui ſo viele und ſo bunte Schickſale durchzumachen hat, wie kein anderer Gott. Zahlloſe und oft höchſt wunderliche Abenteuer häufen ſich auf ihn. Ja er hat entſchieden etwas Menſchliches. Er wird geboren, er ſtirbt, er hat Brüder, irdiſche Nachkommen (Grey 15), in einigen Ueberlieferungen einen menſchlichen Stammbaum. Und doch iſt er wieder zu göttlich, als daß wir ihn für einen erſt ſpäter vergötterten Menſchen halten könnten. Er gilt als Nachkomme von Rangi und Papa, als Verwandter oder Enkel von Hine-nui auf Neuſeeland, in Bulotu wohnt nach tonganiſchem Glauben ſein Vater — und ſo ließe ſich noch viel zuſammenſtellen. Merkwürdig und alſo wohl zu beachten iſt dann ſchließlich noch, daß er nirgends einen Tempel, nirgends Prieſter oder irgend welchen Cultus hat; denn das hawaiiſche Idol Mai bei Coo (3. R. 3, 457) gehört nicht hierher; und was wir von den Feſten der markeſaniſchen Arcois oben erzählten — Verwandtes werden wir auch Tahiti finden — das iſt kein Cultus, welchen Maui unmittelbar empfin-

Wir haben jetzt alle Schwierigkeiten, welche zu löſen ſind, uns vorgelegt und können nun zur Löſung ſelbſt ſchreiten. Der Mythus von Maui iſt, wie das Andere (Schirren, Mörenhout) ſchon längſt geſehen haben, ein Sonnenmythus. Alle einzelnen Züge dieſes Mythus zu deuten, wäre überflüſſig; denn wer verkennt in dem raſtlos ſchreitenden, im feuerbringenden, im meergeborenen, durch die Nacht ſterbenden Maui die Sonne? Ebenſo liegt es nahe, daß der Sonnengott Gewalt über die Sonne hat, daß er ſie feſſeln, den Mond an ſie befeſtigen, den Mond verdunkeln kann; daß ferner durch ihn erſt Himmel und Erde getrennt werden. Und wer wollte nach den Gebräuchen der markeſaniſchen Areois, welche bei Mauis Wiederkehr ihr Feſtgewand anlegten bis „zum Abſchied der Götter", bis zum Winteranfang der ſüdlichen Halbkugel, worauf ſie bis zur Wiederkehr Mauis trauerten, wer wollte hiernach noch zweifeln, daß Maui die mythiſche Perſonifikation der Sonne ſei? Auch iſt das meiſte dieſer Bezüge von Schirren auf das Umfaſſendſte erklärt worden, wenn gleich er ſich nicht immer in den Schranken einer beſonnenen Kritik hält. Uns aber bleiben noch andere Schwierigkeiten.

Zunächſt müſſen wir von Maſuike, Mahuika ſprechen, welche man vielleicht mit Maui identificirt hat, von jenem ungeheuren Gott, welcher die Welt trägt. Wäre es nun auch ſchon höchſt ſeltſam, wenn die Mythen ſo verwirrt wären, daß Mau in ihnen mit ſich ſelbſt kämpfen müßte: ſo wird doch jeder Gedanke an die Gleichſtellung durch die neuſeeländiſchen Mythen unmöglich, in welchen ja Mahu-ika als weibliche Gottheit auftritt (als männliche freilich bei Taylor); er wird unmöglich durch die Uebereinſtimmung, mit welcher wir dieſe Gottheit in Samoa und Neuſeeland finden. Man könnte nach der Namensform Mahui, unter der Maui bei Mörenhout auftritt, dieſen Maſuika (tah. Mahu-ia) auch in dieſem ſüdöſtlichen Theil Polyneſiens wiederzuſehen glauben, und dann auch in Tonga, wo Mariner von einem Mo-ooi, welcher die Erde trägt, redet; doch ſind dieſe Formen wohl nur Entſtellungen des Namens Maui, wie denn auch von beiden von Mahui wie von Mooi die weſentlichſten Züge des ächten Maui erzählt werden. Indeß iſt es möglich, ja ſehr wahrſcheinlich, daß der Mythus von Maſuike auch hier urſprünglich bekannt, ſpäter aber mit dem von Maui vermiſcht ſei. Maſuike gilt nun als Gott der Erdbeben, des unterirdiſchen Feuers, der gereizt auch wohl

die ganze Welt in Brand zu ſetzen vermag, der ſeinen welterſchütternden Zorn auch in toſend erregten Wogen zeigen kann (Mörenhout 1, 451) — denn bei Erdbeben geräth auch das Meer in Aufruhr. Allein von dem allmächtigen Sonnenlicht iſt er trotzdem beſiegt und ohnmächtig gemacht, welches ja täglich in die Tiefe hinabſteigt, aus der Tiefe ſich erhebt. Die vulkaniſche Thätigkeit, das unterirdiſche Feuer der meiſten Südſeeinſeln findet alſo in Mafuike ihre mythiſche Erklärung, welches denn doch vom ewigen ſtrahlenden Tageslicht ſowohl an Dauer wie an Glanz übertroffen wird.

Auch die vielfachen Berührungen mit Tangaloa ſind nun leicht zu erklären, wenn wir zuvor noch einen Umſtand wohl beachtet haben. Die Mythen, welche Maui betreffen, ſind alle jünger, als die von Tangaloa: ſie gehören überhaupt erſt einer ſpäteren Zeit der polynesiſchen Mythenbildung an. Denn erſtlich gehört Maui durchaus nicht zu den Göttern, welche aus der Nacht entſtanden ſind, ja nicht einmal (in Neuſeeland) zu den unmittelbaren Abkömmlingen Rangis und Papas, vielmehr ſetzt ihn die Sage mit dieſen und mit den älteren Gottheiten (Hine-nui-te-po) durch künſtliche Mittelglieder oder einfach durch eine Verwandtſchaftsbezeichnung entfernteren Grades in Verbindung. Zweitens hat Maui keinen Cultus; drittens ſind alle Sagen von ihm ſehr viel menſchlicher ausgebildet und feſt eingeflochten in die Heldenſage der verſchiedenen Länder; und viertens, auch was man von ihm erzählt, iſt theils ethiſch gefärbt — er iſt der große Lehrer der Menſchen in Neuſeeland und Mangareva — theils ſchon auf cultivirtere Lebensverhältniſſe zurückgehend, als wir ſie bei den älteſten Mythen finden. Kam aber dieſe neue Mythengruppe erſt auf, als das leuchtende Himmelsgewölbe ſchon in Tangaloa mythiſch perſonificirt, war, ſo mußte mancher Berührungspunkt ſich von ſelbſt ergeben, mancher durch die Einrückung Mauis, durch die Verwirrung, die Verziehung entſtehen, welche bei ſo verwandten Vorſtellungen eintreten mußten. Maui mochte nun, wie einſt Tangaloa als Schöpfer der Sonne neben jenem auftreten; der Wolkenkahn konnte jetzt auch von Maui entſendet, die Erde von Maui aufgefiſcht werden, entweder (wie Schirren), weil er ſie erſt erhellt oder aber und wohl richtiger, weil das Meer, aus welchem die Erde hervorgezogen wird, gar nicht das irdiſche, ſondern das himmliſche Luftmeer war. Iſt letzteres richtig, ſo ſtimmen auch die Mythen vom Auffiſchen und Herabwerfen der Erde, ja auch die

dem Weltenei weit mehr zusammen. Später freilich faßten die Polynesier das Meer, aus welchem die Erde aufsteigt, als das wirkliche irdische Meer auf, in welches ja Maui täglich niederstieg, aus welchem er täglich sich erhob, in welchem man ihn täglich leuchtend verweilen, d. h. sich spiegeln sah. Auch war es wohl möglich, daß eine Verehrung der Sonne die des Himmelsgewölbes ganz verdrängte, weil die Sonne für den Beschauer stets der Centralpunkt des Himmels ist. Uebertragungen also von Tangaloa auf ihn mußten zahlreich stattfinden, während sie von ihm, dem jüngeren, auf jenen den älteren Gott, der noch dazu das Allgemeinere, Größere bezeichnete, nicht wohl eintreten konnten.

Woher kommt es aber, daß Maui gerade in der polynesischen man darf wohl sagen Heldensage eine solche Rolle spielt? Daß auf ihn eine solche Masse von Thaten gehäuft sind, die meist als höchst grandios, bisweilen aber als nicht ganz frei von Uebermuth, ja Bosheit geschildert werden? Es ist dies ein höchst merkwürdiger Punkt der Betrachtung. In allen Mythologien ist die Sonne verkörpert als ein streitbarer übergewaltiger Held, der die wunderbarsten Thaten verrichtet. So zeigte sich in Griechenland Bellerophon, Perseus und vor allen die Gestalt, welche dem polynesischen Maui am meisten entspricht, Herakles; so in der semitischen Mythe Simson, dessen thatkräftiger Eselskinnbacken wunderbar genug zu dem bezauberten Kinnbacken stimmt, welchen Maui besitzt*).

So hätten wir das Wesen Mauis und die auf ihn bezüglichen Mythen wohl hinlänglich erklärt, um weiter gehen zu können. Zunächst aber wollen wir auch hier einige untergeordnete Gottheiten nur kurz einschieben, die im Mauimythos erwähnt werden. Da ist zunächst Hine-nui-te-po, die große Greisin Nacht, die Mutter der urältesten neuseeländischen Götter (Taylor 16). Maui will sie besiegen, die als seine Ahnin gilt, es gelingt ihm aber nicht, ein Vogel oder sein Schwager, der ihn begleitet (Brodie 165), lacht, als er in das Innere der Göttin hineinkriecht und sie tödtet ihn. Wenn sie bei

*) Wir haben in einem kleinen Heft „altgriech. Märchen in der Odyssee" Magdeburg 1869, ausführlicher über die Sonnenhelden gehandelt und daselbst auch vielfach polynesische Mythen berührt. Doch verdient der Gegenstand eine ausführlichere und umfassendere Darstellung, wie wir sie weder dort noch hier geben konnten; wir hoffen, anderes Orts darauf zurück zu kommen.

Shortland (a, 44) als Göttin des Feuers erscheint, so ist dies nur spätere Uebertragung davon hergenommen, daß das unterirdische Feuer Nachts am gewaltigsten leuchtet oder aber daß man sich das Reich der Nacht unterirdisch dachte. Diese Göttin ist nun auch auf Tahiti bekannt genug, wo sie Hina heißt und Taaroas Tochter ist, mit welcher er unendliche Zeiten allein lebte und dann mit ihr Himmel und Erde und Meer schuf (Ellis 1, 325). Als später einmal der Schatten eines Brodfruchtlaubes, welches Taaroa schüttelte, auf sie fiel, ward sie schwanger und gebar den Oro (eb. 326); auch die Tii sind ihre und Taaroas Söhne (Mörenh. 1, 458 f.), wie es in einem alten tahitischen Gedichte besungen war, in welchem sie Hinnu-nui-te-marama „die große Hine des Mondes" (eb. 460) heißt. Als Mondgöttin zeigt sich Hina auch in einem anderen Liede bei Mören-hout (eb. 428):

Sprach Hina zu Fatu (Erde):
Laß wieder auferstehn die Menschen.
Sprach die Erde:
Ich werde sie nicht wieder erwecken.
Wird sterben die Erde,
Sterben die Pflanzen, sterben die Menschen.
Sterben die Sonne,
Sterben die Erde, eine andere werden,
Enden, um nie zu erstehen.
Spricht Hina: Das genügt.
Mach' wie Du willst; ich, ich werde
Erstehen lassen den Mond.
Blieb Hina; es stirbt
Was Erde war; der Mensch muß sterben.

Vielleicht ist es die Auffassung dieses Gedichtes oder eine ähnliche, welche jenen vielfach erwähnten Ausspruch der Polynesier: die Koralle breitet sich aus, der Baum wächst, aber der Mensch muß sterben, richtiger in seiner ursprünglichen Fassung erklärt, als die sentimentale Deutung, welche man ihm, von europäischer Seite mit Vorliebe, gegeben hat. — Der Name dieser Göttin steckt auch vielleicht im Inselnamen Hua-hine, welcher denn zu übersetzen wäre „Schaum, Fluth der Hine" (Hina) oder „Insel der Hine" *) und man könnte sich dabei zugleich an die hawaiische Mythe erinnert fühlen, in welchem der Name Hine vorkommt: eine gewaltige Ueberschwemmung vernichtete alle Menschen, bis auf zweie, welche in einem Kahn auf dem Maunakea landeten; man nennt diese Fluth die Fluth der Hina-lii, d. h. der zornigen Hina**) (Jarves 26). Ma-hina heißt in Tonga,

*) Entweder von hua Flüssigkeit, Fluth oder hua Schaum, oder hua zertrümmert, vergl. Hale s. vv. sua, suka, sunga.

**) Siehe Hale s. v. lili; doch könnte man auch an lii klein (Hale v. liki) denken, was nur minder in den Sinn paßt, wenn man nicht den Gegensatz der großen Sonne denkt. Allein Ellis 4, 218; 441 schre

Hawaii, Neuſeeland, ma-'ina auf Mangareva und ma-sina moa der Mond (Hale s. v. sina). Ja die Tahitier glaub- ; Hina den Mond geſchaffen habe und daß ſie im Monde nan erkannte ſie in den dunkeln Flecken (Forſter Bem. 466). inden wir denn auf Samoa jene Hina unter dem Namen folgendem Mythus bei Turner 247: Eines Abends wäh- r Hungersnoth arbeitete Sina mit ihrem Kind im Freien, als nd einer Brodfrucht ähnlich aufging. Zornig ſprach ſie: kommſt du nicht herab, daß mein Kind von dir ißt? Da Mond erzürnt hernieder und nahm ſie ſammt ihrem Kinde m Arbeitszeug in ſich hinauf, wo man ſie noch erkennen kann. licher Mythus wird in Neuſeeland von einer gewiſſen rzählt, welche den Mond verfluchte (Davis 165). Doch er Name Mahina dort noch in einer anderen merkwürdigen or: ſie findet einen rothen herrlichen Kopfſchmuck, den ein weggeworfen, am Strande, weigert ſich aber ihn zurückzugeben, chwörtlich geworden iſt (Grey 148). Die Tonganer er- in der Zeichnung des Mondes ein altes Weib, welches Tapa (Mar. 2, 134). Der Gewinn hieraus für uns iſt fol- Tangaroa bezeichnete urſprünglich das Himmelsgewölbe ein- der Sonne, was ſich uns ſchon aus vielem anderen zeigte, tlich aber daraus hervorgeht, daß er mit Hina, ſeiner Toch- es übrige ſchafft. In dem Mythus vom Schwangerwerden durch den Schatten eines Brodfruchtlaubes zeigt ſich ein Reſt a Glaubens der Tahitier, daß während einer Mondfinſterniß s Neumondes der Mond ſich begatte (Wilſon 453), daß in Brodfruchtlaub gewählt iſt, iſt Folge der brodfruchtähn- ſtalt des Mondes. Hina, die Mondgöttin, war alſo urſprünglich ısreiche, milde, aber immerhin, denn ſie wandelte in der Nacht, rliche Gottheit, deren Zorn ſchreckliche Folgen haben konnte. Die

---

, welches Jarves kaiaka-Hinalii gibt, tai-a-Kahina'rii und über- : des Kahina'rii." Tai, Kai heißt Meer; doch braucht ka keines- i Eigennamen zu gehören, vielmehr iſt a-ka gewöhnliche Genitiv- Buſchmann bei Humboldt 3, § 540). Die Endung des Wortes uch „Herrſcher" (a'rii) gedeutet werden. Jedenfalls ſtößt die Form s unſere Deutung nicht um. Die Fiſcher welche ſo oft des Nachts ren, verehrten ferner eine Göttin Hina auf Hawaii (Ellis 4, 117), türlich dieſelbe Mondgöttin war.

Mythe von Sina oder Rona, in der die Mondgöttin dem Mo
ſelbſt gegenübertritt, iſt die jüngſte Entſtellung des Mondmythus; e
andere ältere die, daß der Mond die Gemahlin der Sonne, a
Mauis, und vom Sonnengott die Mutter der Sterne ſei (Ellis
171; Wilſon 453). Noch ſpätere Mythen oder eigentlich ſd
Dichtungen vom Mond ſind die, daß in ihm ein ſchönes Land
befinde, in welchem die heilige Feige, der Aoabaum wild wachſe
man ſieht ihn in den dunklen Flecken im Mond — der von d
durch einige Vögel nach der Erde verſchleppt ſei (Ellis 3, 1
1, 36; Wilſon 453; Cook 3. R. 2, 359, letzterer etwas
weichend). Nach ſamoaniſcher Sage erſteigen einſt zwei Jünglinge
Mond: der eine Punifanga, an einem Baum emporkletternd, der
dere Tafaliu durch den Rauch eines mächtigen Feuers emporgetra
und eher ankommend als jener (Turner 247). Ein ſolches A
ſteigen zum Himmel wird öfters auch im neuſeeländiſchen Myt
erwähnt. Eine Mond- oder Sonnenfinſterniß hielt man gewöhnlich
denn jene oben erwähnte uralte Deutung ſchwand nach und nach — für
Folge einer Bezauberung des Mondes, weshalb man mit Opfern zu
Tempeln lief. Oder man glaubte, daß ihn irgend welche Götter, welche d
Vernachläſſigung erzürnt waren, verſchluckt hätten; auch hier brachte n
ſofort Opfer und jedesmal mit dem beſten Erfolge. (Ellis 1, 3
3, 171). Die Tonganer, nüchterner und vernünftiger, ſchrie
die Verfinſterung einer dicken Wolke zu, welche vor dem Mond
zöge (Mar. 2, 134 f.). Auch dem Aberglauben diente der M
man weiſſagte aus ſeinen Verfinſterungen (Wilſon 453) und f
den ſeine Hörner nach oben, ſo bedeutete das Kriegsglück zu Tah
und zu Neuſeeland (Cook 3. R. 2, 358; Grey 6; El
1, 378). — Doch kommen wir zu Hina ſelbſt zurück. Daß ſie
alter Zeit als höchſt mächtige Göttin, ja als weibliches Princip
Tangaloa und faſt von gleicher Macht galt, das zeigt ſich deutlich
den Mythen. Sie wandelt in der ſo gefährlichen Nacht, ſie galt
Hauptgöttin der Nacht und ſo hat ſie ſich früh ſchon mit der N
ſelbſt vereint, oder beſſer, erſt ſpäter wurde das Po (Nacht) von der K
(Mond) wirklich getrennt: urſprünglich bildeten beide eine furchtbare G
tin, die Hine-nui-te-po, wie ſie in Neuſeeland noch heißt, „die g
Greiſin Nacht. Taylor überſetzt die „gute Mutter Nacht;“ l
heißt aber nach Hale weiß, grau von Haaren, ſtrahlend, hell.

und Hine also waren gewiß einmal, aber in urälteſter Zeit, eine Geſtalt, wie der Name Hine te Po beweiſt, die Nacht mit dem Mond umfaſſend, wie Tangaloa den Tag, das leuchtende Himmelsgewölbe mit der Sonne darſtellte. Das folgt mit Gewißheit daraus, daß die Kinder der Hine (Neuſeeland) auf Tahiti und ſonſt Kinder des Po heißen, daß Tangaroa ſelbſt als ihr Sohn galt (Ellis 1, 323); daß wie von der Hine alles geſchaffen ſein ſoll, nach anderen Mythen alles aus dem Po hervorging. Das Po bezeichnet urſprünglich das nächtliche Dunkel und da aus dieſem alles ſichtbare allmorgendlich hervorgeht, die Mutter der Dinge. So heißt es in einer Maorilegende bei Shortland a 39 f.:

Im Anfang war das Po; das Po erzeugte das Licht; das Licht erzeugt nun erſt verſchiedene Arten des Lichts, dann aber das Nichts und ſeine Stufen; das Nichts zeugt die Feuchtigkeit, dieſe den Himmel; der Himmel mit der Erde den Rehu (Nebel), den Tane und die Paia und dieſe beiden letzteren den Menſchen.

Allein weit iſt die Perſonifikation des Po nicht gediehen, eine eigentliche Geſtalt hat ſie ebenſo wenig angenommen, wie etwa Skotos, Nyx, Erebos bei den Griechen. Natürlich auch: denn die Negation alles beſtehenden, das Dunkel, faßt ſich nicht leicht in eine Geſtalt. Wir finden das Po deshalb entweder ganz unbeſtimmt gedacht, wie z. B. in der Bezeichnung der Götter kanau po nachtgeboren oder in dem Ausdruck für eine unendlich lange Zeit „vom Po bis jetzt“ d. h. vom Anfang der Dinge an (Ellis 4, 247); wie man auch die mythiſchen Länder im Po liegend denkt z. B. Pu-lotu, Mitte des Po und wie man das ſpäter mythiſch gewordene Havaiki ins Po nachträglich verſenkt; oder aber man denkt es räumlich, als einen finſteren Ort unter der Erde oder auch ganz unbeſtimmt irgendwo. So war es auf Raiatea eine geheimnißvolle Höhle, deren Eingang auf den Bergen lag (Tyerm. und Benn. 1, 538), unfern Opoa. Ein grauſamer König wollte vor alter Zeit einmal hineinſteigen; weil man ihn aber los ſein wollte, ſo ließ man die Stricke, an denen er gehalten wurde, los und ihn fallen. Er lebt noch jetzt in der Höhle (Arbouſſet 258). Auch zu Neuſeeland lag das Po unter der Erde, wohin die Geiſter durch eine Höhle Rainga am Nordkap hinabſpringen (Taylor 40); und nun iſt es merkwürdig was Taylor weiter ſagt, daß nämlich Rainga bisweilen für Hine-nui-te-po einträte; woraus dann freilich auf Hine-te-po als auf die Verkörperung des nächtlichen

Dunkels das hellſte Licht fällt. Im Po halten ſich die unheimlich Geiſter der Verſtorbenen ſowie die Götter die mit ihnen zu thu haben auf (Cook 3. R. 2, 353; Therm. und Benn. 1, 522) Da die Polyneſier nun die einzelnen Sternbilder unterſchieden, and für einzelne Planeten Namen hatten; ſo iſt es natürlich, daß ſich and hier manche Mythe geſtaltet hat. „Vorläufer des Tags“ hieß zu Tahit der Morgenſtern; der Abendſtern „Taurua der Dämmerung“; die Ple jaden kleine Augen; ein längerer Mythus knüpft ſich an die Zwilling an, welches Sternbild man auch hier die Zwillinge nennt und — wie Rafae im Vatikan ſie gemalt hat — als Jüngling und Jungfrau auffaßt. Si heißen Pipiri und Rahua und Ellis, dem wir alle dieſe Notizen (3 171 f.) entnehmen, erzählt (172) eine lange Geſchichte, wie beide Kinder denen die Eltern einmal bei einer Fiſchmahlzeit nichts gaben, de Eltern entflohen und mit ihnen an den Himmel verſetzt wurden; der halb heißen ſie auch die Ainanu, die Begehrlichen. Als die Kind ſchon droben waren, hiengen ihre Gürtel herab: an dieſen ſchwange ſich die Eltern nach, ſo daß wir auch hier wieder das Bild der Rank oder Stricke haben, welche vom Himmel zur Erde herabhängen. Ein ähnlichen Sternenmythus von Hikotoro, der ſein Weib ſucht und da mit ihr gleichfalls an einem Strick zum Himmel emporgezogen wir erzählt Nicholas von Neuſeeland (Schirren 41). — Reh tritt als mythiſche Geſtalt uns auch in Neuſeeland entgegen: a allwiſſender Luftgeiſt, der im zehnten Himmel wohnt und deſſ Sohn, durch Zufall getödtet, mit ſeinem Blute (wie Tangaloa) d Abendhimmel röthet (Grey 81—89); zu ihm ſteigen Maui (o Rupe) und ſeine von ihm lange geſuchte Schweſter Hinauri oder Hi — alſo Sonne und Mond — empor, ihm reinigt Maui den ſchm bedeckten Hof (eb.), d. h. die Kraft der Sonne löſt die Wolken i Aethers auf und ſo paßt auf's genaueſte in dieſen Anſchauungskre wenn in dem ſchon erwähnten Mythus bei Shortland (40) Re den Nebel bezeichnet und wenn er gedacht wird als Sohn von Hi mel und Erde. Auch der Regenbogen war mythiſch verklärt und zu zunächſt als Weg der Götter (Tahiti Mören. 1, 485; Ne ſeel. Polack narr. 1, 273), daher auch das königliche Schiff Tahiti „der Regenbogen“ hieß (Ellis 1, 155). In Samoa, er wie in Neuſeeland auch für den Aberglauben Bedeutung ha galt er als Zeichen eines Gottes (Turner 242); in Neuſeeland

wohnte ihn der Gott Uenuku, welcher auch in den Wolken des östlichen und westlichen Himmels thront (Davis 227). Der Name, welcher (Schirren 162, 4) der Segelnde bedeutet, stimmt genau zum tahitischen Mythus. Uenuku tritt auch bei Grey auf (123—131), wo er sich durch einen besonders schönen Gürtel auszeichnet; er wird dort in Verbindung mit einer Reihe anderer Heroen genannt, welche Schirren (61) mit Recht wohl als Personifikation der Winde faßt. Auch derartige Personifikationen von Wind, Wolke, Wetter haben gewiß die anderen Inseln auch vielfach gehabt, besitzen sie auch vielleicht jetzt noch; allein nur von Neuseeland liegen reichere Sammlungen vor, welche auch die Heldensage mit ihren halbmythischen Gestalten umfassen. Uebrigens geht Schirren in seiner Deutung auch hier zu weit, was auszuführen indeß hier unsere Aufgabe nicht sein kann. Genug, wir haben auch solche Wind- und Wolkengeister von größerer oder geringerer Bedeutung, deren viele erst wohl durch absichtliche Dichtung entstanden sind. Auf Tahiti wohnten die Winde, welche alle einzeln benannt sind im Westen und Osten des Horizontes in Höhlen eingeschlossen (Mörenh. 1, 291); auch gab es einen besonderen Gott der Winde (Forster Bem. 466).

Die Milchstraße nannte man auf Tahiti „den langen blauen wolkenfressenden Hai" (Ellis 3, 172). Forster (Bem. 442) übersetzt freilich den Namen mit „Segel", indeß wohl nur durch einen Irrthum, denn sein t' eiya, welches er nach englischer Aussprache schreibt, ist gewiß nichts anderes als tahit. t' ia, Fisch, und so stimmt seine Angabe genau zu Ellis; er verwechselte mit ia Fisch ie Segel. Uebrigens scheint auch sie von einem Gott bewohnt gewesen zu sein, wenigstens erwähnt Forster (Bem. 467) einen tahitischen Gott Teutia, „den Diener, Begleiter des Fisches", welcher Name zu dem wahren Namen der Milchstraße genau stimmt. Auch hier also haben wir wieder die Auffassung des Luftraumes als eines Meeres, den wir schon öfters begegnet sind, wozu es stimmt, daß die Neuseeländer in einem Sternbild ein vollständig ausgerüstetes Schiff sahen (Davis 172), und man bisweilen jenes Götterschiff statt aus den Wolken von den Sternen erwartete. Ferner nun erwäge man die hawaiische Mythe von Hinalii, nach welcher der Mond eine gewaltige Ueberschwemmung verursachte. Nach alle dem wird es wohl nicht zu kühn sein, wenn wir alle Fluthsagen, welche auch in Polynesien zahllos sind, hierher ziehen und sie

als Mythen, welche ſich auf das Himmelsgewölbe, nicht auf die Erde beziehen, bezeichnen.

Anders hat ſich Schirren ausgeſprochen, der, wie er in allem die Sonne ſieht, auch in den Sündfluthmythen einſeitig genug Sonnenmythen, welche den Untergang der Sonne darſtellen, ſehen will. Allein gewichtige Hauptzüge der Sage werden dadurch nicht erklärt, denn — doch erſt müſſen wir uns einige dieſer Sagen vorführen, von denen Schirren (187 f.) eine Reihe zuſammenſtellt. Zunächſt von Tahiti: Taaroa, im Zorn, ſtürzte die ganze Welt ins Meer, wodurch er die ganze Erde ſo überſchwemmte, daß nur die höchſten Spitzen überblieben, die jetzigen Inſeln — ein Mythus, welcher die Geſtalt des ſtillen Ozeans faſt ganz wie Darwin erklärt. Dann landete ein Mann auf Eimeo in einem Kahn und errichtete einen Marae (Ellis 1, 386). Eine andere Verſion lautet (eb. 387—9; vergl. Mörenh. 1, 573): Ueberſchwemmung brach ein über Tahiti und alle Steine und Bäume trug der Wind gen Himmel. Nur ein Mann und eine Frau waren übrig: die nahmen von allen (auf Tahiti lebenden, alſo nicht zahlreichen) Thieren junge mit und flohen nicht auf den Orofena (die höchſte Spitze von Tahiti), denn der war überſchwemmt, ſondern auf den Pito-hiti, einen mythiſchen Berg*) und da wurden ſie gerettet. Als nun die Waſſer ſich verliefen, ließ auch der Wind nach und nun fielen alle Steine und Bäume zur Erde wieder herab. Jene beiden retteten ſich vor dieſem Steinregen durch Erbauung eines unterirdiſchen Gemachs. Dann gebar die Frau zwei Kinder, welche ohne Nahrung aufwuchſen; wieder gebar ſie und noch keine Nahrung! Endlich trugen die Bäume Frucht: und in drei Tagen war die Inſel voll Speiſe. Das Land bedeckte ſich mit Menſchen, welche von jenen abſtammten. Eine dritte Darſtellung gibt Ellis 3, 89 (vgl. Mörenhout 1, 573): kurz nach der Bevölkerung der Erde durch Taata (Menſch) ward Ruahatu, der Gott der See, von einem angelnden Fiſcher, deſſen Angel in die Haare des Gottes gerieth, zum höchſten Zorn aufgeregt, in welchem er das Land und ſeine Bewohner zu vernichten drohte. Dem remüthigen Fiſcher verzieh er und mit Weib und Kind rettete er ihn nach Toamarama, einer ganz kleinen Inſel bei Raiatea, wohin der

*) pito Nabel, Endpunkt, hiti Aufgang, alſo etwa zum „Mittelpunkt des Aufgangs" zur Sonne? oder nur Nabel des Lebens, Raum, wo ſtets Leben herrſcht?

Fiſcher außer einem Freund auch Thiere von allen Arten mitnahm. Bei Sonnenuntergang ſtieg die Fluth und tödtete alles; der Gerettete ward ſpäter der Ahnherr eines neuen Geſchlechtes. Die Eingebornen ſtützen ſich zum Beweis für die Wahrheit dieſer Geſchichte auf den Umſtand, daß man eine Menge Muſcheln und Korallen (foſſil) auf der höchſten Spitze Tahitis findet. Mörenhout (1, 571) gibt noch eine neue Verſion: die Menſchen waren gottlos, weshalb der Gott Ru alles überſchwemmte: nur eine Familie, welche gerade im Kahn war, wurde gerettet: ſie kam nach Tahiti, wo ſie einen Marae baute. Der moraliſche Anfang dieſer Geſchichte beruht gewiß auf europäiſcher angleichender Umdeutung eines ſolchen Zuges etwa, wie ihn die obige Verſion von Taaroa oder von Ruahatu bietet. Derſelbe Gott Ru, „der Gott des Oſtwindes“ zerriß ferner einmal das ganze Land in gewaltiger Ueberſchwemmung, ſo daß nur kleine Inſeln übrig blieben (Mörenh. 1, 445 f.). Hierher gehört auch der hawaiiſche Mythus von der Fluth der Hinalii, welche wir vorhin erwähnten. Auch Michelewa y Rojas (81) hörte auf Hawaii eine Sage von einer großen Fluth, nach welcher, aber erſt mehrere Jahrhunderte ſpäter, weiße Menſchen die man als Götter verehrte kamen, eine Nachricht, welche er überpragmatiſch auf die Spanier oder Japaneſen deutet. Deutlich zeigt ſich das Verhältniß dieſer Fluthſagen zum Himmelsgewölbe auch hier: denn man erzählte auch, daß bei einem ſolchen Unheil die Erde vierzig Tage verdunkelt geweſen ſei (Cham. 148). Von Neuſeeland berichtet Grey 59 f., daß Tawhaki, von ſeinen Schwägern ermordet, von ſeiner Gattin wieder belebt, die Götter gebeten habe, ihn an jenen zu rächen: und dieſe ſenden eine Ueberſchwemmung, in welcher alles ertrinkt, die Ueberſchwemmung des Mataaho genannt. Und Davis erzählt 227 eine Legende, welche vielleicht hierhergehörig nur eine beſchränktere Verſion des tahitiſchen Mythus von Ruahatu iſt: Ruatafu lud, von ſeinem Vater beleidigt, die Beſten der Mannen deſſelben zu einer Schiffahrt. Seinen Kahn aber hatte er durchbohrt und dieſe Oeffnung, welche er erſt mit dem Fuß bedeckte, öffnete er auf hoher See, ſo daß alle außer Paikea ertranken. Dieſer aber verwandelte ſich in einen Fiſch und kam ſo nach Neuſeeland.

Es ſcheint uns nun, als hätten wir es hier nur mit Mythen zu thun, welche durch das Bild des Himmels entſtanden ſind. Daher

würde ſich auch die allgemeine Verbreitung dieſer Mythen hinlänglich erklären. Man hielt Sonne und Mond für Mann und Weib; man hielt die Wolken, auch die Sterne bisweilen für Schiffe; durch den Regen, der von oben kam, wurde man ſo häufig überzeugt, daß es auch „Waſſer über der Feſte“ gebe; man hielt alſo den blauen Himmelsraum für ein unendliches Meer, in welchem Sonne und Mond bald als Kähne, bald als Menſchen, die ſich allein gerettet hatten — daher immer nur zwei —, bald aber auch als feſte Punkte in dem ungeheuren Meer, wohin man ſich retten konnte, gedacht wurden. Hierbei iſt nicht zu vergeſſen, daß die Erde aus dem Meere gefiſcht oder vom Himmel geſchleudert wurde, was wir ſchon oben (S. 242) als weſentlich dieſelbe Auffaſſung erkannten, und ferner, daß Taaroa die Ueberſchwemmung herbeiführt, er, welcher der Herr des Himmels iſt; auch lag es für den Polyneſier nahe, die am Ozean zerſtreuten Inſeln mit jenen zerſtreuten Himmelskörpern zu vergleichen, daher der Mythus ſich irdiſch lokaliſirte und erzählt wurde, bei dieſer Ueberfluthung ſeien nur die Spitzen des Landes als Inſeln geblieben. Wie nun die Sterne als Kinder von Sonne und Mond galten, ſo ſah man in ihnen, die am Himmel auftauchten, die Geretteten beiden, welche im Mittelpunkt „des Aufganges“, d. h. alſo da, wo Sonne und Mond ſich erheben gerettet ſind. Toamarama heißt der Ort, wo ſich die Gefährdeten hinflüchten: der Name bedeutet aber „Baum des Mondes“ — toa Kaſuarina, Eiſenholz; dabei denke man an jenen tonganiſchen Mythus, nach welchem Maui den Baum Toa bis an den Himmel wachſen ließ, ſo daß der Gott Etumatabua von ihm herabſtieg (Geſchichte 47); auch an jene ſamoaniſche Legende von einem Baum, der bis zum Himmel wuchs, von einem Jüngling, der an einem Baum empor in den Mond kletterte (oben 266) — der Name bedeutet alſo „Baum des Mondes“ und man dachte ſich den Mond bedeckt mit Bäumen. Auch dieſe Sage wurde ſpäter bei Raiatea lokaliſirt. Auf Hawaii hieß die Fluth geradezu Fluth des Mondes; und zu Neuſeeland Fluth der Sonne, denn Mataaho heißt Auge des Lichtes, des Tages. Faßte man aber die Sonne als wandernden Helden, ſo konnte man auch die Sündfluthſage in gleicher Weiſe rein menſchlich beſchränkt faſſen: und dann haben wir jene Legende von Ruataſu, welche Davis erzählt. Indeß könnte man zur Erklärung dieſer Sagen auch an die Regenwolke denken, welche den Himmel m

ihrem Waſſer finſter überdeckend, Sonne, Mond und Sterne in größte Gefahr bringt. Daß hier ſich nun vieles Mythiſche lokaliſirte, vieles Lokale ſpäter einflocht, daß geſchichtliche Ereigniſſe zu legendenhaften Zügen wurden, wen kann das wundern? und noch dazu in einem Gebiet wie Polyneſien, das ganz im Meere liegend, den Stürmen, den Fluthen ausgeſetzt und dabei ſo vulkaniſch war? Schließlich liegt auf der Hand (denn wir müſſen uns aufs nöthigſte beſchränken), daß man von hier aus die übrigen Mythen anderer Völker ſich ſchon erklären kann; und daß unſere Deutung minder gewaltſam und minder einſeitig als die Schirrens iſt. — Denken wir nun an Toamarama in der oben gegebenen Bedeutung, dann werden wir auch eine andere Legende, welche ſich in Polyneſien (und nicht bloß da) findet, ebenfalls nicht vom wirklichen Meer, zu deſſen meiſt unermeßlicher Tiefe ſie ohnehin nicht recht paßt, ſondern vom Meer des Aethers deuten, die Legende, welche Cook 3. R. 2, 356 erzählt, daß Ertrunkene im Meer in ein ſchönes Land kommen, wo ſie alle nöthigen Lebensmittel und Pflanzen und Thiere ganz wie auf Erden finden. Man übertrug dies Land erſt ſpäter auf das irdiſche Meer: urſprünglich iſt nichts als die Götterwohnung im Himmel damit gemeint und jenes Land iſt daſſelbe wie Bulotu.

Nun müſſen wir noch über den neuſeeländiſchen Tawaki ſprechen, in welchem wir auch einen zum Kreis des Himmels gehörigen Elementargott erblicken. Von ihm heißt es (Davis 76), daß bevorzugte Geiſter zu ihm kämen und nicht in das Po. Er hatte eine Zeit lang in dieſer Welt verweilt und ſein Leib, ſchon von den Vögeln gefreſſen, ward durch Zufall gefunden. Als man ihn aufnahm, fügte ſich alles wieder wie im Leben zuſammen, Tawaki lebte auf und ſtieg dann an einer Spinnewebe gen Himmel. Die Prieſterceremonien, die ihn — der häufig nur der gute Mann heißt — betreffen, ſind ſehr heilig. Er iſt das Bild der höchſten Schönheit, keine Blume ſei ſchön wie er, das Leuchten ſeines Körpers gleicht dem Blitz und ſein Blut der rothen Tupakihibeere. Im Mythus bei Grey (59—80) vermählt er ſich mit einer himmliſchen Jungfrau, welche ihn ſpäter verläßt; er ſteigt zum Himmel empor in fremder Geſtalt, bis er endlich erkannt wird und als Gott im Himmel bleibt: Donner und Blitz entſtehen, wenn er durch den Himmel ſchreitet (Grey 80). Er gilt zuweilen als Mauis Bruder, ſein rechtes Auge als Polarſtern; er ſoll

das Festland erschaffen haben, die Erde als Hüter des unterirdischen Feuers erbeben machen (Schirren 74). Schirren, der ihn richtig als Donnergott auffaßt, sieht zu gleicher Zeit in ihm einen Vertreter der Sonne: er ist ihm „identisch mit Maui" (eb.). Aber mit Unrecht. Tawaki ist weiter nichts als Gott der Wolken: die Wolken werden aus einzelnen Theilen zusammengesetzt, wie sein zerstückter Leib; die Wolken lösen sich auf in Nichts und erstehen wieder, wenn er erschlagen und von neuem belebt wurde; die Wolken steigen als Nebel wie an Spinneweben gen Himmel; die Wolken glänzen herrlich und röthen sich im Abend- oder Morgenschein; die Wolken sind segensreich, denn

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,

daher Tawaki der Gute heißt; sie sind aber furchtbar, denn

Aus der Wolke, ohne Wahl
Zuckt der Strahl,

daher die auf ihn bezüglichen Ceremonien besonders heilig und feierlich waren. Derselbe Gott wurde auch auf den Hervey inseln verehrt unter dem Namen Taau, hier aber nur als Donnergott, welcher den Donner durch das Schlagen seiner gewaltigen Schwingen erregt. Fliegt er, so donnert es (Williams 110).

Wir haben bis jetzt Tangaloa und Maui betrachtet nebst einem Kreis ihnen untergeordneter oder verwandter Gottheiten. Als dritte wichtige Göttergestalt müssen wir jetzt Tane erwähnen. Tane gilt auf Tahiti als einer der nachtgeborenen ewigen Götter (Ellis 1, 325) und namentlich auf Huahine ward er verehrt, welcher Insel Schutzgeist und höchster Gott er war (eb.; Cook 3. R. 2, 368); seine Gemahlin hieß hier Taufairei und seine acht Söhne galten selber wieder als mächtige Götter, ja einer davon, Tamcharo, war der Schutzgott Pomares und seiner Familie (Ellis eb.). In Marae zu Huahine stand sein Bild in der Mitte der Bilder seiner acht Söhne (Tyerm. und Bennet 1, 262 f.). Doch gab es über seine Entstehung auch andere Berichte: auf Neuseeland gehörte er zu den Göttern der zweiten Periode (Taylor 17), zu den Kindern Rangi und Papas und zwar galt er als Gott der Wälder und Forsten, die mit Tawiri-matea, dem Windgott und mit Tangaloa, dem Gott d

Heeres in Streit war; sein voller Name ist Tane-mahuta (Grey . 15). Er und sein Weib Paia galten hier auch als die Erzeuger Menschen (Shortl. a, 39 f.). Auf Huahine dagegen hielt n ihn für den ersten Menschen — Tane heißt Mensch — welchen roa geschaffen hatte (Tyerm. und Bennet 1, 313) und doch er so sehr der Hauptgott der Insel, daß alle übrigen Götter in sehr großen Marae, wo sein Lager und Bild stand, angekleidet geheiligt wurden (Tyerm. u. Benn. 1, 267), wie er auch übrigen Tahiti als im höchsten, im zehnten Himmel wohnend cht wurde, man ihm also die höchste Stellung unter den Göttern äumte (Ellis 3, 169). Ja Wilson (450) nennt ihn geradezu ni ti Medua, Tane den Vater. Er galt als höchst gütiger Gott, Feind und Zerstörer böses Zaubers (Ellis 1, 333); und wohl wegen war es Sitte, daß wenn jemand von königlichem Geschlecht vermählen wollte, die Ehe im Tempel des Tane geschlossen werden ßte (eb. 271). In seinem besonderen Schutz standen die Kahnbauer Zimmerleute und alle Holzarbeiter (Ellis 1, 333), wodurch er er neuseeländischen Geltung als Gott der Wälder nahe rückt*).

Aber auch feindselig trat er auf. In früheren Zeiten war er Tahiti der Gott der Krieger, welcher die Feinde schreckend mit die Schlacht zog (Ellis 1, 285) und so ward er in den Kriegs- ern öfter erwähnt (z. B. eb. 1, 200). In Hawaii ferner, wo gleichfalls hoch verehrt wurde (Jarves 40), hieß er der erd- hütternde Tane (Kanerunuhonua, Ellis 4, 117) und zu gleicher t galt er als eine vulkanische Gottheit im Gefolg der Pele und Tane-hetiri (bei Jarves 42 Kane-kekili) donnernder Tane — n hier nicht Tane als Appellativum steht und einfach „Gemahl Donners" oder „Donnergott" bedeutet (Ellis 4, 248). Dies d wahrscheinlich, da die anderen vulkanischen Götter alle ganz all- eine Namen haben: der König des Rauchs, Nachtregen, feuer- iger Kahnbrecher u. s. w. und es doch auffallend wäre, wenn in er Schaar sich einer der Hauptgötter befände. Aber allerdings er- int Tane feurig, durch die Luft fliegend, wenn er von einem Marae anderen will oder sich ein Land, um es zu zerstören, aussucht

*) Er hieß als dieser Beschützer nach Ellis Tane etehia; nach Mör. 52 f. Tane ite haa, welches letztere bedeutet der werkzeugkundige Tane.

(Ellis 4, 119). Er iſt geſchwänzt und ſein Schwanz verwickelt ſich öfters zu Huahine in den Bäumen (Tyerm. und Bennet 1, 267 f.); nach Meinicke 16 ſieht man ihn, wenn ein Meteor durch die Luft fliegt. Auch die Nukuhiver ſahen in jedem Meteor einen Gott, der zur Erde fliegt, um irgendwo Frieden zu ſtiften (Radiguet rev. d. d. mondes 1859, II, 627): ob dieſer Gott urſprünglich Tane war? Ellis (4, 393) erzählt einen Mythus, welchen Jarves gleichfalls berichtet, von einem Rieſen Kana, der nach Tahiti ging und von Kahoalii die Sonne wiederholte. Ob in dieſem Kana aber wirklich Tane ſteckt, iſt doch nicht ſo ohne weiteres wie Schirren 80 will, ſicher; vielleicht iſt es nur ein ähnlicher Name, denn jener Gott heißt beſtändig Tane, Kane, woneben ſich nur noch die Form Kani findet (Wilſon 450).

Auch zum Meere hat er Beziehung. Zwar was in jenem Kriegslied (Ellis 1, 200) von Stürmen geſagt wird, die das „Schiff des Friedens" umtoſen und deren Herr Tane iſt, das beweiſt nicht allzuviel, denn da es ein gewöhnliches Bild in Polyneſien iſt, den Staat mit einem Schiff zu vergleichen, ſo lag es nahe, die Kriegsgefahren unter dem Bilde von Stürmen zu beſchreiben. Wohl aber verehrten die hawaiiſchen Fiſcher den Kane-apua und den Raeapua als Hauptgötter der See (Ellis 4, 90). Kane-nui-akea (großer und weit ſich breitender Kane) hieß er auch ſonſt auf Hawaii (eb. 117) und man erzählte (eb. 394; Jarves 25), daß er einem ſeiner Prieſter, der zu Kohala lebte, erſchienen ſei und ihn aufgefordert habe, nach Tahiti zu reiſen, worauf jener in vier Doppelkähnen abgefahren und nach fünfzehn Tagen wiedergekommen ſei. Sie waren in Haupo-kane (d. h. nach Ellis eb. und Schirren 80 Bauch des Kane; doch iſt vielleicht zu trennen Hau-Po-kane), wo ſie das herrlichſte, üppigſte Land, bevölkert von ſchönen Menſchen fanden und in dem Lande des wai ora roa, d. h. das Waſſer des ewigen Lebens, welches Badende jung und geſund und ſchön macht. Dreimal machte jener Prieſter Kana-pii-tai (Kind, fahren, See, Ellis 4, 394) die Fahrt: das viertemal kam er nicht wieder. Jarves hält es für möglich, daß dieſes Märchen auf Erzählungen der erſten ſpaniſchen Beſucher der Sandwichinſeln beruhe, was ſchon an und für ſich wenig glaublich iſt, dadurch aber gänzlich widerlegt wird, daß wir dieſelben Mythen in Tonga wiederfinden werden.

Auch mit anderen Göttern zuſammen wird Tane genannt. So

heißt es in jenem Lied bei Mörenhout 1, 449: „es ruderte Maui Tane den Kahn"; und Ellis legt (1, 333) dem Gott zugleich den Namen Roo bei, sowie er (326) von einem „Gott des Friedens" Rootane spricht, während er 327 beide Roo und Tane wieder trennt. — Auffallend ist es, daß wir diesen Gott, der doch im ganzen übrigen Polynesien vertreten ist, auf Tonga und Samoa nicht finden. Und doch, da wir ihn auf Neuseeland sowohl, wie zu Tahiti und Hawaii antreffen, so muß er auch auf der Gruppe bekannt gewesen sein, von welcher der Osten und der Westen des Ozeans bevölkert wurde. Wir finden ihn denn auch, aber unter fremden Namen: der samoanisch-tonganische Hiku-leo ist wohl derselbe. Schon Cook (3. R. 2, 124; Wilson 391) erwähnt den letzteren unter dem Namen Gulehu als Herrn von Bulotu, dem nicht nur die Tonganer, sondern auch die Fidschiinsulaner, die Weißen, kurz alle Menschen unterworfen sind. Sein Land liegt im Westen und ist mit allem Köstlichen und Herrlichen ausgeschmückt. Nach Mariner (2, 113 f.) war er der Familiengott des Tuitonga, also der Hauptgott der Insel, doch hatte er weder Priester noch Tempel und stieg nie auf die Insel herab — was alles nur darauf hindeutet, daß wir es mit einem der ältesten Götter zu thun haben, dessen Verehrung schon etwas zurückgetreten, dessen Heiligkeit sich aber eher noch vermehrt hatte. Doch erhielt er Opfer, ja sogar Menschenopfer nach Geschichte 96; und wenn es ebendaselbst heißt „dieser Gott hat seine Geistertempel, wo alle den Göttern dargebrachte werthvolle Opfer niedergelegt werden", so ist damit wohl nur gemeint, daß er als Vorsteher der Götter auch höchster Herr der großen Maraes ist, ohne daß ihm ein eigener Tempel zugehörte. Ausführlich berichtet Sarah Farmer über ihn und nach ihr die Geschichte der Mission auf Tonga (46 f.). Er ist Rauis Bruder, wie Tane auch Maui Tane hieß; und wie Tane geschwänzt war, wie sein Schwanz sich in Bäume verwickelte, wie derselbe als Meteor sichtbar war: so war auch Hikuleo geschwänzt und wenn er ausging, so blieb sein Schwanz zu Haus und hielt Wacht; daher er seinen Namen empfing, der „wachsamer Schwanz" bedeutet. Man mag sich diesen als eine Schlange gedacht haben, in welcher Gestalt unterirdische Götter öfters erscheinen. Auch Hikuleo ist unterirdisch und wohnt in einer Höhle, doch ist ein starker Strick um ihn befestigt, dessen Enden Tangaloa und Maui halten, damit er nicht

zu viel Schaden anrichte. Denn er, der Herr von Bulotu, würde sonst alle Menschen dahin holen, da alle ihm unterworfen sind und zwar so gänzlichst, daß alle seine Geräthschaften und wären es die Pfosten seines Zaunes aus Menschenseelen und zwar aus den Seelen der Häuptlinge und Matabule bestehen. Neben seiner Wohnung — und das spricht vornehmlich für seine Gleichheit mit Tane — befand sich jene Quelle, zu welcher der hawaiische Tane seinen Priester schickte, das Wai-ola*), das Wasser des ewigen Lebens, welches alle Gebrechen heilte, Tugend und Unsterblichkeit verlieh, sowie der sprechende Baum Akaulea, welcher die Todesbotschaft an die ausrichtet, welche der Gott zu sich berufen will. Ganz derselbe Gott ward zu Samoa geglaubt, und zwar unter dem Namen Savea Siuleo; auch er war König von Bulotu und nur sein menschlich gestalteter Oberleib war sichtbar, nicht aber sein Unterkörper, welcher in eine Schlange auslief. Auch hier la ubte man, daß sein Haus von lebenden Menschenseelen anstatt Pfosten getragen wurde und zwar von den Allervornehmsten; während man aber in Tonga sich vor ihm fürchtete, so freuten sich vielmehr die samoanischen Edeln, ihm dienen zu dürfen (Turner 237). — Die Punkte, welche er mit Tane gemein hat, haben wir zum Theil schon hervorgehoben, zum Theil springen sie von selbst in die Augen: auch er gilt als einer der höchsten Götter und wie Tane im Po wohnt, so er im Pu-lotu. Auch der Name spricht eher für als gegen diese Gleichstellung: gewiß hieß der Gott früher auch auf Samoa und Tonga Tane und der umschreibende Name Hikuleo oder Savea (Herr?) Siuleo ist ursprünglich nur ein Epitheton zu Tane gewesen. Daß Hikuleo, wie Meinicke meint (16), ein vergötterter Mensch sei, halten wir durch Alles Vorstehende für widerlegt.

Schwierig ist es, Tane zu deuten. Er scheint, um nur ganz kurz einiges anzugeben — ursprünglich der Gott des Sturmes gewesen zu sein (vergl. Meinicke 14). Hierfür spricht seine nahe Beziehung zu Maui sowohl wie zu Tangaroa, welcher ihn als den ersten Menschen oder ersten Gott nach einigen Ueberlieferungen geschaffen haben soll; hiergegen spricht nicht seine Entstehung aus der Nacht, dem Po. Man flehte ihn auch geradezu um guten Wind an (Cook 1. R. 2, 246)

*) Einen Ort Wai-ora weist Schirren 96 auf Neuseeland nach.

Auch ſein Verhältniß zum Meere, ſowie die Epitheta der Meererſchütternde und der Gemahl des Donners erklären ſich leicht; und wenn er in Neuſeeland der Gott der Wälder iſt, ſo hat man das daher auf ihn übertragen, weil man den Sturm als Vogel dachte — daher er als Gott alles Geflügelten gilt — und weil der Schutz und Wohnort der Vögel die Wälder ſind. Auch tritt ſein Kampf mit Tangaloa, der auf Neuſeeland das Meer vertritt, dadurch in ein etwas anderes Licht. Daß er zugleich Herrſcher von Bulotu iſt, erklärt ſich erſtlich daher, weil man die Seelen ſich als Windhauch und vom Wind fortgeführt dachte; dann aber auch, weil der Wind aus der Höhe weht und man ſich urſprünglich Bulotu in der Höhe dachte — Tane wohnt im zehnten Himmel. Auch iſt nicht zu vergeſſen, daß Stürme mit oft ſo furchtbarer, alles vernichtender, d. h. nach Bulotu führender Gewalt wehten. Auch daß ſein Schweif ſich in die Bäume verwickelt, paßt zu ihm dem Windgott; daß man den Schweif ſich ſchlangenförmig dachte, mag ſich aus dem langen gleichmäßigen Wehen des Windes erklären; daß der Schweif wachſam zu Haus blieb, aus der niemals verlöſchenden Kraft des Windes. In Tahiti hatte der eine der beiden Windgötter, welche Kinder Tangaloas ſind und gleichfalls unter der Erde wohnen, einen ganz ähnlichen Namen: er hieß Vero-matan-toru, „der Dreigeſchwänzte“; ſein Bruder hieß Tai-ri-bu und beiden waren die plötzlichen Stürme, die heftigen Orkane unterthan, daher man ihnen während dieſer Opfer brachte; daher Schiffer ſie vielfach anriefen; daher man bei feindlichen Einfällen zu ihnen betete, ſie möchten die Flotte der Feinde zerſtören (Ellis 1, 329 f.).

Doch kehren wir zu Hikuleo-Tane zurück. Schwierig iſt ſeine Beziehung zu den Menſchen, mit welcher jedenfalls das Vaiola, das Lebenswaſſer, das er beſitzt, in Zuſammenhang ſteht. Doch ſteht ihm dies mit Recht als Gott der Wiedergeburt in Bulotu und daher, weil er der Herr der Seelen iſt, gilt er auch als der Herr der Menſchen Als Analogie mag auch Hermes, Saramejas angeführt werden, der auch der Windgott und der Seelenführer iſt.

Allerdings gab es noch andere Windgötter, wie deren bei Schirren 60 f. aus neuſeeländiſchen Mythen eine ganze Schaar angeführt iſt, natürlich, denn die Winde ſind ja zahllos und häufig genug mit einander im Kampfe. Weil nun auf Neuſeeland ſich die Stellung Tanes verſchoben hatte und er aus dem Windgott der Gott

der Wälder geworden war (doch mag sein Emporstoßen des Himmels mit seiner Kraft als Gott des Sturmes im Zusammenhang stehen), so trat dort ein anderer Gott in seine Stellung, der schon genannte Tawiri-matea.

Wie sich Tane als Meteor zeigt, so zeigte sich auf Hawaii ein anderer Hauptgott, der Kriegsgott der Insel, Namens Tairi (oder mundartlich Kaili), der Familiengott Tamehamehas, der ihm deshalb auch einen großen Heiau (Tempelplatz) erbaut hatte (Ellis 4, 119; Jarves 46; Meinicke 14). Ihm steht wohl der tahitische Kriegsgott Tearii tabu tura (der heilige verehrte Te Arii, d. h. der Herr), der Sohn Tangaloas (Ellis 1, 326) gleich, dessen Name aber nicht in dem eben erwähnten Titel enthalten ist, sondern wohl gleichfalls Teiri war; wenigstens erwähnt Ellis (1, 327) einen tahitischen Gott dieses Namens, den er eb. 276 Tairi nennt und als Kriegsgott aufführt; der sich denn auch wohl mit dem eben genannten Windgott Tairi-bu berührt. Dadurch aber wird man fast gezwungen, auch den neuseeländischen Windgott Tawiri-matea für denselben zu halten: tairi heißt tahit. schlagen und der Fliegenwedel, Begriffe, denen freilich die Bezeichnung eines geflügelten Windgottes nahe genug steht. Sprachlich steht nichts im Wege: denn neuseeländisches w, welches für tonganisch-samoanisches f steht, geht im Tahitischen sehr häufig in h über und dies h ist nicht von starkem Hauch; tairi ist also gleiche Schreibart wie das häufige taiti für Tahiti; ebenso z. B. samoan. tafito, neus. tawito, tah. tahito alt. So hätten wir hier schon wieder einen Windgott; freilich ist ein solcher zur Bezeichnung des ungestümen Kriegsgottes passend genug, aber namentlich lag diese Uebertragung den Polynesiern nahe, welche den Wind täglich mit den Wogen kämpfen sahen, welche so oft von der feindlichen Gewalt der Winde so furchtbares zu dulden hatten. Andere tahitische Kriegsgötter waren Maahiti (ma'a Stein, schlagen, schleudern, hiti aufgehen?), Tetuahuruhuru (welcher Name auch in einer neuseeländischen Heldensage bei Shortl. a 49 vorkommt; in Tahiti galt er zugleich als Gott der Chirurgie, Ellis 1, 333) und Rima-roa (Großhand), Söhne des Taaroa und zu den ältesten Gottheiten gehörig (Ellis 1, 276). In Neuseeland galt als Kriegsgott Maru, der auch auf Hawaii verehrt wurde (Taylor 35); auch Shortland (a 41) erwähnt ihn als Vater der Aale und Meeraale, wohingegen Te-Maru auf Tahiti mehr

friedliche Geltung hatte (Ellis 1, 333), allein welche ist schwer zu bestimmen. Beides aber vereint sich: denn maru heißt Schutz, als schützender Gott tritt Maru auf bei Grey 213; er schützt im Krieg und sonst vor Unheil.

Indeß der hauptsächlichste Kriegsgott Neuseelands war Tu, den wir auf Hawaii als Ku wieder finden (Jarves 40; Meinicke 14). Dieser Tu spielt auf Neuseeland eine große Rolle; er, der stolzeste seiner Brüder, schlug vor, Rangi und Papa zu tödten; er besiegte alle seine Brüder und machte ihre Kinder seinen Kindern unterthan; und gar furchtbar schildert ihn ein neuseeländisches Lied bei Dieffenbach 2, 64. Daher nahm er eine Menge Beinamen an (Grey 1—15); ihm als dem Kriegsgott weihte man alle Knaben gleich bei der Geburt (Taylor 76). Nach Taylors philosophisch gefärbtem Bericht (18) war er der Urheber des Bösen unter dem Namen Tu-nganuahau; auf Tahiti haben wir ihn wieder in jenem Te-Tua-huruhuru, der auf Neuseeland Tu-huruhuru heißt (Shortl. a 41 Grey 99), wie er auch in jenem schon erwähnten Kriegslied genannt wird und zwar Tu, der „Krieger des Himmels" (Ellis 1, 200). Tu-mataroa (großäugig) und Tu-horotua in demselben Lied (201) ist wohl derselbe Gott, ebenso Tu-tavae (eb. 311), welchen man nach beendetem Kriege durch feierliches Gebet ins Po zurückzukehren aufforderte. In einem Liede bei Shortl. a 139 heißt das Meer die Heimat des Tu und auf Tahiti galt Tua-raa-tai (raa in, tai Meer?) ein Sohn des Tangaloa als Gott des Meeres (Ellis 1, 326). Tu heißt schlagen: für den Meeresgott und den aus ihm abgeleiteten Kriegsgott eine passende Etymologie. Weil das Meer so feindlich an die Küste schlägt, mag man ihn später als den Urheber alles Feindseligen, alles Bösen gefaßt haben.

Ein anderer Gott des Meeres war Rua-hatu (Ellis 1, 389), den wir schon vorhin als Erreger der großen Flut kennen lernten; und jener landüberschwemmende Ru ist gewiß derselbe und ebenso der ungeheure Rua-nua (Mörenh. 1, 446), welcher im Meere auf dem Grund ruht, kahlköpfig und so häßlich ist, daß er nur Nachts seine Frau besucht; von dessen Kopf man Stücke abschlagen kann wie große Felsen, ohne daß man ihn beschädigt. Auch er galt als Sohn Tangaloas (Mörenh. 1, 444) und ist wohl derselbe, welchen Ellis 1, 326 te fatu „den Herrn" nennt, denn f und h wechseln tahitisch sehr

oft (Humboldt 3, 495—6; Hale 232) und Rua heißt ja gerad
Rua-hatu. Allerdings trennt Ellis in seiner Aufzählung den F
von Rua-nua: jener ist ihm der dritte, dieser der fünfte Sohn T
galoas. Doch kann diese Trennung sich leicht durch die verschied
Benamung gebildet haben, ohne in den ursprünglichen Anschauun
zu beruhen; wofür der Umstand spricht, daß Fatu sonst nicht wie
genannt wird, Rua aber noch oft. So gleichfalls in jenem tahitisch
Kriegslied:

Und großer Ru, der zu Mauarahu erhebt den Himmel,
Götter werden eintreten und Finsternis dort sein,
Dort wird sein die Nacht der Finsternis.
Unser Anprall wird sein wie die rollende See,
Unser Kampf ein mühvoll Ringen,
Laß es sein wie stürmende See,
Wie die See sich erhebt bei plötzlichem Sturm.

Auch hier tritt er als Seegott und als Gott des Krieges auf, ob
nicht nur Kriegsgötter in Kriegsliedern angerufen werden. Wenn
nun einen Gott Ruai-faa-toa finden, der den Hahnenkämpfen vor
(Ellis 1, 273), und dessen Name „tapfermachender Ruai" (Schir
77, 3; doch heißt toa auch Hahn nach Hale) bedeutet; wenn d
Rua als einer der ältesten der unteren Gottheiten bezeichnet wird
mögen wir wohl in ihm denselben alten Meeres- und Krieg
sehen, dessen Bedeutung hier auf den höchst beliebten Hahnenkampf
schränkt ist. Auch Ruharuhatai (Ellis 1, 333), welcher zu
gütigsten Gottheiten gehörte, die man gegen Zauberei anrief, m
hierher gehören: denn gerade das Wasser galt als Lösemittel.
auch in wichtigerer Beschäftigung finden wir ihn und zwar zun
in Neuseeland. Ruai-mako hieß der Gott, der im Innern
Erde sitzt und der, wenn er sich bewegt, Erdbeben verursacht (Davis
und gleichfalls bedeutsam genug ist es, daß er auch in Tahiti zug
als Aufrichter des Himmels galt; so in jenem Kriegslied, so in e
anderen Bruchstück bei Ellis 1, 116, so in einem Hymnus
Mörenhout, welchen Schirren (77) richtiger übersetzt und in wel
Rua in der Finsterniß der Erde wohnend mit seinem Weibe
Welt, das Licht, die Himmelskörper zeugt. Auch Ellis (1, 324)
nach Berichten der vornehmsten Eingeborenen an, daß Ru-mia
Gott gewesen sei, höher als alle übrigen, selbst als Tangaloa,
war dies nur eine verlorene Reminiscenz und die Priester und Si

wußten nichts von ihm zu berichten. Und ſo mag denn auch Schirren recht haben, wenn er jenen Himmelsaufrichter bei Ellis, den ai-tubu, den ungenannten Sohn Tangaloas für Ru erklärt. Und da nun Rua bei Mörenhout geradezu tubua nui te tuma (d. h. großer Aufrichter der Höhe) genannt wird, ſo zieht Schirren wohl gleichfalls mit Recht den tonganiſchen Gott E-tuma-tubua hierher, deſſen Namen dann nur appellativ zu faſſen iſt. Und müßte dann nicht auch der tonganiſche Tupo-totai, Tubo der Segler, der Schutzgott Finaus Mariner 2, 114), ſowie der Gott Teku-rai, der (Arbouſſ. 284) die Paumotuinſeln aufzog und im Wirbelwind über die See ausſtreute, hierher geſtellt werden, trotz ſeiner umgekehrten Thätigkeit? Der Name ſcheint gleichfalls „Himmelsſtoßer" zu bedeuten; und vielleicht hat er auch dies Geſchäft neben dem Erdfiſchen gehabt, wie Maui. Beſtätigt ſich auch dieſe Gleichſtellung, ſo wäre das wichtig. Denn dann würde auch dieſer Gott über ganz Polyneſien ausgebreitet ſein, welcher bei oberflächlicher Berechnung nur auf Tahiti und dem ganz von Tahiti abhängigen Herveiarchipel verehrt zu werden ſcheint. An den letzteren Ort ſoll er von Raiatea gekommen und ein Menſch geweſen ſein, der nachher zum Gott erhoben und atua taitai tere „Gott der ſtrömenden Flut" genannt wurde (Williams 110; Schirren 78, 5): d. h. mit den Anſiedlern von Tahiti kam auch der Kult dieſes Gottes, der hier abermals ſehr deutlich als Meeresgott auftritt, nach den Herveiinſeln.

Schirren leitet den Namen des Gottes von ru erſchüttern her (77), gewiß mit Recht; mit Unrecht aber ſieht er in ihm einen Windgott, er iſt vielmehr, wie aus allem geſagten hervorgeht, eine Perſonifikation des Meeres. Wie aber iſt ſein Verhältniß zu Tu? Seiner Bedeutung nach iſt er ihm durchaus gleich; beide, urſprünglich Meergottheiten, ſind zu Göttern des Kriegs, merkwürdig genug auch zu Himmelserhebern geworden. Aber auch ſprachlich ſteht er ihm gleich, denn ru, ſchlagen, ſtoßen, erſchüttern, iſt nur eine andere Form für tu in derſelben Bedeutung, wie tahitiſch bisweilen r und d in einander übergeht (Humboldt 3, 496—7). Wir haben alſo denſelben Gott mit verſchiedenen Namen, welcher indeß eben durch die Namensverſchiedenheit in zwei einander allerdings weſentlich gleiche Perſonen auf Tahiti geſchieden iſt. Wie aber kommt es, daß er als Erheber des Himmels gefaßt wurde? Das iſt leicht zu ſagen. Man ſah den

Ozean auf Erden und die Massen der Wolken in der Höhe; man sah die Dünste, die Nebel nach oben steigen: man sah also zwischen Himmel und Erde das Wasser, so daß die Anschauung, in der Personifikation dieses Wassers den Trenner Himmels und Erden zu sehen, nahe genug lag. Auf späterer Uebertragung beruht es sicherlich, wenn der Gott der Wälder und Bäume den Himmel emporrückt; und so ist auch Etumatubua ursprünglich wohl nicht an einem Baum vom Himmel herabgestiegen, sondern wohl eher im Nebel oder in der Wasserhose*); auch der bis zum Himmel wachsende Baum wird späteres Ursprungs sein — wenn nicht diese Bäume aus den Stricken entstanden sind, welche Himmel und Erde zusammenknüpfen. Sie aus Wolken und Nebelgebilden entstanden zu denken wäre doch gesucht, wohl aber sind die Stricke des Himmels vielleicht selbst ursprünglich weiter nichts, als Nebelstreifen. Daß nun Rua in Tahiti gar als Schöpfer die Welt und die Sterne (Mörenh. 1, 563) erzeugt, daß er höher als Tangaloa galt, ist ein Uebergreifen des einen Mythenkreises in den anderen, wie wir es bei Tangaloa auch finden, nur umgekehrt, wenn er Gott des Wassers wird. Und ebenso ist der neuseeländische Mythus bei Davis (19) zu erklären, nach welchem der Gott Ruaimako im Innern der Erde wohnt und diese erschüttert, so oft er sich in seinem Bette bewegt. War Rua der Gott des erderschütternden, weltumfassenden, himmelspiegelnden Meeres, so sind solche Uebertragungen gar leicht begreiflich. Ebenso auch die, daß man ihn so vielfach die Erregung der Sündflut veranlassen läßt: wenn man das ursprünglich himmlische Phänomen später irdisch dachte und lokalisirte, so mußte dem Gott des Meeres diese Rolle zufallen.

Derselbe Gott, Tu oder Ru, mag denn auch in einer anderen wenig hervortretenden Götterfigur verborgen sein, nämlich in dem Rii, welchen Mörenhout (1, 446) gleichfalls als Himmelerheber nennt. Sicher ist er derselbe wie Te Iria, der vierte Sohn des Tangaloa, der ein Kriegsgott war (Ellis 1, 376). Der Name beider bedeutet der zürnende, übelwollende; so galt auch Tu als der Urheber des Bösen und jener Name paßt für das zürnende stete Dräuen des Meeres sehr gut;

*) Die Maori glaubten, daß wenn Wassermangel im Himmel sei, eine Wasserhose entsteht, um das nöthige Wasser hinauf zu schaffen (Polack narr. 1, 273).

dann wieder, ächt polyneſiſch, der Meeresgott zum Kriegs-

.

t uns von den Hauptgöttern nur noch einer zu beſprechen,
aii Lono, auf Tahiti Roo, Rongo auf Aitutaki
land heißt*). Auf Hawaii gehörte er zu den Haupt-
ves 40), und hatte daſelbſt eine Menge geheiligter Plätze
te Lieder ſangen von ihm: wie er in alten Zeiten mit
Kaikilani Alii zu Kealakeakua wohnend eiferſüchtig ge-
und in der Leidenſchaft ſein Weib tödtete. Dann zog
:rz wie raſend auf der Inſel umher und nachdem er
Gedächtniß ſeines Weibes geſtiftet hatte, verließ er in
en Kahn die Inſel, mit der Weisſagung, er werde wieder-
:iner ſehr fruchtbaren Inſel (Jarves 41 f.). Er ſoll
- tahiti bedeutet Fremde — gezogen ſein (Ellis 4, 135).
ſt es, daß nun, als Cook ankam, die Hawaier dieſen
hielten. Vier Männer gingen vor ihm her, welche
ieſen o-Rono, o-Rono und Cook erhielt ganz die Ehren
.R. 3, 292 f.). Dieſem geheiligt war „eine geſchloſſene
jaft" in der Bai Karakakua, welche in abgeſonderten
ıte, unter einem Vorſtand, welcher ſtets den Titel Orono
55). Nach Hines 209 war Lono in Streit mit der
Pele gerathen und floh von ihr verfolgt ins Meer —
ıe Verwechſelung mit Kahavari oder mit Tamapuaa iſt,
r ſpäter reden. — Auch auf Tahiti und den näher zu
Gruppen, auf Paumotu und den Hervey-inſeln ſpielt
roße Rolle. In der Zuſammenfügung mit Tales, an
ıt ihn Ellis den erſten Erſchaffenen des Taaroa (Mö-
444, freilich Tane den dritten, ihn den vierten) und den
:dens (1, 326), als welchen man ihn auch unter dem
ui: (großer Roo) nach jedem Krieg zurückrief als Herrn

:pſius Standardalphabet haw. loño, Tahit. loso. Lepſius
dem Vorgange vieler anderer gar kein Zeichen im Tahitiſchen
)neſiſch n ſetzen, meint alſo, letzteres ſei im tahit. ganz ge-
aß dies irrthümlich iſt, beweiſt die Schreibart Wilſons Orohho
Ellis ſchreibt. Der Laut iſt nur ſehr ſchwach geweſen: denn
: ſich neben Roo 201 auch Ro, wenn das kein Druckfehler iſt.
r den Laut das Zeichen, was Lepſius für das ſanskritiſche
ht.

der Welt (311). Doch tritt er auch als Kriegsgott auf, denn das ſchon öfters erwähnte tahitiſche Kriegslied fährt unmittelbar nach der vorhin angeführten Stelle, welche ſich auf Ru bezog, folgendermaßen fort:

Roo, der erſtgeborene Gott, wird Zerſtörung bereiten:
Die Häupter der Männer werden erbeutet ſein wie Fiſche im Netz;
Ruft den Namen Ro's zur rechten und zur linken,
So werden wir die Häupter der Feinde umſtricken.

Auch Wilſon kennt dieſen Gott unter den Namen o-Rohho (451), ohne etwas weiteres hinzuzuſetzen; von Ellis erfahren wir noch (1, 333), daß er einer jener gütigſten Götter war, welche man zugleich auch gegen Zauberei anrief. Doch hatte er auch ſchlimmes bewirkt: denn er und Teahoroa hatten den ſchlummernden Ruahatu geweckt und dadurch jene Flut veranlaßt. (Gaussin 255). Er galt als Vater der Wolken nnd als Gott des Morgens (Ellis 1, 344). — Auf Mangareva galt ko-Rungo als Gott des Regens (Meinicke 14). Auf Aitutaki galt Te-Rongo als einer der großen Götter, welche man kai-tangata d. h. Menſchen-eſſer nannte (Williams 109): deshalb, weil ſie die Seele nach dem Tode in ihre Gewalt bekamen. Es iſt damit nichts anderes geſagt, als daß Te-Rongo ein Gott des Po, ein Gott der höchſten, ewigen, wirklich göttlichen Ordnung war. Seine Prieſter wurden (Williams 109) durch den Hai begeiſtert: man dachte alſo den Gott in dieſer Form.

Mehr wiſſen wir über ſeine Geltung in Neuſeeland. Auch hier tritt er uns in der Vereinigung mit Tane entgegen: denn Rongo-ma-tane erſcheint bei Grey 1 f. als Vater der zahmen Nahrungspflanzen. Er war ferner (Rongo-mai) unter den Göttern, welche ſpäter und heimlich von der alten Heimat nach der neuen gebracht wurden, denn die alten Auswanderer „hatten nur die Götter für Speiſen und Gebete und Zauber mitgenommen, nicht aber die für Menſchen“ (Grey 164). In dem Bruchſtück eines Liedes, welches Schirren 82 mittheilt, tritt Rongo-mai als Donnergott auf und Rongo-ta-kawiu formt im Meere den Wakatau aus dem Gürtel einer Frau. Rongo-mai-mua und Rongo-mai-hiti werden in der Verſion der Arawaſage bei Shortl. 6 f. angerufen.

Auch in Mikroneſien finden wir denſelben Gott wieder. Denn jener Rongala, der Gott zu Fais und Mo-rogrog (rog iſt wohl rong auszuſprechen), der auf den weſtlichen Karolinen als vom

[auf die Erde verjagt und als Bringer des Feuers galt
2, 137), ſind wohl eins mit unſerem polyneſiſchen Rongo.
)er iſt nun dieſer Rongo?*) Ko-Rungo gilt als Gott des
auf Mangarewa; im Gewitter ſteigt Rongo-mai herab;
ua roa (Rongo gewaltiger Regen) heißt ein mythiſches Weib,
utter des Regenbogens bei Schirren 82, 6; den Tahitiern
alt er als Gott der Wolken (Ellis 1, 342). Sehen wir
: durchaus nur als Perſonifikation des Regens, ſo löſt auch
nahme überhaupt alle ihn betreffenden Mythen. Er iſt der
)er Wolken; er ruft die Sündflut hervor: die Regenwolken ver-
ı den Himmel in eine flutende See und wenn er mit Ruahatu
)liche Beziehung gebracht iſt, ſo iſt das eine nahe liegende Ueber-
, da der Regen ins Meer fällt, dieſes aber bei den tropiſchen
rſtürmen heftig aufbrauſt. Rongo als Donnergott und ſo
s rotumaniſche oña Blitz (eigentl. dann Donner) erklären
)er leicht. Auch wäre es begreiflich, warum Morogrog vom
[verjagt und als Bringer des Feuers gedacht wurde; ſtürzt
r Regen vom Himmel, bringt doch der Gewitterguß den Blitz
). Und auch die hawaiiſche Sage erklärt ſich, in der Lono
eib erſchlägt und ins Meer entflieht: die furchtbare Entladung
:opiſchen Gewitterſturmes, welcher die Erde verwüſtet, iſt ge-
nach welchem das Waſſer brauſend aus allen Thälern ins Meer
nd die unheilſpendende Wolke ſelbſt übers Meer davoneilt —
Ferne, nach Tahiti. So dürfte denn auch die ſchon erwähnte
ht bei Hines, daß Lono vor Pele, der Göttin des Feuerſees
, ins Meer floh, ſich als richtig beſtätigen: ein tropiſcher Regen-
in dieſer vulkaniſchen Gegend mußte allerdings einen Aufruhr
hen, der einen ſolchen Mythus von Vertreibung des Regens

---

loño Sam. Haw. oño Tong. Gerücht, roroga Fidſchi Geräuſch; rogo-
dſchi Botſchaft; rogo Fiſchi hören, Sam. fa'a roño, Neuſ. Rarot. roño
ño, Tah. fa'a roso, Rukuh. oko, oño. Rotumo oña Blitz (?). Auch
iſch: Tarawa uń, una hören; Ratak ruńgeruńg; Wolea eruńgeruńg;
rungar; Chamorri hungug (wohl 'uńg'uńg). Auch in den malaiiſchen
n iſt das Wort zu Haus, mit dem wohl auch te-linga Ohr zu-
hängt.

neben hat Hale tong. loño, loloño ruhig, neuſ. hohou-roño Friede

Der Göttername ſtammt ohne Zweifel von der erſten Wortfamilie,
nicht beide (vielleicht durch den Gott ſelbſt zu ermitteln) eins ſind.
:en (82) ſagt, daß die Erde häufig Rongo hieße, worüber wir uns
heils enthalten.

durch das Feuer wohl veranlassen konnte. Werden wir doch n
dasselbe Ereigniß in anderer mythischer Fassung finden. Aud
Etymologie des Wortes stimmt: Rongo bezeichnet ursprünglich
Geräusch der fallenden Tropfen, vielleicht des rollenden Do
Erscheint nun aber Rongo als Gott der Nahrungspflanzen, wer
nicht, wie trefflich dies auf den Gott des Regens paßt? Seine K
sind die durch ihn gedeihenden Nahrungspflanzen, wie auf S
(193) Sonne, Stürme, Raupen, alles was Miswachs verur
Kinder O-le-Sa's des Heiligen sind. Auch sonst tritt Rongo
spendend auf, weil der Regen fruchtbar ist. Tu, der Gott des W
zerstört Rongo's Kinder: das Meer verwüstet die Pflanzungen.
daß der Pandanus auf den Karolinen in mystischer Beziehung
Regen stand (Kittl. 2, 111), dürfte sich jetzt erklären: der Pan
galt dort für das schönste Gewächs, seine Blüthe für den herrl
Schmuck, wie er vielfach auch nützlich, ja in schlechten Zeiten
auf unfruchtbaren Inseln fast die einzige Nahrungspflanze ist: si
daher dem pflanzenschaffenden Gott besonders heilig, dem Got
Regens. Ferner, der Regen strömt oft heftig herab, alles vernichtend:
konnte der Gott, der ihn darstellte, ein Gott des Krieges sein.
auch friedlich strömt er, segenspendend, die Regenwolke trägt den B
bogen und strahlt im neuen Lichte: so konnte er als Gott des Fri
der nach dem Krieg herbeigeführt werden mußte, gelten. Da
ihn mit Tane nicht blos in Tahiti, sondern in Neuseeland glei
verbunden sehen, muß auffallen: indeß scheint es, als hätten
diesem tane ein anderes Wort als den Eigennamen Tane und
wären beide durchaus getrennt. Daß sich übrigens Regen und
gleichfalls nahe berühren, liegt auf der Hand.

Die genannten Götter waren allen Inseln gemeinsam und
es geblieben bis zum Christenthum, oder ihre Bedeutung ist
früher an einigen Orten verblaßt und nur in einzelnen Theile
großen Gebietes haben sie sich als Götter erhalten. Wir müssen
jetzt noch ganz kurz einzelne Gottheiten betrachten, welche nur ein
Theilen des Gebietes angehören. In Samoa gehört hierhe
obengenannte O-le-Sa, der Heilige, der erzürnt Miswachs verur
dessen Diener Sonnenbrand, Sturm und Raupen, dessen Schmuck
Avaopfer die Thautropfen sind (Turner 193); sodann (eb. 334
Gott des Reichthums, zu welchem man bei Handelsunternehmung

m pflegte. Doch ist es möglich, daß in beiden — denn O-le-Sa nur appellative Bezeichnung*) — andere Götter, die wir schon be- chen haben, verborgen sind. Auf Tonga wird unsere Ausbeute er sein, denn sie hatten mehr Götter als die „gottlosen" Somoa-

Dahin gehört die mächtige Windgöttin „Kalla feilatonga" lson 389; auth. narr. 152; Kallofutonga bei Cook 3. R. 2,), welche im Himmel wohnt, zürnend die Ernte verdirbt und bei rmesnöthen angerufen wird. Sonst ist sie wenig beachtet und Mari- erwähnt sie gar nicht. Denn Tali-ai-Tubo, gleichfalls im Himmel end, Gott des Krieges und Kriegsanführer (Cook eb. 123; son 388; Mariner 2, 113; D'Urville a 4, 290). Minder tig als er war Tui fua Bulotu (Herr von ganz Bulotu) nach k (eb.) Gott des Nebels, der Wolken; er ward von den Vor- sten in häuslichen Unfällen angerufen (Mariner 2, 113); Tubo i (Tubo der Segler), welcher Reisende und Kähne schützt und ich Finaus Familiengott war (Mar. 2, 114); Alai Balu, von ten oft gerufen; Alo Alo (alo wehen) Gott über Wind und Wet- Ernte und Wachsthum, den man bei schlechtem Wetter täglich, bei i einmal im Monat anrief (116); dann untergeordnete Meeres- Hala api api, Togi Ukumméa u. s. w. (117). Man zählte m 360 Götter, deren meiste indes unbekannt und nur Familien- , d. h. vergötterte Menschen waren. Aber keineswegs alle. ist es gar nicht nothwendig, daß der Futafähi oder Futafua fahi) wie Meinicke 16 (der auch Hikuleo irrthümlich als ver- ten Menschen auffaßt) will, nur Vergötterung des Tuitonga sei: Geschlecht konnte auch nach ihm heißen und dies wird wahrschein- da ihn Cook den vornehmsten Meergott und sein Weib Fai- Kadschiha nennt (3. R., 2, 123). Ebenso wenig sind die ein- i Bezirksgötter (Wilson 388) vergötterte Menschen; denn so war Alo Gott von Hapai (Cook eb.), Tali-ai-Tubo von Ahifo (Wil- eb.) und Futafähi gilt zugleich als Gott von Mua und von Du- ha (eb.). Was wir vorhin (S. 180) über die Verfassung Tongas m, bestätigt sich hier: der Fürst ist der leibliche Vertreter des tes, der vornehmste des höchsten, der geringere des geringeren Gottes,) so stuft sich auch die Macht der Fürsten ab. Meer- und Windgötter

*) Sā sam. heilig; an das Wort ra Sonne ist nicht zu denken, da dies noan. la heißt.

gab es noch viele: unter ihnen war Hea-Moana-uli-uli als Her
See in der Geſtalt einer Waſſerſchlange verehrt (vergl. Willia
und namentlich von Fiſchern angerufen, da die Fiſche ihm
(Geſchichte 47), auch Erd- und Luftgötter waren zahlreich, v
außer Tongaloer Wilſon 390 noch Finaulonga erwähnt.
nicht einheimiſche Götter hießen Feiga; ſie erhielten, je nach d
der Gebete zu ihnen, oft größere Ehre als die einheimiſchen (Wil

Auch der neuſeeländiſche Götterhimmel iſt unen
doch da er keine beſonders hervorragende Geſtalt weiter
wir ferner ſchon Vieles von ihm erwähnt haben und dritten
dieſe Göttergeſtalten in die Heldenſage übergegangen ſind, ſo
wir hier nur noch den Gott Tahu, den „Urheber des Guten
lor 18 f.) und übergehen das Uebrige; was wir um ſo
Herzens können, als gerade Neuſeeland mit beſonderer Vorlie
logiſch behandelt iſt (Schirren, Grey, Taylor u. ſ. w.).
müſſen wir auf Tahiti noch einiges beſprechen, zunächſt
Hiro. Er war Gott der Diebe, der von jedem geſtohlenen
ein Stück vom Schwanze als Dank erhielt (Tyerm. und B
91). Wunderbare Geſchichten gehen von ihm: zu ſeinem
bohrte er Löcher in die härteſten Felſen. Er befreite eine v
bewachte Jungfrau, indem er durch Ausreißen der Bäume d
des Zauberortes brach und die beiden Hüter, Taupiri und
tödtete. Mit mehreren Hunden und Kriegern ſchiffte er
Doppelkahne weg, um den maro uru — den rothen Maro, G
das Symbol des Feuers und der Göttlichkeit war; Uenuku,
des Regenbogens, trug ihn, wie wir ſahen; der König wird
dem Emblem ſeiner Würde bekleidet — um dieſen Gürtel
zog Hiro aus. Er kam an viele Inſeln; Nachts bekämpf
ſeinen Hunden die Ungeheuer und Rieſen am Boden des
Einſt war er unten in einer Grotte eingeſchlafen, als die
Finſternis, ſeine Feinde, ſein Schiff und dadurch ihn vernichte
allein noch zur rechten Zeit ward er von einem treuen Hund
hob ſein Haupt aus den Wogen und zerſtreute ſeine Feind
zeigte auf einer Inſel noch ſein Schiff, ſein Ruder und ſei
als Berge und Felſen (Mörenhout 1, 447 f.), und
Schiff und ſeine Hunde zu Tahaa, ſein Ruder aber auf einer
Huahines (Ellis 1, 328). Auch mit den Stürmen kä

Die Ungeheuer der Tiefe hatten ihn trügerisch eingeschläfert, um ihn zu vernichten, und hätten es vollbracht, wenn nicht ein befreundeter Geist ihn geweckt hätte. Auch als Kriegsgott ward er hoch gepriesen und das schon öfters erwähnte Kriegslied wendet sich hauptsächlich an ihn (Ellis 1, 200). Er galt als Sohn Oros (Ellis 3, 112) und soll nach Ellis (eb.) und Tyermann und Bennet (1, 255) ein Mensch, ein Raiateaner gewesen sein, auf welcher Insel auch sein Schädel zu Opoa bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, wo er verloren ging, aufbewahrt wurde: er war bei Lebzeiten ein sehr mächtiger Räuber (1, 255), weshalb er als Gott der Diebe verehrt wurde. Nach allem Obigen hat die ursprüngliche Menschlichkeit Hiros wenig glaubwürdiges: eher mag er ein Wind-, Sonnen- oder Mondgott gewesen sein, mit welchem man später den Namen eines Menschen verschmolz. Dafür spräche auch sein Schlaf, während dessen ihm Todesgefahr droht, wenn er nicht geweckt sein Haupt wieder erhoben hätte: denn der Gedanke an eine Sonnen- oder Mondfinsterniß liegt hierbei sehr nahe. Man könnte an den neuseel. Wiro denken, der ganz allgemein einen bösen Geist bezeichnet, aber nach Meinicke 15 erst nachchristlicher Entstehung ist.

Als Hiros Vater gilt Oro und auch Oro wird meist als Mensch angesehen. Sein Kult soll erst im vorigen Jahrhundert eingeführt sein (Beechey 221, Ellis 1, 276, Meinicke 15), allein er war eigentlich der Hauptgott Tahitis, hinter dem alle übrigen zurücktraten. Er wird mit Taaroa und Tane als höchster Gott der Insel genannt (Ellis 1, 323). Ja er soll sogar, wie Taaroa selbst, im Po entstanden sein (eb.) und wenn der höchste Berg auf Tahiti Orohena, Flosse des Oro hieß (Arbousset 328), so beweist dieser Name, daß man auf ihn auch die Weltauffischung übertragen hat. Wilsons Oromatua (450), der ihm als Gott der Sohn gilt, meint wohl gleichfalls den Oro. Nach bestimmten Mythen war er der erste, nach allen aber ein Sohn des Taaroa. Er selbst erzeugte mit seinem Weibe zwei Söhne und von ihnen allen stammt die übrige Welt (Ellis 1, 323—4). Geboren war er zu Opoa auf Raiatea (eb. 370) und dort war sein Heiligthum, was als Nationalheiligthum für die ganze Gruppe galt. Von dort aus gab er seine wichtigsten Orakel; doch gab er auch sonst seinen Willen vielfach zu erkennen, indem er Priester oder Fürsten begeisterte und durch sie sprach. Er war für jede Thätigkeit dadurch wichtig; mächst aber doch für den Krieg, dem er hauptsächlich vorstand, wes-

halb er auch die Menschenopfer vor und nach demselben erhielt
1, 276) und ihm auf Rarotonga sehr oft ebengeborene Kna
weiht wurden (Williams 545). Er war es denn auch, wel
Ceremonien bei der Thronbesteigung des Königs leitete; von il
sendet kamen die Haifische, um den König als Beherrscher des
zu begrüßen, ihm wurden die Menschenopfer, welche bei den
nöthig waren, gebracht (Ellis 3, 108 f. Mörenh. 2, 22);
als Vater des Königs, wie in Tonga der mächtigste Herrscher Be
des mächtigsten Gottes war. Er herrschte (nach dem Glaube
Raiatea und den nahe gelegenen Inseln) auch im Po, denn e
die Todten und entließ sie gereinigt aus seinem Leibe (Tyerm
Benn. 1, 522). Der Regen galt als Thränen des Oro (Ell
199; Williams 188). — Wie werth man die Bilder des
hielt, das beweist der fürchterliche Krieg des Jahres 1802 auf
welcher sich um ein Bild des Oro entzündet hatte, und der Kri
Heiden mit den Christen, welche den Götzen verbrannt hatten
Raiatea (Williams 187). Schließlich darf nicht vergessen w
daß die ebenso ausgedehnte und mächtige als heilige und alte
schaft der Areoi den Oro als ihren Stifter und höchsten Herrn
Mörenhout 1, 485). Auch alle gesellschaftlichen Einrichtunge
Stellung der Weiber u. dergl., führte man auf ihn, allerdings
auf Tane zurück (Ellis 1, 129). — Auch auf Mangarew
Oro (neben Tangaloa und Maui) als Hauptgott (Mörenh. 1,
Alles das macht es eigentlich unmöglich, in Oro einen vergö
Menschen zu sehen; dazu kommt, daß nach Mörenhout (1,
überhaupt solche Vergötterungen in früherer Zeit sehr selten ge
sind, ja vor vier bis fünf Menschenaltern vor der Entd
noch gar nicht stattgefunden haben sollen. Sei dem wie es
Ellis, der den Oro für einen ursprünglichen Menschen hält,
(1, 326): Oro war der erste Gott der vierten Classe der
(also der niederen Götter) und scheint eine vermittelnde Stellung zw
Menschen und Göttern gehabt zu haben. Darin liegt der Sch
für sein Wesen. Oro ist freilich keiner der alten, nachtgeborenen
aber er ist dazu geworden, entweder, weil er der Gott Raiateas wa
durch irgend ein altes geschichtliches Ereigniß diese Insel besondere
und also ihr Gott besondere Geltung bekam — war sie doch der Ausg
punkt für die Bevölkerung des Archipels, was allein schon zur Erkl

ɟt — oder weil er eben der Vermittler war und nach und nach vor ihm, en Menſchen näher ſtand, das Bild der älteren Gottheiten verblaßte. Andere tahitiſche Gottheiten waren Tefatu, die Erde (Mören- t 1, 428), gleichfalls ein Kind Taaroas (Ellis 1, 326; Mörenh. 44). Dann der Gott Raa, deſſen Abkömmlinge die dritte Götter- bildeten (Ellis 1, 326) und der ebenfalls ein Sproß Tangaloas ir. 1, 444) war. Auch er erſcheint als Kriegsgott (Ellis 1,). Auf Neuſeeland muß er gleichfalls bekannt geweſen ſein: Swainſon 13 nennt Ra nach Berichten einheimiſcher Häupt- als „Erheber der Berge". Noch andere tahitiſche Gottheiten en uns genannt, die wir übergehen, da wir außer dem Namen s von ihnen wiſſen.

Auf Hawaii tritt nun eine Gruppe ganz beſonders vor, die miſchen Götter, die Göttin Pele und ihr Gefolge. Sicher iſt ſie allen den ihrigen erſt entſtanden in Hawaii ſelbſt und ſo gewiß ach Youngs Ausdruck unmöglich war, daß die Heiden die Sonne anbeteten: eben ſo unmöglich war es, daß die wundervollen vul- hen Erſcheinungen Hawaiis, die wundervollſten der Erde, nicht ologiſch aufgefaßt wurden. Aus der Fremde, von Tahiti kamen vulkaniſchen Götter (und zwar kurz nach der oben erwähnten ſluth), wie die Kanaka aus der Fremde einwanderten (Ellis 18) und nahmen im Maunaloa ihre Wohnung und hier wieder en ſie als ihren Hauptort den Feuerſee Kilauea, in welchem eine je kegelförmige Krater hervorragen: das ſind ihre Häuſer, das len, Ziſchen und Praſſeln des Vulkans ihre Tanzmuſik, die wogen- Flammen die Brandung, durch welche zu ſchwimmen ſie ſich ver- m. Pele verließ auch und ebenſo ihre Untergötter bisweilen ihren t: Erdbeben, Feuerausbrüche bezeichneten ihren Weg. Ellis einige Untergötter auf: Ka-moho-arii (König Moho, d. h. Dampf); oha-i-tahi-ora, Exploſion im Hauſe des Lebens; Te-ua-a-te-po, n der Nacht; Tane-hetiri, Gemahl des Donners; Te-o-ahi-tama- feuergerüſteter Sohn des Krieges; dies waren Brüder, zwei von i hinkend; und Peles Schweſtern Makore-wawahi-waa, feueraugige abrecherin; Hiata-wawahi-lani, himmelbrechende Wolkenhalterin; ta-noholani, himmelbewohnende Wolkenhalterin u. ſ. w.*) Man

*) Die übrigen Namen ſind Hiala-hoi-te-pori-a Pele, Wolkenhalterin, ht den Buſen der Pele küßt; Hiata-taarava-mata, glanzaugenbewegende

hatte vor ihnen allen große Scheu und der Mythus von Kah
Flucht vor Pele — Kahavari hatte die Göttin erzürnt, und ſi
folgte ihn, ſein Volk, ſeine Angehörigen bis zur Küſte, wo
Meer entkam (Ellis 4, 300f.) — war allerdings geeignet, Fur
zuflößen. Auch politiſch war dies wirkſam: Tamehameha w
freundet, Keaua, ſein Gegner, verfeindet mit Pele, weshalb ſ
Volk tödtete und ihm Unglück ſandte (Ellis 4, 252). W
Göttin leicht zürnte, deshalb hatte ſie überall ihre Tempelplätz
geopfert werden mußte; geſchah nicht genug, ſo drohte ſie mi
ſtörung und wenn irgend Gefahr einer nahen Eruption war
man todte und lebende Schweine vielfach als Opfer in den
(Jarves 43). Ihr Tabu zu brechen, ſie zu beleidigen wagt
mand. Ihr war eine rothgelbe Art Heidelbeere heilig, welche a
Berg wächſt: nie aß ein Eingeborener eher von dieſen Früchte
bis er einige in den Krater geworfen hatte als Opfer (El
234; 236; Wood 172). Die Eingeborenen, welche Ellis
teten, glaubten ſicher, die Göttin werde Nachts im Krater er
und thaten alles, um ihren Zorn zu vermeiden (4, 253). Ein
derbaren vulkaniſchen Auswurf, langgezogen wie geſponnenes Gla
ten ſie für das Haar der Pele, welcher Name auf der ganzen
bekannt war (eb. 263; Wood 184). Ein merkwürdiger My
noch der von Tamapuaa (Sohn des Schweines), der halb
und halb Menſch, aber rieſengroß war und ſeinem Kampf m
Tamapuaa war von Oahu aus weit jenſeits des Horizonts und d
mels geweſen und als er nun auf ſeinen Fahrten auch nach
kam, freite er um Pele, die ihn abwies. Beide kämpften:
ſiegte er, indem er den Krater mit Waſſer füllte: dann aber
er beſiegt, denn Pele trank das Waſſer und trieb ihn ins Meer
4, 251; Jarves 43). Tamapuaa kämpfte auch einſt mi
König von Oahu, welcher ihn und ſeine Mannen in einen
Felſenthal einſchloß. Da aber ſtützte er ſeine Vorderbeine
Felſen und über ſeinen Rücken entkamen die Seinen, worauf
Leichtigkeit nachſprang: ſeine Fußſpuren (Waſſerrinnen) zeigt n

Wolkenhalterin; Hiata-tabu-enaena, rothglühender, wolkenhaltende
Hiata-tareiia, bekränzte Wolkenhalterin; Hiata-opio, junge Wolken
Wir führen nach Ellis 4, 248 alle dieſe Namen an, weil auch ſi
ungemeine poetiſche Kraft der Polyneſier ein ſchlagendes Zeugniß ſ

(Jarv. 44). Wir haben hier wie in den griechiſchen Centauren eine mythiſche Perſonification der Wolkenbildung, des tropiſchen Gewitterſturms über dem Vulkane und ſo würde dies nur eine andere Wendung des Mythus von Lono ſein, der vor Pele floh (Hines 209). Nach einer anderen Verſion war er Sieger und Gemahl der Pele geworden; daher dann keine gewaltigen Feuerausbrüche mehr, aber auch keine neuen Inſeln entſtanden (Jarves 44). Von poetiſcher, wenn gleich wilder Kraft, ſind auch dieſe Mythen.

Die Götterwelt dieſer Inſeln zerfiel nun in verſchiedene Klaſſen. Zunächſt ſcheiden ſich jene nachtgeborenen höchſten Götter aus, die wir genannt haben, mit Tangaloa an der Spitze. Maui wird nicht unter ſie gerechnet: vielmehr ſteht er ſelbſtändig. Er iſt ein ſpäter zur Geltung gekommener Gott und mag vielleicht jenen Raa (Sonne) verdrängt haben, daher der heilig-unbekannte Name der Sonne Tama-nui-te-Ra war (oben 256). Auf Tahiti nahm man außer jener erſten Klaſſe noch drei andere an: Die Götter der zweiten dienten als Herolde zwiſchen Göttern und Menſchen, die dritten waren Nachkommen des Raa, zahlreich und verſchiedenartig, theils Götter des Krieges, theils der Heilkunſt. Die vierte Klaſſe, Oro an der Spitze, ſtand zwiſchen Göttern und Menſchen (Ellis 1, 326) und allen dieſen vier Klaſſen gegenüber ſtehen dann erſt die Geiſter, die gottgewordenen Seelen.

Von dieſen untergeordneten Gottheiten müſſen wir nun einige erwähnen. Auch in Polyneſien hatte man eine Menge Naturgötter. Menſchenfreſſende und andere Rieſen waren auf Tahiti ganz bekannt (Cook 3. R. 2, 358—9; Mör. 2, 447); ebenſo auf Samoa, Turner 361; 467; Hood 24), Tonga, den Hervey-inſeln. Ein anderes Märchen erzählt von Geiſtern, welche einen Berg von Tahiti nach Raiatea bringen wollten, in der Nacht: als aber die Sonne aufging und ſie noch nicht fertig waren, ließen ſie ihre Arbeit im Stich und entflohen. Der Berg ſtand früher im Innern der Inſel: jetzt ſteht er am Hafen Tatu, weil ihn dort die Geiſter fallen ließen (Ellis 1, 332, Wilſon 454). Nach Mörenhout wollten ſie ein neues Land bauen, womit ſie aus demſelben Grund nicht zu Stande kamen (1, 569). Ein weithin ſichtbares Loch in einem Felſen iſt dadurch entſtanden, daß ein Geiſt ſeinen Speer hindurch warf (Ellis 1, 332). Auch untergeordnete Meeresgötter gab es zahlreich, nach Forſter dreizehn, jeder mit beſonderen Namen und

beſonderem Geſchäft (Bem. 466). Namentlich in Haigeſtalt zeigten ſie ſich. Luftgottheiten waren gleichfalls zahlreich, welche man z. Th. in Vogelgeſtalt dachte (Ellis 1, 329). Dann gab es Gottheiten der Thäler, Berge, Abhänge, Schluchten u. ſ. w., von deren Namen einige bezeichnend ſein ſollen: leider hat ſie Ellis nicht mitgetheilt (1, 330). Auch Baumgeiſter gab es: als wenigſtens der ehrliche Mörenhout die uralten heiligen Calophyllums bei einem Marae umhauen ließ, glaubten die Eingeborenen, die ſehr ungern an dieſe Arbeit gingen, daß der nächſte Bach von Blut fließen werde (Mörenhout 1, 295—6). Auf unbewohnten Inſeln, nahm man an, wohnten Geiſter, welche Fülle an allen Vorräthen, aber böſe Geſinnung hätten und den Beſuchern durch Zauber ſchadeten (Bougainv. 192. Ellis 1, 331). Zwei Inſeln nannte der Tahitier Aoturu, Enuamotu und Tupai, die als geheiligt galten, deren Geiſter aber die Beſucher tödten: ſie liegen nach verſchiedener Richtung und etwa fünfzehn Tagereiſen entfernt (Bougainv. 193). Auch an jene unterſeeiſchen Paradieſe (Cook 3. R. 2, 356) mag erinnert werden.

Solcher Geiſter gab es nun auch in Neuſeeland viel. Die Maori glaubten an mancherlei Ungeheuer, an haarige Waldmenſchen, von denen ſchreckliche Geſchichten umliefen (Taylor 49), und Bäume, Felſen, Flüſſe, dann auch Thiere, wie z. B. große Aale wurden verehrt und erhielten Opfer (eb. 53). Schreckliche Ungeheuer, drachenhaft, dachte man ſich namentlich auf den Spitzen der hohen Berge die man ſchon deshalb zu beſteigen ſich ſehr fürchtete (Shortl. 53f. Dieffenb. 1, 29; 156). Bergverehrung findet ſich vielfach in Polyneſien; kein Tahitier beſtieg gern den Orohena, kein Hawaier den Maunaloa oder Maunakea, weil man ſie für die Wohnung von Geiſtern hielt. In Neuſeeland war das ebenſo, der Tongariro galt für heilig und durfte nicht beſtiegen werden, weil er das Rückgrat war von Tupuna (dem Ahnherrn; Dieffenb. 1, 347). Ob dies nicht überhaupt der erſte Grund iſt für die Bergverehrung, daß man in ihnen die Knochen und Glieder des Gottes ſah, der aus ſich (wie Tangaloa) die Welt gebildet hatte? Auch ſonſt perſonificirte man Berge in Neuſeeland: der Berg Piſanga am Taupoſee galt als Tongariras Weib (eb. 343); der Tongarira und der Taranaki galten als Geſchwiſter, welche ſich entzweit und getrennt hatten (eb. 158, vergl. Shortl. App. 282 Note). — Wenn dann ferne

'e Felsengruppe auf der Nordzunge Kapowaiura, Geist der
d. i. vernichtet wurde heißt: so erinnert dies an jene berg-
tahitischen Genien. Auch Feen oder elbenartige Geister
lfach, welche eher als die Maori im Lande gewesen sein
gleichen den Menschen an Lebensweise und Beschäftigung,
e stets weiß — daher Albinos für ihre Kinder gelten —
aft; und obwohl sie sich bisweilen mit den Menschen ver-
eichen sie doch vor letzteren zurück (Taylor 46f.). In
märchen bei Grey 292—6 kommen sie in einem großen
nner, Weiber und Kinder Nachts über einen Berg, mit
)em Gesang, der wie die Stimmen der Heimchen tönt, sie
und schön, den Europäern ähnlich; schöne Menschen sehen
as Licht scheuen sie: von dargebotenen Dingen nehmen sie
chatten mit. Auch sind sie sehr kunstreich, aber nur durch
nan von ihnen, wie Kahukura das Netzflechten ihnen ab-
287—91). Halbgötter der Berge, der Thäler, der
) Bäche gab es auch auf Nukuhiva (Radiguet rev.
les 1859, II. 626), auf Hawaii war es nicht anders,
jene Feuerschaar Peles beweist; daneben gab es Riesen
2, 594), Götter der Winde, der Ernte, der steilen Berg-
er gefährlichen Plätze an Wegen und jedes bedeutenderen
standes (Jarves 40). Auf Tonga und Samoa wußte
ıordwestlich von Fidschi eine Insel liege, nur von weiblichen
ewohnt: allein ihre allzugroße Freundlichkeit gegen die Anlanden-
die verzehrende Hitze des Klimas machen einen Besuch sehr ge-
ein Märchen mit ächt mythischer Grundlage, welches aber auf
nd Tonga selbst kaum noch geglaubt wurde (Mar. 2, 128).
ı wir auf diese Weise Mythen gebildet durch phantasie-
rbetrachtung, so finden wir auf der anderen Seite eine
er, welche zum Theil in abergläubischer Aengstlichkeit, zum
hlster Nüchternheit wurzeln und daher eine große Aehnlich-
ielen Gestalten der römischen Mythologie haben. Was
t (rev. des d. mondes 1859 II. 626) von Nukuhiva
ort alle Dinge ihre Götter hätten, der Krieg, der Frieden,
)as Tattuiren, der Gesang, der Tanz, der Kahn und das
elbe gilt von Tahiti und wohl in noch erhöhterem Maaße.

griech. Märchen in der Odyssee S. 23 f.

Denn hier hatte eben alles ſeinen Gott. Der Hahnenkampf z. B. wie wir ſchon ſahen; dann alle übrigen Spiele, fünf bis ſechs Götter, an deren Spitze Urutaetae ſtand, den wir noch als Todtengeleiter der Areoi kennen lernen werden; ebenſo die mechaniſchen Künſte. Da war Oihanu oder Ofanu der Gott der Haushaltung; Nenia und Topea die Götter der Dachdecker; und ferner Heva der Gott der Geiſter und Erſcheinungen, Hiro der Diebe. Und ſo hatte jedes Laſter (Mörenh. 1, 440), ja ſelbſt die unnatürliche Wolluſt ihren Gott (eb. 2, 168). Ebenſo das Tattuiren (Ellis 1. 262f.), die Ehe (unter Oros und Tanes Schutz eb. 271), der Fiſchfang (Tamai oder Tahaura, Teraimateti eb. 140), der Haus- und Kahnbau (Tanetehia 333), aber auch das Netzmachen (Matatine oder Auta 140) das Schwimmen in der Brandung (Huaouri heißt der Gott eb. 226), die dramatiſche Kunſt (Mörenh. 1, 453) u. ſ. w. Ebendaher kommt es auch, daß ſie außerordentlich peinlich, ja pedantiſch in der Erfüllung jeder religiöſen oder abergläubiſchen Pflicht ſind (Cook 3. R. 2, 357, Mörenh. 1, 438), daß ſie eine Menge Zauberſprüche haben, eigentlich für Alles. Namentlich in Neuſeeland waren dieſe gebräuchlich, ſie waren keine Gebete, ſondern nur Mittel ſich vor Unheil zu ſichern und Glück zu erlangen beim Fiſchen, bei der Rattenjagd u. ſ. w. (Taylor 71 f. 83 f.; Shortland a 111f). Auch dort hatte (Swainſon 13) der Zimmermann, der Kahnbauer, der Hausbauer, der Grobſchmidt u. ſ. w. jeder ſeinen eigenen Gott: wie auch die More-ore auf den Chathaminſeln ihren Gottesbegriff in lauter ſolche einzelnſte Einzelheiten geſpalten hatten (Travers bei Peterm. 1866, 63).

Halb phantaſtiſch, halb nüchtern iſt es denn auch, wenn ſie den Thieren nicht nur, ſondern allen Dingen, auch den lebloſen, wie Bäumen Pflanzen, (Ellis 1, 77) ja Steinen u. ſ. w. Seelen zuſchreiben, welche wenn dieſe Dinge zerſchlagen oder gegeſſen werden, dann zur Gottheit aufſteigen und in beſondere Himmel kommen (Cook 3. R. 2, 35). So hieß der Himmel für die Schweine (welche nach dem Tode des erſten Menſchen aus den Würmern, die ihn verzehrten, erwuchſen) Ofetuna (Ellis 1, 77). Allerdings waren die Schweine die hauptſächlichſten Hausthiere Polyneſiens, deren jedes ſeinen eigenen Namen, alſo eine Art von perſönlicher Geltung hatte (eb.).

Wir ſind ſo, allerdings gleichſam durch den Schweineſtall, zu

dem Aufenthalt der Geister gelangt und müssen nun diesen sowie die Geister selbst, das Leben der Seele nach dem Tod und ihre Verehrung näher betrachten. Dabei wird sich auch noch eine Art von Göttern zeigen, die wir bis jetzt nicht besprochen haben, weil sie mit den Seelen der Abgeschiedenen in zu nahem Verhältniß steht, wir meinen die Schutzgötter.

Die tahitischen Götter wohnen entweder im Po und die Seelen der Todten versammeln sich dort zu ihnen (Mörenh. 1, 430): oder aber sie wohnen, nach ihrem Rang geschieden in sieben verschiedenen Himmeln (Mörenh. 1, 443), nach Ellis (3, 169) in zehn, deren höchster der Himmel des Tane hieß und als das Po galt. Nach Arbousset (289) theilte man die Welt überhaupt in drei „Schichten" ein, deren oberste die seligen Götter, die mittlere die Menschen, die unterste, unterirdische die verworfenen Geister bewohnten. Außerdem gab es noch ein Paradies Rohutu, unsichtbar auf einem Bergzipfel Raiateas der, von bedeutender Höhe, nahe am Meere lag und „strahlender Temehani" hieß. Man nannte dies Rohutu das wohlriechende, Rohutunoanoa; doch gab es nach Williams 559 noch ein anderes, das stinkende Rohutu (Rohutu namunamua), welches man auf's Ekelhafteste beschrieb. In jenes erstere konnten nur die Areois, selten und nur nach großen Opfern auch andere Häuptlinge hineingelangen. Es war mit allen Reizen und Genüssen ausgestattet (Ellis 1, 245f. 397; Mörenh. 1, 434). Ein anderes Paradies, welches er weiter nicht schildert, nennt Ellis 1, 397 Miru. Das gemeine Volk aber gelangte wieder an einen anderen Ort, nach Tahahobu (Forster Bem. 480). Nach Miru gelangten gleichfalls die Areoi und gewisse Priester (Ellis 4, 367). Auf Nukuhiva kannte man dies Rohutu gleichfalls, doch lebten auch hier die Götter im Po (Mörenh. 1, 502). Daneben hatte man noch das Zauberland Tiburones, jenseits des Meeres gelegen, mit allen Herrlichkeiten angefüllt, dessen Schilderung der Inhalt vieler Erzählungen war (Radiguet rev. des d. m. 1859, II. 627). Auf Hawaii lebten die Götter gleichfalls im Po (Jarves 38); für die Seelen aber gab es noch einen anderen Aufenthaltsort, das Reich des Akea und Miru, welches gleichfalls finster war, aber unterirdisch (eb. Ellis 4, 366). Es hieß Ka-papahanau-moku d. h. inseltragender Fels; die einzige Nahrung waren Eidechsen und Schmetterlinge, man trank

Waſſer aus mehreren dort fließenden Strömen. Auf Neuſe
war der Aufenthalt der Götter gleichfalls das Po; doch hat ſ
ſchon früh mit dem Reinga, dem Ort gemiſcht, wo die Geiſte
oder von wo aus ſie in's Po kommen (Taylor 40).
(wörtl. ſegeln) wird bald nur als Durchgangspunkt zur Un
bald aber auch als Unterwelt ſelbſt gefaßt (Taylor 103, Die
2, 67). In einem Lied bei Davis 168, das freilich die S
nicht klar ſchildert, erzählt ein Geiſt von ſeinem Wege zur Un
welche inſelartig jenſeits des Meeres gedacht wird, (vergl
Taylor 103). Götter leben daſelbſt nicht außer Ngahue,
Häuptling in Hawaiki geweſen ſein, aber eine Fahrt nach Ne
gemacht haben ſoll (Davis 227 f.). Doch auch unterirdiſch
man jenes Reinga, von feindſeligen Geiſtern, keineswegs al
Göttern bewohnt (Shortl. a 128); oder man glaubte, die
kämen in den Himmel zu Tawaki (Davis 76; Taylor 10(
fach auch hatte man die Anſicht, die Fürſten würden zu (
(Dieffenb. 2, 67). Nirgends nun wird erwähnt, obwohl ja
(Himmel) ſelbſt ein Gott und zugleich der Wohnplatz von Taw
ſeinen Söhnen iſt, daß die Seelen dort mit ihnen gemeinſ
lebten. — Die Anſchauungen der Tonganer ſcheinen gleichfc
Aufenthalt der Götter von dem der Seelen zu trennen. Al
heißt es bei Mariner (2, 127; 129), daß Bulotu der Au
der Götter ſei, die Schilderung aber, welche er von Bulotu
(2, 110), daß es ein herrliches Land ſei voll von Früchten,
pflückt gleich wieder wachſen, von Schweinen, die geſchlachtet
geſſen dennoch weiter leben; man kann nur mit dem Wil
Götter darthin kommen und als einſt einige Tonganer wirk
kamen, fanden ſie zwar alles viel herrlicher wie auf Erden, ab
ſchattenhaft, wie im neuſeeländiſchen Feenmärchen die Feen n
Schatten der Dinge mitnehmen; durch die Bäume, die Häu
durch die begegnenden Geiſter konnten ſie hindurchgehen; in u
raſcher Zeit ſegelten ſie heim, wo ſie ſehr bald ſtarben, denn
in Bulotu verträgt kein Sterblicher: — dieſe Schilderung
keine Götter, wenn ſie auch Mariner ſo nennt, ſondern nur
wie wir gleich ſehen werden. Dazu kommt, daß unſere übrig
richte in Bulotu, dem Sammelplatz der Todten nur einen
kennen, den Herrſcher des Todtenreiches Hikuleo (Cook 3. R. 2

Wilſon 391; authent. narr. 151; vergl. Geſchichte 46). Es war alſo auch hier eine doppelte Auffaſſung: ein Seelenland und ein Götteraufenthalt, welche ſich jedoch vermiſchten. Beides denkt man weſtlich übers Meer gelegen; oder aber unterirdiſch, denn Hikuleo wohnt in einer Höhle (Geſchichte 46). Die Götter aber wohnten vielfach auch im Himmel, wie Tangi und ſeine Töchter und die himmliſchen Geiſter ihrer Umgebung (Mar. 2, 129 f.). Auch auf Samoa galt nur Savea Siuleo als König von Pulotu und dies als Aufenthalt der Seelen (Turner 237); ein anderes Paradies nahm man im Himmel an (246). Die Götter, wenigſtens Tangaloa und die Seinen wohnten gleichfalls im Himmel (Turner 244), aber von einer Gemeinſchaft zwiſchen ihnen und den Seelen iſt nirgends die Rede.

Und ſo kommen wir zu folgenden Ergebniſſen: der Aufenthalt der Geiſter und Götter iſt urſprünglich geſchieden, letztere wohnen im Bo, im Himmel, d. h. im Unendlichen irgendwo, welchen Ort man ſich nicht klar dachte, daher man ihn auch wohl auf Erden lokaliſirte, und mit dem Todtenreich vermiſchte, wie man umgekehrt auch das Todtenreich zum Po erhob. Die Hawaier verſicherten ausdrücklich, daß ſie über das Todtenreich ſo gut wie nichts wüßten (Ellis 4, 366) und ſo lag dieſe Gleichſtellung nahe. Dies letztere, das Todtenreich, entweder (und ſo wohl urſprünglich überall) unter der Erde oder jenſeits des Meeres oder aber ſelten und wohl erſt ſpäter auch im Himmel gedacht, war nur von den Seelen bewohnt, unter dem Vorſitz eines Gottes, in Tahiti des Oro (Tyerm. und Bennet 1, 523), der auch dem Paradies der Areois Rohutu vorſteht, denn zu ihm kehren die todten Areoi zurück (Ellis 1, 245), in Neuſeeland des Ngahue oder Tawaki, der Donnergott iſt, wie in Tonga der Donner durch den Streit der Verſtorbenen entſteht (Mar. 2, 117), in Tonga und Samoa des Hikuleo, Siuleo, in Hawaii des Akea und Miru. Auch führte die Todten häufig ein beſtimmter Gott hin: ſo in Tahiti Hiro oder Urutaetae, welcher aber nur die Areoi geleitet (Ellis 1, 245). Auch der Vogel Lota, welcher die Seelen des gemeinen Volkes auf Tonga fraß (Cook 3. R. 2, 124), iſt nur die Inkarnation eines Gottes, vielleicht Hikuleos ſelber, welcher ja auch die Seelen gewaltſam zu ſich abholte (Geſchichte 46). Dafür, daß man dies Todtenreich als für ſich beſtehend und nicht mit dem Aufenthalt der Götter gleich anſah, ſpricht auch, daß die Seelen der anderen Dinge, der Schweine,

Steine, Bäume, alle an besondere nur ihnen zustehende Räume hingingen (Ellis 1, 77; Cook 3. R. 2, 356).

Diese Voruntersuchung ist wichtig für das Verhältniß der Seelen zu den Göttern: denn man hat ja in Polynesien selbst viele der Hauptgötter nur für vergötterte Menschen erklärt, und es ist bekannt, daß die Verehrung der Ahnen den Göttern selbst den größten Abbruch gethan hat. Namentlich in Mikronesien; und hier wieder besonders auf den Marianen.

Wir müssen nun zunächst sehen, wie die Polynesier die Seele und ihr Leben nach dem Tode auffaßten. Eine doppelte Art werden wir da finden; einmal eine rein mythische ältere und dann eine mehr philosophische und natürlich jüngere. Letztere finden wir besonders auf Tonga vertreten, denn die Tonganer halten die Seele für die ätherische Seite, gleichsam für den Duft des Leibes, sie ist überall, wenn auch ihr Hauptsitz in der rechten Herzkammer ist. Das Gehirn gilt, um dies hier beiläufig zu erwähnen, als Sitz des Gedächtnisses. Die Leber (welche bei linksgewöhnten links, bei beidhändigen in der Mitte, bei Tapfern besonders groß gedacht wird) als Sitz des Muthes (Mar. 2, 135) und des Willens, denn wer unrecht thut, wird von den Göttern an der Leber gestraft. Doch auch die mythische Auffassung der Seele findet sich hier. Nach dem Tode dauern allerdings nur die Seelen der höheren Stände selbstständig fort; das niedere Volk hat keine Seele oder sie bleibt wenigstens nicht im individuellen Leben (Mariner 1, 432; 2, 135 f. Geschichte 48), vielmehr frißt sie gleich nach dem Tode, sowie sie den Körper verlassen, der Vogel Lota der stets an Grabplätzen verweilt, oder sie geht irgendwie in Thiere über (Cook 3. R. 2, 124). Einzelne Tua indes glaubten schon zu Mariners Zeiten (2, 136), auch sie hätten eine bleibende Seele. Die Seelen der Häuptlinge und aller, welche eine solche besitzen, fuhren nach dem Tode in einem großen und sehr schnellen Kahn gerades Weges nach Bulotu, zum Gott Hikuleo (Wilson 391). Dort leben sie weiter wie auf Erden auch, mit allen Neigungen, mit derselben Körpergestalt, welche sie auf Erden besaßen und mit der Fähigkeit, die sie mit den Göttern theilen, nach Tonga zurückzukehren und dort helfend, warnend oder strafend weiter zu wirken (Mar. 2, 106. 117; Geschichte 48). Nach Mariner 2, 118 erscheinen den Muis und Tuas nur die Seelen der Matabule, eine ganz folgerichti

Widerſpiegelung der tonganiſchen Verfaſſung, wie denn natürlich die Seelen auch im Jenſeits ihren Rang enthalten (Geſch. 48). Eine Vergeltung im Jenſeits gibt es durchaus nicht und kann es nicht geben, weil ihre Götter kein moraliſches Intereſſe haben und nur dann zürnen, wenn ein Tempel, ein Opfer verletzt iſt (Geſchichte 48; Mariner 2, 137). Ja ſie ſind ſogar der Anſicht, daß ſie ſelber kaum Schuld an irgendwas Unrechtem ſind: denn alles Böſe kommt von böſen, alles Gute von guten Geiſtern her (Geſch. 48). Doch glaubten Andere, daß den Göttern allerdings Gutes gefalle und Schlechtes nicht (Mar. 2, 149); allein jedenfalls iſt die erſtere Anſicht die ältere. Auch kamen irdiſche Strafen der Götter wohl vor, weshalb man ſehr auf ihre Huld bedacht war (Cook 3. R. 2, 122), aber auch nur irdiſche (Mar. 2, 107). Ja alles Uebel, was den Menſchen trifft, iſt ſolche Strafe, die er ſich durch Verletzung religiöſer Pflichten zugezogen hat (eb.). Die Seele nannte man Otua (eb. 124; Geſch. 48) und ſo hießen nicht nur die ſchattenhaften Geiſter in Bulotu (Mar. 2, 110), ſondern auch der Schutzgeiſt, welchen jeder einzelne hatte (Wilſon 390) und der vernachläſſigt und erzürnt Krankheit ſchickte und deshalb durch Verſtümmelung (Abſchneiden des kleinen Fingers u. ſ. w.), welche die Verwandten des Kranken an ſich vollzogen, verſöhnt werden muß (eb.). Auch gibt es böſe Geiſter, welche gleichfalls Hotua (ſo ſchreibt Mariner) aber Hotua Pou heißen (2, 119 f.). — Die ganz ähnlichen Vorſtellungen der Ulweaner haben wir ſchon im vorigen Bande (5, 2, 175) geſchildert. — Im Samoaarchipel war der Eingang zur Unterwelt auf Sawaii und zwar durch eine große Felſenhöhle am Weſtende der Inſel. Dorthin mußten die Geiſter auch von allen übrigen Inſeln des Gebietes eilen: ſie eilten dann erſt an das Weſtende ihrer Heimatsinſel, wo ſie vom „Springſteine“ ins Meer ſprangen, dies bis zur nächſten Inſel durchſchwammen, darauf auch dieſe durcheilten, vom Springſtein ſich abermals ins Meer ſtürzten u. ſ. w., bis ſie in Sawaii und jener Grotte waren, welche man Faſa nannte. Dort wuchs ein Kokosbaum, welchen die Seelen zu berühren ſuchten: glückte dies, ſo kehrte ſie ins Leben zurück. Doch gab es auch noch eine andere kleinere Höhle ebendaſelbſt, durch welche die Leute vom Volk die Oberwelt verließen. Weil man nun glaubte, daß die Todten von einer ganzen Schaar anderer Geiſter abgeholt würden, ſo wagte man ſich, wenn irgendwo ein Sterbender lag, nicht vor's Haus, damit man

nicht selbst von jenen Geistern geholt würde. Die Häuptlinge g
natürlich nach Pulotu, die übrigen bleiben in einer unterirdischen E
welche indes ganz wie die irdische beschaffen ist (Turner 235—
Indes nur den Todten wurde dies Glück zu Theil, welche begra
waren: unbeerdigte Todte irren umher und man hört sie Nachts
kläglichen Tone wimmern „hu! wie kalt, wie kalt!" (Turner 2
Hood 142). Weil sie nun aber, wenn sie nicht begraben wer
zurückkommen und den lebenden Angehörigen strafen (Hood eb.
thun diese alles Mögliche, um sich davor zu bewahren. Ist also e
im Kampfe gefallen oder ertrunken, so setzen sich seine Verwan
und Freunde hin, breiten ein Tuch vor sich aus und nach dem A
an die Götter: „ihr Götter, seid gnädig! gebt uns die Seele d
jungen Mannes", warten sie, ob nicht irgend ein Thier auf ihr
kriecht. Kommt dann nun eine Ameise, eine Heuschrecke oder e
der Art, so ist dies die Seele des „jungen Mannes" und das
wird mit aller regelrechten Feierlichkeit begraben; kommt nichts
denkt man der Geist zürne den Dasitzenden, Andere lösen diese ab
endlich kommt ja auch ein Thier (Turner 233). Die Todten
nen nach Samoa zurückkehren, namentlich Nachts, wo sie zu Fe
sunken werden und als solche aufsteigen; daher man sich mit ei
Sterbenden gern vor dem Tode versöhnt, damit er nicht wiederko
und schade. Krankheit, plötzlicher Tod ist die gewöhnliche Folge
Geisterzornes: wer in plötzlichem Tode starb, der wurde, so nahm
an, von einem Geiste gefressen (Turner 236—7). Sehr gewöhn
auch war es, daß der rückkehrende Todte sich einem anderen ein
leibte und ihn zum Weissagen begeisterte (eb. 237).

In Neuseeland, wo man die Seelen öfters auch als Fe
sunken dachte, denn so erschienen sie bei Beschwörungen (Dieffe
2, 59), ging die Seele entweder in den Himmel oder unter der E
oder aber sie blieb im Heine, dem Dorfe nahe, wo ihr Leib begra
war (Taylor 100). Der Begräbnißplatz selbst war sehr heilig
vielfach wurde dort geopfert. Doch begrub man Viele auch glei
ihrem Haus, welches dann roth angestrichen und dem Todten
überlassen blieb — wie auch das Haus, in welchem ein Geist sic
zeigt hatte, fortan unberührt blieb (Shortl. a 78) — daher
Todten die Hälfte des Dorfes gehörte (eb.). Geht die Seele
die Erde, so muß sie Reinga passiren, wohin sie als Sternschn

Dort war ein alter Metrosiderosbaum, welcher den Weg be-
te (Dieffenb. 2, 67). Vorher mußte sie den Fluß Waiora-
nach dem Sprung von Reinga das Meer passiren, um in
terwelt zu gelangen, wo sie endlich vernichtet wird (Taylor
). Doch waren die Berichte verschieden: nach anderen lebte sie
mußte sich aber von Koth und Fliegen (wie in Hawaii von
en und Schmetterlingen) nähren (eb.). Man konnte aber, wie
len Lebender im Traum das Reich des Po besuchten (Taylor
ch von dort zurückkehren, meist aus Theilnahme an Verwandten:
e Frau bei Shortland a 128, welche um ein unmündiges
er Familie zu pflegen wieder zurückgeschickt ward, erzählte, sie
Reinga zunächst einen steilen Weg hinabgestiegen, wobei sie sich
langen, dort herabhängenden Ranken einer Schlingpflanze ge-
habe. Von einem furchtbaren Vogel (dem tonganischen Lota?)
t kam sie an ein Wasser, über welches sie fuhr und nun in
orf gelangte, dem ihrigen ganz gleich, von ihren verstorbenen
nden bewohnt, die ganz aussahen, wie auf Erden. Diese setzten
nen Korb voll Menschenkoth als Speise vor und überredeten sie
ckischer Schadenfreude, davon zu essen: ihr verstorbener Vater
erwehrte es, der ihr auf den Rückweg auch zwei riesige Kumara-
n mitgab, allein vergebens: denn zwei besonders tückische Geister,
Geister, verfolgten sie so lange, bis sie ihnen die Kumaras zu-
Bei Reinga hört man oft die Geister, die auch hier schatten-
ngreifbare Wesen sind (Brown 81), fliegen, nach einer Schlacht
zen Schaaren (Shortl. 128); ebenso deutete man einen hefti-
Wirbelwind als die schnelle Abreise der Geister nach dem Todten-
Polack narr. 1, 223). Fürsten jedoch steigen (Dieffenb. 2,
st zum Himmel, wo ihr linkes Auge (der Sitz der Seele) als
bleibt — in welchem Bericht zwei Vorstellungen vermischt sind.
Kehrende Geister, welche den Priestern und Häuptlingen erschei-
häufig im Traum, und sie zu allerhand auffordern, haben eine
nde, zirpende Stimme, welche oft von mehreren gehört wird
f fenb. eb.); und da nach tonganischem Glauben die Götter
so offenbaren, so war auf Tonga deshalb das Pfeifen verbo-
D'Urville a 4. 295). Doch flüstern auch in Neuseeland die
r wie die Geister (Shortl. 64). Shortland wohnte in
eland einst der Berufung und Ankunft eines solchen Geistes bei

und seine Erzählung hiervon (66—80) ist äußerst interessant. Das Haus, in welchem man die Erscheinung erwartete, wurde erst von allen Speiseresten gereinigt und nur ein Aschenhaufen durfte leuchten: nach langem Warten, nachdem der Beschwörer den Geist deshalb heftig gescholten hatte, hörte man plötzlich etwas schweres auf die First der Hütte fallen, dann ein raschelndes Geräusch wie von einer Ratte bis über den Punkt herlaufen, wo Shortland saß. Das alte Weib, welchem die Hütte gehörte und das öfters von Geistern Besuch empfing, verhüllte sich und nun sprach der Geist mit wispernder Stimme durch den Mund des alten Weibes, wie Shortland erprobte, der von den anwesenden Maori aufgefordert seine Hand auf ihren Mund legte. Zeigen will sich der Geist nicht, weil er eine Eidechse ist und weil er den Fremden nicht beschädigen will. „Steig nur auf seinen Rücken", ruft einer: „stirbt er, so ist er selber Schuld". Nach Erbittung eines Geschenkes versprach der Geist einen anderen Geist zu schicken, der aus Freundschaft zu ihm aus einem anderen Geisterstamm zu dem seinen übergegangen war. Wieder dasselbe Geräusch auf dem Dach: dann kam das Rascheln zur Thüre herein, lief auf einem Dachbalken hin und hielt über der alten Frau still; auch dieser Geist zeigte sich nicht, weil er Spinnengestalt hatte; er sprach einen anderen Dialekt, verkündete aber über Shortlands Erlebnisse Falsches, wenn auch gerade so zu Vermuthendes. Dann ließ sich eine quäkende Stimme vernehmen, die eines Kindergeistes, welche besonders boshaft sind: er schimpfte aufs allerunanständigste und entfernte sich lachend. Das Haus wurde nun als streng tabu für immer von seiner Bewohnerin, jener alten Frau geräumt. Noch schlimmer als die Kindergeister sind die, welche aus einem Abortus entstehen, sobald er ins Wasser*) kommt oder unbeachtet bleibt: dies ist die Entstehungsart aller bösen Geister, weshalb man einen Abortus sorgfältig und unter ganz besonderen Formeln und Ceremonien begraben mußte (Grey 18). Die allergefährlichsten Geister aber sind die, welche aus Vernachlässigung des Menstrualbluts, welches den Menschenkeim enthält, entstehen, wenn es nicht sorgfältig bei Seite geschafft wird (Shortl. 95; Append. 276). — Die Seelen hießen wairua, jener Seelenweg von Reinga abwärts verenga wairua; und vielleicht ist auch an jenen Fluß waiora-tane zu denken; sie können

*) Die lebenspendende Kraft des Wassers sahen wir schon oben beim Mythus vom neuseeländischen Rongo-ta-kawiu.

ſ als unkörperliche Dinge, als Sonnenſtrahl, Schatten, Regen zeigen
ieffenb. 2, 118), doch auch, wie in jener Erzählung bei Shortl.
d, als Eidechſe, Spinne, als Schlange, Fiſch, Vogel und auch in
ſchengeſtalt traten ſie auf (Taylor 32; Thomſon 1, 113; 202).
Götter, welche atua (tongan. otua) heißen, erſcheinen in derſelben
alt, z. B. als Wolke, als Eidechſe, als Fiſch, als jedes beliebige
r, als Menſch (Dieffenb. 2, 116; Taylor 32). Doch auch
Barometer, der Compaß u. ſ. w. gelten als Atua (Dieffenb.
18). Sklaven, ſo nahm man vielfach an, hatten keine Seelen
waren daher nicht unſterblich (Cruiſe 282), womit es freilich
Widerſpruch ſteht, wenn Sklaven, was in älteren Zeiten häufig
ch, am Grabe ihrer Herren getödtet wurden (Taylor 99).
nas, namentlich von Kindern, ſind es denn auch hier, welche
heit bereiten: denn jede Krankheit gilt als Aufgefreſſenwerden
einem Geiſte (Shortl. a 94); doch werden ſie auch durch Atuas
kt, neue Krankheiten von neuen Atuas, z. B. von denen der
jen (eb. 98).

Auf Tahiti glaubte man, um dies einleitend zu bemerken, daß
llen Stoffen, Steinen, Pflanzen, Holz u. ſ. w., auch im Menſchen
r ſei, welches ein Gott aus den verſchiedenen Theilen ſeines Kör-
mittheilte, dem Menſchen aus ſeinem Kopf. Etwas anders als
Tonganer legen ſie Gedächtniß und Geiſt in den Magen oder Leib
renh. 1, 430-1). Die Auffaſſung der Seele aber und ihres
s nach dem Tod war nach den verſchiedenen Orten des Archipels
verſchieden (Therm. und Bennet 1, 251). Nach Forſter
rt die Seele, e-Tihi genannt, nach dem Tode erſt um den Leich
her, bis ſie ſich zuletzt auf den hölzernen Menſchenbildern an den
bplätzen niederläßt. Doch glaubt man auch an ein ewiges glück-
s Leben in der Sonne (Forſt. Bem. 462) und zwar in Ge-
haft mit Maui, welches Leben ſie Te-rua-te-rai, Zuſammenkunf
Himmels nennen. Dies trifft jedoch nur die Vornehmen: die
tan verſammeln ſich in Taya-hobu, von welchem Ort Forſter
h nichts näheres erfuhr, wie ihm denn ſelbſt in ſeinen Berichten
ſeinen eigenen Worten manches dunkel blieb (eb. 480). Daneben
herrſchte auch hier jener tonganiſche Glaube, daß die Seelen der
ten irgend ein Hausrath im Hauſe der Götter wurden (Therm.
Bennet 1, 331); welches Loos man als ein ehrenvolles und

glückliches anſah. Nach Anderſon (bei Cook 3. R. 2, 35
die Seele, gut oder bös, denn von einem Gericht nach dem T
ſen ſie nichts, von einem Gott gefreſſen und geht erſt, nach
aus ſeinem Leibe gereinigt wieder entwichen iſt, ins Po. Dieſ
nigung bedarf nicht, wer ſich einige Monate vor dem Tode der
enthält. Doch erzählte er auch (355) von einem großen Hauſ
rua,*) wo die Seelen aus ihren kleinen Hütten ringsher ſ
ſammeln. Dort bleiben alle irdiſche Verhältniſſe, Feinde kämpfen
Mann und Weib kennen einander und wohnen fürderhin beiſ
zeugen auch Kinder, wenn auch nicht auf leibliche Art — we
letztere nicht ein muthwilliger Zuſatz des erzählenden Tahitie
Strafen nach dem Tode nahm man nicht an, wohl aber verſ
Stufen in der Glückſeligkeit je nach dem Lebenswandel. De
wird gleich beim Sterben vom Vogel e-Atua (Gott) verſchlung
auf den Begräbnißplätzen umherfliegt; er wird gereinigt, indem
ihn hindurch geht, dann zu Gott kommt und beliebig, um Kran
ſenden u. dergl. zur Erde zurückkehrt (Wilſon 452-3). De
Krankheit iſt ihnen Folge des Götterzornes, namentlich iſt es
Dämon Ti, der ſie erregt, gegen deſſen Einfluß ſie freilich der
geiſt, den jede Familie und jeder Einzelne hat und den man gl
Ti nennt, behüten kann. Dieſer Schutzgeiſt iſt die Seele irgen
ihrer Anverwandten, der ſeiner Tugenden wegen zum e-Atua
iſt. So Wilſon 451-3. Das Wort Atua (Gott) iſt be
durchaus von varua (Geiſt) geſchieden, obwohl man bisweilen
Götter, aber nur im verächtlichen Sinn varua nennt. Beide
ſind geſchieden von dem Ausdruck, mit welchem man die Seel
geſchiedener jegliches Verwandtſchaftsgrades bezeichnet, von den
tua tii, die von den Eingeborenen ſehr gefürchtet und desh
geehrt werden, denn ihr ſehr leicht erregbarer Zorn verurſacht
blicklich Krankheit und Tod. Auf den weſtlichen Inſeln des A
waren die hervorragendſten Oramatuas die Geiſter beſonders fur
Krieger, jeder hatte ſein Bild, durch welches er ſeinen Einfl

*) 9. 356 wird es mit „Verſammlung" überſetzt. Es iſt alſo
wie Forſters Terua und bezeichnet die Vereinigung der Geiſter im
Dort leben die Geiſter wie auf Erden, ſie wohnen alſo in kleinen
haben aber ein großes Verſammlungshaus, auf welches Anderſo
Namen übertragen hat.

leichen Einfluß hatten die Geister und die Schädel früherer
Sie hatten ein Haus für sich, wo sie aufs sorgfältigste ge-
urden. Einige Vögel waren es, Reiher, Königsfischer und
, in deren Gestalt die Götter sich häufig zeigten (Ellis 1,
Tod war so sehr Folge nur vom Zorn der Götter, daß,
ner an Gift oder am Schlage einer Waffe starb, man annahm,
t sei in den giftigen Gegenstand gefahren, um ihn giftig, in
iche Waffe, um sie tödtlich zu machen (Ellis 1, 395-6).
s dem Körper abscheidende Seele wurde nach ihrem Glauben
i Oramatuas oder den Atuas und Varuas — alle drei Worte
in dieser Beziehung ganz gleich verwendet (Ellis 1, 396) —
i Leibe gezogen, in feindseliger Absicht, und dann ins Po ge-
dort schabten die Geister der Vorfahren das Fleisch des Geistes
r Muschel (die Tellermuschel war deshalb heilig, Tyerm. und
1, 522) von den Knochen und aßen ihn dreimal auf: dadurch
rein genug, um selbst ein Gott zu sein. Nach Tyermann
nnet 1, 522 war es aber Niemand anders, als Oro selber,
die Seelen in sich aufnahm und reinigte. Ein Unterschied nach
) gut fand im jenseitigen Leben nicht statt (Ellis 1, 398).
iben wir schon vorhin gesehen, daß einige Seelen gleich ins Po
i, andere erst gereinigt werden mußten. Dieser Unterschied
h gleich nach dem Tode. Denn zunächst eilte die Seele ähn-
in Tonga und Neuseeland, nach einem kleinen Vorge-
i Westen Tahitis, welches in zwei Felsenspitzen emporragte.
e sich nun auf den Fels zur Rechten, so war sie unschuldig,
langte sie gleich ins Po; setzte sie sich aber auf den zur Linken,
tte sie gesündigt — die einzige Sünde bestand in Nichtbeachtung
ou oder der Götter — dann mußte sie jenen Proceß der Rei-
durchmachen (Mörenh. 1, 432 f.). Auch über die Oro-
— so schreibt er, nicht wie Ellis Oramatua — gibt Mö-
it noch einige wichtige Nachrichten. Sie strafen Zank in der
durch Krankheit des Anfängers oder durch den Tod seiner
Angehörigen: und die varua, die Geister, werden nach ihrem Tode
ier Reinigung) zu Oromatuas, Erwachsene sowohl wie auch
deren Geister auch hier besonders heilig waren; doch am mäch-

matua nannte man nun aber auch die Schutzgeiſter der einzelnen Menſchen, die meiſt wie auch die Götter oft in Thiergeſtalt auftreten — vielleicht weil man die Thiere durch Metamorphoſe entſtanden oder von abgeſchiedenen Geiſtern beſeelt glaubte. Zeigte ſich einem kranken Tahitier ſein Schutzgeiſt, d. h. das Thier, in deſſen Geſtalt er ſeinen Schutzgeiſt ehrte, ſo mußte er ſterben; zeigte ſich dies Thier nach dem Tode irgend Jemandes, ſo iſt es ſeine Seele, und wird deshalb von der Mutter des Todten eingeladen, gepflegt und unter Thränenſtrömen entlaſſen. Sie ſind daher auch ſehr milde gegen Thiere, welche ſie nie quälen (Mörenh. 1, 456-8).

Das rarotonganiſche Paradies war, ähnlich dem tahitiſchen Taurua bei Wilſon, ein ſehr großes Haus in herrlichſter Umgebung und aller Freuden voll; die Strafe im Jenſeits (doch iſt dies vielleicht erſt eine moderne Auffaſſungsweiſe, darauf beruhend, daß urſprünglich nur genügend Beſtattete ins Paradies kamen) beſtand darin, daß man aus dieſem Paradies ausgeſchloſſen war, aber ſich in der Nähe aufhalten und alle Seligkeiten mit anſehen mußte, unter den ſtets vergeblichen Verſuchen, in jenen Ort ſelbſt einbrechen zu können (Williams 557). Moraliſche Tugenden oder Fehler waren es nicht, welche hineinführten: nur ein richtiges Begräbniß war nöthig. Man legte auf den völlig geſchmückten Todten ein ganzes gebratenes Schwein und vegetabiliſche Speiſen und der nächſte Verwandte ſprach dann: „ich habe dich im Leben lieb gehabt, ich habe deine Krankheit zu heben verſucht; nun biſt du todt, nimm nun dein momoe o (Mitgift zur Zulaſſung), geh, gewinn dir damit den Zugang zu Tikis Haus — ſo hieß das Paradies, deſſen Gott Tiki war — und komm nicht wieder, uns zu quälen". Dann begrub man den Leib und die Speiſen; hörte man aber in den nächſten Tagen beim Grab eine Grille, ſo begann ſofort ein gewaltiges Heulen und einer rief: „ach, unſer Bruder! ſein Geiſt iſt nicht ins Paradies gekommen: ihn hungert, ihn friert" — und neue Opfer ſuchten den Schaden gut zu machen (Williams 558-9). Wir finden in dieſer Darſtellung lauter uns ſchon bekannte Einzelnheiten, aber freilich in neuer und lehrreicher Zuſammenſtellung.

Auf Mangareva dachte man ſich, wie berichtet wird, die Böſen geſtraft, die Guten belohnt: doch iſt die ethiſche Auffaſſung gewiß nur Zuſatz der Berichterſtatter. Die Guten kommen in das Paradies Po-rotu, aber nur, wenn die Verwandten eine genügen

Leichenfeier hielten, welche bei Häuptlingen oft 17 Tage dauerte und bei der man des Verstorbenen und seiner Vorfahren Thaten sang. Die Bösen — d. h. nur die, welche nicht so bestattet wurden — kamen in das Po-Kino, einen brennenden Vulkan oder tiefen Pfuhl, aus welchem Rettung unmöglich war (Caret annal. de la prop. de la foi 1842, V, 7 bei Michaelis 81; eb. 94). Hier also, wo man auch einzelne modernisirte Zusätze abrechnen muß, war es ganz wie auf Rarotonga.

Auf den Markesas, wo die Götter ebenfalls nur ceremonielle, nicht moralische Vergehungen bestrafen (Math. G*** 39) und diese nur auf Erden, nicht nach dem Tode (Radiguet rev. d. d. m. 1859, V, 626): auf den Markehas verläßt die Seele, für deren Sitz man hier gleichfalls den Bauch hält (Math. G*** 48 und die man sich öfters in Vogelgestalt dachte Wilson 246) die Welt begleitet von den Seelen ihrer Besitzthümer und ihrer Todtenopfer, nur daß diese nicht an einen Ort für sich (wie in Tahiti) sondern mit ihr gemeinschaftlich gehen. Es gibt ein Paradies im Himmel wo die hohen Götter, gestorbene Wöchnerinnen, gefallene Krieger, Selbstmörder und alle Vornehmen in Ueberfluß und Freude leben; und eins unter der Erde für die untergeordneten Götter und das gemeine Volk. (Radig. l.). Dieser unterirdische Aufenthalt hieß Hawaiki (M. G*** 40). Man lebt dort wie auf der Erde. Die Seele fährt in einem Kahn an ein Vorgebirge im Kanal, zwischen Tahuata und Hivaoa: dort steht ein Felsen, wo ein böser und ein guter Geist um die Seele streiten: siegt der böse, so frißt er sie auf und sie hört auf zu sein, während der gute sie ins Paradies führt (Radig. eb). Nach Porter (2, 113) gehen jedoch die gefallenen aber dem Feind entrissenen Krieger zur See auf eine ferne Insel. Die Götter, die Weißen und die verstorbenen Priester (sehr häufig Häuptlinge, Math. G*** 47) werden Otua genannt (Porter 2, 49). Hausgötter und Schutzgeister sind zahlreich, allein sie werden ohne Achtung behandelt (eb. 2, 113); auch kennen sie eine Masse zauberübender Dämonen (114), die gewiß von jenen Otuas nicht unterschieden sind. Alle Krankheiten sind von ihnen oder den Göttern verursacht (Math. G*** 228).

Ziemlich ebenso war der Glaube auf Hawaii. Entweder die Seelen gingen ins Po, wo sie von den Göttern gegessen wurden: oder

in jenes ſchon geſchilderte Reich des Akea und Miru, wo Miru herr
das Leben dem auf der Oberwelt glich. Miru ſendete auch di
öfters mit Aufträgen zur Oberwelt zurück, welche dann den
im Traume erſchienen: doch ſcheinen auch zu ihm nur die Vo
gelangt zu ſein, da das Volk nach dem Tode nicht weit
(Ellis 4, 366 f. Jarves 38, 40). Die Fürſten kamen na
Tod in den Himmel (Jarves 39) und wurden dorthin gel
Kaonohiokala (Augapfel der Sonne) und noch einem anderen G
Ebenſo hat jeder Vornehme ſeinen eigenen Atua, aber kein
aus dem Volke, welche dafür irgend einen Vogel oder ſonſt ei
als Schutzgeiſt verehren (Chamiſſo 150). Auch die Atua
man ſich als Vögel (Cook 3. R. 3, 458.) Seltſam iſt der
der ſich hier findet, daß jeder zwei Seelen haben, eine, wel
beim Körper verweile, eine andere, welche ihn zu guten un
Zwecken, um zu helfen oder anderen zu ſchaden verlaſſ
(Jarves 39); es ſcheint dies keineswegs eine beſonders
Anſicht zu ſein.

Nachdem wir nun ſo das Material zuſammengeſtellt haben
wir an eine Prüfung und Erklärung desſelben gehn. Zunä
ſich, daß hier vieles unklar und widerſprechend iſt, wovon
manches löſen wird, manches nicht: denn vielfach ſtehen eben
dene Anſichten nebeneinander.

Als das erſte und wichtigſte ergibt ſich nun der U
zwiſchen Göttern und Seelen ganz klar. Urſprünglich ſind ſ
aus geſchieden und erſt ſpäter iſt eine Vermiſchung beider Welt
Verwiſchung ihrer Grenzen eingetreten. Schon ihr Aufenth
wir dies oben einleitend ausführten, war ein getrennter: di
wohnten urſprünglich im Himmel, die Seelen in der Tiefe, u
Aufſicht irgend eines Gottes, welcher letztere Aufenthalt ſich ſchon
Namen des Paradieſes erweiſen läßt. Auf Mangareva
Aufenthalt der Unbeſtatteten Po-Kino d. h. ſchlechtes Po (di
Form iſt po-Kiro nach Hale s. v. Kino), der Aufenthalt
ſtatteten dagegen po-rotu, was natürlich gleich dem tonganiſ
lotu, Pu-lotu iſt. Durch dieſe Uebereinanderſtellung zeigt
lotu gleichfalls ein Adjektivum iſt, kein Subſtantivum, und
ſchon ſchwindet Meinickes Deutung „Nacht des Gebetes“,
wie ſie auch für polyneſiſche Begriffe viel zu abſtrakt iſt.

)eutung „Mitte des Po", der wir oben (Band 5, 2, 214) gaben, dürfte bei genauerer Prüfung ſich nicht beſtätigen. ſprechen jene mangareviſchen Formen dagegen: zweitens aber : ſprachliche Form des Wortes, denn die polyneſiſchen Sprachen ı Zuſammenſetzungen das beſtimmende Wort nach*) und alſo)as Wort loto-po heißen. Dies loto, lotu iſt alſo ein Ad-, allerdings daſſelbe, von welchem auch loto, Mitte ſtammt: nämlich heißt ſam. tong. (Hale) tief und daß dies Wort nur ſche Bildung von loto (roto, oto mundartlich) „Mittelpunkt, (Hale) iſt, (zu welchem Begriff auch die Bedeutung „Geiſt, mg" gehört), das iſt klar. Allein da loto im ſam. tong. raro-ıhit. und haw. nach Hale zugleich See, Teich bedeutet, ſo ine Grundbedeutung nicht „Mitte" ſein — jene Inſeln ſind nt hoch und haben keine Lagune in ihrer Mitte — ſondern ır „Tiefe" denn aus ihr leiten ſich alle obigen Bedeutungen ırtes ſehr gut ab. Die reduplicirte Form wie loloto nehmen a ſehr gern, keineswegs aber nothwendig an: ebenſogut kann e einfache Grundform adjektiviſche Geltung haben und ſo iſt : Deutung des po-rotu oder lotu keine andere als „tiefliegen-, Po der Tiefe". Dies Po der Tiefe nun kann nur einem Po gegenüber ſo benannt ſein: man würde ſonſt nur Po ge-)en. Dies andere Po iſt eben das Po der Höhe, das Po an : ſich, wo die Götter wohnen, der zehnte Himmel: dort aber die Seelen der Abgeſchiedenen urſprünglich nicht hin. Hierfür gendes die Beweiſe: erſtlich hat ſich an den abgeſchiedenſten des Gebietes dieſe Auffaſſung bewahrt und dort finden wir ſo auf Mangareva, auf Rarotonga, auf Tukopia, denn eiſterhaus daſelbſt (Bd. 5, 2, 198; Dillon 2, 136) ſtellen ich mit dem rarotonganiſchen Haus des Tiki, nur daß es auf aus der Phantaſie in die verkörperte Wirklichkeit getreten Dingen aber die Seelen nach urſprünglicher Auffaſſung zu den

---

Hale 285, § 79. Beiſpiele: Samoan. lau-ulu tahit. ro-uru Laub, i. Haar; tua-sivi Rücken, Gebein, Rückgrat (wir müßten ſagen b, Gebeinsrücken); tong. manava-tii Adern, wenig d. i. Furcht. ga ńutu-pa Mund, Wand, d. i. Thür. Tahit. maïri-raa Untergang, Sonnenuntergang u. ſ. w.

Göttern, ſo iſt durchaus unbegreiflich, wie jene ſo viel lockendere A
faſſung einer ſo düſteren ſollte gewichen ſein. Aber auch wenn b
gemiſcht vorkommen, begreift man das Verdrängen der beſſeren
wenig, daß man vielmehr von ihr die ſchlechtere verdrängt erwar
mußte. Und doch finden wir zweitens auf allen Inſeln die Anſicht v
dem unterirdiſchen Todtenreich als die bei weitem vorherrſchende, a
Samoa, Neuſeeland, Tahiti, Nukuhiva, Hawaii, ja a
Neuſeeland nannte man das unterirdiſche po das po nui, d
große Po (d'Urville a 2, 229), gewiß weil es im Gegenſatz zu jene
himmliſchen Po für alle Menſchen war. Drittens finden wir in jene
himmliſchen Reich nur eine ganz beſtimmte Auswahl menſchlicher Seele
von denen es ſehr begreiflich iſt, warum ſie gerade in eine beſonders glü
liche Lage kamen: im Wochenbett geſtorbene Frauen, welche für beſo
ders tabu, d. h. alſo den Göttern geheiligt galten, wie auch Kindergeiſt
von beſonderer Geltung waren; Selbſtmörder (Nukuhiva) wegen ihr
Muthes, Fürſten wegen ihrer Vornehmheit. Viertens gab es kei
Inſelgruppe, wo man nicht einen Theil der Götter wenigſtens i
Himmel dachte: woher das aber, wenn das Po der Götter gleichfa
unter der Erde lag?

Von unſerer Annahme eines getrennten Po, des unterirdiſchen f
die Menſchenſeelen, des überirdiſchen für die Götter löſen ſich aber a
vorkommenden Anſchauungen. Denn dachte man ſich das Po als e
glückliches Land mit allem Ueberfluß verſehen: ſo unterſchied es ſich v
dem Aufenthaltsort der Götter außer der Lage gar nicht, den man eber
dachte und ſo mußte beiden um ſo leichter verſchmelzen, je größere Wi
tigkeit man den Seelen nach und nach zugeſtand. Daß aber auch d
tonganiſche Pulotu urſprünglich kein Götter- ſondern nur ein Geiſte
ein Seelenreich war, geht aus der Schattenhaftigkeit aller Dinge
ſelbſt hervor, während doch die Götter ſelbſtändig und ſchöpferi
waren, wie der weltbildende Tangaloa, oder die Götter, welche
ſterblichen Weibern Kinder zeugen. Die Otuas ferner, welche d
Tonganern begegnen, zeigen ſchon durch ihre größere Zahl und i
Namenloſigkeit, daß ſie eigentlich Seelen, nicht Götter ſind und da
ſpricht hier ganz beſonders ſtark der Name für ein Seelenreich, de
er heißt po-loto, Po der Tiefe. Dies Po der Tiefe aber wurde n
und nach, mit der wachſenden Bedeutung der Seelen als Revenan
immer mehr auf die Erde ſelbſt emporgehoben; und dem lag a

eine noch höhere Erhebung bei beſonders heiligen Seele nahe: ſo lag Roohutu entweder auf einem raiateaniſchen Berg oder in der Höhe der Luft. Bergſpitzen, der Himmel waren eben heilige Orte. Doch gingen auch die Areoi nach anderen Vorſtellungen unter die Erde, nach Miru, wo alle ihre Geiſter ſich am ewigen Rundtanz erfreuten (Ellis 4, 467). Miru lag aber gewiß auch auf Tahiti unter der Erde, wie es auf Hawaii (eb. 366) unterirdiſch war und wie die Neuſeeländer nach Mira durch das Reinga gelangten (Leſſon voy. 182).

Wie dachte man ſich nun nach Vorſtehendem die Seelen? Sie verließen den Körper gleich nach dem Tode, wo ſie von anderen Geiſtern oder einem Gotte gewaltſam weggeführt wurden. Ihre Geſtalt war ſchattenhaft, und dann von menſchlicher Form; oder ſie nahmen Thierformen an, am gewöhnlichſten die der Eidechſen, Schmetterlinge, Heuſchrecken, Vögel. So treten ſie wohl nur Tags auf: Nachts erſcheinen ſie, obwohl man ſie auch als Licht (Diffenb. 2, 59) oder Feuerfunken denkt, meiſt als geſpenſtige Menſchen. Sie halten ſich beſonders gern an den Begräbnisplätzen auf, daher dieſe von allen Polyneſiern Nachts auf's Höchſte gefürchtet ſind und weil die Geiſter auch ſonſt umgehen ſo wagt es Niemand Nachts allein und ohne Licht auszugehen. Denn dieſe zurückkehrenden Geiſter ſind von höchſt feindſeliger Geſinnung, nicht nur, daß ſie die Leute, welche ſie ſei es im Traum oder im Wachen begeiſtern, gewaltſam angreifen, ſie plagen und necken auch, wen ſie können, ſie ziehen (Ellis 1, 396) dem ihnen Begegnenden die Seele aus dem Leib oder erwürgen ihn, weshalb man zu Rarotonga ſowohl wie zu Huahine beim Begräbnis betete „komm nicht wieder, uns zu erwürgen" — ſie ſind es, von denen alles Unglück, jede Krankheit kommt, ſie, welche den Tod bringen. In Tonga und Samoa kannte man fünf bis ſechs Hotua Pow (nach Mariners Schreibung 2, 120 *), welche ſtets unſichtbar ſind, aber ſich dem Wanderer auf-

*) Der Name kann nicht bezeichnen „Geiſter der Nacht": ſonſt hätte Mar. Po geſchrieben. Hotua pou heißt wörtlich „Pfahlgeiſter". Die verſtorbenen Seelen wurden oft zum Hausrath der Götter gemacht; waren ſie beſonders vorzüglich, ſo blieben ſie lebende Weſen. Die ſchlechteſten oder am mindeſten geehrten, vielleicht alſo die unbeerdigten wurden zum ſchlechteſten Hausrath, ja zu Zaunpfählen. „Pfahlſeele" könnte alſo einen ſchlechten Geiſt bedeuten, der deshalb auch beſonders ſchädlich wäre. Doch geben wir dieſe Deutung ſelber zweifelnd.

hocken, Alpdrücken und böſe Träume verurſachen, ja in Samoa we
ſtens öfters auch die Weiber beſchlafen und ſchwängern. Ganz
ſonders tückiſch aber ſind die Seelen, je jünger ſie vom Leben ab
ſcheiden mußten; am hämiſchſten daher die Seelen der Menſchenkeime.
Weiber bewahrten ſich dadurch vor ſchlechter Behandlung Seitens der
Männer, daß ſie ſagten, ſie würden den Geiſt eines Kindes beleidigen:
der aber würde ſich bitter an der Familie gerächt haben (Mörenh.
1, 538). Daher iſt auch der Selbſtmord aus Rache, der öfters in
Polyneſien vorkam, zu erklären: das Sterbende wurde dann ein
Plagegeiſt für den, der ihn im Leben erzürnt hatte. Nächtliches
Lärmen, Geheul, Gewinſel, Thiergeſchrei geht von den Geiſtern der
Todten aus. Namentlich ſcheinen es die Unbeerdigten zu ſein, welche
ſo bösartig auftreten, oder die, welche nicht genug Ehre und Opfer
nach dem Tode erhalten, wenigſtens laſſen darauf die rarotonga-
niſchen und paumotuaniſchen Gebräuche ſchließen ſowie die ganz
excentriſchen Trauergebräuche, die wir ſpäter betrachten. Sehr früh aber
ſchon muß dieſer Unterſchied veranlaßt ſein, denn ſpäter galten alle
Geiſter ohne beſonderen Grund für bös. Und doch hatte man
Schutzgeiſter, welche gleichfalls Seelen Abgeſchiedener waren. Die
Völker ſelber haben hier nicht genau geſchieden, doch läßt ſich vielleicht
noch einiges genauer beſtimmen: feindlich waren natürlich ſchlecht ge-
ehrte Geiſter Angehöriger, ſowie alle fremde Seelen: verwandte aber
welche ehrenvoll beſtattet waren, hatten keinen Grund zu zürnen, ſie
wurden alſo wohl zu Schutzgeiſtern (Wilſon 451), wenn auch nicht
immer, denn auch vor ihnen fürchtete man ſich oft genug. Ebenſalls
hatten die Seelen ſchon längſt Abgeſchiedener keinen Grund, ihre
fernen Enkeln, die mit ihnen in gar keiner Beziehung ſtanden, zu
zürnen: im Gegentheil, da ſie ſo lange das Geſchlecht hatten beſtehen
laſſen, ſo zeigten ſie ſich entſchieden als gute Geiſter, daher man an-
ſie vielfach als Schutzgeiſter verehrte. Solche Schutzgeiſter der letztere
Art ſcheinen die Oramatua in Tahiti geweſen zu ſein, denn das Wort
bedeutet „Vorfahren“, und wir ſehen ſie z. B. Zank in der Familie
verhüten oder ſtrafen; aber keineswegs waren ſie immer von freund-
lichem Einfluß oder ihre Bedeutung hat ſich ſchon frühe verwiſcht, ge-
trübt. Letzteres iſt auf jeden Fall geſchehen: denn ſie ſind von den
übrigen Geiſtern begrifflich kaum mehr unterſchieden. Der Schutzgeiſt
half in Nöthen; er widerſetzte ſich dem Einfluß feindlicher Geiſter

(Wilson 453) oder böser Zauberei; er gab Segen und Vortheil — kurz er benahm sich, wie sich Schutzgeister in der ganzen Welt benehmen. Allein Kranke rief er auch zum Tode ab durch seine Erscheinung — und auch hier kam er ursprünglich wohl tröstlich. Daß diese Schutzgeister in Thiergestalt erscheinen, ist nicht wunderbar, da die Seele in dieser Gestalt erschien. Auffallender ist es, daß der Sterbende selber später in der Thiergestalt seines Schutzgeistes auftrat (Mörenh. 1, 456 f.).

Die Auffassung der Schutzgeister hat aber noch eine andere Schwierigkeit. Keineswegs ist der Schutzgeist immer der Geist eines Vorfahren: häufig genug müssen wir in ihm einen Gott sehen. So war Temeharo, Tanes Sohn, der Schutzgeist der Familie Pomare (Ellis 1, 325); und so hatte jede Familie von irgend welcher Bedeutung, jeder einzelne Fürst seinen Schutzgott, welcher keineswegs ein varua, ein abgeschiedener Geist, sondern wirklich ein atua, ein Gott war (eb. 333). Ebenso hatte jeder einzelne seinen aitu (etu), einen Gott, zum Schutzgeist, namentlich auf Samoa (Turner 138; Williams 436 f.; 547), wo man bei der Geburt eines Kindes die Götter der Reihe nach anrief; der nun, welcher gerade bei dem Hervortreten des Kindes angerufen wurde, der war sein Schutzgeist fürs Leben (Turner 238). Gerade diese Götter nun zeigten sich immer als Thiere, als Vogel, Fisch, Aal, Eidechse, Fliege, Seeschlange, Seespinne u. s. w. (Turner 104), wie sie auch in Tahiti fast immer Thiergestalten annahmen, in Hawaii aber, wo jeder Einzelne ebenfalls einen Schutzgeist hat, sich auch als Baum, als Stein darstellen. Auch hier, wo der Schutzgeist in jedem Gehöft ein eigenes Haus erhielt (Remy 163; 165), hieß er Atua, also Gott (Chamisso 150). Niemand durfte das Thier, welches sein „Etu" war, essen, wenn er nicht augenblicklichen Tod erleiden wollte (Williams 437; 438): es war ein gefahrvolles Unternehmen, als die christlichen Häuptlinge Samoas zu Williams' Zeiten ihre Etus feierlich aßen, um ihren christlichen Sinn zu bewähren: sie thaten es mit Zittern, und daß ihnen diese Aale und Fische und wilde Enten u. s. w. gut bekamen, war ein gewaltiger Hebel für die Ausbreitung der neuen Religion. Uebrigens hatten, wie jeder Einzelne und ganze Familien, ebenso auch Inseln oder ganze Stämme ihre Schutzgeister, für welche in Neuseeland zum Theil die Seelen früherer, besonders bedeutender

Helden dies Amt übernahmen (Taylor 23). Und so m
der Einfluß dieser Geister, daß Kriegsgefangene, Sklaven
Verpflichtungen gegen die Götter waren, denn dem Schutzge
reichen Stammes gingen sie nichts an und ihr eigener ha
lassen (Swainson 20). Götter, welche den einzelnen H
standen, gab es hier nicht, Stammesgötter aber, deren jed
seinen eigenen hatte (Polack narr. 2, 226), dachte man sich
gestalt (Polack 1, 233). Solche Distriktgötter waren, wie
gesehen, auch zu Tonga und Samoa. Hier hatte jedes
besonderen Gott, als dessen Eigenthum die Bewohner d
galten und welcher der Schnelle, Zerstörung, der Heilige,
Seher, der König von Pulotu u. s. w. hieß. Ein solcher
freilich der ganzen Insel war zu Upolu wohl der von Erskin
erwähnte Pili, dessen Name merkwürdig an die hawaiische Pe
Er hatte die Bevölkerung der Insel in einzelne Stämme getheilt
einzelnen das ihn auszeichnende Emblem gegeben. Nicht mind
der Fall im Gesellschaftsarchipel, wo jede einzelne Insel, je
Bezirk einen besondern Schutzgott hatte, Huahine und Taha
Raiatea den Uro, Bolabola und Taiarapu (Klein-tahiti)
Tahiti-nui (Groß-tahiti) den Uru, Tabuai-manu den Taar
den Tubu und Raimaräwa u. s. w. (Turner 240; Coo
368). Die meisten dieser Götter sind uns schon bekannt,
gewiß jener Rai-tubu, jener Himmelsaufrichter, worauf auch
Name, Rai-maräwa zu deuten scheint. Orra, Uru, Uro
dieselbe Gottheit und Niemand anders als Oro selbst. K
strikte, die sogenannten Maheinas, von denen oben die Rei
richteten ein Ti'ibild im Marae, wodurch sie das Anrech
dort ihren Gottesdienst zu verrichten (Wilson 301): d. h.
daselbst das Bild ihres Schutzgeistes auf, durch den sie daselbs
und vertreten wurden. Dieser Schutzgott war bei einem klei
ein unwichtiger, wohl namenloser Gott, eben nur ein Ti'i.
denn auch hierher, was Shortland 57 von Neuseela
daß dort jede Küstengegend einen Schutzgeist in Gestalt ei
Seethieres, das man sich walfischgleich dachte, gehabt habe,
zirk Hauraki den Ureia, der Bezirk Manukau den Haumia
tikitiki ist bei Grey 1 f. Vater der wilden Nahrungspflan
cher letztere auf Ureias Betrieb durch die Mannen der H

getödtet wurde, wodurch Krieg entstand. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es gewiß mit Tiniraus, eines neuseeländischen Fürsten (Grey 90 f.) Walfisch, welcher gerufen aus fernster Ferne herbeikam, seinem Herrn Stücke von seinem eigenen Fleisch zur Nahrung gab, die Aufträge desselben ausführte, aber von dem Zauberer Kae getödtet wurde; Tiniran ermordete aus Rache den Kae, verlor aber in dem Krieg, welcher hierüber ausbrach, seinen eigenen Sohn. Dieser Walfisch blieb nach andern Sagen wohl ewig am Leben, denn in der oben (96) angeführten Sage heißt es, daß Waihuka durch einen Walfisch gerettet wurde, denn der war sein Vorfahr, das heilige Thier Tiniraus, des großen Fürsten dieser Welt. Aehnliche Arionfahrten waren auch in Tahiti bekannt (Ellis 1, 329), wo die Haifische auch als Götter der Schiffahrt galten (Mörenh. 2, 452). Ueberall war ferner der Haifisch heilig, der in Tahiti vorzüglich als Götterbote galt — man beachte, daß auch die Milchstraße der lange blaue Hai (Squalus glaucus) hieß —, Priester von anderen Menschen zu unterscheiden wußte und sie nie fraß, wie er überhaupt keinem Menschen während der Feierlichkeiten schädlich wurde, welche die Annahme des rothen Gürtels begleiteten (Ellis 1, 329. 167). Ebenso glaubte man in Tonga, daß der Hai Unschuldige nicht fresse: worauf eine eigene Art von Gottesgericht gegründet war (Mar. 2, 221); Tabuverletzer aber waren hier und zu Samoa ganz besonders den Bissen der Haie ausgesetzt (eb. 99; Turner 294). Nach 1862 (Hood 131) gab es in Samoa in einem kleinen Hafen zwei Haie, welche herbeigeschwommen kamen, sobald man sie mit dem Namen zweier sagenhafter Häuptlinge rief. Denn die heiligen Haifische wurden vielfach gefüttert. In Mikronesien waren Haifische gleichfalls ungefährlich an Plätzen, welche den Göttern geheiligt waren (Bd. 5, 2, 137). Allerdings sagt Ellis 1, 329, daß der Hai nicht selber ein Gott gewesen sei und so mag die Anschauung in den letzten Zeiten des Heidenthumes gewesen sein: allein sowohl zu Tahiti (Ellis 1, 167) als zu Hawaii (4, 90) waren einem Gott in Haigestalt, der zu Hawaii Mo'o ali'i, d. h. Herr der Lurche hieß, Tempel gebaut und ein Opferdienst eingerichtet, ja Tahiti selbst soll ein Hai gewesen sein, im Osten bei Matarafan war das Haupt, im Westen bei Faaa der Schwanz und der Oro-hena war die Rückenflosse. In Aitutaki scheint er das Symbol Rongos gewesen zu sein, wenigstens wurden die Priester dieses Gottes von einem

Hai begeiſtert (Williams 109) und den Namen Kai-tangata, ſchenfreſſer, den in Aitutaki Rongo führte, trug in Samo großer heiliger und daher zahmer Aal von 9′ Länge (Hood Auch die Schutzgottheiten ganzer Diſtrikte und Dörfer in S traten in Thiergeſtalt auf, trotz ihrer Namen „der Heilige, Zerſt der Gott vom Himmel, der große Seher, der König von Pu Zeigte ſich das betreffende Thier bei einem Dorfe, ſo wurde e gemeines Opfer- und Freudenfeſt angeordnet; fand man dageg Inkarnation des Dorfgottes todt, ſo überließ man ſich der he Trauer, während welcher das gefallene Thier aufs feierlichſte b wurde (Turner 240; 242).

Wir können jetzt uns ein Urtheil erlauben über das We Schutzgeiſter. Urſprünglich ſind ſie wohl nur Götter, zu dem einzelnen Menſchen ſchon von der Geburt an in ein beſti Verhältniß treten, theils durch Fügung der Götter ſelbſt, wie moa, theils nach freier Wahl der Menſchen durch Weihung des wobei man den Geiſt des Gottes, welchem man das Kind weil einer Art Schlinge fing, häufig ſchon während der Schwang (Tahiti Ellis 1, 260; Hervey Williams 545). Daß zu der Mannbarkeit erſt dies Verhältniß eingetreten oder wenigſte neuert und inniger geworden wäre, dafür findet ſich nirgends ein niß und doch müſſen wir es ſchließen, wenn das oben (34 f. die Tattuirung geſagte richtig war. Moko, Eidechſe, Schlang ſie zu Neuſeeland: und nun denke man an den hawaii Mo'o-ali'i und daran, daß die Götter ſo häufig als Schlange, E Fiſch gedacht wurden. Brachte aber, urſprünglich wenigſtens, di tuirung ein engeres Verhältniß zum Schutzgott, ſo haben wir als und freilich ſpäter ſehr verkommene Sitte der Polyneſier ganz d welche wir in Amerika (Bd. 3, 118 f. 191) und in Neu (Grey 2, 225 f.) finden: daß jedem einzelnen bei beſtimmten momenten ein Gott in Thiergeſtalt erſcheint, der ſein Schutzgot und den er nicht eſſen darf (Ausſterben 35); daß ganze S Dörfer u. ſ. w. gleichfalls ſolche Götter haben, von denen ſi leicht (obgleich darüber polyneſiſch nichts berichtet iſt) abſtammt z. B. der Walfiſch Tiniraus der Ahnherr Waihukas war. I traten die Schutzgeiſter nur in Thiergeſtalt auf, ſelbſt O Hiro, denn man ſuchte dieſe, um ihnen Kinder zu weihen, in Sc

gen; man dachte sie also als Vögel. Das aber zeigt uns, daß
hier mit einem der ältesten Stücke polynesisches Glaubens zu
haben: denn je sinnlicher eine Vorstellung von den Göttern ist,
ist sie und hier sehen wir sie noch aufs allersinnlichste gestal-
ie Thiere mit ihrem geheimnißvollen selbständigen Leben, ihrem
tzlichen, oft schädlichen Einfluß sind hier noch die einzigen Götter.
ögen einst auch die mächtigsten gewesen sein, daher die polyne-
fanau po die Nachtgebornen so gern als Aal oder Schlange
wurden: und erst in späterer Zeit traten menschlich gedachte
ifikationen allgemeinerer Art an ihre Stelle. Nun finden wir
ie Seelen der Abgeschiedenen, der Geschlechtshäupter vielfach als
geister. Ueberall jedoch verräth dieser Gebrauch sein jüngeres
Wirkliche feierliche Ceremonien für den Schutzgeist beziehen sich
f die Götter; bei der Geburt ruft man nur die Götter an,
man nur ihnen das Kind; Schutzgeister größerer Distrikte sind
meisten Inseln (Tonga, Samoa, Tahiti, Hawaii) nur
, oft die mächtigsten und nur in Neuseeland ist der Glaube,
e Seelen der Stammeshelden die Schutzgeister des Stammes sein,
verbreitet; hier aber hat sich auch gerade Mythologie und Hel-
: am allerinnigsten vermischt.

Man nannte nun diese Schutzgeister und ihre Bilder sehr häufig
daher es jetzt an der Zeit ist auf diesen Namen und was er
let näher einzugehen. Nach den wunderlichen Ueberlieferungen,
Ellis von Tahiti 1, 111-114 zusammenstellt, waren die
eister, welche zu Raiatea lebten, und die ersten Menschen —
vorher war das Land nur von Geistern bewohnt — erschufen,
e waren selbst das erste von den Göttern geschaffene Menschen-
und Ti'i hieß sowohl der Mann als die Frau, welche letztere
uch nicht selten den Namen Hina hatte; wenn sie starben, so
ihre Geister am Leben, immer mit demselben Namen und so
sich der Name Ti'i auf alle Geister der Todten aus (111).
inem anderen Bericht war Ti'i ein Enkel Taaroas, der seine eigene
ster heirathete und so Vater der Menschheit wurde (112). Die
er selbst (eb. 111) identificirten den Taaroa mit Ti'i, wie der
denn auch mit Hina unter dem Namen des Tii Maara ata
der sich aufs Meer erstreckt; ein anderer Ti'i hieß Ti'i Maara
der sich aufs Land erstreckt) einen Sohn, wieder Ti'i genannt,

erzeugte, welcher mit ſeiner ſpäter geborenen Schweſter verm
des Taata, d. h. des Menſchen wurde. Taata, mit der verjüng
mutter, mit Hina verheirathet, erzeugte den Ouru und die
von dieſen beiden ſtammen die Menſchen (113-4). Ode
ſchuf die Welt, Tii aber die Menſchen zu Opoa auf Raiatea
zunächſt ein Weib, von welcher dann die Menſchen ſtamme
man nun an, daß Ti'i und Taaroa daſſelbe Weſen ſei, ſo w
bei dieſer Annahme Taaroa im Po, Ti'i in der Welt des Lic
Uebrigens nannte man die Oramatua, die Geiſter der Vorfa
Oramatua tii (eb. 334) und ſo ſagt denn Forſter gerade
man die Seelen ſo nenne (Bem. 469) und die Schutz
ihren Kähnen, welche Schutzgeiſter bedeuten (eb. 399). Die
auch er entweder männlich oder weiblich, nach dem Geſchlecht
ſtorbenen Perſon, der ſie angehört haben: meiſt treten ſie fein
ſie kriechen Nachts in die Hütten, um den Schlafenden Herz
geweide abzufreſſen (470), wie ſie denn auch Cook (3. R.
feindſelige Geiſter nennt. Sie wohnen in den hölzernen
welche um den Marae aufgeſtellt ſind (Forſter, Bem. 4
welche ſelbſt wieder Ti'i heißen (eb. 472). Jede Familie
beſonderen Ti'i, ihren Schutzgeiſt, deſſen Bild ſie auf den A
len; es ſind urſprünglich ihre Anverwandten, welche zu G
worden ſind und meiſt feindlich, doch auch freundlich wirken
450; 451; 453). Jede Seele wird nach den Reinigung
das Durchgehen durch den Gott, der ſie frißt, bewirkt, ſelbe
(eb. 452) und ſo gilt ſie als untergeordneter Gott, welcher
den hohen Göttern in gutem Vernehmen ſteht, welcher Gefa
als Schutz ſendet; daher man ihre Bilder überall am S
Marae, des Dorfes, der Inſel aufſtellt, und zwar beſonders
einer beſonders großen durch ihren Schutz aber glücklich ab
Gefahr: man ſchlägt aber, beſchimpft, zerbricht ihr Bild und
weg, wenn ſie nicht den Willen der Bittenden erfüllen oder
Unglück und Gefahr nicht abwenden (Tah. Mörenhout 2
Paumotu eb. 2, 97; 1, 110; Markeſas Porter 2, 113
G.*** 42; 52). So waren denn natürlich auch jene ri
Figuren in Waihu, welche die Inſel umgaben, nichts als ſ
welche nach irgend einem glücklich abgewendeten Unheil etwa
des 17. Jahrhunderts aufgeſtellt waren, da ſie ſchon Ro

vorfand; Raubzüge unternahmen ja nicht nur die Polyneſier untereinander, ſondern auch damals ſchon die Spanier, die Engländer, wie Dampier, und Roggeveens des Holländers Beſuch war auch kein Glück für Waihu. Daher erklärt es ſich denn auch, weshalb ſpätere Beſucher ſie nicht mehr fanden: die Eingeborenen haben ſie wohl ſelbſt umgeworfen, denn freilich vor den Raubzügen der Weißen ſie zu ſchützen, dazu war keine Schutzgottheit mächtig genug — man vergleiche nur was Kotzebue (1. Reiſe) und Chamiſſo von den Schickſalen der Inſel berichten. — Sehen wir ſo die Tiki mit den Seelen in naher Berührung, ſo finden wir das ähnlich aber doch anders in Rarotonga: dort galt (Williams 558) Tiki für den König des Paradieſes. Doch galt er auch hier, ganz wie in tahitiſcher Auffaſſung als erſter Menſch. Auf Hawaii, wo jeder Häuptling ſeinen Atua hatte, deſſen Bild er aufſtellte, hießen die Bilder ebenfalls Tiki (Cham. 150; Hale 24). — In Neuſeeland heißt auf der Nordinſel der Ahnherr der Menſchen, der ein Sohn Rangis und Papas war, Tiki (Taylor 18f.), oder Tiki-ahua und daher die Menſchen ſelbſt Tikis Nachkommenſchaft, Aitanga a Tiki, womit man namentlich gern Perſonen guter Herkunft bezeichnet (Shortl. a. 40) und mit Recht ſtellt Schirren (65) mit dieſem Tiki den Tiki-tawito-ariki (Tiki der alte, der Herr) zuſammen, welcher bei Grey (a 14) als Anfang des neuen, des jetzigen Weltalters und daher wohl auch als Ahnherr der Menſchen gilt. Merkwürdig iſt es, daß Tiki nebſt Pani bei Dieffenbach (2, 61) in einem Gebete um Geſundheit angerufen werden, wie dieſe beiden es auch ſind, Tiki jedoch weiblich gedacht, welche die erſten Kumara aus Tawai nach dem damals noch nahrungsloſen Neuſeeland brachten, und daß auch bei Grey (a 1f.) Haumia-tikitiki der Gott der Nahrungspflanzen, aber freilich der wilden heißt (Dieffenbach 2, 47; Angas 1, 306). Gott der Pflanzen war er auch auf den Markeſas, denn er hatte ſie, ſowie die Fiſche, geſchaffen und wurde hoch daſelbſt verehrt (nouv. ann. des voyages 1847, II, 123), wie er denn auch Gott des Tattuirens und der Götzenbilder war, welche hier Tiki heißen (Mathias G*** 42). Auch zu Tahiti galt Ti'iti'i-po als Lehrer der Tattuirkunſt (Ellis 1, 262). Ebenſo heißen Tiki die kleinen monſtröſen Grünſteinbilder, welche die Maori faſt alle um den Hals trugen, allerdings ihrem Glauben nach nur deshalb, weil Tiki einer ihrer Vorfahren geweſen ſein ſoll. Dieſe Bilder, wenn

gleich erblich in den Familien, ſind keineswegs unveräußerl
ſenb. 2, 55). — Nach allem Vorſtehenden können wir ke
Tiki oder den Tikis nur eine Perſonifikation der menſchli
ſehen: denn wie käme dieſe dazu, der Gott der wilden
pflanzen, der Bringer der Kumara zu ſein, um nur dies
wähnen? Vielmehr müſſen wir Meinicke zuſtimmen, w
die Tiki, freilich zweifelnd, für eine eigene Klaſſe von Götte
Da wir Ti'i mit Tangaroa gleichgeſetzt, als Erſchaffer der
Pflanzen, der Fiſche geprieſen, als Herr der Unterwelt ve
ſo kann kein Zweifel darüber obwalten, daß wir es mit e
nicht mit einem menſchlichen Weſen zu thun haben: aber e
mit welcher Art von Gottheit. Auch dies läßt ſich beantw
Tiki ſind urſprünglich nichts als Schutzgottheiten und die
Schutzgottheiten hießen ſtets Tiki. Daher erklärt es ſich, d
der dieſer Gottheiten überall Tiki heißen, daher auch, und
mentlich wichtig, daß Tiki zugleich Gott des Tattuirens wa
ſich auch aufs neue unſere Erklärung dieſer Sitte beſtätigt.
die Tattuirung urſprünglich nur ein aufgezeichnetes Bild d
gottes, ſo verſtand es ſich ja von ſelbſt, daß dies Bild, die
nung dem Gotte heilig war: und ſo hat es ſich in Nukuhiv
Wenn nun jeder einzelne Menſch ſeinen Schutzgeiſt hatte, ſo
eine Menge Tikis geben; allein auch jeder Stamm, jedes
ſeinen Schutzgott und alſo gab es mächtigere neben unwichtig
Allein auch die Menſchheit als ſolche mußte einen Schutz
und ſo tritt Tiki als einzelne mächtige Gottheit auf, ganz
und ſehr ſchön in Tahiti als Gott des Tages, des wirkli
gegenüber dem Po der Götter, denn die Menſchen entſteh
dem Reiche des ao, des Lichtes und können nur in ihn
ganz folgerichtig aber auch in Neuſeeland als Anfang
einer neuen Welt, welche der Welt der Götter entgegengeſetzt
ſo tritt Tiki-Tawito-ariki bei Grey auf, ſo Tiki-ahua, und
mentlich vornehme Perſonen Tikis Nachkommen heißen, ſo
mit dem Glauben der Polyneſier, daß nur die Vornehme
Göttern in wirklicher Beziehung ſind, im engſten Zuſammenl
nun der Menſch ohne Nahrung nicht leben kann, da ferner
ſeeland Pflanzennahrung die vorherrſchende iſt, ſo ſehen wir kl
Tiki unter den Maori als Gott der wilden — der urſp

zugleich der zahlreichsten — Nahrungspflanzen und der Kumara, die man besonders hoch hielt und am meisten baute, verehrt wurde; auf den Markesas fügte man noch die Fische, das zweite Hauptnahrungsmittel hinzu. Auch in der Heldensage tritt ein Tiki auf, in der schönen Erzählung von der Jungfrau von Roturua (Grey 234—45), um welche Tutanekai wirbt und in dieser Werbung durch seinen Freund Tiki unterstützt wird: Tiki ist hier der Mensch gewordene Schutzgeist, von dem rein menschlich erzählt wird; ursprünglich stand er zu Tutanekai wohl ähnlich wie der Engel zum Tobias. Daß dann späterhin die Seelen der Menschen mit ihrem Schutzgeist vereinigt werden, ist gar nicht anders zu erwarten: so finden wir Tiki als Gott der Unterwelt in Rarotonga. Daher stammt auch das monströse in der Darstellung ihrer Bilder, welche alle sich durch ein mehr oder weniger fürchterliches Maul auszeichnen — wodurch denn auch, beiläufig gesagt, die oben (147) erwähnten Kriegsgötter sich als Tikis ausweisen. Und warum hatten sie diese abschreckende Gestalt? weil der Gott die Seele des Sterbenden frißt, um sie zu reinigen; weil dies Gefressenwerden, der Tod für die Lebenden etwas Fürchterliches war. Daß man daher die Tikis nun auch als bösen Geister fürchtete, wen wird es wundern? Diese nahe Berührung mit den Seelen zeigt sich nun auch darin, daß die Oramatua auf Tahiti geradezu Oramatua ti'i heißen, daß die Maori in ihren Tikibildern, welche sie als Amulete trugen, Abbildungen ihrer Vorfahren sahen; ja Dieffenbach (1, 391) behauptet sogar, alle Bilder in Neuseeland stellten nur Vorfahren, nie Götter dar. Das ist nur nach unserer Erklärung richtig: man hielt die Tikis für Menschenbilder und bildete keinen Gott außer dem Schutzgott ab, am eigenen Leib als moko und als selbständiges Götzenbild. Da man nun aber noch das Gefühl hatte, daß Tiki ursprünglich ein selbständiges bedeutendes Wesen war und da man ihn doch zugleich für die Menschenseele hielt: so entstand daraus jener etwas künstliche tahitische Mythus von Ti'i und seiner Frau, deren Geist nach dem Tode stets am Leben blieb und die natürlichere Auffassung, daß Tiki der erste Mensch, der Stammvater des Menschen sei. Ursprünglich war der Gott wohl wirklich Stammvater der Menschen, d. h. er bildete ihn, aus rother Erde, aus Sand; und so erklärt sich der Name Tiki-ahua, denn ahua heißt Aussehn, Gestalt und Tiki-ahua also gestaltender Tiki. Er der erste Mann, bildete sein Weib selber (Swainson 14), welcher My-

thus in Fakaafo (5. Bd. 2, 197) und auf Tahiti (Ellis
hier allerdings von Taaroa erzählt wurde. War er der erſ
ſo mußte er ein Weib haben: dazu ward ihm entweder eine
(dann iſt er der Sohn Tangaloas) gegeben, oder, was wir f
lich dieſelbe Auffaſſung halten, ſein Weib wird aus demſelb
gebildet wie er — daher ſie ivi heißt, Gebein, vielleicht n
wie auch der erſte Mann ein Fels war in Fakaafo — oder
ſich ſelbſt aus dieſen Stoffen ſein Weib, indem er den S
einen Felſen umarmt. Man bedenke, daß auch Tangaloas Wei
Te Papa oder der Küſtenſand iſt. Dadurch ſchwindet die A
mit der moſaiſchen Mythe oder rückt ſich wenigſtens auf ihr red
zurück, welche Aehnlichkeit natürlich die Miſſionäre beſonder
Daß wir in Tahiti einen zweifachen Tiki finden, einen fürs
einen fürs Land, erklärt ſich daraus, daß der Schutzgott i
Gebieten durchaus verſchiedenartig auftreten mußte, denn die
waren ganz verſchieden. Nun aber heißt auch Maui noch öf
tikitiki. Woher kommt das? weil man in Maui eine ſchützei
ſah, in dem Sonnengott, der nicht zu den älteſten Götte
der Licht brachte und alſo die Nacht mit ihren Gefahren v
der die Früchte reifte, die Nahrungspflanzen gedeihen ließ
alſo dieſer Name von dem älteren Tiki auf ihn übertragen.
mittelt uns auch die ſamoaniſch-tonganiſche Auffaſſun
als ob es eben ſehr wunderbar wäre, wenn hier kein Tiki
denn dieſer Name iſt urſprünglich nur appellativ (obgleich
deutung zu ermitteln ſchwierig iſt) und konnte demgemäß
oder gar nicht angewandt ſein auch da, wo man die Tiki
Gottheiten wohl kannte. Allein auch hier findet ſich der N
auf Samoa holte Ti'i ti'i der Sohn des Talanga das Feu
Unterwelt des Mafuike, beſiegte dieſen und beraubte ihn d
ſo daß nun die Inſel nicht mehr von ihm gefährdet iſt.
ſehen wir das Walten des Schutzgeiſtes in ſchönſter Geltung
die Inſel in den höchſten Gefahren, er gibt den Menſchen das
das Feuer, das er, wie Prometheus, den Göttern abringt: v
ſein Bezug zu Maui doch wohl noch in ein anderes Licht.
er Feuer, Wärme und Licht ſpendet, ſo ſpendet auch M
Wärme und Licht, jener aus den Tiefen der Erde, dieſe
Höhen der Luft: und ſo lag eine Vermiſchung beider ſo na

geradezu eintreten mußte. Ja in Tonga hat Maui den Namen des Tiki ganz und gar an sich gerissen: er lebt hier nur noch in der Zusammenstellung Maui kitschi-kitschi, wie Maui als Feuerbringer heißt (Geschichte 45): denn jene Form ist nur eine lautliche Umänderung von Tiki (vergl. Hale 233 § 3 und 5; 234; 230 § 1). Und nun fällt hier auch das richtige Licht auf die verschiedenen Maui: freilich war dieser Maui kitschi-kitschi ein anderer als der Maui-atalanga: denn er war ursprünglich — so noch in Samoa — ein selbständiger Feuerholender Gott, in mehr als einer Beziehung dem Prometheus gleich, der Schutzgeist der Menschen, der erst später mit dem immer mächtiger werdenden Sonnengott verschmolz. In den neuseeländischen Mythen heißt es denn ferner (Grey a 1 f.), daß Maui-tikitiki die Hine-nui-te-po zu betrügen versuchte, indem er durch sie hindurchschlüpfen wollte: sie aber beißt ihn todt und dadurch werden auch die Menschen sterblich. Auch hier tritt er als Tiki, d. h. als Schutzgeist der Menschheit auf. Wie so? Man bedenke zunächst die nahe Beziehung, welche zwischen dem Schutzgeist und der Seele des Menschen stattfindet: und ferner, daß Hine-nui die Personifikation des Po ist. Dazu kommt, daß die polynesischen Götter die Seelen auffressen, durch Verdauen reinigen und sie dadurch zu unsterblichen Wesen machen. Geht nun ein Wesen durch die Gottheit des Po lebend hindurch ohne verdaut zu werden, so ist er eben dadurch rein und unsterblich und wenn der Schutzgeist der Menschen dies thut, der Vertreter der menschlichen Seele, so hat natürlich diese letztere dieselben Eigenschaften. Auf Maui wurde dieser Mythus übertragen, weil man (nach Schirreus richtiger Deutung) im Untergehen der Sonne ein Verschlungenwerden durch Hine-nui-te-po sah; durch diese Gleichheit rückten beide Gottheiten, Tiki und Maui, wieder aufs nächste zusammen, Maui schien nur der thatsächlich ins Leben getretene Tiki. Also auch hier eine Uebertragung von Tiki auf Maui.

Wenn nun auf Neuseeland (z. B. Grey a, 1 f.) die Menschen vorzugsweise Söhne des Tu heißen, der alles thut, um sie groß und herrlich zu machen: so erklärt sich das aus den ewigen Kriegen der Neuseeländer, denn Tu war Kriegsgott, für Krieger also nichts erwünschter, als von ihm abstammend in seiner besonderen Hut zu stehen. Auch die Wohlthaten, die er den Menschen erweist, werden stets durch Kampf und Sturm gegen die anderen Götter errungen.

Die Seelen, ſo glaubte man, wurden im Po von den Göttern gefreſſen um geläutert zu werden: hierauf müſſen wir noch einmal zurückkommen. Wie kam man zu dieſer Auffaſſung, welche nicht einmal ganz correct iſt in Beziehung auf die ihr zu Grunde liegende Anſchauung, und die auf den erſten Blick doch auch gar ſo abſurd dem ſonſt entwickelten Verſtand der Polyneſier ſo gar nicht entſprechend ſcheint? Folgendes iſt zu beachten. Die urälteſten Auffaſſungen, haben ſich in Polyneſien wegen ſeiner abgeſchiedenen Lage bewahrt. Man dachte ſich den Schutzgeiſt in Thiergeſtalt und meiſt als größeres Thier, Schlange, Vogel, Haifiſch u. ſ. w., die Seele aber — dem entſprechend — als kleines Thier, als Spinne, Inſekt u. ſ. w. Man ſah wie der vermeintliche Schutzgeiſt die vermeintliche Seele fraß. Das Schauerliche und Schreckenerregende ſpielt bei der Entſtehungsgeſchichte der Mythologie eine höchſt bedeutende Rolle, wenn auch Baſtian (Zeitſchr. für Ethnologie 1, 190) ſeine Bedeutung einſeitig übertreibt. Die Thiere nahm man als Schutzgeiſt eigentlich wohl nur aus Furcht vor ihnen: die Seelen dachte man als Thiere, weil die Schutzgeiſter als Thiere gedacht wurden. Der letztere fraß, zum Entſetzen der Zuſehenden, die Seele: und ſo bildete ſich jener Mythus aus. Mag er aber auch anders entſtanden ſein: jedenfalls erklären ſich aus ihm folgende Züge. Zunächſt die Nahrung der Seelen. Sie nährten ſich in dem unterirdiſchen Lande des Miru nach dem Glauben der Hawaier nur von Eidechſen und Schmetterlingen: allein beide Thiere waren nichts anderes als ſelbſt wieder Darſtellungen von Seelen: ſie verzehrten alſo die eben ankommenden, noch nicht geläuterten Seelen, um ſie zu läutern, waren ſie geläutert, ſo erhielten ſie nach jener Thiergeſtalt wieder menſchliche Glieder. Weil nun auch die Götter dieſe Seelen fraßen ſo hießen ſie Kai-tangata, Menſcheneſſer, und weil dies für ſie eine beſonders ruhmvolle Thätigkeit war, ſo konnten dies einmal nur die höchſten Götter ſein und zweitens wurde Kaitangata eine Art von Ehrenname für ſie. Und wenn es im neuſeeländiſchen Märchen heißt, daß der neuangekommenen Seele höhniſch von den übrigen Geiſtern Menſchenkoth angeboten wäre, daß aber ihr Vater ſie davor behütet hätte: ſo iſt jener Koth die richtige Geiſterſpeiſe, die urſprünglich gewiß nicht höhniſch ſondern als gut und ſelbſtverſtändlich unbefangen gegeben wurde, er bedeutet nichts anderes, als die Seele, welche von einem Geiſte ſchon verdaut, nun ihren Weg durch einen ander

machen muß; und daß der Vater die Tochter zurückhält, geſchieht nicht, m ihr eine Wohlthat zu erweiſen, ſondern weil ſie zur Oberwelt zu- ück ſoll: hat ſie aber erſt jene Geiſterſpeiſe gegeſſen, ſo kann ſie nicht rückkehren. Von hier aus erhellt ſich denn nun auch eine andere chſt wunderliche und widerliche Sitte der Tonganer. Es gehörte den feierlichſten Begräbnißceremonien des Tuitonga (oben S. 177; lariner 2, 229 f.) daß 60 der vornehmſten Männer aufgefordert n den Hütten des Grabes ſich vierzehn Tage lang allnächtlich um s Grab ſetzten und daſelbſt kackten; und daß dann die vornehmſten nuen den Koth wegſchaufelten. Man hat hierin wohl eine ſymbo- che Handlung zu ſehen, das Verdautwerden der Seele des Tuitonga ch die Götter darſtellend; vielleicht glaubte man auch durch dieſe mboliſche Handlung der Seele das Tuitonga raſchere und bequemere eligkeit zu verſchaffen. Auch jene Geſellſchaft, auf Tahiti und imeo, von der Wilſon (470 Anm.) jedoch ſelber nur zweifelnd richtet, welche beſtändig Menſchenkoth aß, wäre alſo immer möglich ıd religiös zu deuten. Sie ſoll von den Tahitiern ſelbſt aufgehoben in. Und ſchließlich erklärt ſich auch jener oben (136) angeführte ıme, welchen die neugeborene Kinder auf Samoa führten: ſie hießen ötterkoth. Neugeborene Kinder aber waren Eigenthum der Götter; n ſcheint alſo nach jenem Namen geglaubt zu haben, die Kinder- len ſeien Seelen, welche vom Gott durch deſſen Verdauung gereinigt en, man ſcheint in der Geburt ein Bild jenes Wiederhervorbringens ch den Gott geſehen zu haben. Auf dieſer Anſchauung beruht n auch vielleicht die größere Heiligkeit der Kinderſeelen. — Auch die ſchmutzigen Ceremonie, mit der ſich die Einſetzung des Königs chloß, ſei wenigſtens erinnert, da auch ſie vielleicht hier ihre Löſung det: der König war Vertreter der Gottheit, ihm kam Götterſpeiſe : die Götter aßen Seelen, auch ſchon verdaute, zwei-, dreimal: wie nn jene Beſudelung mit Menſchenkoth bloß ein Symbol dafür ge- ſen wäre, daß dem König ſolche Götterſpeiſe zukomme?

Wir müſſen jetzt noch über das Verhältniß der Seelen zu den ötttern im allgemeinen ſprechen. Bis jetzt hatten die Götter nach nſerer ganzen Betrachtung gar ſehr das Uebergewicht und die Seelen aren ihnen durchaus untergeordnet, durchaus, auch wenn ſie ewiges eben erlangten, ungöttlich, auch lebten ſie nicht mit den Göttern zu- ſammen; kurz, die Seelen hatten urſprünglich keine bedeutende Geltung.

Aber die Grenzen veränderten ſich: die Seelen bekamen größe
tung. Dies mußte geſchehen, ſobald man angefangen hat
Seelen als Revenants zu fürchten und dann dieſen feindlichen
gegenüber auch als Schutzgeiſter zu lieben oder wenigſtens zu ve
So hatten ſie alſo eine doppelte Macht, aber gerade die, we
beſonders bedeutſam machte: denn da ſie mit den Sterblic
näherer Beziehung ſtanden, ſo hatten ſie auf das Leben un
jeden einzelnen einen viel größeren Einfluß, als eigentlich die
ſelbſt und das machte ſich auch praktiſch immer mehr und me
tend. Die Götter waren bei weitem nicht ſo gefährlich als die
umgehenden heulenden und mordbegierigen Seelen, die ſchon
die Lebenden zu tödten ſuchten, weil Seelen ihre Speiſe
Dabei waren dieſe böſen Geiſter ſo zahlreich und auf der Erd
umherwandelnd, während der Gott nur im Himmel wohnte.
waren es, welche in den Menſchen hineinfuhren, um Krankheit
wirken: ſie waren es aber auch andererſeits, welche gegen die
artigen Einflüſſe den ſicherſten Schutz gewährten, welche den fei
Dämon verjagten, den Lebenden ſchützten, den Kranken heilten.
dings thaten dies urſprünglich die Tiki: allein ſchrieb man er
Seelen jene feindſelige Gewalt zu, dann lag es auch nahe, ja
der unmittelbare, pſychologiſch nothwendige Anſchauungsreflex, da
ihnen dieſen ſchützenden Einfluß gleichfalls zuſchrieb, daß ſie d
verdrängten oder mit ihnen verſchmolzen. Da ſie aber mit den
tigen Göttern, den Po-entſtandenen, nicht verſchmelzen konnt
doch thatſächlich mächtiger waren: ſo verdrängten ſie auch dieſe
mehr und mehr, aus dem Cultus zunächſt und dann auch au
Herzen der Eingeborenen. Cook (1. R. 2, 237) ſagt, daß ma
nur zu dem milderen Tane, nicht nur zu den übrigen Go
gebetet habe. Dies braucht auf keinem Irrthum, wie Forſte
(Bem. 468), zu beruhen: Cook fand es vielleicht bei einzelnen
borenen ſo, wie ja Tane auf einzelnen Inſeln mehr gefeiert wa
auf anderen. Groß aber kann die Verehrung auch dieſes Gotte
geweſen ſein: denn Wilſon (450 f.) erzählt ausdrücklich, wie n
dieſen hohen Göttern nur in der Zeit der größten Noth, n
ganz beſonderen Vorfällen gebetet habe, während man die Ti
Seelen der Vorfahren täglich und ſehr eifrig verehrte; und F
(Bem. 468), welcher ganz dasſelbe wie Wilſon berichtet, be

ne Anſicht Cooks geradezu als einen Irrthum. So waren die Götter zwar überall noch gekannt, allein verehrt faſt nur noch die Seelen der Vorfahren, welche ſich geradezu in ſchwer löslicher Verbindung mit den niederen Gottheiten miſchten und daher ſelbſt den Namen Atua empfingen. Am ſtärkſten waren die Götter auf Neuſeeland, dann aber auch auf Nukuhiva und den Paumotuinſeln aus dem Bewußtſein verdrängt, mehr wußte man von ihnen auf Tahiti und Hawaii, ſowie auf Samoa und Tonga. Am allerfeſteſten hielten ſie ſich auf jenen nordweſtlichen Stamm, welchen wir die Tokelauinſeln mit einem Namen nannten: dort iſt der Seelenkultus nicht recht durchgedrungen. Auf allen andern Inſeln aber hat er ſich ſogar in die höchſte Götterwelt eingemiſcht: denn die vielfachen Angaben, welche wir finden, daß jene nachtgeborenen Götter urſprünglich Menſchen geweſen ſeien, beruhen hierauf. So ſoll Tani auf Huahine der erſte Menſch geweſen ſein (Tyerm. und Bennet 1, 313), ja Taaroa ſelber galt bei einigen auf Tahiti nur als vergötterter Menſch und ebenſo (Ellis 1, 327) Ro'o, Tane, Teiri, Ruanua u. ſ. w., kurz, eigentlich alle Götter zog man aus ihrer Höhe hinab oder ließ ſie ſpäter, durch die Macht der Seelen und eigene vernünftelnde Ueberlegung geleitet, zu ihrer Höhe erſt aus menſchlichen Anfängen aufgeſtiegen ſein. Ganz derſelbe Glaube herrſchte in Hawaii zur Zeit der Entdeckung und daher kommt es, daß auch Jarves (40 vergl. auch 29) ſagt: alle dieſe Götter (Lono, Tii, Tane, Taaloa) ſcheinen urſprünglich Menſchen geweſen zu ſein. Vielmehr das umgekehrte iſt richtig: urſprünglich waren ſie Götter, ſanken aber im Lauf der Jahrtauſende, als die mythenbildende Kraft längſt abgeſtorben war, in der nun auch matteren Auffaſſung des Volkes ſo weit herab, daß man auch in ihnen urſprüngliche Menſchen ſah. Dazu mußte außer jener Seelenlehre auch die Stellung der Fürſten, welche ja, kraft ihrer Vornehmheit den Gott auf Erden vertraten, ganz beſonders anregen. Die Häuptlinge wurden nach einer Auffaſſung in Neuſeeland zu Sternen und damit zu Göttern erhoben: ſie glänzten mehr oder weniger hell nach der Anzahl der von ihnen getödteten Feinde, deren Augen (den Sitz der Seele) ſie verſchlungen hatten (Taylor 40) — auch ſie alſo waren in ihrem geiſtigen Sein nach dem Tode wie die anderen Seelen an die Seelennahrung, an das Verehren anderer Seelen gebunden. Gerade in Neuſeeland waren

(Taylor 13; 32) eine Menge Göttergestalten vermenschlicht und in die Heldensage herabgezogen, wie Schirren dies schlagend nachgewiesen hat. Namentlich Mani war überall von diesem Schicksal betroffen.

Die Seelen also lebten nach dem Tode weiter, zunächst nur im Po, in einem freudlosen Dasein, welches aber in späteren Zeiten immer mehr und mehr dem irdischen gleichgedacht wurde. Sie konnten als Schreckbilder nach dem Tode zurückkehren; weshalb man sich vor den Begräbnißplätzen und wilden einsamen Orten oder im Dunkeln sehr fürchtete; sie konnten als Schutzgeister auftreten. Weil man nun aber die Verhältnisse des Lebens auf die Todten übertrug; weil die Fürsten den Göttern näher standen als das Volk; so mußten ihre Seelen mächtiger, vornehmer sein als die des Volkes, und so mischten sie sich zunächst unter die niederen Götter, ja sie verdrängten einige, wie die Tikis fast ganz aus ihrer Stellung und drangen auch wohl noch höher, daß man sie im Himmel mit den übrigen Göttern wohnend glaubte. Diese Seelen nun waren die wirksameren, thätlichen eingreifenden Gewalten. Dadurch aber wurden die übrigen Götter mehr und mehr aus dem Cultus, nicht aus dem Glauben verdrängt: wohl aber, da ihre Majestät einmal verletzt war und nichts unheilbarer ist, als verletzte Majestät, wohl aber sah man auch in ihnen mehr und mehr nur vergötterte Menschen, man hielt sie für Seelen uralter Vorfahren, man vermenschlichte sie, wie man die Menschen vergötterte.

So werden wir', nach dieser Darstellung, es nicht auffallend finden, wenn nach Mörenhout (1, 445) Häuptlinge, welche wirklich zu Göttern, d. h. zu mehr als Schutzgeistern geworden wären, nicht vorkommen; ja wenn er diese Vergötterung der Menschen für ziemlich jung und vor 4—5 Generationen, also etwa vor 300 Jahren noch nicht bestehend annimmt. Mag er hierin die Grenze auch zu enge ziehn: das steht fest, daß hohe Götter nicht aus Menschenseelen geworden sind. Wie sollte das auch? die hohen Götter wurden auf allen Inseln verehrt — wie sollten sie Menschen gewesen sein? Nur über einen Gott müssen wir hier noch sprechen, welcher so vielfach (z. B. von Meinicke 15) als vergötterter Mensch angesehen wird, nämlich über Oro: auch dieser ist ursprünglich ein Gott und erst später vermenschlicht und die umgekehrte Auffassung ist falsch.

Wenn ſein Kult erſt im vorigen Jahrhundert, wie Meinicke will, eingeführt iſt, ſo bleibt vollkommen unbegreiflich, wie er ſich dann in ſo raſcher Zeit ſo ungemein ausbreiten konnte, ſo tief eindringen konnte in Glauben und Leben nicht nur der Tahitier und Geſellſchaftsinſulaner, ſondern auch der Paumotuaner, der Eingeborenen der Hervyinſeln. Auch iſt es ganz unglaublich, daß erſt kurz vor Wallis die Menſchenopfer ihm zu Ehren aufgekommen ſeien, denn ſolche Opfer ſind immer alt und noch dazu läßt ſich im ganzen ſtillen Ozean das Beſtreben nachweiſen, ſie abzuſchaffen oder wenigſtens den Fremden ſie zu läugnen, ſie als etwas Unbedeutendes, Junges hinzuſtellen. Wollen wir nun Oros Gleichſtellung mit den höchſten Göttern, mit Tangaloa und Tane nicht betonen, obwohl wir nirgends ein zweites Beiſpiel haben, daß vergötterte Menſchen einen ſolchen Rang unter Göttern erreicht hätten; wollen wir auch davon abſehen, daß man alle Lebenseinrichtungen, das geſammte öffentliche und private Leben auf ihn zurückführte: ſo ſind doch namentlich einige Züge in ſeiner ganzen Stellung, weshalb er gar nicht Menſch geweſen ſein kann — zunächſt, daß man im Regen ſeine Thränen ſah und dann ganz beſonders der Umſtand, daß er der Vorſteher des Todtenreiches und er es war, welcher den geſtorbenen Geiſtern im Po das Fleiſch abſchabte, ſie verzehrte und in ſeinem Bauche läuterte. (Thermann und Bennet 1, 522). Dies konnte auf keinen Menſchen übertragen werden, am allerwenigſten auf einen erſt eben vergötterten, da ja gerade dieſe Thätigkeit der menſchlichen völlig entgegengeſetzt iſt und auf der weſentlich unterſchiedenen göttlichen Natur beruht. Allein die Seelen nährten ſich ja auch von Seelen? Gewiß: doch erſt in ſpäterer Uebertragung, denn ſollten ſie weiter leben wie auf Erden, ſo mußten ſie etwas eſſen; im Todtenreich gab es nichts, als was der Gott desſelben aß; alſo bekamen auch ſie dieſelbe Speiſe. Auch ſcheint es faſt, als ob ſie zunächſt nur die vom Gotte ſchon verdauten Seelen als Nahrung gehabt hätten, denn Menſchenkoth verzehren ſie an verſchiedenen Orten. Dann aber finden wir ſie ſehr häufig auch mit gewöhnlicher menſchlicher Nahrung bedacht, wie man dieſe ſelbſt den Todten mitgab.

Oro alſo halten wir nach allen erwähnten Gründen für einen Gott und zwar ſeiner urſprünglichen Bedeutung nach für keinen anderen als den Beherrſcher des Todtenreiches, denn aus dieſer Annahme erklärt ſich wie zunächſt ſein oben geſchildertes Weſen, ſo auch ſeine ganze

Stellung in Tahiti. Er war thatsächlich der Hauptgott der Inse keineswegs aber der vornehmste. Die Seelen aber und ihr Cu hatten auch dieselbe Geltung erlangt: man kannte sie als untergeord nete Wesen ihrem Range nach, aber als sehr wichtig was ihre Mac betraf und so verehrte man sie, auch viel ängstlicher und andächtige ganz abgesehen davon, daß sie beiweitem die zahlreichsten Gottheit waren; sie waren es, welche den Einzelheiten des täglichen Lebens vo standen und erst in Fällen, wo ihre Macht nicht ausreichte, wand man sich an höhere Götter. Daher erklärt sich zunächst die groß Macht Oros: ihn, den Beherrscher dieser guten und bösen Geiste welcher dieselben abschicken konnte wie er wollte, ihn mußte man vo allen Dingen gnädig wissen, so der einzelne wie der ganze Staat un dies um so mehr, je mehr die Macht und das Ansehen der Seele wuchs. So mußte auch Oros Macht immer wachsen und daraus beruht die Angabe, seine Macht sei erst später entstanden. Um so mehr mußte man ihn sich geneigt machen, als man einem um so besseren Leben nach dem Tode entgegenging, je reiner und besser man ihn gegenüberstand: denn danach richtete sich die Zahl der Reinigungen welche man durchzumachen hatte. Auf der anderen Seite beruht auch auf dieser seiner Stellung gerade die Vermenschlichung, die ihn so vor wiegend vor allen übrigen tahitischen Göttern betroffen hat. Denn wie man in den Bewohnern seines Reiches, in seinen unmittelbaren Dienern, den zu Halbgöttern gewordenen Seelen nur menschliche Wesen sah und sehen konnte, so lag es nahe, auch in ihm, dem Be herrscher dieser Wesen ein gleiches nur mächtigeres zu sehen und so betraf es ihn gerade vorzugsweise, daß man ihn für einen nur ver götterten Menschen hielt. Auch daß Oro der hauptsächlichste Kriegs gott war, erklärt sich leicht, denn er nahm die Seelen der Gefallenen in Empfang. Ueber Hiro und weshalb wir auch ihn für einen Got halten, haben wir schon oben geredet: nur wiederholen wir hier, daß vergötterte Menschen, Seelen also, nirgends über die Sphäre von mehr oder minder mächtigeren Schutzgeistern sich erhoben haben.

Dies sowie das über Oro gesagte ist denn auch der Grund, wes halb wir den hawaiischen Akea und Miru (ob. S. 299) nicht für vergötterte Helden, sondern für wirkliche Götter halten. Miru gilt auf Tahiti als Name des Ortes, nicht als der des Vorstehers dieses Ortes (Ellis 1, 397), während er auf Hawaii Sohn und Nachfo

Akea ist. Dieser Umstand ist merkwürdig; wir haben hier
liche Uebertragung, wie die bekannte Insel im hawaiischen
nach dem Gott Maui genannt ist; wie wir jenen samoani-
ittternamen Opolu im Inselnamen Upolu wieder finden; wie
auch der Name Akea im Inselnamen Rai-atea steckt, der über-
nel des Atea (tah. t = haw. k) heißen kann. Bei Miru
i kaum umhin an den tahitischen Hiro zu denken, der in ähn-
rhältniß zu Oro steht, wie Miru zu Akea: wie dieser der
d Nachfolger Akeas und dadurch der Beherrscher der Todten
t jener gleichfalls der Sohn Oros und zugleich der Todten-
Sprachlich aber sind beide so ähnlich lautende Formen nicht
igen. Wie dem auch sei, jener Akea findet sich als höchst
Gott auf Nukuhiva wieder. Dort ist es Akea, der „Gott
ie", welcher das Land aus dem Meere hervorgezogen hat
as G*** 44). Und was vollends für die Göttlichkeit des
m Akea beweist, ist der Umstand, daß in Hawaii Akea ein
des Tane war, der zugleich (S. 276) Tane-nui-Akea, wie
bersetzt, großer und weit sich breitender Tane hieß. Demnach
nur ein Beiwort und Tane damit gemeint. Dann aber muß
s wir oben über den nukuhivischen Akea gesagt haben,
l auch (wenngleich nicht mit zwingender Nothwendigkeit; so
auch noch manch anderer Gott genannt sein, der weitreichende)
: sich beziehen und dies um so mehr aus folgendem Umstand.
: der hawaiische Akea, also zugleich der Gott der Unterwelt:
nun erst unsere Verbindung des Tane mit dem Hikuleo der
: (S. 277) ins rechte Licht und wird bedeutend gesichert.
t es, Akea habe Nukuhiva hervorgezogen aus Hawaiki, welches
lesaner als Unterwelt faßten und den Akea nannten sie den
Steine. War aber Nukuhiva — nach späterer Fassung —
Unterwelt aufgestiegen: was lag näher, als den Gott der
t dies Aufsteigen bewirken zu lassen? Die Erde, glaubte
he auf großen Steinen, weshalb derselbe Gott der Gott der
ieß; und die Uebertragung dieses Aufziehens von Tangaloa auf
ußte erfolgen, sobald das Festland als von der Unterwelt
liegen galt. Daß aber Tane Gott der Unterwelt sein konnte,
er ursprünglichen Geltung als Sturmgott, haben wir schon
einandergesetzt (S. 279). Die Uebertragung des Aufzieh-

mythus auf ihn kann übrigens auch deshalb, weil er Gott der Stürm war, die Himmel und Erde trennen, erfolgt sein. Die Ansicht, Nuk hiva sei aus der Unterwelt aufgestiegen, ist jedenfalls eine jünger denn wie hätten die Nukuhiver annehmen können, ihr sonniges schön Land, in welchem ihr tägliches fröhliches Leben zu Hause war, sei a dem unterirdischen Todtenreich, wo nur Nacht und Mangel herrsc heraufgezogen? Jedenfalls muß auch Akea für einen Gott gehalt werden, trotz der entgegenstehenden Ueberlieferung der Hawaier selb

Wir haben jetzt den Umfang der Götterwelt durchlaufen, die ei zelnen wichtigeren Gestalten betrachtet. Ueberblicken wir dies All noch einmal, so kommen wir zu folgenden Ergebnissen:

Die Religion der Polynesier hat mehrere Entwicklungsstufen durch laufen. Zuerst kennt sie nur die Tiki, die Schutzgeister, welche u sprünglich wohl immer in Thiergestalt verehrt wurden, und zwar i der ältesten Zeit so, daß jedes besonders gefährliche oder besonder begehrenswerthe Thier, später aber, daß ein bestimmtes unter bestimmte Umständen erscheinendes Thier Schutzgeist wurde. Dieser Glaube ga noch, als schon bestimmte Staatsformen bestanden: denn auch die größeren oder kleineren Vereinigungen haben ihre Schutzgeister. Ur sprünglich aber hatte nur der einzelne seinen Tiki. Diese religiös Anschauung beruht noch ganz auf Furcht oder den ursprünglichste Bedürfnissen, denn nur deshalb wurden die Thiere Schutzgeister, wei man sie fürchtete oder weil sie die nothwendigste Nahrung boten später, weil man das fremdartige Leben in ihnen scheute: und die fremdartige Leben machte sie zu Göttern, welche aber alle individuell noch nicht geschieden sind. Dies zeigt sich noch deutlich in der Religion jenes alten Nebenstammes der Maori, der More-ore, der Bewohne Warekauriinseln: diese kennen nur Schutzgeister, d. h. jede Wohlthat jeder Vortheil, den sie genossen, war die Gabe eines Atua, unter dessen Schutz sie stand (Travers bei Peterm. 1866, 63) — ganz di Tikilehre in ihrer einfältigsten Form. Doch haben die Moreore wohl auch eine reichere Mythologie gekannt, dieselbe aber auf so ganz ein förmigen, kleinen, abgeschiedenen Inseln später vergessen.

Die zweite Stufe steht völlig unter der Herrschaft der Eindrück welche die Betrachtung der schon sicherer beherrschten Welt auf di Phantasie des Volkes macht. Jetzt entstehen im Geiste der Betrachten den durch schöpferisch ungenaues Abstrahiren, Verknüpfen und Persoui

die mächtigen Gestalten seiner Hauptgötter, welche nun alle
ell verschieden sind und bestimmte, wohl geschiedene Charakter-
mlichkeiten zeigen. Hier ist nicht mehr die Furcht, der Nutzen,
it mehr die rohste Sinnlichkeit, die mythenbildende Kraft: sie
lmehr in der Phantasie und auf diese wirkt minder das Furcht-
s das Erhabene, das Schöne; und niemals einzelne mehr oder
rasch vorübergehende Ereignisse, sondern wie Schirren sehr
agt (169), das gleichmäßig Wiederkehrende, das täglich er-
e Wunderbare. Diese Stufe, wie sie die höchste Bedeutung
auch die längste zeitliche Ausdehnung; alle deutlich vorgestell-
hisch und poetisch ausgeschmückten Göttergestalten gehören ihr an.
ie dritte Stufe ist nicht mehr so schöpferisch. Sie hat die
en alle, sie steht mit ihnen in ethischem Zusammenhang, aber
sie nicht mehr in unmittelbarer Anschauung: die Personifika-
: sich losgelöst und steht als selbständiges Wesen außer, über
ur, ja sie verblaßt wohl auch ganz und gar und minder allge-
rbreitete, minder lebhaft aufgefaßte Götterbilder werden un-
vermischen sich mit anderen, schwinden ganz oder bis auf ge-
leste; andere oder eigentlich alle werden anders gedeutet und
h mehr oder minder nüchterner Deutelei — denn die erste
esthätigkeit, noch vielfach ungeschickt und kindisch, erwacht und
ich auch ihnen gegenüber geltend — verschoben und getrübt,
ber bisweilen vertieft. Ja man kann sagen, das Bild der
wie es aus der Natur emporstieg, verfliegt auch wieder in die
welche die Polynesier in gleichartigster Einförmigkeit durch so
ahrhunderte, ja Jahrtausende umgab, ohne Anregung zu wei-
höheren Abstraktionen. Statt der Naturgottheiten tritt ein
lement auf: die menschliche Seele, welche man in ihrer Einheit
deutung immer mehr fühlt, erhält göttliche Würde, sie, den
n näher stehend und fühlbarer als jene Naturpersonifikatio-
d Abstraktionen, tritt mehr und mehr an die Stelle der letz-
freilich meist gefürchtet, seltener geliebt und segnend, weil sie
n ein unbekanntes Etwas ist, das unsichtbar im Dunkeln wohnt
gern die sonnige Freude der Oberwelt verlassen hat. Der
an Schutzgeister, von der Vorzeit her, ist noch nicht ausge-
: an ihn schließt sich dieser Seelenkultus an, welcher in seinen
Anfängen möglicherweise bis in jene Urzeit hinaufsteigt. Mächtig

aber und einflußreich wird dieſer Dämonenkult erſt zur Zeit des ſink
Heidenthums. d. h. zu der Zeit, wo dem gereifteren Geiſt der
die phantaſtiſchen Abſtraktionen und Perſonifikationen, mögen ſie
nicht ohne logiſche Kraft, nicht ohne poetiſche Herrlichkeit, ja nicht
eine gewiſſe ſittliche Tiefe ſein, nicht mehr genügen.

So hat denn dieſe letzte Zeit eine außerordentlich große A
mythiſcher Anſchauungen, welche zuſammengefloſſen ſind aus allen drei
fen; daher Widerſprüche, Dunkelheiten, Halbheiten in ihr durchaus
ſind und mit Naturnothwendigkeit häufig ſein müſſen. Zur Zei
zweiten Stufe — dieſe Zeiträume ſind aber außerordentlich lan
zuſetzen und jeder der beiden erſten zählt nach vielleicht vielen
tauſenden — zur Zeit der zweiten Stufe war es, als ſich die
neſier von den Mikroneſiern trennten: doch ſchon ziemlich am
derſelben, denn ſchon war der Glaube an die Einwirkung der
im Aufblühen. Durch die Einwanderung der Polyneſier in ihre
Heimath — zunächſt Samoa — erhielt ihre Phantaſie durch
deutende neue Eindrücke einen neuen Schwung und ſo dauert
mythenbildende Zeit bei ihnen länger wie bei den Mikroneſiern,
in der Heimath blieben und dort den Seelenglauben immer weiter
bildeten, bis auch ſie nach Oſten vorrückten. Es iſt zu beachten
ihre öſtlichſten Stämme, welche am frühſten fortgegangen ſind,
farbigere Mythologie erhalten haben, als die übrigen; am farblo
(ſo weit unſere Quellen reichen) war die der Marianer, welch
ſpäteſten ausgewandert ſind und bei welchen daher die Seele
ausgebildeter iſt als irgend ſonſt in Ozeanien. Zu Anfang der d
Stufe, welche alſo im eigentlichen Polyneſien ſpäter beginnt
Mikroneſien, wie denn natürlich die Anfänge dieſer Epochen ſich
nach der Individualität und den Schickſalen eines Volkes richten
daher ſehr verſchieden fallen, wanderten die Polyneſier weiter
den einzelnen Inſeln und auch hier wurde z. B. in Hawaii die
mythenbildende Kraft noch einmal durch jene wunderbaren Na
ſcheinungen, die auf der Welt nicht ihres Gleichen haben, mächti
regt, ſie war alſo nicht abgeſtorben, doch im Abſterben: denn die üb
Inſeln haben keine wirklich bedeutenden neuen Götter aufzuw
Nie aber darf man vergeſſen, daß dieſe drei Stufen weder nach
fang noch nach Ende ſich ſcharf abgrenzen laſſen; vielfach laufe
nebeneinander her, wie z. B. die Schutzgeiſter bedeutſam geblieben

um Chriſtenthum. So hat ſich auch gewiß Vieles von jenen
n Tikis auf die Götter der zweiten und dritten Stufe übertragen.
rechnen wir, daß die großen Naturgötter, Tangaroa, Tane u. ſ. w.
amen Kai-tangata Menſchenfreſſer führen. Der uralte Schutz-
ar ein Kai-tangata: er fraß den Schutzbefohlenen auf und da-
ſtarb dieſer. Wir haben dieſe Anſchauung oben (328) nach
igen in der äußeren Natur erklärt. Pſychologiſch richtiger und
ßerer Allgemeinheit erklärt ſie ſich gewiß ſo: der Einzelne ſtand
währender engſter Beziehung zu ſeinem Tiki, der ihn ſo lange er
nen Augenblick verließ. Hörte das Leben des Einzelnen nun auf,
llte man es ſich anders erklären, als daß er zu ſeinem Tiki ge-
war? Dies aber faßte man nach urälteſter Weiſe grobſinnlich
er Tiki fraß ihn. Dieſe Art wie man es auffaßte, iſt wohl zu
: beim Urmenſchen überwiegt die Anſchauung des Eſſens ebenſo
einſte Kinder alles mit dem Munde zu thun verſuchen. Hier
egt der Grund, weshalb auch die ſpäteren Götter Kai-tangata
zugleich wohl aber auch der Anfangspunkt dafür, daß man die
für ſo überaus feindlich gegen die Lebenden glaubte, daß man
e die Lebenden freſſen ließ. Und daß ſich gleichfalls die Lehre
ner Läuterung der Seelen im Po dadurch, daß ſie ein Gott
von hier aus erklärt, bedarf nicht des Beweiſes.

Was wir hier als die Grundzüge der polyneſiſchen Mythologie
ellt und hoffentlich nachgewieſen haben, das ſind die Grundzüge
ntwickelung des religiöſen Glaubens bei allen Völkern der
nur daß ſich dieſelben bei allen einzelnen Völkern indi-
verſchieden darſtellen, wohl nirgends aber in ſolcher Rein-
e gerade in Polyneſien. Denn wenn wir auch auf jenen wichtigen
einen Satz hier natürlich nicht eingehen können, das muß geſagt
, daß gerade die Polyneſier man könnte ſagen das naturgemäß
elte und deshalb und nach dieſer Richtung hin das vollkommenſte
thum von allen Völkern zeigen: denn nirgends hat ſich ein Volk
ne hiſtoriſche Schickſale, welche in die natürliche Entwickelung
verſchiebend, ſei es hemmend oder fördernd, eingreifen, entwickelt,
die Polyneſier gethan haben. Und ſo zeigen ſie uns nicht
nythologiſch den Urtypus der Menſchheit: ſondern überhaupt, in
ganzen Entwickelung. Sie zeigen, was der Menſch unter
miſſen, die ſeiner phyſiſchen Exiſtenz nicht hinderlich ſind,

aus ſich ſelbſt heraus leiſten und werden — konnte und mußte. Weil ab- die Polyneſier von der früheſten Zeit her in dieſer Abgeſchiedenheit ſie entwickelt haben, daher iſt eine genaue Kenntniß ihres Weſens für die Geſchichte der Menſchheit von äußerſter Wichtigkeit: denn in polyneſiſchen Sitten, Einrichtungen und Gedanken findet ſich oft der Schlüſſel zu manchem, was bei anderen Völkern unverſtändlich ſich erhalten hat.

Nach alle dem auseinandergeſetzten wird es klar ſein, daß und in welchem Sinne wir Meinickes Behauptung, die Religion der Polyneſier ſei zur Zeit der Entdeckung ſchon im Verfall geweſen, zuſtimmen. Es iſt dies der Grundgedanke ſeiner durch und durch vortrefflichen Abhandlung über die Südſeevölker und das Chriſtenthum (vergl. daſ. S. 17, 18.) In's einzelne auf ſeine Anſichten einzugehen iſt nicht nöthig: das Obige zeigt ſchon, wo wir abweichender Anſicht ſind (vergl. Meinicke 21 f.). Die Perſonificationen der Natur waren nach pſychologiſch nothwendiger Entwickelung verblaßt ohne zum Monotheismus ausgebildet zu ſein: die Seelenlehre, die Lehre von den Schutzgeiſtern, mochten dieſe nun Götter oder Seelen ſein, bot keinen Erſatz und ſo iſt es begreiflich, daß die chriſtliche Religion den günſtigſten Boden fand. In Tonga (Wilſon 390) nannte man, wie ſchon erwähnt, alle fremden Gottheiten Feiga: und man ſtand nicht an, ſie für beſſer als die eigenen Gottheiten zu halten, wenn ſie ſich mächtiger und tüchtiger erwieſen.

Hierin zeigt ſich eine gewiſſe Nüchternheit der religiöſen Begriffe, die wir auch ſonſt ſchon vielfach in Polyneſien fanden. Doch war ſie es auch gerade, welche den Polyneſier zu dem gläubigen und devoten Menſchen machte, der er war. Die Gottheit rechnete ſtreng: alſo mußte man ſtreng ſeine Pflichten erfüllen. Dies half den Miſſionären, es war aber auch ein Zug, welcher ihr ganzes Heidenthum durchdrang und ſich merkwürdig genug äußerte, wie wir erkennen werden, wenn wir jetzt das Verhältniß der Polyneſier zu ihren Göttern etwas näher betrachten.

Trotzdem daß ihr moraliſches Gefühl ziemlich wenig entwickelt iſt, bildete ihre religiöſe Scheu und Empfindung doch den Mittelpunkt wie ihrer öffentlichen Einrichtungen ſo ihres Privatlebens, denn auch die allgewöhnlichſte Handlung war durch Beziehung auf irgend eine göttliche Macht beſtimmt und geleitet, die Religion war ihre wichtigſte Angelegenheit, der alles andere weichen mußte. So war es auch

Tahiti (Ellis 1, 321), ſo in Tonga (Mariner), ſo überall. Die Götter erhielten auf Mangareva reichliche Opfer ſelbſt zu Zeiten, wenn die Menſchen hungerten (Leſſon Mangar. 119). Dieſe religiöſe Gewiſſenhaftigkeit zeigt ſich auf's Allerſtrengſte in den Beobachtungen aller noch ſo verwickelten Religionsſatzungen: doch iſt ſie moraliſch — wenigſtens in der ſpäteren Zeit — nicht ſehr hochſtehend, denn Verletzungen gegen die religiöſen Satzungen iſt auch das einzige was die Götter ſtrafen, und ſonſt iſt man ihnen gegenüber von allen moraliſchen Pflichten gänzlich frei (Tonga Wilkes 3, 22; Tah. Mörenhout 1, 440; Mark. Vincend. Dum. 259). Zu beachten aber iſt, daß wirklich bekehrte Polyneſier eine wirklich reine und tiefe Frömmigkeit, welche keine Opfer ſcheut, an den Tag gelegt haben; und ſo mag auch in früheren Zeiten ihre heidniſche Frömmigkeit minder äußerlich geweſen ſein. Trotz aller Aengſtlichkeit aber war man keineswegs, wenn man ſo ſagen darf, gegen die Perſon der Götter ſehr demüthig oder ergeben: vielmehr hatten die Prieſter Gewalt über die Götter, welche ſie in Tonga oft derb anfuhren und ausſchalten (Mariner 1, 364) und ebenſo ſchalt man bei öffentlichen Unglück in Neuſeeland die Götter (Polack 1, 234 f.) ja man verbrannte wohl gar zur Strafe Tempel und Götzen, wenn die Götter nicht ihre Schuldigkeit thaten (Portlock bei Forſter R. 3, 69); man machte im Gebete hier Verſprechungen, die man nie zu halten gedachte, man entſchuldigte ſich lügneriſch und beſchuldigte ebenſo lügneriſch ſeine Feinde, um ſie bei Gott verhaßt zu machen (Polack 1, 234 f.). Die Tahitier ſagten zu ihrem Gotte, zu dem ſie beteten, wohl: wenn du uns nicht hilfſt, werden wir dich fernerhin nicht mehr verehren (Ellis 1, 317), ſie warfen wohl gar ſein Bild aus dem Tempel und zerſchlugen es (eb. 350), ja auch Bezirksgötter wurden bei politiſchem Unglück abgeſetzt und mit anderen vertauſcht (Anderſon bei Cook 3. R. 2, 350). Die Bewohner von Hao warfen, wenn er nicht half, ihren Gott weg (Beechey 179), die Markeſaner prügelten das Götzenbild, wenn es nicht antwortete (Melville 2, 92), die Hawaier ſchoben ein Tabu auf oder verkürzten es, wenn ſie wegen irgend eines Unglücksfalles den Göttern zürnten (Vankouver 2, 147); auch mißhandelten, verſchenkten ſie ihre Götzenbilder und vertauſchten, wenn er nicht half den Schutzgeiſt raſch mit einem anderen (Cook 3. R. 3, 457). Hierher gehört es auch, wenn man in Tonga

die Erde schlägt, damit Maui ruhig liege. — Der Gott ferner, d minder guten Erfolg gab als ein anderer, wurde diesem auch in d Ehre untergeordnet. So hielten Tonganer die Götter der Weiß für mächtiger und deshalb gefährlicher als ihre eigenen Götter (M 1, 321) und die Maori, welche sonst die Begräbnißplätze für sehr heil halten, scheuten sich nicht, die Heiligthümer des überwundenen Feindes u seiner nun gleichfalls überwundenen Götter zu verwüsten (Polack 1, 42 auch das Herausrufen der Götter des Feindesgebietes, welches man b kriegen wollte, war nicht selten (Ellis 1, 316). Diese schlechte Behandlu traf indeß meist nur die Tikis oder die Seelen, selten oder wohl n wandte man sich gegen wirklich hohe Götter mit einer solchen Drohun Und die untergeordnete Stellung dieser Halbgötter mochte zuerst de Anlaß zu jener achtungslosen Behandlung geben. Indeß auch reine Auffassungen herrschten. Der Oberpriester von Hawaii (Byro Bl. p. 201) hatte eines Tages das gewöhnliche Opfer an Fisch un Poe dem höchsten Gotte hingelegt. Sein Sohn, der den ganzen Tag unglücklich gefischt hatte, kam hungrig nach Hause und verschlang da Opfer. Aber vorher legte er seine Hände auf die Augen des Götze bildes und fand, daß sie nicht sahen, dann steckte er seine Hand ih in den Mund, aber er biß ihn nicht; darauf warf er seinen Mante über das Bild und aß; nachher stellte er das Gefäß wieder hin, nah seinen Mantel und ging fort. Da ihn sein Vater deshalb schalt, an wortete er: „Vater ich habe ihn angeredet, aber er hörte nicht; ic habe Tapa über seine Augen geworfen und er sah nicht: da lachte ic über ihn und aß." „Mein Sohn", sprach der Priester, „Du ha nicht recht gethan: es ist wohl wahr, daß das Holz nicht sieht, no hört, aber der Geist da droben sieht alle unsere Handlungen." Den man glaubte überall, daß der Geist des Gottes sich in das Götterbild das Thier sich niederließe, nicht aber, daß das Bild, das Thier u. s. w der Gott selber sei — womit die Wegwerfung des Bildes, die Zer störung des Tempels nicht im Widerspruch steht, vielmehr in etwa anderes Licht gerückt wird: half das Bild nicht, so war es wohl eb nicht bewohnt von einem Gotte. Zerstörte man den Ruheplatz de Gottes, der sich feindlich erwiesen hatte, so war er eben dadurch ver hindert, wieder zu erscheinen und so vermied man seine schädliche Einflüsse. Diese Auffassung vergröberte sich dann freilich und ma glaubte den Gott zu schlagen, wenn man das Bild schlug. Doch sin

solche derbsinnliche Vorstellungen von der Gottheit seltener: im allgemeinen faßte man sie geistig auf. Ein Neuseeländer antwortete auf die Frage, wie er sich den Atua vorstelle: „wie einen unsterblichen Schatten" (v. Neuseel. 213 nach Marsden): ein Anderer nannte ihn einen allmächtigen Hauch und stieß seinen Athem aus, um dies zu verdeutlichen. Und da man zu Tonga die Seele für einen Hauch ansah, so dachte man sich die Götter, die man hier und zu Samoa bildlich nun darstellte, gewiß nicht materieller: wie schon die Schilderung r Schattenwelt Bulotu beweist. Derber dachten die Rarotonganer. Wenn Euer Gott Himmel und Erde erfüllt", sagten sie zu einem issionär, einem eingeborenen Tahitier, „so wäre er dick genug, daß ir ihn sähen; unsere Götter sehen wir doch!" „und daß wir gen ihn stießen", fügte ein Anderer hinzu (Williams 175).

Die eigenthümlichste und zugleich allgemeinste Form, in welcher) religiöse Verehrung kundgibt, ist das Tabu oder (mundartlich) pu. Man versteht darunter ein Gesetz oder eine Beschränkung, lche durch die Religion geheiligt ist: also einen religiösen Bann, sen Uebertretung zugleich Sünde und Verbrechen ist. Man hat n — so Vincendon-Dumoulins Marqu. 259 — den Urung des Tabu in dem Bestreben des Adels gesucht, sein Eigenthum sichern und auch Hale (19 f.) hält, wenn er von einem Tabuez und seinem Urheber spricht, das Tabu für eine willkührlich und einem Einzelnen gemachte Einrichtung, der freilich schon in der heimath der Polynesier seine Gesetze gegeben haben und gottbegeistert esen sein soll; daher es sich erkläre, daß man das Tabu als etwas ttliches auffasse. Aehnlich äußerte sich auch Dieffenbach 2, 86 f. d freilich wurden die Tabugesetze vielfach wie eine Art von Polizei- r Schutzeinrichtung benutzt. So ward abgetretenes Land gewöhnlich rirt, damit es um so sicherer dem Gebrauche der Eingeborenen entzen wäre, deren keiner es nur berühren durfte, (Polack 2, 76, ieffenb. 1, 129) ebenso Fischereien und Felder, so lange die te darauf stand (Polack 1, 275) nebst den Fischern und den Beern (Diffenb. 2, 48), welche dann ihre Arbeit nicht eher einllen konnten, bis sie vollendet war (Taylor 57). Der Wald r tabu so lange die Jagd oder das Einsammeln von Früchten und eren währte (eb. 55). Diese Gebräuche, welche hier von Neuseeland erzählt werden, gehen durch ganz Polynesien durch. Ueberall

geſchah es, wenn ankommende Fremde ihre Schiffe frei von
haben wollten, daß man ein Tabu darüber ausſprach (Mark. K
ſtern 1, 130 Haw. Jarves 51 und oft). Als auf einer
unſern Honolulus Bergkriſtalle, die man für Diamanten hielt, g
waren, erklärte Tamehameha den Berg für tabu, damit
Schätze allein beſitze. Und als er einſt einen Eroberungszug
ſo belegten die Fürſten, die ihm folgten, all ihre Grundſtücke
Eigenthum mit Tabu, ſo daß die anweſenden Europäer keine
produkte kaufen konnten (Broughton 34). Sollten unreife
geſchützt werden, ſo belegte man ſie mit Tabu, wie es z. B. E
(45) auf Samoa fand; daſſelbe geſchah mit Schweinen, Hühnern
ſie etwa nach großen Feſten, zur Vermeidung einer Hungersn
ſchont werden ſollten (Tonga Mariner 1, 129; 2, 22
ebenſo war es auf 10 Jahr mit den von Vankouver eing
Hausthieren zu Hawaii geſchehen, ſo daß ſie prächtig gediehen
kouver 2, 175; Broughton 35). Fiſche, welche man
ſchaftlich gefangen hatte, waren bis zur Vertheilung freng
(Melville 2, 153). Ja und als einſt zu Uwea ein Europ
ſchlecht betragen hatte, belegte ihn der König der Inſel mit
Tabu: wovon die Folge war, daß der Frevler ausgeſchieden vo
Verkehr und Umgang in die ſchlimmſte Lage gerieth (Hoo
Auch Privatleute konnten ſich dadurch ihr Eigenthum — etw
Baum voll reifender Früchte und dergl. — auf's allerſicherſte
daß ſie ihn tabuirten (Melville 2, 179; Kruſenſtern 1
Alſo iſt es der Wirkung nach allerdings ganz richtig, wenn Tayl
Tabu für einen religiöſen Gebrauch, der einen politiſchen Zweck
klärt; oder Thomſon (in Beziehung auf Neuſeeland 1, 1
Mathias G*** (von Nukuhiva 143) das Tabu als Pol
bürgerliches Geſetz gelten laſſen. So gebrauchte man die Ein
vielfach, wenn dieſe auch urſprünglich einen anderen Sinn und
hatte. Welches war dieſer aber? Er war ein rein religiö
beabſichtigte nie vollſtändige Scheidung des Göttlichen und Rei
dem Ungöttlichen und Unreinen. Das zeigt ſich an vielen
Zunächſt iſt alles Tabu, was den Göttern gehört, der Ten
Marae, das Opfer u. ſ. w. und nur der Prieſter oder de
kann ein Tabu auferlegen oder aufheben (Ellis 4, 385 f.;
Mörenhout 1, 529 f. Haw. Vankouver 154; N

b. 2, 100 f. Tonga Mar. 2, 83): Sodann brachte jede
g mit Leuten höheren Standes Tabu, denn dieſer war ſelbſt
Abkunft (Meinicke 28), während umgekehrt zu Nuku-
ein Tabu brach, degradirt und Kikino wurde (Kruſen-
192). Die Strafen, welche einen Tabubruch betrafen,
ſchieden vom Zorne der Götter aus. Die Tempel alſo
Volk und namentlich die Weiber nie betreten; wer es doch
e ſtreng beſtraft, meiſt mit dem Tod, ja ſogar mit dem
wie dies letztere in Hawaii vorkam (Ellis 4, 385;
Melville 1, 176; Porter 2, 39; Tahiti Mörenh.
Wilſon 459; Tonga Williams narr. 321; Neuſeel.
inicke 23), denn das Unreine mußte aus der Geſellſchaft
r ausgemerzt werden. So waren in Hawaii die rothen
n der Göttin Pele heilig und deshalb für die Menſchen
ſo alle heißen Quellen, alle vulkaniſchen Plätze (Ellis 4,
) weil die Maraes den Göttern heilig waren, ſo wurden es auch
r, welche ſie betraten — natürlich nur die, welche ſie betreten durf-
daher kam es, daß die heiligen Plätze der Götter und aus dem-
ad die Häuſer der vornehmſten Häuptlinge Aſyle waren für Flüch-
i Wilſon 459; Turnbull 290). Doch waren in Hawaii
heilige Plätze, welche für Aſyle galten (Ellis 4, 167; 363);
a nur einer, das Heiligthum von Mafanga, wo indeß ſelbſt
rſten Feinde die Waffen niederlegen mußten (Mariner
igeard nouv. ann. des voy. 1845, 4, 152). Da nun
ſich nehmen eine Handlung iſt, welche leicht Entheiligung
durfte in Neuſeeland nicht in der Nähe von heiligen
geſſen werden, aber auch nicht in der Wohnung und Kranke
m deshalb vor die Wohnung, damit ſie nicht zu verhungern
(Nicholas 187; Polack 1, 239). Auch andere ſeltſame
klärten ſich aus dem Tabu: ſo galt es für Frevel auf
zu ſchlafen, indem die Füße dem Marai zugekehrt waren
g 146). Da nun die Götter ſich um Gefangene nicht
mern, denn der Schutzgeiſt des eigenen Stammes hat ihn ver-
des ſiegreichen nimmt ihn nicht auf (Shortl. 294 f.): ſo
klave durchaus keiner Tabuverletzung mehr fähig, und ſie
es thun, was für Andere verboten iſt, z. B. Speiſe auf dem
agen, kochen u. ſ. w. (eb. 63). Krankheit ferner entſteht

dadurch, daß ein Atua oder ein Geiſt in den Kranken weilt; und
ſind auch die Kranken tabu (Taylor 55) und manches, was w
eine große Härte in ihrer Behandlung ausſieht, erklärt ſich daran
So ſchon, daß man ihre Nähe meidet, um das Tabu nicht zu breche
wodurch es öfters kam, daß ſie verlaſſen Hungers ſtarben; daß m
ſie vors Haus ſchleppte, damit man ſich ihnen nahen dürfe und der
Natürlich war auch die Speiſe der Kranken ſowie das Feuer, mit de
ſie gekocht wurde, tabu (Brown 23), während ſonſt gerade Spe
und Feuer, bei welchen man Speiſe kochen könnte, eine entabuiren
Kraft hat; daher man in der Nacht zum Schutz gegen die Geiſter
Feuer anzündete, daher nächtliche Wanderer einen Brand vom Ko
feuer bei ſich trugen, um die Geiſter zu verſcheuchen, (z. B. Shor
a 83), daher zu Samoa, wenn eine Leiche im Hauſe war oder an
nach dem Begräbniß ein Feuer angezündet wurde, welches die Leic
oder das Grab beſcheinen mußte (Turner 232f.) wie man glaub
und ausſprach zu Ehren des Todten, urſprünglich aber gewiß nur, u
die Seele desſelben unſchädlich zu machen und fern zu halten
Noch mehr war alles tabu, was mit den Leichen irgendwie im Zu
ſammenhang ſtand, zunächſt der Begräbnißplatz (Nuk. Melville 2, 84;
Nuk. Tah. Forſter Bem. 494; Tonga Mar. 1, 227; Hawaii Van
couver 2, 146f. Cook 3. R. 3, 464; 461.), dann die Leiche ſelbſt
(Samoa Turner 228), deren Anblick ſchon die Neuſeeländer
tabuirte (Polack 1, 108). Nach dem Rang der Leiche war das
Tabu ſtärker (länger dauernd) oder ſchwächer (Tonga Mar. 1, 150.)
Deshalb beſorgten in Neuſeeland (und ähnlich war es in Tonga
Mar. 1,415 und in Samoa Turner 231) alte Weiber die Leichen,
damit nur ſie und Niemand ſonſt vom Tabu derſelben, das auf Neu
ſeeland nie von ſelbſt aufhören konnte wie doch manches andere Tabu,
betroffen würden (Brown 11). Auch die neugebornen Kinder gehörten
dem Gott an und waren daher ſtreng tabu und ebenſo die Wöch
nerinnen und es bedurfte überall beſtimmter Feierlichkeiten und Ge
bräuche, um dies Tabu aufzuheben (Neuſeel. Shortl. a 122;
Tahiti Mörenh. 1, 536f. Wilſon 469, Tonga Wilſon 396;
Mar. 2, 273; Samoa Turner 174f. 178). Noch ſtrenger Tabu
freilich waren die Embryonen, welche im Menſtrualblut enthalten
waren, wie man annahm; und da die Maoriweiber die mit dieſem
Blut befleckten Lappen häufig in das Flechtwerk der Wänd

ten, ſo wagte es Niemand in Neuſeeland ſich an eine Wand
lehnen, damit er nicht dies Tabu bräche (Shortl. a 95; 276;
). Wenn wir oben Recht hatten, in der Tattuirung das aufge-
igte Zeichen des Schutzgeiſtes zu ſehen, ſo würde auch mit der
ttuirung ein Tabu verbunden ſein müſſen — und das iſt es denn
). Während der Operation und kurz nachher war jeder tabu
mußte, da er in dieſem Zuſtande kein Eſſen berühren durfte, ge-
ert werden. (Neuſeel. Rutherford bei Reybaud 68; Nuk.
lville 2, 181); und da das Tabu anſteckende Kraft hatte, auch
ſtens mehrere Jünglinge gemeinſchaftlich der Tattuirung unterzogen
den, ſo war das ganze Dorf derſelben zugleich mit tabu (Taylor
). Natürlich war denn auch überall das Thier, in welchem
Einzelnen ſein Schutzgott erſchienen war, für dieſen tabu
durfte nicht von ihm gegeſſen werden (Samoa Williams
f. Turner 238; Hawaii Remy 163; Tahiti Mörenh.
451; Tukopia Gaimard b. D'Urville b 5, 305-7). In
nga waren die Schildkröten, welche von einer Göttin ſtammten
manche Fiſche tabu (Mar. 2, 233) und ebenſo die Schild-
en zu Tahiti (Ellis 2, 93) wobei dann gleich bemerkt werden
, daß auch das Zeichen, wodurch ein Gegenſtand als tabuirt be-
net wurde, häufig ein Geflecht in Hai- oder Eidechſengeſtalt war
ariner eb. D'Urville a 4, 304); daß ferner denjenigen, welcher
Tabu gebrochen hatte, die Haie fraßen, worauf man, wie wir
n oben ſahen, eine Art von Gottesgericht gebaut hatte (eb. 305).
n war der Hai ſehr häufig aber die Inkarnation des Tiki: und
hätten wir auch hier den Glauben, daß dieſe Inkarnationen tabu
n, das Tabu behüteten. So wie nun der einzelne dieſe Thiere
t eſſen durfte, ſo war es gleichfalls eine Folge des Tabu, wenn
Weibern die beſten Nahrungsmittel verboten waren. Die Weiber
den in keinem ſo nahen Verhältniß zu den Göttern als die Männer
deshalb durften ſie das heiligſte Gericht, Menſchenfleiſch, nie koſten,
r auch vom übrigen Fleiſch nur wenig, nur unter beſtimmten Aus-
men (vergl. oben 121; Hawaii Ellis 4, 386; Cook 3. R. 3,
2; 437; Tahiti Mörenh. 2, 94; Therm. und Bennet 1, 267;
nukuhiva Mathias G*** 72) daher aßen auch die Weiber auf
awaii und Tahiti nicht mit den Männern; und wenn in Neuſee-
nd Nukuhiva, Tonga, Samoa auch einer freieren Sitte zu Folge

beide Geſchlechter gemeinſchaftlich aßen, ſo war es früher, wie 9
23 ſehr richtig aus einzelnen Spuren ſchließt, auch hier nicht
Waren doch die Weiber in Tonga von allen Heiligthümern
ſtrengſte geſchieden (Williams 321), galten ſie doch auch i
ſeeland für noa d. h. zum allgemeinen Gebrauch beſtimmt, r
nicht tabu, ohne Beziehung zu den Göttern; aßen ſie doch
More-ore, ſicher einer alten Abzweigung der Maori, getren
den Männern (Travers bei Peterm. 1866, 63). Daß r
Kähne, welche den Göttern gehörten, tabu waren, verſteht ſich
4, 387); auf den Markeſas aber waren die Kähne üb
tabu und deshalb nie von Weibern zu betreten; weshalb di
ſchwimmend die Europäer beſuchten (Melville 2, 5; Meinic
ja ſelbſt der Binnenſee, auf welchen Melville ein Boot ſetzt
dadurch tabuirt (Melv. 2, 5).

Man ſieht alſo, alle Dinge waren entweder tabu, ſ
mit den Göttern in Beziehung, oder noa, dem allgemeinen G
erlaubt. Woher kommt es, daß die Weiber alle noa waren, we
alle unverheiratheten (Taylor 59)? In Samoa, Tonga
ſeeland ſtanden die Frauen der Vornehmen den Männer
(z. B. Grey a).; in Tahiti aber nur die der allerhöchſten
welche ſogar von jener ſtrengen Abſonderung im Eſſen frei
(Vankouver 1, 105; Turnbull 264). Dieſe geringere S
der Weiber kommt wohl daher, weil ſie die ſchwächeren
wären nun auch ſie tabu geweſen, ſo war niemand da, wel
geheiligteren Männer bediente. So waren z. B. auf Ra
Männer tabu und durften nur von den Weibern gefüttert e
und das noch 1839 (Mörenh. 1, 138)! Dann aber konn
Männer der Weiber nicht entbehren, einer tabuirten Frau ab
man ſich nicht nahen, geſchweige ſich mit ihr begatten dürfen.
ſich doch Männer, welche ein beſonderes Tabu auf ſich nahm
Weiber ſtreng enthalten (Vankouver 2, 154; Taylor 78 f. Di
2, 85) und waren doch umgekehrt ſchwangere oder menſt
Frauen ſtreng tabu (Nuk. Melville 2, 181; Tah. Wilſo
Neuſ. Shortl. a 276). Ebenſo hieß wahine (Weib) tab
Mädchen, welches von ſeinen Eltern ſchon früh einem Knaben
und deswegen beſonders ſorgfältig bewacht wurde, ſo wie j
heirathete Frau (Dieffenbach 2, 36. Wakefield 1, 257).

h, wer ein beſonders wichtiges Geſchäft hatte, ſowohl in
• wie auch in Kriegszeiten; er durfte nicht rauchen, nur
ittel, die in ſeiner Heimath gewachſen waren verzehren und
ich der Weiber enthalten (Dieffenb. 2, 85-6 Neuſeel.).
Markeſas waren ähnlich geſtellte oder beſonders beliebte
i auch des feindlichen Stammes ſelbſt während des Krieges
s tabu (Melville 2, 20; oben S. 153).
wie nun alles, was in beſonderer Nähe, in größerer Ver-
aft, in engerem Schutz der Götter ſtand, tabu war, ſo waren
natürlich auch die Vornehmen, der Adel in Beziehung auf
k und zwar umſomehr, je vornehmer einer war. So waren
die Häuptlinge und die Leute aus dem Volke perſönlich ſtreng
ı. Alles was ein Häuptling berührte wurde tabu für minder
ıe. Daher kam es, daß zu Tahiti früher die Vornehmſten
wurden, damit ſie durch Berührung der Speiſen dieſelben
ı ganzen übrigen Volk entzogen, (Mörenhout 1, 138) daß ſie
uf ihrem eigenem Grundſtück nicht gehen durften und des-
ts getragen wurden, damit das Land nicht durch ihre
ng dem gemeinen Brauche ganz entzogen würde (Ellis
Wilſon 436); daß ſie in kein Haus gehen durften, als
eigenes, denn ſonſt hätte es Niemand mehr betreten dürfen
Ellis 3, 102 Tonga Cook R. 2, 131); daß Niemand
hren, Niemand aus dem Gefäß, das ſie benutzt hatten,
er trinken durfte (Ellis 3, 102; Vankouver 1, 81).
hr Eigenthum durfte man auf Neuſeeland nicht berühren,
r 56) ohne ſich des Todes ſchuldig zu machen (Taylor 89)
; eines Fürſten Blut zufällig in einen Kahn oder auf irgend
egenſtand (Haus, Feld u. ſ. w.), ſo ging dieſer letztere in des
Beſitz über (eb. 59 f.) Ein Beiſpiel hierzu gibt Dieffen-
85, f. Ruheplätze, wo große Fürſten einmal auf Reiſen oder
ruht hatten, wurden tabu (Taylor 62). Natürlich waren
ſten ſelbſt dadurch ſehr beſchränkt, denn konnten ſie nichts
en, ja nichts berühren, ohne es tabu zu machen, ſo wurden ſie
nicht nur in ihrem Thun vielfach behindert, ſondern ihr Leben
elfach gefährdet. Geſchieht nämlich ein Tabubruch in der Um-
eines Fürſten oder durch ihn und ſein Thun veranlaßt, und er
ın nicht, ſo begeht er dadurch ſelbſt einen Tabubruch, den die

Götter an ihm rächen und zwar um so schwerer, je vornehmer er ist, (Shortl. a 85). Dieser Einfluß des Ranges auf das Tabu zeigt sich auch sonst. Ein Mächtigerer konnte jedes Tabu, das ein minder Vornehmer entweder absichtlich aufgelegt oder durch seine bloße Anwesenheit hervorgerufen hatte, brechen; er konnte, was einem minder Vornehmen gehörte, sich ruhig aneignen, ohne Strafe der Götter zu fürchten, indem er es entweder berührte oder durch Benennung nach irgend einem Theile seines Körpers tabu und dadurch zu seinem Eigenthum machte (Taylor 59 f.). Hier liegt auch der Grund, weshalb die polynesischen Fürsten sich so schwer beleidigt fühlten, wenn man in der besten Absicht sie zu ehren ihre Namen auf Schiffe und dergl. übertrug; er war zu heilig dazu, und hätten sie es zugelassen, sie hätten sich eines schweren Tabubruches schuldig gemacht. Oder sie glaubten nach Uebertragung des Namens auch das volle Eigenthumsrecht über den Gegenstand zu haben: auch dieser Anspruch kam vor (Ellis 1, 155). Es ist ferner begreiflich, daß die Fürsten, denen das Tabu eine so ungemein große Machtfülle gab, gegen das Christenthum, welches die Tabubestimmungen aufhob, schon aus diesem Grunde feindlich gesinnt waren (Taylor 62); daß ferner ältere Personen noch jetzt — nach Shortlands Bericht (a 91) — an dem Tabu festhalten, denn so tiefgewurzelte Bestimmungen wurden nicht mit einem Male ausgerottet. Der König hatte natürlich so wie überall, so auch im Tabu den höchsten Rang. Deshalb betrat er, wenn ein neuer Tempel geweiht werden sollte, denselben zuerst, was man später auch auf christliche Kapellen übertragen hat (Tyermann und Bennet 1, 539, Tahiti). Da nun die Fürsten so heilig waren, so wurde auch ihr Name tabu und die Worte, welche ihn bildeten, durften in der gewöhnlichen Sprache nicht angewendet werden (Dieffenb. 2, 326, Taylor 94; Ellis 3 101; Vankouver 104; Meinicke 25). Doch auch sonst wohl konnten Worte aus irgend welchem Grunde tabu werden, wie dann z. B. Dieffenbach am See Rotorua für das Wort wai Wasser, welches tabu war, noni, für kai essen tami im Gebrauch stand; und so hieß auch der Ort wai-keriri damals noni-keriri (1, 396). Wohl mag sich dadurch, wie Dieffenbach meint (2, 326), manche dialektische Eigenthümlichkeit gebildet haben Daß hawaiischen Fürsten eine Sprache für sich hatten und daß man in ganz Polynesien mit Vornehmeren eine andere Sprache redete, beruht

zum Theil auf demſelben Grunde. (Bd. V. 2, 227; oben). Beſonders heilig war das Haupt und das Haar, letzteres weil es auf dem Kopfe nächſt und dieſer nach Meinicke 26 f. weil er der Sitz des Denkens ſt. Daher erklärt auch Meinicke die ganz beſondere Gier, die man überall in Polyneſien nach Feindesköpfen hatte, deren Schädel man ehr ſorgſam aufhob — wobei man an das in Malaiſien ſo ſehr verbreitete Koppenſchnellen denken mag. Auch die Schädel der Angehörigen wurden deshalb beſonders feierlich aufgehoben, ja wohl gar göttlich verehrt. Aber auch das Haupt der Lebenden wurde beſonders hoch gehalten. (Dieffenb. 2, 100 f.). Wurde einem Häuptling das Haar geſchnitten, ſo geſchah das unter beſtimmten Feſtlichkeiten und nachher wurde das Haar geſammelt und entweder feierlich auf dem Begräbnißplatz begraben oder wie die Schädel Verſtorbener aufgehängt (eb. 2, 56; 100 f. Shortl. a 91). Da nun aber nichts für einen irgendwie Tabuirten gefährlicher war, als Speiſe auch nur zu berühren, geſchweige zu eſſen; ſo durfte kein Maori mit den Händen eſſen, wenn er ſich kurz vorher die Haare geſchnitten oder auch nur gekämmt hatte (Savage 3) und eben deshalb wird als die höchſte und ſündhafteſte Beleidigung, welche die Geiſter mit ſchweren Strafen rächen müſſen, bei Shortland a 76 angegeben, daß Einer des Andern Kamm geſtohlen ab in's Kochhaus getragen habe. Als ärgſter Fluch und größte Beſchimpfung gilt es, den Kopf Jemandes zerbrochen oder gefreſſen zu haben (eb. 30). Kaum geringer aber iſt die Beleidigung, wenn man irgend etwas zum Eſſen gehöriges mit dem Kopfe eines Menſchen in Berührung bringt; daher einſt ein ganzer Stamm für den Scherz des Weißen, der einen kleinen Meſſingkeſſel auf den Kopf eines Häuptlings geſtellt hatte, empfindliche Rache nahm (Wilkes 2,397). Auch als einſt ein Miſſionär einem Maori ein Stück Knochen mit der Scheere aus dem Halſe zog, wo es beim Eſſen ſtecken geblieben war, verlangte dieſer, ſobald er nur wieder ſprechen konnte, die Scheere für ſich als Sühne des gebrochenen Tabu (Taylor 317): daher fielen denn vor allen Dingen die Worte, welche den Namen des Häuptlings bildeten, aus der Sprache aus, wenn ſie irgendwie Speiſen oder dergl. bezeichneten. Denn wenn man etwas, was ſich auf eine Speiſe auch nur bezieht und wäre es ganz unabſichtlich, von einem Andern ausſagt, ſo iſt ſchon dies ein ſo ſchwerer Fluch, daß er nur mit dem Tode gebüßt werden kann (Taylor 94-5). Auf

dieſer Vorſtellung beruht es auch, daß häufig die Vornehmen ſo
daß ſie die Flüſſigkeit nicht mit den Lippen berührten, ſondern
in die Hände, welche ſie vor den Mund hielten, einſchütten
(Shortl. a, 88). Selbſt die Aſche, woran ein Vornehme
Pfeife angezündet — welche letztere ſeinen Mund, alſo den K
rührt, ſelbſt dieſe Aſche war tabu und natürlich aller Kopfſchm
namentlich die Kämme (eb.). Ein vornehmes Kind war einſt
Läuſe, daß es jeden, der es ſah, erbarmte: ſeine Mutter dur
aber das Haar nicht ſchneiden, denn ſein Kopf war heilig, ſie
es deshalb zu ſeinem Vater. Allein auch dieſer durfte es n
der Großvater des Kindes noch lebte und dieſer erſt ſchor und
das arme Weſen, das nur wegen ſeines hohen Ranges ſo ſ
war, aus Mitleiden, obwohl er ſelbſt dadurch tabu wurde und nun g
werden mußte (eb. 88 f.). Auf dem Kopfe oder Rücken durfte k
nehmer etwas tragen, namentlich aber keine Speiſe und daher
vielfach und nicht bloß aus Roheit, daß Frauen oft ſchwerer
wurden, als die Männer, da die Frauen noa waren (Tayl
Shortland a 85; 30, 294; Tahiti Mörenh. 2,92 f.) —
ſelbe Glaube herrſchte überall. Auf Tahiti durfte Niemand etw
dem Kopfe tragen und eine Berührung deſſelben galt als Bele
abgeſchnittenes Haar ward im Marae vergraben (Wilſon
öfters auch, wenn dem König bei ſeiner Krönung das Au
Menſchenopfers dargereicht wurde, eingewickelt mit dar
(Cook 3. R. 2, 185). Je heiliger eine Perſon iſt, um ſo
iſt ſein Kopf: berührt den Körper eines neugebornen Kindes
etwas, ſo wird dies dem Kinde heilig; berührt es aber der
ſo wird es an einem geweihten Ort, der für das Kind
iſt, niedergelegt, wenn es ein Baum iſt, ſo wird er
und verletzt derſelbe im Fallen die Rinde eines anderen,
auch dieſer gefällt werden (Wilſon 462 Anm.) Ebenſo
wer höher als der König — alſo über ſeinem Haupte —
oder gar mit der Hand über ſeinem Haupte herfuhr,
(Ellis 3, 102) und der katholiſche Miſſionär Laval erzählt
ann. de la propag. d. l. foi 1838, II 24-5; daher bei Miche
daß die Greiſe auf Mangareva, welche noch Heiden waren,
Stelle flohen, ſobald man ihr Haupt berühren wollte; ein
dem ein Franzoſe aus Freundlichkeit die Hand auf's Haupt leg

e Sprache, die Augen drehten ſich auf eine ſchreckliche Weiſe, erz „ſchlug laut auf.“ Schon irgend etwas mit einem Menſchen- e zu vergleichen, war ein Frevel (Wegener 82). Nicht anders es auf den Markeſas (Math. 9 ***48) und Hawaii s 4, 387); über den Kopf eines Andern herzureichen, oder die enfaſern, aus welchen man die Kopfbedeckungen machte, zu zer- n war ſtreng tabu auf Nukuhiva (Melville 2, 178), und awaii ſtand gleichfalls Tod darauf, ſich über den König zu oder die Hand auf ſein Haupt zu legen, (Jarves 35). Dieſel- ſetze galten in Tonga: Paulaho, der König, trug Bedenken, in chiffskajüte hinabzuſteigen, damit nicht Jemand über ſeinen Kopf gehe (Cook 3. R. 1, 300). Aus dieſer Heiligkeit des Kopfes s Haares erklärt ſich auch vielleicht noch eine Sitte der Tahitier anders, als wir ſie bisher erklärt haben: nämlich das Aus- des Körperhaares, welches man auf ſo vielen Inſeln findet: haar war zu heilig, als daß es irgend wo anders wachſen als auf dem Kopfe. Und war das Haar wie der Kopf tabu, ßte es allerdings im Gebrauch des Körpers ſehr hinderlich ſein, tlich z. B. den Frauen gegenüber, welche ja noa waren.

Vieles andere, welches wegen ihrer größeren Heiligkeit den Fürſten , haben wir ſchon oben beſprochen (S. 192), wozu ſich noch s hinzufügen ließe: daß man ihnen aus dem Weg gehen mußte . auf der tonganiſchen Rattenjagd), daß man ihre Badeplätze, Lieblingsquellen vermeiden mußte, daß man ſelbſt vor ihren n und todten Beſitzthümern ſich niederwerfen mußte (Mar. 1, ; Ellis 4, 387; Jarves 35; 52). Die oben erwähnte ißung des Oberleibes vor beſonders heiligen Perſonen oder ſtänden war übrigens auch in Tonga üblich (Cook 3. R.). Wir müſſen hier nun noch zunächſt von dem Verhältniß peiſen zum Tabu reden. Tabuirte durften die Speiſen nicht an- n und mußten ſich füttern laſſen oder nur ſolcherlei eſſen, was Karae gleichfalls tabuirt war (Vankouv. 2, 154); vielfach Weiber und Kinder ganz abgeſchieden und in Tonga durfte weder ſelbſt in Gegenwart des Königs anders als mit abge- ertem Geſicht eſſen (Mar. 2, 235) noch dem eſſenden König zu- n, welchem daher das Volk den Rücken zukehrte (Cook 3. R. 55).

Auch daß die beſſere Speiſe den Göttern heilig und
Männern erlaubt iſt, daß ganz beſondere Formen der N
wie ſchwarze oder rothe Schweine (Nuk. Melvill
Math. G*** 143) tabu waren, das begreift ſich.
durfte man nirgends in einem Wohnhauſe eſſen (Dieff
Taylor 59, 56; Ellis 1, 129; Remy 165)?
Brown 14 ſagt, weil ein Häuptling in demſelben
könnte, ſo genügt der Grund nicht, warum mußte die
vom Hauſe getrennt ſein? Warum durfte man nich
anderen aus einem Geſchirr eſſen, ja nicht einmal die
zwei in demſelben Geſchirr bereiten und auftragen? W
ein Nichttabuirter keine Speiſe eines Tabuirten und u
Tabuirter Speiſe die noa war, berühren ohne in Gefah
ſchwellen und zu ſterben (Marin. 1, 150)? Warum d
Samoa nicht im Hauſe wo ein Todter ſtand, eſſen, ohn
Götter, die meiſt in Zahn- und Haarloſigkeit beſtand, alſ
traf, zu befürchten (Turner 228)? Und ſo könnte ma
weiter fragen: dieſe aber und ähnliche Fragen beantwo
Folgendem. Zunächſt ſcheinen in urſprünglicher Zeit
und der Hausbau überall tabu geweſen zu ſein, gewiß nicht
nicke 27), weil er wie der Schiffbau in den Händen der
In Neuſeeland konnte nur ein Freier, d. h. alſo e
Adel war, ein Haus beſitzen (Mein. 25); Reſte eines
Kahnes oder eines Zaunes ſind tabu und ſolches Holzwe
nicht zum Kochen gebraucht werden (Dieffenb. 2, 43
alſo auch hier iſt jede Beziehung des Tabugegenſtandes
ſorgſam vermieden. Nun wurden für einen Tabuirten
Speiſen in einem kleinen Hausmodell, welches auf vier
Hofraum ſtand, aufgehoben (Shortl. a 86): alſo au
Tabuirte in dem was tabu war, die Speiſe in dem
überall herrſchte die gleiche Sitte. Warum nun alſo ve
Tabu ſo alle Speiſe? Da müſſen wir noch weiter zurü
hier klar zu ſehen: was iſt denn eigentlich das Tabu übe
finden es auch in Malaiſien. Auf den Molukken (va
in Tydſchr. V, 1843, 2), gab es Zaubermittel, um Diebe
da ſie in Folge derſelben krank wurden oder ſonſt ins Ungl
Krankheit aber verurſachte eben entweder der Tiki oder de

Verstorbenen und ähnlich waren gewiß die Zaubermittel von gleicher Wirkung auf Dschilolo (Tydschr. 1856, II, 218), auf Aru, wo man einen Pfeil als Zauber aufhing (Brumund in Tydschr. VII, 1845, 2, 283), auf Amboina (Valentyn 3, 11). Ganz dasselbe, was in Polynesien unter Tabu verstanden wird, bezeichnet auf Timor und den Nachbarinseln das Wort pamali (Veth 2, 315). Es ist das stehende Beiwort der Tempel auf Timor, der zugleich die Schätze des Königs sowie die erbeuteten Feindesköpfe bewahrt, und wo die Kinder der Rajahs ihren Namen erhalten (Freyc. 1, 638). Bei dem fast zwei Monate langen Feste, welches auf ein günstig ausgefallenes Koppenschnellen folgt, ist der, welcher die Köpfe erbeutet hat, pamali: er darf weder mit seiner Frau verkehren noch mit eigener Hand essen; vielmehr müssen ihm die Speisen von Frauen in den Mund gesteckt werden (Sal. Müller b 269), also ganz wie in Polynesien. Nach Sal. Müller (b 249) ist pamali ursprünglich ein javanisches Wort, bedeutet Verbot und war früher auch in Java für die gleiche Sitte gebräuchlich, so wie ebenfalls in Sumatra (Hollander 610). Ganz ebenso galt es unter den Ot Danom (Schwaner 2, 148), den Hügeldajaken um Pontianak, Sambas und Sadang (Low 248) und sonst auf Borneo (Proceed. R. G. S. II, 348). Den Hügeldajaken war ein Sterbehaus für 12 Tage pamali, indem Niemand in dasselbe eintreten, nichts aus demselben geholt werden durfte; bei ansteckenden Krankheiten tritt eine Pamali von 8 Tagen ein, während dessen jede Thätigkeit, selbst Opfer aufhören; auch die Angehörigen eines Kranken übernehmen bisweilen ein solches Pamali, um ihn zu retten (Low 260) Wöchnerinnen waren hier, auf Celebes und sonst gleichfalls pamali (Wallace 1, 309). Auf den Pagehinseln sind bestimmte Handlungen z. B. das Dorf zu verlassen, gewisse Speisen zu essen, Handel zu treiben, einen Fremden ins Dorf zu führen und dergl. für die Arbeiter, welche an einem Hause bauen, für die Frauen nach dem Wochenbette, für die Verwandten eines Gestorbenen verboten (Hollander 531). Aehnlich fanden wir, woran hier noch erinnert werde, die Einrichtungen im nordwestlichen Polynesien sowie in Mikronesien.

Also auch hier knüpft sich das Tabu oder Pamali an den Hausbau, an Krankheiten, Tod, Geburt, an Tempel und Krieg sowie an die Nahrungsmittel an, ganz wie in Polynesien. Alle diese Dinge aber standen unter ganz besonderer Aufsicht der Götter und namentlich

der Schutzgötter. In Polyneſien nun war es ein ganz
Mittel, daß man das Tabu durch aufgerichtete Tikibilde
der der Schutzgötter bezeichnete (Neuſeel. Michelis
Ellis 3, 106) oder wie in Tonga und Samoa di
und Tapaſtücke in Geſtalt einer Eidechſe oder eines Haie
2, 274; d'Urville a 4, 304; Turner 294-5) -
dasſelbe iſt, denn Eidechſe und Hai waren nur Bilder
geiſter. Brach aber einer das Tapu, ſo fraß ihn der Fi
ſo fiel er in die Gewalt des Gottes, welchen der Fi
Auch das Wort läßt ſich erklären; ta heißt neuſeel. ſehr,
tapu alſo bedeutet „ſtreng bezeichnet, verboten" (Short
und wenn wir nach allem Vorſtehenden zur Deutung dieſe
ſollen, ſo war die ihr zu Grunde liegende Anſchauung w
Alles, was den Göttern geheiligt iſt, angehört, ſteht über
Gebrauch: wer es von den Menſchen berührt, muß ſterb

Alſo ſind Tempel, Idole, die vornehmen Menſchen u
mit ihnen in Berührung kommt, tabu. Das Tabu hin
vorzugsweiſe mit den Schutzgöttern zuſammen und iſt von
ausgegangen. Denn ſollte der Schutzgott wirklich ſein,
den einzelnen zu beſchützen ſein mußte, ſo war es nöthig,
auftrat, ſofort jede Gefahr aufhörte. Da nun bloß di
Geſchlechter eine Beziehung zu den Göttern hatten, ſo
ſie nur einen Schutzgott haben: und ſo iſt es auch de
welcher im Tabu der Vornehmen wirkſam iſt. Von den
übertrug ſich erſt dieſer Gebrauch auf die übrigen Götter
wir alſo im Tabu ein Zugehören zum Schutzgeiſt, ein
von allen menſchlichen Einflüſſen: war nun aber Krieg
nahe, ſich dem Schutzgeiſt beſonders zu empfehlen, den m
den Krieg nahm — man war alſo tabu. Der Hausbau
beſonderem Schutz des Familiensgottes, dem des Haus heil
tabuirte er die Betheiligten. Daher mußten neugebaute
den Prieſter erſt exorciſirt, d. h. dem Gotte entzogen un
ſchen bewohnbar gemacht, enttabuirt werden (Nuk. L
1, 110; Hawaii Jarves 68). War nun aber das Ta
anderes, als ein beſonders enger und ſtrenger Schutz des
Schutzgeiſtes, den man herbeirief, ſo erklärt ſich hieraus -
nur hieraus, denn wie hätte man die übrigen Götter mit ſ

Dingen behelligen können — die Möglichkeit, daß jeder was er wollte von ſeinem Eigenthum tabuiren konnte, hieraus auch die Leichtigkeit, mit welcher das Tabu ſich mittheilte, da der Schutzgeiſt überall zugegen iſt und vielleicht auch die beſondere Heiligkeit des Kopfes und des Haares, in welchem man den Schutzgeiſt wohnend dachte. Nur aus dieſer Annahme erklärt ſich ferner der ſeltſame Gebrauch, das Tabu durch Tikibilder, ſei es in Menſchen- oder Fiſchgeſtalt, zu bezeichnen; und nur durch ſie der höchſt merkwürdige Glaube, der ſich (Labillard. 1, 307 und 321) auf Amboina fand, daß der Geiſt des verſtorbenen Eigenthümers noch nach dem Tode ſeine Felder bewache: zum Zeichen ſtellte man die Nachbildung einer Grabhütte in die Felder, welche dadurch wirklich geſichert waren. Denn die Seelen der Abgeſchiedenen und die Schutzgötter berühren ſich, namentlich in ſpäteren Zeiten, ſo vielfach. Glaubte man doch auch in Polyneſien, daß durch die Tabuirung eines Gegenſtandes ein Atua auf denſelben herabführe (Kruſenſt. 1, 191. Langsdorff 1, 116) Auch das muß hier noch einmal erwähnt werden, daß zwei feindliche Stämme, deren Fürſten untereinander verſchwägert waren, einen Frieden ſchließen mußten, wenn ein Mitglied des Fürſtenhauſes des einen Stammes, während ſeines Verweilens im fremden Stamme ſtarb; es trat alſo ein Tabu ein, welches von dem Geiſt des Abgeſchiedenen ausging (oben 153). Auch daß das Tabu ſtets mit Sonnenuntergang anfing (Chamiſſo 150) iſt wichtig: die Nacht iſt das Sinnbild des ewigen Po, in welchem die Götter wohnen.

Jetzt nun können wir unſere obige Frage aufnehmen. Warum verſcheucht das Tabu ſo ſehr alles Eſſen? Man gebrauchte Speiſen als ein hauptſächliches Zaubermittel, indem man annahm, daß der feindſelige Geiſt in den Speiſen einführe in den, welchen er ſchaden ſollte (Shortl. a 82; 95). Die Speiſe eines jeden einzelnen ſtand nun unter ganz beſonderem Schutz des Schutzgottes; ſei es weil ſie durch den Kopf in den Leib gelangt, ſei es, weil ſie das Erhaltungsmittel des Einzelnen iſt oder daß man in dem Hineingehen und Verſchwinden der Speiſe das ſchärfſte Bild für das Eindringen des Schutzgeiſtes ſah, wie ja auch die Seele als Speiſe in den Bauch des Gottes gelangt. Die Speiſe alſo ſtand in beſonderer Beziehung zum Schutzgott: folglich durften wo das Tabu ſich ſtreng erhalten hatte, Leute, welche nicht von gleicher Heiligkeit waren, Weiber, geringere Stände nicht

mit Vornehmeren eſſen; denn ſie hätten ſonſt den Schutzgeiſt des V
nehmeren, der ja gerade ſo beſonders in der Speiſe weilte, verle
und ſeine Rache auf ſich gezogen. Hätte man nun aber gar
Speiſe eines anderen genoſſen; ſo wäre ja der Schutzgeiſt desſelb
gezwungen geweſen, in den Leib des Eſſenden zu fahren und kon
dort natürlich nur feindſelig wirken. Daher erklärt ſich die wund
bare Sitte, daß Gäſte die Reſte des Vorgeſetzten, welche ſie nicht m
eſſen konnten, mitnahmen, nicht aus Gier, denn ſie warfen das D
genommene oft heimlich fort, ſondern damit durch ſolche zurückgel
Speiſe kein Tabubruch oder böſer Zauber entſtehen könne (Shor
a 97) und deshalb müſſen Vornehme ganz beſonders vorſichtig ſe
denn je vornehmer einer iſt, je ſtärker iſt das von ihm ausgehe
Tabu: daher ſie auch ſtets die Speiſen mitnehmen (eb. 86). Bemerke
werth iſt aber, daß Kava durch keinerlei Berührung tabu wu
(Mariner 2, 235). — Haben wir ſo das Weſen des Tabu rid
erklärt, ſo fällt damit von ſelbſt die Behauptung Marsdens
d'Urville a, 2, 528), das Tabu habe nur den Zweck, den Z
der Gottheit zu beſänftigen und ſie günſtig zu ſtimmen, wonach es
eine Art von Gelübde oder Selbſtbeſchränkung wäre zum Dank
oder als Bitte an die Götter.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, manches Einzelne, nament
aber die Legung und Aufhebung des Tabu zu beſprechen. — Ta
farbe war weiß auf Hawaii (Ellis 4, 167; 389; Cook, 3.
3, 400), auf Nukuhiva (Porter 2, 116), daher man Weiß
Begräbniſſen und Feſtlichkeiten trug (Vincend Dum. Marq. 26
doch konnte man hier auch andere Farben für tabu erklären
damit alle ſo gefärbten Dinge tabuiren; (Mathias G*** 52); n
war die Tabufarbe auf Tahiti (Wilſon 437. Anm.), To
(Mariner 2, 234), auf Samoa (Turner 296; Williams 4
roth auf Neuſeeland auf (Taylor 94), daher in früheren Ze
tabuirte Perſonen hier in Hütten mit rothgemalten Pfoſten wohn
damit man ſie ſchon daraus erkennen könne (Shortl. a 92). R
iſt die heilige Farbe der Idole, der Todtengeräthe, der Kriegsk
der Häuptlingswohnungen, der Denkzeichen auf den Gräbern.
Häuptlinge färbten ſich ſelber faſt ganz roth (Taylor 95). — S
Tabu legte der Prieſter oder der hohe Adel auf und nur wer
auflegen konnte, konnte auch davon befreien. Auf Hawaii legt

nur der Prieſter auf (Ellis 4, 388) und ſelbſt der König war hier an ein vom hohen Prieſter ausgeſprochenes Tabu gebunden (Arago 2, 179), ſowie der Prieſter die Erlaubniß geben mußte, als auch Vankouver mit tabuirt werden wollte (Vankouv. 2, 154). Doch hatte der König hier wenigſtens in einzelnen Gegenden das Recht, die Dauer eines Tabu zu verkürzen (eb. 151), wie ſie auch beſondere Beamte mit der Aufſicht über die Haltung des Tabu beauftragten (Ellis 4, 387). Auch auf den Markeſas war es der Prieſter der es auferlegte und wieder aufhob (Melville 2, 7; Kruſenſtern 1, 191), während auf Tahiti zwar auch die Prieſter das Tabu ausſprachen, allein faſt nur auf Verlangen der Häuptlinge ſelber (Mörenh. 1, 529 f.) welche aber auch ſchon für ſich allein es geben und aufheben konnten (Wilſon 437, Anm.). Auch in Neuſeeland gaben und löſten die Prieſter das Tabu (Taylor 78, Dieffenb. 2, 100), doch ſie nicht allein: vielmehr konnte jeder Mächtigere das Tabu eines minder Mächtigen brechen (eb. 59). In Tonga dagegen legten die Vornehmen das Tabu auf und löſten es auch wieder (Mariner 1, 129; 2, 88), wie es auch auf Uwea der König auflegte (Hood 167). Allgemeine Tabus wurden durch Heroldsruf bekannt gemacht (Ellis 4, 388) oder durch beſtimmte Zeichen an den tabuirten Gegenſtänden. Die Tikibilder haben wir ſchon erwähnt: außerdem wendete man Büſchel von Bambuslaub, aufgeſteckte Stangen an, man band ein Kokosblatt an einen tabuirten Kokosſtamm (Ellis 4, 389, Hawaii) man wandte weiße Stäbe an, bekränzte den Stamm eines tabuirten Baumes (Porter 2, 116. Melville 2, 179 f. Markeſas), man ſchälte ein Stück Rinde los (Dieffenb. 1, 81, Neuſeel.), man band ein Querholz an einen Baum (Turner 295, Samoa) u. ſ. w. kurz man wandte eine Menge Zeichen an: welche wohl nur als Marke dienten. Größere Tabus, welche öffentlicher Art waren, wurden meiſt Abends eröffnet, bei Sonnenuntergang (Ellis 4, 389; Vankouver 2, 155); das aber war die Zeit, wo die Macht der Geiſter erſt recht anging. Solche allgemeine Tabuzeiten, welche ſich natürlich ſehr ſcharf von dem ewigen Tabu der Tempel, Idole, Vornehmen, Kranken u. ſ. w. ſowie von den partikulären und Privattabus trennen, traten ein mit Annäherung eines großen Feſtes, eines Krieges, bei der Krankheit eines Fürſten oder bei allgemeiner Landestrauer (Vank. 1, 91). Die Dauer dieſer Tabus war verſchieden: in ganz alten

Zeiten ſoll eins einmal auf Hawaii 30 Jahre gedauert haben, ein anderes 5 Jahre, während welcher Zeit kein Scheermeſſer an [illegible] Männer kommen, ſie nur gefüttert eſſen, keinen Nichttabuirten berühren durften u. ſ. w. Dieſelben ſtrengen Beſtimmungen galten beim Tabu, welches nach des Tuitonga Tod eintrat (Mariner 2, 227). Vor Tamehameha war die gewöhnliche Dauer 40 Tage: doch beſchränkte er es auf 10 oder fünf, ja bisweilen auf einen Tag (Ellis 4, 387f. Bank. 2, 151). So wie hier war es in ganz Polyneſien: auch auf den Geſellſchaftsinſeln gab es Sagen von Tabus die 10-12 Jahre lang gedauert hatten (Ellis 4, 388). Auch die partikulären Tabus dauerten oft lange genug: ſo wurden zu Tonga die Hühner, Schweine nnd Kokosnüſſe nach einem großen Feſte auf 8 Monate tabuirt (Mariner 1, 129) und nicht viel kürzer waren die Tabus gleicher Art auf den anderen Inſeln (z. B. Wilſon 437). Ein Mann aus dem Volke, der einen Fürſten berührt, iſt je nach dem Rang des letzteren 3-5 Monate tabu, wer den Tuitonga, auf 10 (Mariner 2, 150, 235), und während die übrigen Tabus von ſelbſt vergingen, ſo konnte das durch Berührung des Tuitonga entſtandene nur nach beſtimmten ganz beſonderen Ceremonien aufhören (eb. 235). Es frommt nicht, die einzelnen einſchlagenden Beſtimmungen durchzugehen: wohl aber iſt noch zu erwähnen, daß es zwei Arten Tabu auch nach dem Grade gab, deren eines, das gewöhnliche, von den Männern (und nur von dieſen) Enthaltung von den Geſchäften und beſtimmte Gebete im Tempel erforderte, das andere aber, das ſtrenge, von höchſter Schwierigkeit für das ganze Land war. Denn jedes Feuer, jedes Licht muß gelöſcht werden; Niemand darf unter Segel gehen oder baden oder auch nur (Bank. 2, 154) ſich mit Seewaſſer benetzen; Niemand als der Prieſter darf ſein Haus verletzen, kein Thier darf einen Laut von ſich geben (weshalb man Schweinen und Hunden das Maul zuband, Hähne unter eine Kalabaſſe ſetzte), ſonſt iſt das Tabu gebrochen und alle Mühe umſonſt. Während dieſer Zeiten galten auch die übrigen Tabugeſetze, die welche beſondere Unterwürfigkeit vor den Fürſten verlangten u. ſ. w. mit beſonderer Strenge (Ellis 3, 388, vergl. Bank. 1, 91). Man legte ſolche öffentlichen Tabus auf, um von den Göttern etwas zu erlangen: Sieg, Geſundheit eines Fürſten, gute Ernte und dergl.: brach man es aber, ſo verlor man natürlich auch die Ausſicht auf Erfolg. Wer daher

das Tabu brach, der mußte sterben und zwar als Opfer für die Götter (eb. 389). Diese Todesstrafe vollzog der Priester, der Fürst oder der welcher den Schuldigen ertappt hatte (Dieffenb. 2, 100f.); ungesehenen oder unbewußten Tabubruch straften die Götter selber und zwar durch Krankheit. In Tonga schwoll einem der das Tabu brach die Leber und er starb (Mariner 1, 150); ebenso in Samoa. (Williams 438.) Oder es wurde in den Verbrecher ein böser Geist, meist ein Kindergeist geschickt, der ihn aufzehren mußte (Shortl. a 94-5. Thomson 1, 219; Mörenhout 1, 529), wenigstens nach argem Tabubruch; minder schwerer zog den Tod nicht nach sich (Remy 159). So ist es denn ganz begreiflich, wie das Tabu als Polizei gleichsam dienen konnte, als Gesetzbuch; auf der anderen Seite aber auch einmal, daß man diese Tabueinrichtungen zu bösem Zauber oder Beschädigungen des Feindes benutzte (Shortl. a 96), der ja sterben oder leiden mußte, wenn man ihn durch List verleitete, unbewußt ein Tabu zu brechen; und andrerseits, daß man eine Menge Vorsichtsmaßregeln hatte, um sich zu hüten. So legte man sich nie an eine Wand an, man nahm seine Speisen mit, man vergrub seine Haare im Begräbnißplatz, man machte auch fremdes Land, ehe man es betrat, erst noa für den Fall daß es tabu wäre (Shortl. a 84). Die hawaiischen Fürsten hatten ihre besonderen Diener, welche ihnen einen verschlossenen Spucknapf stets nachtragen mußten, denn der Speichel war heilig wie das Haar (Kotzebue 2, 20; Neuseeland Cook 3. R. 2, 309) und so ließ sich noch vieles aufzählen. Dadurch daß die Europäer bei ihrer ersten Ankunft unwissentlich oder doch unachtsam öfters gegen die Tabus verstießen, ist manche Feindseligkeit zwischen ihnen und den Eingebornen entstanden.

Wurde nun ein Tabu aufgehoben, so waren dazu sehr weitläufige Feierlichkeiten nöthig, wie solche auch bei der Auflegung eines Tabu stattfinden mußten (Vank. 2, 154). Doch waren die, mit welchen es beschlossen wurde, bei weitem länger und größer; für Tahiti beschreibt sie Wilson 437 Anm. für Tonga Mariner 1, 128-34. Auch konnte das Tabu, was auf Einzelnen lag, durch bestimmte Ceremonien getilgt werden und zwar zunächst durch Abwaschung mit Wasser, wofür man indessen in Tonga auch eine saftige Pflanze gebrauchen konnte (Cook 3. R. 2, 130; Mariner 2, 234). Deshalb wurde der junge König zu Tahiti, ehe er den rothen Gürtel anlegte,

vom Prieſter im Meere mit Meerwaſſer beſprengt und ihm ſo u in einer Art Taufe alle unwiſſend begangenen Tabuverletzungen abz waſchen (Mörenh. 1, 441). Dies iſt ſicher der urſprüngliche Sin dieſer Ceremonie; und wenn Ellis ſagt (3, 110), ſie habe gedie um frühere Sünden von ihm zu waſchen, ſo iſt das gewiß eine ſpäte Umdeutung, da die polyneſiſchen Götter keine anderen Sünden a rechnen, als Tabuverletzungen. Und ſo eilte man in alten Zeite auch in Neuſeeland (nach Grey a 168), um einen Fluch abzu waſchen, den ein feindlicher Mund ausgeſprochen hatte, raſch zu einem Strome und badete daſelbſt, während der Prieſter allerlei Gebet ſprach. Ebenſo, wer in Samoa ſich dem König nahen wollte, mußte ſich vorher, da dieſer ſo heilig war, mit reinem Waſſer beſprengen (Turner 342); Kranken verordnete der Prieſter als Heilmittel öffent Beichte ihrer Sünden und Zurücknahme von Flüchen gegen Andere, wobei Ausſpülen des Mundes mit Waſſer nöthig war (Turner 224) und ſo mag auch das Mundausſpülen und das Händewaſchen vor und nach Tiſche, welches überall in Polyneſien Sitte war, mehr auf religiöſen Gründen als auf Reinlichkeit beruhen. Auch die neugebore nen Kinder wurden erſt (oben S. 131 f.) nach beſtimmten Ceremonien noa: unter dieſen war in Neuſeeland und Uwea der Gebrauch das Haupt des Kindes mit Waſſer zu benetzen oder das Kind ganz in Waſſer zu tauchen (Michelis 166. Davis 195; Grey a, 80 ein Gebrauch der gewiß einſt über alle Inſeln verbreitet war — Waſchungen der Neugeborenen ſind überall gebräuchlich — und ſicher uralt iſt: durch die reinigende, befreiende Kraft des Waſſers war das Tabu des Kindes aufgehoben. — Ferner wurde ein Gegenſtan auf Neuſeeland noa, wenn er über eine Batate oder Farnwurze die mit heiligem Feuer gekocht war, gerieben wurde: jene Wurz mußte dann das Familienhaupt in weiblicher Linie eſſen (Shortl. a 90 Eine merkwürdige Ceremonie herrſchte in Tonga, um das Tabu, de vornehme Perſonen verbreiteten, zu vermeiden, welche man moemoe nannte: jeder Geringere mußte ſich vor dem Vornehmern zur Erd neigen und dann des Letzteren Fußſohlen mit beiden Handflächen be rühren; doch iſt darnach immer eine Abwaſchung der Hände oder ein Abreibung mit Bananenblättern nöthig (Cook. 3. R. 2, 129 f Mariner 1, 449; 2, 234). Dies Moemoe unterläßt auch von zu Ehegatten der minder Vornehme nie, ſo oft beide zuſammen ſin

und ebenso üben es die Spielgefährten der Fürstensöhne von frühester Jugend jedesmal beim Zusammenkommen mit ihren Spielgenossen aus (Mariner 2, 299). Nur beim Tuitonga wendet man es nicht an: denn der ist selbst dazu zu vornehm; es bedurfte zur Aufhebung eines von ihm ausgegangenen Tabus anderer Ceremonien (eb. 235). Daß dann Opfer und Gebete zur Aufhebung des Tabu nöthig waren, versteht sich von selbst.

Auch jetzt ist das Tabu noch nicht ganz abgeschafft. Shortland (a 91) fand in Neuseeland noch viele ältere Leute, welche daran glaubten, und noch 1861 entstand durch einen Tabubruch zu Samoa Krieg (Hood 90). Indeß erliegt es natürlich dem Christenthum immer mehr und mehr, oder ist doch von ihm umgedeutet; wie denn der Sonntag vielfach „Tabutag" genannt wird (Ellis 4, 390) und entsprechend auch anderes durch die Kirche Ver- oder Gebotenes. Auch durch den weltlichen Verkehr mußte es immer mehr schwinden: zuerst nahm man in Neuseeland die Europäer davon aus und da ihnen die Uebertretungen nichts schadeten, so verlor die Sitte immer mehr an Strenge (Taylor 59). Dieffenbach erzählt, man könne, wenn man die Eingeborenen vernünftig behandelte, die einzelnen Tabu durch Geld ablösen (2, 100 f.) und später sind häufig Geldbußen bei Tabuverletzungen angewendet.

Wie das Tabu den einzelnen dem Gotte heiligt, so gab es auch eine ganze Gesellschaft, welche den Göttern oder vielmehr einem bestimmten Gotte heilig und deshalb tabu war. Es ist dies die Gesellschaft der Areoi, über welche wir jetzt eingehender reden müssen. Die tahitischen Areoi waren dem Oro geweiht und man erzählte über ihren Ursprung, der in die ersten Zeiten des Menschengeschlechtes zurückgeführt wurde, weitläufige Mythen, welche im Wesentlichen übereinstimmend von Ellis (1, 229 f.) und von Mörenhout (1, 485 f.) berichtet werden. Oro, so heißt es, Taaroas Sohn, wollte sich mit einem menschlichen Weibe vermählen und schickte deshalb zwei seiner Brüder, Tufarapainuu und Tufarapairai auf die Erde (Ellis 1, 231; nach Mörenh. 485 stieg er mit seinen Schwestern Tauri und Oaaoa auf dem Regenbogen selbst hinab) um zu suchen und diese findet endlich auf Borabora die schöne Vairaumati: darauf schlug Oro den Regenbogen als eine ständige Brücke vom Himmel zur Erde und vermählte sich mit jenem schönen Weibe. Seine Brüder Orotetefa und Urutetefa aber vermiß-

ten ihn im Himmel, da er auf Erden bei ſeiner Gattin weilte, u
beſchloſſen daher, ihn aufzuſuchen. Nachdem ſie ihn gefunden, gab
ſie ihm ein Schwein und rothe Federn zum Geſchenk, in welche
ſich verwandelt hatten, und welche blieben, obwohl ſie ihre eigentlic
Geſtalt wieder annahmen. Aus Freude hierüber machte Oro ſei
Brüder (obwohl auch dieſe von Taaroa ſtammten) zu Göttern und zuglei
zu Areoi in dieſer Welt, damit ſie auch hier unten die nöthige Achtu
und Macht hätten. Er ſelbſt aber kehrte als Feuerſäule (Mör. 48
in den Himmel zurück, wohin ihm Vairaumati und der Sohn, de
ſie ihm geboren, Hoa-tabu-i-te-rai (Freund der dem Himmel g
heiligt iſt) nachfolgten, letzterer nach einem berühmten thatenreiche
Leben auf Erden. Das Schwein, welches die Brüder dem Oro ge
ſchenkt hatten, warf ſieben Junge, deren eines Oro ſelbſt zum erſte
Weiheopfer für die Geſellſchaft geopfert hatte; die Geſellſchaft hatt
ſieben Grade und vielleicht urſprünglich ebenſo viel Abtheilungen
welche ſich über alle Inſeln zerſtreuten. Allerdings iſt das nicht nach
zuweiſen: denn Ellis erwähnt acht Abtheilungen nnd zehn Vorſtehe
der Geſellſchaft, von denen auf Huahine und Raiatea je zwei kommen
233); Mörenhout erwähnt (489) gar zwölf Abtheilungen, welch
über die Inſeln vertheilt waren. Er ſagt, daß Tahiti ſechs von
ihnen habe; gelten dieſe als Einheit und rechnen wir die anderen Inſeln
je mit einer, ſo haben wir Ellis Zahl. Jede Abtheilung hatte einen be
ſtimmten Chef, deren Namen bis um 1820 (Ellis 1, 234) ſich in Ge
tung erhalten haben: Huatua hieß der von Tahiti, Tetoa und Atae (Ala
Mör.) von Huahine. Mutahaa von Tahaa, Taramanini und Airipa von
Raiatea, Tauraatua von Eimeo, Bunaruu (Puna run Mör.) von Bora
bora, Marore von Maurua und Temaiatea von Tapamanu (Sandersinſel)
dies ſollen urſprünglich die Namen der Fürſten geweſen ſein, welche di
erſte Areoigeſellſchaft bildeten. (Ellis 233). Von dieſen 10 — 1
oder 7 Abtheilungen unterſcheiden ſich aber ſehr wohl die 7 Grad
der Areoi, welche äußerlich durch verſchiedene Tatuirung und durc
von dieſer entnommene Namen, ſowie durch verſchiedene Beſchäf
tigung und Kleidung (Ellis 241), innerlich aber durch ſtufenwei
größere Heiligkeit von einander getrennt waren: die erſte Klaſſe —
zu welcher übrigens ſehr vornehme Fürſten ohne weiteres gehörten
Mör. 490 — war die heiligſte, die geringſte die ſiebente. Unte
dieſer ſtanden dann noch eine Zahl Diener beiderlei Geſchlechtes, welch

wohl zu den Areoi gehörig, doch weder an ihren Pflichten noch echten Theil hatten (Ellis 238): nach Mörenhouts. (491) nicht ahrſcheinlicher Behauptung waren dies Leute, welche in die Areoi utreten wollten. Die ſiebente Klaſſe hatte noch keine beſondere Ta-irung, welche natürlich in der erſten Klaſſe am reichlichſten war, ohl aber die Verpflichtung, wo die Areoi hinkamen, Tänze, Spiele, chauſpiele, Gefechte, Geſänge und dergl. aufzuführen, von welcher flicht der Areoi die höheren Klaſſen frei waren. Dieſe Darſtellungen aren vielfach und urſprünglich wohl alle aus dem Leben der Götter nommen, welches ſie bald epiſch, bald dramatiſch vorführten; ſchon üh aber hatten ſie auch Darſtellungen aus dem gewöhnlichen Leben gemiſcht, meiſt verliebter, oft ſehr unzüchtiger Art, zum Theil auch iriſch und oft, da die Areoi tabu waren, ſehr kühn ſelbſt gegen lächtige. Wir haben früher (80 f.) einzelne Proben gegeben. Wie an nun in die Geſellſchaft nur unter großen Feſtlichkeiten und nach arfer Prüfung der perſönlichen Tauglichkeit aufgenommen werden nte, worauf erſt noch ein langes Noviziat erfolgte, ſo ſtieg man ch von der ſiebenten Klaſſe und ihren ſehr mühſeligen Ver-ichtungen nur unter ſehr großen Feierlichkeiten — Salbung mit heili-m Oel war dabei die Hauptceremonie, da durch ſie der Geiſt des ottes auf den Geſalbten kam, Ellis 245; 242 — und fortwäh-adem Anrufen der Götter empor (Mörenh. 493 f. Ellis 241 f.). ineswegs aber ein Jeder: ſondern nur ſolche, welche die Götter bſt erwählten durch göttliche Begeiſterung, wie auch nur ſolche über-upt aufgenommen wurden. Die höchſten Areoi galten für über-niſche Weſen und genoſſen göttliche Verehrung (ſ. 239). Sie waren rchaus unverletzlich und überall hochgeehrt; Eigenthumsrechte gab es en gegenüber gar nicht, ſie konnten alles was ihnen gefiel, jedem, r es auch war, einfach wegnehmen, (Wilſon 293; Ellis 237) e man ihnen auch freiwillig die größten Geſchenke gab; und ſo lig waren ihre Lieder und Darſtellungen, daß wenn dabei nur das indeſte Stocken oder Verſprechen eintrat, ſofort das Feſt abgebrochen rde (Mör. 501). Da ſie nun durchaus als Lieblinge der Götter alten, ſo waren auch die Ceremonien bei ihren Leichen beſonderer rt und ein dabei ausgeſprochenes Gebet von Oro bewirkte, daß ſie n Oro unmittelbar hingelangten und zwar in das „duftende Rohutu", r Paradies, von deſſen ſinnlichen Glückſeligkeiten wir ſchon redeten.

Nach alle dem iſt es kein Wunder, wenn Areoi zu werden Ziel eines Jeden war: auch konnten Menſchen aus jede vornehm oder gering, aufgenommen werden (E. 239). S die Geſellſchaft ſehr zahlreich. Sie zogen nun in einzeln von Gebiet zu Gebiet, von Inſel zu Inſel und wurden üb Feierlichſte empfangen, worauf ſie dann durch ihre Spie wohner ergötzten. Faſt in jedem Diſtrikt der größeren In beſonders große und ſchöne Häuſer für ſie erbaut, die für ſuche immer bereit ſtanden (Ellis 236). Jedes größere privater Art, ſobald es eine vornehme Perſon betraf, n ihre Gegenwart verherrlicht werden. Für gewöhnlich wa Geſicht roth, am Leibe ſchwarz bemalt, ſie trugen Blumen buntgefärbtes Zeug. Ihr Leben war ein ſehr zügelloſes, in der ſiebenten Klaſſe, wo ſchon die äußerſt zügelloſen Da welche allerdings vielfach religiöſen Grund hatten, den Anlaß Ausſchweifungen gaben. So lebten ſie denn mit vielen A das Wildeſte zuſammen, wie Wilſon behauptet (243) (Weibergemeinſchaft und Cook (1. R. 2, 205) ſchildert das ähnlich, während Forſter widerſpricht und Ellis (239) Arioi habe ſein eigen Weib gehabt, welches Mitglied der ſchaft war und gegen das man ſich nicht das Mindeſte erlau bei Todesſtrafe: ganz ebendaſſelbe ſah Wilſon ſelbſt (327) Mörenhout 495, aber freilich eingeſchränkt auf die v Areoi. Dieſer anſcheinende Widerſpruch löſt ſich dadurch niederen Klaſſen der Areoi wohl vielfach auch nicht verheirathe umfaßten, daß ferner alle Männer vollkommen frei gege rathete Frauen waren; und daß endlich unverheirathete ode Frauen auch frei ihre Liebhaber wählen konnten, wie z. B Pomares Gemahlin, die aber von ihm getrennt lebte, Tautau ſchwanger war. Auch ſie gehörte zu den Areoi (Wil Es iſt nun eine bekannte Sitte, daß alle Kinder männlicher licher Areois gleich bei der Geburt getödtet werden mußten 272 und oft, Cook 1. R. 2, 205; Turnbull 288; E u. ſ. w.) nach einem Mythus bei Ellis (eb.), weil jene be Areoi, Orotetefa und Uruteteſa kinderlos geweſen waren. D grauſamen Geſetz war nur der älteſte Sohn eines Fürſten men, ſowie auch umgekehrt die Söhne der vornehmſten A

dem ersten, der so wie alle Mädchen getödtet werden mußte (Mörenh. 496-7). Diese Sitte wurde von den Tahitiern verschieden erklärt: bald sollte dadurch eine Uebervölkerung des Landes verhütet, bald die Schönheit der Frauen bewahrt werden und Bequemlichkeit mag sich auch mit eingemischt haben: Der Hauptgrund aber, auf den es uns allein ankommen kann, ist gewiß ein religiöser und beruht in den Tabugesetzen. Allerdings durften die Areoiweiber von allem essen, wovon die Männer aßen und standen insofern über dem Tabu, wie ja auch die allerniedrigsten Männer sich mit ihnen einlassen und Areoi werden durften: aber es lag doch auf der Hand, daß die Männer, welche man geradezu als Götter betrachtete, für heiliger galten, als die Weiber, die ja im gewöhnlichen Leben ganz noa waren. Gesellte sich nun ein Areoi zu einer Frau, so mochte das hingehen: allein eine dauernde Frucht dieser Verbindung durfte nicht bestehen, da eine solche durch das höhere Tabu des Vaters selber tabu und Eigenthum der Götter war und daher nicht von einem irdischen, tieferstehenden Weib geboren werden durfte. Aehnlich faßt auch Mörenhout die Sache, wenn er sagt, sie tödteten ihre Kinder, weil sie sich für Götter hielten (500).

So war der Einfluß der Areoi nach dieser Seite hin ein höchst verderblicher. Nichts destoweniger aber erkennt selbst Wilson (190) ihre unzweifelhaften Verdienste an, wenn er sagt, daß sie überall hin Gastfreundschaft, höhere Bildung und feinere Sitten verbreitet hätten, und in diesem Sinne mag auch Mörenhouts hartes und sonst ungerechtes Wort richtig sein (498), sie seien immer noch besser gewesen, als das übrige Volk.

Auch auf anderen Inseln Polyneſiens finden wir die Areoi. Wir wollen hier nur an die schon früher besprochenen Uritao der Marianen (Bd. 5, 2 S. 48.) im Vorbeigehen erinnern. Andere Areoigesellschaften hatte man zu Rarotonga (Meinike 79), zu Nukuhiva und Hawaii. Auf den Markesas begannen sie ihre Feste zu Anfang Oktober, um die Rückkehr Mauis zu feiern, zu welchem sie in demselben Verhältniß standen, wie die tahitischen zu Oro, und dem sie, wie jene dem Oro, Erstlingsopfer brachten. Nur feierten sie ihre Feste bis Ende April oder Anfang Mai, wo sie den Abschied der Götter festlich begingen und dieselben baten, bald zurückzukehren. Während dieser festlichen Zeit hörten alle Fehden auf — d. h. trat

das allerstrengste Tabu ein, namentlich während der beiden Hauptfeste, dem Erstlingsopfer und dem Götterabschied am Ende der reichen Jahreszeit. Nach derselben nahmen sie bis zur Rückkehr Manis das Trauerkleid (Mörenh. 1, 502 — 3). Wenn nun Mörenhout (eb.) behauptet, daß auch zu Tahiti von den Areoi der Abschied der Götter festlich begangen sei, so ist dies freilich sehr beachtenswerth: indeß steht er doch mit dieser Behauptung ganz allein, denn unsere anderen Gewährsmänner erwähnen nichts davon. — Auf Hawaii finden wir die Areoi wieder in jener geschlossenen Priestergesellschaft, welche Cook (3. R. 3, 455) in Kakua an der Bai Karakua fand. Die Mitglieder derselben wohnten in bestimmten Häusern und stammten, wenigstens ihre ersten Würdenträger, aus den vornehmsten Familien. Das Oberhaupt des „Ordens", welches man abgöttisch verehrte, führte den Titel Orono, worin wir gewiß nichts anderes als den Namen des Gottes Lono, o-Rono zu erkennen haben, wobei nicht zu übersehen ist, daß alle Nationalspiele von Rono gestiftet sein sollten (oben). Doch scheint hier die Gesellschaft keinen großen Einfluß gehabt zu haben. Auch das Stück, welches vornehme Frauen vom Hofe des Tamehameha bei Vankouvers Gegenwart aufführten und welches in vier Aufzügen die Geschichte einer Prinzessin darstellte scheint eine Areoi-Vorstellung gewesen zu sein, denen es im Inhalt und Art der Darstellung ganz gleichsteht. Auch die Kleidung der Schauspielerinnen (Vank. 2, 168) erinnert ganz an die auf Tahiti. Merkwürdig ist, daß König und Königin dem Stück nicht beiwohnen durften, und dieses mit Sonnenuntergang schließen mußte (Vank. 2, 167-70).

Welche Idee lag nun wohl diesen Gesellschaften zu Grunde? Zu Tahiti blühten sie am meisten: von dort aus also müssen wir die Erklärung suchen. Die tahitischen Areoi nun standen unter dem Schutze des Oro, des Beherrschers der Seelen nach dem Tode. Alle ihre Einrichtungen beruhten eigentlich nur auf einem strengeren Tabu: dafür waren sie nach dem Tode von allen Strafen und Läuterungen frei. Und darin liegt der Schlüssel für das Ganze: die Gesellschaft entstand ursprünglich aus solchen, welche durch strenge Devotion gegen den Beherrscher der Seelen schon zu Lebzeiten diesen für sich gewannen, sich selber heiligten und daher nach dem Tode für ihr verdienstliches Leben die größte Seligkeit erlangten. Die stärkere Tatuirung bei

Grade in der Gesellschaft spricht hierfür, da ja das Tabu-
en Bezeichneten dem Gotte eignete. Den Gott der Unterwelt
n Nukuhiva Maui der Sonnengott, weil er in die Unter-
bgeht, und die Nacht, das Sinnbild des ewigen Po in dem die
ohnen heraufführt. Lono war zu Hawaii einer der mäch-
ötter und ist deshalb wohl an die Spitze der Gesellschaft

Oder sollte Lono und Oro identisch sein? Sprachlich wäre
möglich, denn n fällt im Tahitischen aus und die gleichen
erden häufig in einen kontrahirt, das o aber in o-Ro wäre
lartige Vorsatz vor Eigennamen und findet sich ja in o-Rono
ein sachliche Gründe scheinen gegen diese Zusammenstellung
n. — Man könnte glauben, daß diese Gesellschaften sich erst nach
anderung von Samoa nach Tahiti bildeten, weil wir sie nur
n Polynesien finden; wenn nicht die Ulitaos der Marianen dieser
entgegenständen. Ist obige Erklärung richtig, so fällt auch viel-
den Kindermord der Areoi ein anderes Licht. Kinder wurden
wenn ein minder Vornehmer einen höheren Stand erreichen wollte;
enn ein Vornehmer einen Tabubruch begangen hatte, der gebüßt
ußte (Mar. 1, 227 f.), wenn ein Fürst krank war, damit er ge-
n Kinder sind den Göttern und den Geistern ganz besonders
und lieb und daher bei ihnen die mächtigsten Vermittler. So
ach hier vielleicht die getödteten Kinder zum Opfer, durch welches
n um so leichter in die Gemeinschaft des Gottes, ins duftende
gelangten, wo sie ihre Kinder wiederfanden.

s nun den Kultus anlangt, so bemerkt Hale (161) mit
ß die Polynesier keine groben Götzendiener sind, denn viele
n besitzen gar keine Götzenbilder und wer solche hat, sieht sie
als Bilder an: daher man sie wohl auch zum Erstaunen
päer, wie Portlock u. Dixon (249) und ebenso Cooks Reise-
(3. R. 3, 451) auf Hawaii erlebten, für Kleinigkeiten ver-
Auf Samoa gab es weder Tempel noch Götzenbilder
lpole 2, 365, obwohl einige lebloſe Dinge von einem kleinen
r Bevölkerung verehrt wurden (Hale 26), aber auch diese
zeitweiliger Aufenthalt der Götter, d. h. man glaubte, daß
sich bisweilen vom Himmel her auf diesen Gegenstand nieder-
o verehrte man zu Manono ein Stück Bambus, welches
einem Büschel Kokosfasern umgeben war; in anderen Distrikten

einen heiligen Stein, einige Familien rohe Holzbilder ihrer Vorfahren (Hale eb.). Ein anderes Idol war ein alter etwa 6 Ellen langer und 4″ breiter Mattenſtreifen, der als Kriegsgott galt, Papo hieß und ſo heilig war, daß man bei der Abſchaffung des Heidenthums ihn zu verbrennen Scheu trug: man rüſtete ein neues Schiff zu, band einen Stein an Papo und würde ihn ins Meer verſenkt haben, wenn ihn nicht Williams für das Miſſionsmuſeum gerettet hätte (Will. 438 f.). Doch waren dies immer nur vereinzelte Dinge: aus der allgemeinen Bilderloſigkeit, aus dem gänzlichen Fehlen der Marae, der Altäre und Opfer für die großen polyneſiſchen Götter nannte man ja gerade die Samoaner „die gottloſen Samoaner“ (Will. 542). Aber dieſen Namen verdienten ſie nicht. Sie waren dem Heidenthum und ſeinen kindiſchen Vorſtellungen zum Theil ſchon entwachſen und faßten die Religion tiefer auf, weshalb ſie auch ſo ſchnell höchſt innige Chriſten geworden ſind; zum Theil aber verehrte man die Götter in ihrer Inkarnation in verſchiedenen Thiergeſtalten, wie namentlich die Schutzgötter, und daß dieſe Inkarnationen der Götter nahe mit Idolen zuſammentreffen, geht daraus hervor, daß ein Fürſt als Schutzgott (Etu) den Schädel eines tapferen ihm befreundeten Weißen anbetete (Will. 465). Die Schutzgötter der einzelnen Dörfer hatten meiſt auch Gotteshäuſer oder geheiligte Haine (Turner 240), in einem der Häuſer befand ſich z. B. eine Muſchel, welche der Gott blies, wenn Krieg ſein ſollte, in einem anderen ein paar Steine oder die heilige Kokosnuß, welche bei Eidleiſtungen benutzt wurde (eb). Das Bild des betreffenden Schutzgottes befand ſich öfters vorn an den Schiffen des Dorfes (Turner 269). Auch Opfer wurden gebracht, meiſt gekochte Speiſen, Erſtlingsfrüchte und Trankopfer: namentlich ward der erſte Becher bei größeren Gelagen, nachdem man etwas davon getrunken, ausgegoſſen, oder gen Himmel empor geſchwenkt (Hale 26; Turner 241). Aber auch dieſe Opfer beſchränkten ſich wohl meiſt auf die Seelen und die Schutzgötter, ſei es der Einzelnen, ſei es des Dorfes (Turner 349): doch goß man nach Hood 21 bei jedem Abendtrank einen Avabecher aus für die Seegötter, indem man ſagte: „hier iſt Ava für Euch, ihr Seegötter, bleibt uns fern“ — denn man fürchtete Gefahr von ihnen. Daſſelbe berichtet Turner 200, dem zu Folge öfters dem Hausgott bei dieſem Speiſe- oder Trankopfer ein Feuer unter Gebeten angezündet wurde. — Die Prieſter

meiſt einer beſtimmten Familie angehörig, in welcher dieſe
erblich war; die Familie gehörte bisweilen zu den Häuptlings-
n. Er beſtimmte die Feſte, er die Kriege, er die Sühne, durch
ein Kranker wieder geneſen könnte (Turner 241; 224); er
die Opfer, welche indes bei Feſten von den Theilnehmenden
erzehrt wurden (eb. 241). Der Familienvater galt als hoher
der Familie, durch den (doch auch durch andere Mitglieder
milie) der Gott bisweilen ſeinen Willen kund that, Mittel gegen
ein gegenwärtiges Uebel verkündete und dergl. Auch ordnete
Hauspriester bisweilen dem Hausgott ein Feſt an, bei welchem
zteren dann ein Avabecher ausgegoſſen wurde (eb. 239). Ein
allgemeines Opferfeſt feierte man im Mai, in einigen Gegen-
t Spielen, in anderen ganz ruhig (eb. 241). — Der geſammte
hier gibt alſo ein ſehr einheitliches Bild; das Heidenthum war
zerfallen und von jener phantaſtiſchen Naturbeſeelung wieder
kehrt zur Verehrung von Schutzgeiſtern, welche der Menſch
ntbehren kann. Gerade hierdurch aber fand das Chriſtenthum
e und innige Aufnahme.

n Tonga ſtanden die Tempel auf den Begräbnißplätzen, den
a, obwohl es auch ſolche gab ohne Tempel; doch waren ſie
on minderer Bedeutung (Cook 3. R. 2, 125). Der Faia-
ar ein eingezäunter, oft nicht ſehr großer Platz, beſchattet von
heilig gehaltenen und deswegen herrlich gepflegten Bäumen,
r Mitte deſſelben ſtand ein oder auch mehrere Gebäude, nach
ſcher Art aber höchſt ſorgfältig gebaut, welche den Göttern
n und alſo Tempel waren. Auch Götterbilder gab es in
Tempeln, hölzerne Figuren beiderlei Geſchlechtes, gewiß aber
Tikis, da ihnen das entſetzliche Maul dieſer letzteren fehlt
iams 320; vergl. Cook 3. R. 2, 38 f.). Wilſon ſah
r in dem einen Haus eines Faiatuka zu Tongatabu, der einem
nen Fürſten zugehörte, das Bild einer Göttin hängen, in dem
heilige Waffen und dergl. (349). Etwa 20 der wichtigſten
mit Ausnahme des Hikuleo, der gar keinen Cult atte, beſaßen
, oft mehrere in den verſchiedenen Gegenden, Tali-y-Tubo
bis an zwölf (Mariner 2, 112 f.). Bilder freilich gab es
ur wenige (Hale 26), daher Cook, der gar keins ſah, der
ig war, die Tonganer verehrten nichts von Händen gemachtes

(3. R. 2, 125). Wenn nun Meinicke (36f.) ſagt, die Bilder a den Faiatukas ſeien nicht verehrt worden, ſo ſpricht allerdings m Williams 320 von der Profanation dieſer Bilder durch chriſtlic Häuptlinge und ihrer Heilighaltung durch die Heiden ſagt, hiergegen wohl aber hat Meinicke recht, wenn er in dieſer jedenfalls nicht mehr ausgebreiteten Verehrung, ſowie der geringen Zahl der Idole einen Verfall der Religion ſieht. Auch die Tonganer wurden deshalb ſo leicht wirklich eifrige Chriſten (Will. eb.). — Die Prieſter bildeten hier keinen beſonderen Stand: jeder, der oft von den Göttern begeiſtert wird, wurde Prieſter, nur nicht die Fürſten ſelbſt, wenn gleich auch dieſe öfters begeiſtert werden. Sie konnten wohl deshalb, weil man ſie für Götter hielt, nicht Prieſter werden. Sie betrogen nicht; denn trafen ihre Prophezeiungen nicht ein, ſo gab man das nicht ihnen, ſondern den Göttern und deren oft boshafter Abſicht Schuld (Mar. 2, 146). Doch pflegten öfters die Götter das durch die Prieſter verkünden zu laſſen, was Finau beabſichtigte. Finau brachte ſie, ohne daß ſie es merkten, dahin (Mar. 1, 423). Die Begeiſterung einzelner Menſchen, welche wir ſchon einigemal erwähnt haben, war das allergewöhnlichſte Mittel, wie ſich die Gottheit dem Menſchen mittheilte: doch wurde man nie von den hohen Göttern, immer nur von verſtorbenen Menſchen oder von den Schutzgöttern begeiſtert, oft ganz von ſelbſt, oft auf Anrufen. Denn bei wichtigen Dingen wurden in Tonga ſtets die Götter angerufen und während ſich in nächtlicher Feier die Matabule um den Prieſter verſammeln, ſpricht der Gott aus dieſem. Erſt ſitzt er lange ſchweigend dann redet er leiſe und tief, ſtets in erſter Perſon und was er ſag iſt Gottes Wort. Bisweilen bleibt er ſo ruhig: oft aber wird e furchtbar wild und aufgeregt, Thränenſtröme brechen ihm aus den Augen u. ſ. w. Verläßt ihn der Gott, ſo macht er allerhand Ceremonien mit ſeiner Keule (Mar. 1, 105f.): So wie hier iſt dieſ Begeiſterung im großen Ganzen durch den geſammten Ozean. Un keineswegs, wenn auch manches Betrügeriſche ſich einmiſchte, keineswegs war alles Betrug: kam doch ſogar Tod in Folge einer ſolchen Begeiſterung vor, wie Mariner (1, 110f.) von einem tonganiſchen Fürſten erzählte, der von einer früheren Geliebten begeiſtert oder eigentlich beſeſſen, nach zwei Tagen am Tiefſinn ſtarb. Auch Weiber wurden von Göttern begeiſtert, was ſie oft bis zur Ohnmacht angrif

Man nahm an, der Gott komme in den Menſchen, um ihn wegen Uebertretung einer religiöſen Pflicht zu warnen (eb. 1, 105f.). Man fühlte ſich dann als fremde Perſon, hatte keine Herrſchaft über ie eigenen Gedanken, war gegen alles Aeußere gleichwohl höchſt em- findlich — kurz es traten alle Zeichen einer ſtarken Gereiztheit der erven ein (eb. 111f.). — Nicht jeder Gott, der Tempel hatte, hatte ch Prieſter: ſo hatte Tali-y-Tubo keinen Prieſter, während andere ötter mehrere bis zu vieren beſaßen. Tali-y-Tubo begeiſterte auch Menſchen; aber immer nur die allervornehmſten (eb. 2,112). Ge- fert ward in Tonga viel, namentlich bei den großen Feſten und türlich beſorgte der Prieſter dies Geſchäft. Intereſſant iſt es, daß ook bei dem großen Inatſchifeſt von Holz nachgemachte Opfergaben ams u. dergl.) vorfand (3. R. 2, 43). Von den großen Feſten r aber dies das bedeutendſte, das jährlich zweimal gefeiert wurde, Dankopfer, bei dem man die Erſtlings-Früchte (ſo namentlich bei Yamsreife) überbrachte; daher es auch den Namen hat, denn atſchi bedeutet Theil, Antheil. Man überbrachte die Opfer dem itonga, aus deſſen Gefolge ein Matabule die Dankrede an die Götter lt. Auch Menſchenopfer, bis an zehn, brachte man bei dem großen atſchifeſte (Cook 3. R. 2, 88; Mar. 2, 207f). Der Tuitonga ielt die Opfer, weil er der Stellvertreter Gottes war. Kurz vor der amsreife ward dem Gott des Wetters Alo-alo das ſogenannte Tau- u gefeiert; ein großes Opferfeſt, bei welchem der Gott durch ein ädchen, das ſeine Gemahlin vorſtellte, vertreten war und das man t vielerlei Spielen beging. Man wiederholte es 7—8 mal 10 Tage durch: während welcher Zeit jenes Mädchen im Tempel bleiben d täglich einer Kavapartie vorſitzen mußte (Mar. 2, 16f.). Feier- he Kavafeſte fanden bei oder vor jedem wichtigeren Ereigniß ſtatt. s Finau im Kriege glücklich geweſen war, feierte er ſeinem Schutz- tt Tubo Totai (Mar. 2, 114) ein großes Kavafeſt, bei dem ein latabule die Dankrede an den Gott hielt, der Prieſter aber, für den ott redend, neue Siege verſprach (eb. 1, 205). Das feierliche Cer- oniell dieſer Feſte beſchreibt Mariner (2, 184f.) ſehr ausführlich nd nach ihm Dumond d'Urville. Eine Menge anderer Feſte, bei enen aber der religiöſe Charakter etwas zurücktrat, obwohl er nicht anz fehlte, beſchreibt Mariner 2, 304-27.

Auf Neuſeeland gab es keine Tempel, wohl aber heilige Haine,

in welchen jedoch keine Gottesverehrung ſtatt fand. Dort waren die Gräber der Fürſten — alſo ähnlich wie zu Tonga, wo der Faiatuka zugleich die Gräber umſchloß — zu denen der Prieſter Opfer hinbrachte. Früher aber, als ſie noch alle friedlich beiſammen lebten und nicht durch Krieg getrennt waren, da hatten auch die Maori, wie erzählt wird, einen großen gemeinſchaftlichen Tempel, Ware-kura genannt (Taylor 65 f), d. h. rothes (kura) Haus (ware), ein Name, der ſich dadurch erklärt, daß zu Neuſeeland die Tabufarbe roth war. Der einheimiſche Name der Chathaminſeln Warekauri gehört gleichfalls hierher: die Inſeln ſind nach ihrem urſprünglichen Nationalheiligthume genannt worden, welches man wohl gleich bei ihrer erſten Betretung errichtete oder deſſen Name man aus der alten Heimath mitbrachte und auf die neue übertrug. Denn den Tempel Warekura ſollen die Maori wie Taylor erzählt, in Hawaiki vor ihrer Auswanderung gehabt haben. Götterbilder gab es unter den Maori nicht, wohl aber Ahnen- und Tikibilder in Menge, die man hoch verehrte durch Anbetung, Opfer u. ſ. w., ohne jedoch das Bild anzubeten, ſondern vielmehr nur den Gott, der ſich in das Bild niederläßt, in der Inkarnation zeigt, wie er auch auf den Prieſter herniederfährt und durch ſeinen Mund ſpricht (Taylor 73; Shortl. 63; Swainſon 16). Dieſe Bilder ſtellte man am Eingange der Gärten, auf den Gräbern, auf den Plätzen auf, wo ein Krieger in der Schlacht gefallen war (Nicholas 89, 118; Polack 1, 116), ſie trug man von Grünſtein gearbeitet um den Hals, welche Bilder Savage 21 fälſchlich für Darſtellungen des vergötterten Mondes hielt (vergl. Dieffenb. 2, 55; 179; 2, 391). Daß die Götter und die Seelen vielfach in thieriſchen Inkarnationen erſchienen, iſt ſchon geſagt; vorzüglich zeigten ſie ſich als Vögel und Eidechſen (Polack narr. 1, 241). Beſtimmte religiöſe Feſte gab es nicht; die großen Feſtlichkeiten der Maori hatten ſtets politiſchen Charakter (Taylor 92; 169), ebenſowenig gab es feſtſtehende heilige Tage oder ſonſtige religiöſe Satzungen: jeder folgte in dieſer Beziehung ſeiner Willkür (eb. 90). Die Opfer, meiſt Speis- und Erſtlingsopfer (Dieffenb. 2, 51; Hale 26) brachte man den abgeſchiedenen Seelen und den Schutzgeiſtern dar unter Anrufungen, die Dieffenbach (eb.) mit den Geſängen der Veden vergleicht. Man kann die Art wie die Maori mit den Göttern verkehren eigentlich nicht beten nennen; vielmehr ſuchen ſie durch Sprüche die Götter zu zwingen und unſchädlich zu machen (Tay-

or 42; 71). — Die Prieſter, welche hier einen beſtimmten Stand
den der erblich iſt und die oft ſehr geſchickte Handwerker ſind, über-
gen ihre Lehre mündlich auf ihre Söhne, welche ſie während des
terrichts aus einem Waſſergefäß mit einem grünen Zweige beſprengen,
er um das Tabu abzuhalten. Bei dieſem Unterricht ſprechen ſie
e Gebete, welche wie vieles der Prieſterſprache den jetzigen Maori
erſtändlich aber nur in einer alterthümlichen Mundart abgefaßt
(Dieffenb. 2, 119f.; Thomſon 80, 116). Sie brachten
Opfer dar; durch ſie verkündete der Gott ſeinen Willen, indem
ihnen im Traum ſeinen Willen kund that (Dieffenb. 2, 67)
ſie begeiſterte und dann aus ihrem Mund ſprach (Taylor 65;
Doch konnten auch Vornehme, die nicht Prieſter waren, den
in ſich beherbergen (Dieffenb. 2, 67). Sie waren zugleich
Zauberer: und da man durch die Zauberei die Götter und Geiſter
alle Lebensverhältniſſe vollkommen beherrſchen konnte, ſo war da-
ihre Macht keine geringe. (Taylor 42). Man konnte durch
berſprüche eben alles bewirken, ſich tapfer, die Feinde feige, eine
leicht, eine Wunde, Verbrennung u. ſ. w. wieder gut machen,
e erwecken, Lebende verderben, Kranke heilen u. ſ. w. (Shortl.
10 f.; Davis 70; Taylor 83). Mancher Zauber war ſo
, daß er nie wieder abgelöſt werden konnte (Davis 75). Die
nonie, mit welcher aus einem Kranken der ihn plagende Kinder-
ausgetrieben wird, hat Shortland (a, 105f.) genau beſchrieben.
Prieſter taucht ſeine Hand ins Waſſer, einmal oder mehreremal
s genügt: denn dadurch erfährt er auf welchem Wege der Geiſt aus
Unterwelt emporgeſtiegen iſt. Meiſt, was von Intereſſe iſt, an
n Gras- oder Flachslilienbuſch, der in der Erde wurzelt, nach oben
grünt und blüht — was man ſymboliſch genommen zu haben
t. Noch intereſſanter aber iſt es, daß

das Geſetz der Teufel und Geſpenſter
wo ſie hineingeſchlüpft, da müſſen ſie hinaus,

in Neuſeeland gilt. Deshalb mußte der Prieſter einen ganz gleichen
s- oder Phormiumbuſch in der Nähe des Krankenhauſes aufſuchen,
von dieſem kam der Geiſt zuletzt, ausgraben und bei dem Lager des
nken aufhängen: dann entfernte ſich der Geiſt durch dieſen Buſch.
r ſieht man auch den Grund, warum die Geiſter dieſen Weg gehen
ſen: weil er durch ihr Kommen ſchon tabu war und deshalb ihre

Natur gleichsam zu sich hinzwang, während die Noagegenstände ring her den Geist eher abstießen. Dasselbe Gesetz herrschte auch z Hawaii: den Weg, auf welchem ein Todter zu Grabe getragen war, kehrt sein Geist zurück (Ellis 4, 360). Die Priester besorgten natürlich auch sonst alle Tabus, die sie ganz in ihrer Gewalt hatten (Polack narr. 2, 252) und alle Handlungen, wobei ein Zauber war: so waren sie natürlich bei der Geburt u. s. w. von großer Wichtigkeit (eb. a 122), so entschieden sie meist über Krieg und Frieden (Polack narr. 2, 246). Sie waren aus der mittleren oder niederen Raatira, gehörten also zum Adel (d'Urville a 2, 522): früher aber scheinen auch mächtige Fürsten Priester gewesen zu sein, wie aus den Sagen bei Grey und sonst, wo Priester oder Zauberer von weitherrschendem Einfluß erwähnt werden, hervorgeht. Auch wendete man Zaubermittel in älterer Zeit noch reichlicher an als später (Shortl. a 111). Außer den Priestern gab es noch andere Leute, welche man Mata-kite (Seher) nannte und die, wenn einer krank war, zunächst die Krankheitsursache ausfindig machen mußten, ehe der Priester seine Thätigkeit begann (Shortl. a 106). Jeder Stamm hatte seine Matakite und seine Priester; einige Stämme waren durch ihre Zauberkünste besonders berühmt (Thomson 116; Shortl. a 107, 97. 17).

Die Tempel zu Tahiti waren entweder National- oder Lokal- oder Privatheiligthümer und natürlich richteten sich hiernach die religiösen Festlichkeiten in ihnen (Ellis 1, 339). Man legte diese heiligen Plätze, welche Marae hießen gern auf vorspringenden Landspitzen oder an der Seeküste an (Forster Bem. 471): sie waren viereckig, an zwei Seiten mit einem hohen Steinwall, an der dritten, wo der Eingang war, mit einem Zaun umschlossen, dem an der vierten ein pyramidenartiges Gebäude entgegenstand, welches gleichfalls Marae hieß. Erstaunlich war ebensowohl die Größe dieses letzteren, als die Sorgfalt mit der es aufgeführt war. Cook und Banks maßen 176[illegible] das auf der Landspitze von Atahuru gelegene Marae der Oberea und ihres Gemahles Oamo, welches Wilson 1797 (S. 324) noch so ziemlich ganz vorfand, das aber zu Ellis Zeiten (1, 340) zerstört war und fanden die Länge der Basis 267′ (270 Wilson), die Breite 8[illegible]′ (94 Wilson). Es stieg in 10 Stufen — nach Wilson, der hier zuverlässiger erscheint als Cook und Banks, welche 11 Stufen angeben — etwa 50′ hoch auf, da die unterste Stufe 6′, die andere

gen 5′ hoch waren. Nach Cook und Banks betrug jede Stufe nur
′. Jede Stufe war aus Blöcken von Korallenkalk gebildet, die regel-
ßig viereckig behauen, geglättet und zum Theil sehr groß waren:
an Cook und Banks fanden Stücke, die bei einer Breite von 2′ 15″
e Länge von 3′ 15″ hatten; die Höhe betrug (Wilson 324) 18″.
wischen diesen Kalkplatten lagen fast ganz runde Kiesel von bläulicher
rbe, die aber trotz ihrer Härte bearbeitet schienen (Cook 1. R. 2, 165;
ilson hält sie für unbearbeitet). Der Grund bestand aus großen Stücken,
gleichfalls behauen und bis zu 4′ 7″ lang waren: die innere
llung des Gebäudes, welches durchaus massiv war, bestand aus
einen der verschiedensten Art, die aber alle nach Größe und Ge-
t passend zusammengelegt waren. Alles war ohne Mörtel zusammen-
ügt und von den Eingeborenen zu einer Zeit erbaut, wo sie noch kein
en sondern nur ihre schlechten Steinwerkzeuge hatten — man wird des-
b vollständig in die Bewunderung welche Cook, Banks und Wilson
r Werke zollen, einstimmen. Steinbrüche waren (Cook 1. R. 2, 166)
t in der Nähe und der Korallenkalk mußte mindestens 3′ tief unter dem
sser hervorgeholt werden. Und doch war das ganze außerordentlich gut
) fest gebaut: nur daß die lange Seite des Bauwerkes sich etwas ein-
rts krümmte (eb.). Nach oben nahm das Gebäude zwar nach allen
iten pyramidenförmig ab, doch in der Breite weniger, als in der Länge,
daß, wenn die Basis 300′ Breite bei 120′ Länge hatte, die oberste
iche 200′ in die Breite und nur 12′ in die Länge maß (Mörenh. 1,
8). Auf dieser obersten Fläche fanden Cook und Banks (166) einen
Holz geschnitzten Vogel und einen steinernen Fisch, der aber zer-
chen war, aufgestellt, während Wilson (325) beide Bilder nicht
hr sah. Der Platz selbst nun, dessen eine Seite diese Pyramide
nahm, war 360′ lang und 354′ breit, mit flachen breiten Steinen
flastert, zwischen welchen indeß hohe Bäume wuchsen, namentlich
ie auch in Tonga, Wilson 349) der Toa-baum (Casuarina
uisetifolia), dessen ruthenförmige Aeste wie Tannen im Winde dumpf
uschen, dann ferner Calophyllum, Cordia, Thespesia, Barringtonia,
ndanus, Dracaena und Bananen (Cook, 166; Forster Bem. 472,
ilson Abbild. S. 329; Ellis 1, 341), lauter reich belaubte
ume, welche, da sie meist uralt waren, dem Orte etwas Ernstes,
hauerliches gaben (Ellis 342); ja im Rauschen der Kasuarinen
ubte man die Stimme der Gottheit zu vernehmen (Mörenhout

1, 468 f.). An der Umfaſſungsmauer ſtanden verſchiedene Häu
Prieſter Wächter und für die Götzenbilder (Mörenh. eb. E
341); doch konnten dieſe ſowie der ganze freie Platz auch
(Forſter Bem. 471). Häufig ſtanden auch die Altäre und Ti
letztere meiſt in großer Anzahl, in der Umwallung des Marae, o
auch in abgeſonderten Umfriedigungen in der Nähe deſſelben (S
Abbild. Cook 166. Forſter Bem. 472): dies ſind die Orte,
Wallis (Schiller 1, 261) beſchreibt. Bisweilen auch wu
Pyramide durch einfache Häuſer vertreten und in dieſen ſtand
Götter (Wilſon 329). Frauen durften den Marae nie betre
wenn dies durchaus ſein mußte, nur nachdem dicke Decken gelegt
auf denen ſie gingen (Mörenh. 1, 470); wovon nur die Weib
Areoi befreit waren. Auch ſonſt wurde natürlich dem Marae die
Tabuehre erwieſen: man betrat ihn nur im tiefſten Schweigen, m
nur entblößten Leibes vorüber u. ſ. w. Nach jedem beſonders w
Ereigniß, nach Krieg, Krönung u. ſ. w. ward ein Marae gebaut
jeder Bewohner der bauenden Gegend verpflichtet war einen Steinl
bringen, ſo kam oft überreichliches Material zuſammen; daher
jeder Diſtrikt mindeſtens ein, oft auch mehrere Maraes hatte, (Mör
468 f.). Sie waren den Angriffen der Feinde beſonders au
(Ellis 1, 348). Mehrere waren hochberühmt, ſo das große Re
heiligthum zu Opoa auf Raiatea, das dem Oro heilig war und
der Marae deſſelben Gottes zu Atahuru. In Huahine wa
ſehr heiliger Marae des Tane (Tyermann und Bennet 1,
wie denn natürlich jede Inſel als Nationalheiligthum einen
ihres Schutzgottes hatte. Einen Tempel des Tane auf Tahiti e
Ellis 1, 341. Die Geſtalt der Tempel, welche im ganzen
des Ozeans dieſelbe iſt, kann man nun vielleicht aus den ſtei
Unterbauen erklären, welche auf den Markeſas z. B. ſo häufi
ſicher nur eine Umänderung der uralten malaiopolyneſiſchen Einr
ſind, das Haus ſchwebend auf hohen Pfählen zu bauen. Dann
man ſpäter bei dieſen Maraes, um den ſtattlichen Unterbau ni
verunſtalten, das eigentliche Haus ganz weggelaſſen, wie es P
gibt deren Blatt verkümmert, deren Blattſtiel aber blattartige
annimmt. Wenn wir uns nun aber erinnern, daß (oben S. 235
raiateaniſchem Mythus Tangaloas Leichnam auf der Erde m
Rücken nach oben gelegt die Wohnung der Götter bildet: ſo kam

ieraus auch für die Tempelgeſtalt einen Schluß ziehen. Wie wenn
: eine Nachbildung jener göttlichen Leiche ſein ſollte? die Wohnung
r Götter freilich iſt das Himmelsgewölbe; vielleicht ſtellen die Marae
m dies Himmelsgewölbe, natürlich in konvexer Geſtalt, vor oder wenn
a unter der „Wohnung der Götter“ Berge gemeint ſind, wie auf
ıſeeland der Tongariro das Rückgrat des Tupuna hieß, einen Berg
bildlicher Nachahmung. Wie dem auch ſei — die Form dieſer ſelt-
en Gebäude ſcheint ſymboliſch zu ſein, nur muß man natürlich
ei an die allerroheſte Symboliſirung denken. Teraſſenförmig waren
Marae immer, wenn auch nicht immer mit ſo vielen Stufen wie
Tahiti: im Weſten der Gruppe hatten ſie oft nur zwei, drei Stock-
te wie Thermann und Bennet ſagen und war hier das Ge-
de im Innern mit Erde ausgefüllt (1, 266; vergl. 267; 282).

Die großen Nationalheiligthümer beſtanden aus einer ganzen Zahl
einzelnen Maraes, hatten aber eine gemeinſchaftliche Umfaſſungsmauer
llis 1, 340). Auch hier waren die Maraes häufig, jedoch nicht immer
allis bei Schill. 1, 261) die Begräbnißplätze. Doch darf man nicht
Meinicke (48) annehmen, ſie ſeien aus Begräbnißplätzen erſt zu
ıpelſtätten geworden, denn vielmehr das Umgekehrte iſt richtig: man
chte die Leichen, wie die Geiſter zu den Todten zurückkehren, gleichfalls
das Haus der Götter und dies um ſo mehr, je mehr die Verehrung
Todten wuchs. Schon jene Abtrennung der Begräbnißplätze ſpricht
dieſe Anſicht: Die Tempel waren nicht urſprünglich Todtenhöfe, ſon-
n die Todtenhöfe urſprünglich Tempel. — Bilder waren in Tahiti
ılich häufig, und nicht bloß die der Ti'i, die, unu geheißen,
ſam geſchnitzte, flache, nach oben zwei-fünfzinkig auslaufende
ıſtücke, bisweilen auch grobe männliche oder weibliche Figuren
:n und auf den Grabhügeln ſtanden (Ellis 1, 348; 350; Wil-
ı 329; Forſter Bem. 478), ſondern auch die anderen Götter,
freilich roh genug oft dargeſtellt waren und oft nur aus Klötzen
landen, welche man in Zeug wickelte. Dieſe Bilder, welche Too
ien, dienen auch hier nur gleichſam als die Tabuſtätte des Gottes,
die Stätte, wo er ſich auf Erden niederlaſſen kann (Mörenh.
472; Wilſon 331). Die erſten Miſſionäre fanden in dem Hauſe
es Fürſten verſchiedene Götterbilder von Holz, jedes mit einem
peere, einer Axt, einem Hammer u. ſ. w. bewaffnet, um die, welche
n Gott erzürnten, zu tödten: dargeſtellt war der Gott der Sonne,

des Mondes, der Männer, Weiber und Kinder und Andere (Wilſo 288), wobei allem Anſchein nach nicht etwa an Ti'is zu denken i Waren doch in einem Tempel zu Oparre (bei Malavai auf Tahit die Bilder Ta'aroas, Tanes und Oros (Wilſon 289). Namentl das letztere Bild fand ſich viel: Das berühmte Götzenbild von A hurn, um welches ſich 1802 der heftige Kampf, der Tahiti ſo ſe erſchütterte und veränderte, war Oros Bild. Noch merkwürdiger i das Bild, welches Cook zu Taiarapu fand, die Geſtalt eines Manne 7' hoch, in guten Verhältniſſen, wenn auch zur Höhe etwas zu dic aus Zweigen geflochten und mit weißen und ſchwarzen Federn (letzter bezeichneten die Tatuirung und die Haare) bekleidet. Am Kopfe hatt die Figur 4 kleine Hörnchen, welche die Tahitier Tate ꝛc., kleine Männer nannten. Später erfuhr Cook, daß es Maui vorſtelle (1. R. 2, 164). Maui iſt ſonſt nirgends dargeſtellt und ſo mag hier trotz de ebengenannten Bildes des Sonnengottes ein Irrthum obwalten. Taaroa war dargeſtellt mit einer Menge kleiner Gottheiten an ſeinem Körper Mund, Ohren, Naſe, Augen waren aus kleinen Götterfiguren gebildet und ſelbſt im Inneren, das hohl war, befanden ſich andere Bilder: zum Zeichen daß von ihm die übrigen Götter geſchaffen (Ellis 1, 354 f.) ſeien. Dargeſtellt war ferner Ro'o mit ſeinen drei Söhnen (eb. 357) u. ſ. w Die rarotonganiſchen Götter waren länger als die von Tahiti während die letzteren meiſt 4' nicht überſchritten, gab es dort welch von 14 — 20' Länge und 6' Umfang (eb.). Noch größere erwähn Williams 116, welche Taaroa, Rongo, Ruanuu, Ta au u. ſ. w vorſtellten (109 f.), und ſich ſonſt von den tahitiſchen nicht unterſchie den. Die Götzen, welche blos aus ſolchen Holzſtücken beſtanden, wa ren oben mit Seilen aus Cokosfaſern verziert und häufig mi rothen und gelben Federn geſchmückt oder ganz damit bedeckt (Elli 1, 354). Oft waren die Götter auch ausgehöhlt und waren dann mi ſolchen Federn gefüllt oder die Umwickelung der Holzſtücke, welche o ſehr weitläufig iſt, enthält ſie (Tahiti Ellis 33, Wilſon 330 Rarot. Williams 116). Dieſe rothen Federn dienten auch ſon als größter und heiligſter Schatz: es waren Federn von rothen Papa geien, welche nicht auf Tahiti ſelbſt, wohl aber auf Inſeln 10 Tag reiſen weſtlich vorkamen; weshalb man, um ſie zu erlangen, öfter Reiſen dahin unternahm. Doch gebrauchte man auch die Federn an dem Schwanze des rothen Tropikvogels, in Hawaii die eine

hen Honigſaugers. Man ſchmückte damit den Anzug der Krieger, n hielt ſie beim Gebet in den Händen; man zahlte dafür allen und n Preis; aber nur für die echten, denn roth gefärbte Hahnenfedern den in keinem Werth (Forſter Bem. 320. Cook 3. R. 2, 236; ; 152), aus ihnen beſtand der heilige Gürtel des Königs, mit n war ſeine Kopfbedeckung beſetzt (eb. 228), ſie dienten als Amulet, n in Sturm, in Gefahr, ja man betrachtete ſie gern dazu als s oder Orometuas (Mörenh. 1, 472—4). Man nahm an, Macht des Gottes, dem man ſie weihte, gehe auf ſie über (Ellis 38 f.). Auf den Sandwichinſeln verehrte man ſie gleichfalls hoch (Cook 3. R. 2, 400, 3, 457; Ellis 4, 166; 89), ebenſo Tonga (eb. 2, 102), wie auch in Neuſeeland die Blüthe der hrina ganz beſonders zum Schmuck beliebt war und man über- t dort vielen rothen Schmuck trug (Grey a 136 f.). Bei dieſer hrung der rothen Federn bedenke man, daß Roth die Tabufarbe leuſeeland war. Hochroth und Gelb waren überhaupt die belieb- Schmuckfarben (z. B. Tonga Cook 3. R. 1, 281; Hawaii eb. 91 u. oft).

Die Prieſter (tahua) bildeten auf Tahiti einen abgeſchloſ- Stand, der erblich war. Die vornehmſten Prieſter waren vom höchſten Adel, ja aus der königlichen Familie ſelbſt; und tte jede Inſel und jeder Diſtrikt Oberprieſter, doch gab es auch ter für die niederen Volksklaſſen, welche aber ihres geringeren t wegen nicht für die vornehmen Geſchlechter fungiren durften, die vornehmen nicht für geringe Leute (Mörenh. 1, 475 f. s 1, 342, Forſter Bem. 473, Cook 1. R. 2, 238). Dem prieſter zur Seite ſtanden je ein Bildbewahrer (amoi too), dann ure, die Unterprieſter und drittens die zahlreiche Klaſſe der opu , der Prieſterdiener (Mörenh. 1, 478). Außerdem müſſen wir die hare po die „Wandler der Nacht“ erwähnen, welche bei n die heiligen Hymnen und Gedichte herſagten und zwar, indem m den Marae wandelten und fortwährend recitirten; doch brachen eim mindeſten Stocken, als einem böſen Zeichen, wie die Schau- r der Areoi, ohne weiteres ab. Auch ihre Würde war erblich; Kenntniſſe erlangten ſie durch ſtetes Lernen und Ueben, doch legte der erbende Sohn ſeinen Mund auf den Mund des ſterbenden rs, um die Seele deſſelben uud damit ſeine Kenntniſſe aufzufangen

(Mörenh, 1, 506-7). — Die Prieſter waren im hohen Gr einflußreich. Sie nur durften den Marae betreten, ſie nur nebſt anderen heiligen Perſon d. h. dem vornehmſten Adel (Ellis 1, 34 von den Opfern eſſen; ſie ſelbſt erhielten Opfergaben und Geſch oft von ſehr bedeutendem Werthe; ſie allein durften bis an zw Weiber haben, während ſelbſt der König ſich mit zweien begnü (Mörenh. 475 f.); ihre Drohungen bewirkten oft aus bloßer Fur Krankheit oder Tod, ohne daß man mit Mörenhout und Forſter Vergiftungen ihrerſeits zu denken braucht; dazu glaubten ſie ſelbſt feſt an die Götter (Mörenh. eb. Forſter Bem. 469). Freilich de Ellis (1, 368) gleichfalls an Gift und manche der Prieſter ſol die Anwendung deſſelben eingeſtanden haben: dagegen ſpricht jed daß nie den Europäern ein ſolcher Zauber geſchadet hat, denen d Gift gleichfalls tödtlich geweſen wäre (Ellis 1, 368; Wilſon 45 Auch hier waren die Prieſter oft zugleich die Zauberer, welche frem Geiſter in eines Anderen Körper bannen konnten und dadurch Kra heit oder Wahnſinn hervorriefen (Mörenh. 1, 481). Doch gab auch noch höchſt gefürchtete Zauberer (tahutahu und pifao) außerd und auch ihre Zaubereien bewirkten Krämpfe und Tod, ja ganze Famil ſind durch ſie getödtet worden (Ellis 1, 366 f. Mörenh. 1, 48 Die Prieſter waren dann natürlich auch die Aerzte: wie ſie den G riefen, ſo konnten ſie ihn auch wieder entfernen. Auch auf ſie ſel ließ ſich der Gott herab, wenn er den Menſchen ſeinen Willen m theilen wollte und ſogar oft bei gottesdienſtlichen Handlungen, denen die Prieſter mitten im Marae ſaßen, entweder auf einem K oder mit gekreuzten Beinen; das Haupt hielten ſie geſenkt oder n der Pyramide gerichtet und ihre Tracht war dann gewöhnlich n eine Matte um die Hüfte (Ellis 1, 343; Mörenh. 1, 478). D trugen ſie auch eine ungeheuer hohe korbartig geflochtene Kopfbedeck ſowie einen eigenthümlich geflochtenen und verzierten Schild (Abbild bei Cook 1. R. 2, 238. bei Parkinſon pl. XI); für gewöhnlich gin ſie wie die übrigen Tahitier. Andere phantaſtiſche Amtstracht derſel welche bei den Göttern in beſonderem Anſehen ſtehen ſollte, erwä Wilſon 456. Auch begeiſterte ſehr häufig ein Gott den Prie doch ließen ſich die Götter auch auf andere Menſchen herab. B Befehlen ſolcher Begeiſterten, welche den linken Arm ſtets in ein S Zeug wickelten, folgte man unweigerlich, auch wenn ſie ſehr ſchä

waren (Mörenhout 1, 481-3; vergl. Wilſon 285; Ellis 1, 374); man nannte ſie, ſo lange die Begeiſterung dauerte, alſo oft mehrere Tagelang, ſelber „Gott" oder mit dem Namen eines beſtimmten Gottes (Cook 3. R. 2, 156) und ehrte ſie dem Namen entſprechend (Ellis 375); die vornehmſten Frauen gaben ſich ihnen wetteifernd preis (Mörenh. 1, 480). Die Begeiſterten glaubten an den (Ellis 1, 385-6) Gott in ihnen auf das Feſteſte. Freilich ermangelten ſie in ihrer Begeiſterung nicht, große Gaben zu fordern; und allerdings erlebte Wilſon den Fall, daß ein Inſpirirter durch energiſches Vorgehen der Miſſionäre von ſeiner Bgeiſterung zurückkam (455-6; vergl. Ellis a. a. O.); indeß, da ein plötzlicher Schreck wirklich eine entgeiſternde Wirkung haben kann, ſo brauchen wir auch in dieſem Fall nicht nothwendig an Betrügereien zu glauben. Mancher Trug mag ſich freilich eingemiſcht haben. Auch hier äußerte ſich die Begeiſterung durch die heftigſten Körperaffektionen (Wilſon 457). Daß die Prieſter dann nun die Opfer, daß ſie die Tattuirung nnd Beſchneidung beſorgten, daß ſie bei Geburt und Begräbniß unentbehrlich waren, verſteht ſich von ſelbſt; daß ſie ferner die aſtronomiſchen, nautiſchen und religiöſen Kenntniſſe faſt allein beſaßen (Cook 1. R. 2. 238), machte ſie noch beſonders wichtig. — Die Prieſter beteten in einem ſchrillen, ſingenden Tone, doch bisweilen ſehr laut (Ellis 1, 343; Wilſon 455) und dieſer Ton iſt wohl gemeint, wenn Forſter (Bem. 469) behauptet, ſie hätten einige der Götter mit Ziſchen verehrt. Ueberall glaubte man, daß die Götter eine pfeifende, flüſternde Stimme hätten, in Tahiti ferner, daß das Brauſen großer Muſcheln, welches ſie ans Ohr gehalten vernehmen laſſen, von böſen Oramatuas ſtammte, welche ſie bewohnten (Ellis 1, 363); die neuſeeländiſchen Götter und Feen flüſtern nur (Shortl. a 72, Grey a 295-6 u. oft) und auf Tonga war das Pfeifen verboten, weil dies der Ton der Götter ſei (D'Urville a 4, 295). Die Gebete, Bitt- oder Lobgebete, wiederholten litaneiartig denſelben kurzen Satz öfters, ein Morgengebet, Göttererweckung genannt, hat uns Ellis 1, 343 mitgetheilt, der die übrigen verſchweigt, weil ſie theils zu unlauter, theils zu abgeſchmackt ſeien. Zuerſt wird allen zwanzig Göttern einzeln ein „wach auf" zugerufen und ſie dann hingewieſen auf die Vögel und Ro'o, den Gott der Wolken und auf die Fortſchritte, welche der letztere macht; darauf ruft man ſie an, auf die Cokosblattſtreifen, welche im Marae aufgehängt ſind, herab-

zuſteigen, den Mund aufzuthun und das Opfer zu verzehren. Privatgottesdienſt in der Familie leitet der Familienvater, welcher in dieſen engen Kreis auch hier der höchſte Prieſter war (Ellis 1, 342). Nach Cook (1. R. 2, 237), deſſen Nachrichten Forſter für nicht unwahrſcheinlich hielt, obwohl er ſie nicht aus eigener Erfahrung beſtätigen konnte, gab es eigene Prieſter für die Weiber, wie dieſe letzteren auch ihre eigenen Maraes gehabt und nur weibliche Untergottheiten verehrt haben ſollen. Begreift es ſich nun, daß die Weiber nur weibliche Tikis und vorzugsweiſe weibliche Seelen angerufen haben; iſt auch die Nachricht von den Prieſtern, welche nur für die Weiber waren, gewiß inſofern richtig, als die Weiber für noa, alſo unheilig galten und dadurch auch ihre Prieſter nicht den Prieſtern der Männer gleich ſtehen konnten: ſo beruht doch die Nachricht von den doppelten Maraes gewiß auf einem Irrthum, da die Weiber den Marae überhaupt nicht betreten durften und iſt damit wohl nur der Platz gemeint, wo ſie die Ahninnen und ihre Tikis anriefen — wenn ſie anders überhaupt Tikis hatten. Kein anderer Reiſender erwähnt dieſe Sache, die alſo keineswegs von Bedeutung war. Eine Prieſterin des Oro erwähnt auffallend genug Williams 188; vielleicht war ſie die Tochter eines Prieſters und dadurch ſelbſt geweiht. Als Opfer brachte man alle möglichen Speiſen, Thiere und Pflanzen, roh oder gekocht, ganz oder theilweiſe und erſtere lebend oder todt (Ellis 1, 345); die Altäre im Marae waren Holzplatten, welche auf vier oft geſchnitzten Ständern ruhten und mit Laubkränzen oder gefranzten Matten geſchmückt waren. Oft ſtanden ſie ganz dicht beiſammen, ſo daß ſie eine große Fläche (40′ lang, 7′ breit, Wilſon) bildeten: auf ihnen lagen und faulten die Opfer (Ellis 1, 345 f. Wilſon 329). —

Die religiöſen Feſte waren theils gelegentlich, theils feſt. Zu erſteren gehörten die, welche bei drohendem Krieg, bei der Krankheit eines Fürſten, zur Reinigung des Landes nach einem verwüſtenden Kriege gefeiert wurden. Letzteres mit einer ſeltſamen Ceremonie: an der Küſte zog man ein Netz durch das Waſſer und die Korallenſtücke und was man ſonſt heraufzog, nannte man — was an jene nachgemachten Yams zu Tonga erinnert — Fiſche, und bat den Gott, das Land wieder rein zu machen, wie die Korallen in der See (Ellis 1, 348 f.) Wollte man damit nicht bildlich andeuten, daß der Gott das Land von neuem ſchaffen ſollte, wie er es ſchon einmal geſchaffen hatte durch

Heraufsischen? — Das wichtigste aller regelmäßigen Feste war die sogenannte Göttererneuerung (pae atua), welche jedes Vierteljahr gefeiert wurde: man nahm die Götterbilder aus den Tempeln, sonnte sie, salbte sie aufs neue mit wohlriechendem heiligen Oel, füllte sie mit neuen Federn und umkleidete sie mit neuen Matten (Mörenh I, 514 — 6). Nachdem man sie feierlich zurückgetragen, begann das Festgelage (Ellis 1, 350 f.). Auch der erste allgemeine Fischfang war ein großes Fest, dessen erster Tag und seine Beute den Göttern, der zweite dem Könige, der dritte erst allen Betheiligten gehörte (Mörenh. 1, 517). Dann sind noch zwei Feste zu erwähnen: erstlich das Opferfest Anfangs Dezember, wo man die Erstlinge der Ernte den Göttern brachte, und zwar im Hauptmarae, wohin man von allen Distrikten Gaben sandte: im feierlichen Zuge, die Muschelblasenden Priester voraus, zog man dahin und wenn das Opfer vollendet war, so überließ der König dem Volke das Uebrige, wo dann jeder was er konnte erhaschte (Mörenh. 1, 531) — ein Gebrauch, der häufig in Polynesien vorkam — und dann ein Mahl folgte, das oft mehrere Tage hindurch fortgesetzt wurde. Noch wichtiger war das zweite Fest, welches man als Jahresschluß betrachtete und bei welchem man von den Göttern Abschied nahm. Es wurde wie das vorige nur noch glänzender und mit Wettspielen gefeiert: war man vom Versammlungsort in die Heimath zurückgekehrt, so betete man in jedem Distriktmarae zu den Göttern, daß sie bald wiederkommen möchten (Mörenhout 1, 521-3). Männer, Weiber und Kinder, wenn auch letztere beiden den Marae nicht betreten durften, betheiligten sich an diesem Feste, welches mit einem Gebet beschlossen wurde und das Ellis nicht mit Unrecht dem Allerseelenfest vergleicht: zurückgekehrt brachte jeder Einzelne für die abgeschiedenen Geister Opfer, daß sie vom Po befreit werden und zum Rohutu emporsteigen oder zur Oberwelt wieder zurückkehren möchten (Ellis 1, 351-2). Es scheint fast als ob dies, was Ellis erzählte, dasselbe sei, was Mörenhout als Bitte um Rückkehr der Götter auffaßt. Bei diesen beiden Festen herrschte das strengste Tabu, also allgemeiner Gottesfrieden auf der Insel (eb.). Gebete um Fruchtbarkeit geschahen im Marae oft; ja man suchte die Götter mit List zu täuschen, indem man ihnen schlechte Früchte darbrachte und sagte: Wir haben nichts Besseres: gebt Besseres, dann sollt ihr davon haben (Mörenh. 1, 527). Vor jeder Mahlzeit ward

dem Gott etwas von den Speiſen geopfert (Wilſon 458; wie man auch jede Handlung, Eſſen, Arbeiten, Schiffahrt, P Bauen, Fiſchen u. ſ. w. und ebenſo den Tag und die Nacht u bet begann (Ellis 1, 350). Derſelbe fromme Sinn wie üb Polyneſien zeigt ſich trotz aller heidniſchen Auswüchſe auch hie

Auf Paumotu war alles, was die Gottesverehrung ebenſo wie zu Tahiti: nur daß auf Mangareva der Ten gewöhnliche Hausform hatte und daß es daſelbſt keinen geſ Prieſterſtand gab: Die Fürſten waren zugleich Prieſter (Mör 110. Beechey 122; 137). Auf Hao hatte jeder Einzel beſonderes Idol, das er immer bei ſich trug; es war der E knochen eines Freundes oder eines Verwandten, der oben m Haarlocke verſehen war (Beechey 179). Auch die markeſa Einrichtungen ſtimmen weſentlich mit den tahitiſchen überein Maraes lagen gern auf Bergen und waren mit den ehrwü Bäumen bedeckt, gepflaſtert und mit rieſenhaften Steinen u meiſt zugleich auch Begräbnißplätze. (Melville 1, 176 f. Ra 609f. 625; Math. G*** 54). Götterbilder hatte man h ſelten, meiſt verehrte man die Tiki oder die Ahnen, und ſo ſi die Bilder zu erklären, welche bei Melville eb.; 2, 85-6; Porter 2, 111, bei Radiguet 609 erwähnt ſind. Au Figueroa, der die Tempel genau ſo ſchildert, wie die ſpäteren den, 1595 von Götterbildern ſah (Marchand 1, 49), ware nur Tikis. Man nannte ſogar den ganzen Tempel Tiki (G*** 54). Dagegen iſt der hochheilige Gott, der wie ein umr Speer ausſah (Porter 2, 112), ſicher kein Tiki. Ob dies Gott iſt, den Melville als einen geſchmückten Kopf und mit weißen und rothen (den beiden Tabufarben) Zeugſtreifen beſ (Melville 2, 92). Auf heiligen Plätzen fanden ſich wohl au pyramidenartigen Baue, wie in Tahiti, welche oben die Götte trugen (Melville 1, 176 f.); doch ſind ſie ſelten und meiſt den gewöhnlichen Hausbau der Markeſaner erſetzt: auf einen ſtei Unterbau von 30-60′ Länge — alſo waren ſie größer wie Priva — 15-25′ Breite und 3-4′ Höhe fanden ſich offene halle Gebäude, deren Pfoſten karyatidenartig geſchnitzt ſind: hier a Männer, wurden die Feſte gefeiert u. ſ. w. In einigen hingen ſchenſchädel (Math. G*** 56 f. Melv. 176 f. Radig.

Schon 1595 war dieſe Bauart die herrſchende (Figueroa bei Karch. 1, 49). Andere Häuſer für Wächter, Prieſter u. ſ. w. fanden ch gleichfalls im Marae (Melv. 1, 176 f.). So könnte man an-hmen, daß unſere Anſicht über die Entſtehung der heiligen Pyra-iden doch eine unrichtige wäre und ſie ſich nur aus dem gewöhn-hen Wohnhaus herausgebildet hätten. Dagegen ſpricht aber der rwürdige Umſtand, daß in höheren Theilen der Inſel — die Maraes liegen hier alle hoch — ungeheure Teraſſen, ganz wie jene itiſchen ſich finden, von 300' Länge und 60' Breite, aus 10-15' gen, 5-6' hohen Steinblöcken erbaut, die ganz glatt behauen d. Die unterſte und oberſte Stufe war in der Mitte viereckig ein-ſattelt, die Gebäude ſelbſt ohne Zweifel uralt. (Melville 2, 50-1; m 5. Band 2, 223). Altäre gab es vielfach an den Wegen d bei den Häuſern: ſie galten den Tikis und den Seelen (Math. ***59). Begeiſterte, Opfer, Feſte ſind wie auf Tahiti: bei n Hauptfeſten hörte das Speiſetabu für die Weiber auf und ein gemeiner Gottesfriede herrſchte, ſo daß auch feindliche Stämme ſich der Zeit beſuchten. Sie hatten religiöſe Dankfeſte; bei anderen rſchten die größten Ausſchweifungen; Geburt and Tod wur-n gleichfalls wie überall durch Feſte gefeiert (Math. G***72-). Die Prieſter hatten hier eine größere Macht wie anderswo. r ſie konnten das Tabu hier aufheben; ſie wurden noch zu Lebzeiten weilen (jedoch wohl nur, wenn ſie begeiſtert waren) ſo hoch vergöttert, ß man ihnen Menſchenopfer darbrachte (Math. G***45). Es b für jeden Stamm einen Oberprieſter (Tahua), der ſehr großen ch politiſchen Einfluß hatte und ſtets in Kriegertracht ging (Melv. 92), wie er meiſt aus der vornehmſten Familie genommen war; n untergeben waren die verſchiedenen Klaſſen der Tahuna, der tergeordneten Prieſter. Auch war es hier keineswegs leicht, Prieſter werden: denn man mußte, wenn man gewiſſe Würden bekleiden llte, eine mehrjährige Keuſchheit, für einen Polyneſier die ſchwerſte ufgabe, und andere Kaſteiungen durchmachen (eb. 59 f. 62). Auch ieſterinnen gab es hier, welche ſich mit Weiſſagen beſchäftigten (61), Radiguet erwähnt auch Oberprieſterinnen (608).

Hill (148) beſchreibt die Reſte eines alten Tempelplatzes (heiau) Hawaii als einen Raum, der bei 150' Länge und 100' Breite drei Seiten mit 15 — 20' hohen Mauern und mörtellos aufeinander-

gelegten Steinen umschlossen war, während die vierte keine Ei
gung hatte. Das Innere war durch Quermauern in vier u
Abtheilungen geschieden, deren mittelste, den Altar in sich b
etwa zwei Drittheil des ganzen Raumes einnahm: die drei a
hatten am Ende eine Kammer. Auch hier lagen die Heiaus ge
Bergen und am Strande (Ellis 4, 96; Cook 3 R. 3, 292).
zu Bukohola, welchen Tamehameha um 1795 gebaut hatte, wa
lang und gleichfalls 100′ breit; die Umfassungsmauern, welch
platt einen bequemen Spaziergang boten, ließen nur einen sc
Eingang in den heiligen Raum. Dieser zerfiel teraſſenartig in
höheren, gut gepflasterten und gepflegten Raum und in einen n
mit minderer Sorgfalt behandelten. Am Ende des Ganzen w
Art Allerheiligstes durch eine Quermauer gebildet, wo das S
des Tairi, dem dieser Marae heilig war, sowie eine Menge
geordneter Götter sich befanden. Dort stand auch das Anu
tahit. unu, Symbol des Tiki oder der Seele), ein Obeli
Flechtwerk auf einem Grundquadrat von 4 — 5′. In dieser
stand der Priester, wenn er als Vertreter der Gottheit d
fragenden König orakelartige Antworten gab. Ueber dem Ei
in diesem innersten Hofe stand auch der Hauptaltar und dahint
Bild des Hauptgottes (Ellis 4, 89, 96-7). Etwas anden
der Heiau, in welcher Cook als Rono verehrt wurde: es w
Steinfläche, 40 Yards lang, 20 breit und 14 hoch, mit einem
nen Zaun umgeben und durch eine Quermauer geschieden, in
Mitte ein hölzernes Gebäude stand: andere Gebäude stande
Zaun und jenes Gerüst, auf welches Cook als Rono hinau
mußte, scheint ein Anu gewesen zu sein. Auch hier war der
Theil des Heiau vertieft (Cook 3. R. 3, 292-4). Die
standen wohl ebenso auf jedem Heiau: das in der Mitte w
Tabuhaus des Königs, wo er verweilte, wenn eine strenge T
eintrat, die Häuser an der Mauer oder dem Zaun waren die
der Priester (Ellis 4, 98). Nicht zu verwechseln mit diesen
waren die Puhonua, die Zufluchtsstätten, wo jeder Verbrecher
der, Dieb, Tabubrecher u. s. w.) Schutz vor den Verfolgern
und ebenso jeder flüchtige Krieger; die Priester, welche daselbst
ten, mußten jeden Verfolger, der das Puhonua betrat, tödten.
Weiber, Kinder und Greise brachte man in Kriegszeiten dahin;

jenug: denn der, welchen Ellis ſah, bildete ein unregelmäßiges
lelogramm von 715' Länge und 404' Breite; die Wälle der
iten (die vierte lag am Meer) waren 12' hoch und 15' dick.
: ſtets geöffnete Gaſſen führten durch ſie hindurch. Im Innern
Wohnungen für die Prieſter, ſowie für die Flüchtigen, welche
wie der ganze Ort, unter dem Schutze eines Gottes oder eines
lings ſtanden. Die Umwallungen des Puhonua waren wie die
heiaus ſtets mit Tikibildern verſehen. Im Innern dieſes Pu-
befanden ſich mehrere große Heiaus, nach Art der von King
I 3. R.) beſchriebenen gebaut, alſo ſolide Steinflächen, deren
0' hoch, 126' lang und 65' breit war. Felſenſtücke von 6' Höhe
eingebaut: das Ganze war ein erſtaunliches Werk von gewal-
Arbeit (Ellis 4, 167-9). Die Begräbnißplätze waren hier,
l in der Nähe der Heiaus, doch von dieſen getrennt (Ellis
4) — Die Götzenbilder waren auf Hawaii zahlreich und zwar
denen der Tiki, die hier wie überall gebildet waren, mit weit
ı Maule, in das man Speiſeopfer wohl gleich hineinlegte
o 2, 112). Sie ſtanden häufig grob und unförmlich um die Bilder
ıuptgötter her und waren bekleidet und verziert auf manche Art
3, R. 3, 457. Ellis 4, 166), auch durch Schnitzereien: auf
ıupte waren bisweilen Menſchenhaare, im Maule Haifiſchzähne
ıcht und Ellis (4, 91) erwähnt eines das aus höchſt giftigem
bereitet war. Dieſer Götze hieß Karaipahoa und ward ſehr
tet: jeder Tod durch Vergiftung ging, ſo ſagte man, von ihm
). 94). Die priapeiſchen Hausgötter ſind ebenfalls Tikis, d. h.
ıeiſter, als ſolche verehrte Geiſter der Vorfahren (Cook 3. R.
f.). Auch die rieſenmäßigen Büſten von Flechtwerk mit Augen
erlauſterſchalen, in deren Mitte eine ſchwarze Nuß befeſtigt
ehören hierher (eb. 305). Die Bilder der Hauptgötter waren
von Holz, ſo das des Tairi, welches einen Helm trug, und
then Federn bedeckt war (eb. 98), während man bei einem
, dem Bilde Keoroevas, eines alten Gottes von Maui,
nd Hals aus Flechtwerk gebildet und mit rothen Federn über-
hatte (eb. 89). Gewöhnlich wurden die Bilder aus einem
gelben Holze gemacht, welches die Götter zu dieſem Zwecke
wachſen laſſen und vor Zeiten einem vornehmen Eingeborenen
ſel Morokai im Traume angezeigt hatten: die erſten aber

welche die betreffenden Bäume mit der Axt berührten, troffen von den herausfliegenden Holzſplittern. Dies w Folge des ſtrengen Tabu dieſer Bäume, in welche Tane und Götter, deren Bilder daraus werden ſollten, ſich hern hatten (Ellis 4, 92 f.). Daher erklärt ſich wohl die beim Fällen eines Baumes, aus welchem ein Götzenbild g den ſollte, der König den erſten Streich führen und ein bracht werden mußte (Tyerm. u. Bennet 1, 450). A Bilder waren nicht ſelten (Ellis 4, 90), wie auch C gefährten ein aus ſchwarzem geglättetem Stein verfertigte wähnen, welches in richtigem Ebenmaaß eine Figur mit zurü Haupte und auf Fingern und Zehen ruhend (kauernd?) dar 3, 457). Steinbilder verfertigte man nur aus ſolchen Steine der Küſte bei Ninole auf Hawaii gefunden wurden. Schon a ſah man, welche von den dort gefundenen ſich zu Götterbilde Wunderbarer Weiſe waren ſie zweigeſchlechtig und hatten keit, ſich fortzupflanzen; der kleine Stein, welchen man d den beiden Eltern-ſteinen fand, war natürlich beſonders mentlich gern zu Göttern, welche den großen Nationalſpie den, nahm man dieſe Steine (Ellis 4, 212 f.). Daß auch hier die verſchiedenartigſten Inkarnationen eingingen, b erwähnt zu werden (Ellis 4, 90; Cook 3. R. 3, 458 und Gebete ſind hier wie überall: wie überall wurde lebende Schweine geopfert, welche dann durch ein beſtimm tabuirt im Heiau des betreffenden Gottes lebten und ſelt die umliegenden Felder verwüſteten, nicht getödtet wer (Ellis 4, 89; 1, 242). Religiöſe Hymnen beim Ka und Speiſeopfer bei jeder Mahlzeit waren auch hier gebrä hier Menſchenopfer häufig (Cook 3. R. 3, 458).

Die Prieſter hatten hier vielleicht noch größere Macht ſonſt; die Häuptlinge gewährten ihnen jegliche Forderung (S

Ueberſehen wir nun die Thätigkeit der Prieſter des Geſammtgebietes, ſo finden wir ſie außer daß ſie die Opfer, Gebete und heiligen Ceremonien bei Feſten u. ſ. w. zu beſorgen haben, bei der Geburt, der Beſchneidung, der Tattuirung (welche beide ſie allein beſorgten), dann wie wir gleich ausführlicher ſehen, als Aerzte und bei der Beſtattung thätig; wir finden ſie als Zauberer und Propheten; als Bewahrer der alten Mythen, Ueberlieferungen und aller Kenntniſſe, meiſt als beſonderen Stand, in welchem alles vom Vater zum Sohn vererbte (Ellis 4, 334). Sie haben überall einen großen, meiſt ſogar einen ſehr bedeutenden Einfluß; ſie erhielten überall für ihre Thätigkeit reichlichen Lohn durch Geſchenke und dergl., während bei Mißerfolgen nicht ſie ſondern die Götter die Schuld trugen.

Schließlich wollen wir hier zu einer beſtimmten Art von Götzenbildern nochmals zurückkehren: wir meinen die obenerwähnten Schenkelknochen mit Menſchenhaaren, welche die Bewohner von Hao als Idol beſitzen (Beechey 179). Dieſe finden ſich überall: auf den Markeſas war der mächtigſte Gott ein ſolcher Stab (Meloille 2, 92), auf Hawaii erwähnt ſie King in Cooks 3. R. 3, 292, 464 unter dem Namen Tabuſtäbe; ſie waren hier mit Hundehaar geſchmückt. Auf Samoa verehrte man ein Stück Bambus, das oben haarartig Kokosfaſern trug (Hale 26); die Maori trugen, als ſie mit Cook zuerſt in Berührung kamen, künſtlich geſchnitzte Holzſtäbe oder Wallfiſchrippen, welche mit kleinen Büſcheln von Hundshaaren oder Federn verziert waren (Cook 1. R. 2, 356); Stäbe, die zugleich als Stäbe und Abzeichen der Oberhäupter dienten. Doch war wer ſie trug ſtets alt und ſtets mit beſonders reicher Tattuirung verſehen (eb. 3, 57). Einen ſolchen Stab, 8′ lang, den Knopf mit Menſchenhaar geziert überreichte der markeſaniſche Fürſt Tinai bei ſeinem erſten Beſuch, dem Capitän des Duff (Wilſon 241). Aus dieſem Stabe entſtanden denken wir dann auch den Stab, welchen die Redner in der ſamoaniſchen Volksverſammlung in die Hand bekamen, während ſie ſprachen und der oben mit einer aus Haaren geflochtenen Fliegenklappe verſehen war. Und haben wir hierin Recht, ſo gehört hierher auch der tahitiſche Fliegenwedel mit ſeinem geſchnitzten Stiel, der unten in zwei Vogelgeſtalten ausläuft und ſeinem langen wallenden Haarſchmuck (Abbild. Cook 1. R. 2, 217), hierher alles, was ſich von Redner- oder Häuptlingsſtäben noch ſonſt im Ozean vorfindet. Aber warum er-

wähnen wir dies? Der äußerſte Oſten und der äußerſte Weſ
Ozeans, das gebildetſte und das roheſte Volk der Ozeanier zei
dieſe Stäbe in ganz eigener Bedeutung. Auf Hao waren ſie
Idole, aus einem Schenkelknochen eines Freundes gemacht, mit M
haar verziert: alſo die denkbar roheſte Art die menſchliche Figu
zuahmen, aber ganz ſicherlich Tikis Schutzgeiſter darſtellen
Tahiti begrub der Prieſter, um die Sünden eines Verſtorb
die Erde zu bannen, einen Holzſtab als Sinnbild des Verſ
(Ellis 1, 402). Und die Ulitaos der Marianen (Bd
148) trugen als heiliges Abzeichen ganz daſſelbe, einen Stab
mit Baſtſtreifen und oben mit Haaren verziert. Auch in dieſen
ſehen wir nichts anderes, als Darſtellungen des Schutzgottes —
doch ſchon der Name dafür. Denn ſollte der marianiſch
dieſer Stäbe tuna bei le Gobien 203 oder tina nach Freyc
184) nicht daſſelbe ſein wie tah. unu, haw. anu, das
welches den Tiki vorſtellt*)? Dadurch aber fällt auf die Uri
neues Licht. Sie alſo tragen das Bild des Gottes ſtets in d
ſie ſind in ſeinem beſonderen Schutz und Dienſt und ſtimmt d
aufs genaueſte zu unſerer Auffaſſung der Areoigeſellſchaft? A
hat gewiß ſolche Stäbe wenigſtens früher getragen, wenn n
nichts davon berichtet iſt. Auch die Fürſten ſtanden unter be
Schutz der Götter: was Wunder alſo, wenn ſie in Ne
den Schutzgott ſtets bei ſich führten? Daß nun auch der
zu Samoa den Stab in die Hände bekam (deſſen Un
in ſpäterer Zeit, wo der urſprüngliche Sinn nicht mehr
ward erfolgte) iſt eine ſchöne Sitte; denn entweder
dadurch unter den Schutz des Gottes geſtellt worden, damit
frei reden könne: oder es ſollte das was er ſpräche unter den
Einfluß der Götter geſtellt werden, damit es heilig ſei, der G

ahm, als Sanktion (Turner 349): der Gott ſeines Vaters be-
leitete ihn. Man ſieht aber auch hieraus, wie ſehr der Glaube an
ie Schutzgeiſter das geſammte polyneſiſche Leben durchdrang.

Aberglaube herrſchte mannigfaltigſter Art. Flüche und Ver-
ünſchungen waren und ſind ſehr gewöhnlich (Turner 318; Mariner
, 297; 2, 237.). Das Geſicht bedeckte man ſich in Samoa Nachts
it einem Stück Zeug, weil man ſich fürchtete (eb. 316); der Regen-
gen, Sternſchnuppen, Conſtellationen, Wolkenbildungen, Stürme, das
auſchen des Windes in den Bäumen der Maraes und dergl. galten
s Götterzeichen und bedeuteten mancherlei, aber nichts Gutes (Somoa
urner 242; Tonga Mar. 1, 456; Neuſ. Grey 6; Tahiti
ook 1. R. 2, 278; Ellis 1, 378; 342 u. ſ. w.). Auch dem Flug
nd der Raſt der Vögel entnahm man günſtige und ungünſtige Zeichen
urner 242; Mariner 2, 237; Ellis 1, 373), ebenſo den Ein-
weiden (namentlich dem Herzen und der Leber) und den Muskelbewegun-
n des geſchlachteten Opferthieres (Ellis 1, 371), des getödteten oder
benden Feindes (eb. 1, 303); ſie erkannten die Zukunft aus zer-
nittenen oder ſchwimmenden oder geworfenen Kokosnüſſen (eb. 377;
ar. 2, 239), in Neuſeeland auch durch geworfene Stöcke (Shortl.
117; Taylor 91). Oder man ſteckte Stöcke in die Erde, auf
en jeden man einen Stein legte; fiel in einer beſtimmten Zeit
ner dieſer Steine herunter, ſo bedeutete das für eine Reiſegeſellſchaft
ückliche Reiſe jedes Einzelnen (Polack narr. 1, 130). Auch hier alſo
der Stock Bild des Menſchen, wie die eben beſchriebenen heiligen Stäbe
ilder des Tiki ſind. Daß man Orakel von den Göttern ſelbſt erhielt,
ſchon erwähnt und natürlich ſpielten Träume überall eine große
olle (Mar. 1, 456; 2, 111; Ellis, 1, 373), denn die Seele, ſo
aubte man in Neuſeeland, beſuchte im Traum das Po (Taylor
4) und ſo hatte jeder Traum Bedeutung (eb. 160). In der Fremde
ſtorbene zeigten ſich den Ihrigen an (Shortl. a 117f.). Von Be-
eutung war auch das Nieſen: in Samoa ſagte man einem Nieſen-
en: mögeſt du leben! (Turner 348), in Tahiti: Gott ſegne
ich! (Wilſon 474). Nieſte ein Maorikind, ſo rief ihm die Mutter
inen langen Spruch zu; nieſte einer beim Eſſen, ſo war Beſuch oder
ine Neuigkeit zu erwarten (Shortl. a 111; 114). Dagegen galt
in Tonga das Nieſen als ſehr böſes Zeichen (Mar. 1, 456). —
Trifft Vorhergeſagtes nicht ein, ſo iſt auch hier eben nie der Prieſter

ſondern allein der Gott ſelbſt daran ſchuld; er hörte nicht, weil unterdeſſen im Götterland verweilte (Polack narr. 1, 154).

Im engſten Anſchluß an die religiöſen Anſchauungen dieſer Völ müſſen wir die Art und Weiſe darſtellen, wie ſie ihre Kranken und Tod behandeln. Denn dieſe Behandlung beruht durchaus auf dem, was von den Göttern, von den Seelen und dem Zuſtand nach dem Tode glau ten. Daß man Krankheit überall als Beſeſſenheit auffaßte, haben w ſchon erwähnt. Daher erklärt es ſich, wenn man die Schwindſuc jenes langſame zehrende Uebel in Samoa durch Bedrohung m dem Speer zu heilen verſuchte. O Moomoo*) rief man, ich bin i Begriff, dich zu durchbohren, (Turner 221) und erwartete hierdur d. h. denn doch durch Vertreibung des böſen Geiſtes, Beſſerung. Eb deshalb ſtellte der Prieſter mit einem Kranken und ſeiner ganz Familie eine Beichte an, ob irgend eine Tabuverletzung oder der vorgekommen war, über welche erzürnt ein Gott die Krankheit ſend Man beichtete ganz ehrlich, widerrief etwa ausgeſprochene Flüche, g dem Prieſter die Sühngeſchenke, die er verlangte, kurz, man that All mögliche um den Gott zu verſöhnen. Auch jetzt noch beichten Kran deshalb oft die ſchwerſten Verbrechen. Leiden an gleicher Krankh mehrere Familienglieder, ſo öffnete man den Leib des erſten an d Krankheit ſterbenden und durchſucht ihn; findet man etwas Entzündet

*) Moomoo heißt nach Turner die Schwindſucht. Das Wort ſt für mokomoko, da K im Samoaniſchen fehlt. Im Tonganiſchen hei mokomoko kalt, momoko Zehrfieber, im Markeſaniſchen moko elend, m mo'o Huſten (Hale s. v.). Moko, mo'o heißt die Eidechſe: und Hale klärt das tong. mokomoko kalt wie die Haut einer Eidechſe. Daraus lä ſich alſo einmal folgern, daß das Wort nur von körperlicher Kälte, nur v Frieren eines Menſchen gebraucht wird; andererſeits aber iſt es unbegreifli warum man dieſe Bezeichnung vom Anfaſſen einer Eidechſe abſtrahierte, warum man überhaupt an irgend eine äußere Uebertragung von ein kalten Gegenſtand bei dieſen inneren Froſt gedacht haben ſoll. Wir hab es vielmehr mit der Kälte des Fiebers zu thun, welche ein böſer Geiſt i Menſchen verurſachte, an die zehrende Kälte des Fiebers der Schwindſuc von da alſo von einer inneren Empfindung übertragen heißt mokomo kalt, ſchaudernd, frierend. Aber moko heißt ja die Eidechſe? Das bü uns für dieſe Erklärung, denn den Geiſt dachte man ſich als Eidechſe o als ein ähnliches Thier. Moko heißt aus gleichem Grund auch die Tatt rung (S. 35). So ſagt denn auch Nicholas 340f., nach neuſeeländiſch Glauben ſäße der Atua als Eidechſe oder dergl. in den Eingeweiden Kranken und zehre dieſe auf.

ſo thut man es weg, verbrennt es und hofft damit die Uebrigen zu retten (Turner 224 f. 228) — man ſucht die Stelle wo der böſe Geiſt hauſt und dieſen ſelbſt zu vernichten. Auf Tonga war der Glaube an dieſe böſen Krankheitsdämonen ſchon ſehr geſchwunden. Doch hängt damit zuſammen, daß man bei Erkrankung eines Vornehmen die Götter unter Hinweiſung auf die Verdienſte des Mannes heftig anfuhr, namentlich wenn die Krankheit nicht raſch wich (Mar. 1, 364); daß man den Kranken ſelbſt in den Tempel zunächſt des Familienſchutzgottes brachte, während täglicher reicher Opfer und von da, wenn keine Hülfe eintrat, zu verſchiedenen anderen Göttern umher ſchleppte; daß man den Gott durch Demüthigungen zu beſchwichtigen ſuchte, wie man z. B. den ſterbenden Finau über die Kochgrube des Tuitonga legte und Finau war doch ſo vornehm und alles was mit Kochen zuſammenhing, ſo ſehr befleckend (Mar. 1, 385). Auch das Schlafen im Faituka beſonders mächtiger Götter half von Unwohlſein (Wilſon 206): der ſchwächere Gott wurde vom mächtigeren vertrieben. Hierher gehört wohl auch, daß wer eine ſchwere Operation überſtanden hatte ſich weder waſchen noch kämmen, auch nicht Haar oder Nägel ſchneiden durfte, weil ſonſt, wie man aus Erfahrung wiſſen wollte, Starrkrampf und Tod einträte (2, 248 f.) Denn der war unrettbar in der Gewalt feindſeliger Geiſter, der ihnen Gelegenheit bot, auch nur das geringſte von ſeinem Körper zu erlangen.

Dieſer Glaube herrſchte überall, ja die europäiſchen Einwanderer haben ihn bisweilen gleichfalls angenommen (Dieffenb. 2, 59; Nukuh. Kruſenſt. 1, 194). Da Krankheiten vielfach auf Bezauberungen beruhen, zu dieſen Bezauberungen aber Speichel oder etwas von den Speiſen oder Kleidern oder den Körperabfällen des zu Bezaubernden gehören (Dieffenb. 2, 59; Shortl. 112 f.; Polack 1, 282; Tahiti Mörenh. 1, 540 f. Hawaii Ellis 1, 365. Markeſas Vincend. Dum. 247; Mathias G***228): ſo war man mit alle dieſem, wie wir ſchon erwähnten, höchſt vorſichtig, namentlich mit dem Ausſpeien, man begrub die Körperabfälle im Marae und nahm die Speiſen mit. Auch gab es beſondere Gebete und Zauberformeln für die verſchiedenſten Krankheiten (Dieffenb. 2, 61, Shortl. a 96 f.; Thomſon 1, 219), denn in jedem kranken Glied hauſte ein beſonderer Geiſt (Taylor 34). Wie der Prieſter einen ſolchen zum Rückzug nöthigte, haben wir vorhin (S. 375) geſehen; und noch heute nehmen

die Maori am liebſten Brechmittel ein, weil dieſe den böſ
ſicherſten fortſchaffen (Shortl. a 108). So bildete ſich
Syſtem von Bezauberung und Entzauberung: zu Tahiti
Prieſter Körperabfälle des zu beſchädigenden und ſeine ei
nachdem er beides in einen Sack geſteckt hatte: dann n
Tikis jenem ſchaden und man konnte gar bald die See
zauberten weinen hören (Mörenh. 1, 541); oder ma
Schädel eines Todten mit der Speiſe eines Lebenden, dam
des letzteren zürnend über den Tabubruch in erſteren führ
4, 55). Dies war wohl überhaupt der leitende Grund
meiſten Zaubereien, irgend einen Geiſt gegen einen leben
zu erzürnen, daß man dieſen letzteren unbewußt ein Tabu
durch deſſen Bruch jener verletzt wurde. So legte ma
Kleider oder Eigenthum irgend Jemandes, den man bezau
ins Grab ſeiner vornehmeren Verwandten; dann mußte
vornehme Lebende ſterben. Mißglückt aber ein ſolcher
brachte er leicht dem Urheber Tod (Taylor 91), auf den ei
Zauberer ihn zurückwenden kann (Tah. Ellis 1, 369
293; Jarves 72) und natürlich wehrte man ſich durch
aufs heftigſte; auch war nach eingetretenem Todesfall die
Verwandten ſicher (Mörenh. 1, 543), wie ſich auch
ſelber bisweilen durch Mord zu rächen ſuchte (Polack
Starb jemand, ſo ſuchte der Prieſter zunächſt den Feind z
der ihm den Tod angezaubert hatte und dann die Ueberle
gleichem Zauber ſicher zu ſtellen (Ellis 1, 398). Auch
ſuchte man bei Krankheiten frühere Sünden gut zu macher
geſtohlene Sachen zurück (Bratring 181 f.), wer ein Tab
hatte und erkrankte, opferte alles, was er hatte, ja er bot
den Strick um den Hals, den Göttern als Opfer dar
1, 543) und nicht anders machte es, bei Epidemien, das
dann boten ſich gleichfalls mit umſtrickten Hals die
Opfer dar während das übrige Volk faſtete und betete
1, 544-5). Das deutet darauf hin, daß Menſchenopf
ſind, um Krankheiten abzuwenden: und wirklich geſchah das
um beſonders Vornehme am Leben zu erhalten (Bratri
und ebenſo und noch häufiger auf Tonga, wo man Kir
und nicht nur bei Krankheiten vornehmer Männer, ſondern

ein Vornehmer ein Tabu gebrochen oder ſonſt den Götterzorn auf ſich geladen hatte (Mariner 1, 91; 385; 227f.). Auch Selbſtverſtümmelungen kamen vor: ſo war es auf Tonga bei Erkrankung vornehmer Leute ganz gewöhnlich, daß andere ſich, wetteifernd, einen kleinen Finger abſchnitten, um die Geneſung der kranken Fürſten herbeizuführen. So allgemein war dieſe Sitte, daß allen Tonganern mit Ausnahme der allervornehmſten Fürſten die kleinen Finger fehlten; daß Mariner fünfjährige Knaben ſich zu dieſer Operation hindrängen ſah (Mariner 1, 454; Forſter N. 2, 71). Auch zum Zeichen der Trauer bei Todesfällen geſchah es und geſchieht es noch jetzt (Hood 109); ja zu Uwea hat die Königin nur drei Finger an jeder Hand, weil ſie alle anderen — alſo nicht bloß die kleinen Finger — abgeopfert hat (eb. 162).

Auch die Behandlung der Kranken fließt aus dieſer Vorſtellung von der Urſache der Krankheiten. Sie war auf Samoa durchaus milde (Turner 224), um den Geiſt nicht zu erzürnen, während man umgekehrt in Tahiti die Kranken verläßt, weil ſie tabu werden durch den innewohnenden Gott — nannte man einen Schlagfluß doch geradezu „Gotteshand", d. h. durch den plötzlichen Griff oder Schlag eines Gottes bewirkt, ebenſo Krämpfe (Ellis 3, 41) — daher viele Hungers ſterben (Turnbull 127; 332); Arzeneien anzuwenden hält man daſelbſt vielfach für Sünde, weil eben ein Atua die Krankheit bewirkt (eb. 260) und verabſcheut ſie (292); man betete lieber, um den Gott zu vertreiben und brauchte man Arzeneien und ſie halfen nicht ſofort, ſo verließ man den Kranken ganz, was namentlich alten Leuten und dem geringen Volke geſchah. Ja man vertrieb ihn nicht ſelten vom Hauſe und erbaute ihm eine kleine Hütte von Palmlaub, womöglich in der Nähe eines Stromes, denn Waſſer enttabuirt, und verſorgte ihn dort mit kärglicher Nahrung. Auch durchbohrte man Kranke mit einem Speer oder begrub ſie lebendig (Ellis 3, 46-49), in ſpäterer Zeit gewiß meiſt aus Faulheit und Härte, urſprünglich aber wollte man, wie bei jener ſamoaniſchen Bedrohung der Schwindſucht nur den böſen Dämon hierdurch unſchädlich machen und nicht Grauſamkeit, ſondern Furcht veranlaßte die Unmenſchlichkeit. Andere Bedeutung hat es, wenn auf den Markeſas die nächſten Verwandten dem Sterbenden Mund und Naſe zuhielten: man wollte dadurch der Seele den Ausweg ſperren und ſo den Kranken länger am Leben

in den Wald und kamen entweder gesund oder gar nicht
(Dieffenb. 2, 61 f.). Auch andere Härten kamen vor: u
Tabu des innewohnenden Atua zu vermeiden, schleppte man
und Sterbende öfters aus dem Hause (Taylor 61) oder ver
und pflegte sie nicht genügend, so daß sie verhungerten (Polack
2, 332), aber dies Alles ursprünglich nicht aus Roheit,
nur aus frommer Furcht. Wahnsinnige und ganz Aussätzige
daher, als für immer von einem Gott besessen, wie Begeiste
heilig, doch ging man ihnen aus demselben Grund aus der
(Ellis 3, 40; Turnbull 127).

Dabei waren aber die Polynesier gar mancher Arzeneien un
methoden kundig. Zunächst verstand man es im ganzen Ocean, e
und kranke Glieder durch Drücken und Kneten wieder so zu er
daß die ersten Reisenden sich nicht genug über den trefflichen Erfol
dern konnten (Tonga Cook 3. R. 2, 21. D'Urville a 4, 332;
Wallis bei Schiller 2, 328; Cook 3. R. 2, 224; Tur
292; Markesas Melv. 1, 155; Hawaii Therm. u. Benn.
1, 459: Bennett a 1, 240 u. s. w.). Während nun die Ton
als innerliche Heilmittel nur wenige Pflanzenaufgüsse hatten,
aber nichts halfen, obwohl sie die Recepte von den als Aerz
rühmten Fidschis bekommen hatten (Mar. 2, 242): so wa
als Chirurgen höchst geschickt, verstanden einen in der Brus
brochenen Pfeil innerhalb 2-3 Minuten wenn er auch noch
saß herauszuschneiden und durch rationelle Behandlung die
zu heilen, so daß der Kranke wieder ganz vollständig wenn a
nach Jahresfrist genaß (eb. 248 f.). Ja selbst Feuerschußwund
stehen sie zu heilen. Ihre Schnitte folgen immer dem La
Muskeln (D'Urville a 4, 333). Tetanus kurirten sie du
in die Harnröhre geleitetes Stäbchen oder durch ein Haarseil,
beim Perinäum wieder hervorzogen; eine Kur, welche sie a
allgemeiner Erschlaffung und bei Unterleibsstockungen mit Erf
brauchten (254 f.). Auch Castrirung wendeten sie bei einer bes

Hodenkrankheit geſchickt und unſchädlich an. Verrenkungen heilten ſie dadurch, daß ſie Oel und Waſſer ſtets nach einer Seite hin einrieben (eb. 261), Skarificationen machten ſie häufig, auch bei Augenentzündung, wobei man noch zwei Pflanzenſäfte in die Augen träufelte (eb. 262; Cook 3. R. 1, 294); eine Art Moxa, durch Auflegen brennendes Zeuges kannten ſie gleichfalls (D'Urville a 4, 329). Auch Frauen traten als Aerzte auf (Cook eb. 294). Amputationen ganzer Glieder wandten ſie ſelten, dann aber auch freilich erfolgreich an; wogegen Arm- oder Beinbrüche hier und überall im Ozean jeder erfolgreich zu ſchienen wußte (Mar. 2, 260. Mark. Marchand 1, 52. Tahiti Ellis 3, 42): nur die Hawaier ſtanden wie überhaupt in der Chirurgie ſo auch hierin nach (Ellis 4, 335; Jarves 71). Augenärzte fanden ſich gleichfalls überall und zum Theil waren ſie ſehr berühmt und wurden weithin gerufen (Hawaii Ellis 4, 335; Tahiti eb. 3, 42); doch beſtand ihre Kunſt hauptſächlich in der Entfernung fremder Gegenſtände aus dem Auge. Sehr kühne Operateurs waren die Tahitier, von denen Ellis Unglaubliches erzählt: ſo fiel ein Mann vom Baum und verdrehte ſich die Halswirbel, welche ſeine Begleiter ſofort wieder gewaltſam einrichteten; und noch mehr, als einem ein Stein auf den Rücken fiel und ihn ſo beſchädigte, daß er ſchon vollkommen gelähmt war und „den Rücken gebrochen" hatte: da renkten die Umſtehenden ſofort, indem ſich einer auf den Beſchädigten kniete, die verſchobenen Rückenwirbel ein, umwickelten dann den Kranken feſt mit einem Gürtel und brachten ihn nach Hauſe: ein paar Tage darauf war er geſund. So erzählt Ellis 3, 42-3. Zu reponiren verſtanden ſie auch: ja ſie behaupteten, wenn Jemandem der Schädel und das Gehirn beſchädigt geweſen ſei, ſo hätten ſie den beſchädigten Theil des Hirnes herausgeſchöpft und dafür den entſprechenden Theil des Hirnes eines friſchgetödteten Schweines eingeſetzt, doch ſeien dieſe Behandelten meiſt toll geworden und geſtorben (Ellis 3, 43). Man denkt hierbei natürlich an eine gut erfundene Myſtifikation: indeß verſichert Ellis, der aber ſelbſt zweifelt, man habe es ihm öfter und immer ebenſo und ganz ernſt erzählt. Geſchwüre verſtanden ſie aufzuſchneiden (eb. 44; Mörenh. 2, 164 f.). Nach Bougainville (195) hätten ſie nur zur Ader zu laſſen die Sagittalis geöffnet, dann die Wunde ausgewaſchen und den Kopf verbunden: doch ſagt Ellis (44) ſie hätten keine Ahnung von Phlebotomie gehabt. Wunden zu ſchließen, waren

ſie ſehr geſchickt (42). Pflanzenaufgüſſe wendeten ſie innerli
äußerlich vielfach an (Mörenh. 2, 164 f. Forſter Bem. 429,
3, 38) und waren die Recepte oft Geheimniſſe der Prieſte
Einzelnen wußten einzelne, auf die man bei der betreffenden
heit verwies (eb.). Dampfbäder und kalte Abwaſchungen ware
gebräuchlich (Mörenh. eb.); auch hatte man Mittel gegen da
des Tauſendfußes, des Skorpions und einer ſehr giftigen Fiſchar
Natürlich wendeten die Aerzte, die Prieſter, kein Mittel ohne m
fache Ceremonien und Anrufungen an, auch erhielten ſie nachh
lohnungen hier (Ellis 36 f.), während die tonganiſchen gar
Lohn nahmen (Mar. 2, 246). Frauen beſorgten in Tahiti
fach leichtere Mittel, wie Reibungen, Umſchläge und dergl. (Mö
eb.). Die Hawaier und Maori wandten ebenfalls Schwi
an (Ellis 4, 335; Polack narr. 2, 273), beide Stämm
eine Menge vegetabiliſcher Arzeneien, welche zum Theil gut g
waren, als Abführ-, als Brechmittel; öfters auch waren ſie g
aus verſchiedenen Pflanzen. Sie ſtanden hierin den Tonga
wie Mariner an ſich erfuhr, voran (Ellis 4, 334 f.; Jarve
Mariner 2, 244 f; Polack narr. 2, 277; Dieffenb. 2
Thomſon 1, 219). Eine unglaublich plumpe Art von ä
Reibung wenden die Hawaier an: ſie rollen ſchwere (bis 1
Steine oder Balken über den kranken Menſchen oder das kranke
(Ellis 4, 345; Jarv. 71). Viel geſchickter als ſie und n
tüchtige Chirurgen waren die Maori (Dieffenb. 2, 61),
auch die Mineralquellen ihres Landes nicht unbenutzt ließen (Die
1, 246 f. 2, 61 f.). Daß die Heilkunde nun ſelbſt wieder unte
ſchiedenen Göttern ſtand, verſteht ſich, Hawaii Jarves 71;
4, 335 f.; Tahiti eb. 3, 36); wie auch die Heiligkeit m
Pflanzen (Leſſon voyage 46) in Beziehung ſteht mit ihrer mediz
Brauchbarkeit. Doch hängt dies keineswegs immer zuſammen.

Daß man in Samoa, wenn eine Leiche im Hauſe war,
über faſtete und nur Nachts aß; daß wer einen Todten an
hatte, nach fünf Tagen um ſich zu reinigen Geſicht und Händ
heißem Waſſer waſchen mußte; daß man vor und nach dem B
niß ein Feuer anzündete, deſſen Strahlen auf die Leiche ode
Grab fallen mußten (Turner 228; 233): das Alles ſteh
den Tabugeſetzen im genauen Zuſammenhang und war zum

ſchon erwähnt. Eben deshalb gab man dem Todten ſein Trinkgefäß, ſeinen Kopfſchemel, der wegen der ſteten Berührung des Kopfes beſonders heilig war, mit ins Grab, damit durch Benutzung dieſer Gegenſtände kein Tabubruch und dadurch Götterzorn und Krankheit veranlaßt werde (eb. 230). Alle Todten wurden mit Oel geſalbt*) (ebenſo Tonga D'Urville a 4, 316; Tahiti Wilſon 473; Paumotu Mörenh. 1, 101) und mit Tüchern umwunden, Leute vom Volke dann ohne Weiteres in die Erde gelegt, Häuptlinge aber wurden eingeſargt und zwar hatte der Sarg Schiffsgeſtalt, ja man nahm und nimmt noch heute einen alten Kahn dazu. Auch wurden ſie unter Trauergeſängen in feierlicher Parade überall umhergetragen und war die Zeit, in welcher das geſchah ſowie die Orte, wohin man die Leiche brachte aufs ſtrengſte tabu; ein Reſt dieſer Sitte iſt es, daß man heute die Vornehmen 30 Tage lang auf dem Paradebette liegen läßt. Zum Begräbniß bringt jeder Theilnehmer ein Geſchenk mit, wie er gleichfalls eins erhält. Das Grab ſelbſt machte man ſtets auf eigenem Grunde, oft dicht am Haus und umpflanzte es mit feinbelaubten Bäumen. Das Haupt der Leiche lag nach Oſten. Auf das Grab legte man Steine zu einem Haufen zuſammen und umſteckte das eines Kriegers mit Speeren (Turner 227-31). Auch die Schädel der im Krieg gefallenen — die ganze Leiche konnte man nicht heimbringen — beerdigte man zu Hauſe (eb. 230) und beſonders zu bemerken iſt noch, daß die Todten einer beſtimmten Häuptlingsfamilie nicht begraben, ſondern die Leichen ausgenommen, getrocknet und einbalſamirt, mit Tüchern ausgeſtopft und in einem beſonderen Hauſe ausgeſtellt wurden. Nur Weiber durften dies beſorgen — wegen des Tabus (eb. 231).

Gleich nach dem Tode und während des Begräbniſſes trat auch in Samoa jene alles Maaß überſteigende Trauer ein, welche überall in Polyneſien herrſchte: man heulte, ſchrie, hielt leidenſchaftliche

*) Dieſe Sitte, welche auch über die Tokelauinſeln (Bd. 5, 2, 193) und in Mikroneſien (eb. 151; 154) verbreitet war, hat gewiß einen tieferen Grund, denn mit Oel wurden auch die geſalbt, welche unter den Areoi eine höhere Stufe erreichten und ebenſo die Götter bei dem Götterreinigungsfeſt. Bugis und Makaſſaren bohren beim Beginn einer weiteren Reiſe ein Loch in's Schiff und gießen durch dasſelbe Oel: das ſchützt vor Unglück (Wallace 354).

Apoſtrophen an den Todten, ſchlug ſich Wunden, mißhe
auf alle Weiſe (Turner 227). Je vornehmer der Geſto
um ſo toller geberdete man ſich, beim Tode des Königs of
raſend. Das Geheul zwar ging in Tonga nur von de
aus, da es ſich für Männer nicht paſſe, zu wehklagen:
verwundeten ſich dieſe (und die Weiber ebenſo) mehrere
mit Haifiſchzähnen*) und Keulenſchlägen ſo ſehr, daß
mehreren Leidtragenden die Keulen wegnahm, weil ſie d
ſinn nahe waren (Mar. 1, 393). Je näher man dem To
um ſo maaßloſer zeigte man ſich; Wilſon ſah einige,
mehrere Speere durch die Arme oder durch die Schenkel ſtieß
359), ja einen, der ſich ſein Haar mit Oel ſalbte, dann
und ſo flammend umherlief (357). Dazu nun das Geheul
der fürchterliche Ton der Tritonshörner, die man zu
Todten blies (eb.) — und zwiſchen all den Lärmen traten
nen vor und hielten die leidenſchaftlichſten Trauerreden, w
ner bei Finaus Tod erlebte: „Finau, rief einer, ich
Abſicht: Du biſt nach Pulotu gegangen und haſt Dein Vo
dacht, daß ich und andere treulos wären. Aber wo iſt
der Treuloſigkeit? wo ein einziges Zeichen fehlender Ad
und indem er ſich heftige Keulenſchläge gab: „iſt das nic
weis meiner Treue? Zeigt das nicht von Anhänglichkeit
zu dem dahingeſchiedenen Krieger?“ Und ein anderer: „
Land iſt zerriſſen im Krieg! es iſt zerſchlagen zu Stücken!
Blut ſiedet! Laßt uns eilen, ſterben! Ich will nicht lä
Dein Tod, Finau ſoll meiner ſein. Wenn ich zu leben n
war nur für Dich! zu Deinem Dienſt, Deiner Vertheidigu
ich zu athmen! Aber nun, ach! Das Land iſt vernichtet!
Glück ſind zu Ende! Dein Tod hat den unſeren ſicher gema
(Mar. 1, 395 f.). Leidtragende durften nur Matten,
tragen, und dieſe waren meiſt zerriſſen (D'Urville a,
Ganz ebenſo war es auf Tahiti, wo man beſondere
aus Haizähnen für dieſen Zweck hatte, mit denen man ſich
haſteſten Stellen namentlich des Geſichtes verwunden mu

*) Haifiſchzähne, welche man auch überall als ſehr geſchä
trug, brauchte man überall zu dieſen Selbſtverwundungen. Soll
an die Heiligkeit, ja Göttlichkeit des Haies denken (D'Urville a,

1, 400; 407) und zu Hawaii, wo man sich die Haare verschnitt, die Zunge tattnirte, sich Brandwunden (in regelmäßigen Reihen) beibrachte u. s. w. (Ellis 4, 175 — 181 Stewart 224); starb aber der König, dessen Tod auch zu Tahiti die heftigste Wuth erzeugte (Ellis 1, 408), so hörte jegliche Ordnung auf, man zerschlug, was man fand, verbrannte die Häuser, plünderte, mordete, beging jedes Verbrechen! (Ellis 4, 177). Lob- und Trauerreden auf den Todten waren gleichfalls auch hier in Gebrauch und hier wie überall — von Neuseeland gaben wir S. 111 ein Beispiel — ist es geradezu eine Pflicht, ein Geschäft, die Todten zu beweinen, welches sich zwischen andere Geschäfte einschiebt, von anderen unterbrochen wird: die Weiber setzen sich hin, klagen und weinen, dann besorgen sie ihr Haus, dann weinen sie wieder u. s. w. (Byron Blonde 138; A. Earle 248). Neuseeland hat dieselben Sitten, (Taylor 702; Dieffenbach 1, 104; 2, 63); oft färbte man sich zum Zeichen der Trauer schwarz (Dieffenb. 2, 35), und wenn sich auch hier namentlich die Weiber verwunden, so geschieht dies hier, wie überall nicht aus größerer Schmerzensscheu der Männer, sondern weil etwas mehr Fassung für männlicher gilt. Auch hier muß der Hauptleidtragende allen Trauerbezeigungen beiwohnen, Nachts aber unter freiem Himmel bei der Leiche sitzen (Brown 20, 73); während der Todtenklage herrscht auch hier wie zu Tahiti (Mörenhout 1, 550) strenges Tabu, so daß alle Feindschaften aufhören (eb. 73; vergl. Polack 1, 66; 74 f.). Auf den Markesas scheinen diese Trauergebräuche minder heftig gewesen zu sein; doch schlugen sich auch hier die Frauen Wunden (Porter 2, 121). — Eine eigenthümliche Art der Selbstverwundung war das Ausschlagen eines Vorderzahnes, welches in Tonga (Wilson 357) und in Hawaii zu Ehren der Todten gewöhnlich war. Meist schlug man nur einen Zahn auf einmal aus doch sah Ellis Menschen, denen alle Schneidezähne fehlten, weil sie dieselben nach und nach geopfert hatten (4, 176, Arago 2, 44; 119). Auch in Tahiti herrschte wohl ursprünglich die Sitte, darauf deutet wenigstens der Gebrauch, sich gerade die Oberlippe zu verletzen. Zwar behauptete man, diese sei besonders empfindlich (Ellis 1, 407); doch ist das wohl nur spätere Deutung einer nicht mehr verstandenen Sitte. In älteren Zeiten schnitt man sich in Hawaii eins oder beide Ohren ab; doch sah Ellis selber nur noch zwei alte Leute auf diese Weise

verunſtaltet (4, 176-7). Man denke hierbei auch an das
wähnte Fingerabſchneiden.

Woher aber erklären ſich dieſe ganz unſinnigen Gebräu
genau aus dem, was wir oben von dem Leben der Seelen
Tode geſagt haben. Die Seele kann wiederkehren, ſie k
Plagegeiſt werden und wird es denen, welche ſie erzürner
thut daher alles, um der Seele zu zeigen, wie man ſie liebt;
lich aber die Nächſtſtehenden, bei denen eine Vernachläſſigun
ſonderer Frevel wäre. Daher werden auch dieſe Trauerce
öfters wiederholt: denn man mußte um ſo ſorgfältiger ſein
ungeehrter Todter in der Unterwelt keine Ruhe fand, alſ
drungen zurückkehren und umherwandeln mußte. Höchſt m
aber und ſchlagend für das Behauptete iſt es, daß dieſer
auf Hawaii (und auch ſonſt wohl) nur von den Vornehn
vom Volke geübt wird, welches nur weinte und ſich beſchor
4, 180; Cook 3. R. 3, 465-6). Denn da der gemein
keine Seele hatte, die wiederkehren konnte, ſo war auch wei
nöthig. Eben deshalb mußte ſich der Jammer mit dem R
Verſtorbenen ſteigern, denn je vornehmer einer im Leben
mächtiger war ſein Geiſt. Daneben könnte es auffallend
wenn beim Tode des Tuitonga die Verwundungen nicht ge
ſind (Mar. 2, 225) — und doch hat das denſelben Grun
Tuitonga ſtirbt nämlich nicht. Er iſt (nach urſprünglicher A
der Gott ſelber, ſein Tod iſt alſo kein Sterben und vor alle
er kehrt nicht, da er Gott iſt, als Plagegeiſt wieder zurü
der Häuptlingsfamilie, welche zu Samoa ausgeſtopft wurde,
wohl gleiche Bewandniß: es waren die vornehmſten, die al
nicht ſterben konnten. Ob alſo die Familie des Tamafain
nicht urſprünglich eine ſolche Aufbewahrung des Tuitonga
bräuchlich geweſen iſt? Ganz anders ſind die Menſchenopfer an
zu erklären. In Neuſeeland wurden am Grabe eines V
öfters Sklaven getödtet und früher erdroſſelten ſich die Weil
ab und zu beim Tode ihres Mannes ſelber (Taylor 99,
authent. narr. 78; Tahiti Bratring 1, 116); auf
wurde (Kotzebue 2, 31) ein Günſtling mit einem vornehme
begraben, und auch andere Opfer waren gebräuchlich (Coo
3, 466). Dieſe Opfer ſtarben freudig; denn ſie gingen nur

in den Tod, um im jenseitigen Leben, welches ganz wie das diesseitige ist, dieselbe Stellung wie auf Erden einzunehmen. Von anderen Menschenopfern, auch von denen bei Krankheiten, sind sie sehr verschieden; wohl aber ist es derselbe Zug, wenn man dem Todten auf Neuseeland (Dieffenb. 2, 63; Thomson 1, 98; Taylor 97) seine bewegliche Habe mit ins Grab legte: er sollte sie im Jenseits benutzen. Auch Nahrung gab man der Leiche mit (Taylor 99); ebenso auf den Markesas (Porter 2, 111).

Auf einen gleichfalls allgemein polynesischen Gebrauch wird uns noch folgender Bericht führen, welchen Mariner (1, 375) abweichend von Turner von Samoa gibt. Er erzählt nach dem Bericht der Samoaner, die er zu Tonga traf, daß man zu Samoa die Leichen habe über der Erde verfaulen lassen; schwollen sie auf, so machten die Verwandten ein Loch in den Leib, saugten ihn aus und spieen das Ausgesaugte in eine Schüssel. Diese fürchterliche Sitte erwähnt Turner nicht, sei es, daß sie zu seiner Zeit nicht mehr gebräuchlich oder daß sie überhaupt nur selten und nicht überall angewandt wurde. Freilich sah sie Mariner nicht mit eigenen Augen; doch ist an seinem Berichte nicht zu zweifeln, um so weniger, als wir Aehnliches auch sonst finden, wie wir denn die entsprechende Sitte der Gilbertinseln (Bd. 5, 2, 154) schon geschildert haben. Ferner herrschte nach Wilkes (2, 139) der Gebrauch, die Schädel der Begrabenen später wieder auszugraben und aufzubewahren, wie er meint, damit sie nicht in die Hände der Feinde fallen könnten: doch hat auch dies wohl einen anderen Grund.

Denn auf allen Inseln finden wir dasselbe. So war es auf Neuseeland, wo aber wie überall die Leichengebräuche sehr verschieden waren (Taylor 97; Cruise 136), ein sehr verbreiteter Gebrauch, die Leichen, welche in einem kahnförmigen Sarge begraben wurden, nach etwa einem Jahre wieder auszugraben, die Knochen zu reinigen und sie in ein kahnförmiges Kästchen zu legen, welches in der Nähe des Hauses auf einer Säule stand; oft nahm man ferner die Knochen im zweiten Jahre zur zweiten Reinigung heraus (Dieffenbach 12, 63. Taylor 99). Man begrub die Todten in diesem Kahn in kauernder Stellung, indem man das Haupt auf die Kniee legte (Taylor 98; Cruise 49; Nicholas 326; so ebenfalls in Tahiti Ellis 1, 399 und in Hawaii eb. 4, 359) und

(Dieffenb. 2, 63), bei welcher dann neue Leichenklagen, Lob
und Bittgebete geſprochen wurden (Polack 1, 66; 74 f.).
ſtellt man, anſtatt ſie zu begraben, die Leiche häufig auf einen P
was namentlich bei Kinderleichen gern geſchah, läßt ſie dort verf
reinigt die Knochen und ſetzt ſie bei (Polack 1, 122; 75; Dief
1, 249; 2, 63 f.). Jeder irgend bedeutende Häuptling erhält i
Mitte des Dorfes ein ſchön geſchnitztes Mauſoleum, in welche
Leiche feierlich geſchmückt ſitzt und ſo verfault; doch nimmt
öfters der Prieſter die Knochen unter einer langen Lobrede au
Todten, Pihe genannt, heraus, reinigt und beerdigt ſie (Dief
2, 64 f.). Auf den Gräbern ſelbſt ſtehen geſchnitzte Bilder, o
ausgeſtreckter Zunge und ſtarkem Phallus — was beides Mac
deuten ſoll — und ſehr häufig werden rings heilige Haine angep
deren Früchte, Blätter und Blüthen nicht gepflückt noch geb
werden dürfte (Dieffenb. 2, 63-5; 1, 317; Taylor
Polack narr. 1, 97). Auch eine rohe Art von Einbalſamiren
man, welche man vor allen Dingen an den Köpfen geliebter
berühmter Menſchen anwendete. Am häufigſten war ſie au
Taupoſee (Dieffenb. 2, 66). Man nahm Gehirn, E
Augen u. ſ. w. aus dem Kopfe, ſtopfte die Lider, die man zu
mit Flachs aus, erhielt die Naſe durch ein Stäbchen und tr
und räucherte dann das Ganze. Mit ſolchen Köpfen wurde
ein ſehr lebhafter Handel betrieben, der zu vielen Mordthaten
laſſung war (Taylor 154; Polack 1, 127). Nun iſt noc
höchſt merkwürdige Sitte zu erwähnen. Die ſchon beerdigten,
aufgenommenen und gereinigten Gebeine wurden nicht ſelten
gemeinſchaftliches Familien- oder Stammbegräbniß gebracht, w
meiſt ſehr verſteckt angelegt und natürlich hoch heilig war, (Die
bach 2, 63. D'Urville a 2, 543). Oder man brachte wen
die Schädel dahin. Der Raum war unterirdiſch, eine zieml
räumige, künſtlich gemachte Höhle, welche mit einem mächtigen

ſchloſſen war, und in der auf eingehauenen Simſen oder in Blenden
e Schädel reihenweis lagen. Man brachte ſie unter ſeltſamen Cere-
emien hin: ſie wurden auf angekleidete Puppen geſetzt, ſo daß ſie
s Geſicht bildeten, oben aber waren ſie mit Haaren, Federn und
rgl. verziert. Vor dieſen Puppen erhoben erſt die alten Weiber
s Tangi, die Todtenklage; dann aber begann ein höchſt obſcöner
nz, in welchem der Phallus ſeine Rolle ſpielte (Shortland a
4-7). Die Höhle ſtellte jedenfalls das Po vor; jene Cere-
mie aber den Abſchied von dieſem und die Ankunft im jenſeitigen
ben und dieſe erneute, friſche Kraft mag auch der Phallus an den
rabbildern bedeuten. Solche Familien- und Stammesbegräbniſſe
ren übrigens ſehr verbreitet in Polyneſien. Auf Hawaii hat man
ße Höhlen gefunden, in welchen viele mumienartige Leichen meiſt in
nder Stellung an einander gereiht waren entweder von einem
zen Dorfe oder aber und das war das Gewöhnliche, nur von
r Familie, deren jede ihre Gruft zu haben pflegte. (Bennett,
1, 223; Ellis 4, 360), ebenſo auf Mangareva, wo aber die
mien ausgeſtreckt lagen, die Arme am Körper herabgelegt. Man
knete den Leichnam, nachdem man die Eingeweide durch die Oeffnung
Maſtdarmes entfernte und den Körper mit Oel eingerieben hatte,
der Sonne, dann wickelte man ihn in Zeug, umſchnürte ihn mit
osſeil und ſetzte ihn bei. Die Höhlen lagen theils am Meer, theils
er Höhe des Gebirges (Mörenhout 1, 99-102) und ſo
denn auch hier an die unterirdiſchen Kammern auf dem Pik von
ihu (5. Bd. 2, 225) ſowie an die ähnlichen Grüfte in den
ten von Ponapi, welche ſicher, wie wir jetzt klar erkennen kön-
, nichts als Maraes waren, erinnert werden. Letztere gehören, da
in ihnen eine Menge menſchliche Gebeine fanden, ganz unzweifel
hierher und damit iſt wohl auch der letzte Zweifel über ihre
ſtehung gehoben (Bd. 5, 2, 73). Dieſe Grüfte dienten fortwährend
Beiſetzen der Todten: denn Mörenhout fand zu Manga-
a ſehr alte Mumien vor und die große Zahl der Schädel beweiſt
gleichfalls. Auf Tahiti herrſchte nach Mörenhout (1, 103)
ſelbe Gebrauch wie zu Mangareva, doch ſagt er ſelbſt, daß
dort ehrenvoller war in ſitzender als in liegender Stellung aufbe-
hrt zu werden (1, 274). Dies geſchah jedoch nur mit beſonders vor-
hmen Fürſten; denn meiſt bewahrte man nur den Kopf in ſolchen

2, 127). Auch auf Tonga hatte man solche Grabgewölbe
natürlich überall die Leiber der Vornehmen kamen (Ma
1, 144 not.).

In Tahiti wurden Leute aus dem gemeinen Volk ohn
monieen in kauernder Stellung, den Kopf zwischen die Beine
die ganze Leiche mit Bindfaden umschnürt begraben (Ellis 1
Was bedeutet die sitzende Stellung? soll sie vielleicht damit
sammenhang stehen, daß die Geringeren vor den Vornehmeren
sitzen mußten? Daß es also eine Art von Gottesverehrung
Starb nun einer, so ward er nach Kräften geschmückt auf e
Prunkbett gelegt, während die Verwandten mit dem üblichen
umhersaßen (Ellis 1, 400; Bratring 193); dann begr
den Leichnam schweigend; Vornehmere aber legte man auf de
nannten Todtenaltar, einem Ständer ähnlich, wie die Altä
höher, der im Marae stand und ließ ihn dort verwesen,
darüber gebautem Wetterdach (Wilson 184). Dort bewei
die Verwandten zwei Monate lang, indem sie täglich Speiseopf
ten, die man in einem Korbe neben ihm aufhing (Brat
Ellis 1, 400 f. Mörenh. 1, 547). Stand nun eine v
Leiche im Marae, so kamen die Bewohner des Nachbardistrikt
mitzutrauern. Diese mußten dann zuerst von den Leidtr
welche stets Waffen trugen, feindlich empfangen werden, wora
nach einem Scheingefecht gemeinsame Trauer eintrat (Mör
551). Fürsten balsamirte man ein, d. h. man rieb den Kö

dach geſchah, grub ein Prieſter dicht unter dem Todtenaltar eine Grube, wohinein er durch ein beſtimmtes Gebet alle Sünden des Todten bannte; dazu begrub man ein Stück Holz, „das Holz des Leibes“, welches gewiß ein Symbol des Todten ſelbſt war, wie wir dies oben ſchon erwähnten (Ellis 1, 401 f.). Dann legte ihm der Prieſter eine Anzahl Kokosblättchen unter die Arme und auf die Bruſt mit den Worten: „Da iſt Dein Kind, da iſt Dein Weib, da Dein Vater und Deine Mutter. Nun ſei zufrieden und ſchau nicht wieder hierher zurück.“ Man wollte auf jede Art die Geiſter Plagegeiſter zu werden hindern (eb. 402). Alle, welche bis jetzt mit dem Todten beſchäftigt waren, galten natürlich für ſtreng tabu, um ſo mehr als man glaubte, die vom Todten weggenommene Sünde ſei zum Theil auf ſie übergegangen. Sofort eilten ſie daher zum Meere, wuſchen ſich, warfen ihre Kleider hinein und brachten kleine Korallenſtückchen mit, welche ſie auf die Grube, in welcher alſo die Schuld des Todten begraben war, legten, mit den Worten: „ſei alle Schuld mit Dir!“ (eb. 403): dieſelbe Ceremonie, die wir oben (S. 384) bei der Reinigung des Landes angewendet fanden. Reiche brachten dann oft noch große Opfer, daß der Todte nach Rohutu noa noa käme (eb.). Früher „in der Zeit der Rohheit“, wie die Tahitier ſagen, ließ man die Todten im Hauſe der Ueberlebenden verweſen, erſt ſpäter, „in der Zeit ſeiner Bildung“ — die aber auch ſchon viele Jahrhunderte vor den Europäern begonnen hatte — baute man jene eigenen, oft ſehr zierlichen Häuſer oder beſſer Wetterdächer für ſie, wo vornehmere Leichen von einem Prieſter mehrmals am Tage Speiſe an den Mund gehalten bekamen, deren Duft die Geiſter, wie man glaubte, genoſſen (eb. 405). Die Knochen der zerfallenen Leiche dienten als Talisman (Wilkes 2, 32) und ſo namentlich der Schädel, welcher deshalb, wenn man ihn im Hauſe aufbewahrte, in feine Matten eingewickelt am Dach aufgehängt wurde, wie bisweilen auch die ſämmtlichen Ueberreſte der Leichen (Ellis 1, 406). Daher zerſtörten auch Feinde in beſonderer Wuth die Begräbnißplätze und nichts war entehrender, als wenn die Beſiegten ſehen mußten, wie die Feinde aus den Knochen ihrer Vorfahren Fiſchhaken, Bohrer u. dergl. machten (eb. 405). Doch iſt es gewiß nicht richtig, wenn Ellis und ebenſo von Samoa Wilkes glauben, man habe aus Furcht vor ſolchen Zerſtörungen die Leichen in jenen Grüften oder die Schädel im Hauſe aufbewahrt, denn das

geſchah gewiß aus religiöſen Gründen, zum Theil auch wohl aus wirklicher Verehrung der Todten. — Trotzdem nun das tägliche Leben in ſo nahem Verkehr mit den Geſtorbenen ſtand, welche gleichſam als immer weiter lebend betrachtet wurden: ſo herrſchte nichts deſtoweniger die größte Furcht vor den Leichenplätzen oder Leichen und kein Eingeborener wagte ſich im Dunkeln zu ihnen hin (Belege zahllos; z. B. Ellis 406 f.). — Klagelieder auf die Todten ſang man hier wie überall in Polyneſien; eigenthümlich aber für Tahiti war der Heva (Mörenh. 1, 548 nennt die Perſon ſo; Ellis 1, 412 die Ceremonie), ein Prieſter oder Verwandter des Abgeſchiedenen, welcher in ſeltſamer Tracht erſchien: vor dem Geſicht trug er eine Maske von Perlmutterſchale, welche ringsher von roth- und weißen Phaethonfedern umſtrahlt war; unten hing ein halbmondförmiges ſchwarzes Holz mit hochaufſteigenden Enden von ihr herab. Vor der Bruſt trug er einen Schmuck von Perlmutterſtücken, welche an den Enden aneinander befeſtigt, nach Art eines Plattenpanzers die Bruſt bedeckten, und mit den köſtlichſten Federn und Quaſten verziert waren. Von dieſem vielgliederigen Bruſtſchild aus bedeckte ſchwarz und gelb geſtreiftes Zeug den ganzen Körper des Heva, der ferner einen langen, oben breiten und hakenförmig umgebogenen Stab in der Hand trug; letzterer war oben auf's furchtbarſte mit Haifiſchzähnen beſetzt. In der andern Hand trug er eine Klapper von Muſchelſchalen. So zog er unaufhörlich klappernd, gefolgt von keulenbewaffneten, weiß und roth beſchmierten Männern und Knaben, überall umher, namentlich aber um die Hütte des Todten, deſſen Geiſt er vorſtellte und ſchlug jeden, der ihm begegnete, auf das rückſichtsloſeſte: er wollte als Geiſt jede Unbill, die ihm im Leben oder nach dem Tode widerfahren war, rächen. Sein Gefolge ſchlug ebenfalls unbarmherzig zu und man kann denken, daß dieſem Zuge jeder auf's eiligſte aus dem Wege ging. Sein Umherziehen dauerte je nachdem die Verwandten es bezahlten; je länger es dauerte, je ehrenvoller war es für den Todten. Auch dieſe Ceremonie hatte ihren beſondern Gott, welcher Tui-Heva (Herr, Beſchützer des Heva) hieß (Ellis 1, 412-4; Mörenhout 1, 548-50; Abbild. bei Cook 1. R. 2, 234; bei Ellis 1, 153). Auf den Marqueſas wurden die geſchmückten Leichen erſt auf einer Bahre in einer offenen Hütte ausgeſtellt, unter der Aufſicht zweier Weiber, welche Klagelieder ſangen und dem Todten mit weißen (Tabufarbe) Fächern

fächelten, während drei Tage lang im Wohnhause ein Fest war unter der Leitung dreier ganz absonderlich gekleideter Männer. (Melville 2, 127 f.; Bennett a 1, 328 f.). Später wird auch hier das Gebein gereinigt und aufbewahrt (Porter 2, 123). Das Ausstellen dauerte 8 Tage; dann zog man öfters dem Todten die Haut ab, die man aufbewahrte, und setzte ihn selber im Sarge bei, der aber stets in der Luft hing (Math. G*** 116; Melville 2, 84 f.); oder man trocknete die Todten, die Nachts mit Oel eingerieben wurden, in der Sonne aus (Coulter 203; Radiguet 633) und stellte sie dann, nachdem man sie höchst sorgfältig mit Tüchern umbunden in einem Sarg der wie ein Kahn gestaltet war, im Marae nach Radiguet (633), nach d'Urville (b, 3, 429; Desgraz eb. 373) am Meere auf. Nach einem und nach zehn Monaten war ein Todtenfest (Math. G*** 116), bei dem man die Knochen der Leiche reinigte und begrub, wieder ausgrub, wieder reinigte und unter vielen Festlichkeiten wieder begrub (D'Urville 6, 4, 36). Die Schädel (von Freund und Feind) hob man in den Häusern auf, wo sie von der Decke herabgingen (Melv. 2, 129; 215). Auf den Gräbern brachte man die Bilder der Verstorbenen an, sehr oft, wie sie in einem Kahne saßen und deutete das gleich selbst auf die Reise ins Jenseits (Porter 2, 111; Melville 2, 85-6). Auch richtete man auf dem Grabe (auch im Hause des Verstorbenen) ein oder zwei obeliskenartige Gestelle von Kokoslaub und bunten Bambusstäben auf, auf deren einem, das Wilson sah, oben ein Vogel in Holz geschnitzt stand; es war dreieckig und 8' hoch (Porter 2, 111; Wilson 246).

Auf Hawaii, wo das gemeine Volk ganz ohne Ceremonie, in kauernder Stellung, das Haupt zwischen dem Knie, eingehüllt in Matten und mit Seilen umschnürt am zweiten Tag nach dem Tode, Priester aber und untergeordnete Häuptlinge in Tücher geschlagen und langausgestreckt beerdigt wurden, hob man, während das Uebrige begraben oder verbrannt wurde, Beine Arme und Schädel der vornehmen und bedeutenden Männer (so auch Cooks Gebeine) auf und vertheilte es als heiliges Amulet (wie zu Tahiti) unter die nächsten Verwandten (Ellis 4, 359; Stewart 226). Anstatt jener oben erwähnten Grüfte bildeten oft auch nur unbedeckte Einfriedigungen ihre Stammes- oder Familiengräber, wie dies auch in Waihu (Forster Bem. 493) gebräuchlich war. Häufig begrub man die Todten in der Nähe des

Hauſes, im Garten, ja im Hauſe ſelbſt (Ellis 2, 360). Geopferte oder zur Strafe getödtete Menſchen begrub man im Heiau, Fiſcher warfen die Leichen ihrer Angehörigen in das Meer, nachdem ſie dieſelben in rothes Zeug gewickelt hatten; ſie hofften, Haie verſchlängen ſie und dieſe Ungeheuer wurden dann für die Ueberlebenden minder gefährlich; wer mit Pele irgend in Beziehung ſtand, warf einen Theil der Knochen des Todten in den Vulkan, damit der Abgeſchiedene unter das Gefolge Peles aufgenommen werden und ſeine Familie vor dem vulkaniſchen Feuer ſchützen möchte (Ellis 4, 361). Gebet, Opfer am Grabe kamen hier nicht vor, ja, was merkwürdig vom übrigen Polyneſien abweicht, man beſorgte die Beerdigung Nachts und meiſt in größter Heimlichkeit, weil Niemand gern einen Todten an ſeinem Hauſe vorbeitragen läßt, denn den Weg, auf welchem man den Todten wegführt, kommt ja der Geiſt zurück und die Furcht vor dieſen Geiſtern iſt hier nicht geringer als im übrigen Polyneſien (Ellis 4, 360 f. Cook 3. R. 3, 466). Auch hier bezeichnet man das Grab mit einem Steinhaufen oder einem Kreis von aufgerichteten Steinen, welche das Grab umgeben (Ellis 1, 359).

Dieſe Steinhaufen, hier und zu Samoa, welche gewiß nur in anderer Geſtalt daſſelbe ſind wie jene Holzpyramiden zu Nukuhiva und Neuſeeland, von denen ſich dann wieder nicht der ähnliche Bau trennen läßt, in welchem der hawaiiſche Prieſter wahrſagte, ſollen vielleicht das Abbild eines Marae, einer ſolchen Tempelpyramide, als wir oben beſchrieben, ſein und damit dem Todten ſein Aufenthalt im Reiche der Götter angewieſen werden. Ein bloßes Gedächtnißmal iſt es auf keinen Fall.

Auch die tonganiſchen Gebräuche haben viel Eigenthümliches. Das Leichenbegängniß des Tui-Tonga haben wir ſchon beſchrieben. Stirbt ein Vornehmer, ſo wird er erſt mit wohlriechendem Oel geſalbt und dann ziemlich raſch begraben. Eine beſtimmte Klaſſe Menſchen unter Aufſicht eines Matabule muß das Grab bereiten, welches im Innern eines Hügels von großen Steinen gebaut wird; auch oben auf dem Hügel ſteht ein kleines Haus: iſt nun die Leiche mit vielem Wehgeſchrei in dieſen Faiatuka gelegt und das Grab geſchloſſen, ſo ziehen Weiber (ſie voran) und Männer einzeln in einer langen Linie hintereinander an die Küſte, um in Körben Sand zu holen. Dabei ſingen ſie überlaut, um alle Anderen von ihrem Wege zu ſcheuchen

Niemand darf bei Todesſtrafe, ſelbſt der König nicht, weil Götter βulotu dabei zugegen ſind, dieſen Zug (fala) ſehen. Dieſer Sand überall um das Grab her verſtreut. Dann ſcheeren ſich die :agenden das Haupt und kratzen ſich zwei runde Flecken an den n blutig, welche Flecken ſie längere Zeit durch Beizen offen halten. ızig Tage lang halten ſie ſich nun in kleinen Hütten am Faia- ıuf, die Weiber, welche durch Beſorgen der Leiche tabu ſind, in lben und Nachts halten die minder vornehmen der Letzteren ab- lnd Fackeln. Am 20ſten Tag wo alle wieder ihre Trauer- a und die grünen Trauerkränze, die ſie um den Hals tragen ab, ɜewöhnliches Zeug anlegen, wird das Grab mit ſchwarzen, der b rings her mit weißen Steinen bedeckt, und Abends ein großes ɜefeiert mit Kämpfen, Wettſpielen und neuen Trauerceremonien. rſchienen die Fiſcher Finaus nach deſſen Tod mit je 3 Pfeilen acken, welche hinter dem Kopfe wieder mit einem Pfeil verbunden . Die Trauerceremonien werden oft noch nach Monaten wieder- Mariner 1, 151-3; 1, 393-416; 447; 450; Wilſon 354 f.). Man die Leichen in kahnförmigen Särgen bei; doch hatte man ver- ne Sitten des Begräbniſſes, wie denn Finau I. beim Tode Tochter willkührliche Abänderungen von gewöhnlichen Gebrauch nete. (eb. 1, 373-8).

e kahnförmigen Särge, welche wir ſo vielfach finden, beziehen atürlich auf die Ueberfahrt ins Todtenreich, bei welcher man ja Meer durchfahren mußte. Daher warfen die Mangarever Leichen gleich ins Waſſer (Beechey 170) was auch in Neuſee- öfters mit Leuten aus dem Volke geſchah (Cook 1. R. 2, ; 3, 63), zu Warekauri aber nur mit ſolchen, welche Fiſcher n waren (Travers b. Peterm. 1866, 63), und die Markeſaner ten es gleich, daß die Kähne zur Ueberfahrt ins Paradies dienen . Mikroneſiſche Sitten ſtimmen hiemit genau überein. o pflegte man ſich auch in Mikroneſien die Haare zum Zeichen rauer abzuſchneiden, wie dies gleichfalls in Tonga (Mariner 3 f.), in Tahiti (Wilſon 460), zu Hawaii (Ellis 4, 175) uch ſonſt wohl Sitte war und ſicher mit der großen Heiligkeit auptes und des Haares zuſammenhängt. Schließlich mag noch nt werden, daß auf Warekauri jeder nach ſeinem Beruf be- ı wurde, ein Fiſcher alſo ward ins Meer geſtoßen, ein Vogel-

fänger in kauernder Stellung zwiſchen zwei Bäumen begraben, d Geſicht nach der Stelle gerichtet, die er am meiſten beſucht hatte; Le ohne Beruf wurden in ein 18″ tiefes Loch offen hineingeſetzt u vor ihnen ein geſchnitzter Stab in die Erde geſteckt (Travers eb.) in welchem wir wieder das Sinnbild der Seele oder des Tiki fel Seltſamer Weiſe finden wir alſo auf dieſen kleinen Inſeln faſt polyneſiſchen Leichengebräuche vereint. Aus den Stäben kann n einen Rückſchluß auf die einzelnen Steine machen, welche biswe auf die Gräber geſetzt wurden. Auch dieſe bedeuteten wohl nur Seele oder den Schutzgeiſt. —

Wir haben im Vorhergehenden die Polyneſier betrachtet, wie noch unabhängig von europäiſchen Einflüſſen waren, vor und währ der Entdeckung ihrer Länder durch die Weißen. Seit der Zeit f die größten Veränderungen in ihrem Leben vor ſich gegangen, wie ſchon daraus abnehmen läßt, daß es keine Inſel im Ocean gibt, auf nicht mehr oder weniger zahlreich Europäer ſich angeſiedelt und Miſſionäre ihre Thätigkeit entfaltet haben. Es bleibt uns alſo n übrig, dieſe Veränderungen, alſo **Geſchichte und Miſſion Pol neſiens** kurz zu beſprechen. Doch werden wir dies nur ſo w zu thun haben, als wir dadurch das ethnologiſche Bild der Völker uns beſchäftigen, vervollſtändigen und abrunden.

Die Darſtellung der polyneſiſchen Geſchichte hat darin ihre gr Schwierigkeit, daß jede Inſel, wenigſtens jede größere Gruppe ih eigene Geſchichte hat, welche beſonders dargeſtellt zu werden verdi Der Stoff iſt alſo endlos und dazu leicht ermüdend, weil ſich wieder einzelne Hauptſachen überall wiederholen. Zugleich aber betreten n einen Tummelplatz der mannigfaltigſten Parteigegenſätze und Leidenſch ten, denn es kreuzen ſich hier Eingeborene und Europäer, Chriſten u Heiden, Katholiken und Proteſtanten, Franzoſen, Amerikaner und En länder und unter den letzteren wieder Regierungs- und Volkspart Da iſt es ſchwer den Pfad zu finden; noch ſchwerer aber ihn n beirrt durch irgend eine Parteimeinung zu gehen, und Irrthümer ſi bei aller Vorſicht ſchwer vermeidlich.

Als erſte Entdecker der meiſten Inſelgruppen nimmt man d Spanier vielfach an, wie ja die ſüdlichen Marqueſasinſeln 15 durch Mendana entdeckt ſind (die nördlichen erſt 1791 durch Me chand), wie Torres und ſein Steuermann Quiros 1606

nordweſtlichen Inſeln Polyneſiens auffand (Bd. 5, 2, 176) und in die Gegend von Tahiti kam, wie die Spanier auch ſonſt vielfach den ſtillen Ocean durchfuhren (Magelhaens 1521; Saavedra 1526; Bacarra, Grigalva 1533, Gaetan, della Torre 1542, Mendoce, Meudana 1567 u. ſ. w.). Daß ſie von den Marianen aus auch in Mikroneſien (wir erinnern an Cantova und die Alterthümer zu Ponapi 5, 2 73 f.) nach 1660 viel verkehrten, iſt bekannt; und ſo iſt denn auch ſicher anzunehmen, daß ſie noch mehr Reiſen, als von denen wir wiſſen, ausgeführt, daß ſie verſchiedene Inſeln beſucht, daß ſie, wie Alex. v. Humboldt annimmt, auch Hawaii gekannt haben, wie auch dieſe Inſeln auf alten ſpaniſchen Karten verzeichnet ſind (Marchand 2, 118; Anſon bei Jarves 88). Eine Menge hawaiiſche Sagen erzählen von weißen Männern, welche vor langen Zeiten nach Hawaii gekommen ſein und friedlich mit den Eingebornen verkehrt haben ſollen — nach Jarves, der wohl ſo richtig rechnet, wie ſich überhaupt hier rechnen läßt, im 16. und 17. Jahrhundert. Die Ueberlieferungen wiſſen z. B. von einem Prieſter zu berichten, der zu Schiffe aus der Ferne kam mit einem großen und einem kleinen Götzenbild, welche unter die hawaiiſchen Götter aufgenommen wurden (Jarves 88 f., Ellis 4, 392; 437). Hierbei iſt gewiß nicht an jenes Mythologem vom Wolkenſchiff zu denken. Aehnliche Sagen gab es in Mikroneſien (Bd. 5, 2, 74) und Dieffenbach (2, 46) nimmt auch Beſuche der Spanier in Neuſeeland an. Verſchiedene Ueberreſte von Schiffen u. ſ. w., welche auf europäiſche Beſuche des 16., 17. Jahrhunderts ſchließen laſſen, werden gleichfalls öfters erwähnt (Jarves 93; Kotzebue n. R. 2, 90 f. und ſonſt) und die haben nichts auffallendes, da ſpaniſche, holländiſche, engliſche Reiſende vielfach um dieſe Zeit den Ocean durchkreuzten, da namentlich die Flibuſtier in ihm manchen Schlupfwinkel hatten. Ob jene Weißen zu Hawaii nun Spanier waren oder ſonſt Europäer oder aber Japaneſen, deren Schiffe häufig dorthin verſchlagen werden, läßt ſich aus jenen Erzählungen nicht beſtimmen. Für uns hat in dieſer an und für ſich ſehr intereſſanten Unterſuchung auch nur die eine Frage Wichtigkeit, haben die Spanier oder wer es war wirklich großen Einfluß auf die Polyneſier gewonnen? Das ſcheinen nun manche Gelehrte anzunehmen, indem Dieffenbach (2, 46-8) Jarves (95), Buſchmann (aperc. 157, s. v. puaka) verſchiedene polyne-

z. B. die Tänzer sehr verschiedene und unstreitig geschmack
züge trugen, so hat jene Behauptung keine beweisende Kraft
tiger wäre die sprachliche Uebereinstimmung oder Entlehnu
diese setzte wie einen friedlichen so einen dauernden Einfluß
oder eine Einführung der betreffenden Dinge und Begriffe
Spanier. So finden wir es in Mikronesien, wo das Wort
(Eap und Wolea gato Chamisso 66, Palau cattow Ke
sicher von den Spaniern der Marianen stammt. Allein di
welche in Polynesien spanisch sein sollen sind bedenklicher. S
Schwein, welches Wort sich auf allen polynesischen Insel
auch auf denen des nordwestlichen Stammes, auch auf Neuseel
es doch keine Schweine gab. Das Schwein aber und de
(dessen neus. Namen Dieffenbach auch aus dem spanischen
waren gerade die einheimischen Thiere der Polynesier, welche
vor der Ankunft der Spanier hatten (Jarves 91-2) und es
denkbar, daß zu Namen für diese Thiere Fremdwörter, die ih
erst später bekannt wurden, gewählt seien, noch undenkbarer a
dieses Fremdwort sich über alle Inseln verbreitet habe. Zu
sich auch puaka sehr wohl aus dem Malaiopolynesischen a
während umgekehrt aus der spanischen Form puerco sich nach
sischer Art, die die Consonanten nicht ohne weiteres aufgibt,
nur Vokale einschiebt, ein pualaka, pulaka, puraka oder d
bildet hätte.**) Uebrigens gibt es auch sonst noch Worte, we

ſpaniſchen oder holländiſchen gleichklingen; aber was beweiſt das? dem Sprachforſcher nichts. Wären aber ſpaniſche Worte herübergenommen, ſo müßten wir ſie einmal zahlreicher, dann aber für ſolche Begriffe herübergenommen finden, welche die Spanier erſt kennen lehrten, wie jenes mikron. gato. Solche Worte finden ſich aber nicht. Der Einfluß der Spanier als erſter Entdecker dieſer Inſeln iſt alſo ethnologiſch ganz ohne Bedeutung; wie wir ja auch bei der Betrachtung des polyneſiſchen Lebens daſſelbe ſo in ſich abgeſchloſſen, gleich- und eigenartig fanden, daß an einen fremden wirklichen Einfluß nicht zu denken iſt.

Die erſten Bewohner Tahitis lebten zu Raiatea, und ſo kam es, daß dieſe Inſel immer eine beſondere Bedeutung behielt (Mörenh. 2, 390 f.). Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts etwa herrſchte ſie über mehrere andere, über Tahaa, Borabora, Huahine; aber ein ausbrechender Krieg beraubte ſie dieſer Macht und ſetzte Bolabola, das früher den Tahitiern als Verbannungsort diente, deſſen Bewohner aber als die allertapferſten galten, in Beſitz der Oberherrſchaft (Tyerm. u. Bennet 1, 519; vergl. Cook 3. R. 2, 308; Parkinſon 73). Derartige Kämpfe und in Folge davon Schwankungen in den Machtverhältniſſen der Inſeln, ſind gewiß mehrfach vorgekommen. So auch auf Tahiti ſelbſt, wo zur Zeit der Entdeckung durch Wallis (1767, 1768 Bougainville, 1769 Cook) drei Staaten waren; den mächtigſten derſelben beherrſchte Oberea und ihr Gemahl Amo damals, beide aus einem alten Geſchlecht ſtammend, das gewiß ſchon ſeit langen Jahren das Königthum in Frieden beſſen hatte (Mörenh. 1, 287 f.): 1768 aber wurde ſie verdrängt und ihr Neffe Otu, der ſich ſpäter Pomare nannte, ward König (Wallis 162). Otu gewann durch die Unterſtützung der Meuterer von Blighs Schiff, der Bounty, neue Macht (1789), ſo daß er ſogar ſeine Herrſchaft über die anderen Inſeln des Archipels ausdehnen konnte (Vankouver 1, 104 ff. Meinicke 130 ff.) wie er durch ihre Hülfe auch einen Aufſtand Tahitis ſelber niederſchlug (Mörenh. 2, 420). Taiarabu war damals noch ein beſonderes Königthum, das Otu ſeinem Sohne gab; da er aber 1803 ſtarb, iſt es nicht mehr von Tahiti getrennt worden. Als nun 1797 die erſten proteſtantiſchen Miſſionäre, 18 Männer unter Wilſons Leitung, ankamen, ſo empfing ſie der König ſehr freundlich, zunächſt nur aus politiſchen Gründen, wie er denn ihrer ſich politiſch ſehr geſchickt bediente. Schon vor ihnen

war 1774 von Kallao aus und abgeſchickt vom Vicekönig von Pe der ſpaniſche Capitain Bonechea nach Tahiti gekommen, welches 1772 zuerſt in Augenſchein genommen hatte, um die Inſel in Beſ zu nehmen; jedoch wurde dies durch ſeinen Tod (1775) vereitelt. C hatte auch katholiſche Miſſionäre mitgebracht: allein dieſe hatten ga keinen Erfolg und kehrten nach beſtändiger Todesgefahr Ende 1775 nach Kallao zurück (Bratring 45). Gegen die neu angekommenen Proteſtanten nun ſowie gegen ſeinen eigenen Vater erhob der Soh des Königs, Otu, gereizt von einem raiateaniſchen Prieſter einen Aufſtand, der dadurch Anklang fand, daß man in den Miſſionären ſehr gegen die Erwartung keine kriegeriſchen Bundesgenoſſen und Partei gänger fand (Mörenh. 2, 429). Allein obwohl er gute Erfolge hatte, ſo gelang es doch dem alten König, durch Otus Mutter Idia — ſie war eine bedeutende Frau und von großem Einfluß auf die damaligen Geſchicke Tahitis — den Sohn zu gewinnen, der dann den Prieſter tödten ließ, (Ellis 2, 30 f.). Eilf Miſſionäre, — denn die Miſſionäre behandelte man in Folge von Streitigkeiten, welche durch entlaufene Matroſen des Schiffes Nautilus entſtanden, ſehr ſchlecht — eilf Miſſionäre verließen in dieſen Bedrängniſſen die Inſel, die bald neue und heftige Stürme erleben ſollte. Denn 1802 erhuben der König und ſein Sohn Anſprüche auf das heilige Orobild des Maraes zu Atahuru, um deſſen Beſitz nun ein fürchterlicher Krieg entſtand, der Tahiti verwüſtete und Pomare II, den jungen König, da der alte 1803 ſtarb, in größte Noth verſetzte, obwohl die Miſſionäre und die Engländer, wie die letzteren kamen und gingen, auf ſeiner Seite ſtanden. Er konnte nicht in Tahiti bleiben, ſondern zog ſich mit dem Orobild nach Eimeo zurück. Aber 1806 kehrte er zurück, da ſich mittlerweile die Miſſionäre verſtärkt hatten und wohl im Vertrauen auf ſie überfiel er plötzlich ſeine nichts ahndenden Feinde (Juni 1807) und richtete ein ſo furchtbares Blutbad unter ihnen an, daß nun die ganze Inſel ſich aufs wüthendſte gegen Pomare und die Miſſionäre erhob und dieſe nach Huahine und Eimeo verjagte (1808); Verſuche, ſich wieder herzuſtellen, brachten Pomare, bei dem jetzt nur noch ein Miſſionär, Nott, aushielt, nur neuen Schaden. In dieſen Jahren nahm er die Religion der Miſſionäre endlich an, 1812 empfing er die Taufe — natürlich nur aus Politik und ſo war Monarchie und Chriſtenthum, Ariſtokratie und Heidenthum (Meinicke 138

t. Die nächſten Jahre vergiengen unter wechſelnden Zuſtänden:
e, 1813 zurückgerufen, mußte 1814 wieder fliehen, bis er
der zurückgekehrt 1815 in der Schlacht bei Narii — Sonn-
12. November (Ellis 2, 146) — ſeine Feinde, die ihn an-
öllig beſiegte. Er verfolgte und tödtete die Beſiegten nicht,
ilde von beſtem Erfolg war, denn nun wurde das Chriſten-
rall eingeführt, die Tempel, die Bilder zerſtört (z. B. Ellis
.) und die Areoigeſellſchaft aufgehoben (Ellis 2, 169). Nach
hlacht wurden auch die übrigen Inſeln des Archipels chriſtlich.
l, welcher dem König feindlich war, hatte ſeine Macht ver-
e erledigten Güter gab Pomare ſeinen Anhängern und grün-
dadurch ſo feſt, daß er vollkommen abſolut auch den Miſſio-
genüber daſtand. Dieſe erhielten Verſtärkung 1817; 1819
on Pomare ein neues Geſetzbuch der Verſammlung der Häupt-
gelegt und von dieſer gebilligt breitete es ſich bald auch über
en Inſeln aus. Pomare II. ſtarb 1821; ihm folgte ſein
ger Sohn Pomare III., da dieſer aber ſchon 1827 ſtarb, ſo
Letzteren Schweſter Aimata unter dem Namen Pomare IV.
Thron.

Vergleich mit allen anderen heidniſchen Ländern hat die Miſſion
üdſee einen überraſchend ſchnellen und günſtigen Fortgang ge-
vgl. z. B. Ausland 1855, 108 nach d. Hobarttown courier).
meſter hiengen nur wenig noch an ihrem alten Glauben und
lber ſchon z. B. die Anſicht hatten, daß der Kannibalismus,
chenopfer eine Unſitte ſeien, ſo ließen ſie ſich auch leicht von
dlichkeit des Kindermords, der Areois u. dergl. und von der
t ihrer Götter überzeugen. Man war vom Heidenthum un-
und ſehnte ſich wenn auch unklar nach Beſſerem. Dieſem
z kam die Miſſion entgegen, die man deshalb freudig auf-
ilſon 281). Für die Miſſionäre aber war es ſchlimm, daß
ganz und gar in die politiſchen Wirren hineingezogen wurden,
mare ſie hauptſächlich, um ſie politiſch zu benützen, aufnahm. Daß
Zuſtänden, die wir geſchildert haben, eine große Wirkſam-
ſie gar nicht möglich war, das liegt auf der Hand. Po-
obwohl er auch an ſeine Religion nicht mehr glaubte (Turn-
), trat nicht zum Chriſtenthum über, ſeine Habſucht und Gier
äiſchen Beſitzthümen war grenzenlos (Turnb. 202); doch iſt

an ihm zu rühmen, daß er mit großer Energie den
derte, daß er eifrig Leſen und Schreiben lernte und
daß er ſich und ſein Volk mit vielem Aeußerlichen der
Kultur bekannt machte. Indeß hiengen die Eingebornen
feſt, daß ſich Viele zu wiederholten Malen den für d
feſtgeſetzten Strafen willig unterwarfen (Tyermann u
1, 520), daß ſich heidniſche Lieder und Tänze namentlic
(Bennet a 1, 140) vielfach erhielten, daß man
Anſchauungen auf chriſtliche Dinge übertrug und die Bi
den alten Familiengott gebrauchte (Beechey 224). Inde
nach Pomare II. Bekehrung und ſeinem kühnen und ſc
zehren einer heiligen Schildkröte (Ellis 2, 93) die Zahl
ſo raſch zu, daß 1816 ſchon der ganze Archipel bekehrt
Wenn Mörenhout (2, 459) den Krieg der heidniſch
chriſtlichen Tahitier, der 1815 geführt wurde, einen wah
krieg nennt, ſo iſt dies eine ſtarke Ungenauigkeit. Jene
hauptſächlich eine Reaktion des unterworfenen Adels gegi
pator und nur inſofern religiös gefärbt, als jener eben d
bindung mit den Miſſionären und den Europäern die A
an ſich geriſſen hatte. 1817 nun ſtellte die Miſſion die
preſſe auf und das Evangelium Lucae erſchien in tahitiſcher
1819 wurde das Geſetzbuch unter ihrer Beihilfe eingefi
18 Artikeln alle Vergehungen, die ſo ſehr im Volke verb
wie Unzucht, Diebſtahl, Trunkenheit u. ſ. w. ſtrafte; ſo wi
Art von Geſchworenengericht aus der Verſammlung de
gebildet wurde, welches nach den Geſetzen zu richten hatte;
dieſe Geſetzſammlung überarbeitet und nun, während vorh
durchaus unbeſchränkt und der früher ſo mächtige Adel g
war, was zu vielem Groll und Streit Anlaß gab, war
Einfluß der Miſſionäre eine Art Repräſentativverfaſſun
gebender Verſammlung eingeführt (Ellis, 3, 177 f.).
man mit in Anſchlag bringen, daß der Hausbau ſic
Einfluß der Miſſionare beſſerte, daß die Frauen beſſer ge
welche nun die alte Sittenloſigkeit verabſcheuen und ſich
ziehen lernten (Turnbull 254; 265. Duperrey bei
72 und die übr. Zeugniſſe daſ. Ellis 2, 123 f.); da
haupt die Laſter, denen man ergeben war, als Laſter er

dann, die Kriege wurden milder und menſchlicher, wie ja gerade nach der Schlacht bei Narii, welche den Sieg des Chriſtenthums brachte, die Feinde durchaus nicht mehr verfolgt wurden. Der Trunk, der ſeit 1803, da man um dieſe Zeit aus der Ti-wurzel eine Art Branntwein zu brennen lernte (Mörenh. 2, 443; Ellis 1, 130), auch im Volke auf die ſchreckenerregendſte Weiſe um ſich gegriffen hatte und die ſcheußlichſten Scenen veranlaßte (eb.), während der Avatrank doch auf die Vornehmen beſchränkt war: der Trunk ward gleichfalls von der Miſſion und mit ſolchem Erfolg beſchränkt, daß Pomare, obwohl ein leidenſchaftlicher Trinker, Beſtimmungen gegen denſelben in ſeine Geſetze aufnahm und ſelber nur ein beſtimmtes Maaß von Spirituoſen beſitzen durfte, ja daß im Jahre 1838 die Einfuhr derſelben durch ein beſtimmtes Geſetz ganz verboten wurde (Ellis 1, 107; Tyermann und Bennet 1, 80; Lutteroth 98 Anm.; 172). Darwin, doch gewiß ein unparteiiſcher Richter, lobt die Miſſionäre ſehr. Die Tahitier, ſagt er (i. J. 1835), eſſen und ſchlafen nicht, ohne zu beten, der Mäßigkeitsverein, welcher von den Miſſionären auf durchaus gerechte Art gegründet iſt, wird ſtreng gehalten (2, 154), die Sittlichkeit iſt viel beſſer als ſonſt, der Sonntag wird heilig gehalten, die Kirche iſt voll, wenn man auch nicht gerade übermäßig andächtig iſt; in politiſchen Verſammlungen und Verhandlungen benehmen ſich die Häuptlinge ebenſo klug, taktvoll und mäßig, wie entſchloſſen und einſichtig. Der Sinn der Tahitier iſt heiter, nicht wie Kotzebue (in der verrufenen „neuen Reiſe", 1, 91, welche über die Miſſion nichts als die ſchamloſeſten Lügen enthält, Lutteroth 81 f.) finſter und trübe, kurz der Einfluß der Miſſionäre iſt ein höchſt ſegensreicher (Darw. 2, 187-9).

Aber es zeigte ſich für die Entwickelung des neuen Lebens auch gar manche Gefahr. Stand es doch in einem Gegenſatz zu allem Alten, wie er ſich ſtärker und für die Menſchennatur ſchwerer gar nicht denken läßt. Die alten Laſter konnten nicht mit einem Male ausgerottet werden. Rückfälle waren unvermeidlich. Daß ſie aber ſo ganz beſonders ſchwer eintraten, daran waren die entlaufenen Matroſen oder gar die entkommenen Sträflinge Schuld, welche ſich vielfach auf Tahiti niederließen und nun ſofort in Worten und Werken in den heftigſten Gegenſatz gegen die Miſſionäre traten. Zwar erließ das Parlament (wie man die Verſammlung der Häuptlinge ja wohl nennen mag) ein Geſetz, welches den Aufenthalt Fremder von der ausdrück-

lichen Erlaubniß der tahitiſchen Regierung abhängig machte, allein ohne damit durchzudringen (Lutter. 70; Meinicke 150). Und wäre man damit auch durchgedrungen, die dienenden Matroſen, namentlich die Waler ſtanden jenen Ausreißern an Unſittlichkeit kaum nach und ihr Einfluß war in den Häfen ein vorherrſchender (Lutter. 71.). Dazu kam, daß für die neuen Staatseinrichtungen die Eingeborenen noch nicht reif waren, daß Aimata ſelber, auch nach ihrer Erhebung auf den Thron in hohem Grade ausſchweifend lebte (Mein. 151): und aus eben dieſen Umſtänden erklärt ſich zur Genüge, daß gerade zur Zeit ihres Regierungsantrittes das Chriſtenthum und mit ihm die Sittlichkeit zurückgieng. Damals entſtand die Sekte der Mamaias von Teau, einem Tahitier, geſtiftet, der von Chriſtus begeiſtert zu ſein glaubte, Wunder verrichtete und trotzdem daß ſeine Geſinnungsgenoſſen aufs heftigſte verfolgt wurden, großen Anhang fand: um 1830 breitete ſich die Sekte auch nach Raiatea und Waupiti und 1833 über Borabora und Tahaa aus (Mörenh. 1, 502—3). Die Mamaia wollten Chriſten ſein, ſie laſen in der Bibel, ſangen die Hymnen und ihr Grundſatz war: Gott lieben und loben. Sie wurden außer Chriſtus noch durch die Bibel ſelbſt, dann durch den Apoſtel Paulus, eine Frau durch die Jungfrau Maria begeiſtert. Weiberwechſel, alſo eigentlich Vielweiberei geſtatteten ſie nach dem Beiſpiel Salomos, wie ſie ſich denn auch ihr Paradies, in das ein Jeder nach dem Tode kommt, ächt orientaliſch dachten, voll ſchöner Weiber, mit denen die Seligen unter ewigen Feſten glückſelig leben (Mörenh. 1, 504—8). Dieſe Sekte mit ihrer höchſt ſeltſamen Miſchung zwiſchen Heidenthum (dem die Begeiſterungen und das Paradies angehören) und Chriſtenthum iſt höchſt merkwürdig; ſehr charakteriſtiſch iſt auch die Zeit, in der ſie entſtand, denn die Zerrüttung derſelben ſpiegelt ſich in ihr genau wieder. Uebrigens erwähnt Mörenhout (512) auch eine heidniſche Sekte, welche um 1800 auf Borabora, Tahaa, Raiatea und Huahine herrſchte und das Grundprincip des polyneſiſchen Heidenthums, den Unterſchied der Stände läugnete: wieder ein Zeichen, daß das Heidenthum ſich überlebt hatte, daß man ſich nach Beſſerem ſehnte. Damit hängt auch zuſammen, daß gerade die Niederen es waren, welche hier, wie dereinſt im römiſchen Weltreich, zunächſt das Chriſtenthum annahmen.

So ſtanden die Dinge, als 1829 Mörenhout auf die Inſel kam, anfangs den Miſſionären befreundet, dann aber durch ſeine Han-

Unternehmungen, die keineswegs im Intereſſe der Tahitier waren, ſie eine Menge Geſindels nach der Inſel lockten, ſowie durch eigene htfertigkeit geſpannt mit denſelben (Lutteroth 95). Die folgen- Jahre brachten den Mäſſigkeitsverein, ein neues Ausweiſungsgeſetz die Fremden, das Verbot des Branntweinimportes. Das Jahr r, wo Mörenhout die Inſel verließ, um über Amerika (wo er das ſulat der Vereinigten Staaten für Tahiti erlangte) nach Amerika gehen, das Jahr 1834 wurde für Tahiti wichtig; es brachte die n katholiſchen Miſſionäre. Leo XII. hatte 1833 durch eine be- ere Bulle dem Picpushauſe zu Paris übertragen, ganz Ozeanien zu hren. Daß dies ſchon bekehrt war, durch die ketzeriſche Lehre, ſollte Miſſionäre, ſo hieß es, zu ganz beſonderem Eifer anreizen. So en denn 1834 katholiſche Miſſionäre nach Mangareva ge- men. Das erſte, was ſie daſelbſt thaten, war, daß ſie „das Zeichen heiligen Kreuzes über den Tempel machten, um durch dies heilige hen die Macht der böſen Geiſter zu zerſtören.“ Dann gräbt einer ihnen „mit beſonderer Kühnheit“ ein Kreuz in die Pfoſten des pels, in welche er auch das Bild der heiligen Jungfrau verſteckt. der Inſel Akena (ſie gehört zu derſelben Gruppe), die ſie zunächſt ichen und die „nur wenige Bewohner hat“, taufen ſie ein todt- kes Kind und als dies Mädchen, natürlich Maria genannt, nun age darauf ſtirbt, da bitten ſie es, ſich zur Beſchützerin ſeines es zu machen und ihm Glauben und alle Gnaden zu ſchenken tteroth 103—106 nach Annal. de la propagation de la foi 16; 171; 21; 29.) Natürlich mußte dies Chriſtenthum die en der Heiden gewinnen: ſtanden doch bei ihnen Kindergeiſter in derem Anſehen, waren doch gerade ſie ſo mächtige Schutzgeiſter! Akamaru taufen die Sendboten des Katholizismus heimlich, indem en eingeborenen Kindern, die voll Ungeziefer ſind, die Haare ab- iden und die Köpfe waſchen! Dann lehren ſie das Geheimniß Dreieinigkeit an einem Kleeblatte, wie der heilige Patrik (ann. 48, Lutter. 107), das Zeichen des Kreuzes kann ſchon jeder: von Sprache aber verſtanden die Miſſionäre noch nichts! (eb. 48, Lutter. 107—8). Als nun der Biſchof Rochouſe ankam (1835), erehrte man zwar die Prieſter als heidniſche Götter, denn man die Lieder, mit denen dieſe geprieſen wurden und brachte Opfer- n, allein nichtsdeſtoweniger und trotzdem die Miſſionäre die Sprache

noch nicht kannten, taufte und firmte man einen beträchtlichen Theil der Neubekehrten, von denen dann eine Mutter durch das Taufwaſſer tabu zu ſein glaubte und Zweifel trug, ob ſie ihr Kind noch auf dem Rücken tragen dürfte, wie der katholiſche Miſſionär Laval ſelbſt als einen komiſchen Zwiſchenfall berichtet (Lutter. 109—113). Von hier aus giengen Laval und Caret nach Tahiti. Dort aber beſtand jenes Geſetz, daß über den Aufenthalt der Fremden auf der Inſel die Königin und das Parlament zu entſcheiden hätten. Beide Regierungsgewalten nun verboten ihnen, durchaus rechtmäßig, den Aufenthalt auf der Inſel, welchen ſie durch ganz unwürdige Schleichwege ſich zu ermöglichen verſucht hatten (Ellis a 1, 403 f.); die Katholiken aber weigerten dem Landesgeſetz Folge zu leiſten und mußten deshalb ſchließlich, damit die Würde des Geſetzes nicht ganz lächerlich gemacht werde, in das Schiff, das ſie fortbringen ſollte, getragen werden (Lutteroth 119—124). Alles dies belegt Lutteroth aufs ſchlagendſte mit Carets eigenem Bericht in den Annalen (56, 216 ff.), dem zum Trotze man ſpäter franzöſiſcher Seits die Dinge ganz anders hat darſtellen wollen. Die Häuptlinge hatten dieſe Ausweiſung ausgeſprochen; die proteſtantiſchen Miſſionäre ſind nicht dabei betheiligt geweſen. Caret, auch 1837 am Landen verhindert, gieng nach Frankreich. Damals aber kam d'Urville nach Mangareva, wo ihn Rochouſe durch einen durchaus lügenhaften Bericht von Grauſamkeiten und Torturen der tahitiſchen Miſſionäre, von Plünderung der Katholiken, deren Schaden ſich auf 10,000 Franks belaufe, zur Rache anreizte (Dum. d'Urv. b 3, 206 f.); d'Urville verſprach, ſich der Miſſionäre anzunehmen, gieng aber erſt nach Nukuhiva, um dort nach den Miſſionären zu ſehen, welche Frankreich dorthingeſchickt hatte (Lutter. 127 f.; 136).

Auf den einzelnen Inſeln des Markeſasarchipel, vornehmlich aber auf Nukuhiva war Streit der einzelnen Stämme untereinander, die ſich ſeit Menſchengedenken mit wechſelndem Erfolg bekriegten, aber tapfer genug waren. Namentlich gefürchtet waren die Taipi, gegen welche die Teii, die Bewohner eines anderen Thales ſchon 1804 heftig gekämpft hatten (Kruſenſt. 1, 187—8). Auch das Uebergewicht, welches durch Porters Einfluß 1814 dieſe letzteren erhielten, war vorübergehend. Einen feſten politiſchen Mittelpunkt gab es weder hier noch auf irgend einer anderen Inſel, denn die Macht des Königthums war hier ziemlich gering. Nach Tahuata war nun 1797 durch Wil-

den Duff der Miſſionär Crook gekommen (Wilſon 254 f.; 1, 51), der aber ganz erfolglos ſchon nach 12 Monaten die ver verlaſſen mußte und nach Nukuhiva gieng, von wo er gleich- lglos 1799 nach England zurückkehrte (Ellis a 1, 68); ien unter desſelben Crooks Führung erſt 1825 wieder Miſ- n, Eingeborene von Huahine und von Tahiti, allein auch nnen keinen Einfluß und ebenſo waren die Verſuche, das Chriſten- einzuführen, 1828 ganz vergeblich und 1829 wenigſtens ſehr t, obwohl zwei eingeborene polyneſiſche Miſſionäre ſich ent- ia zu bleiben (Ellis 3, 319—20; vergl. Bennet a 1, 323). s nun, der ganz im katholiſchen Intereſſe ſchreibt, behauptet ß die proteſtantiſchen Miſſionäre — von denen nur Pritchard und 1829 die Markeſas beſuchten, jedoch ohne Nukuhiva zu berühren — jen Fürſten von Nukuhiva nach Tahiti „entführt" hätten, um ihn zu und dann durch ihn dem Chriſtenthum daſelbſt Eingang zu ı. Er berichtet dies nach den Annalen (de la propag. de 341, 3, 59) und betont beſonders, daß Meinicke hiervon wiſſen „ſcheine." Allerdings erwähnt Meinicke hiervon nichts, ganze Geſchichte iſt falſch. Moana, ſo hieß der Prinz, wurde ubt, ſondern von ſeinen heidniſchen Landsleuten, als er Chriſt ge- ar, vertrieben. Er gieng dann nach Rarotonga und von da nach von wo er ſpäter eben ſo unkultivirt, als er gegangen, wieder kam. t Radiguet (460 f.), auch ein katholiſcher Schriftſteller. Er kam n einem proteſt. Miſſionär aus dem tiefſten Elend gerettet. Petit Thouars hatte alſo Befehl, katholiſche Miſſionäre nach zu bringen und dorthin ſegelte, zu ihrem Schutz, D'Urville. Petit Thouars hatte die Miſſionäre nicht nach Nukuhiva, ıach Tahuata gebracht, wo ja auch ſchon proteſtantiſche Miſ- ein Engländer und zwei eingeborene Polyneſier, arbeiteten 136; Ellis a 1, 272). D'Urville konnte alſo zu Nu- icht die Miſſion ſchützen, ſtatt deſſen aber erlaubte er, der der katholiſchen Kirche, „aus gewiſſen Privatgründen" jene en Orgien, welche Roquemaurel eine „plötzliche Beiſeiteſetzung giöſen und geſelligen Zwanges", eine „Miſchung von Männern uen im vollkommenen Naturzuſtande" eine „wahrhafte Sa- nennt, bei welcher die Franzoſen auch kleine Mädchen als rinnen zuließen (D'Urville b 45 f.; Jacquinot eb. 265;

ſeine Erfolge eben ſo gering, als die ſeiner Vorgänger; doch
1842 Du Petit Thouars zuerſt Tahuata, dann auch Nukuhiva i
nahm, indem der ehrgeizige Moana ſich in ſeinen Schutz gab un
Markeſas franzöſiſch wurden: da nahm nun auch nach fran
katholiſchen Berichten die katholiſche Miſſion den beſten F
(Mathias Gracia 13; Reybaud 430), nach Belcher dageg
362) hatte ſie nur äußerlichen Erfolg. 1848 erſchien ſie Wiſ
ganz vergeblich; 1853 herrſchten dort Kannibalismus, Grau
Ausſchweifungen wie ſonſt (Quarterl. Rev. 1853 Dezemb.) u
in Aeußerlichkeiten zeigte ſich europäiſcher Einfluß (Bennet a 1
1854 waren die Streitigkeiten zwiſchen Katholiken und Proteſta
welche alſo doch nicht ſo ohne weiteres das Feld räumten —
im Gange (Baſler Miſſ. Mag. 1854, II, 59) und auch 185
die Eingeborenen nach Radiguet (643) keineswegs arbeitſam
beſſer geworden, ſie ſchreiten vielmehr ſeit der Okkupation
denke an die Scenen auf D'Urvilles Schiffen und ferner w
kuhiva franzöſiſcher Deportationsort, wenn auch nicht auf lange
eher zurück als vorwärts, obwohl nach ebendemſelben Radigu
640) die katholiſche Miſſion gute Fortſchritte macht und viel ve
Trotzdem aber haben die Franzoſen ihre Station auf Nukuhiva
bis auf einen kleinen Militärpoſten aufgegeben, gegen den Wil
Eingeborenen (Radiguet 638; Novara 3, 216), ſie hat a
nicht die Zukunft gehabt, welche man (Michelis 390) hofft

von den Pocken angeſteckt kamen ſie zurück und dieſe richteten nun grauenvolle Verheerung an (Ausl. 1868 nach einem ans Athenäum Valparaiſo geſchriebenen Briefe).

Zu Tahiti war noch vor D'Urville mittlerweile Du Petit ıars angekommen, welcher falſch berichtet von Mörenhout im Na- der franzöſiſchen Regierung Genugthuung für die Behandlung der ȯſiſchen Miſſionäre forderte, beſtehend in einem Entſchuldigungs- der Königin und 2000 Piaſter, unter Androhung des Krieges. Königin mußte ſich fügen und nach anderen Vergewaltigungen ıares, an denen nun auch D'Urville Theil nahm, verließen die ȯſiſchen Schiffe die Inſel (Lutter. 156 f.) Allein 1839 kam ßlace und während der ärgſten Ausſchweifungen ſeiner Leute (Mi- s 387), „bei denen die Eingeborenen Schutz zu ſuchen ſchienen ı die finſteren Miſſionäre“ (Reybaud), ſetzte er gewaltſam durch, eine katholiſche Kirche gebaut werden ſollte; denn die Freiheit des liſchen Gottesdienſtes war ſchon an Thouars zugeſtanden (Lutter. ; annales 68, 86). Nach alle dieſem kann es denn nicht wundern, am 1. September 1842 Thouars, gerufen von Mörenhout, aber- vor Tahiti erſchien und unter ganz nichtigen Vorwänden 10,000 er als Entſchädigung (Lutteroth 190; Bruns eb.) wieder Androhung des Krieges forderte. Schon früher hatte Pomare ngliſchen Schutz, um ein Bündniß und um Erlaubniß, die eng- Flagge führen zu dürfen, nachgeſucht, war aber vom engliſchen ul Canning 1827 abſchlägig beſchieden, weil man das europäiſche rrecht nicht verletzen wollte (Ellis a 1, 409). Allein jede Un- tzung hatte er verſprochen und ſo hatte denn auch auf ſeine De- trationen Thouars 1838 erklärt, Tahiti nicht für Frankreich nehmen ollen. 1842 aber, da der engliſche Konſul abweſend war, that er och! So erzählt das brief statement 28—31 dieſe Dinge. Doch ı wir, wie dies Wegnehmen ſich vollzog. Vier Häuptlinge, da- er Mörenhouts getreueſter Freund, welche ſchon 1841 auf Mö- outs Anſtiften um Frankreichs Schutz gebeten hatten (Lutteroth), giengen an Bord und verlangten, allerdings arg gedrängt von ı Franzoſen und unter ſchweren Bedenklichkeiten, den Schutz Frank- hs, wenn man Titel, Anſehen und Geſetzverkündigung der Königin d den Häuptlingen, ſowie Achtung des Eigenthums auch der eng- ſen Miſſionäre und völlige Religionsfreiheit gewähren wolle (Ellis

Schiffes hervorgeht (Times 4. März 1843; Ellis a 1,
offizielle Rechtfertigung aber, daß man ſolche Zügelloſigkei
ſiſchen Seefahrern nie vorgeworfen habe, iſt nichtsſagend,
Seefahrer haben ſie immer rühmend von ſich ſelbſt erzählt (
ville 157; Marchand 1, 44 f.; D'Urville b 4, 5 f.)
wurde Tahiti katholiſch und franzöſiſch. Natürlich ſuchte ma
abzuſchütteln und 1843 erklärte eine Volksverſammlung,
unabhängig oder lieber engliſch als franzöſiſch ſein. Ermuth
die Eingeborenen dadurch, daß ſich der engliſche Commod
der mißhandelten Königin und ihrer Unterthanen lebha
(Ellis a 1, 416 f.). Allein von England aus rief m
und nun ſetzte Thouars — wir erzählen nach Michelis S.
die Königin unter ganz nichtigen Vorwänden ab und nahm
den Miſſionär, der an der Spitze der übrigen ſtand und
Haß der Gegner am meiſten*) ausgeſetzt war, gefangen, den
walt nach Europa brachte. Thouars alſo und die mit ih
deten hielten jetzt das für Recht, was ſie, als es viel milde
ausgeführt wurde, ſo ſchwer rächten. Die Entrüſtung i
zwang dann Frankreich allerdings, die Königin wieder
Thouars abzurufen und die weſtlichen Inſeln des Archipels
hängig anzuerkennen; allein weiter hat England, obwohl
Perſon ſeines Conſuls Pritchard aufs ſchimpflichſte bel
nichts für ſich und für Tahiti gethan. Es kam damals —

Denn daß die Streitigkeiten, welche die französischen Katholiken hervorriefen, auf die Tahitier, die eben erst dem Heidenthum entrissen waren, den schlimmsten Eindruck machen mußten, liegt auf der Hand. Es ist kein Wunder, wenn die alte Unsittlichkeit, welche so geflissentlich von den Bringern der katholischen Kirche wieder belebt und mitgemacht wurde, die besten Fortschritte machte; kein Wunder, wenn von geistigen Fortschritten nicht die Rede war, wenn Trägheit, Genußsucht, Stumpfsinn herrschten, Lüderlichkeit, Trunksucht zunahmen (Perkins 440). So sagt denn auch Walpole um 1845: Die alten Sitten sind geschwunden und die Laster der Civilisation angenommen (2, 126); und ähnlich urtheilte um dieselbe Zeit Steen Bille (2, 362) über Borabora. Wie sollte es auch anders? Die Franzosen haben den Eingeborenen die Waffen abgenommen und eine Art von Conscription eingerichtet, sonst aber thun sie nichts für die Bevölkerung, außer daß Brücken, öffentliche Gebäude aufgeführt und die Wege verbessert sind, letzteres nach dem Muster der protestantischen Missionäre, welche Strafällige damit straften, daß sie ein bestimmtes Stück Weg bauen mußten. Ganz Tahiti ist eine Militärkolonie (Perkins 426; 441). Der Handel ist minder lebhaft, die religiöse Freiheit beschränkt worden unter dem Protektorat Frankreichs (eb. 435), ja nach 1848 wurde die Kirche als Nationaleigenthum erklärt, den Missionären verboten, außerhalb ihres Distriktes zu predigen, ihre Wahl von den Distriktshäuptlingen und wenn sie Fremde, keine eingeborenen Tahitier waren, vom Gouverneur abhängig gemacht (eb. 437). Und ferner und obwohl es in dem Vertrag zwischen der Königin und Thonars hieß, niemand darf in Ausübung seines Kultus gehindert werden (Lutter. 201), so hat man doch das französische Reglement der protestantischen Kirche von Seiten der Regierung eingeführt, worauf alle protestantischen Missionäre, welche nach jenen Gewaltakten noch da waren, bis auf einen die Insel verließen (Arbousset 180). Das Joch aber, welches Pomare vergebens durch englische Hülfe abzuschütteln versucht hatte (vergl. noch Luteroth 205—9), lastete immer drückender auf ihr; 1852 war sie selbst in Spaziergängen und Audienzen völlig vom Gouverneur abhängig! (Virg. 2, 47).

Und dennoch: alle diese Mißhandlungen hat das tahitische Volk überwunden; von jedem aber, der die Geschichte dieser Völker studirt, der das Wesen der Natur- und Culturvölker abwägt, muß man ver-

5000 Fr. verſprachen, ja ſie waren erbötig, wenn man ih
Religion laſſe, ſelbſt ihre Sprache aufzugeben! So ſind d
an der Stelle der einheimiſchen Prediger, franzöſiſche Proteſta
ſelbſt angeſtellt, eine Sonntagsſchule iſt eingerichtet, der Pro
mus iſt in der Majorität; Eimeo iſt ganz proteſtantiſch und di
Inſeln ſind es zum großen Theil (Arbouſſet 182—4; 1
239; 243 f.). — Daß die Behauptung Thouars (4, 43 f.) u
cendon 892), es gäbe auf Tahiti keinen einzigen wirklich
Chriſten und alle ſähen die Strafen, welche die Miſſionäre au
als Grauſamkeit und Tyrannei an, eine Unwahrheit war, da
die religiöſe Gewiſſenhaftigkeit vieler Neubekehrter (Ellis 3,
beweiſt ferner der Umſtand, daß eine Menge Tahitier im ſtill
als Miſſionäre zerſtreut ſind (vergl. Williams an vielen
ſo wie endlich dies ſtrenge Feſthalten am Proteſtantismu
welchem, trotz aller Gewalt, der Katholizismus wenig F
macht (Meinicke c 565). Daß aber natürlich die franzöſiſch
ung, welche eine reine Militärherrſchaft iſt — der 15. Aug
auch hier gefeiert (Arb. 207) — keine großen Fortſchritte im Vol
bringen konnte, verſteht ſich. Doch erwähnt Virgin (18
Hebung der Sittlichkeit (2, 40) und auch was Arbouſſ
ſtimmt damit überein. Uebrigens behandelt die franzöſiſche R
die Königin jetzt anſtändiger, als früher (w. M. M. 1870, 1
jetzigen Zuſtände ſind ſchwankend; es iſt viel Eifer für das

mehr ist es, daß die Tahitier so kräftig Stand gehalten haben. Was wir Gutes jetzt auf der Insel finden, das ist die Folge ihrer eigenen Kraft und der aufopfernden Thätigkeit der protestantischen Mission: alles was sie zurückbringt und an wirklichem Aufschwung hindert, das sind jetzt fast nur die Folgen unserer grauenvollen Cultur, auf welche wir so stolz sind und welche vor dem Richterstuhl der Geschichte dereinst in anderem, bösem Lichte erscheinen wird. Die Indolenz der Eingeborenen darf man nicht zu hoch anrechnen bei ihrem Klima, ihrer Bedürfnißlosigkeit und auch sie wird durch den französischen Druck verstärkt. Mußten doch die Eingeborenen 57,000 Fr. zu Erbauung einer katholischen Kirche aufbringen, deren Mauern man — allerdings kein anregendes Beispiel — in 12 Jahren kaum 10' hoch brachte! Erhielt doch die katholische Kirche im Jahre 1867 als Abgaben 67,000 Fr., die protestantische nur 3,000 (Green im ev. Miss. Mag. 1870, 178). Möglich, daß dieser Druck jetzt leichter wird in Folge der Vernichtung des französischen Uebermuths durch die Kraft Deutschlands: die Tahitier haben Fähigkeit genug, sich zu entfalten, ein gutes, glückliches und geistig tüchtiges Volk zu werden.

Die protestantischen Missionäre sind von den Katholiken und den Europäern, die mit den letzteren vielfach aber wahrlich nicht aus religiösen Gründen gemeine Sache machten, vielfach angegriffen, und wir müssen, was man ihnen vorwarf, kurz ins Auge fassen.*) Sie sollen zu streng gewesen sein. Allerdings mußten sie streng sein, sie mußten bei der grenzenlosen Lüderlichkeit gegen das gesammte tahitische Leben auftreten, auch gegen scheinbar unbedeutende Dinge: sie konnten gemeinschaftliche Schlafräume und Badeplätze beider Geschlechter nicht dulden (daß sie das Baden überhaupt verboten hätten, wie Du Petit Thouars 1, 367 und de la Salle 2, 245; 353 behaupten, ist unwahr), sie mußten die Lieder und Tänze vielfach verbieten, soweit sie

*) Alle unsere Quellenschriften über diese Vorgänge, Du Petit Thouars, La Places, Mörenhouts, Lessons u. s. w. Berichte sind Parteischriften, Parteischriften natürlich auch das brief statement, Lutteroth, Michelis und Ellis war selbst Missionär. Wir folgen den Schriften, welche nicht Behauptungen, sondern strenge Beweise bringen, und nur insofern sie diese bringen; auch stützen wir unsere Darstellung häufig genug mit den Werken der Katholiken selbst. Michelis nennt Lutteroth einen gewandten Betrüger; allein des Letzteren Buch sowie die übrige Literatur läßt das Unwahre dieser Behauptung bald erkennen.

obscön oder heidnisch waren. Vieles andere, was man ihnen vorwa trifft sie nicht, sondern die Neubekehrten, die ja meist das Neue ei seitig übertreiben, wie denn z. B. Pomare II., aber nicht die Miss näre, auch nicht mit ihrem Beifall Leute, die in der Kirche einschlie durch Prügel wecken ließ.

Freilich haben sich die Missionäre sehr in die Politik ei gemischt, aber konnten sie denn anders? und ist ferner nicht gera ihrer Einmischung die Beendigung dieser blutigen Bürgerkriege zuz schreiben? Niemand tadelt diese Einmischung heftiger als die Franzose (Vincend. Dum., Mörenh. u. andere), aber in ihrem Mund wird doch ein solcher Vorwurf geradezu lächerlich. Von welcher Ar diese Vorwürfe vielfach waren, zeigt sich am besten daran, daß Lesson der (59) das frühere Leben der Tahitier eher preist, als tadelt und Mörenhout (2, 488 f.; 1, 217—33) behaupten, die Keuschheit s durch den Einfluß der Missionäre nicht nur nicht gewachsen, sondern vielmehr die Verdorbenheit durch die neuen Gesetze verstärkt: denn durch ihre öffentliche Behandlung seien die Laster erst recht anstößig und öffentlich getadelte Frauen erst recht schlecht geworden (1, 483). Der Hauptfehler aber der Tahitier, welcher am schwersten zu über winden war, ist ihre Faulheit und Indolenz. Sie lernten so gut wie nichts von den europäischen Handwerken (Turnbull 212); beim Mangel jeder Arbeitsamkeit machten sie in keiner Kunstfertigkeit Fort schritte, aber sie sagten selbst: warum sollten wir arbeiten? Haben wir nicht genug Früchte, uns zu nähren? Für die Europäer mag Arbeit gut sein, sie haben schöne Schiffe und schöne Kleider, während wir, wie sie selbstzufrieden hinzusetzten, uns mit dem begnügen, was wir haben (Beechey 223; 213). Die Missionäre ließen es an Auf munterungen zur Thätigkeit nicht fehlen, indem sie Gärten anlegten (Turnbull 212), aus denen sie übrigens Blumen, auch zum Haar putz, gern verschenkten (Ellis 1, 67); es ist also nicht wahr, wenn behauptet wird, selbst das Putzen mit Blumen hätten sie als Zeichen weltlicher Eitelkeit untersagt; nach Darwin (2, 176) trugen alle Ta hitierinnen Blumen im Haar — indem sie ferner Waizen, verschieden Früchte, Blumen mitbrachten (Ellis 1, 65 f.); indem sie den Bau des Zuckerrohres und die Zuckerbereitung, die Anpflanzung des Kaffees der Baumwolle und des Tabaks einführten (Ellis 2, 280; 291 f. Auch Baumwollenspinnerei sowie andere Handwerke und mechanisch

ſie ſuchten ſie noch beſonders dazu angeregt durch die Direktoren Miſſionsgeſellſchaft einzuführen (Ellis 2, 293 f.). Auch hier ſich wieder, wie man über ſie geurtheilt hat: man behauptet ge- n, die Miſſionäre hätten ſich gar nicht um den induſtriellen Fort- gekümmert, wie ſelbſt Wilkes (2, 15) ſagt, der ſonſt gerecht ſie iſt, und ebenſo natürlich Mörenhout und Du Petit ıars (2, 46), obwohl letzterer die Miſſionäre ſelbſt nur Hand- ſein läßt, natürlich ungebildete. Allerdings hatten ihre Be- ngen anfangs nur geringen Erfolg, ja aufgeſtachelt durch einen äiſchen Capitän gab Pomare die Zuckerfabrikation gleich wieder nd betrieb nur die Baumwollſpinnerei (2, 283).

Auch ihren Perſonen ließ man nicht einmal Gerechtigkeit wieder- ı. Es iſt doch geradezu lächerlich, Männer wie Williams und und andere, deren Werke über Polyneſien zu dem Beſten ge- was wir haben, „ungebildete“ Handwerker zu nennen; nament- Brichard iſt auf das Ungebührlichſte verläſtert worden. Die lantiſchen Miſſionäre waren höchſt achtungswerthe, thatkräftige ngs einſeitig orthodoxe Männer von der größten Sittenreinheit Selbſtloſigkeit. Was die Gegner ihnen vorgeworfen, fällt auf elbſt zurück. Die Eingeborenen ergriffen die neue Lehre z. T. irklichem Eifer. Die Erwartung aber, daß bis dahin unkultivirte hen nun plötzlich in einen Zuſtand höherer Civiliſation über- müßten, mit völliger Aneignung nicht nur der chriſtlichen Lehre, n auch der ganzen modernen Kultur, iſt eine thörichte und es iſt ohl gefliſſentliche Ungerechtigkeit Leſſons, Mörenhouts und ande- enn ſie, daß dies nicht geſchehen, den Tahitiern und Miſſionären Vorwurf machen und dabei das Gute was geleiſtet iſt überſehen. Gute aber war: Abſchaffung des Heidenthums und aller ſeiner ichen Gebräuche und Pflegung des zunächſt freilich mehr äußer- ufgenommenen Chriſtenthums und der erſten Grundlagen der ng.

Daß übrigens dieſe Aufnahme nicht blos rein äußerlich war, geht Erſcheinungen wie des Prieſters Patii, der mit eigener Hand ſeine n verbrannte — und Derartiges wiederholte ſich im ganzen Ar- vielfach —, geht aus Pomares Beiſpiel ſelbſt hervor, ſowie aus Umſtand, daß die Miſſion, durch einheimiſche Fürſten und ganz äußere Intereſſen, ſich gar bald über den ganzen Archipel aus-

breitete, daß die Eingeborenen von selbst (nicht auf Antrieb der M
sionäre, wie Mörenhout 1, 233 behauptet) Abgaben für die Mis
zusammenbrachten (Ellis 2, 270), daß sie mit großem Eifer Kir
bauten, daß schon 1829, wo dies geschah, eine Menge Eingebor
als Missionäre angestellt werden konnten (brief statement 41).
so versichert Fitzroy in einem offiziellen Schreiben aufs heiligste (eb.
daß er statt des mürrischen Volkes, das er erwartet, ein durchaus gl
liches und heiteres gefunden habe, was ja auch Darwin fand; ja
sie, auch wenn sie Niemand sähe, wirklich ehrliche Christen seien (eb.
Die Capitäne Gambier und Waldegrave behaupten dasselbe (eb. 3
Selbst Mörenhout (1, 213 f.) stimmt hiermit überein. Was Kotz
(N. R. 1, 97) von einem Spioniersystem der Missionäre sagt, wel
die Eingeborenen überall umgeben und sie deshalb zu fortwähren
Heuchelei gezwungen hätte, ist zu albern, die Glaubwürdigkeit des
fassers zu mangelhaft, als daß man dabei zu verweilen brauchte.
der gewaltsamen Einführung des Katholizismus hat auch heutzu
noch die Mehrzahl der Eingeborenen an der protestantischen
mit aller Energie festgehalten (Wise 141; Novara 3,
und Arbousset) und es haben sich um 1830 und später s
jene fanatischen Sekten aus Christenthum und Heidenthum gem
gebildet, was bei mangelndem religiösen Interesse unmöglich gesch
konnte.

Die selbständigen Leeinseln Huahine, Borabora und Raiatea sind
protestantisch. Es ist dort ein Seminar für Eingeborene. In n
Zeit ist auch Rapa oder O-paro französisch geworden, denn
hat die Fregatte Latouche Freville, Capitän Quentin, für 6 F
Rum und ein Bündel alte Kleider die Abtretung bewirkt (G
im Ausl. 1868, 599). Die Insel, 1791 von Vankouver (1,
entdeckt, von Tahiti aus christianisirt, ist jetzt Kohlenstation
nama- u. Zeal. Austral. R. Nail Compagnie (Gräffe eb.).
hatte die Insel 1500 Einwohner nach Vankouvers Schätzung
der Missionar Davies schätzte sie gar auf 2000; allein heftige
die nach dem Besuch der Europäer ausbrachen, sowie eine D
welche mehrere Weiße dort anlegten, schmolz die Zahl
1834 waren es nur noch 300 (Mörenhout 1, 139).
Entdeckung sollen wegen Uebervölkerung der Insel häufige K
den Eingeborenen gewesen sein (Mörenh. eb.), doch sah

(1, 59) keine Narben an ihnen: wohl aber fand er die Spitzen von sechs Bergen (67) befestigt mit Wällen und Pallisaden und einem Gebäude, welches von ferne wie ein Treibhaus aussah. Die Trümmer dieser Bauten, große, gut behauene, viereckige Steine, mit sehr festem Mörtel verbunden sah noch Gräffe und auch ihm erzählten die Eingeborenen von ihren früheren Kämpfen (Ausl. 595). Auch die übrigen Australinseln, deren westlich gelegene früher unter tahitischer Oberhoheit standen und jetzt auch tahitisch sprechen (auf Raivavai und Rapa herrscht das Rarotonganische) sind von tahitischen Missionären zum protestantischen Christenthum bekehrt (Meinicke c. 564). Die Vorgeschichte der Hervey-Inseln haben wir schon besprochen. Von Cook 1777 entdeckt ist der Archipel hauptsächlich durch Williams Thätigkeit, der von vielen eingeborenen namentlich raiateanischen (Ellis 3 300; a 1, 346 f.) Lehrern unterstützt wurde, seit 1821 rasch zum Christenthum bekehrt, so daß schon 1825 Byron (Bl. 111) die ganze Gruppe christlich fand (vergl. Tyermann und Bennet 3, 117), Handel und Verkehr sind daselbst jetzt in Blüthe (Williams; Meinicke c, 563) und auch der Stand der Mission und ihre Wirkung ist dort sehr gut und segensreich, wenn gleich die europäischen Händler manchen Schaden stiften (Rough in ev. Miss. Mag. 1870, 194 f.). Viele der Insulaner nehmen jetzt Matrosendienste auf Handelsschiffen: leider aber locken sie hier und sonst im Ocean die weißen Händler vielfach durch falsche Versprechungen weg, um sie in Amerika oder sonst zu harter Arbeit zwangsweise zu verwenden (Rough eb. 197)! Die Bewohner des Archipels werden jetzt auf 10,000 etwa geschätzt, die der Australinseln auf 1300 (Behm geogr. Jahrb. 1866, 81, nach rev. mar. et colon. Juli 1865).

Wir müssen jetzt noch einen Blick auf den Paumotuarchipel werfen, dessen westlicher Theil gleichfalls von Frankreich occupirt ist. Byron 1765 entdeckte den Archipel zuerst, dessen Bewohner vielfach tüchtige Krieger und auch untereinander im Kampf waren. So unternahmen noch im Anfang dieses Jahrhundertes die Bewohner von Anaa (1769 von Cook entdeckt) wüste Eroberungszüge, durch welche sie mehrere Inseln entvölkerten: denn theils tödteten sie die Bewohner, theils schleppten sie dieselben als Gefangene nach ihrer eigenen Insel. Allein Anaa selber sowie noch eine Reihe anderer Inseln standen unter der Botmäßigkeit von Tahiti, wie die Tahitier selbst 1775 erzählten (Varela Vratr. 204 f.).

breitete, daß die Eingeborenen von ſelbſt (nicht auf Antrieb de
ſionäre, wie Mörenhout 1, 233 behauptet) Abgaben für die
zuſammenbrachten (Ellis 2, 270), daß ſie mit großem Eifer
bauten, daß ſchon 1829, wo dies geſchah, eine Menge Einge
als Miſſionäre angeſtellt werden konnten (brief statement 41)
ſo verſichert Fitzroy in einem offiziellen Schreiben aufs heiligſte (
daß er ſtatt des mürriſchen Volkes, das er erwartet, ein durchau
liches und heiteres gefunden habe, was ja auch Darwin fand;
ſie, auch wenn ſie Niemand ſähe, wirklich ehrliche Chriſten ſeien (
Die Capitäne Gambier und Waldegrave behaupten dasſelbe (eb.
Selbſt Mörenhout (1, 213 f.) ſtimmt hiermit überein. Was
(R. R. 1, 97) von einem Spionierſyſtem der Miſſionäre ſagt,
die Eingeborenen überall umgeben und ſie deshalb zu fortwä
Heuchelei gezwungen hätte, iſt zu albern, die Glaubwürdigkeit d
faſſers zu mangelhaft, als daß man dabei zu verweilen brauchte.
der gewaltſamen Einführung des Katholizismus hat auch he
noch die Mehrzahl der Eingeborenen an der proteſtantiſchen
mit aller Energie feſtgehalten (Wiſe 141; Novara
und Arbouſſet) und es haben ſich um 1830 und ſpäte
jene fanatiſchen Sekten aus Chriſtenthum und Heidenthum
gebildet, was bei mangelndem religiöſen Intereſſe unmöglich g
konnte.

Die ſelbſtändigen Leeinſeln Huahine, Borabora und Raiatea ſi
proteſtantiſch. Es iſt dort ein Seminar für Eingeborene. Im
Zeit iſt auch Rapa oder Oparo franzöſiſch geworden, denn
hat die Fregatte Latouche Freville, Capitän Quentin, für 6
Rum und ein Bündel alte Kleider die Abtretung bewirkt (G
im Ausl. 1868, 599). Die Inſel, 1791 von Vankouver (1,
entdeckt, von Tahiti aus chriſtianiſirt, iſt jetzt Kohlenſtation d
nama- n. Zeal. Auſtral. R. Nail Compagnie (Gräffe eb.).
hatte die Inſel 1500 Einwohner nach Vankouvers Schätzung (
der Miſſionar Davies ſchätzte ſie gar auf 2000; allein heftige E
die nach dem Beſuch der Europäer ausbrachen, ſowie eine Deſt
welche mehrere Weiße dort anlegten, ſchmolz die Zahl zuſa
1834 waren es nur noch 300 (Mörenhout 1, 139). B
Entdeckung ſollen wegen Uebervölkerung der Inſel häufige Kriege
den Eingeborenen geweſen ſein (Mörenh. eb.), doch ſah Ba

1, 59) keine Narben an ihnen: wohl aber fand er die Spitzen von chs Bergen (67) befeſtigt mit Wällen und Palliſaden und einem Ge-äude, welches von ferne wie ein Treibhaus ausſah. Die Trümmer eſer Bauten, große, gut behauene, viereckige Steine, mit ſehr feſtem örtel verbunden ſah noch Gräffe und auch ihm erzählten die Ein-borenen von ihren früheren Kämpfen (Ausl. 595). Auch die übri-n Auſtralinſeln, deren weſtlich gelegene früher unter tahitiſcher berhoheit ſtanden und jetzt auch tahitiſch ſprechen (auf Raivavai und upa herrſcht das Rarotonganiſche) ſind von tahitiſchen Miſſionären n proteſtantiſchen Chriſtenthum bekehrt (Meinicke c. 564). Die rgeſchichte der Hervepinſeln haben wir ſchon beſprochen. Von ok 1777 entdeckt iſt der Archipel hauptſächlich durch Williams ätigkeit, der von vielen eingeborenen namentlich raiateaniſchen (Ellis 3 0; a 1, 346 f.) Lehrern unterſtützt wurde, ſeit 1821 raſch zum Chriſten-m bekehrt, ſo daß ſchon 1825 Byron (Bl. 111) die ganze Gruppe iſtlich fand (vergl. Tyermann und Bennet 3, 117), Handel d Verkehr ſind daſelbſt jetzt in Blüthe (Williams; Meinicke c, 3) und auch der Stand der Miſſion und ihre Wirkung iſt dort r gut und ſegensreich, wenn gleich die europäiſchen Händler uchen Schaden ſtiften (Rough in ev. Miſſ. Mag. 1870, 194 f.). iele der Inſulaner nehmen jetzt Matroſendienſte auf Handelsſchiffen: der aber locken ſie hier und ſonſt im Ocean die weißen Händler lfach durch falſche Verſprechungen weg, um ſie in Amerika oder uſt zu harter Arbeit zwangsweiſe zu verwenden (Rough eb. 97)! Die Bewohner des Archipels werden jetzt auf 10,000 etwa ſchätzt, die der Auſtralinſeln auf 1300 (Behm geogr. Jahrb. 1866, 1, nach rev. mar. et colon. Juli 1865).

Wir müſſen jetzt noch einen Blick auf den Paumotuarchipel werfen, ſſen weſtlicher Theil gleichfalls von Frankreich occupirt iſt. Byron 1765 ntdeckte den Archipel zuerſt, deſſen Bewohner vielfach tüchtige Krieger und ch untereinander im Kampf waren. So unternahmen noch im Anfang ieſes Jahrhundertes die Bewohner von Anaa (1769 von Cook ntdeckt) wüſte Eroberungszüge, durch welche ſie mehrere Inſeln ent-völkerten: denn theils tödteten ſie die Bewohner, theils ſchleppten ſie dieſelben als Gefangene nach ihrer eigenen Inſel. Allein Anaa ſelber ſowie noch eine Reihe anderer Inſeln ſtanden unter der Botmäßigkeit von Tahiti, wie die Tahitier ſelbſt 1775 erzählten (Barela Bratr. 204 f.).

1817 einheimiſche Miſſionäre, unter anderen den Anaaner Moor
Paumotu, der zunächſt ſein Vaterland bekehrte (Ellis 3, 306). B
freilich (207) hörte, daß die Anaaner, obwohl Chriſten, dennoch Kan
geblieben ſeien; und auch Mörenhout 1, 184 weiß zwar von
Sonntagsfeier aber auch noch von den größten Verbrechen bei
Was auf des letzteren Urtheil über proteſtantiſche Miſſionäre zu
iſt, wiſſen wir ſchon; Ellis aber (3, 397) widerſpricht dieſen
richten ſo bündig, daß wir ihm Glauben ſchenken müſſen. Von
aus wurden dann mit mehr oder minder raſchem Erfolg auch
Inſeln bekehrt, Amanu, Hao, Raraka (Wilkes 1, 326) u
Natürlich ſind nun auch dieſe Inſeln unter franzöſiſchen Schu
alſo auch hierher katholiſche Miſſionäre gekommen. Anaa zer
vier Bezirke und in jedem haben die Jeſuiten eine Kirche (Arb
298). Doch halten ſie noch lebhaft an der proteſtantiſchen Le
und ſind eifrige Chriſten, wenn auch vielfach ihr Chriſtenthum
äußerlich iſt (Arb. 303; 700). Von Intereſſe dürfte es ſe
ſehen, wie die Katholiken ſich in Anaa eingeführt haben: und ſo
wir einen Hirtenbrief des katholiſchen Prieſters Nikolas, der
Juli 1861 an die Anaaner geſchrieben iſt, aus Arbouſſets Buch (
hier einrücken. Nikolas, welcher thut, als ob die Anaaner Ka
wären, was gar nicht der Fall war, ſchreibt: „Die Proteſtanten
euch verlaſſen, weil eure Inſel ihnen zu ſchlecht war; ſie hal
Joh. 10, 12 wie ſchlechte Hirten benommen; ihr habt ſie mit
verlaſſen. Sie ſind Zöllner und Heiden, weil ſie ſich nicht zu
halten Math. 28, 20; 17; mit Recht habt ihr ſie verlaſſen.

Menſchen gewählt und beſtätigt iſt, der iſt kein Prieſter. Er verdammt nicht weil er gelehrt hat, aber weil er gepredigt hat, oſias 2 Chron. 26, 18." Mit dieſem Hirtenbrief an die Neuen, welche vor kaum 50 Jahren noch Wilde waren, einem Muſter n Lüge und Bosheit ſo von ſchändlichſter Rückſichtsloſigkeit gegen die er geſchrieben, ſtimmt es gut zuſammen, daß die Proteſtanten m franzöſiſchen Gebiet verbannt ſind und alſo dieſe Inſeln, wo 1817 gelehrt haben, um 1852 verlaſſen mußten. Mormonen llerdings nach Anaa gekommen (Arbouſſet 291), aber ohne ß geblieben. Wie Mangareva, welches Wilſon 1797 entdeckte, ſch wurde, iſt ſchon erzählt, ſo wie wir auch ſchon ſahen, wie voll oberflächlich die Bekehrung geſchah — gewiß nur, um ſich ſtzuſetzen und aus Haß gegen den Proteſtantismus. Nach Mont- bei D'Urville b 3, 445 half zur Bekehrung viel ein unter- r vulkaniſcher Donner, den man als Zeichen der Ueberwältigung idniſchen Götter durch den Gott der Chriſten deutete. Ende ber 1834 (annales 48, 33; Lutter. 108) verſtanden die Miſſionäre rache noch nicht und ſchon am 16. April 1835 hörte das Heiden- auf, nur ein Häuptling widerſetzte ſich (Leſſon Mang. 159 f.) u Petit Thouars traf ſie ſchon als ein „durch und durch ge- Volk" (2, 225). D'Urville und die Seinen ſprechen von großen ritten in materieller und techniſcher Beziehung (b 3, 156, 203; . 426), von großer Ehrlichkeit und Keuſchheit — und allerdings ſie vor der Ankunft der Katholiken noch nicht mit Weißen in Berührung geweſen und daher unverderbt (Desgraz eb. 376; indeß Marescot eb. 430). Freilich herrſchten neben allen Tugenden die alten Tabus ruhig weiter nach Leſſon (Mangar. .), der auch von Scheinheiligkeit der Eingeborenen und einem irſyſtem der Miſſionäre (eb.) etwas verlauten läßt; ja ſelbſt ein- Begleiter D'Urvilles ſprechen von einem Mechanismus des Betens i Neubekehrten (b, III 367) und erzählen, daß ſie lateiniſche hätten lernen und herſagen müſſen (eb. 381). Doch trug dies ie herrlichſten Früchte: denn 10 Jahre ſpäter, 1852, berichtet iſſionär Henry, daß „der Katechismus die große und faſt einzige genheit iſt, mit der ſich das Volk beſchäftigt" (nouv. ann. des 852, 3, 354). Uebrigens iſt der Handel bei den Mangarevern wie auch bei den Anaanern wirklich bedeutend; ſeine Haupt-

artikel ſind Perlenmuſcheln und Kokosöl (Arbouſſet 286 f.). Au
haben beide Gruppen fortwährend den genaueſten Verkehr mit Tahi
was ihre Bildung ſehr fördert (eb. 286 f.) Die Anaane
ſind geſunder als die Tahitier (306); ihre Zahl beträgt (und die
Schätzung mag richtig ſein) etwa 1300, von denen 180 katholiſch ſind
ebenfalls katholiſch iſt ganz Mangareva (1500 Einwohner), zum Th
Rotoava und Tetamanu; die übrigen Inſeln ſind proteſtantiſch (Ar
309; 312; 315). Es ſcheint im ganzen ein reges Leben in dieſe
Archipel zu herrſchen: Bibellektüre iſt verbreitet, der Handel blüht u
1852 haben auch die Bewohner der Gruppe einen ſtolzeren Nam
gegeben, indem ſie das Paumotu, „die unterworfenen Inſeln" in Tu
motu, in „entfernte Inſeln", umwandelten (Arb. 286—8). Allerdin
lauten die Nachrichten von den katholiſchen Inſeln etwas anders. I
Jeſuiten hierſelbſt — berichtet Kératry, März 1870, in der fran
ſiſchen Kammer — wenden gegen die Eingeborenen die grauſamſt
Strafen an; ja ſie treiben einen förmlichen Sklavenhandel mit ihnen, u
Perlentaucher zu bekommen! (Glob. 17, 207; Aube 470). Einen beſ
deren Namen hat ſich noch Pitkairn gemacht durch die Miſchlin
bevölkerung, die aus den Meuterern der Bounty und Tahitierin
beſtehend, dort einen kleinen Staat gründeten und in der beſten O
nung lebten. Ausführlicher hat Meinicke ihre Geſchichte behan
(die Inſel Pitkairn Progr. Prenzlau 1858), ſowie Mörenhout
280—322), Hood (238) und Andere. Waihu wurde zuerſt
Roggeween (6. April 1722) entdeckt, welcher ganz ohne Gr
auf die Eingeborenen ſchießen ließ (Behrens 81; 83).
fand die Inſel im blühendſten Zuſtand; aber keine hat wohl m
von der ruchloſeſten Beſtialität chriſtlicher Culturmenſchen zu leiden geh
als Waihu mit ſeinem kleinen Haufen „Wilder", der doch den Eu
päern freundlich entgegenkam, der aber freilich ſo ferne wohnte, daß m
ſich dort Alles unbemerkt erlauben konnte. Der edle Chamiſſo wund
ſich über den erſt unfreundlichen Empfang, den er und ſeine Reiſ
gleiter dort hatten (140 f.): dann aber erfuhr er Dinge — die a
uns wie ihm über das was man Cultur nennt, der Unkultur
„Wilden" gegenüber das Blut in die Wangen treiben werden: 18
kam das Schiff Nancy aus Neu-London, welches auf Maſafuera
Robbenfang beſchäftigt war, nach Waihu und raubte — mit blut
Gewalt, denn die Einwohner kämpften tapfer — 12 Männer

10 Weiber, von denen die erſteren aber, als ſie nach drei Tagen auf hoher See ihrer Feſſeln entledigt wurden, ſofort über Bord ſprangen, um ſich durch Schwimmen zu retten; die Weiber, mit Gewalt zurückgehalten, wurden nach Maſafuera gebracht und jener ruchloſe Bube, der den Nancy befehligte, ſoll auch ſpäter noch Verſuche gemacht haben, Menſchen auf Waihu zu rauben (Adams bei Kotzebue a 1, 116). Später aber raubte das amerikaniſche Schiff Pindos ſo viel Mädchen auf der Inſel, als es ſelber Männer hatte und ſchoß am anderen Morgen zum Zeitvertreib auf die Eingeborenen am Ufer (Stillwell als Augenzeuge bei Mörenhout 2, 278 f.). Und nicht genug: 1863 iſt die Inſel von peruaniſchen Menſchenjägern, welche auch die tahitiſchen Inſeln, die Markeſas, ferner Pukapuka, Manahiki, die Tokelau, Niva und andere Eilande heimſuchten und auf Waihu ein Depot anlegten, noch ärger mißhandelt (Christ. work through the world for 1863 p. 461 bei Behm 74.)

Die hawaiiſchen Inſeln haben gleichfalls ihre Bewohner über Tahiti erhalten. Die voreuropäiſche Geſchichte des Sandwicharchipels iſt hauptſächlich durch die ſtrengere Gründung der königlichen Macht merkwürdig, welche hier geradezu abſolut geworden iſt. Sie bewegt ſich übrigens in Streitigkeiten der einzelnen Inſeln und Fürſten, wie die der übrigen Gruppen auch, nur daß die Hawaier von Anfang an thatkräftiger und kühner erſcheinen: die Sage erzählt von weiten Seereiſen, von Plänen gegen Tahiti (es gilt hier gleichviel, ob damit die bekannte Inſel oder nur ein fernes Land gemeint iſt) und von ähnlichen Dingen; auch Kämpfe mit der Göttin Pele werden öfters erwähnt, was alſo auf öftere und verheerende Ausbrüche des Vulkans und ſeines Feuerſees hindeutet. Cook, der nach jenen vorübergehenden vielleicht ſpaniſchen Beſuchen des 16. und 17. Jahrhunderts der erſte Europäer der die Inſel betrat und ihr eigentlicher Entdecker war, Cook fand drei Staaten vor, Hawaii und Maui, die beide unter einem Herrſcher ſtanden, da Kalaiopu, (Terriobu bei King in Cook's 3. Reiſe) der Herr von Hawaii die Königin-Wittwe von Maui geheirathet hatte und drittens Oahu, zu welcher Inſel Kauai und Nihau gehörten. Kalaiopu war mit Oahu im Streit, allein in Oahu ſowohl wie in Maui herrſchten zugleich auch innere Streitigkeiten, deren Betrachtung uns zu weit führen würde: man mag ſie bei Meinicke 176 f. nachleſen (vergl. Cook 3. R. 3,450). Durch Cook's Tod

Eingeborenen verletzt, die Behandlung der Weiber (vergl. auch 3. R. 3,379) reizte die Männer und dazu kam Cooks leidensch Strenge bei der Beſtrafung eines Diebſtahls, für welchen er den Kalaiopu und ſeine Söhne in Haft nehmen wollte und die un liche aber auch unvorſichtige Tödtung eines ganz unbetheiligten H Hierdurch wurden die Hawaier aufgereizt; ſie tödteten Cook e ſie ihn als menſchliches Weſen erkannten: ſo lange ſie ihn al angeſehen, hatten ſie alle ſeine Unbilden ertragen. Waren auch die Schiffe ſchon abgeſegelt und durch ungünſtigen Wi zwungen kehrten ſie zu ihrem Unheil nach der Karakuabai (vergl. King in Cooks 3. R. 3, 287—389; Jarves 96—12 einheimiſch-hawaiiſchen und Ledyards Bericht daſelbſt 112 f.).

Cook und ſeine Begleiter ſahen 1778 auf Hawaii einen Fürſten von etwa 16 Jahren, der ſein Haar mit einer ſchn braunen Maſſe beſchmiert und dadurch „das wildeſte Geſich King bei Cook 3. R. 3,307, das ich jemals geſehen, noch ſche gemacht hatte.“ Dieſer junge Fürſt, der in den Kämpfen bei Tod verwundet (eb. 362) wurde und bei der Vertheilung von Leiche das beſonders heilige Haar des großen Entdeckers erhi 369), war der Neffe Kalaiopus (eb. 452); ſein Name, de ſonſt im hawaiiſchen Fürſtengeſchlecht vorkommt (eb. 451), wa mehameha.*) Er, urſprünglich nur Diſtriktshäuptling auf aber ſchon in früher Jugend durch kriegeriſche Talente ausge

ı und verſchiedenem Erfolg weiter, bis er gegen 1800 der der Gruppe war; freilich noch nicht unbeſtrittener: aber die Er- ;en, welche noch gegen ihn erfolgten, waren bedeutungslos. icke 177 f. Jarves 125 ff. Turnbull 135 ff.). Die Kämpfe um ɔerherrſchaft waren aber ſo heftig, daß Vankouver von allen den ı, die er als Begleiter Cooks geſehen hatte, 12 Jahre ſpäter ɔch den einzigen Tamehameha am Leben fand (1,139). Durch eine Herrſchaft iſt die Bedeutung der hawaiiſchen Gruppe erſt det; denn Tamehameha hat ſeinem Vaterland weſentlich die) hervorragende Stellung gegeben, die es ſpäter hatte; ɔurch ihn iſt ein ganz unglaublicher Umſchwung in das ſche Volk gekommen. Zwar ſtand dies von jeher hoch und wie z. B. die Tahitier (Olmſtedt 312). Waren ſie doch auch ihre Naturumgebung ſehr viel ſtärker zur Arbeit genöthigt und ıt (Turnbull 158). Schon 1787 ſetzten ſie auf Eiſen einen Werth, daß ſie ihre Häuſer und Zäune einriſſen, um gegen olz Eiſen einzutauſchen (Portlock und Dixon 108). Zu Mar- und Vankouvers Zeiten (1791 und 92, vergl. Broughton 1,62) ſie im Handel nur noch nützliche Sachen, namentlich aber und Flinten (Vank. 1, 138, 314) und wenn Tamehameha n Putz, den ihm Vankouver ſchenkte, die größte Freude hatte, m er doch auch mit der größten Sorgfalt die geſchenkten Haus- auf (eb. 1, 324, 326). Ueberhaupt wußte Tamehameha richtig erſcheiden. Gegen die Europäer benahm er ſich ſehr freundlich ılf und förderte, wo er konnte; er zog für ihn nützliche Män- ie die Engländer Young, Davis, den Spanier Marin an ſich, ich aber die Ausreißer fern. Sein eigenes Volk förderte er, konnte und erſtaunlich raſch — kaum 20 Jahre nach Cook — ſeine ganze Umgebung ſchon einen europäiſchen Anſtrich (Vank. 7; Turnbull 156 f.); er ſelber verſtand ſich aufs trefflichſte ıropäiſche Waaren und er wußte dieſe und andere Kenntniſſe ſeinem Volke zu verbreiten. Doch war er ſtreng und nament- gen Alles, was einer Auflehnung glich, unerbittlich, ja er nahm, de Möglichkeit einer ſolchen zu vermeiden, die ihm untergebenen linge auf allen Reiſen mit ſich (Turnbull 135. 154 f.). Auch Flotte ſchuf er: nachdem er 1792 von Vankouver ſein erſtes ſ erhalten hatte, beſaß er 1804 ſchon über 20 Schiffe (Turnbull

154); 1810 hatte er 40 Schooner und 1822, allerdings nach sein Tod, besaß die hawaiische Flotte 10 Schiffe von mehr als 100 Tonn und dabei noch mehrere Schooner und Schaluppen (Bennetta 235). Später freilich hat sich diese Marine eher vermindert als ve mehrt, ja nach de la Salle (2, 245) sehr bedeutend vermindert Auch eine tüchtige Landmacht bildete er: schon 1796 besaß er ei große Menge Flinten und Munition (Broughton 1,60), um 180 600 Musketen, über 60 schwere Geschütze und 7000 Mann Land soldaten (Lisiansky 133). Sein Heer richtete er ganz europäisch ei (Turnbull 154); er selbst gab das Beispiel des Ackerbaues, er lie viele öffentliche Arbeiten machen (Straßen, Fischteiche u. s. w.), i führte nach der Erfahrung, die seine Schiffe in China gemacht hatte Hafengelder ein, er gab zweckmäßige Gesetze gegen Mord, Diebstah Bedrückung u. s. w. und namentlich gegen Bedrückung konnten gese liche Bestimmungen nichts schaden, denn er selber betrachtete sich a einzigen Herrn des ganzen eroberten Landes und verlangte vie Kriegsdienste und Abgaben von seinen Großen, wie auch diese sel willkürlich mit ihren Untergebenen verfuhren. Die wichtigsten Handel zweige monopolisirte er, wie z. B. den Santelholzhandel nach Chin der aber durch unvernünftige Ausnutzung der Wälder, die rasch deren gänzlicher Erschöpfung führte, bald wieder aufhörte. Tameh meha aber erließ Gesetze zur Schonung des Nachwuchses (Jarves 182 Auch nahm er, was von Schätzen im Lande war, für sich, so daß oder eigentlich der Staatsschatz sehr reich wurde. Denn für sei eigene Person war er sehr anspruchslos: war er mit den Seinen, lebte er nach der altheimischen Lebensart, obwohl er europäische Mod eingeführt hatte und sehr wohl europäisch zu verkehren und sich benehmen wußte (Meinicke 184 f.). Auch in seiner Politik zeigte große Klugheit, so daß häufig die Fremden, ohne daß sie es merkte nur für seine Zwecke arbeiteten. Die Abtretung des Archipels an d Krone England am 25. Februar 1794, welche England aber nic annahm, geschah aus ähnlicher Gesinnung: Tamehameha hoffte, n er bei den Verhandlungen (Vank. 2, 160; 177) offen ausspra Schutz vom König von England nicht nur gegen die Europäer a seiner Insel, welche die Eingebornen im Handel oft betrogen, namen lich mit schlechten Flinten, wodurch sich die Betrogenen oft arg schädigten (eb. 160), sondern auch gegen seine einheimischen Feind

die Fürſten und Großen der anderen Inſeln (Jarves 158 f.). Auch gegen Tahiti zu ziehen, um die Inſel zu erobern, machte er den Plan (eb. 167), da Hawaii und Tahiti in mannigfacher Beziehung ſtanden (Turnbull 158); ſpäter hatte er die Abſicht, ſein Haus mit dem königlichen Haus von Tahiti durch eine Doppelheirath zu verknüpfen (Jarves 186). Wie gut er ſich in europäiſche Verhältniſſe zu finden wußte, geht aus folgendem Zug hervor, dem Aehnliches auch von anderen Schriftſtellern erwähnt wird: er wollte ein amerikaniſches Schiff beſuchen, ward aber von der Schildwache, die ihn nicht kannte, zurückgewieſen. Nachdem er ſich genannt hatte, gemeldet und dann eingelaſſen war, lobte er die treffliche Disciplin des Schiffes, die würdige Haltung der Schildwache (Jarves 173). Und ſo fand er ſich in ſchwierigeren Verhältniſſen zurecht. 1815 hatte ein ruſſiſcher Agent nach allerhand Frevеln auf eigene Fauſt, wahrſcheinlich nur um ſich zu bereichern, die Inſeln für Rußland in Beſitz genommen und einen Fürſten gegen Tamehameha unter Verſprechung ruſſiſches Schutzes aufgewiegelt. Dennoch nahm der König Kotzebue und ſeine Begleiter, welche gleichfalls von Rußland geſendet 1816 ankamen, freundlich auf und ſchenkte ihrer Desavouirung des Frevlers vollen Glauben (Cham. 146; geſ. Werke 1, 209. 337; Jarves 183 f.; Kotzebue 2, 113 f.). Auch in der Wahl ſeiner nächſten Umgebung bewies er denſelben Geiſt: ſeine Lieblingsgemahlin Kahumanu war eine bedeutende Frau und noch bedeutender ſein erſter Miniſter Kareimoku, den die Engländer William Pitt nannten (Cham. 147).

Schon aus dieſen wenigen Zügen geht hervor, wie groß und bedeutend dieſer Mann war, der als Barbar und unter Kannibalen geboren als civiliſirter Mann, als Fürſt eines geordneten Reiches, das in der politiſchen Welt ſeine Stellung hatte, 66 Jahr alt am 8. Mai 1819 ſtarb. Meiſt hatte er zu Honolulu auf Oahu, in ſeinen letzten Lebensjahren aber zu Hawaii gelebt (Jarves 182. 188). Bei ſeinen Unterthanen war er ſehr beliebt und noch jetzt iſt er der große Nationalheld und ſeine Geſchichte der Stolz, die Freude der Hawaier (Jarves 188 f.). Die Europäer, welche mit ihm in Berührung kamen, liebten und verehrten ihn ſehr. Von Vankouver gar nicht zu reden, ſo vergleicht ihn Turnbull, deſſen Urtheil über die Polyneſier keineswegs ein von vornherein günſtiges iſt, mit Philipp von Macedonien (155), Jarves nennt ihn den Napoleon der Südſee

hatte, deſſen ſich Vankouver nicht anders erinnerte, fand
ganz umgewandelt, er war „heiter offen und gefühlvoll“
ohne doch jenen gewaltigen Ernſt verloren zu haben; er konnt
ihn brauchte, auch dieſen zeigen (Vank. 1, 322; 327).
fließend engliſch ſprechen; ſchreiben konnte er nicht. Er li
Getränke, wie er denn auch Rum aus Zuckerrohr bereiten li
bull 157—8): aber nie ließ er ſich von dieſem Wohl
Leidenſchaft hinreißen (Jarves 188) und noch kurz vor
ermahnte er ſeinen Sohn, ſich der Spirituoſa zu enthalt
mann und Bennet 1, 444).

Und dennoch blieb dieſer ſo höchſt ausgezeichnete und
Mann bei aller ſeiner Menſchenkenntniß, bei aller geſch
nutzung der Europäer und ihrer Fähigkeiten, ſeinem alten
treu: er ſtrafte die Uebertretungen der Tabus (Jarve
empfahl ihre Schonung ſeinem Sohne und Erben und we
die Menſchenopfer beſchränkte (Arago 2, 133), ſo ſchafft
keineswegs ab (Jarves 188). Man hat behauptet, er
aus politiſchen Gründen gethan, ohne ſelbſt noch an das
zu glauben; allein zu Kotzebue (2, 19) ſprach er die d
Worte: „Dies ſind unſere Götter, die ich anbete. Ob ich
Unrecht daran thue, weiß ich nicht; aber ich folge meine
der nicht böſe ſein kann, da er mir befiehlt, nie Unrecht
Allerdings hatte er auch keine rechte Gelegenheit, das E

1819 ankam, taufte allerdings Kalaimoku und ſeinen Bruder Boki, der Statthalter zu Oahu war, aber auf die bekannte katholiſche Art, bei welcher ſie ganz und gar Heiden blieben (Mich. 397 f. Jarves 192). Doch zerſtörte man alle Tempel und Bilder, ja Kalaimoku und die Königin Kahumanu, welche als Mitregentin von Tamehameha eingeſetzt war, bewogen auch den neuen König Liholiho (Tamehameha II.) der weit weniger begabt war als ſein Vater, ſich für das Chriſtenthum zu erklären. Darauf erhob ſich ein anderer Kronprätendent, indem er für das Heidenthum eintrat, aber umſonſt, er wurde bei Kuamoo geſchlagen und getödtet (Meinicke 179 f. Jarves 199), mit welcher Schlacht zugleich das Heidenthum und das Widerſtreben gegen das Haus Tamehamehas aufhörte.

Liholiho hatte ſich vom Heidenthum losgeſagt, um die Macht der Prieſter zu brechen und ſeinen Weibern größere Freiheit zu verſchaffen (Hopkins 85). Allein nun lebte er ſowohl wie ſein Volk ganz ohne alle Religion (Ellis 4, 30; 126). So war alſo die Lage der Dinge für die amerikaniſchen Miſſionäre, welche 1820 nach dem Archipel kamen, eine äußerlich ſehr günſtige: indeß war trotz der officiellen Abſchaffung des Heidenthums die Geneigtheit für das Chriſtenthum anfangs nicht groß, und das Volk, deſſen damaligen Zuſtand Thermann und Bennet (1, 374 ff.) ſchildern, äußerte mehrfach, ſie würden nur dann Chriſten werden, wenn ihre Könige es wollten (eb. 383). Es war ſehr verderbt durch die ewigen Kriege und durch den meiſt ſchlechten Einfluß der Weißen. Die Proſtitution herrſchte auf eine ſchreckenerregende Art (Cham. geſ. W. 1, 217; 211), ebenſo die Trunkſucht (Cheever 69), die Habgier (Cham. eb. 218). Wollten nun die Miſſionäre wirken, ſo mußten ſie dieſe Laſter zunächſt bekämpfen, womit ſie auch Erfolg hatten; denn nach Stewarts (394) zuverläſſigen Schilderungen, — er, der 1823-25 und dann wieder 1829 den Archipel beſuchte, war ein Mann von durchaus reinen Motiven — wurden gar bald Schulen eingerichtet, der Sonntag heilig gehalten, Trunk, Ausſchweifungen galten als Laſter, Tanz und Spiel wurde abgeſchafft. Das war wichtig, wenn auch vieles hiervon wohl nur aus Furcht vor dem hölliſchen Feuer geſchah, das auf die Eingebornen einen gewaltigen Eindruck machte (vergl. Baſl. Miſſ. Mag. 1839). Ueberallhin breitete ſich die Miſſion aus, welche in Ellis, Thermann und Bennett ſeit 1822, ſowie ferner an Anderen, namentlich aber an

Bingham, der ſchon 1820 gekommen war, bedeutende Stützen hatte; überall wurden Stationen gegründet, überall die letzten Reſte des Heidenthums vertilgt und ſchon 1824 war das Chriſtenthum faſt auf der ganzen Gruppe ausgebreitet. In dieſem Jahre ſtarb Liholiho, der nach Unterdrückung mehrerer Aufſtände (Jarves 207 f.) nach England gegangen war, kinderlos zu London an den Maſern und ſein jüngerer Bruder Kauikeauli (1813 geboren) folgte als Tamehameha III. unter Vormundſchaft der Kahumana und des Kaleimoku nach, der bis 1854 regierte. Verſchiedene Aufſtände gegen ihn wurden raſch niedergeſchlagen (Meinicke 195). Dagegen erhob ſich jetzt ein anderer Sturm gegen den emporblühenden Staat. Schon lange waren die Europäer, welche auf den Inſeln verweilten, mit dem Erfolg und der Thätigkeit der Miſſionäre, durch die ſie ſich ſelber vielfach in ihrem Treiben behindert ſahen, unzufrieden. Sie erzählten die übertriebenſten und unwahrſten Dinge den ankommenden Schiffskapitänen und dieſe, ſo beſtochen oder auch aus eigenem Uebelwollen, berichteten auf das Allerſchlimmſte in Europa. So waren es, ganz abgeſehen von Kotzebue, auf deſſen neue Reiſe wir keine Rückſicht nehmen, beſonders Byron und Beechey, ferner auch Meyen, der auf dem preußiſchen Schiff Louiſe 1831 in Hawaii war, welche erzählten, die Miſſionäre miſchten ſich viel zu viel in weltliche Dinge und die Politik, ſie erzögen nicht zur Arbeit, ſondern nur zum frommen Müſſiggang und finſterer Uebertreibung, ſie verlangten ein unſinniges Maaß des Kirchenbeſuches — 5maligen täglich behauptet Byron (Bl. 146; 111) — und dergl. mehr, ja Beechey (412 f.) behauptet geradezu, daß ſich wenige Jahre nach ihrer Ankunft das Volk allgemein gegen ſie aufgelehnt hätte. Dies Alles aber iſt theils übertrieben theils unwahr. Der Behauptung, die Miſſionäre, namentlich Bingham, trieben zu viel Politik, widerſpricht nicht nur der Miſſionär Stewart, — Ruſchenberger (2, 339 f.) behauptet zwar, ſeine Nachrichten ſeien mehr aus der Phantaſie genommen als der Wirklichkeit entſprechend, allein er irrt, wie er ja ſelbſt zugeſteht, daß Stewart nicht abſichtlich täuſche — ſondern auch Wilkes, der Führer der wiſſenſchaftlichen Expedition, welche 1840 von Amerika aus den Ocean durchforſchte, aufs entſchiedenſte; (4, 8); nicht fünfmal täglich, ſondern viermal wöchentlich war der Kirchenbeſuch verlangt (Stew. 324). Und von einem Aufſtand gegen die Miſſionäre kann gar nicht die Rede ſein; vielmehr brach man

er mit dem Heidenthum, wie denn eine Fürstin 1825 bei
h des Kilauea sogar alle Ceremonien, die man der Pele
furchtlos unterließ, wie sich Sekten erhoben, welche Je-
istus und eine frühere Prophetin, Hapu, der sie einen
chteten und mit deren Gebeinen sie umherzogen, als
indeten. Sektirerei beweist immer für lebhaftes religiöses
dazu kam, daß die Missionäre diese Bewegung sofort zur
:n (Jarves 239-40). Allein die Missionäre hatten die
verboten: und dies Gesetz versuchten mehrere englische und
Schiffskapitäne gewaltsam zu brechen. Sie vergaßen sich
ß mehreremals die Missionäre durch sie in die äußerste
geriethen. So der Amerikaner Percival und viele an-
denen man einige Namen bei Jarves (241 f.) findet.
n dies Volk, welches erst eben der tiefsten Versunkenheit
ır, wieder in dieselbe leicht hineinstoßen konnten; daß sie
lebermacht und ihre Waffen die Häuptlinge zwangen, Be-
jren Gelüsten zu geben, das ist nicht wunderbar: daß sie
:theil solcher Männer wie Beechey und Byron, ja daß sie
ı beinahe mit ihren Lügen bestricken konnten, das ist eine
) keineswegs für unsere Cultur ehrenvolle Thatsache. Jar-
gut (243 ff.) die Gründe auseinander, weshalb alle Fremden
Nissionäre Partei ergriffen: die letzteren hatten thatsächlich
: Macht, aber nur dadurch, weil die Fürsten sie bei jeder
um Rath fragten, weil sie wußten, bei ihnen stets selbst-
: und guten Rath zu finden. Deshalb setzte man die ab-
Lügen gegen sie in Umlauf, so daß die Missionäre selber
tersuchung drangen, auch eine Versammlung zu diesem Be-
ande kam, die aber ihre Unschuld glänzend darthat. Dazu
)ch der Nationalhaß zwischen Engländern und Amerikanern:
Consul Charlton gab sich schon deshalb die größte Mühe,
äre zu vertreiben, weil sie Amerikaner waren (Jarves
sehen wir denn hier dasselbe, was wir in Tahiti sahen,
:, wenn wir ein gerechtes, wissenschaftlich begründetes und
) wissenschaftlich werthvolles Urtheil uns bilden wollen, im-
hinzuweisen ist: die Eingeborenen erfaßten mit Begier und
: Neue, sie hoben sich aus der Barbarei mächtig empor:
)t zum Ziel kommen, daran ist nicht ihre Schlechtigkeit

Sie hatte lange auf ſich warten laſſen, dieſe Miſſion, wel
Freycinets Schiffsprediger verſprochen hatte (Mich. 397 f.
aber, nachdem hier der Proteſtantismus das Feld urbar gemac
jetzt kamen die frommen Väter auch hierher, höchſt erwünſcht d
liſchen Conſul und den meiſten Europäern, die nun ein Gege
gegen die proteſtantiſche Miſſion, ihre Sittenſtrenge und ihre A
lität zu finden hofften. Auch Boki ſtand gegen die Proteſtante
Kahumana, eng mit dieſen verbündet, ſuchte dem Bruder Kal
alle Macht zu rauben. Boki ward unterſtützt durch die Europ
da ſich zu ihm, der laxere Sitten einführte, auch der jung
ſchlug, ſo hatte er eine Zeit lang großen Einfluß. Doch 182
nahm er einen Zug nach den neuen Hebriden, um Santelholz
beuten und kehrte von dieſem Zuge nicht wieder.

Damit war auch die katholiſche Miſſion fürs erſte zu
Denn den Herren Bachelot und Short, welche von Leo XII.
und von Boki gehalten waren, wurde nun der Aufenthalt
Inſel verweigert, ſie mußten trotz ihrer nicht eben immer ehr
Verſuche zu bleiben (Lutteroth 139) gehen und die ſtreng
ſtimmungen der Miſſion traten wieder in Kraft. Meinicke nun
tadelt hierbei die proteſtantiſchen Miſſionäre, daß ſie ſich zu ſ
die weltliche Macht geſtützt, in weltliche Dinge gemiſcht hätten.
wir können in dieſen Vorwurf nicht einſtimmen. Was ſollte
die Miſſionäre anders thun, wo die Lebenskreiſe noch ſo ganz

Stewart a im Baſler Miſſ. Mag. 119 f.); es waren dies haupt-
ſächlich Geſetze gegen Mord, Diebſtahl, Ausſchweifungen, Ehebruch,
runkenheit und Verkauf geiſtiger Getränke, gegen Spiel und Ver-
ung der Sonntagsfeier, an deren Aufſtellung Kahumana beſonderen
ntheil hatte (Stewart 334). Dieſe Geſetze thaten aber gute Wir-
g (de la Salle 2, 352), wenn ſie ja freilich fürs erſte mehr
hibitiv als wirklich das Volk verbeſſernd wirkten. Und ſo hat de
Salle trotz aller Einſeitigkeit und Abſichtlichkeit ſeines Urtheiles
t, wenn er ſagt (21, 94), daß das Chriſtenthum ein äußerliches,
durch Strafgeſetze aufrecht erhaltenes ſei. Die Miſſionäre läug-
n das auch ſelbſt nicht (Jarves 273): aber konnte es denn nach
i Laufe menſchlicher Dinge anders ſein? Darf man von dieſen
tern und ihren Erziehern Dinge erwarten, die gegen alle und jede
glichkeit menſchlicher Entwickelung ſind? Am allerwenigſten aber
en die ein Recht, ſolche ſtrenge Forderungen zu machen, welche
ſt die Entwickelung, wo und wie ſie konnten, hinderten. — Auch
wenigen katholiſchen Proſelyten wurden damals von den prote-
ntiſchen Fürſten verfolgt und beſtraft; doch hat man ihre Leiden
ter gefliſſentlich übertrieben (Jarves 268), wie dies z. B. Miche-
(405-9) thut.

Allein 1832 ſtarb Kahumana und dadurch ward der König
ſtändig; da er nun ein genußſüchtiger Menſch war, ſo hob er jetzt
Geſetz von 1829 wieder auf und nun zeigte ſich, wie raſch das
l ſich wieder zum Schlechten wenden ließ: denn eine allgemeine
tenloſigkeit breitete ſich, kräftigſt unterſtützt von den meiſten Euro-
n — Meyen nennt den Zuſtand „ein milderes Regiment" (175)
raſch über die Inſel aus (Jarves 272 f.). Um ſo raſtloſer ar-
eten die Miſſionäre, welche ſich nun ganz auf die Thätigkeit unter
Eingeborenen und ihre eigene Kraft beſchränkten und dies geſchah
t ohne Erfolg: um 1836 wuchs ihre Gemeinde auf 10000 Seelen
um dieſelbe Zeit wandte ſich auch Tamehameha III. ihnen wieder
nachdem die Fürſten ſich ſchon länger im Gegenſatz zu ihm wieder
die Miſſionäre und ihre Lehren angeſchloſſen hatten, deren Heil-
kit ſie gerade durch die Zeit erkannten, wo ſie fehlten. So konnten
n auch die katholiſchen Geiſtlichen, welche 1837, diesmal von Gre-
XVI. geſendet (es waren aber dieſelben, welche 1831 verbannt
n), verkleidet (Lutteroth 140) wiederkamen, abermals keinen

ſchaftsvertrag zwiſchen Frankreich und Hawaii ab (Lutter. Jarves 285 f.), wie dies ſchon zuvor Amerika (Jarves 3 England (eb. 357 f.) gethan hatte. 1838 führte der Königi ſetz ein, welches die Branntweineinfuhr verbot; 1839 eines, auf direkte Veranlaſſung der Miſſionäre, welches Religionsfre den Katholiken gewährte (Jarves 290). Dies beweiſt de Brief, welchen Tamehameha am 28. Okt. 1839 als Antwor Anfrage von Seiten der Regierung der vereinigten Staate aufs ſchlagendſte (Jarves append. 362 f.); und hiergegen die von Reynolds (418 ff.) angeführten Thatſachen alles alles aber, was von katholiſcher Seite geſagt iſt, iſt, wie L gezeigt hat, ſo unzuverläſſig und unwahr, daß man eben nich kann.

Alles ſchien alſo hier friedlich beigelegt, allein die P beruhigte ſich nicht. 1838 reiſte Caret nach Frankreich erſchien jener La Place, den wir ſchon von Tahiti her ke Honolulu, blockirte den Hafen und verlangte in einem Man ches Jarves (295) mit Recht zuſammengeſetzt aus Irrthum fidie nennt, Religionsfreiheit der Katholiken und Befreiung fangenen — beides war ſchon vorher, auf Betrieb der ſelbſt, eingeführt — den Platz für eine Kirche und — 20,00 Unterpfand. Tamehameha, eingeſchüchtert durch den gedrol und die Kanonen der Artemiſe, bewilligte Alles, auch de zwiſchen Frankreich und Hawaii, welchen ihm La Place am vorlegte und welcher freie Einfuhr des Branntweins geſta

die er brachte und der auch diese seine Aeußerung angehört, that das freilich. Selbst die, welche am leidenschaftlichsten die „Vortheile Gottes und Frankreichs", um mit dem Pater Caret zu sprechen (Lutter. 197), zu fördern gesonnen waren, Reybaud (eb. 173), Michelis werden hieran irre. Dudoit befrachtete nun ein Schiff mit Spirituosen und dieselbe Schiff, welches den ersten Branntwein brachte, brachte auch den Bischoff von Nicopolis d. i. den Bischoff des östlichen Polynesiens, Maigret, und zwei andere katholische Geistliche nach Hawaii (Jarves 302). Dieser Maigret war es nun, welcher 1842 neuen Streit hervorrief: Capitän Mallet verlangte Vergünstigungen für die Katholiken in Schulsachen und Eheschließungen, sowie er auch nicht vergaß, nochmals die freie Einfuhr der Spirituosen einzuschärfen (abgedr. Lutterroth 182); allein die hawaiische Regierung wies ihn ebenso würdevoll als schlagend ab (eb. 184; Jarves 308 f.; Michelis 432).

Seit 1840 nun haben die Inseln eine Verfassung (Hill 407), welche Tamehameha III. aus freiem Antriebe gab. Auch hierin konnten die Missionäre die Frucht ihrer Arbeit sehen: denn was sie in Schule und Leben langsam gelehrt hatten, das trat hier an das Licht des Tages. Die Verfassung beruht auf dem Repräsentativsystem; sie gewährt allen Hawaiern Sicherheit der Person und des Eigenthums, Gleichheit vor dem Recht; sie setzt die Rechte des Königs, seines ersten Ministers der ihm untergebenen vier Gouverneure (der vier Hauptinseln) und der diesen untergeordneten Distrikthäuptlinge fest; ebenso die Rechte und Pflichten des unabhängigen Richterstandes, des gesetzgebenden Körpers, der Steuereinnahme (Steen Bill. 2, 243; Wilkes 4, 21; Jarves 316 ff.). Der erste Minister ist öfters eine Fürstin aus dem Regentenhause gewesen, wie Kahumana und Kinau (Jarves 272), welche beide sich der Stelle durchaus gewachsen zeigten. Die Besteuerung besteht in einem Dollar für jeden erwachsenen Mann, einem halben für jede Frau; 2 Dollar (oder entsprechende Arbeit) für die Schulen, $1\frac{1}{2}$ Dollar Wegsteuer, welche gleichfalls abgearbeitet werden kann (Hill 422). Außerdem stehen dem König noch von dem Volke 3 Tage Arbeit monatlich zu (Jarves 318; vergl. Simpson 2, 77 f.).

Durch den englischen Consul Charlton und seinen leidenschaftlichen Haß gegen die Missionäre (Jarves 298) wurde England angeregt, 1843 ein Kriegsschiff unter Lord Paullet nach Hawaii zu

(Hines 223: Virgin 1, 294). 1846 hat auch der Kön
Hamelin die 20,000 Dollars, welche ihm La Place 1839 al
abgezwungen hatte, zurückbekommen (Michelis 438),
alſo die Arbeitskraft eines für Hawaii ſo bedeutenden Kapit
Lande ſieben Jahre entzogen war. Indeß brachte der Br
Frankreich noch einmal zu einer Invaſion, denn 1847 err
franzöſiſche Conſul Dillon neue Streitigkeiten und Tromelin
1849 vor Honolulu, mit einem Ultimatum: wenn nicht La
Vertrag von 1839, an dem gar nicht gerüttelt war, wieder
Geltung träte, ſo würde er nach drei Tagen Krieg anfange
einzige Franzoſe auf der Inſel war Kaufmann und Gaſtwirt
Regierung aber ſchlug dieſe Forderungen ab, worauf er die F
molirte, die Magazine erbrach, den Inhalt in die See warf
Schiffe wegnahm. Von hawaiiſcher Seite verhielt man ſich gan
England und Amerika proteſtirten (Cheever 88 f.; Virgin 1,
Unter Tamehamhea III. gieng das Geſetz durch, daß der Gr
nicht mehr Privilegium der Häuptlinge ſein ſollte; was ebenſo
für das niedere Volk als für die Fremden war (Virgin
Cheever 296). Der König gerieth übrigens immer mehr u
in Abhängigkeit von ſeinen Miniſtern, zu denen ſich Auslände
ſchwungen hatten; den meiſten Einfluß hatte der Nordamerikan
welcher früher der Miſſion angehört hatte (Hines 225 f.).
nutzten aber dieſen ihren Einfluß gut und wirklich zum Inte

ag. 1855, 3, 56; Remy LII) und daß nach Bechtinger (125) auch episkopale Missionäre dort wirksam sein sollen, welchen der ig und viele Häuptlinge zugefallen seien.

Wichtig ist es nun noch für uns, die Fortschritte, welche das naiische Volk gemacht hat, uns vorzuführen. Auch hier gehen die heile sehr auseinander. Während Du Petit Thouars (1, 394) be- ptet, der Ackerbau gehe zurück, weil die Missionäre zu viel Zeit sich in Anspruch nähmen, dem Michelewa y Rojas (61 f.) bei- mt und meint, durch die Protestanten (deren Verdienste und Förde- zen er im Widerspruch gegen seine eigene Behauptung p. 111 rühmt) die Zustände auf Hawaii nur verschlimmert worden; während Place b V, 450 sagt, daß der Ackerbau im traurigsten Zustand ast gar nicht vorhanden sei — und doch genügte in früheren Zeiten Stück von 6 engl. Quadratmeilen mit Taro bepflanzt für den Un- alt sämmtlicher Inseln (Simpson 2, 123 nach Haw. spect.): so nach anderen Berichterstattern, namentlich nach Wilkes (3, 389; l. 4, 96; Byron Bl. 121) die Fortschritte so bedeutend, daß kaum noch in Polynesien zu sein glaubt. Zunächst im Ackerbau: dings wird der Pflug nur hier und da angewendet und ist in dem hwohl sehr gut angebauten Hawaii an vielen Orten gar nicht chbar (Wilkes 4, 67; 91); auch war das fruchtbare Oahu nur kleinen Theil bebaut (Bennett a 1, 204): aber doch hat man de auf der letzteren Insel, wo man viel Taro baut (Perry 2, 130), h. künstliche Bewässerung in steinernen Kanälen (Byron Bl. 107), Werth des Grundeigenthumes steigt bedeutend und der Landbau, n Erzeugnisse hauptsächlich in Zucker, Kaffee, Indigo, Pfeilwurzel, e, Baumwolle, in einer Menge von Früchten und Gemüsen besteht npson 2, 124 ff.; Hines 239; Walpole 2, 236 f.) versorgt bei der gen Arbeitsliebe der Bewohner, welche eifrig nach Geldgewinn en, den Markt zu Honolulu sehr reichlich (Simps. 2, 53). Zu m Aufblühen trug wesentlich die feste Regelung der Abgaben bei ll 422), welche nach de la Salle (2, 268 f.) zuerst von Baillant, Commandeur des französischen Schiffes Bonite (1836) gerathen soll. Noch wichtiger aber für das Gedeihen des Landbaus war Bestimmung, daß die Lehen, welche früher ganz willkürlich geschahen so sehr nur zum Vortheil des Lehnsherrn, daß die Landbauer lehnung von mehreren Herren zu erlangen suchten, um nur nicht

nicht unbedeutend, auf Oahu z. B. blüht ſie ſehr, während auf
Meuten verwilderter Hunde die Schafzucht und neuerdings a
Rinderzucht hindern: ſie ſollen jetzt ſogar für Menſchen gefährl
(Perry 2, 133; Virg. 1, 303; Bechtinger 22).

Wilkes (3, 390) fand alle europäiſchen Handwerke ve
wozu die Miſſionäre (Ruſchenberger 2, 339 f.) gleichfal
Grund gelegt haben. Die höheren Stände tragen europäiſche
die Frauen des wohlhabenderen Mittelſtandes lange am Hals g
bis zu den Füßen herab fallende Blouſen, ohne Gürtel, meiſt b
armen noch heute ihre alte Tracht oder gehen zu Hauſe wohl au
nackend (Bechtinger 107), wie denn überhaupt Fuß- und
Kleidungen ſelten ſind (Virgin 1, 251 f.; Perry 2, 127;
tinger 107). Natürlich mußten auch hier manche Zwiſchenſtufe
ſchritten werden, von deren Halbheiten die Reiſenden oft berichte
hat ſich unter den Männern noch keine feſte Tracht gebildet (
2, 126; Virg. 1, 246). Uebrigens ahmten die Begleiter Li
in England und dieſer ſelbſt die Sitten und das Betragen de
länder ja des höchſten Adels ohne irgend welche Ungeſchicklichke
und die Zurückkehrenden führten manches auch in Hawaii ein (
Bl. 99 f.; Stewart 136) und auch Virgin und Andere
das feine und geſchickte Benehmen des Königs und der Vor
(1, 256). Geſchickte Reiter ſind ſie alle, auch die Frauen, m
dieſe rittlings zu Pferde ſitzen wie die Männer (eb. 255; Bech
Europäiſche Kleidung iſt hier verbreiteter wie zu Tahiti (Ben
1, 210); doch trotz dieſen Fortſchritten, über welche Thouars (1

wie denn die Kirchen alle aus diesem Material bestehen. Die meisten Häuser der geringeren Eingeborenen sind aus Bambusrohr oder Rasenstücken, mit Gras gedeckt, und ferner so, daß das Dach weit übersteht und einen schattigen Gang um das Haus bildet. Im Innern sind sie nach alter Art mit feinen Matten belegt. Auch die alte Art zu kochen hat man beibehalten, wie man immer noch Hunde, rohe Fische und selbst noch Kava genießt, den man daneben auch medicinisch als Narkotikum gebraucht. Ebenso bildet das Poi noch immer die Hauptnahrung (Hines 230; Virgin 1, 248, 254; Simpson 2, 42; Perry 2, 125 f.; Bechtinger 146; 152). Messer und Gabel gebrauchen die Kanakas nicht (Becht. 152). Auch Hafenbefestigungen hat Honolulu und die Hauptstadt von Maui, Lahaina (Bennett a 1, 276), doch sind die Befestigungen, obwohl kostspielig genug, nichts werth und gegen Kanonen gar nicht zu halten (Laplace b V, 443; Virgin 1, 247; Hines 228; Perry 2, 124). Steen Bill, der, über die Befestigungen ebenso urtheilt, sagt, das ganze Leben mache den Eindruck einer Halbcultur, so die ungepflasterten sandigen Straßen, die Miliz ohne Präcision, die zweirädrigen, von Menschen gezogenen Wagen vornehmer Damen, das Anziehen der Schuhe und Strümpfe vor der Kirchthüre u. dergl. m. Doch läßt auch er dem feinen Benehmen der Vornehmen Gerechtigkeit widerfahren (2, 196; 216 und sonst), während Bechtinger von einer sehr rohen Prügelscene im Parlamentshause, freilich auf nicht sehr zuverlässige Weise, zu erzählen weiß (191).

Der Handel ist die Seele des hawaiischen Lebens. Die Eingeborenen verstehen sich auf ihren Vortheil und den Werth des Geldes so vortrefflich wie die Juden (Walpole 2, 236). Indessen erzählt Wilkes (4, 191) als etwas Gewöhnliches, daß Eingeborene ihre Waaren nur gegen bestimmte Dinge, Nadeln, Messer u. dergl., die sie gerade haben wollen, nicht für andere, die mehr werth sind, verkaufen. So zahlt auch der Neuseeländer oft enorme Preise für das, was ihm gerade in die Augen sticht und verschmäht selbst annehmbare Gebote für seine Waaren, um nur das Gewünschte zu erlangen; aber solche Täuschung begegnet ihm nur einmal (on the british colon. of NZeal. 46). In Hawaii fand noch Virgin 1852 ähnliches (1, 272). Der Handel wird nun auch von der Regierung mit der größten Sorgfalt gepflegt: 1867 bot sie den vereinigten Staaten eine

Die Waler, deren jeder etwa 8—1500 Dollars Verdienſt fü
trägt, ſetzten 21,800, die Handelsſchiffe 156,000 Dollars u
die Waler ſind wichtig: von 600 amerikaniſchen beſuchter
Inſeln 367 und einige zweimal. Die Ausfuhr an Vegeta
den Werth von 91,246 Doll., die Staatseinnahme betrug 5(
(Hines 228 f.) Jarves, deſſen Zahlen (331) hiermit gen
ſtimmen, berechnet die Einfuhr in den Jahren 1836 — A
auf 2,034,190, die Ausfuhr auf 548,000 Dollars (332
dieſer Verkehr ſtieg, geht daraus hervor, daß durch Yudd
die Staatseinnahme 1850 auf 284,000 Piaſter geſtiegen r
1, 296; vergl. Cheever 273). Die jährliche Einnahme
lichen Familie iſt 20,000 Dollars als Ertrag ihrer Ländei
welchen der König noch 10,000 Dollars jährlich vom St
(Ausl. 1858, 896). Die Ausfuhr 1866 beſtand in Zuc
wolle, Kaffee, Mais, Bataten, eßbaren Schwämmen (na
Pulo (Wolle der Farnkrautſtengel, zu Matratzen u. der
Meyen 138), in Häuten, Talg, Wolle, Seeſalz u. ſ.
40). Doch könnten die Inſeln, meint Bechtinger 11
bedeutender heben, wenn es nicht ſo ſehr an Geld u
kräften fehlte. Daher bilden denn die neuerdings zahlreid
derten fleißigen Chineſen ein nicht unwichtiges neues E
Bevölkerung (Hill 296), welches ſeinen wohlthätigen Einf
Fleiß der Eingeborenen ſchon bald zeigte (Virg. 1, 272)
iſt um ſo wichtiger, als bei Erſchöpfung der Meere die
fangen, ſeltener zu kommen (Belcher a 1, 267; Ausl. 1

Die Ausländer in Honolulu, faſt alle Kaufleute, gehören allen Nationen an, Deutſche ſind ſehr zahlreich (Becht. 9.).

Wir müſſen ſchließlich noch über die moraliſche und geiſtige Bildung der Hawaier reden, denn ſie iſt für uns das Wichtigſte. Die Miſſionäre fanden gar bald einen nicht geringen Anhang, wie ſchon daraus hervorgeht, daß ſie ſchon 1823 neue Hülfsarbeiter brauchten. Ellis, welcher 1822 nach Hawaii kam, fand ſchon an den verſchiedenſten Orten Stationen und die ſtrengſte Sonntagsfeier, man arbeitete, man ſpielte nicht, ſelbſt kein Kind, man fuhr nicht übers Meer, man trug nichts (z. B. Ellis 4, 408; 441 und oft; Wilkes 4, 54); und dieſe ſtrenge Sonntagsfeier iſt noch bis auf den heutigen Tag völlig in Gebrauch. Konnte ſie aber bloß auf Befehl der Miſſionäre oder der Regierung ins Leben gerufen werden? Doch gewiß nicht, wenn nicht vom Volk, von den einzelnen Bekehrten mit wirklichem Eifer dieſe Beſtimmungen aufgenommen wären. Und ſo ſchritt die Ausbreitung des Bekenntniſſes immer weiter. Um 1845 (Hines 214—7; er ſelbſt reiſte 1840 und 43) waren 50,000 alte, 20,000 neue Teſtamente unter die Eingeborenen vertheilt, ſowie 70 Werke anderes Inhalts; es waren 18 Miſſionsſtationen im Lande, darunter eine Binderei, zwei Druckereien, 23 Kirchen; getauft waren 23,804 Eingeborene, von denen die Hälfte der Erwachſenen und faſt alle Kinder leſen konnten. In den Seminarien waren 130 Schüler, 80 Schülerinnen, und außerdem hatte man noch andere Schulen, eine auch für Kinder der Häuptlinge, welche im Leſen, Schreiben, der Geographie, Arithmetik, Mathematik, Vermeſſung, Aſtronomie, Schiffahrt, Geſchichte u. ſ. w. unterrichtet wurden. Auch eine Seemannskirche gründeten die Miſſionäre mit praktiſchem Sinne. Die Katholiken hatten 12,500 Getaufte, 9 Prieſter, 100 Schulen mit 3000 Schülern, welche z. T. auch von einheimiſchen Lehrern unterrichtet werden. Die Katholiken breiteten ſich gleich anfangs ſehr raſch aus, nach Cheever (202) in Folge gewiſſer lügenhafter Drohungen, welche ſie ausſprengten, nach Bechtinger (122), weil ſie ſich mehr dem Weſen der Eingeborenen angeſchloſſen hätten: die Hauptſache war gewiß die leichtfertige Art ihrer Bekehrung, wie wir ſie ja auch auf Paumotu ſahen und dann der Widerſpruch gegen die amerikaniſchen Miſſionäre. Die Fortſchritte in der Schulbildung wurden gerühmt (Colon. Intelligencer 1847, 58) und Virgin (1, 273) fand 1852 das ganze Land

chriſtlich, davon ein Siebentel katholiſch. Nach einer officiellen Ueberſicht waren 1850 zwölf höhere Schulen mit 335 eingeborenen Schülern, 543 (darunter 102 katholiſche) Volksſchulen mit 12,949 proteſtantiſchen und 2359 katholiſchen Schülern. Aehnliche Zahlen gibt Remy L; etwas geringere Perkins 1853 (403). Doch fand er, daß drei Viertel der Eingeborenen leſen konnten (409). Die Koſten betrugen 43,000 Piaſter, davon drei Viertel vom Staat, das übrige durch Privatbeiträge gegeben wird, auf welchen die hohen Schulen ganz allein beruhen. Man ſieht aus dieſen Zahlen, daß die katholiſchen Miſſionäre nicht die gleichen Erfolge hatten wie die proteſtantiſchen (Hill 296) und nach dem, was einer der neueſten Schriftſteller über die katholiſchen Miſſionäre daſelbſt und ihre ſchändliche Leichtfertigkeit allerdings ſelbſt leichtfertig genug berichtet (Bechtinger 160; 200 f.), iſt dies kein Wunder, noch, wenn jene Nachrichten wahr ſind, irgend etwas anderes von ſolchen Männern zu erwarten, als immer tiefere Entſittlichung des Volkes. Die Behauptung des Bull. soc. geogr. 1853. 1, 154, der Katholicismus gewänne mehr und mehr das Uebergewicht (evang. Baſl. Miſſ. Mag. 1856, 1, 95), hat ſich alſo keineswegs bewahrheitet. Uebrigens ſteht vieles auch von den Leiſtungen der proteſtantiſchen Schule bloß auf dem Papier, wie z. B. wohl das Griechiſch und Lateiniſch, welches in den Lehrplan der höheren Schulen mit aufgenommen iſt (Virgin 1, 301); und Steen Bill ſcheint (2, 221) mehr das Angegebene als das wirklich Geleiſtete zu ſchildern. Es fehlt den eingeborenen Schülern bei oft ganz vortrefflichem Gedächtniſs an der Neigung, die Denkkraft anzuſtrengen, daher denn meiſt im höheren Theil des Unterrichts wenig und entſchieden weniger als auf den tieferen Stufen deſſelben geleiſtet wird (Walpole 2, 264). Die Miſſionäre ſelbſt klagen über eine oft gedankenloſe, bloß gedächtnißmäßige Auffaſſung des Geleſenen, über die Unwiſſenheit, die gänzliche Nachläſſigkeit der Eingeborenen als Lehrer und über die daraus fließende geringe Wirkſamkeit der Schulen (Baſ. Miſſ. Mag. 1839, 163). Pickering (88) andererſeits rühmt die Leiſtungen in der Mathematik. Hines (220 f.) rühmt ebenfalls die Reſultate der Häuptlingsſchule zu Honolulu, welche aus 15 Schülern (Cheever 52) und einem eingeborenen Lehrer beſteht, und ſehr zufrieden ſpricht ſich Hill über die Schule in Byronsbai aus, in der Geographie. Geſchichte, Muſik, Arithmetik, Leſen, Schreiben und etwas Landbau ge-

ehrt wird, die Prüfung war sehr befriedigend, nur glaubt er im Gegensatz zu Pickering nicht an eine besondere Begabung für Mathematik (296). Auch Wilkes war erstaunt, wie leicht die Eingeborenen aus Büchern lernten (4, 256). In der Schule zu Lahaina hat man Karten und Landschaften in Kupfer gestochen, auch eine Art von Museum angelegt (Olmstedt 231). Auch hat man Geldstrafen für Schulversäumnisse (Cheever 177 Anm.). Steht es also so mit den wissenschaftlichen Leistungen durchaus nicht schlecht, so stehen die sittlichen leider um so tiefer. So berichtet Wise (127), daß 1848 die Missionäre eine Mädchenschule aufgegeben haben, weil die Sittlichkeit ihrer Zöglinge nicht zu retten war; daß von einem Fortschreiten der sittlichen Bildung kaum die Rede sein könne, daß von 30,000 Bekehrten, von denen die Missionäre (1848) redeten, kaum 500 in der That wirkliche Christen seien; daß aber an diesem Elend hauptsächlich die Weißen selbst die Schuld trügen. Er hat nur allzu recht. Die Immoralität war anfangs geringer; die Eingeborenen wurden keuscher, sie verabscheuten den Trunk (Wilkes), es zeigte sich, wenn auch nicht in allen Fällen (Wilkes 4, 30), wahre Theilnahme am Wohl und Wehe des Nächsten (Ellis 4, 317), und Mord und Diebstahl sind immer selten geblieben (Virg. 1, 272, Basler Miss. Mag. 1854, 1, 61). Aber während 1839 zwar auch schon 65 Procent, so waren 1846 schon 70 Procent aller bestraften Verbrechen Vergehungen der Unzucht; es sollte kein unschuldiges elfjähriges Mädchen auf der Insel geben (Steen Bill 227). Die Prostitution war im Anfang der fünfziger Jahre nach Virgin wieder ganz allgemein, durch sie kam das meiste Geld unters Volk, 1-200,000 Dollars, auf welchem die Blüthe des einheimischen Handels beruhte (Virg. 1, 269 nach dem Bericht eines Kaufmannes in Honolulu). Doch läugnet Häole (1854, 78) die allzugroße Ausdehnung der Prostitution und behauptet, daß sie wenigstens nicht das Hauptmittel des Gelderwerbs sei. Auch was Cheever (168, 212, 232 ff.) anführt, zeigt, daß es mit Moralität und Christenthum noch schlecht steht, daß namentlich die Ausschweifungen sehr frech betrieben werden. Kindermord und künstlicher Abortus ist noch sehr häufig (Cheever 68; Wise 127) und wird er z. T. ausgeübt, weil die Missionäre so strenge Strafen auf uneheliche Geburten gesetzt haben (cb. Olmstedt 262), wie auch Häole (349) sagt, obwohl derselbe sich überall sehr günstig über die Mission und

ſelben erzählt, ſtimmt allerdings hiermit überein) und ferne
mentlich durch die ſchlechte Einrichtung der Gefängniſſe, du
die Sträflinge erſt recht demoraliſirt und viele Verbrechen
würden, auch tauge die Sittenpolizei ganz und gar nicht
163 f.). Der Trunk, über deſſen Zunahme ſchon Belcher
klagt, hat ſich immer mehr verbreitet (Bennett a 1, 210
ſon 2, 58); Stewart aber, der um 10 Jahre früher reiſte
noch, daß er ſeltener werde (315). Die alten lasciven
heidniſcher Aberglaube treten da hervor, wo ſich die Bew
den Miſſionären unbeobachtet wiſſen (Steen Bill 2, 27
alſo namentlich im Inneren der Inſel (Virgin 1, 273);
vor allem der Glaube an die Göttin Pele erhalten, der
heutzutage Opfer bringt (Steen Bill 2, 315; Bechtin
Ja, Verehrer der Pele ſollen beim Ausbruch des Vulkans i
1868 einen Aufſtand erregt haben, in welchem ſich Chriſt
Heidniſches wunderbar miſchte, bei dem es aber bis zun
gießen kam (Becht. 131). Auch die Aerzte haben ganz
Gebräuche beibehalten, wie Bechtinger ſchildert; noch heutzut
ſie Kahuna (Prieſter) und Opfer, Zauberformeln u. ſ. w. ſpiel
lungen eine große Rolle. Doch läßt ſie jetzt die Regierung das
digſte von Anatomie u. ſ. w. lernen (Becht. 83). Derart
noch vieles zuſammenſtellen: wir ſehen alſo, daß das Ch
hier vielfach nur äußerer Schein, die Mühe der Miſſionä

nd Abgaben (Simpſon 2, 77; Michel y Rojas 61), nament-
ch mit Kirchenbauten — es ſollen eine Menge jetzt ungebrauchter
nd verfallender Kirchen im Lande ſein (Becht. 125) — wurden die
ingeborenen hart belaſtet. Aller ihr Unterricht hatte eine ſtreng re-
giöſe Tendenz (Ruſchenberger 2, 339 f.). Doch muß man, um
recht zu ſein, auch eingeſtehen, daß vielfach die Miſſionäre die
äußerſte Strenge anwenden mußten, da Spiele, Tänze, Lieder oft
idniſch, oft unzüchtig, oft beides zugleich waren; da die Tracht, die
rt zu wohnen und zu leben vielfach zur Unzucht Anlaß gab. Auch
er iſt man vielfach in den Fehler gefallen, welchen die Geſchichte
r Miſſion ſo oft zeigt und der auch ganz unvermeidlich iſt: daß die
iſſionäre die Religion, das Dogma — und letzteres oft in abſtrak-
ſter Form — eher zu bringen gedachten als die Civiliſation.
ebrigens ſage man nicht, daß dies ein Fehler der Proteſtanten ſei:
e Katholiken mit ihrem Kleeblatt, um die Dreifaltigkeit zu lehren,
it ihren Auseinanderſetzungen über das Cölibat (annal. de la prop.
e la foi 49, 150, 155, Lutteroth 109) ſtehen unübertroffen da,
ährend umgekehrt die Proteſtanten in Ozeanien dadurch dem Geiſt
r Neubekehrten ſich mehr fügten, daß ſie hauptſächlich die Geſchichts-
zählungen des alten Teſtamentes ihnen mittheilten (Hines 214;
llis 4, 441). Aber auch ſonſt hat man wie die tahitiſchen ſo auch
e hawaiiſchen Miſſionäre ſehr verunglimpft, namentlich ihren Führer
ingham, hat ſie als herrſchſüchtig, als fanatiſch, als grauſam u. ſ. w.
zeichnet: alle dieſe Vorwürfe ſind durchaus unbegründet (Virg. 1,
96 f.). Allerdings haben viele Miſſionäre, wie Richards, Judd u. a.
ne bedeutende Rolle in der Politik geſpielt: allein dann haben ſie
re Stellung als Miſſionär niedergelegt. Der Haß gegen ſie iſt
mal aufgeregt durch ihre Strenge, welche den Weißen, den Kauf-
uten ſehr unbequem war; zweitens durch ihre Nationalität, denn
ngländer und Franzoſen haßten ſie als Amerikaner und wie weit
e blinde Wuth gegen ſie ſich verſtieg und verſteigt, leſe man bei
arves (298) und bei Bechtinger (136 f.) nach. Dazu kam nun noch
ie religiöſe Feindſchaft, welche die Katholiken gegen ſie anfachten und
as ganze Gebahren der Picpusmiſſion, welche durch Lügen und Ge-
alt die Früchte, welche jene im Schweiß ihres Angeſichts geſäet
atten, ernten wollten, welche es zuließen, daß der, welcher ſie gewalt-
am einführte, auch die freie Einfuhr des Branntweins erzwang. Und

tinger (200 f.) erlebte. Ferner nun die Partei der E
welche durch ſolche Anſtachelungen und durch die eigene B
und Sinnlichkeit gereizt ſich gegen die Miſſionäre ſetzten:
dieſen Umſtänden auch die proteſtantiſchen Miſſionäre auf
fuße leben mußten, daß ſie in dieſem Kampfe auch ab un
ſchaftlich geworden ſind, iſt gewiß anzunehmen: denn nach
Art mußte das erfolgen.

Daß ſie ſich von den Kaufleuten fern hielten und
dem Handel und ſeinem civiliſirenden Einfluße entſchied
waren, wie ihnen Simpſon (2, 156 f.) und andere vorw
ſich aus der Art und Weiſe, wie die Seefahrer und K
traten, nur allzugut. Und hier kommen wir zu dem
Schaden. Auch die Sandwichinſeln ſind der Spielball
muths, der Sittenloſigkeit, der brutalen Anmaßung bald
bald amerikaniſcher oder engliſcher Schiffskapitäne geweſen.
das die Miſſionäre gepflanzt haben, iſt mit roher Gewa
ärger wie zu Tahiti durch jene wieder ausgeriſſen: ſie erz
hebung der Geſetze gegen die Proſtitution, ſie die
Spirituoſen — Thatſachen, welche in der Culturgeſchichte de
hunderts ſo wenig wie in der der Menſchheit vergeſſen o
ſchwiegen werden dürfen. Und hiernach hat man auch
renen zu beurtheilen, die vielgeſchmähten „Wilden", die
daß ſie (in nicht ganz hundert Jahren!) es nicht ſchon j

ner taugt nicht! er hat den Stamm verdorben? Nun denn, so hat die civilisirte Welt die Hawaier behandelt. Vankouver, die Missionäre, mancher andere tüchtige Europäer oder Amerikaner hat ihnen die Civilisation, die Religion gebracht, deren erste Anfänge nur schwach sein konnten, die aber gleich anfangs so tüchtige Augen ansetzten, daß man die besten Früchte erwarten konnte. Aber die meisten anderen Vertreter der civilisirten Völker haben aller Sittlichkeit Hohn sprechend das, was jene mühvoll pflanzten, untergraben und die Eingeborenen mit aller ihrer Macht wieder herabgeschleudert in die alte oder vielmehr in eine noch tiefere Barbarei. Denn der wahre Fortschritt der Völker beruht einzig und allein auf höherer Entwickelung ihres sittlichen und idealen Lebens. Aber eben deshalb: kein Rückfall schadet mehr, als wenn, sei es ein Einzelner oder ein ganzes Volk, zurückgeschleudert wird in die alte Nacht von kaum errungener höherer Stufe. Mochte das Christenthum vielfach äußerlich, unter seiner Decke noch Vieles heidnisch sein, mochte die Lust zur alten Sinnlichkeit und Rohheit noch in den Eingeborenen schlummern: ohne das fortwährende gewaltsame Bekriegen des Sittlichen und Pflegen des Lasterhaften wären die Hawaier jetzt ein reichlich ebenso civilisirtes Volk, als es z. B. die große Masse der Italiener, der Spanier heutzutage auch ist. Und wie leichtfertig und sittenlos man auch jetzt noch die Eingeborenen behandelt, dafür legt das Buch Bechtingers, der uns wichtig ist, weil er im Geist der meisten Europäer in Honolulu zu schreiben scheint, ein schlimmes Zeugniß ab. Höchst charakteristisch ist es, was er Seite 132 sagt; „eins bleibt jedoch festgestellt, daß kein Ausländer in den Inseln je aufkommen, keiner den Machinationen dieser Männer Gottes entgehen konnte, wenn er sich nicht einer oder der anderen Mission angeschlossen hatte. Jetzt sieht es Gott sei Dank auch hier ein bischen anders aus — die verschiedenen Missionen haben sich gegenseitig selbst theilweise geschwächt (vergl. ev. Miss. Mag. 1863, 518 f.; 1865, 369; 1866, 95) und da sich die eine Kraft in viele kleinere zersplitterte, kann man ihren verderblichen Folgen auch leichter ein Paroli bieten; auch hat das Zuströmen vieler energischer Ausländer, die weniger auf bigottes Beten und Singen als darauf ausgingen, sich zwar ehrlich aber so schnell wie möglich Geld zu verdienen, Manches zum Besseren gewendet."

So sind es denn drei Einflüsse namentlich, welche auf die Ein-

geborenen gewirkt haben (Latham 199): erſtlich die Kriege und die Politik Tamehamehas des Großen; zweitens die Miſſionsſtrebungen, drittens die commerciellen und politiſchen Einflüſſe der Weißen, namentlich der Amerikaner, unter denen Judd beſonders hervorgehoben zu werden verdient. Die Miſchlinge von Weißen und Eingeborenen welche ſich ſtark vermehren, ſcheinen eine beſonders befähigte Race zu ſein; und auch die Eingeborenen ſelber zeigen, daß die Cultur reichlich bei ihnen Früchte trägt, wenn auch durch die geſchilderten Einflüſſe verkümmerte, und daß ſie die beſte Fähigkeit haben, ſich vollkommen kräftig und gut zu entwickeln. Möge denn das Schickſal ihnen günſtig ſein; mögen ſie inmitten der ungeheuren Schwierigkeiten, die man ihnen bereitet, nicht erliegen.

Samoa, vielleicht ſchon 1722 von Roggeween (Turner 97) geſehen, 1768 von Bougainville, 1787 von la Perouſe beſucht, blieb bis 1830 faſt unberührt von Europäern. Damals kamen mit Williams proteſtantiſche Miſſionäre hin und zwar waren anfangs hier nur rarotonganiſche Miſſionäre thätig; 1835 kamen Wesleyaner von Tonga. Allein da zu derſelben Zeit Miſſionäre der Londoner Geſellſchaft kamen, da zu ihr auch jene Rarotonganer gehörten: ſo überließen die Wesleyaner Samoa jener Miſſion (Geſchichte 148) zum Arbeitsfeld; ein Vertrag, der leider nicht ſtreng gehalten wurde. Sie hatte bald namentlich auf Tutuila, weniger auf Upolu (doch war auch dies 1848 völlig bekehrt Verne in nouv. ann. des voy. 1848, 4, 377) glänzende Erfolge: reichliche Thränen floſſen, Ohnmachten erfolgten aus überwallendem Gefühl beſonders bei den Weibern und in den Kirchen konnten ſie oft nicht umhin, laut aufzuſchreien, wie dies Lundie ausführlich erzählt. Daß indeſſen auch äußere Motive zu der überraſchend ſchnellen und leichten Bekehrung mitwirkten, darüber blieb ſich auch Williams nicht unklar (Baſler Miſſ. Mag. 1838, 33, 49 und ſonſt; vergl. Meinicke 171) und es zeigte ſich in der Rede eines Häuptlings ſehr deutlich: „der Gott der Chriſten hat dieſelben mit weit ſchöneren Kleidern, beſſeren Werkzeugen und anderen Dingen verſehen als uns unſere Götter. Wir brauchen alle dieſe Dinge, deshalb ſoll der Gott, der ſie ihnen gegeben hat, auch unſer Gott ſein“ (Quart. rev. 1853, Dez. 111). Jedenfalls waren die politiſchen Verhältniſſe, da ſich die vaivai-Partei (oben 169) ſofort der neuen Lehre anſchloß, dem Chriſtenthum höchſt günſtig, günſtiger aber noch die feſte, ſittliche

ng der Samoaner, der gänzliche Zerfall des Heidenthumes und ine Verſtand, das tiefe Gemüth, das innige Religionsbedürfniß ingeborenen. Auch die minder ausgeſetzte Lage der Gruppe war . Die Miſſionäre ſelbſt wirkten nun auch civiliſatoriſch mächtig ie errichteten gute Schulen, in welchen mit großem Eifer Leſen, ben, Geographie, Geſchichte, Religion gelernt wird (Erskine Valpole 2. 339), ſie bauten Kirchen, beſſerten Straßen- und au, die Kleidung, ſorgten für die Landwirthſchaft durch Cultur)ams und Zuckerrohr, durch welche Dinge alle die Einwohner ſamer und ehrlicher wurden (Wilkes 2, 121; Erskine 48; 57; undie.). Die Sonntagsfeier iſt auch hier eine außerordentlich und manches Aeußerliche, ja Abergläubiſche miſcht ſich mit ein. len, als ein wiedererwachtes ſcheintodtes Mädchen erzählte, auf imelsweg ſei ihr ein Engel begegnet und habe ihr erzählt, nur anten könnten den Weg gehen, eine Menge zur katholiſchen Religion te von dieſer zum Proteſtantismus ab (Hood 92). D'Urville zwar von der Keuſchheit der neubekehrten Weiber (b, 4, 103) die alten ſchlüpfrigen Tänze und Geſänge geblieben ſeien (Duet eb. 334): doch ſollen Fortſchritte in materieller Cultur nicht t ſein (Gourdin eb. 339), welcher Behauptung die übrigen e widerſprechen. Höchſt wichtig war es auch, daß durch die n die Kriege mehr und mehr verhindert wurden, welche auf Sahr häufig waren (vergl. ob. 169), indem die Eingeborenen ſelber rieg entſagten (Erskine 39; 44; 54; 64); daß die Macht äuptlinge immer mehr und mehr beſchränkt wurde (Wilkes 2, daß ſie eine Druckerpreſſe herſtellten, durch welche das alte und eſtament in die Hände aller Eingeborenen kam und der Samoan er ermöglicht wurde, eine einheimiſche, auch wiſſenſchaftlich wichtſchrift. Wie eifrig und innig die Samoaner die neue Lehre ten, zeigt ſich daraus, daß ſie vielfach im Ocean, namentlich in ieſien als Miſſionäre ſelber wirken, und zwar ſchon ſeit längerer Erskine 83).

Allein auch hier, wo alles ſo günſtig emporſproßte, erhoben ſich elligkeiten. Denn auch hierher kamen katholiſche Miſſionäre, um den tantiſchen die Ernte ſtreitig zu machen, wodurch ſich mancherlei Reſkämpfe, die zum Theil mit den Waffen ausgefochten wurden, erhoben des 169; Wilkes 2, 65; 67). Doch konnten ſich die Katholiken

einem Manne etwas über katholische Religion gepredigt. Als
Todte erweckte und manche Unruhe und Zwistigkeit hervorri
kine 56; Wilkes 2, 99; 5, 27). Und wie überall, so n
hier die alte Gastfreundschaft, welche Erskine (36) noch blül
nach und nach ab, ja fremde Schiffe waren beim Landen s
pressungen ausgesetzt, daß Wilkes 1839 einen Handelsve
Samoa abschloß, dessen wichtigste Bestimmung das Verbot de
von Spirituosen ist (Wilkes 2, 73; V 21; 2, 428 f.).
sind die Amerikaner (Commodore Mervin 857) hier auch re
aufgetreten und haben ihre Uebermacht in ganz ungerechter
gewendet, ähnlich wie La Place im östlichen Ozeanien (Zeitsch
Erdk. N. 2, 265; nach Bericht von Valparaiso im Panam
und N. York weekly Herald) und die Schiffer und sonstig
päer, welche vielfach zum Auswurf der Menschheit gehörten
sehr ungünstig (d'Ewes 169). Höchst bedauerlich sin
Streitigkeiten, welche sich hier zwischen der Londoner Mi
den Wesleyanern, sehr zu Ungunsten der Eingeborenen, erh
welche seit 1836 anhebend 1863 immer noch weiter geführ
(ev. Miss. Mag. 1863, 523 f.; 1866, 434) und Schad
brachten (Hood 73; b 41); trotzdem ist aber die Entwicke
wenn auch nicht ohne Anstoß weiter gegangen. So erhob s
ein einheimischer Krieg, in welchem man sofort die neue Trach
Hemde, Kalikoschurz die Männer, die Weiber Kalikoüberwü
Kappen, über deren komische Häßlichkeit sich Hood (52) l

b. 115; 140; 166). Um 1860 gab es 512 Lehrer, mit 2892 Schülern und 131 eingeborene und in Samoa gebildete Lehrer (eb. 24; 107 f.); jetzt ist die ganze Bevölkerung christlich; die Zahl der Katholiken beträgt 5000 (Aube 452). Und die Wohlfahrt des Volkes zeigt gleichfalls: um 1860 betrug die Einfuhr an fremden Manufakturen 0,000 Pf. Sterl. an Werth, die Ausfuhr an Kokosöl 20,000 Pf. Sterl. b. 107 f.). Die Eingeborenen fürchteten sich um dieselbe Zeit vor Annexionsgelüsten der Franzosen, da sie die Geschichte Tahitis kannten (Hood 41); enn die Latouche-Treville, die wir schon von Oparo kennen, erschien auch hier b. 83). Ja französische Priester sollen eine Petition von Eingeborenen m französisches Protektorat zu Stande gebracht haben (Hood 108); llein jedenfalls haben sie nichts erreicht. Apia ist jetzt die Hauptstadt er Gruppe, wo der englische — Williams, ein Sohn des Missionärs — nd der norddeutsche Consul Weber wohnen. Der neueste und sehr achtenswerthe Berichterstatter, Aube (454 f.) erzählt von Mißhelligkeiten wischen beiden und von Gewaltthätigkeiten namentlich des letzteren, elcher, um die Abtretung der Inseln zu erlangen, den Aufstand nes Häuptlings begünstigte. Die Eingeborenen benahmen sich ebenso maßvoll wie kräftig. Sie unterdrückten den Aufstand und ihre fficielle Beschwerde erhielt von England Genugthuung. Die Trägeit der Eingeborenen, über welche Aube (464) klagt, würde sich also ie es hiernach scheint, bei richtiger Behandlung heben lassen. Alle ünschen eine Verfassung (Hood 79; 137) und Williams hat jetzt nen Gesetzescodex (Aube 455) veröffentlicht, den man lange erhmt hat.

In Tonga, welches 1643 von Tasman entdeckt wurde, errschten, alten Sagen zufolge, auch in voreuropäischer Zeit dieselben ämpfe der einzelnen Fürstengeschlechter untereinander (Mar. 1, 270-7; 03-5; Erskine 126), wie sie die Europäer um 1800 vorfanden. Damals (Ausführlicheres bei Mariner, Meinicke und in der Gesch. der christl. Miss. auf den Tongainseln) machte sich Finau zum mächtigsten Fürsten der Gruppe, dessen Sohn Finau II. sich auf die Herrschaft von Vavau beschränkte. Nachdem nach ihm (er starb 1810) seine drei Brüder, deren letzter 1823 starb, die Insel beherrscht hatten, fiel diese damals an den König von Hapai (Geschichte 122) und 1845 nach dem Tode des letzten Königs von Tongatabu ist die ganze Gruppe unter dem Scepter Georg Tubous vereinigt, welcher fälschlich der Usurpator heißt, da er

durch Erbschaft zu dieser Stellung berechtigt war (Geschichte 18
Erskine 127.) — Das Ansehen der tonganischen Macht ist
gering; die Samoaner fürchten sie (Hood 71) und den Fidschi
sie sich vielfach gezeigt (Zeitschr. für allg. Erdk. n. F. 2, 262; 2
u. Calv. 3. Ausg. 489 f.). Die ersten Missionsversuche w
1797 von den Missionären des Duff gemacht, allein ohne allen
folg, woran die Intriguen und Lügen einiger entlaufener Eur
Schuld waren (Wilson 199 f.; 345 f.; Mar. 1, 67-9).
waren dann eingeborene Missionäre aus Tahiti gekommen, denen
Wesleyaner folgten (d'Ewes 152; Williams 303). D'U
fand schon 1827 (a. a. 4, 71) auf Tongatabu eine christliche Partei, obwo
neue Lehre hier nur geringe Fortschritte machte. Von 1835 wi
hier bis 1840 ein Krieg zwischen Christen und Heiden, nach we
die Milde der endlich siegreichen Christen ihrer Religion viel Anh
verschaffte (Gesch. 148 f.); ja noch 1852 (Virgin 2, 68) ga
hier eine starke heidnische Partei. Dagegen hat das Christenthum
Vavau und Hapai seit 1833 so glänzende Fortschritte gemacht, d
schon nach einem oder zwei Jahren dort allgemein verbreitet war,
man von dort aus nach Samoa, Nive und Uwea die neue Lehre b
(Gesch. 142; 146-7). Im Jahre 1839 gab der König ein geschrie
Gesetzbuch (eb. 140-1), welches man dann später immer
und mehr verbessert hat. Allein auch hier griff Frankreich ein.
dem 1838 Pompalier versucht hatte, sich auf Tonga festzusetzen, i
er sein Christenthum als das alte und wahre, das der Protest
nur als eine kürzlich entstandene Lehre hinstellte, den Missionären
gesagt hatte, er wolle nur einige Begleiter da lassen, nicht, um zu
terrichten, sondern um die Landessprache zu lernen (Gesch. 139
nachdem er aber hiemit durchaus höflich abgewiesen war: sah Fran
hierin eine Beleidigung gegen sich, schickte ein Kriegsschiff und verl
die Zulassung der katholischen Missionäre (Dez. 1841). Der K
gieng nicht darauf ein, bat vielmehr (1844) um das Protektorat
lands, das ihm auch zu Theil wurde (Geschichte 184-7). Indeß fa
die Katholiken doch Aufnahme in Tongatabu, wo sie aber nie gr
Einfluß erlangten (eb. 187). Doch war es ihr Einfluß, welcher
neuen Krieg auf der letztgenannten Insel von 1847—1852 er
und in welchem sie auf Seiten der heidnischen Partei standen. 1
kam es zur Entscheidung vor Bea. In diesem Fort befanden sich

den Heiden auch die katholiſchen Prieſter, welche vom König aufgefordert, es zu verlaſſen, anfangs Unwohlſein vorſchützten, dann, daß ſie von den Häuptlingen gehindert würden (Geſchichte 207-8), während dieſe hernach umgekehrt verſicherten, daß die Prieſter immer zum Krieg angefeuert hätten (214). Sie ſtellten ſich alſo ganz auf Seite der Heiden und Rebellen, welche gegen ihre vollkommen rechtmäßige Obrigkeit kämpften. Unterſtützt wurden dieſe mit Kriegsbedarf von einem franzöſiſchen Waler (208). Pompalier kam gerade damals wieder nach Tonga — und auch er ſtellte ſich auf Seiten der Rebellen, obwohl ſelbſt ſein Schiffskapitän ausdrücklich die Sache und das Verhalten des Königs billigten, ebenſo wie Sir Everard Home, Capitän J. M. S. Calliope, durch welchen denn endlich der Krieg beigelegt wurde. Die Prieſter hatten auf ein franzöſiſches Kriegsſchiff gewartet, das Pompalier verſprach. Bei der Einnahme des Forts wurde ihr Leben und Eigenthum vom König geſchützt (Geſchichte 212-5; Home eb.)*) Franzöſiſch-katholiſche Rache iſt denn auch nicht ausgeblieben. 1858 erzwang Du Bouzet mit einem Kriegsſchiff auf höchſt brutale Weiſe Einführung des Katholicismus; und 1860 erfolgten durch de Cuitre neue ſchändliche Vergewaltigungen, durch welche proteſtantiſche Häuptlinge abgeſetzt und Katholiken in ihre Stelle gebracht wurden (ev. Miſſ. Mag. 1859, 294; 1866, 445 f.). Doch haben trotz alle dem die Katholiken keinen großen Einfluß zu erlangen vermocht.

Auch hier iſt über die Wirkſamkeit der Miſſionäre verſchieden geurtheilt: auch hier ſind zunächſt einmal die franzöſiſchen Urtheile, wie das Pigeards (nouv. ann. des voy. 1845. 4, 157) oder Dillons bei Du Petit Thouars 2, 414 als parteiiſch und unwahr abzuweiſen; und ferner zu bemerken, daß auch in Tonga zahlreiche Europäer ſich be-

*) Die franzöſiſch-katholiſche Darſtellung des Auftretens der Propaganda findet man in den annal. de la propag. de la foi und bei Michelis 486; 512 u. 16; 264-5; ſie iſt ſo lügenhaft, daß ſie nicht Anſpruch machen kann, widerlegt zu werden. S. 486 (nach ann. 1841, V, 31) heißt es bei Michelis: „weil die Proteſtanten nicht ſelbſt nach Uwea zu gehen wagten, ſo überſchwemmten ſie die Inſel mit Bibeln, in denen ſie das Gift der Irrlehre durch eine verfängliche und falſche Ueberſetzung verborgen hatten.“ S. 512 erſcheint ein Komet: die proteſtantiſchen Miſſionäre können das Ding nicht erklären; die Katholiken erklären es aus der Fülle ihrer Weisheit richtig. Ein Mann wie Turner, wie Thomas wiſſen nicht was ein Komet iſt. Doch genug des Unſinns.

und ebenso ist es unglaublich (Wilkes 3, 10, 16), daß
näre verlangt hätten, im Kampf sollten die Feinde entwe
oder bekehrt werden. Das ist nach allem, was wir sonst
Männern (z. B. von Turner, Thomas) wissen, ganz
auch wäre dies Verbrechen, wenn es wahr wäre, ihnen
Seiten der Katholiken aufs heftigste und wiederholteste v
Allerdings scheinen sie Anfangs etwas hart gewesen z
Sonntagsfeier ist übertrieben streng (Belcher eb.), jede Ve
selben zieht Geld- und andere Strafen nach sich (d'Ewes 14
Erskine tadelt die Strenge und den Hochmuth der Missio
Allein sie waren in Polynesien und mußten streng sein
Erskine sagt, sie hätten Häuptlinge nur stehend mit sich
so ist in Polynesien die höfliche Sitte gerade umgekehrt n
Vornehme stehen, Geringere erniedern, setzen sich. Mag
manches tadeln: im Allgemeinen ist ihre Thätigkeit unge
reich. Sie haben die groben Laster fast ganz ausgerottet
derson 335), sie haben die Kriege vermindert und menschlic
daher die Bevölkerung im Zunehmen, die Moralität im
Allerdings ist das Volk zur Trägheit geneigt (Quart. rev.
nach Lacroy): aber seine Thätigkeit ist im Steigen und
Erziehung und Unterricht immer mehr gesteigert (vergl.
und Calvert 1, 138). Schulen sind eine Menge da
stungen derselben sind gut (Gesch. 195 f.). Gelehrt wi
Schreiben, Lesen, Geographie, Naturgeschichte (angeblich auch

Tabu 1861 noch ſtark war (eb. 90). So iſt freilich das Chriſtenthum noch in mancher Beziehung äußerlich; aber mit jedem Jahre geht es mehr und mehr in Fleiſch und Blut der Eingeborenen über und es iſt nur weiſe, daß die Miſſionäre nicht raſcher zu Werk gehen. Hier können ſie das auch, weil Tonganer und Samoaner ſittlich höher ſtanden, als die übrigen Polyneſier, und ſo ſteht zu hoffen, daß ſie ſich ruhig und tüchtig weiter entwickeln.

Wir müſſen jetzt noch die Geſchichte Neuſeelands betrachten. Hier hat die Miſſion bei weitem nicht ſo in die politiſchen Verhältniſſe eingegriffen, wie in Tahiti oder Hawaii, wenn ſie auch hier natürlich ihren Einfluß auf den Gang der Ereigniſſe gehabt hat. Jedenfalls bildet ihr Auftreten den wichtigſten Abſchnitt der neuſeeländiſchen Geſchichte: denn mit der Ankunft der erſten Miſſionäre 1814 beginnt die neue Zeit in derſelben.

Auch in der Vorgeſchichte, ſo weit wir ſie verfolgen und was wir von ihr ſehen können, müſſen wir mehrere große Epochen annehmen. Als erſtes Ereigniß, wodurch die Specialgeſchichte der Maori ſich eröffnet, ſteht ihre Einwanderung aus Samoa nach Neuſeeland, welche nicht auf einmal, ſondern in mehreren Zügen und an verſchiedenen Orten erfolgte (vergl. Taylor 190). Dieſe Züge waren nicht gleichzeitig; ſie waren vielleicht durch Jahrhunderte getrennt, wie denn namentlich eine ſehr viel ſpätere Nachwanderung von allen Sagen erwähnt wird; doch floſſen ſpäter, bei nur mündlicher Ueberlieferung, alle dieſe einzelnen Ereigniſſe in ein großes Ganzes im Bewußtſein und Phantaſie der Maori zuſammen, welches ſich darſtellt in der Maſſe der Einwanderungsſagen. Urbewohner fanden die Einwanderer nicht vor; denn wenn man auch die Mythen und Erzählungen von Göttern und Geiſtern, welche das neue Land bewohnt hätten, auf eine ſpäter erloſchene Urbevölkerung gedeutet hat, ſo iſt dies nach alle dem, was wir über die Mythologie der Polyneſier geſagt haben, ein entſchiedener Irrthum. Man glaubte eben jedes Land, welches nicht beſonders enttabuirt und noa gemacht war, im Beſitz der Götter und Geiſter. Auch die More-ore auf Warekauri können nicht als — etwa zurückgedrängte — Urbevölkerung angeſehen werden, da ſie in Sitten, Glauben, Sprache und Leibesbeſchaffenheit ſich ganz deutlich als die nächſten Verwandten der Maori ausweiſen. — Von den Zuſtänden nach der Einwanderung wiſſen wir wenig. Lange

Jahrhunderte hindurch beſtanden ſelbſtändige Maoriſtaaten neben einander, theils in freundſchaftlichen, theils in feindlichen Verhältniſſen: ein gemeinſamer Oberbefehl, ein herrſchender Staat, ein Mittelpunkt der Götterverehrung fehlte wohl nicht: es war dies die Zeit der höchſten nationalen Blüthe der Maori, deren Dauer eine nicht zu beſtimmende, gewiß aber ſehr lange, deren Zuſtand gewiß ein wechſelnder war.

Dann aber folgten allmählich und in ſehr langſamer Entwickelung Zeiten des Verfalles. So änderte ſich ihre Religion nach und nach, der Glaube an die alten einheimiſchen Götter zerfiel, als jene ſelbſt immer mehr und mehr aus dem Bewußtſein ſchwanden und machte einem wüſten Glauben an Schutzgeiſter, an geſpenſtiſches Einwirken der Seelen, an Zauber und Gegenzauber Platz, indem er ſich zerſplitterte aus einer Staats- und Volksreligion in einen abergläubiſchen Dienſt des Individuums. Eine ähnliche Zerſplitterung griff auch im politiſchen Leben um ſich; die größeren Stämme zerfielen in eine Menge kleinerer, ein Mittelpunkt des öffentlichen wie des politiſchen Lebens hörte auf zu ſein und hierdurch, ſowie durch die vielfachen Zuſammenſtöße, welche bei einer ſolchen Menge kleinerer Stämme und Staaten eintreten mußte, dann ferner durch Aberglauben u. ſ. w. entwickelte ſich jener Krieg Aller gegen Alle, den wir ſchon geſchildert haben und aus welchem ſich nur ſelten irgend ein Staat mächtiger hervorhob. Natürlich hatte dies alles den bedeutendſten Einfluß auf den Volkscharakter, der immer wilder, kriegs- und blutgieriger, immer rachſüchtiger und roher wurde. Auch in ihren techniſchen Leiſtungen giengen die Maori zurück (Taylor 6 f.; Baker Transactions of ethnol. soc. of London N. Ser. 1, 45). Tasman z. B. ſah 1642 noch große Doppelkähne bei ihnen (68), welche zu bauen ſie ſpäter nicht mehr im Stande waren.

Die erſte Berührung der Maori mit Europäern fand 1642 im December ſtatt, wo Tasman nach Neuſeeland und auch, nach der Sitte der Zeit, ſofort mit den Eingeborenen in blutigen Streit gerieth, in welchem drei ſeiner Holländer fielen (Tasman 77; 95). Bekannt aber wurde Neuſeeland erſt durch Cooks Beſuch, den er auf ſeiner erſten Reiſe 1769 dort machte. Warekauri ward erſt 1791 durch Broughton entdeckt. Cooks Ankunft war indeß nicht ſo folg-

reich für Neuſeeland wie für Tahiti und Hawaii: denn über vierzig Jahre blieb das Land unbeachtet, nur daß es öfter von Robben- und Walfiſchfängern beſucht wurde, deren einige ſich, aber auch erſt 1807, daſelbſt anſiedelten und trotz mancher Laſter, die ſie brachten, doch in ofern nützlich waren, als ſie den Eingeborenen auch manche Kenntniſſe und Fertigkeiten lehrten und ſie ſo zur höheren Bildung vorbereiteten (Wakefield 1, 313; 335). Uebrigens fanden auch Sträflinge von Neuſüdwales dorthin den Weg und mancher Ausreißer von den durchreiſenden Schiffen blieb da. Dieſe thaten freilich viel Uebles, allein man hat ſie doch zu ſchwarz geſchildert: man muß ihnen wenigſtens zugeſtehen, daß auch ſie als „Pionire der Civiliſation“ tüchtig wirkten (Swainſon 74; Thomſon 1, 294 f.). Ueberall wurden ſie freundlich aufgenommen (Taylor 195) und viele Matroſen und Offiziere von Walern hatten in Neuſeeland eingeborene Weiber, welche ſie dann bei gelegener Zeit beſuchten (Dillon 1, 251). Ueberall haben auch ſpäter, zu Dieffenbachs Zeiten z. B. die Neuſeeländer ſich ſehr gefreut, wenn Europäer kamen und ſie gern und freundlich aufgenommen (Dieffenb. 1, 191; 334). Den Ruf ihrer beſonderen Wildheit und Gefährlichkeit haben ſie durch ihr Betragen gegen die Europäer nicht verdient, ſondern nur durch die grauſamen Kriege, welche ſie unter einander führten. Alle Streitigkeiten zwiſchen ihnen und Europäern ſind von dieſen veranlaßt; ſo die mit Tasman, ſo die 1809 in der Wangaroabai, welche das gute Einvernehmen der Maori mit den Europäern dauernd ſtörte, der Streit, welcher mit der Niedermetzelung der Mannſchaft des Boyd und der Zerſtörung des Schiffes endete. Der Capitän deſſelben, Thomſon, hatte nämlich einen neuſeeländiſchen Fürſten, der ſein Paſſagier war, ohne genügenden Grund auf's ſchimpflichſte mißhandeln laſſen (Dillon 1, 217-224; Thomſon 1, 248 f). Dies Ereigniß verbreitete weithin großen Schrecken und verzögerte auch die Reiſe des erſten Miſſionärs Marsden, der gerade nach Neuſeeland aufgebrochen war. Erſt 1814 kam er von Neuſüdwales aus nach den Inſeln, wo nun die erſte chriſtliche Predigt gehalten wurde (Taylor 208; Meinicke 225). — Unter ſich hatten die Maori bis dahin die alten Kriege weiter geführt, welche zum Theil große Veränderungen hervorbrachten und namentlich die nördliche Halbinſel bis zum Cap Reinga ſehr entvölkerten (Dieffenb. 1, 291; 208, 195), doch auch andere Stämme

vernichteten, andere von ihren Sitzen vertrieben (Dieffenb. 1, 191 195; 300). Dieſe Kriege waren um ſo wichtiger, als die Maori d jene Waler gegen Lebensmittel europäiſche Feuerwaffen bekommen ha welche ſie damals zuerſt anwendeten.

Marsden war mit ſeinen Miſſionären an der Inſelbai gela Sein Bemühen war, mit dem Chriſtenthum, ja vor demſelben Eingeborenen Bildung zu bringen; allein dieſer Plan ſcheiterte, jene zwar alles, was er ihnen lehrte und die Geräthe, das E welches er brachte, mit Begier aufnahmen, aber nur um durch rei Erndten reicher zu werden und Waffen und Pulver kaufen zu kö (Meinicke 226). Das war der Hauptgrund, weshalb ſie zu nicht vorwärts kamen, und Polack (narr. 2, 144), welcher die erfolge der erſten Miſſion aus dem Charakter und Benehmen erſten Miſſionäre ableitet, hat gewiß nur ſehr theilweiſe Recht. lends unerheblich iſt es, wenn Du Petit-Thouars (3, 43), ſowie A ville und ſeine Offiziere ähnliche Urtheile fällen; denn wir kennen Parteilichkeit. Jedenfalls machte ſich ihr Einfluß nicht gleich gel vielmehr entbrannten die inneren Kriege gar bald mit erneuter H keit, als der Häuptling Shongi, der 1820 mit dem Miſſionär Ke nach England gegangen war, 1821 mit vielen ſchlau erwor Fliuten zurückkam (Meinicke 226 f.; Thomſon 1, 253 f.). wandte ſeine Unternehmungen zuerſt nach Süden, dann nach Norden der Nordinſel Ika te Maui und erſt als er 1828 f wurde das Land etwas ruhiger (Thomſon eb.; Meinicke Wichtig war auch zur Verminderung der Unruhen, daß 1830 d den Gouverneur von Neuſüdwales, Darling, der Handel mit Menſc köpfen dorthin unterſagt wurde; denn dieſer Handel war die U vieler Kriege. Dieſe ruhten zwar nicht; wie denn 1832 wieder heftiger Krieg um Taranaki entbrannte, der die ganze Nordinſel be ruhigte (Dieffenb. 1, 132; 162 f.) und in demſelben Jahr Maori — in einem europäiſchen Schiff (Dieffenb. 1, 191 f.) den erſten Zug nach Warekauri unternahmen und ſich hier nie ließen. Die More-ore, damals etwa 1500, wurden theils vernic theils aber verſchmolzen ſie immer mehr mit den unter ihnen lebe Neuſeeländern, auch ſprachlich; 1866 waren ſie etwa noch 200 S len ſtark, während die Zahl der dortigen Maoris 400 betrug (T vers bei Peterm. 1866, 62). Jetzt ſollen ſie auf 40 zuſamme

ſchmolzen ſein, welche Angabe ſicher auf nicht allzugenauer Zählung beruht, indem man ſie für Neuſeeländer anſah. Ihre Sprache ſoll ganz geſchwunden ſein. Ihre Inſeln ſind durch eine bunte Miſchung aus allen Völkern beſetzt (Welch im Globus 17, 268 f.).

Während nun im Anfang dieſes Jahrhunderts nur einzelne engliſche Schiffe nach Neuſeeland kamen, um den Engländern, die dort wohnten, eine ſichere Stellung zu verſchaffen: ſo begann man nach Marsdens Ueberſiedelung, nach Shongis Beſuch in England immer aufmerkſamer auf die Inſeln und ihre Bedeutung zu werden. Die auf ihnen wohnenden Engländer, die Miſſionäre ſelbſt, dann Landſpekulanten aus Sydney und verſchiedene Glücksritter kauften von den eingeborenen Häuptlingen von Land auf, was ſie bekommen konnten und in England bildete ſich eine Geſellſchaft, an deren Spitze Lord Durham ſtand, deren eigentliche Triebfeder Edward Gibbon Wakefield, deren Mitglieder vielfach hochgeſtellte, politiſch einflußreiche und ſehr reiche Männer waren (Swainſon 75 f.; Thomſon 2, 4 ff.). Der Zweck der Geſellſchaft war ein doppelter: erſtlich nach beſtimmten Grundſätzen zu coloniſiren; zweitens — Geld zu machen (Rede des Earl Grey bei Swainſon 77). Dieſe Geſellſchaft verlangte Beſtätigung und Unterſtützung von der Regierung. Dieſe jedoch, gegen die Geſellſchaft eingenommen durch die Miſſionäre, welche beſorgt waren für die Eingeborenen, und keineswegs gewillt, ſich auf ſo weitläufige Pläne und Neuerungen, wie ſie die Geſellſchaft vorhatte, einzulaſſen, ſchlug ihre Unterſtützung ab und erklärte auf den Antrag, Neuſeeland zur britiſchen Colonie zu machen, auf das allerfeſteſte, Neuſeeland ſei ein durchaus ſelbſtändiger Staat und müſſe als ſolcher anerkannt und behandelt werden. Die Geſellſchaft aber, welche mittlerweile große Geldſummen — ihr Grundcapital betrug mehr als 100,000 Pfd. St. — zuſammengebracht hatte, wollte nicht von ihren Plänen ablaſſen: und ſo ſendete ſie trotz des Widerſpruchs der Regierung und durchaus ohne genügende Kenntniß der neuſeeländiſchen Verhältniſſe im Jahre 1839, wo ſie zuerſt in Wirkſamkeit trat, mehrere Schiffe voll Auswanderer nach Neuſeeland.

Hier entſtanden nun die ſchwierigſten Verhältniſſe, bei deren Darſtellung aber wir nochmals erinnern, daß wir nur zu ſchildern beabſichtigen, was für die Eingeborenen und ihre Schickſale von Wichtigkeit war, daß wir alſo nicht daran denken, eine erſchöpfende Ge-

ſchichte der Colonieen in Neuſeeland geben zu wollen. Die Urſachen dieſer Wirren waren ſehr mannigfaltig. Zunächſt müſſen wir feſthalten, daß ſchon von einzelnen Anſiedlern und Speculanten eine Menge Landes aufgekauft war, in den Jahren von 1825-29 nicht weniger als eine Million Akres und 1839 wurden gar 20 Millionen Akres als gekauft reclamirt von Weißen, welche nicht zur Neuſeelandcompagnie gehörten (Thomſon 1, 268 f.). Swainſon (90) erwähnt 1200 Reclamationen, die nicht zur Compagnie gehörten, unter denen drei je eine Million Akres beanſpruchten, drei je eine halbe Million u. ſ. w. Nicht die geringſten Forderungen unter dieſen waren es, welche die Miſſionäre der Churchmiſſion machten: das war aber um ſo wichtiger, als einige Jahre vorher (1836) gerade dieſe Miſſion eine größere Ausdehnung bekommen hatte (Taylor 209). Von den Miſſionären nun hatten mehrere über 10,000 Akres, einer gar über 40,000 an ſich gebracht (Dieffenbach 2, 168). Wakefield der Geſchäftsführer der Compagnie, kaufte nun auch, wo er bekommen konnte und wo man es ihm anbot, nur um Land zu bekommen, ohne Wahl und Vorſicht (Swainſon 79), namentlich das Gebiet um Port Nicholſon, wo die Stadt Wellington bald der Hauptſitz der Geſellſchaft wurde. Durch ſeine Ankunft bewogen kamen eine Menge Leute von Neuſüdwales mit engliſchen Kaufbriefen, welche ſie dann ausfüllten und von den Häuptlingen, mit denen ſie verhandelt hatten, unterſchreiben ließen, um darauf ihre Rechtsanſprüche zu gründen (Swainſon 89. 90-91). Durch alles dies war die engliſche Regierung wider ihren Willen genöthigt, ihre Oberhoheit über Neuſeeland geltend zu machen; und ſo entſendete ſie den Capitän Hobſon, um die Häuptlinge zu bewegen, ihre eigene Oberhoheit auf die Königin von England zu übertragen und um einen Sitz für die Regierung auszuwählen. Hobſon wählte mit richtigem Griffe Auckland, zog ſich dadurch aber die Feindſchaft der Neuſeelandcompagnie im höchſten Grade zu, welche natürlich gern ihre Niederlaſſung als Regierungsſitz geſehen hätte (Swainſon 86 f.; 808). Es ſcheint nicht, als ob die Regierung gegen die Geſellſchaft feindlich verfuhr, obwohl dieſe gegen die Regierung, wenn auch nicht feindlich, ſo doch oppoſitionell aufgetreten war; die Wahl Auklands beruhte auf Gründen, denen die Regierung und das Parlament die volle Anerkennung ausſprach (Thomſon 2, 26 f.; Swainſon 87; 99); auch Dieffen-

bach, obwohl bei der Compagnie als Naturforſcher in Dienſt, ſprach ſich eben dahin aus (Swainſon 86). Durch Hobſons Ankunft aber wurden neue Schaaren von Einwanderern herbeigelockt und die Regierung ſelbſt mußte doch auch Grundbeſitz haben; das ſchwierigſte aber war ihr Verhältniß zur Geſellſchaft. Die erſte Hauptmaſſe der durch die letztere veranlaſſten Einwanderer — vorher waren nur einzelne Schiffe mit Vorläufern gekommen — welche Wellington 1840 erreichten, hatten unter ſich ein beſtimmtes Rechtsverhältniß und die Einrichtung eines Gerichtshofes feſtgeſetzt. Da aber die Regierung jetzt die Oberhoheit über das Land beanſpruchte, ſo durfte das nicht geſchehen und die engliſche Regierung warnte dringend vor einer ſolchen Verfaſſungsverletzung. Mochte dies auch richtig, auch nothwendig ein: die Schwierigkeit der Lage wurde dadurch nur erhöht, da es nun — für eine Zeit lang wenigſtens — an jeder feſten Ordnung fehlte (Swainſon 102 f.). Auch hier läßt ſich übrigens der Regierung, welche nicht anders handeln konnte, kein Vorwurf machen; auch hier iſt die Geſellſchaft ſchuld, welche durch ihre Oppoſition und ihr voreiliges Handeln dieſe nothwendigen Folgen hervorrief. Wie nichtſinnig aber die Geſellſchaft gehandelt hatte, das zeigte ſich nur allzubald und in nur allzugrellem Lichte. Denn ſie hatte (offic. Bericht bei Swainſon 126) Land ausgetheilt an ihre Anſiedler, welches ſie gar nicht gekauft, an welches ſie nicht das mindeſte oder, im beſten Falle, nur ſehr zweifelhaftes Recht hatte.

War nun ſo ſchon die Verwirrung durch und unter den Engländern ſehr groß, ſo wuchs dieſe doch ins Unauflösliche durch die Eigenthümlichkeit der Maori. Dieſe hatten vom Verlauf größerer Landſtrecken für immer, ohne die Möglichkeit einer Rückforderung oder eines wiederholten Verkaufes, ohne Berechtigung auf ſeinem bisherigen Eigenthum weiter zu leben, gar keinen Begriff und wie ihnen der Inhalt der Kaufkontrakte, welche die Engländer abſchloſſen, ganz fremd und unverſtändlich war, ſo war ihnen dies noch mehr die Form. Zudem erſchien ihnen anfangs die Abtretung wüſter nicht einmal abgegrenzter Länderſtrecken als etwas völlig Zweckloſes und ſie dachten dabei natürlich nur an die ſchönen Sachen, die ſie als Kaufpreis erhielten, bei deren Theilung daher jedesmal Zank und Streit entſtand, da jeder ſo viel er konnte, ſich zuzueignen ſuchte (Wakefield 1, 288). Auch hielten ſie es anfangs für Lüge, wenn man ihnen ſagte, daß viele

Hunderte von Weißen kommen würden, um das gekaufte Land als ihr Eigenthum zu benützen: sie glaubten vielmehr nur an die Ankunft einzelner und da sie diese gern in ihre Dörfer aufnahmen, um sie als Händler zu benutzen, so verkauften sie das Land leichtsinnig (Wakefield 1, 202), oft dasselbe Land zwei- oder dreimal, oft Land, welches ihnen gar nicht gehörte (z. B. DUrville b IX., 140). Dies brauchte nicht aus Betrügerei zu geschehen: gewiß thaten sie dies häufig, weil sie die Sache nicht verstanden. Später nun, als sie das gefährliche der Landverkäufe einsahen, suchten sie das Verkaufte nicht immer so friedlich durch Rückkauf wieder zu erlangen, wie dies Roß (2,73) 1841 von manchen Häuptlingen sah, sondern häufig läugneten sie entweder den Verkauf, gaben das Land nicht heraus oder verjagten auch wohl den Käufer, der schon Besitz ergriffen hatte (Power 48 f.). Doch machte sich hier an vielen Orten der Einfluß der Mission auf sehr heilsame Weise geltend, denn die Eingeborenen ließen sich, obwohl oft in drückender Noth und großem Elend durch den Länderkauf von den Missionären trotz ihrer Unzufriedenheit zu ruhigem Verhalten bestimmen (Roß 2, 73). Und Grund zur Unzufriedenheit mit den Europäern war freilich genug. Ganz abgesehen von den vielfach betrügerischen Landankäufen durch die Neuseelandcompagnie (Thomson 2, 25; 49), abgesehen ferner von den öfteren Gewaltthätigkeiten und anderen Unzuträglichkeiten bei der Besitzergreifung und nachher — Martin schildert (67) die grobe Sittenlosigkeit der Einwanderer — ganz abgesehen davon braucht man nur die Preise sich zu vergegenwärtigen, welche die Europäer für das Land boten und zahlten (Thomson 2, 16), braucht man nur daran zu denken, daß „Geld zu machen" der eine Hauptzweck der Gesellschaft und der einzige der zahllosen Glücksritter war. Hört man nun, was die Missionäre zahlten, so kann man denken, was erst die anderen mit minder strengem Gewissen boten. 1839 zahlte ein Missionär für 5000 Akres 40 *£*., ein anderer für 10,000 Akres 450 *£*. in Waaren, 1833 ein dritter für 1000 Akres 42 *£*., 1821 bekam ein anderer 400 Akres für 10 *£*. und derselbe 1836 40,000 Akres für 400 *£*. (Dieffenbach 2, 168)! In minder als drei Monaten kaufte Wakefield Land von der Ausdehnung Irlands für Waaren im Werth von 8983 *£*. St. (Thomson 2, 15). Die Neuseeländer sind aber ein scharfsehendes, hochbegabtes Volk und mochte es auch die erste Zeit glücken, sie zu betrügen, der

etrug hielt nicht lange vor: freilich war dann ſchon viel für die eſchädigten verloren. Das tiefe Gefühl des Unrechts, welches die Einge-renen beim Länderverkauf von den Meiſten erlitten, zeigt ſich treffend folgender Rede eines Häuptlings (on the British Colonization of New ealand p. 49): „nein, nein, Herr Gouverneur, ihr ſollt unſer Land cht ausmeſſen und es verkaufen. Seht ihr ſeid in unſer Land gekommen, ibt es geſehen, ſeid ſtehn geblieben und dann den Fluß heraufgekommen; id was haben wir gethan? Wir gaben euch Kumaras, ihr gabt s eine Fiſchangel, das iſt Alles. Wir gaben euch Land, ihr gabt s eine Pfeife, das iſt Alles! Wir ſind betrogen worden. Die emden ſind Diebe. Sie zerreißen ein Tuch, machen daraus zwei ücken und verkaufen ſie für zwei Tücher; ſie kaufen ein Schwein r ein Pfund und verkaufen es für dreie; ſie bekommen einen Korb maras für 6 Pence und verkaufen ihn für zwei Schillinge. Das Alles, was ſie thun, ſie beſtehlen uns, das iſt Alles." Betrüge-en wie die hier von den Tüchern erwähnten und Aehnliches iſt viel-h vorgekommen. — Allein das Gleiche trägt ſich überall zu, ohne e ſolche völlig heil- und beiſpielloſe Verwirrung der Beſitzverhältniſſe bewirken, als ſich nach und nach in Neuſeeland entwickelte. Der chtigſte Grund hierzu waren die Rechts- und Eigenthumsverhältniſſe Neuſeeland ſelbſt und ihre gänzliche Vernachläſſigung durch die ropäer, welche ſie als eines Volkes von „Wilden" eben einfach ht beachteten. Und doch waren dieſe verwickelt genug. Denn es b (Shortl. a 263), der Art des Beſitzes und der Verkaufsfähigkeit ch, vier Klaſſen Landes: erſtlich ſolches, das Einzelnen gehört oder meinſchaftlich mehreren Mitgliedern eines Stammes; zweitens Land, lches den Mitgliedern eines Stammes gehörig unter ſie in kleine heile getheilt iſt; drittens Land zwiſchen dem Gebiete zweier Stämme legen, von beiden beanſprucht; und viertens erobertes Land, deſſen ſprüngliche Beſitzer entweder, unterthan den Siegern, noch darin ohnen oder aber vertrieben in der Nähe umherſchweifen. Das Land r erſten Klaſſe wird von den Maori ſelbſt nur ſehr ungern verkauft, a er am Erbe ſeiner Väter hängt, da es häufig für ihn durch mannig-ch darauf ruhende Tabus ein heiliger Beſitz iſt, den aufzugeben frevel gegen die Götter oder die innerſte Empfindung wäre; da die Einzelnen ſelber (wenn auch erſt in etwas ſpäterer Zeit) einſahen, daß ihre politiſche Macht und Exiſtenz durch den Landverkauf vernichtet

würde (Taylor 277). Die zweite Klasse verkauft sich
schwer wegen der vielen Rechte, die auf diesem Lande ha
der vielen Betrügereien, welche eben wegen dieser viele
leicht entstanden; und durch die ein solcher Kauf gar lei
wird. Daß durch Kauf der dritten Klasse nur Streit
zwischen drei Faktoren entsteht, liegt auf der Hand, ebens
durch Land der vierten Klasse, denn nach neuseeländische
halten die Besiegten immer das Haftrecht an ihrem alten
respektirte immer ihr Eigenthumsrecht, auch wenn nur
eines Stammes übrig waren und das Land in völlig an
ist (Taylor 384 f.). Und wollte man solche Sklaven ge
einem Kauf verstoßen, so würden sie, um im Elend ni
kommen, Räuber- oder Bettlerbanden bilden und dadurch
wanderern nur gefährlich werden. Das ist aber noch nicht
häufig ist der Besitz eines Landes so vertheilt, daß dem
Boden, dem andern aber die Wälder oder ein Baum oder
des Baumes zugehören; oder daß auf fremdem Grund
ein Begräbniß stattgefunden hat und dieses dadurch für die
des Todten heilig ist. In früherer Zeit hatten nur die
ein hervorragendes Recht, auf welches gestützt sie das La
Eigenthum betrachteten und als solches wohl verkauften.
erhob sehr häufig die übrige Schaar der Raatiras Einspruc
das Land dem ganzen Stamm, so ward das Geld an al
mitglieder vertheilt; wie auch alle Familienglieder vom erst
an — also oft aus sehr alter Zeit — gerechnet ihren
Verkaufsgeldes erhalten müssen (Taylor 384). Die Erl
waren verwickelt genug (Shortl. a 255); und doch wußte
vornehmeren Neuseeländer sehr genau die Geschichte und
Zugehörigkeit des einzelnen Landes (Taylor 384 f.). D
Theilung der Gelder sehr leicht Streit entstand, daß einzeln
wurden, leuchtet ein. Man sieht also, wie unendlich verwickelt
nisse hier waren: man rechne alles das Gesagte zusammen un
zugestehen, daß hier eine heil- und beispiellose kaum noch zu
Verwirrung herrschte, in welche die Regierung nothwendig eingr

Dazu drängte sich noch ein anderer Umstand, welche
wirrung nur noch erhöhte, zugleich ihr aber eine höhere, n
tische und folgenschwere Bedeutung gab: die Einmischun

reichs. In demselben Jahre 1836, welches den neuen Aufschwung der Hochkirche sah, wurde Pompalier von Papst Gregor XVI. als Bischof für Neuseeland bestätigt und 1837, in demselben Jahre, wo die Neuseelandcompagnie zuerst als solche öffentlich wirksam auftrat, kam er auf der Insel an. Nicht allein: mit ihm natürlich Missionäre und auch Glücksritter, die ihre Sache ebenso wie die Engländer, aber auf französische Art betrieben und unter denen sich namentlich der Baron von Thierrey auszeichnete. Auch er hatte große Länderkäufe von drei Häuptlingen gemacht und nannte sich, als er 1838 ankam, „König von Neuseeland und Nukuhiva" — auf welcher Insel die Franzosen ihre oben geschilderten Heldenthaten eben vollbracht hatten. Indessen wurde dies Königthum Thierreys, dessen lächerliche Prätensionen Du Petit Thouars (3, 53 f.) höchst charakteristisch für ihn und Frankreichs Auftreten in der Südsee vertheidigt, dies Königthum wurde bald durch Busbys eines englischen Agenten Thätigkeit zu nichte: denn auf sein Anstiften hatte sich eine Anzahl von Häuptlingen unter einander verbündet, für die Herren der ganzen Insel erklärt und eine Art von Constitution gegeben (Thomson 1, 275 ff.; King und Fitzroy Append. 195). Wichtiger als die Komödie dieses königlichen Barons war das Auftreten der katholischen Missionäre, denen es gleich 1838 — nach Michelis 444 — glückte, eine Gemeinde zu gründen, während sie — nach Michelis 447 — erst später so viel von der Sprache lernten, um den Unterricht beginnen zu können! Diese Gemeinde also hat nicht viel Religiöses, gewiß aber desto mehr Politisches gehabt, wie man auch — nach Michelis 449 — die katholischen Missionäre anfangs nur für französische Emissäre hielt. Wurden sie nun schon dadurch wichtig, daß ihr Auftreten — wir meinen nicht ihr persönliches, dies war tadellos Dieffenb. 2, 169; Swainson 92) — dem Ansehen der Europäer großen Abbruch that, indem sie durch Ueberführung der religiösen Streitigkeiten das ganze Christenthum und seine Mission und seine Anhänger bei den scharfblickenden Maoris herabsetzten: so war doch die Stellung, welche sie politisch einnahmen, viel bedeutsamer. Sie stellten sich — nach Michelis 450 — ganz auf Seiten der Handelscompagnie und gegen die englische Regierung, wenn es natürlich auch eine lächerliche und lügnerische Uebertreibung der katholischen Schriftsteller ist (Michelis 449), England sei erst durch Pompaliers Sendung auf Neuseeland aufmerksam gemacht und die

Beſitzergreifung der Inſel ſei erſt in Folge der katholiſchen Miſſion geſchehen.

So war in Neuſeeland alſo ein Kampf Aller gegen Alle und wollte die engliſche Regierung ihre Unterthanen ſchützen, wollte ſie ſegensreich wirken, ſie mußte eingreifen, ſie mußte ſelbſt als Centralgewalt auftreten. Und das hat ſie gethan. Hobſon war von ihr abgeſchickt, um die Abtretung der Inſel von den Häuptlingen an die Krone England zu bewirken — und dies geſchah 1840 in dem berühmten Vertrag zu Waitangi, der ſo vielfach beſprochen, aufs ſchärfſte angegriffen, aufs herbſte getadelt, dann wieder vertheidigt und wieder angegriffen iſt, der ſich alſo ſchon dadurch als eines der wichtigſten Ereigniſſe dieſer Entwickelung hinſtellt. Zunächſt berichten wir das Thatſächliche. Als eine große Anzahl Häuptlinge nach Waitangi zuſammengekommen waren, begannen daſelbſt am 6. Januar die Verhandlungen, die bald ſtürmiſch genug wurden. Hobſon ſetzte auseinander, daß England nicht das Land, daß es einzig und allein nur die Oberhoheit, alſo nach dem Ausdruck eines Maorifürſten „nur den Schatten, nicht die Dinge ſelbſt“ haben wollte (Thomſon 2, 22). Allein viele der Häuptlinge erklärten ſich gegen die Abtretung, indem ſie (leider nur mit allzuvielem Grund) an Tasmanien, an Amerika erinnerten (Dieffenb. 1, 91). Ein Fürſt jedoch der nördlichen Stämme, ſehr einflußreich und den Engländern ergeben, Tamati Waka (Thomas Walker Nene), erklärte ſich für Hobſon: die Häuptlinge ſollten ihre ganze Stellung beibehalten, aber ſie verpflichteten ſich zugleich, jeden Landverkauf von der Zuſtimmung der engliſchen Krone abhängig zu machen (Thomſon 2, 19-20; Swainſon 158). Sein Beitritt überredete viele und ſo unterſchrieben 512 Häuptlinge die Abtretung der Inſeln an England. Andere freilich blieben ihrer Weigerung getreu und waren durch nichts umzuſtimmen (Swainſon 81 f.) Es iſt wahr, daß den Unterzeichnern Geſchenke von der engliſchen Regierung geboten ſind; und dies iſt nicht zu tadeln, da ja auch die engliſche Regierung durch den Vertrag gewann und die Maori eine Entſchädigung wohl verlangen konnten; aber ebenſo wahr iſt es auch, daß mancher, der den Vertrag mitunterzeichnete, jedes Geſchenk ausſchlug, damit es nicht als Bezahlung für verkauftes Land erſcheinen könnte (Swainſon 82). Mittlerweile hatten nun auch Fürſten des Südens einen Bund untereinander geſchloſſen und die Neuſeelandcompagnie trat, obwohl ſie

ßte, was die Regierung in Waitangi abgeſchloſſen hatte, dieſem bei
Februar 1840; ſo daß ſich Hobſon genöthigt ſah, die Souveränität
nglands gleich über beide Inſeln auszuſprechen, obwohl die Abtre-
ngsakte noch keineswegs vollendet war. Bis zum 16. November
n waren die Inſeln abhängig von der Verwaltung in Neuſüdwales;
nn aber wurden ſie als ſelbſtändige und unabhängige Kolonie aner-
nt (Swainſon 83; Thomſon 2, 12 f). — Was man nun
jen den Vertrag von Waitangi vorgebracht hat, iſt vorgebracht von
n Gegnern der engliſchen Regierung, der Compagnie und den fran-
iſchen Katholiken (ſo Wakefield 2, 457 f.; ſo Jacquinot bei D'Urville
9, 303). Ein unparteiiſches Urtheil aber wird anerkennen müſſen,
mal, daß die Regierung eingreifen mußte, zweitens aber, daß ſie
t größter Milde und Menſchenfreundlichkeit, in ſtrengſter Rückſicht
f die Eingeborenen eingegriffen hat. Ihre Lage, umgeben von den
ittertſten Feinden, war, das wird man anerkennen, keine beneidens-
rthe: und doch hat der Vertrag von Waitangi, das ganze Verhalten
engliſchen Regierung in den neuſeeländiſchen Wirren welthiſtoriſche
:deutung. Denn hier, worauf Jameſon 226 ſehr mit Recht
Hauptgewicht legt, hier zuerſt wurde der Grundſatz ausgeſprochen,
; die Eingeborenen auch eines nicht kultivirten Landes das volle
genthumsrecht an ihrem Grund und Boden hätten (vergl. Thomſon
23). Das iſt wichtig: denn wie dadurch von Staatswegen das
ſichtsloſe Vorgehen einzelner, die frühere ſchlechte Behandlung ganzer
ſtrikte verdammt wurde, ſo war zugleich darin die Humanität des
nzehnten Jahrhunderts wirklich zur Geltung gekommen; es zeigte
ein großer Fortſchritt der europäiſchen Menſchheit. Hier zuerſt
rden die „Wilden" als Menſchen wie die Einwanderer behandelt —
ziell wenigſtens; und allerdings waren die Neuſeeländer einer ſolchen
handlung auch am meiſten entgegengereift. Es thut Noth, daß man
Bedeutung des Waitangivertrages recht ſcharf und klar ins Licht
; denn bezeichnend und traurig genug, gerade gegen ihn ſind die
igſten Vorwürfe geſchleudert.

Allerdings war er es, der die Neuſeelandcompagnie vollends brach.
Regierung hatte dieſelbe nie anerkannt; ſie erklärte und hatte
n vor 1837 erklärt, daß ſie die Käufe und Verträge der Geſell-
ft nicht ſanktioniren werde (Swainſon 106). Wie ſtreng ſie
: vorging, geht daraus hervor, daß ſie die Forderungen der Com-

pagnie, welche damals 20 Millionen Akres beanſpruchte, zuerſt auf 997,000, dann (1843) nach genauerer Prüfung auf nur 282,000 Akres herabſetzte. Die übrigen Engländer beanſpruchten 26 Millionen, welche Forderung auf 100,000 Akres verringert wurde (Thomſon 2, 33; 91). Die Geſellſchaft aber ſuchte ſich auf alle Weiſe in Landbeſitz zu ſetzen, wie ſie ja auch kein Mittel geſcheut hatte, Auswanderer an ſich zu locken (eb. 126): und ſo mußte es zu Mißhelligkeiten kommen. Der erſte förmliche Krieg brach 1843 aus und zwar auf folgende Weiſe. Am Wairuafluß (auf Wahipunamu) lebten zwei Fürſten Rauparaha und Rangiaiata, deren erſterer ſchon früher mit den Europäern vereint dieſe nicht gerade hatte achten lernen, denn unter Capitän Stewarts Beihülfe hatte er ſeine Feinde beſiegt, indem ihn jener zu Schiff hinführte und hernach ſogar den Kannibalismus zuließ, aus Gewinnſucht (Taylor 327 f.; Thomſon 1, 265). Daß die Weißen zu den Greuelthaten der Maori hülfreiche Hand boten, kam übrigens auch ſonſt noch vor: Polack (narr. 2, 113) erwähnt einen Fall, wo die Maori die Leichen ihrer Feinde im Schiffskeſſel eines europäiſchen Schiffes kochen durften! Rauparahas Land am Wairua wollte die Geſellſchaft gekauft haben, er aber reclamirte und der Regierungscommiſſär verſprach Unterſuchung. Da aber Rauparaha — ein ſehr mächtiger aber wenig civiliſirter Fürſt — mittlerweile das Haus eines der Vermeſſer, welche die Compagnie geſchickt hatte, abbrannte, als ſie nicht von ſelbſt gehen wollten, ſo kam Wakefield mit Männern der Compagnie, allerdings auch von einem Polizeibeamten der Regierung begleitet, um ihn gefangen zu nehmen; vergebens berief ſich dieſer auf die bevorſtehende Unterſuchung; die Engländer drangen feindſelig ein, gaben Feuer und der Kampf begann. Wakefields Leute flohen bald nach allen Seiten; er ſelber und die Seinen wollten ſich ſchon friedlich ergeben, als Rangiaiata hörte, daß ſein Weib, die Tochter Rauparahas, getödtet ſei: nun erwachte die Wuth der Maoris und faſt alle Engländer wurden getödtet (Swainſon 109 f.; Thomſon 2, 74 f.; Taylor 332 f.; vergl. 321 f.). An dieſem Kampf waren alſo einzig und allein die Geſchäftsführer der Geſellſchaft ſchuld und der Gouverneur Fitzroy, welcher 1843 dem verſtorbenen Hobſon im Amt gefolgt war, konnte nicht anders, als die Maori für unſchuldig zu erklären, um ſo mehr, als Rauparaha, der, um ſich zu ſichern, ſofort Wellington bedrohte, ſich dieſer ihm

ganz preisgegebenen Stadt gegenüber durchaus nicht mord- oder auch nur beuteluſtig zeigte, ſondern ſich vom Miſſionär Hadfield (Swainson 118) leicht zum Frieden ſtimmen ließ. Der Maorifürſt hielt ſich für höchlichſt gekränkt durch die Compagnie. „Iſt das", rief er aus, „das Recht, welches die Königin von England den Maori versprochen hat?" (eb. 119). Fitzroy alſo ließ ihm Recht zu Theil werden, und ſein Verfahren, wenn man es auch in Neuſeeland bitter tadelte (Thomſon 2, 74 f.), wurde nicht nur von der Regierung in London vollkommen anerkannt, ſondern auch zehn Jahre ſpäter im Parlament durchaus gebilligt und Wakefields Vorgehen noch damals herbe getadelt (Swainſon 120 f.).

Gerade durch nichts mehr konnte den Maori imponirt und zugleich geholfen werden, als durch ganz gerechte Juſtiz. Durch Martin ward 1842 im Februar der Gerichtshof zu Auckland eröffnet und ſich die erſten Fälle, in denen ein Engländer und ein vornehmer Neuſeeländer, Maketu (deſſen man durch Nenes Hülfe habhaft geworden war, eb. 55; Thomſon 2, 50 f.), verurtheilt und beſtraft wurden, verbreitete überall die heilſamſte Achtung (Swainſon 58 f.). Hier ſahen die Neuſeeländer, daß die neue Ordnung der Dinge, daß die Abtretung der Oberhoheit an die Krone England wirklich vortheilhaft war und wirklich ihnen die Gleichſtellung mit und Recht vor den Europäern verſchafften.

Woher kam es nun aber, daß trotz alledem die Dinge gar bald eine ſolche Wendung nahmen, daß wir die Eingeborenen wieder unter Waffen ſehen? Die Gründe ſind mannigfach. Zunächſt war die Art, wie die einzelnen, die Privatleute, mit den Eingeborenen verkehrten, nicht die richtige. Sie ſtellten ſich ihnen nicht gleich und behandelten ſie oft verächtlich; ſie ſuchten ſie zu übervortheilen, wo es gieng; ſie ließen ſie für ſich arbeiten und zahlten trotz der tüchtigſten Leiſtungen nur den halben Lohn europäiſcher Arbeiter (Dieffenbach 2, 152-3; 159 f.; Swainſon 64-5); ſie ließen ſich mit den Weibern ein und wenn ſie dieſelben auch heiratheten, ſo konnte dies die Eingeborenen, denen dadurch die Frauen genommen wurden, doch nur erbittern; dann war ferner das Betragen der Compagnie gegen die Regierung, der übrigen Engländer gegen die Miſſionäre und das der Miſſionäre gegen ihre Landsleute keineswegs ein ſolches, welches die Ehrfurcht vor den Europäern hätte wecken können. Und doch iſt es ein ebenſo richtiger

erbitterte (vergl. on the british Colonization of New Zeal. 47
ſonſt). Natürlich konnten die Eingeborenen die ganze Tragwei
ſelben ſchon deshalb nicht überſehen, weil ihrer Sprache das
und ihrer Vorſtellung mithin der Begriff „Regierung, Souver
fehlt (Wakefield 2, 457 f.; Swainſon 157). Man hatt
Vortheile verſprochen, die ſie nach ihrer Art als unmittelbar
ſtehend und rein ſinnlicher Natur ſich dachten. Allein dieſe V
zeigten ſich nicht nur nicht, ſondern es ſchien ſogar, als ob durc
Vertrag ihnen nur Schaden erwüchſe. Denn — was haupt
die nördlichſten Gegenden der Inſel empfanden, da die Inſell
Hauptverkehrsort geweſen war — denn als nun nach dem
Hobſon den Sitz des Gouvernements nach Auckland gelegt ha
zog ſich der Handel, der Verkehr von der Inſelbai und dem
Lande immer mehr weg und immer mehr nach Auckland h
ſammelte ſich alſo auf den einen europäiſchen Punkt, wo er de
ori die wenigſten Vortheile bot und ihre Hoffnungen zerrannen
unter den Händen. Denn gerade weil die Neuſeeländer ſo
Liebe, Befähigung und Leidenſchaft für den Handel haben, gera
halb hatten ſie die Europäer überall herangezogen; gerade
hatten viele ihr Land verkauft, um dadurch einen Abſatzort g
der Nähe zu haben (Shortl. a, 283). Und nun wandte
Handel mit ſeinen Vortheilen von ihnen! Dazu kam ferner, d
die Einwanderer keine Achtung mehr vor ihnen hatten, denn ſie
nicht mehr die höchſte Behörde, die jetzt eine engliſche war, ſie
ihnen durch ihren Einfluß wenig mehr nützen; und ferner, da di

konnten sie einsehen, daß trotz alledem der Vertrag von Waitangi für sie ein Glück war und den Keim einer gesunden Zukunft in sich barg? Für den Augenblick kaum und dies um so weniger, als nun die Gesellschaft, die sich nicht entblödete, in einem Schreiben an den Minister Lord Stanley den „Vertrag mit nackenden Wilden eine lobenswerthe Erfindung sie zu zerstreuen und zu beruhigen" zu nennen, „der wohl kaum bindende Kraft haben könne" (Swainson 137; Thomson 2, 23), nichts an Aufhetzungen und falschen Beschuldigungen fehlen ließ. Man behauptete, es sei ein Unrecht gegen die Maori selber, wenn man ihnen nicht ganz und gar jeden Landesverkauf gestatte; man beschränke den letzteren, um die Maori herabzudrücken; die Regierung würde nach und nach alles Land ankaufen, um sie zu Sclaven zu machen (Swainson 160) u. s. w. Hier wurzeln denn auch viele der Vorwürfe, welche man so reichlich der Regierung gemacht hat und von denen eine große Zahl der persönlich verbitterte Brodie 1845 zusammengestellt hat, wie er auch von dem großen Drucke redet, der durch die Beschränkung des Landesverkaufs auf den Eingeborenen liege (43 f.). So ist es mindestens eine ganz ungerechte Uebertreibung, wenn er (21) behauptet, das Verfahren der Regierung gegen die Maori sei charakterisirt durch Treulosigkeit und Betrug auf der einen, durch Unentschlossenheit, Schwäche und Furcht auf der anderen Seite. Daß auch auf Seiten der Regierung Menschlichkeiten vorgekommen sind, zum Theil recht arger Art, wer will es läugnen? Allein daß dieselbe Person zum Protector der Eingeborenen und zum Regierungsagenten für Landkäufe gemacht wurde (eb. 22), ist an und für sich noch kein Unrecht, kann vielmehr sehr nothwendig gewesen sein. Gravirender ist seine Behauptung (43 f.), daß die Regierung öfters betrügerische Landkäufe der Ansiedler für nichtig erklärt, aber das Land, anstatt es zurückzugeben, für sich behalten hätte; und noch mehr, daß ihre eigenen Beamten Landspeculanten seien und daß sie möglichst wenig Land möglichst theuer verkauft hätten (75). Der Akre käme alle Kosten eingerechnet dem Ansiedler auf ein Pfd. St., was allerdings ein sehr hoher Preis ist (jener Missionär hatte für 40,000 Akres 400 Pfd., also nur den hundertsten Theil gezahlt), und dabei sei man in beständiger Gefahr, das Gekaufte zu verlieren in Folge nachträglicher Ansprüche der Eingeborenen (Brodie 56). Wie unsinnig oft diese Vorwürfe waren, geht daraus hervor, daß Wakefield behauptet, die

Regierung, welche die Anſiedler nur ſchlecht gegen die Uebergriffe der Eingeborenen geſchützt hätte, daher dieſe denn immer übermüthiger und feindſeliger gegen die Weißen geweſen wären, hätte die Maoris, gewonnen von den Miſſionären, ſelbſt zu Reclamationen gegen den früheren Länderverkauf angereizt; daß aber andererſeits die Miſſionäre die Eingeborenen zum Krieg gegen die Regierung aufgehetzt hätten, ein Gerücht, welches ſich ſehr bald als abſurd herausſtellte (Thomſon 2, 153). Allein dieſer Krieg brach wirklich aus und mußte ausbrechen: der Zwieſpalt der Europäer, das Mißvergnügen der Eingeborenen, ihr altangeſtammter kriegsluſtiger Sinn erregten ihn, wobei nicht zu läugnen iſt, daß dieſer letztere durch die Vorgänge am Wairua und durch den Rechtsſchutz, den die Regierung ihnen angedeihen laſſen mußte, gehoben iſt. Doch kann die Regierung auch hier entweder keine oder nur die mindeſte Schuld treffen. Wohl aber war eine Entſcheidung des engliſchen Parlaments von großer Wichtigkeit, welche kurz vor Ausbruch des Krieges in Neuſeeland bekannt wurde und die Maori ſehr erbitterte; uncivilisirte Einwohner eines Landes, hieß es, hätten nur ein beſchränktes Beſitzrecht an daſſelbe, nur das Recht der Occupation; und die Krone ſollte ſich zum Herrn alles unbebauten Landes erklären (Swainſon 160 f.; 168 f.). Dadurch ward alſo die Colonialregierung und Fitzroy auf's ärgſte blosgeſtellt und auch die Miſſionäre, welche natürlich für den Vertrag von Waitangi geweſen waren. So erhoben ſich die Maori gegen die älteſte Niederlaſſung, hieben zweimal, obwohl der Ort durch Soldaten und eine Kriegsſchaluppe gedeckt war, die königliche Flagge zu Kororareka nieder — ſie führten alſo gegen die Regierung Krieg, die ſie dazu denn doch ebenſo wenig als die Miſſionäre angereizt haben kann — griffen die Stadt ſelbſt an und nach Vertreibung der Einwohner zerſtörten ſie dieſelbe unter Hekes Anführung vollſtändig. Der Krieg gieng nun weiter, verlief aber keineswegs glücklich für die Engländer, deren Truppen nichts ausrichteten und größere Verluſte hatten, als die Eingeborenen (Power; Thomſon 2, 74 f.; Swainſon 161 f.). Allerdings hatte das Gouvernement Neuſeelands, trotzdem es Hobſon dringend verlangt hatte, keine reguläre Truppen bekommen, die erſt im Kriege ſich bildeten (Swainſon 173). Er wurde mit verſchiedenen Pauſen geführt: 1846 z. B. zogen alle Maori plötzlich ab, um Kartoffeln zu pflanzen und beendeten ihn ſo, da ſie den Engländern gleich

en, nämlich an Todten und Verwundeten (Taylor 356); 1847
brannte er von neuem mit wechſelndem Erfolg, doch meiſt ungünſtig
die Anſiedler. Ueber die ganze Inſel war der Krieg verbreitet,
es kam ſo weit, daß Rauparaha und Rangiaiata, die wir ſchon vom
airua her kennen, den Plan faßten, die Anſiedlungen des Südens
einem Schlage zu vernichten (Power 48 f.). Doch dahin kam
glücklicherweiſe nicht.

Denn mittlerweile war es den Anfeindungen der Geſellſchaft ge-
gen, daß Fitzroy, dem Swainſon 167 das ſchöne Zeugniß aus-
lt, daß wohl Niemand mit reinerem Eifer für das Wohl der Ein-
orenen nach Neuſeeland gekommen ſei, 1845 abberufen wurde.
ch iſt auch über ihn das Urtheil ſpäter gerechter geworden, man
die Schwierigkeiten, in die nicht durch ſeine Schuld verſtrickt er
deln ſollte, ſowie auch ſeine Verdienſte anerkannt (vergl. Thom-
n 2, 122 und Selwyn eb. 123). Hätte er ſich dem Treiben
Compagnie und der übrigen Engländer — die abſolute individu-
Freiheit, welche in den engliſchen Colonieen herrſcht, verdirbt alles,
Dieffenbach 2, 173 — nicht ſo conſequent widerſetzt, als er that,
würde jedenfalls der Antrag, die Eingeborenen ihres Beſitzrechtes
berauben, auch von der Regierung angenommen ſein; und die Folge
e geweſen (worauf Swainſon 170 f. ſehr richtig hinweiſt), daß
Erhebung der Maori eine allgemeine geworden wäre, und da ſie
ſchon, wo ſie keineswegs allgemein war (eb. 170), ſo gefährlich
rde, wie gefährlich wäre erſt ein allgemeiner Krieg der ſo tapferen
klugen Maoris geworden! So glückte es denn dem Nachfolger
roys, dem edlen Sir George Grey dadurch daß er mit
ßerer Macht ausgerüſtet, vielleicht auch mit größerer Energie in
roys Fußſtapfen trat, den Aufſtand niederzuwerfen; er ſiegte im
rden, im Süden (bei Wellington), nahm den Rauparaha gefangen
d der ganze Krieg, den nun Rangiaiata allein fortſetzte, ward 1848
ndet. Es war hierbei nicht von geringer Bedeutung, daß der ſchon
ers genannte Nene zu den Engländern übergieng (Swainſon
). Rauparaha ward ſpäter wieder freigelaſſen, wobei ſich denn ge-
n Grey dieſelben Vorwürfe wie gegen Fitzroy erhoben (Thom-
n 2, 164).

Damit waren aber keineswegs alle Schwierigkeiten beigelegt; denn
n mußte friedlich geordnet werden, was zu allen dieſen Feindſelig-

schaft zum Aufgeben ihrer übertriebenen Forderungen genöthig
(Thomson 2, 156). Dann aber gab sich Grey Mühe,
schauungen, Sitten, Ueberlieferungen und Rechtsansprüche der
um dem Volke gerecht zu werden, kennen zu lernen, welcher
hungen wir die so oft angeführten unschätzbaren Sammlun
Bücher, die Maori aber eine sichere rücksichtsvolle und väterli
auch strenge Regierung verdankten. Die Abtretung der O
hatte auch die Eingeborenen ganz unter die englischen Gesetze
und das war jetzt nöthiger als je, denn als Ansiedler und Ein
unter demselben Gesetz standen, hörte auch die Vorsicht beid
einander weit mehr auf (Swainson 176). Aber durch
sammenziehen des europäischen Lebens nach Auckland lebten di
viel mehr unter sich, und es war sehr schwer, oft ganz unmö
das äußerlich schwache Gouvernement, dessen Schwäche im
deutlich an den Tag getreten war, seine Macht strafen
ihnen geltend zu machen (eb. 177). Andererseits aber
ihre Gleichstellung auch wieder nicht gelten: so konnten sie ge
Zeugniß ablegen, aber es galt nicht für bindend, der Richte
es glauben oder auch nicht (Brown 183). Und solcher H
gab es mehrere, da die einzelnen Europäer sich keineswegs
Maori, den Farbigen, hingezogen fühlten. Nichts aber emp
verbittert die Maori, die sich ihrer Tüchtigkeit wohl bewußt sin
als solche Zurücksetzung und schlechte Behandlung (Dieffen
161; Maksfield 2, 244 f.). Und dazu kam nun, daß

in jeder Weiſe genehm war (180). Und dann ſorgte Grey für größere militäriſche Macht des Gouvernements, wie ſie unumgänglich nöthig war. So gelang es ihm, den Frieden mit den Eingeborenen herzuſtellen und dauernd friedlich mit ihnen zu verkehren. Sir George Grey iſt gewiß einer der ausgezeichnetſten Männer des heutigen Englands; er iſt gewiß der größte Wohlthäter, ein Vater der Maori geweſen und man kann die Feſtigkeit, die Umſicht und doch die liebevolle Milde, die vorurtheilsfreie Gerechtigkeit des Mannes nicht hoch genug ſtellen. Allein will man gerecht ſein, ſo muß man zugeſtehen, daß ſeine Stellung viel leichter war; daß er ohne Fitzroys aufopfernde und minder belohnte Thätigkeit nicht hätte leiſten können, was er geleiſtet hat; daß ſeine Erfolge weſentlich auch Fitzroys Erfolge ſind, denn dieſer hat den eigentlichen Kampf gekämpft, welcher erſt die Schwierigkeiten und Schäden aufdeckte, die einmal aufgedeckt nicht unheilbar waren. Auch die alte Gegnerin der Regierung war nicht mehr: denn 1850 löſte ſich die Neuſeelandcompagnie auf, nachdem ſie ſchon vorher ganz machtlos geweſen war (Thomſon 2, 190 f.).

Nachdem nun ſo friedlichere Verhältniſſe heraufgeführt waren, konnte Grey auch für die Eingeborenen ſelber ſorgen; und ſo wurde unter ſeiner Verwaltung eine beſtimmte Summe aus den öffentlichen Einkünften jährlich für das Erziehungsweſen unter den Maori ausgeſetzt (Swainſon 185). Mehr und mehr lernten die Eingeborenen nun ſich dem engliſchen Geſetz fügen, es verſtehen und ſelbſt bei ſeiner Anwendung thätig ſein (Thomſon). Daß ſie wohl vermochten, ſich in ein großes politiſches Leben verſtändig einzufügen, das zeigten ſie 1852 bei den Verhandlungen über die entdeckten Goldfelder der Südinſel, welche uns Swainſon (47 f.) mittheilt, in ſchlagender Weiſe: ſie faßten die Bedeutung der Sache ſehr richtig auf, der ſie genügten und doch ihre Stellung und ihren Vortheil zu wahren wußten (vergl. Davis 136; Hood 4; Thomſon 2, 196 f.). Seit 1852 hat denn nun auch Neuſeeland ſeine eigene Conſtitution und ſein Parlament (Thomſon 2, 205 f.) und wahlfähig ſowie wählbar iſt jeder Maori ebenſogut wie jeder Engländer (Swainſon 290 f; Thomſon 2, 206): aber in Wirklichkeit geſtaltet das für den Eingeborenen ſich anders, denn da das Parlament nur aus den einzelnen Abgeordneten der engliſchen Provinzen ſich zuſammenſetzt (eb. 289): ſo iſt die Folge, daß Eingeborene nie gewählt werden, zumal ſie bis jetzt noch nicht

ſich um Politik bekümmert haben (284). Sie ſind alſo unvertreten im Parlament, obwohl dies auch über ſie beſtimmt und obwohl ſie öffentliche Abgaben geben und als Kaufleute höchſt beachtenswerth ſind. Es iſt dies ein Fehler (Taylor 271 f.; Swainſon 287; Lord Grey eb.) und ein um ſo größerer, als ſie völlig im Stande wären, ein politiſches Amt zu übernehmen. Man ſollte ſie, meint Taylor eb., da ſie thatſächlich bedeutenden Einfluß haben, geradezu als Häuptlinge anſtellen und beſolden; ſtatt deſſen aber mißachtet und vernachläßigt man ſie (eb.) — Indeß, wenn auch noch vieles zu thun übrig blieb, unter Sir Greys Verwaltung hob ſich die Stellung der Eingeborenen ſehr: ſeine Maßregeln waren vollſtändig geeignet, bei längerer Dauer nicht nur das Aufblühen der Kolonie, ſondern auch das der Maori zu verbürgen. Das wichtigſte von Greys Anordnungen iſt folgendes: Waffen, Pulver und Branntwein (gegen den die Eingeborenen meiſt Abſcheu haben und den ſie nur wo ſie ganz geſunken ſind, lieben) ward einzuführen verboten, verboten gleichfalls aller Landverkauf, außer an die Regierung; Hoſpitäler und Schulen wurden gegründet, die Geſetze wurden durch Conſtabler gehörig bekannt gemacht, die Eingeborenen im Gebrauch europäiſcher Werkzeuge unterrichtet, zahlreich (12—1400) zu öffentlichen Arbeiten verwendet, ihre Streitigkeiten mit Europäern und ſonſt auf rechtlichem Wege beigelegt (Quart. rev. 1854, 198 f.) Auch öffentliche Stellen bekleideten damals Eingeborene (Davis 113; vergl. Swainſon 178 Anm.).

Als daher Grey den 31. Dez. 1853 Neuſeeland verließ, zunächſt um auf Urlaub nach England zu gehen, dann, um nicht wieder zu kehren, weil er Gouverneur der Capſtadt wurde: da war der Schmerz der Eingeborenen groß und aufrichtig, wie Davis' Buch von der erſten bis zur letzten Seite beweiſt (vergl. auch Thomſon 2, 210). Nach einer kurzen Zwiſchenverwaltung kam der neue Gouverneur Browne 1855 im September an; doch hatten mittlerweile die Dinge ſchon eine andere Geſtalt angenommen. Im Kolonialparlament hatten ſich nämlich die heftigſten Streitigkeiten erhoben (Swainſon 315 f.): denn das Parlament verlangte ihm gegenüber Verantwortlichkeit der Kronbeamten, welche dem Gouverneur zur Seite ſtehen und die Exekutive bilden. Mit der Vollmacht, dieſe Verantwortlichkeit einzuführen, traf der neue Gouverneur ein (eb. 368), erkannte aber bald, daß für die Maori durch dieſe Verantwortlichkeit entſchieden ſchlecht geſorgt wäre;

un einmal waren ſie in dieſem Parlamente ja nicht vertreten; zweitens
nten ſie doch gar keine Ahnung von einem ſolchen Verfahren haben,
, welche vor kaum 50 Jahren noch gänzliche Barbaren waren; und
ittens hatten ſie zwar einige Anhänglichkeit an einen Kronbeamten,
r dauernd ſeine Herrſchaft ausübte, doch war es ganz unmöglich,
ß ſie bei ſo raſchem Wechſel der Beamten, wie ſie eine ſolche Ver-
twortlichkeit mit ſich bringt, ſich vertrauensvoll an dieſelben an-
ließen konnten (Thomſon 1, 247 f.; vergl. Swainſon 370 f.);
tten doch auch die Eingeborenen ihre Souveränität nicht an das
rlament, ſondern an die Krone England aufgegeben (eb. 379);
d wünſchten ſie doch ſelbſt dringend, daß ſie nicht auf dieſe Weiſe
m Parlament abhängig würden (369 Anm.). Man kann
s nur begreiflich finden; ſchon aus den eben erwähnten Gründen,
n aber auch, weil die Koloniſten, meiſt aus durchaus niederen und
nig gebildetem Stand (eb. 332 u. ſonſt), den Maoris ſich geradezu
dlich in ihrer Mehrheit gegenüber ſtellten (eb. 371). So hatten
n die Eingeborenen nach Greys Abſchied gar bald vielerlei Be-
verden, ja bittere Klagen gegen die Regierung: es geſchehe nichts
Ordnung unter ihnen, der Gouverneur reiſe nie, ja kenne nicht
nal die Sprache und daher würden die eingeborenen Häupt-
je von untergeordneten Individuen ihrem Stande keineswegs gemäß
andelt; die Regierung kümmere ſich um das Innere des Landes, um
Maoris gar nicht, ſie führe Liſten über ihr Ausſterben und thue
ts dagegen; die Waaren der Eingeborenen ſeien mit ungerechten
gaben (die ſie ſchlagend nachwieſen) belegt, Waffen und Pulver ver-
fe man nicht, wohl aber Spirituoſa; die Europäer benähmen ſich
öflich und grob (Hochſtetter 484-5). Sie ſelber hatten nun
tlerweile außerordentliche Fortſchritte gemacht; und ſo kamen ſie
57 dazu, ſich ihren eigenen Maorikönig zu wählen, damit auch ſie
Nation aufblühen könnten. Hatten ſie doch 1855 oder 56 um
Maoriparlament gebeten (Swainſon 369 Anm.). Auch den
nig wählten ſie nicht etwa im Gegenſatz zur engliſchen Oberhoheit;
Gegentheil, ſie hätten ſich ihr gern gefügt, wenn nur die engliſche
gierung wirklich ſich um ſie bekümmert, ihre Verhältniſſe energiſcher
ordnet hätte: denn nur einzelne, wie der gewaltige Te Heuheu war
ch mit dieſer Oberhoheit unzufrieden — aber warum? nur weil die
Maori in den Städten verachtet und mißhandelt, ſeine Landsmänninnen

gemißbraucht, die Männer häufig trunken gemacht und ſie mit Schimpfnamen verläſtert würden (Swainſ. 32; 51; Thomſon 2, 252). Swainſon (51) berichtet über die Wahlverſammlung, in welcher der erſte Redner für das neue Königthum ſo ſprach: „Gott iſt gut; Iſrael war ſein Volk; ſie hatten einen König. Ich ſehe keinen Grund, warum ein Volk keinen König haben ſoll, wenn es einen will. Die Schrift ſagt nicht, daß wir keinen König haben dürfen. Sie ſagt: ehre den König; liebe deinen Nächſten. Worüber ſollte die Königin zürnen? wir werden mit ihr verbündet bleiben und die Freundſchaft wird bewahrt. Der Gouverneur hindert nicht Mord noch Krieg bei uns" — ein anderer Redner ſagte: „der Gouverneur hat nie etwas gethan, außer wenn ein Europäer getödtet war" — „ein König wird dies vollbringen. Laßt uns geordnet leben, daß wir wachſen wie die Europäer wachſen. Warum ſollen wir aus dem Land verſchwinden? Neuſeeland gehört uns. Ich liebe das Land." Schärfer und ergreifender kann, was ſie vermißten, nicht ausgedrückt werden und was Dieffenbach um 1840 ſo ſchön ſagte (2, 174-5): „die Liebe zum Vaterland iſt den Barbaren ein und Alles; und wir, die höhere Race, wollen ihm dies Land, das für uns nur Geldwerth hat, nehmen?" — das tönt hier wieder; aber hier trüber, vorwurfsvoller. Der König ward gewählt, ein alter als Krieger und Redner berühmter Häuptling, Potatau te Werowero; er nannte ſich den zweiten Friedenskönig nach Melchiſedek und führte in der Flagge Darſtellungen in drei Feldern, welche Anhänglichkeit an das Vaterland, Glaube, Liebe, Geſetz bedeuteten und die von Miſſionsberichten ganz albern mit dem Wahlſpruch: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" zuſammengeſtellt werden (ev. Miſſ. Mag. 1860, 521). Unterſtützt war er von ſehr thatkräftigen Häuptlingen, unter denen ſich namentlich Tarapipipi, William Thompſon (von den Koloniſten der Königsmacher genannt) auszeichnete. Raſch fand ſeine Herrſchaft unter den Maoris Anklang, freiwillige Abgaben wurden gegeben, Ngaruawahia am Waikoto, am Thore von Auckland, des eigentlichen Herzens der europäiſchen Niederlaſſungen, an der Hauptwaſſerſtraße ins Innere höchſt günſtig gelegen, zu ſeinem Regierungsſitze gewählt, von wo aus der König alle Streitigkeiten der Eingeborenen ſchlichtete, Zoll von ihnen und den unter ihnen lebenden Weißen eintrieb, Zoll auf europäiſche Schiffe legte und alle junge Mädchen von Maorimüttern geboren für ſein Volk, dem es ja an Weibern fehlte,

in Anſpruch nahm. So bedeutend war ſein Einfluß, daß ſich auch die Miſſionäre, wenn ſie unter den Maoris etwas ausrichten wollten, an ihn wandten; daß die Streitigkeiten, welche bis dahin fortwährend unter den Maoris geherrſcht hatten, aufhörten (Hochſtetter 303; Will. Thompſon eb. 501). Auch bildete ſich ein Verein von Häuptlingen, die ſogenannte Landligue, welche jeden weiteren Landverkauf hindern wollte (Thomſon 2, 225; 252; Hochſtetter 482-8). Beſaß doch auch 1859 die Regierung zwei Drittel der Nordinſel, die Süd- und die große Mittelinſel ganz (Quarterl. rev. 1859, Okt. 341), welche nur im Norden bewohnt war und nur von Stämmen, welche durch ihre Iſolirung und ſpäter durch entflohene Sträflinge aus Neuſüdwales ſehr viel tiefer ſtanden, als die Maori der Ika a Maui (Roquemaurel und Coupvent bei D'Urville b, 9, 281, 283, 287; Angres 1, 33; Polack narr. 2, 112; 205); Brunner freilich (J. R. G. S. 20, 344), um das hier beiläufig zu bemerken, mtheilt beſſer über diejenigen von ihnen, welche an der Weſtküſte wohnen; ſie waren reinlich, mit guten Häuſern verſehen, meiſt Chriſten, durchaus hülfreich und aufopfernd gefällig. — Es iſt bezeichnend, daß man erſt in Auckland die ganze Sache für höchſt unbedeutend, für ine poſſenhafte Nachäfferei europäiſcher Verhältniſſe hielt (eb. 481); ß man aber in der Landfrage, welche man auch nach Hochſtetters einung (489) friedlich hätte entſcheiden können, nicht im mindeſten achgab, ſo daß es darüber zum Krieg kam, der um ſo bedenklicher ar, als Browne das Verbot des Waffenverkaufs zurückgenommen tte (Thomſon 2, 252). Der Friedenskönig erlebte ihn nicht mehr, ſtarb 1860 vor ſeinem Beginn, wohl aber ſein Sohn und Nachger Potatau II., der ihn tüchtig führte. Der Biſchoff Selwyn nd zuerſt auf Seite der Eingeborenen (Nov. 3, 124). Im Kriege s Jahres 1860, der auf Taranaki beſchränkt blieb, erlitten die Engder eine völlige Niederlage unter Nelſon (27. Juni) und auch ſonſt gten ſich die Maori als eben ſo tapfere, wie kluge und umſichtige ieger, namentlich im Guerillakampf leiſteten ſie Ausgezeichnetes. Jetzt ob aber auch unter den Engländern die Friedenspartei das Haupt d wie Stimmen im engliſchen Parlament für die Maori laut wurden, auch in Auckland, wo namentlich der erſte Rechtsgelehrte des Landes, artin, ſich für die Eingeborenen ausſprach. Dieſe ſchloſſen ſich mer feſter an einander an, weil es für ein Volk beſſer ſei, fürs

ſie erlitten, bat um Waffenſtillſtand, damit das engliſche parlam
Sache entſcheide. Während deſſen waren die engliſchen Trupp
12,000 Mann verſtärkt und Browne wollte eben aufs Neue zum
ziehen, als durch die Bemühungen der Miſſionäre die Frieden
im Parlament ans Ruder kam, und nun, bei der Verantwort
der Kolonialminiſter, der Krieg aufhörte. Browne ward zugleic
Vandiemensland abberufen und Sir Georg Grey (Juli 1861
neuem nach der Inſel geſchickt (Hochſtetter 490-9). Grey g
auch den Maori eine Verfaſſung; er theilte ihr Land in Diſtri
deren jedes ſeinen „Civilkommiſſär“ (Europäer) und ſeine Abgeor
verſammlung hat; jeder Diſtrikt zerfällt in Gaue, deren jedem ein
welchen der Gouverneur beſtätigt, vorſteht; alle Aſſeſſoren bild
Gerichtshof und werden unterſtützt von den Polizeibeamten, dere
Gau zwei hat; für Schulen, für Aerzte ſoll geſorgt werden,
Gehalt zum Theil von den Maoris, zum Theil vom Gouverneu
gebracht wird. Die Diſtriktverſammlung entſcheidet auch die Streiti
über den Landbeſitz (Manifeſt Greys bei Hochſtetter 502-4; die
lung im Miſſ. Mag. 1860, 515 f. iſt nicht correkt, weil einſ

So ſchien es, als ob alles geordnet ſei. Aber es ſchien
Das Benehmen der Engländer, auch der Regierung, welche den ganzen
nutzlos heraufbeſchworen hatte, wie ſich darin zeigte, daß ſie je
ſtreitige Land, um welches der Krieg begonnen, zurückgab, ha
Maoris zu tief erbittert, als daß ſelbſt Grey alles ausgleichen
1863 brach der Krieg wieder aus, der bis 1866 wüthete u
Maoris nicht nur politiſch großes Elend brachte, ſondern au

867, 275). Wohl aber erhob ſich unter ihnen ſelber eine Sekte, on Pai-Maire 1864 geſtiftet, ſpottweiſe wegen ihrer lärmenden Ce-monien die Hauhauſekte genannt, eine wüſte Miſchung chriſtliches und eidniſches Glaubens, welche zu ſolchem Fanatismus ſich ſteigerte, daß e über die ganze Nordinſel ſich ausbreitete, daß die Engländer eine eit lang nichts gegen ſie vermochten, daß durch ihre Anhänger der iſſionär Völkner (aus Kaſſel) ermordet, ſein Leichnam z. Th. ver-hrt wurde! Sie wendete ſich gegen die Miſſionäre, weil ſie in ih-n Werkzeuge der engliſchen Regierung ſah, ſie kehrte abſichtlich aus ißleitetem Nationalitätsgefühl zu den alten heidniſchen Unthaten zu-k, wie auch dieſer Mord z. Th. eine That der Blutrache war. och im Februar 1866 wurde der Krieg, der ſchon im Erlöſchen ar, hatte doch William Thompſon ſchon 1865 ſich unterworfen, urch General Chule beendet und zugleich — $1^3/_4$ Millionen ktes confiscirt. Unberührt ſind die Ländereien der Maori, welche n Engländern befreundet waren; auch theilt die Regierung Maori-flüchtlingen, welche jetzt zurückkehren, Ländereien, auch Lebensmittel aus, wofür ſie eine beſtimmte Zeit für die Regierung arbeiten müſſen (ev. iſſ. Mag. 1866, 299). Mehr noch als durch den Krieg, in wel-em nur 600 Mann gefallen waren, hatten ſie durch Seuchen ge-ten (Maunſell eb. 360). Auch das Chriſtenthum trat nun wieder ächtiger hervor und die ſektireriſche Bewegung ſchwand bald ganz ies iſt der größte Segen, ja faſt die einzige Hoffnung für die Ein-borenen; minder günſtig iſt es, daß nach hergeſtelltem Frieden die ahl der weißen Einwanderer immer größer wird. Anfang 1868 be-g ſie 218,668 Seelen; während dieſelbe officielle Zählung nur ch 38,540 Maori aufwies (Aus allen Weltth. 1, 40).

Die Hauptzüge der Miſſionsgeſchichte Neuſeelands haben wir ſchon geführt; es bleibt uns noch übrig, etwas ausführlicher über die innere ntwickelung der Miſſion zu reden. Die Bekehrung, welche hier haupt-hlich in der Polygamie und in dem Verhältniß von Herrn und Knecht chwierigkeitenfand, nahm trotzdem zuerſt guten Fortgang (vergl. miss. uidebook 276 f.). Chriſtliche und heidniſche Eingeborene lebten zwar icht geſondert, aber wurden doch keine Feinde, wie ſonſt in Polyneſien oft (Dieffenbach 1, 316), wie ſich auch ganz friedlich und ohne Vorwurf die einen Miſſion, die andern Teufel nannten und Eltern beſtimm-en zum Voraus, zu wem ihr Kind gehören ſollte (Shortl. a 101).

Engländer geworden sind. Wo ist das auch bei dem gebild
Volk geschehen? bei den Angelsachsen etwa? den Germanen? di
noch heut unsere heidnischen Erinnerungen und Ueberbleibsel i
christlichen Festen und deren Gebräuchen haben? Und als o
solcher Bruch auch nur möglich, nur denkbar wäre. Aber der
nale Haß und Hochmuth verlangt auch dies von den „Wilden"
sie dann um so sicherer als unverbesserliche „Wilde" unterdrück
können. Allerdings waren im Herzen christlich anfangs nur feh
nige (Polack narr. 2, 161), die Bekehrten fasteten zwar den g
Sonntag, aber nach altem Brauche plünderten sie noch alle ge
deten Schiffe und Menschen (Wakefield 1, 476 — wie die
päer bis in dieses Jahrhundert), sie hielten im Herzen den Gl
an die Tabus (Wilkes 2, 383), an die alten Schutzgeister f
sie dachten sich Christus selbst nur als mächtigeren Atua (Sh
a, 65) — daher es auch gekommen ist, daß Atuas, welche durch
geisterte oder sonst andere gefragt, welches die wahre Religio
stets geantwortet haben, Christus sei der wahre Gott (Shor
99). Man darf also diese Aeußerung nicht, wie man vielfach g
hat, als ein Zeugniß fürs Christenthum aufführen, da sie gerade
gekehrt auf rein heidnischen Anschauungen beruht: aber doch h
natürlich den Eingang des Christenthums sehr erleichtert. Au
von den Gegnern der Missionen sehr vielfach die Erfolglosigkei
Mission übertrieben worden. So wissen wir schon, was es h
will, wenn Du Petit-Thouars (3, 43; 103) und D'Urville

ganda anders in Polyneſien gethan, als ſchon beſtehende Verhältniſſe aufs ärgſte zu ſtören? Und was berichten nun erſt die Annalen des Glaubens! Es mitzutheilen, iſt unnütz; man kann bei Michelis 444-455 nachleſen. Selbſt Wunderzeichen glückten den Katholiken (eb. 455). Wir ſind ſehr fern, die Miſſionäre der Hochkirche von allem, ja von ſchwerem Unrecht freizuſprechen. Ihre Landſpeculationen, welche ihr Biſchof ſelber gerügt hat (Schmarda 2, 199), haben wir ſchon erwähnt; ſelbſt die Bibel ſollen ſie den Eingeborenen theuer verkauft haben (Brown 54) — welches letztere indeß, wenn es wahr und mehrfach geſchehen iſt, durch die Druckkoſten ſowie den überhaupt ſo gefährlichen Grundſatz veranlaßt iſt, daß die Churchmiſſionäre ihren Unterhalt ſich ſelbſt erwerben müſſen. Freilich waren viele der Miſſionäre ſehr ungebildet (Beiſpiele bei A. Earle) und es mag vorgekommen ſein, daß einer oder einige die übrigen Weißen „Teufel" nennen ließen (Wakefield 2, 8). Aber dieſer Ausdruck bedeutete unter den Maori nichts anderes, als Nichtchriſten und wie konnten die Miſſionäre ſo viele der Einwanderer anders nennen? Auch hat wohl Martin (29) nicht Unrecht, wenn er manchem der Miſſionäre Stolz und Hochmuth, anderen Ungaſtlichkeit vorwirft. Allein die meiſten, welche gegen die Miſſionäre ſchrieben, gehörten zur Neuſeelandcompagnie, welche, wie wir ſchon ſahen, höchſt feindſelig gegen die Miſſion war und bei keineswegs ſehr zartem Gewiſſen auch übertreibende Nachrichten nicht ſcheute. Hier wie überall waren die Weißen, die Anſiedler, die ſchlimmſten Gegner der Miſſion, da ſie mit oft ſehr laſterhaftem Leben, mit Habſucht, blindeſter Feindſeligkeit gegen die Eingeborenen u. ſ. w. (Martin 67) die Wirkſamkeit jener ſo gut wie aufhoben. Dazu kam, daß von Zeit zu Zeit einige jugendliche Verbrecher von England nach Auckland deportirt wurden (Angas 1, 286), deren Einfluß man ſich denken kann. Er war um ſo ſchlimmer, als ſie jede Gelegenheit benutzten, um ins Innere zu gelangen; denn natürlich wollten ſie den engliſchen Geſetzen und Behörden am liebſten möglichſt fern ſein (Brown 174; vergl. 253 f.). Wenn die Maori trotzdem Chriſten und zum Theil ſehr eifrige Chriſten geworden ſind: ſo ſpricht das einmal lauter als alle Gegenreden für die Miſſionäre, noch lauter aber für die Neuſeeländer ſelbſt. Daß die Maori in den Miſſionen nur gezähmt, aber nicht civiliſirt, energielos und ſtumpf ſind (Wakefield 1, 476, 153), daß ſie hinter den Unbekehrten an Moralität zurückſtehen, mehr

als durch den entſittlichenden und herabdrückenden Umgang
Weißen! „Wir werden von den Europäern wie Hunde
deshalb behandeln wir ſie wieder ſo", ſagten die Maori (Ho
485). Es iſt lächerlich — oder aber boshaft, den Eingebo
ſchwindende Gaſtlichkeit vorzuwerfen. Wo iſt denn je ein
gegen einen Maori gaſtlich? und dann klagt man, die letztere
keine europäiſchen Sitten an. Wenn die Proſtitution der
geblieben iſt (Power 63), wer hält ſie aufrecht, als die
Freilich haben ſich die Miſſionäre ſehr gegen die Ehen zwi
ropäern und Maoriweibern geſetzt (Dieffenb. 2, 41) u
wohl zu ſtreng. Aber wie dringende Gründe veranlaßten
dazu! Wie mancher Matroſe hatte mehrere Weiber an der
denen Landungsplätzen! wie oft wurden die Weiber ſpäter n
laſſen! Und ferner, da ſich viele Maoriweiber an Engla
heiratheten, Engländerinnen aber höchſt ſelten an eingeborene
(Thomſon wußte von nur 5 Fällen), ſo ſind dieſe Miſch
ein ſehr großer Schaden für die Maori, auch wenn ſie rein
geſchloſſen und gehalten werden. Und ſo laſſen ſich alle d
würfe gegen die Miſſionäre ſehr leicht entweder ganz in n
löſen, oder ſie zeigen ſich bei unbefangener, genauer Betra
einem ganz anderen Lichte, als es ſcheint, wenn man die Ank
Auf einen anderen wichtigen Geſichtspunkt macht Brown (
merkſam, wenn er ſagt, daß man die alte Religion der M
damit die Schranken, welche ſie von vielem abhielten, weggerä
während die neue Religion noch nicht feſtgewurzelt iſt und

ſich gar nicht um die Erziehung der Eingeborenen gekümmert, ſondern dieſelben nur benutzt und dann unbeachtet gelaſſen haben. Aber freilich hätten hier die Miſſionäre mehr thun können: ſie verlangten vor Allem vielen Kirchenbeſuch, eine ſtrenge Sonntagsfeier u. dergl., ſie lobten die Chriſten, welche dieſen Forderungen entſprachen, auch wenn ſie ganz faul waren, wogegen, wer arbeitſam in den Verkehr und Handel der Weißen mit hineingezogen war, kaum als rechter Chriſt bei ihnen galt (Thomſon 2, 250 f.). Dann hatten ſie alle alten Tänze und Lieder, deren viele freilich unzüchtig im hohen Maße waren, aber auch alle einheimiſchen Spiele als Verbrechen verboten und dadurch die Bevölkerung geiſtig gleichſam ertödtet. Und doch erwieſen ſich die an einem Orte eingeführten engliſchen Spiele, welche die Eingeborenen gern ſpielten, als ſo heilſam! (Dieffenb. 2, 19). Auch um die Geſundheit der Eingeborenen, denen ſie doch eine ſo ganz andere Lebensart brachten und deren Hinſchwinden ſie bemerkten und beklagten, haben ſie ſich zu wenig gekümmert (eb. Martin 277). So kam es denn, daß bekehrte Häuptlinge — was aber bei aller Abgeſchmacktheit doch ſehr für die Kraft und den Eifer der Bekehrten ſpricht — den Ihrigen gleichfalls weder Tanz und Geſang, noch Scherz und Fröhlichkeit, ja kaum ein Lächeln geſtatteten. So rief z. B. E Kai, als er lachen hörte, ſogleich entrüſtet aus: wer hat gelacht? Und als er den Sünder nicht ſogleich herausfand, hielt er eine lange Strafpredigt mit vielen Bibelſprüchen untermiſcht: „ein Mann, der ein Weib anſieht, hat ſchon die Ehe gebrochen in ſeinem Herzen; ebenſo hat der, welcher nicht, ſchon geſtohlen, denn der Dieb lacht dir ins Geſicht, wenn er ſich beſtiehlt. Lacht nicht; denn es iſt der Weg zur Sünde“ (Wakefield 2, 84). Daß jener allzu ſtrenge Geiſt auch ſonſt ſchadete, mag folgende Angabe (A. Earle 154) beweiſen: ein Miſſionär erzählte eines Tages den Neuſeeländern die heiligen Geſchichten, worauf dieſe ihm ſagten, daß, da alle dieſe wunderbaren Dinge ſich im Lande der Weißen zugetragen hätten, der große Geiſt deshalb auch nur von dieſen Glauben daran verlangen könnte. Als darauf der Miſſionär von den Qualen der Hölle ſprach, antworteten jene ihm, es gäbe bei ihnen keinen Menſchen, der nur zur Hälfte ſchlecht genug ſei, um dieſe Qualen zu verdienen. Als aber jener ſagte, alle Menſchen ſeien ſchlecht und verdammt, da wollten ſie nichts mehr mit einem Gotte zu thun haben, der ſolche Grauſamkeiten begehe und verlangten von

ihr ſelbſt dabei das Gewiſſen ſchlug, das geht aus der blinden
ſchaftlichkeit und Ungerechtigkeit ihrer Organe, z. B. Michel
Places, Du Petit Thouars, hervor. Pompalier und die
fanden Anfangs ziemlich bedeutenden Anhang (Martin 54
freilich waren für ſie die Verhältniſſe auch günſtig genug. De
die Miſſion der Hochkirche der Neuſeelandcompagnie feindſelig
begünſtigte natürlich die letztere und ihr Anhang die Katholiken
half es ihnen, daß ſie außer (gewiß nicht über, wie Michelis 41
den Parteien ſtanden. Perſönlich ferner waren ſie (Dieffenb. 2
durchaus achtungswerthe Männer, was ihnen große Geltung verſ
Doch ſchon bald verlachten die Maori, welche ſelbſt keine oder
wie keine Götzenbilder hatten, die zinnernen Muttergottesbilder,
die Katholiken brachten (Dieffenb. 1, 391). Ueberall ſuchte
letzteren, wie immer, Proſelyten zu machen (Dieffenb. 2,
Trotz aller Machinationen aber gelang es den Katholiken nicht,
lich bedeutende Erfolge zu erzielen oder gar die Proteſtanten z
treiben; ſie bekehrten zu oberflächlich, woran z. Th. auch ſchuld
daß ihre Prieſter faſt ſtets auf der Wanderung und ohne feſten
ſitz waren (Dieffenb. 2, 163), und die Maori waren zu ſcharf
um nicht die wahre Sachlage zu durchſchauen. Pompalier konn
Reybaud 454 ſagt, „wegen der Machinationen der proteſta
Miſſionäre“, in Neuſeeland keinen rechten Boden gewinnen und
verhielten ſich die Katholiken zu den Proteſtanten wie 1 zu 12

überall zu Streitigkeiten kam (Dieffenb. 2, 169; 1, 370; 407), was war zu erwarten: allein auch die Hochkirche und Wesleyaner haben sich leider auch hier befehdet (Brown 177), und das ist, wie es ganz unbegreiflich ist, zugleich das Kläglichste von allem, was geschehen konnte. Wie großen Schaden derartige Streitigkeiten anrichten mußten, liegt auf der Hand. Te Heuheu, einer der berühmtesten Führer in den Maorikriegen der fünfziger Jahre, edel, großmüthig, milde, nicht kriegerisch, den Missionären geneigt, obwohl selbst kein Christ, gab auf den Versuch, ihn zu bekehren, zur Antwort: „wenn ihr Fremden mir von so vielen verschiedenen Wegen erzählt und jeder mir versichert, er seinige sei der einzig richtige, wie kann ich entscheiden? Kommt erst untereinander über den rechten Weg überein, dann werde ich überlegen, ob ich ihn einschlage" (Taylor 320). So dachten edle Naturen. Vielfach aber benutzte man auch bei Familienhaß die Spaltung in Sekten und schlug sich zur einen, wenn der Gehaßte sich zur andern hielt (Shortl. a 104). Uebrigens erzählt Hochstetter (225) von Te Heuheu, er sei deshalb nicht Christ geworden, um seinen Einfluß als Häuptling nicht zu verlieren (vergl. Wakefield 2, 112; 117; 125). Er gehörte (eb. 226) zur nationalen Partei; und so mag vieles gewirkt haben; ein wirklich einheitliches Christenthum aber, ein wirkliches Entgegenkommen der Gebildeten würde Naturen wie ihn eher ganz gewonnen haben. Denn friedliche Einmischungen, Belehrungen u. dergl. der Europäer haben die Eingeborenen stets sehr gern aufgenommen (Shortl. a 222). „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen". Wenn dieses tiefsinnige Wort Christi wahr ist, und wer hat es schon bezweifelt, so wird man aus den Erfolgen der Mission am besten auf ihr Wesen schließen können. Diese Erfolge aber sind trotz alledem ganz ungeheuer. In die Arbeit der Bekehrung theilen sich die beiden protestantischen Missionen, doch ist der eigentliche Apostel der Insel Samuel Marsden (Taylor 281). 1814 kam Marsden und 1840 hatte die Hochkirche 19 Stationen, 6 Prediger, 18 Katecheten und eine Buchdruckerei, die Wesleyaner 7 Stationen, 7 Prediger, eine Presse; die Katholiken (seit 1837) einen Bischof, 10 Priester mit 5 Stationen, wo die Priester ihr Standquartier hatten (Dieffenb. 2, 162-3); 1855 hatte die Mission der Hochkirche 22, die wesleyanische 15, die katholische 12 Stationen (Thomson 309); um 1858 waren nur noch 36 Procent Heiden (Thomson

Gott [illegible] sein. Jetzt laßt uns Friede machen. Mein Herz ist nicht
Tarores, sondern um euretwillen. Ihr wolltet Lehrer hal
sind gekommen und jetzt vertreibt ihr sie. Ihr klagt um m
ter, ich klage um euch, um mich; um uns alle. Vielleicht
Mord ein Zeichen, daß Gott über uns zürnt um unsere
willen. Wendet euch zu ihm. Glaubt an ihn oder ihr w
umkommen." Einer der Fürsten, welcher auf Hekes Seite fe
durch einen Schuß in den Arm arbeitsunfähig und errichtet
da er gut englisch konnte, eine Schule für Mischlingskinder
Erfolg; später ging er in sein Dorf zurück und errichtete
sehr tüchtige Schule (Davis 45). Heke selber, später
Christ und noch auf dem Todbette ein Freund der Engländ
schonte bei seiner Zerstörung von Kororareika (wo ein Ha
kathol. Mission war, Angas 1, 173) die Gotteshäuser
Wohnungen der Geistlichen (Swainson 35). Derartige Z
sich häufen (vergl. Taylor 309 f.), doch wozu? Wie bibe
nicht bloß in Worten) die Maorihäuptlinge sind, das geht
Rede Paoras bei der Königswahl, das geht aus allen den B
vor, welche Swainson (51 f.), Hochstetter (50 und sonst)
Andere mittheilen. Auch freigebig sind sie gegen die Missio
nigstens erwähnt Davis (88) einen Fall, wo die Eingeb
dieselben zur Besoldung 380 Pfd. aufbrachten. Gewiß pa
tage nicht mehr, was Fox (78) 1845 aussprach, daß Ch

anders als früher kennen lernten (Dieffenb. 2, 164); und ſchon 1842 war es ungewöhnlich, wenn ein chriſtlicher Eingeborener nicht leſen noch ſchreiben konnte (miss. guidebook 268). Damals waren die Chriſten noch eine verhältnißmäßig kleine Zahl, ſo daß dieſe Angabe für jene Zeit richtig geweſen ſein mag. 1859 aber konnten nach dem Bericht Thomſons (2, 297) etwa die Hälfte leſen und nur ein Drittel ſchreiben und rechnen. Doch wiſſen viele vom Schreiben einen geſchickten und anmuthigen Gebrauch zu machen (Polack narr. 2, 285). Jameſon (1842) behauptet freilich (260; 262), daß es kein Dorf auf Ika a Maui gebe, deſſen 10-13jährige Bewohner nicht leſen oder ſchreiben lernten, und daß es nicht zu lernen als ſchimpflich gelte; doch ſind Thomſons Nachrichten die verläßlichſten. Ferner ſteht feſt, daß fleißige Arbeitſamkeit ſich ausbreitete, der Ackerbau (eb. 1, 217), der Hausbau (Power 180) ſich hob, wie denn Selwyn 1842 einen eingeborenen Miſſionär kannte, welcher ein hölzernes Haus mit Glasfenſtern und vier Räumen, je einen zum Schlafen, Kochen, Eſſen und Studiren beſaß (miss. guideb. 268). Ferner hörte die Sclaverei auf (Thomſon 2, 294), aber manche Sclaven zogen es vor, bei ihren Herren zu bleiben (Nov. 3, 112), das Tattuiren, der Kannibalismus, der Kindermord, die Opfer an den Gräbern wurden abgeſchafft (Dieffenbach 1, 105, Polack narr. 2, 356; 2, 51; Thomſon 2, 294) und ebenſo wurden die Kriege, die Behandlung der Beſiegten, milder und menſchlicher (Thomſon eb.; miss. guideb. 296). Diebſtahl — nicht aber ebenſo das Lügen — iſt jetzt ſelten, ſelbſt Geld, Taback und Schießbedarf iſt ſicher unter ihnen (Power 145), Ehrlichkeit, Nüchternheit und Friedfertigkeit werden ebenſo gerühmt (A. Earle; Hurſthouſe 31; Dieffenb. 2, 105), wie die Gewöhnung zur Arbeit, welche ſich immer weiter ausdehnt und von Fleiß und Ordnungsliebe begleitet iſt (Polack 2, 108; 1, 184; Power 283 ff.). Gegen alles dies iſt wieder die Behauptung, welche Fox (78) aufſtellt, die Neuſeeländer, die unter den Coloniſten lebten, zeichneten ſich durch größeren Fleiß im Landbau vor denen aus, welche in einer Miſſion abgeſchloſſen lebten, von um ſo wenigerem Gewicht, als Fox auch ſonſt zu ſchwarz ſieht: ſo wenn er behauptet (62), ſie hätten nichts in mechaniſchen Künſten gelernt, alle die gerühmten Fortſchritte könnten nur von wenigen Einzelnen gelten. Wenn er hinzufügt, die Maori ſeien in dieſer Hinſicht ganz von den Europäern abhängig, ſo konnte man

ſich 1845 noch weniger darüber wundern wie jetzt: ſollen denn in kaum 50 Jahren die Maori, die „Wilden“ ſich die ganze europäiſche Cultur bis zur völligen Selbſtändigkeit aneignen? Ein Ungedank. Aber freilich hat der Verkehr mit den Weißen überhaupt zu jenen Förderungen viel beigetragen. So ſind die Kriege ſchon durch die Feuerwaffen unblutiger und ſeltener geworden, da dieſe Waffen den Schwächeren dem Mächtigeren gleichſtellen (Polack narr. 2, 35), da Flinten jetzt allgemein ſind — um 1860 ſollen ſie 20,000 beſeſſen haben (Nov. 3, 127) — und ſie ſelbſt keine guten Schützen, wenigſtens anfangs, waren. Früher ſollen ſie die abgefeuerten weggeworfen und dann mit den anderen Waffen mit einander gekämpft haben (Rutherford im Neuſeelander 236). Jetzt haben ſie im Krieg mit den Europäern anderes gelernt. Machen wir uns nun ein Bild von dem jetzigen Zuſtand der Maori, ſo finden wir ſie hauptſächlich als Ackerbauer, welche als ſolche Tüchtiges leiſten (Thomſon 2, 298 f.; Dieffenbach 1, 217), Getreide, Mais, Kartoffeln bauen, mit dem Pfluge, ja wohl gar mit europäiſchen Maſchinen (Hochſtetter 476) arbeiten, Schweine und anderes Vieh halten; manche ſollen (Nov. 3, 151) 50-60 Pferde und ganze Rinderheerden haben und als Pferdezüchter ſehr Tüchtiges leiſten (Ausland 1858 p. 1194 nach Melbourne argus); auch Mühlen beſitzen ſie, auf denen ſie Mehl zum Verkauf bereiten. Zwei Drittel von ihnen ſind geimpft, ſie haben zum Theil europäiſche Kleidung, europäiſche Genüſſe, Thee mit Zucker, Tabak, den ſie alle ſehr lieben, auch wohl Spirituoſa, obgleich ſelten, denn ſie lieben ſie nicht und haben ſich ſtets dagegen gewehrt; Trunkenheit findet ſich nur in den verderbten Küſtendiſtrikten. Sie haben jetzt beſtimmt geſchiedenes Eigenthum und als Verkehrsmittel europäiſches Geld; ſie wohnen in Holzhäuſern, welche theils nach einheimiſchem, theils nach europäiſchem Modell gebaut, aber bequem und ausreichend ſind; ſie begraben ihre Todten wie wir. Die Bibel iſt bei ihnen verbreitet (Thomſon 2, 294 f.); eine nicht geringe Zahl von ihnen — 1852 waren es 300 (Mundy 133) — wirkt als Miſſionäre, ja einige haben ſich ſogar zu höheren geiſtlichen Stellen aufgeſchwungen (Dieffenbach 2, 171, miss. guidebook 268; Swainſon 386); in den Waffen ſind ſie ſehr geübt, im Kriege tüchtig, ja furchtbar; ihr häusliches Leben, obwohl Fälle von Polygamie noch vorkommen (Hochſtetter 225) ein reines und inniges. Dies letztere gilt nicht von

den Gegenden, wo die Europäer vorherrschen. Seit 1854 ferner erscheint eine Zeitung Maori und englisch Te karere Maori (the Maori messenger) in Auckland und seit 1857 eine allwöchentlich in Wellington nur in der Maorisprache (Grey library; Swainson 38). Namentlich ausgezeichnet sind sie im Handel (Thomson 2, 294; Shortl. a 283; Polack 1, 183 f.). Handelskarawanen durchziehen das Land (Hochstetter 125), andere Stämme kommen zur See auf Handelszügen nach Auckland (Swainson 225), wohin sie Marktprodukte im Werthe von 16,000 Pfd. Sterl. jährlich liefern, wie sie auch von den Zöllen 1858 über 40,000 Pfd. bezahlten (Thomson 2, 299). Schiffe bauen sie, deren eines für 430 Pfd. Sterl. verkauft wurde (eb. 298), und suchen sehr häufig selbst Schiffseigenthümer zu werden, was mehreren schon in den vierziger Jahren geglückt war (Mundy 2, 124); sie besitzen Schiffe von nicht unbedeutendem Werth (Ausland 1858, 1194). Minder reiche findet man als Matrosen auf Walerschiffen in den Häfen von Australien und Amerika (Byrne 1, 58). Doch herrscht ein nicht unbedeutender Reichthum unter ihnen: sie haben Contos in der Bank oder Sparkasse, öfters mehrere 1000 Pfd. (Ausland eb.; Nov. 3, 151; Jameson 216) und ihr Gesammtvermögen wurde um 1842 auf 150,000 Pfd. in klingender Münze geschätzt (Jameson 234). Mag dies nun übertrieben sein, so wie auch die Behauptung, daß sie jährlich für 100,000 Pfd. Waaren brauchten (eb. 248): so ist soviel sicher, daß sie für den Handel ebenso befähigt als eifrig sind, daß europäische Waaren — Tabak, Pulver, Flinten, Messer, Tücher, Zeuge, eiserne Töpfe und Werkzeuge, Ackergeräthe u. s. w. (Jameson 235) — jetzt sehr von ihnen gesucht werden (Polack 1, 183 f.), daß sie ferner in Geldgeschäften gewandt und zuverlässig sind; die ihnen von der Regierung geborgten, öfters großen Summen haben sie stets richtig wiedererstattet (Davis 88). Und dies ist nicht blos im Norden der Insel: es ist in Wellington nicht anders, wo sie sogar eine Art Wirthshaus für die dortigen Maoriarbeiter haben (Power 180; 183). Die Eingeborenen vermiethen sich sehr gerne in Tagelohn und sind tüchtige Arbeiter; wenn man sie ordentlich hält — was keineswegs oft geschieht — schließen sie sich leicht an und lernen gern (Polack 1, 183 f.). Sie sind schon als Arbeitskraft für die Ansiedler unschätzbar (Dieffenbach 2, 159). Alle diese Verhältnisse, wenn freilich durch die letzten Kriege sehr er-

[illegible]
noch für die heutige Zeit. Fragen wir uns, woher dies
liegt die Schuld einzig und allein am Gebahren der eng
siedler — nicht der englischen Regierung. Denn diese h
seeland gethan, was sie thun konnte, nur daß sie natürl
einen einzig vernunft- und naturgemäßen Grundsatze fest
autokratisch gegen den Willen des englischen Volkes, sonde
Vertreterin des letzteren zu handeln. Doch hat sie zu nic
mäßigem die Hand geboten; sie hat vielmehr mit rühm
Menschlichkeit die Eingeborenen behandelt und dabei Gru
gestellt, welche, wir wiederholen das Wort, von welthistoris
tung sind. Allein die englischen Ansiedler, meist den nieder
angehörig und nur ausgewandert, um „Geld zu machen“
hohen Ansichten der Regierung nicht nur nicht getheilt, s
Kräften vereitelt. Sie haben lediglich — denn das Coloni
mit seiner z. Th. sehr kurzsichtigen Politik gehört zu ihnen
an dem Kriege von 1860-66, denn sie verderben durch ihr
sittliches Betragen die Eingeborenen (Swainson 36), sie
durch ihre hochmüthige und rohe Behandlung aufs höchste;
sie von sich fern, wo sie können und behandeln sie stet
stehende Race — in kurzsichtiger Beschränktheit. Denn ei
die Maori sich gerade in den letzten 40 Jahren als eine
hochstehende Race bewiesen. Positiv geht das schon deutli
von uns eben entworfenen und Zug für Zug quellenmäß
Bild hervor, bei dessen Betrachtung man mit Malone (

vorzugteren eingedrungen ist, daß verschiedene Stämme an der Küste oder in der unmittelbaren Nähe der Pakehas, der Europäer verderbt und schlecht sind. Aber es ist doch eine höchst betrübende und bedauerliche Erscheinung, wenn man Halburtheile eben so oberflächlich als sorglos und sicher aussprechen hört, wie dies von Hochstetter (ähnliche Halbheiten des Urtheils in einem Aufsatz in ev. Miss. Mag. 1860, 515 f.) geschieht, — Urtheile, denen deshalb eine größere Bedeutung zugelegt werden muß, weil sie einmal viel gelesen werden und deshalb falsche Ansichten in weiten Kreisen hervorbringen, dann aber, weil sie der Widerhall aus der besseren Gesellschaft der englischen Ansiedler in Neuseeland zu seiu scheinen. Da wird bereitwillig alles anerkannt, was die Maori leisten und nach Thomson (Thomf. 2, 294-6) eine Zusammenstellung desselben gegeben, welche allein schon alles folgende widerlegt: dann aber heißt es (Hochst. 476), die Civilisation der Maori sei deshalb kein Gewinn und wirklicher Fortschritt, weil sie die Lebensfähigkeit des Volkes nicht erhöhe; es werden Beispiele von Trägheit erzählt, die absolut nichts beweisen und die gegen das, was wir eben aus anderen Quellen mitgetheilt haben, ganz verschwinden; was dann über die Veränderung der Kleidung gesagt wird, ist nicht besser, und das über den Eigennutz, die Erpressungen, die Ungastlichkeit der Maori Behauptete sehr wenig durchdacht. Also von den Maori sind diese Eigenschaften ein Beweis von Unbildbarkeit, welche doch die hochgebildeten Angloſaxonen so reichlich besitzen und nach Neuseeland erst gebracht haben? Und daß in den Städten die Maori nicht taugen, wer ist daran schuld als die, die sie behandelt haben „wie die Hunde" (Hochstetter 485), die Europäer? Wenn nun aber gar (471 f.) die geringe Verbreitung der englischen Sprache unter den Maori ein Zeichen ihrer Unbildbarkeit sein soll, so weiß man gar nicht, was man sagen soll. Also die Sprache derjenigen, die sich ihnen so ganz feindselig gegenüberstellen, die sollen sie lernen? Ist es denn nicht vielmehr ein Zeichen eines sicheren Nationalgefühls, eines würdevollen Stolzes, wenn sie das nicht thun? Und wenn ein Volk, das seit seinem Bestehen nur die weichsten Lautverbindungen, nur klare und reine Vokale kennt, das den Laut s wegen seiner Härte schon lange aufgegeben hat, wenn dies Volk gerade die englische Sprache schwer lernt, welchen Unbefangenen kann das wundern? Wäre denn nicht vielmehr das Gegentheil ein Wunder, ein völlig unbegreifliches? So

ſind Hochſtetters, ſo der Anſiedler Gründe beſchaffen, auf die geſtützt er das Reſultat zieht, die Maoris ſeien dem Untergang verfallen! Im Gegentheil: eine Cultur, auf welche ſtets des Dichters Wort: „mußt du Tod und Jammer ſenden?“ ſich anwenden läßt: eine ſolche Cultur iſt denn doch ſelber von bedenklicher Beſchaffenheit. Und ferner im Gegentheil: die Maori haben Kraft bewieſen und Fähigkeit im höchſten Maaße und wohl ſchwerlich möchte irgend ein europäiſches Volk, die „angloſaxoniſche“ Race mit eingeſchloſſen, bei ähnlichen Zumuthungen beſſeres leiſten: Die Maori haben mit allem ihren Herkommen brechen und ſich eine Cultur aneignen müſſen, welche unendlich hoch über ihrer Bildungsſtufe ſtand; ſie haben dies vermocht, obwohl man ſie meiſt feindſelig und geringſchätzig behandelte, ſie haben dies in kaum 50 Jahren vermocht: und nun, weil ſie noch nicht ganz ſo gebildet ſind, wie die Europäer, weil ſie im wilden und blutigen und gewiß kurzſichtigem Verzweiflungskampf, zu dem ſie aber auf eine Weiſe gedrängt wurden, daß er unvermeidlich war, der engliſchen Uebermacht gewichen ſind, weil ſie der ungeheuren Anſtrengung, welche das neue Leben an ſie macht, vielfach erliegen, da unterſtützt man ſie nicht, da muntert man ſie nicht auf, nein, man findet, daß ſie nicht culturfähig ſind, daß ſie — eine farbige Haut haben; kleidet dies in eine wiſſenſchaftliche Phraſe vom Kampf ums Daſein oder in eine religiöſe, wie auch vielfach geſchehen (ev. Miſſ. Mag. 1867, 276), daß Gott ſie verworfen habe, und theilt ſich lachend in ihr Erbe. Und das im 19. Jahrhundert! Das in der Zeit, in welcher das Nationalitätsprincip überall ſo beſonders betont wird, und das von einem chriſtlichen, hochſtehenden Volke, von wiſſenſchaftlich hochgebildeten Männern!

Indeſſen thun ſich ſelbſt die Europäer den größten Schaden mit dieſer Art der Behandlung. Freilich haben ſie Hände und Arbeitskräfte, die ſtets friſch zuziehen, genug, um die Anſiedlung im blühendſten Stand zu erhalten und immer weiter auszudehnen, und wenn es plötzlich keinen einzigen Maori gäbe, materiell können ſie den Schaden erſetzen. Wohl aber bringt es ihnen Schaden, wenn durch ihre Schuld die Maori zu Grunde gehen, die ſich als ein ſo hochbegabtes, lernbegieriges und im Grunde auch ſittenreines, zur höchſten ſittlichen Entwickelung fähiges Volk gezeigt haben. Keinen materiellen aber geiſtigen Schaden. Denn die Wohlfahrt eines Volkes hängt von ſeinem

Bildungszuſtande ab, die Dauer der Wohlfahrt von ſeiner ſittlichen Kraft und Höhe. Wie aber der einzelne durch gute Thaten gefördert wird, ſo auch ein ganzes Volk. Nichts verdirbt ein Volk mehr, als in Zuſtand dauernder Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, den es ausübt oder leidet; nichts mehr, als ein Zuſtand von Engherzigkeit und Beſchränktheit, in dem es ſich ſelbſt feſthalten muß, um zu ſeinen ſelbſtſüchtigen Zielen zu gelangen. Jedes Volk iſt ein Glied in der Entwickelungsreihe der Menſchheit: drückt ſich ein ſolches Volk nun ſelbſt herab, ſo drückt es die Entwickelung der ganzen Menſchheit herab. Das wird doch jeder zugeſtehen, daß es ein weſentlicher Fortſchritt der cultivirten Menſchheit wäre, wenn ſie es vermöchte, auch mit den uncultivirten Völkern menſchlich und freundlich umzugehen. So hat die engliſche Regierung, ſo die Miſſion gehandelt: nicht die Mehrzahl der Anſiedler. Gerade in unſerer Zeit, die tief in gedankenloſe Genußſucht und Selbſtſucht verſunken ſcheint und welche oft ſo unverhohlen den einzigen Satz predigt: Macht iſt Recht; gerade in einer ſolchen Zeit thut es noth, zu betonen, daß zur merklichen Förderung und Befriedigung der Menſchheit in erſter Linie nur ideale Ziele dienen können, nichts anderes. In Neuſeeland iſt auch jetzt noch Zeit, vieles wieder gut zu machen; auch jetzt noch Zeit, das herrliche Capital geiſtiger Fähigkeit, was die Maori beſitzen, zur Geltung, zu ſelbſtändiger Arbeit und dadurch zu reichem Ertrag zu bringen, welcher doch zunächſt den engliſchen Anſiedlungen zu Gute käme. Und wenn dieſe ſich zu der Hochherzigkeit aufſchwingen konnten, welche einzelne ja ſo reichlich und herrlich gehabt haben, ſich der Maori im Ganzen anzunehmen, das feindſelige Herabſehen aufzugeben, ſie heranzuziehen anſtatt ſie zu verbittern: welchen Aufſchwung würden dann die Kolonien aus ſich ſelber zu nehmen im Stande ſein! zunächſt einen geiſtigen, der aber ſo ſicher das Materielle mit ſich reißt! dann mag die braune Haut ſich erhellen durch das europäiſche Weiß; das Maori mag verſchwinden vor dem Engliſchen: der wahre Kern dieſer Völker iſt gerettet, ihre geiſtige Fähigkeit, und dieſe wird ſich ſchon dankbar beweiſen.

Ueber die Abnahme der oceaniſchen Bevölkerung haben wir an einem anderen Ort (Ausſt. d. Naturv. 6 f.) ausführlicher gehandelt: wir wollen deshalb hier nur einige Hauptangaben wiederholen. Zunächſt iſt wohl zu beachten, daß das Ausſterben denn doch nicht ſo

raſch vorwärts gegangen iſt, als man geweiſſagt und berechnet hat. Power (1849) ſtellte die Behauptung auf, daß bei gleichbleibendem Hinſchwinden ſchon vor 1870 kein Maori mehr übrig ſein könne (119); und doch zählte man 1860 noch 55,275 Eingeborene (Behm 74), 1861 aber 55,336 (Meinicke c. 557). Allerdings ſind dieſe Zahlen, deren Unterſchied wir nicht betonen, durch Kriegsjahre von 1861—66 und namentlich durch viele Seuchen, die in jener Zeit wütheten (Maunſell ev. M. M. 1867, 300) arg verringert, und bis auf 38,456 Seelen, wie wir ſchon erwähnten, herabgegangen. Hawaii hatte nach Cheever (289 f.), der offizielle Daten benutzte, 1849 80,641 Eingeborene, konnte aber, nach ſeinen damaligen Berechnungen 1860 nur noch 32,224, 1870 gar nur noch etwa 14,000 Ureinwohner haben. Statt deſſen aber gibt Bechtinger (121) den Cenſus für 1866 auf etwa 60,000 an, welche Zahl zwar immer noch eine Abnahme, aber eine viel geringere ausweiſt. Tahiti hatte um 1850 (Virgin 2, 41) 10,000 Eingeborene; dieſelbe Zahl nimmt Meinicke (c, 564) für 1865 etwa an, und der offizielle franzöſiſche Bericht von 1862, welcher 9086 Eingeborene zählt, ſtimmt ziemlich genau. Die Zahl der Markeſasinſulaner betrug 1864 (Behm 84) nach franzöſiſcher Schätzung 20,000 Seelen. Auf Samoa, deſſen Bevölkerung nach Erskine 37,000 Seelen betrug, aber gleichfalls abnahm (104; 60), ſchätzte 1862 Hood (143) die Zahl der Eingeborenen auf 34,000 und er verſichert, daß ſie im Wachſen begriffen ſei. Die Tonganer ſchätzt Behm (79) auf 25,000, Meinicke, deſſen Angaben aber ſtets ſehr niedrig gegriffen ſind, nur auf 20,000 (c. 561); die Paumotuaner betrugen nach franzöſiſcher Schätzung um 1860 etwa 8000 Seelen (Arbouſſet 286).

So wenig erſchöpfend dieſe Zuſammenſtellung auch iſt, ſie ergibt doch ein ebenſo wichtiges als erfreuliches Reſultat: Die Abnahme der Bevölkerung ſchreitet nicht mehr ſo raſch vor, wie in der erſten Hälfte des Jahrhunderts: ſie hat an einigen Orten ganz aufgehört, während an anderen die einheimiſche Bevölkerung ſchon im Wachſen iſt. Daraus geht aber hervor, daß die Gründe zu jenem Hinſchwinden, welche wir in dem oben genannten Büchlein ausführlich entwickelt haben, jetzt minder oder gar nicht mehr wirkſam ſind. Denn einmal haben ſich die Eingeborenen an das Kulturleben mehr gewöhnt, ſie ſind nicht mehr ſo empfindlich wie anfangs gegen Krankheiten (obwohl wir immer

ch auch hierfür Beiſpiele aus neueſter Zeit haben, z. B. ev. M. ag. 1867, 300; Cheever 295), ſie ſind den geiſtigen Anſprüchen, elche man an ſie macht, ſchon mehr gewachſen, ſie haben ſich mit r Cultur auch die Palliativmittel, welche ſie bietet, mehr angeeignet. ndererſeits darf auch nicht verkannt werden, daß die Europäer ſelbſt, ch maſſenhafter Ausnahmen, doch auch ſehr viel für die Eingeborenen than haben und immer mehr und mehr thun. Gebührt hierbei der gliſchen Regierung ein nicht geringes Lob, wie denn faſt kein Mann ößeres Verdienſt um Polyneſien hat als Sir George Grey, ſo hen hier gleichfalls in erſter Linie die Miſſionäre mit ihrer uner-idlichen, aufopfernden Thätigkeit, und Ruſſel (Polyneſia) hat ganz cht, wenn er alle Fortſchritte der Polyneſier als weſentlich durch Miſſionäre angebahnt darſtellt. Sie haben auf die Cultur der ngeborenen den größten Einfluß gehabt, ſie haben dieſelben vertheit und beſchützt wo ſie konnten; ſie haben ihnen ferner den feſten lt gegeben, den neuen Inhalt für ihr ganzes Daſein, deſſen ſie ſo ngend bedurften. Die Polyneſier haben es oft den Miſſionären geſprochen: „wir wären zu Grunde gegangen, wenn ihr nicht gemen wäret" — und wäre die Entdeckung nicht erfolgt, ſo waren verloren. Ihr Leben zehrte ſie leiblich auf, geiſtig bot es ihnen ts mehr, keinen moraliſchen oder idealen Halt, und doch waren ſie genug entwickelt, um ohne einen ſolchen nicht leben zu können. ilich haben oft äußere Umſtände die Bekehrung, wenigſtens im An-g, veranlaßt, ſo die Autorität der Fürſten, die Macht des Beiſpiels, ie andererſeits Unglücksfälle, große Sterblichkeit, Verluſt einer ſchlacht, nach denen man es mit dem neuen Gott verſuchen wollte uſſel 386, 390); freilich haben denn ferner die Miſſionäre ihnen höchſt bigottes, oft wenig geiſtiges Chriſtenthum gebracht: aber h dies iſt ein Glück, denn gerade die Handgreiflichkeit, die derbe nnlichkeit dieſer neuen Religion faßt jene Völker und iſt ihnen faß-, und bei alle dem, wie unendlich hoch ſteht ſie über dem Heiden-m oder etwa über dem Islam. Mag das Dogma ſein, wie es l: die chriſtliche Moral bleibt, zu der ihnen die meiſten der Miſ-näre zu gleicher Zeit leuchtende Beiſpiele gaben; und daß dieſe ibt, das iſt die Hauptſache. Innigeres und geiſtigeres Auffaſſen wird on kommen; das zeigt ſich ſchon aus der höchſt peinlichen Genauig-t, mit welcher überall die neue Lehre aufgenommen iſt; das zeigt

thum wieder herzuſtellen. Auch, und das iſt von Wichtigkeit,
riſche Bewegungen traten ein, ſtets aber ſo, daß ſie auf d
Grundanſchauungen heidniſches aufpfropften. Alles das Gut
wir erwähnten, gilt von der proteſtantiſchen Miſſion ohne Un
der Nationalitäten. Die katholiſche Miſſion wirkte verhältn
höchſt unbedeutend, und dies kommt weſentlich von der leicht
Art ihrer Bekehrung, von der minderen Strenge, und allerdin
von ihrer minder reinen Art des Auftretens, welche die Einge
ſo gut durchſchauten wie die Europäer. Auch hat ihr die
ſtützung Frankreichs ſehr geſchadet, welches ſich im ſtillen Ocean
wegs civiliſatoriſch fähig bewieſen hat. Leichtfertigkeit wird der
ſinnige Polyneſier gar bald durchſchauen, mitmachen und ver
ihm imponirt aber die ernſte ſtrenge Sittenreinheit, die wie f
von ſich fordert, ſo auch alles von ihm verlangen kann. Und
man bekennen, daß gerade durch ihre Strenge, welche man i
oft vorgeworfen hat, die Miſſionäre am meiſten, am ſicherſten
haben.

Daraus ſchon folgt, daß die Polyneſier ein höchſt be
Menſchengeſchlecht ſind, und als ſolche haben ſie ſich überall b
So vor allen Dingen in den heilloſen religiöſen Wirren. Si
es vermocht, allerdings nicht ohne Störung, doch das Chriſt
nicht über die Chriſtenthümer zu verkennen, zu verwerfen, f
Chriſten und meiſt Proteſtanten geblieben. Auch wie ſie ſich
derne Cultur angeeignet haben, verdient unſere höchſte Bewun
Es iſt eine unendliche Leiſtung, in nicht ganz 100 Jahren a

ets angefochten von denen, nach welchen ſie ſich bilden ſollten, ab-
ſichtlich zurückgehalten von den eigenen gegneriſchen Landsleuten der
Miſſionen, umwirbelt vom Streit der Nationen und der Religionen,
haben Erſtaunliches geleiſtet. Denn ſie ſind nicht irre geworden,
eder an der Cultur noch an der Religion. Und auch hierfür hatten
faſt den einzigen Halt an den Miſſionären.

Dieſe dürfen und werden nicht nachlaſſen in ihrer Thätigkeit.
ıb wenn die Einwanderer civiliſirter Nationen ihren neuen Lands-
ıten mit nur einigermaßen gutem Willen beiſtehen in der großen
beit ihrer Entwickelung: dann kann und wird ſich die Zukunft der
ılyneſier nicht ungünſtig geſtalten und die herrlichen Fähigkeiten,
lche ſie beſitzen, werden ihnen und der ganzen Menſchheit gute
üchte tragen. Ihre Abnahme hat ſich vermindert, hat inne gehalten,
iſt alſo noch Zeit. Möge denn ihnen und den Weißen im Ocean
s zum Guten ſich geſtalten. Niemand kann dies heißer wünſchen,
wir.

Melaneſien und Auſtralien.

Der weſtliche Theil des ſtillen Oceans einſchließlich des Feſtlan-
s von Auſtralien, Neu-Guineas und ſeiner kleinen Nachbarinſeln
rd von einem Menſchenſchlag bewohnt, der ſich weſentlich von den
alaien ſowohl wie von den Polyneſiern unterſcheidet. Am meiſten
lt die Farbe in die Augen: denn die Eingeborenen dieſes weſtlichen
eiles des Oceans ſind meiſt dunkel gefärbt, ſehr oft ſchwärzlich bis
warz, weshalb man ſie auch Negritos genannt hat.

Unter ihnen laſſen ſich mehrere große Hauptgruppen unterſcheiden.
nmal die Ureinwohner Neuhollands und die Tasmanier;
eitens die Völker der Inſeln, welche man unter dem Namen Me-
neſien begreift, alſo der ganzen Inſelreihe von Neucaledonien
s Kunaie bis einſchließlich Neuguinea, Salwatti, Batanta,
ebe und der anderen kleinen Inſeln um Neuguinea, ſowie ferner
h die Eingeborenen des Fidſchiarchipels. Drittens ſind auch die
varzen Stämme zu erwähnen, welche ab und zu auf den Inſeln
dem Feſtland des eigentlichen Malaiſiens wohnen, die unter ver-
denen Namen bekannt ſind, Alfuren, Harafurus, Papuas u. ſ. w.

deren genaue Erörterung wir uns für einen anderen Ort aufbew
Dort werden wir, weil uns hier der Raum gebricht, auch über
Verhältniß der Melaneſier und der Malaiopolyneſier, ſowie glei
über die Verwandtſchaft der Neuholländer ausführlich reden, wä
uns hier nur die ethnologiſche Schilderung dieſer Völker beſchä
ſoll. Auch die Frage, in welchem Verhältniß die Melaneſier z
ſchwarzen Urbewohnern Indiens ſtehen, welche man vielfach an
hat, laſſen wir hier bei Seite und beginnen zunächſt mit dem eigen

Melaneſien.

Das Gebiet umfaßt, wenn wir von Süden nach Norden
zunächſt alſo Baladea (Neukaledonien), das von vielen kleinen
inſeln umgeben iſt. Dieſe waren meiſt unbewohnt; Kunaie abe
Fichteninſel, die geologiſche Fortſetzung Kaledoniens, iſt bewohnt.
nächſt folgen dann die Inſeln der Loyalitätsgruppe, Neu
(Mare), Liſu, Uwea und kleinen Inſeln, wie Boucher, Ban
liers, die Beauprégruppe, welche das Nordweſtende und
pole, welche das Südoſtende des Archipels bildet. Dieſe klei
Inſeln ſind unbewohnt, mit Ausnahme der Beauprégruppe (Lab
diere), auf deren größtem Eiland ſich ſpäter noch Eingeborene von
niedergelaſſen haben (Cheyne 27). Die ſämmtlichen Inſeln des L
tätsarchipels beſtehen aus Madreporenkalk, welcher aber bei den g
ren und Walpole 200' über die Meeresfläche gehoben iſt (eb.
nichts deſto weniger ſcheinen ſie geologiſch zu Baladea zu gehören

(Niva), Tanna, Erromango, Fate, dann verſchiedene kleine unbewohnte Felſeneilande, darauf das wieder bewohnte Api; nun theilt ſich der Archipel in zwei Ketten, deren weſtliche die beiden größten Inſeln enthält, Mallikollo und Eſpiritu Santo; die öſtliche beſteht aus Ambrym, Aragh (Pfingſtinſel), Aoba (J. d. Ausſätzigen Bougainv. 209; 212), Maiwo (Aurora), Gaua (St. Maria), die Banksinſeln mit Vanua lava, Mota und verſchiedenen kleinen Felſeninſeln, von denen der ſteile Vulkan Ureparapara (Bligh-inſel) gleichfalls bewohnt ſein ſoll; wenigſtens ſah Rietmann im dichten Walde Rauch aufſteigen (181). Rein nördlich von dieſer Reihe von Felſengipfeln liegt die Nitendigruppe (Kön. Charlotteninſeln, Sta. Cruz), nach der größten Inſel Nitendi (Indengi, Sta. Cruz) benannt. Dann gehören hierher Tupua, Vanikoro, die Matema-, die Duffgruppe, Motuiti (Kennedy) und mehrere andere kleine und unbewohnte Inſeln. Tupua, Vanikoro, Motuiti ſind melaneſiſcher Bevölkerung; dahingegen die Matema-*) (Tromelin bei Bergh. Annal. 3, 284) und Duffgruppe, wie wir ſchon im vorigen Band ſahen, polyneſiſche Einwohner haben. Eine ſolche Bevölkerung finden wir auch auf einigen Inſeln des Salomoarchipel, zunächſt auf Sikayana, dann auf Rennell und Bellona, ſowie auf Lord Howes Gruppe (Swainſon 3), welche Völkerſtämme alle drei eine dem Sikayana verwandte Sprache haben (Cheyne 186). Allerdings behauptet Carteret (366), daß Ontong Java (Lord Howes Gruppe) von Negern bewohnt ſei: aber er irrt, denn die neun Inſeln, die er ſah, liegen faſt um 9° weſtlicher als jene Gruppe, welche nach Tasman (38 f.) aus mehr als zwanzig Eilanden beſteht. Auch die Marineengruppe (Tasmans Mark) iſt bewohnt, und zwar, wie Tasman (38) angibt, mit Leuten, welche der Bevölkerung Neuſeelands durch ihr geſträubtes und ſchwarzes Haar gleichen. Und ähnlich behauptet Schouten (Diar. 48) von einer Inſelgruppe dieſer Gegend, welche aus drei bis vier Inſeln beſtand und wohl ſicher dieſelbe Gruppe war, die Bewohner derſelben hätten dieſelbe Sprache geredet als die Bewohner von Nive. Die grünen Inſeln Schoutens und le Maires (Diar. 49) waren wohl unbewohnt. Es iſt möglich, daß noch manche Inſel hier polyneſiſche Be-

*) Vielleicht iſt dieſe Inſel unter Dillons Mameinſel (2, 270) zu verſtehen.

achte Melanesier. Schoutens Sprachbeobachtung aber kan
sehr genau gewesen sein: er war nur wenige Stunden mit d
geborenen der Gruppe, welche in Kähnen an sein Schiff hera
in Verkehr und wie leicht konnte ihn ein ungefähr ähnliche
täuschen. Die größeren Inseln sind alle und zwar von Negr
wohnt, so zunächst im Süden Bauro (St. Christoval) n
kleinen Nebeninseln Sesarga (isle des contrariétés, bewohn
ville 248) und einigen anderen, wozu die drei Schweste
wohnt eb. 253-4) gehören; dann in doppelter Kette, westlic
(Guadalcanar), Murray, Neugeorgia und Simbu (Ed
(Cheyne 62; 65—6), die Schatzinseln (treasury, Shortla
135; Reina Neum. Zeitschr. 4, 355) und Shortland, östli
laita, Carteret, Gower (Carteret 364), Isabel, Ch
hier vereinigen sich beide Ketten wieder zu einer Reihe, wel
den Inseln Bougainville, Buka (Winchelsea) und Sir
besteht, die alle bewohnt sind (Bougainville 230, 232, C
367). Bewohnt ist gleichfalls die rein nördlich liegende Riffi
garris (d'Urville b, 5, 116). Geologisch zu derselben Re
die Salomonsinseln gehört die Fortsetzung dieser letzteren, die
Reihe von Neubritannia, zunächst das der Hardyinsel um
benachbarte Eiland St. John, welches gleichfalls bewohnt ist (
ten Diar. 49—50), dann folgt Tombara (Neuirland) m
kleinen Vorinseln, deren östliche Gerrit Denys (bewohnt nach D
5, 83) Fischerinsel, Mathias, Sturminsel (Dampier 5,
Boug. 249) und andere sind, während westlich Amakata

dere Eilande (bewohnt Reina 352 f.) anſchließen. Auch die Admiralitätsinſeln, nordweſtlich von Tombara aus einer Haupt- und vielen Nebeninſeln beſtehend, ſind bewohnt (Carteret 383—5), ebenſo die Anachoretengruppe (Bougainv. 250), nicht aber die Schachbrettinſeln (Echiquier, eb.) und die Inſel Durour; auf Matty dagegen ſah Carteret viele Eingeborene mit Fackeln hin- und her rennen (387).

Das größte Land mit melaneſiſcher Bevölkerung iſt Neu-Guinea, zu welchem natürlich die Inſeln an ſeinen Küſten, in der Geelvinksbai, Salwatti, Friedrich Heinrich-Inſel u. ſ. w. hinzuzurechnen ſind. Und ebenſo die Inſeln der Luiſiade. Auch die Mudſchu- (Woodlark) und Trobriandinſeln ſind bewohnt (Reina 355; Cheyne 69) ſowie die Inſeln der Torresſtraße, von denen freilich die Eilande des Prinzen von Wales nicht zu Melaneſien, ſondern zu Neuholland gehören (Macgill. 2, 2). — Zu Melaneſien gehört dann ferner noch als ſein öſtlichſter Poſten der Fidſchiarchipel; der ſüdlichſte Punkt iſt wohl Kunaie, da Norfolk und die etwa unterm 32° ſ. Br. gelegenen Lord Howes-Inſeln unbewohnt waren (Watts 156).

Die meiſten dieſer Inſeln und ſo natürlich die größeren alle ſind hoch; doch iſt ſowohl die ganze Reihe (von Kunaie an bis Neuhanover) wie auch oft die einzelnen Inſeln vielfach umgeben von einer großen Anzahl von Riffen und flachen Koralleneilanden. Das ganze Gebiet macht den Eindruck, als ſei es ein allmählich verſunkenes Feſtland, an deſſen Rändern ſich Madreporendämme gebildet haben, manche gewiß ſchon in urälteſter Zeit und vielleicht noch an den Küſten des urſprünglichen Geſtades dieſes Feſtlandes, wie denn z. B. Bougainville im Schachbrett nirgends Grund fand; der Korallenfels ſtieg in abenloſe Tiefen hinab. Andere dieſer Madreporeninſelchen bildeten ſich dann im Innern des ſinkenden Feſtlandes, an Rändern höherer Gebirge: es ſind das die Riffe, welche ſich zwiſchen den einzelnen Inſeln finden und z. B. Neukaledonien ganz abſchließen; daher die Behauptung der Franzoſen, die Loyalitätsinſeln gehörten geographiſch zu Baladea, ganz ohne thatſächlichen Grund iſt. Auf dem Geſtein der Inſeln (Grauwacke, Schiefer, Sandſtein, Porphyr und Granit) ruht im weſtlichen Neuguinea, Neubritannien und den neuen Hebriden bisweilen hochgehobener Madreporenkalk (Wallace 2, 288; Meinicke c,

inſeln, eine kreisförmige Gruppe meiſt hoher Inſeln, deren
tendſte nach Norden und Weſten liegen, mit zahlreichen Riff
Riffinſelbildungen, ſind von ganz vulkaniſchem Geſtein, wie dem
hier heiße Quellen mehrfach vorkommen und Erdbeben nicht
ſind (Seemann J. R. G. S. 1862, 51).

Das Land iſt faſt überall mit den dichteſten und mächtigſt
piſchen Urwäldern bedeckt, welche nur an der Küſte einen ſch
meiſt ſandigen Landſtreif freilaſſen; Baladea aber iſt dürr u
fruchtbar, namentlich im Innern, das gebirgig und beſtändigen
gen Winden ausgeſetzt iſt. Auch die übrigen Inſeln ſind von G
durchzogen, welche in Neuguinea z. Th. die Schneegrenze überra
Neubritannien und dem Salomonarchipel bis zu 9000′ aufſteig
nur auf den ſüdlichen Inſeln zu einfach hügeliger Landſchaft
ſinken. Sie ſowie jene Wälder ſetzen der Entwickelung der Be
höchſt bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Dazu kommt eine
trägliche drückende Hitze, welche faſt überall herrſcht und die
den mit der übermäßigen Feuchtigkeit der dichtbewaldeten Inſeln
ebenſo erſchlaffenden wie ungeſunden Einfluß ausübt. Fieber,
namentlich den Europäern gefährlich ſind, herrſchen daher
(Reina 354; Bougainv. 239; Freycinet 2, 48; Riet
161 f.; 189; Wallace 2, 292; 298).

Flora und Fauna weiſen nach Malaiſien hin, nur daß
und Neuguinea theilweiſe auch neuholländiſche Formen zeigen
Grenze dieſer beiden Centren läuft zwiſchen eng benachbarten
der Torresſtraße: die des Prinzen von Wales gehören nach der

Hood 209). Auch unterſcheidet ſich die Flora trotz ihres gleichen Urſprungs dadurch von der polyneſiſchen, daß ſie manche in der letzteren ſehr verbreitete Pflanze nicht beſitzt, dafür aber andere, welche letzterer fehlen, bekommen hat; wie ſie denn nach Weſten immer reicher wird. Keineswegs aber iſt ſie eine bequeme. Viele ihrer Früchte wachſen an Bäumen und ſind ſchon deshalb für den Anbau ſchwierig. Dieſe Früchte ſelbſt bieten durchaus keine fortwährende oder zur Aufbewahrung geeignete Nahrung. Ferner iſt es für den Urwald charakteriſtiſch, daß er nie fruchtleer, aber auch nie fruchtreich iſt; daß er ſtets nur Einzelnes und nur dem Suchenden ſpendet. Die meiſten Nahrungspflanzen, welche Melaneſien beſitzt, ſind dort nicht einheimiſch und vielfach gewiß erſt eingeführt, was indeß ſchon vor langer Zeit geſchehen iſt. Dies beweiſt der Brodbaum, welcher ſich nur in den ſamenloſen Varietäten, allein mit ſelbſtändiger Abänderung derſelben findet. Die übrigen Nutzpflanzen, Arum, Yams, Ignamen, Bananen, Zuckerrohr, Cokos, Pandanus u. ſ. w. finden wir alle in Polyneſien und Malaiſien in gleichem Gebrauch wieder.

Auch die Thierwelt iſt für die Entwickelung des Menſchen nicht günſtig. Größere wilde Vierfüßler beſitzt zwar Neuguinea, aber entweder Kängurus, die zu Hausthieren untauglich ſind, oder nächtlich lebende Thiere, die zwar zur Jagd aber nie zur Zähmung brauchbar ſind. Selbſt die Ratte, die ſonſt überall verbreitet iſt, fehlt auf Badea, ebenſo das Schwein (Forſter Bem. 165; 166), obwohl dies und das Haushuhn überall ſonſt die einzigen, freilich auch immer halbwilden Hausthiere ſind. Die Salomoninſeln haben noch einen Hund (Surv. 233) und Fledermäuſe ſowie der fliegende Hund finden ſich überall. Die zahlreiche Vogelwelt des Urwaldes bietet zwar auf Neuguinea durch die wunderbare Herrlichkeit der Paradiesvögel den Eingeborenen manchen Schmuck und Handelsgegenſtand, und dem ganzen Gebiete manche Speiſe, doch iſt die Jagd außer auf den Kaſuar, der bis nach Neubritannien verbreitet iſt, keineswegs anregend, auch in dem Dickicht des Urwaldes höchſt ſchwierig. Doch ſind die vögelbelebten Wipfel deſſelben ohne Zweifel die Veranlaſſung, daß die Eingeborenen Bogen und Pfeil als Hauptwaffe benutzen. — Von Lurchen finden ſich Schlangen, doch meiſt ungefährliche, obwohl bis zu 20' Länge (Dillon 2, 170), größere Eidechſen überall und das Krokodil auf Neuguinea und Neubritannien (Sainſon bei d'Urville a,

trugen, geht daraus hervor, daß King (295-7) an Norfol
trümmer, Götzenbilder, Cokosnüſſe u. dergl. angeſchwemm
Ganz Melaneſien ſteht unter dem Bereich einer Strömung
von Südoſten nach Nordweſten fließt, wie es auch ganz unter
oſtpaſſat liegt. Dieſen löſen in den Wintermonaten heftige
regelmäßige Weſt- und Südwinde ab (Forſter Bem. 107)
chen, da ſie häufig zu Orkanen heranwachſen, die Schifffah
gefährlich, wie ſie auch die Inſeln oft ganz zerſtören. D
monſune wehen andauernd und ſehr heftig von der Nordküſte
guinea über Neubritannien bis zum Norden der neuen Hebriden (
166) durch ihre Regenmenge vermehren ſie die Feuchtigkeit der
dringlichen Wälder und dadurch die Schädlichkeit der Luft (King 29
ville 227; Shortl. Reiſe 130; Bougainv. 297; Schout

Gehen wir nun zur Bevölkerung über und zwar zunächſt zur Sd
der **phyſiſchen Beſchaffenheit** der Melaneſier und beginnen in
mit Neucaledonien. Die Bewohner dieſer Inſel, deren erſte Beſ
wir ihren Entdeckern Cook und Forſter (1774) verdanken, zerfalle
Racen. Die Menſchen der einen waren nie unter mittelgroß, oft ſo
ſtark, wohlgewachſen, wenigſtens die Männer; die Weiber fre
ren nur klein, da auf ihnen eine unverhältnißmäßig ſchwer
laſtet (Forſter R. 3, 201; Bem. 214). Ganz ebenſo ſchi
d'Entrecaſteaux, der ſie zunächſt nach Cook 1792 beſuchte, al
über mittelgroß, aber ſehr mager, was ſich namentlich an den
lend ſchwachen Armen und Beinen zeigte (1, 330. 351). D

société d'Anthrop. de Paris 1, 252; l'institut 1860, 132) im Durchſchnitt doch immer mittelmäßig muskulös und um ein Weniges größer als die Franzoſen. Er beſchreibt ſie ferner als chokoladenfarbig bis dunkel-olivenbraun, ja letztere Farbe nennt er an anderen Stellen geradezu ſchwarz (Mémoires 286; 289); Pigeard, der ganz wie Forſter (Bem. 214; R. 3, 201) unter jenem dunkleren Stamm ebenfalls geradezu ſchwarze Individuen ſah, während andere nur ſehr dunkel rothbraun waren, glaubt, daß dieſe letzteren von der ſüdlichſten Loyalitätsinſel, von Mare (Britannia), eingewandert (nouv. ann. des voyag. 1846, 4, 216 f.) ſeien, da auch ihre Sprache auffallende Analogien mit der Tongaſprache hatte (eb. 1847. 1, 311). Einzelne Worte haben beide Sprachen gemein, welche übrigens Pigeard durchaus nicht genau genug kennt, um darauf bündige Schlüſſe bauen zu können. Auch iſt die Sprache der dunkeln und helleren Menſchen, die zu dem einen Stamm gehören, durchaus nicht verſchieden. Der Bart dieſer dunkleren Bevölkerung, welche man bald mit den Tasmaniern (d'Entrecaſteaux 1, 330; Labillardiere 2, 186, 244); bald mit den Fidſchiinſulanern (Erskine 20) verglichen hat, iſt ſchwarz, von flockigem Wachsthum, aber oft ſtark und lang (Bourgarel mém. 252 f.; Pigeard nouv. ann. 1847, 1, 301; Forſter Bem. 215; R. 201), das Haupthaar, welches auch flockig wächſt, iſt nicht eben lang, aber ſehr kraus, ſo daß es Labillardiere (2, 186) geradezu wollig nennt, und wird nicht ſelten roth gebeizt (Pigeard a. a. O.). Oefter ſind ſie über den Rücken und am ganzen Körper ziemlich ſtark behaart (Forſter Bem. 218). Die Geſichtszüge ſind bei beiden Geſchlechtern grob, aber gutmüthig (Forſter Bem. 214-5; R. 207), mit großen, platten, breiten Naſen, deren Wurzel tief liegend iſt, nach Hood (215) in Folge künſtlichen Eindrückens, mit vorſtehenden Backenknochen, dicken vorſtehenden Lippen, 6 Centimeter weitem Munde, ſchiefſtehenden, weißen Zähnen, kleinen, ovalen, tiefliegenden Augen (welche Forſter wie Haar und Zähne ſchön nennt, Bem. 215) mit gelblichrother Conjunctiva und hervorragenden horizontalen Augenbraubogen. Das Kinn iſt rund und etwas vorſtehend, der Schädel wenig voluminös (Bourgarel a. a. O. 252; Forſter R. 3, 208; Bem. 215 f.; Hood 215) mit verhältnißmäßig kleinem ſeitlichen Durchmeſſer bei größerer Kopflänge und ſtärker ausgebildetem Hinterhaupte (Bourgarel eb. 289; Maaße von 57 Schädeln eb. 257). Die Stirn, nach Forſter (R. 3, 208)

noch fortdauert, hat höhere, größere, geradere Stirn, einen
bau, der mehr dem polyneſiſchen ähnlich iſt und überhaupt ei
neſiſches Ausſehen. Sie ſtammen hauptſächlich aus Uwea
Häuptlinge an der Küſte und im Süden gehören ihnen faſt
(eb. 253 f.; 286). Auch im Norden zwiſchen Poebo und
finden wir dieſe uweaniſchen Einwanderer und überall, wo ſi
men, ſind die Menſchen größer, ſchöner und anſtelliger (Mou
in nouv. ann. des voy. 1854, 4, 336). Miſchlinge beider
finden ſich gleichfalls (Bourgarel 253). Auch Fidſchiinſulan
nach Baladea eingewandert ſein (Malte Brun in bull. d.
geogr. 1854, 1, 238 f.).

Die Eingeborenen der benachbarten Inſeln gleichen den L
nern. So die Kunaier (Erskine 395), welche aber phyſiſ
ſtehen, als die letzteren (Hood 209): ſie ſind mittelgroß, mit
ſtaltetem Geſicht, großem Mund, guten Zähnen und krauſen
von Farbe zwiſchen der ſchwarzen und braunen Race; aber
dunkelſten unter ihnen haben nichts negerartiges (Cheyne 6;
haus' Zeitſchrift f. Erdk. X, 354, nach Naut. Mag. XVII.)
und Geberden ſind ungemein ruhelos und wild (eb.). A
Loyalitätsinſeln ſind von Menſchen bewohnt, welche ei
ſchung der ſchwarzen und gelben Bevölkerung zu ſein ſcheinen
kine 18). Auf Halgan (Uwea), deſſen Hauptinſel Hnič, „d
gekrümmte" heißt (Turner 518), ſind Polyneſier von Uwea
eingewandert und haben auch die Namen ihrer alten auf d
Heimath übertragen; auch einige neucaledoniſche Familien wa

mittelgroß, deren Farbe chokoladenbraun, aber heller als die der Uweamer ist. Ihre Augen sind schwarz, von durchdringendem Blick; ihr Haar ist kraus und so wie der Bart büschelig; am Körper sind sie stark behaart (Cheyne 14). Auch den Bewohnern von Mare gleichen sie, deren Augen sehr schön und deren Stirn hoch und wohlgebildet ist; doch stehen sie im Ganzen den Neucaledoniern nahe (Erskine 366; 378; 386).

Von den Hebriden ist Erronan und Immer fast ganz polynesisch geworden, ja sie haben die Namen der Inseln bekommen, woher die Einwanderer kamen, Immer Niva und Erronan Fotuna. Auch im östlichen Theil von Fate (Sandwich) soll es eine polynesische Sprache geben, natürlich von polynesischen Einwanderern gesprochen (v. d. Gabelentz 265 Note und Erskine 333; Gill 55); Tanna ist im Besitz mehrerer Sprachen, deren eine gleichfalls polynesisch zu sein scheint (v. d. Gab. 227; Forster ges. W. 2, 205; 276; Turner 83.). Da wir nun die Abkunft dieser Polynesier genau kennen (Bd. 5, 202) und wissen, daß sie erst ganz vor kurzem in ihre neue Heimath übergesiedelt sind, so brauchen wir über sie gar nicht zu reden und unsere Schilderung gilt nur den melanesisch sprechenden Stämmen. Die einzelnen Inseln unterscheiden sich sehr von einander durch die Körperbeschaffenheit ihrer Bewohner; doch wird uns das nicht wundern, wenn wir hören, daß z. B. auf Tanna eine größere Anzahl verschiedener Stämme wohnen, deren jeder seine eigene Sprache spricht (Gill 227; v. d. Gabel. 145); daß es auf Erromango zwei Sprachen gibt, deren eine allerdings im Aussterben ist (v. d. Gabel. 125); daß auch Aneityum in eine Menge einzelner Stämme zerfällt (Gill 150). Die Bewohner nun dieser letzteren Insel sind klein, sehr dunkel, mager, mit blutunterlaufenen Augen, langem Haar, das büschelig wächst oder wenigstens häufig so getragen wird (Gill 151; Erskine 301 f.). Nach Cheyne (33) und Turner (371), der einen Häuptling dieser Insel mit jüdischer Physiognomie sah (368), sind sie den Tannesen und diese wieder den Lifuern ähnlich, während Forster (R. 3, 247) die Tannesen den Neucaledoniern ähnlich, aber minder sanft und offen als diese nennt. Die Tannesen sind musculöse und kräftige, aber meist nur mittelgroße Menschen, deren Wuchs selten die Höhe von 5′ 7″ überschreitet (Gill 226; Erskine 306; Turner 76; Belcher a 2, 62). Sie sind gut gewachsen, nicht fett,

von kühnen oft ſchönen Geſichtszügen, die Weiber jedoch klein meiſt häßlich (Forſter R. 3, 81; 138; Bem. 215; R 152). Ihre Hautfarbe iſt ein ſchmutziges Schwarz (G Forſter Bem. 215) oder ein dunkles Kupferbraun, welch Schwarz übergeht (Turner 46 f. Forſter R. 3, 72; R 152). Erskine nennt ſie glänzend ſchwarz (306), doch ſicher auf einem Irrthum, welchen Turner aufklärt: denn er ſie bemalten ſich ſehr häufig mit einer ſchwarzen Farbe, wel Zeichen der Trauer iſt und ſähen dann ſchwarzglänzend, w aus. Ihre Haut hat das Sammetartige der Negerhaut (F 3, 82). Der Körper iſt mit zartem Haar dicht bedeckt (E Gill 226); das Haupthaar iſt meiſt ſchwarz, ſeltener brau gelbbraunen Spitzen; es iſt kraus und wird von den Männer von den Weibern nur anderthalb Zoll lang, bei beiden al zelnen dünnen Löckchen (oft 600-700) getragen, welche von wurzeln an durch Pflanzenrinde zuſammengeflochten, an freigelaſſen und daſelbſt ganz kraus ſind; alle werden nach ſtrichen (Turner 77; Forſter Bem. 215; R. 3, 77-8 152). Ihr Bart iſt ſtark und kraus (Forſter R. 3, Naſen ſind breit und meiſt platt (Erskine 306; Forſter Gill 226), aber die meiſt ſtarken Züge nicht oder nur w artig (Turner 76 f.), die Augen groß, ſanft, chokoladebr ſter R. 82; Gill 226). Die Bewohner von Erroma ſcheiden ſich ſowohl im Aeußeren als in Sprache und Sit Bewohnern der umliegenden Hebriden (Gill 122), von de Tanneſen am ähnlichſten ſein ſollen (Rietmann 159), ſie Cheyne dunkler (37). Sie ſind mittelgroß, größer, beſſer gewachſen als die Malikolleſen, nußbraun bis ſchwar iſt dick, wolligkraus, ſchwarz oder, jedoch ſelten, braun o (Gill 122; Forſter R. 3, 59; 61; 55). Auch die kle Immer und Erronan, welche noch zu dieſer ſüdlichen der Hebriden gehören und die wir ſchon wegen ihrer zahlr neſiſchen Bewohner erwähnten, haben melaneſiſche Eingebor freilich von jenen Einwanderern immer mehr verdrängt un werden; ſie gleichen den Tanneſen (Cheyne 36) im Aeu daß ſie auch ſonſt echte Melaneſier ſind, geht, abgeſehe Sprache, aus vielen Eigenthümlichkeiten in Sitte und geiſtige

rvor, die ſie auf ihre polyneſiſchen Nachbarn übertragen ha-
die ganz melaneſiſch ſind (Erskine 319 f.; Turner 361 f.).
iptgruppe der Hebriden beginnt mit Fate, nach Cheyne der
hebridiſchen Inſel, welche auf der Weſtſeite in der Erakor-
h Efat heißt (Turner 499). Die Inſel, mit zahlreicher
ung (Turner 393), iſt in jeder Beziehung merkwürdig: ihre
:r, welche, wie ſie unter ſich ſehr verſchiedene Individualität
ſo auch den anderen Bewohnern der neuen Hebriden wenig
(Erskine 324; Gill 58), ſtehen in ihrer ganzen Lebens-
iher als dieſe übrigen. Auch leiblich zeichnen ſie ſich aus:
ı bei hohem Wuchs und ſtarkem Körperbau (Rietmann 163)
ſige Züge, öfters gerade oder faſt römiſch gebogene Naſe, gut
te Stirn und mäßig großen Bart Erskine 324; Gill 58).
ar iſt kurz, wollig kraus und oft durch Beizen mit Kalk gelb
(Erskine eb. Turner 393); ſeine Grundfarbe iſt ſchwarz.
ı und zwar ebenſo wie bei den Tanneſen iſt auch ihre Haut
ıe eb.). Die Weiber ſind ſchlank und zierlich, die Kinder ſchön
ne 332). Häßlicher ſind die Bewohner der nun folgenden
zunächſt Mallikollos, welche als klein, behend, mager, ſchwarz,
ılich, ja affenähnlich geſchildert werden (Forſter Bem. 217;
ınn 169). Die Stirn iſt ganz flach nach hinten verlaufend
urch kurz; die Backenknochen ſtehen vor, die Naſe iſt platt und
reit iſt auch der Mund, die Züge wild, der Bart ſtark und
ber nicht wollig (Forſter R. 3, 9; 13; Bem. 217). Die
: weich und glatt anzufühlen, doch ſind auch hier viele Indi-
nit weichem und langem Körperhaar bedeckt (Forſter R. 3,
n. 218). Der Bauch ſteht, weil ſie ihn durch einen Strick zu
chnüren, unmäßig vor (Rietm. 169; Forſter Bem. 218),
dmaßen ſind (Forſter eb.) dünn und wenn Rietmann (eb.)
ch gut gewachſen nennt, ſo kann ſich das wohl nur auf ein-
ıdividuen beziehen. Namentlich häßlich und ſchlecht gewachſen
Weiber, was bei der maſſenhaften Arbeit, welche auf ihnen
ns nicht wundern kann; ſie werden ſehr entſtellt durch ihre
gen, ſchlauchartig hängenden Brüſte (Forſter Bem. 217-8,
23). Den Mallikolleſen gleichen nicht nur die Einwohner der
Inſeln zwiſchen Fate und Mallikollo, ſoweit dieſe bewohnt ſind
r R. 3, 45), ſondern auch die Eingeborenen der öſtlichen

allgemeinen werden die Bewohner der nördlichſten Hebriden
wenigſtens ſah Rietmann (177) auf Espiritu ſanto laut
ſchwarze Leute und ebenſo ſchildert er die Bewohner von Va
va zwar als ſehr dunkel, aber als gut gewachſen und hübſc
Quiros fand 1605 auf dem dichtbevölkerten Espiritu ſanto
ſchwarze und ſehr weiße Menſchen, letztere mit rothem Haar
(Torquemada 5, c. 68; Dalrymple 256; 283; Fl
50 f.), von welchen letzteren Fleurieu (43) vermuthet, daß
bemalt, ihr Haar aber gebeizt war. Die einen hatten langes
die anderen kurzes krauſes Haar. Auch dieſe Inſeln ſind
verſchiedenen Stämmen bewohnt (ev. Miſſ. Mag. 1869, 324
her ſich mancher Widerſpruch über die Eingeborenen löſen mag
unterrichtet als über dieſe ziemlich unbekannten nördlichen
ſind wir über die Nitendi-Gruppe. Auf der ſüdlichſten
gehörigen Inſel, auf Vanikoro, leben Menſchen von hoher
Statur, die hübſch genannt werden könnten, wenn die Bein
wären. Die Farbe iſt ein lichtes Schwarzgrau mit röthlichen
mer, das Haar iſt kraus, lang, der Bart kurz aber ſtark (
2, 153; Titelkupfer des 2ten Bandes). Das Geſicht iſt län
Stirn hoch und gewölbt (d'Urville a, 5, 214). Die ſeitl
plattung des Kopfes an den Schläfen iſt ſo ſtark, daß die S
durch ſehr hoch und unten ſchmal erſcheint. Das Geſicht i
als der Schädel durch die hervorſtehenden Backenknochen, die
breit, die Naſenwurzel eingedrückt, die Augen ziemlich groß,
liegend, die Lippen dick, das Kinn klein, das Haar kraus (D

d'Urv. a 5, 359). Den Vanikoresen gleichen die Eingeborenen
1 Ritendi (Dillon 2, 157) und wohl auch die von Tupna,
wohl alle diese Inseln sprachlich geschieden sind (Dillon 2, 271).
uf Santa Cruz gibt es schwarze, chokoladenbraune und kupferfar-
je Eingeborene, deren letztere langes schlichtes Haar haben. Die
esichtszüge sind bei allen höchst verschieden (Dillon 2, 311.) La-
llardiere (2, 255) schildert sie als olivenbraun, einige als sehr schwarz,
t negerähnlichen Lippen und Nasen oder malaiischen Zügen; die
tirn ist sehr hoch, der dünne Bart (Forster R. 3, 189; Car-
ret 1, 360) wie das Haar kraus, welches man am Körper sorg-
ltig ausrauft (eb. 2, 256). Auch hier finden wir die dünnen Ex-
emitäten wie im übrigen Archipel (Mendana allg. Hist. d. R. 18,
)2; Fleurieu 26). Die Hautfarbe ist nach Carteret (360) min-
r schwarz als auf Neuguinea; die Gesichtszüge keineswegs immer
ißlich. Die übrigen Bewohner dieser Gruppe gehören zu Polynesien.

Die Melanester des Salomoarchipel sind zum Theil den
ewohnern von Sta Cruz ähnlich, wie Carteret (364-5) wenigstens
n Gower, Carteret und Simpson behauptet. Auch die Be-
ohner von Bauro sind meist chokoladenbraun, den Fidschiinsulanern
nlich, nur heller; sie zeigen dieselbe Farbe wie die Polynesier, nur
einer viel dunkleren Schattirung. Doch gibt es auch einige wenige
nter ihnen, welche mattschwarz, ohne bräunliche Beimischung sind.
hre Stirn ist niedrig, die Nase platt, Kiefern und Backenknochen
rspringend, die Lippen dick, der Mund groß, das Haar kraus, doch
sweilen auch schlicht, meist gebeizt, häufig kurz geschoren mit Aus-
ahme einiger Locken, die man lang wachsen läßt. (Montravel bei
Urville b. Zool. 2, 365; Roquemaurel eb. hist. 5, 294). Das
örperhaar rasiren sie aufs sorgfältigste ab (Rietmann 185). Die
alaitaner sind bräunlich schwarz, mit dichtem krausen Haar,
elches perrückenartig absteht und häufig roth gebeizt ist (Nov. 2, 429);
re Gesichter sind oval, die Nasen sind breit und flach, bisweilen je-
ch auch lang vorspringend (eb. 432). Schwarz, mit krausem ab-
ehendem Haar, dabei mittelgroß, breit und gut gewachsen sind auch
ie Sesarganer: merkwürdig ist es aber und sehr zu beachten,
aß sich unter ihnen einzelne braungelbe Individuen finden, die auf
hr langes schlichtes Haar stolz sind, und daß diese wenigen zu
äuptlingen gehören (Surville 249 f.). Diese Verschiedenheit der

Hautfarbe findet sich im ganzen Archipel und schon Mendana, der 1567 Gera (Guadalkanar) entdeckte, sagt von den Salomoninseln, daß daselbst ganz dunkle, hellere und ganz helle Menschen wohnten (allg. Hist. d. R. 18, 493) und Herrera (descripcion de las Indas occid. Madrid 1730 fol. 59 bei Fleurieu 18) spricht von weißen, dunkelbraunen, rothen, kupferfarbigen und negerartigen Menschen und von der Mischung verschiedener Racen daselbst. Gera, welches sprachlich Bauro sehr nahe steht (v. d. Gabelentz 244) wird auch dieselben oder sehr ähnliche Bewohner wie diese Insel haben. Dieselbe Farbenverschiedenheit findet sich auf Isabel. Während Surville, welcher die Umwohner von Port Praslin den Sesarganern gleich nennt (247), sie als mittelgroße, aber starke und nervige Menschen schildert (235), sind sie nach d'Urville (b. 5, 105) meist klein und schwächlich, nach Jacquinot (eb. Zool. 2, 245) nur zum Theil gut gewachsen. Alle aber stimmen darin überein, daß sie entweder sehr dunkelfarbig (schwarz nach Surville, nußbraun nach d'Urville und Jacquinot d'Urv. b. Zool. 2, 455: also auch sie wohl von polynesischer Hautfarbe, nur in dunkelster Schattirung, und mit krausem weichem Haar, welches sie oft roth färben oder aber kupferfarben sind und dann bisweilen mit schlichtem, meist aber auch dann mit krausem Haar (Surville 235; d'Urville b. 5, 105 f.; Jacquinot eb. 297. u. Zool. 2, 355). Auch Mendana fand hier kraushaarige bronzefarbene Menschen (Dalrymple 91). Die Nase ist meist breit und flach doch bisweilen auch adlerförmig, (Jacqu. bei d'Urville b. Zool. 2, 355), die Lippen meist voll, doch erstere nicht so platt, letztere nicht so dick wie beim afrikanischen Neger. Die Stirn ist klein, die Augen mitteltiefliegend, das Untergesicht spitz, der Bart sehr gering (Surville 235). Die Bewohner der kleineren Inseln südlich von Isabel Murray, Neugeorgien und Simbu sind mittelgroß, schwarz, mit krauswolligem Haar, stark und wohlgebaut, den Eingeborenen von Neuguinea fast gleich (Cheyne 64 f.; Shortland Reise 234). Die Eingebornen von Choiseul und Buka sind schwarz, mit krausem, langem oft gebeiztem Haar (Bougainville 227; 231; 232) und namentlich die Bukaner sind schön nach Dubouzet bei d'Urville (b. Zool. 2, 368), nach Labillardiere freilich nur kräftig und ausdrucksvoll, keineswegs schön, nicht sehr schwarz, mittelgroß und sehr muskulös, mit sehr großem Kopf, sehr großer Stirn, sehr reichem, wolligem Haar-

achs, glattem Geſicht, ziemlich kleinen Lippen und ſtarkem Kinn (La-llard. 1, 22 (7—8,) vergl. Lesson complém. zu Buffon 3, 110), alerio, welcher die Bewohner von Buka ſowohl wie die von Neu-orgien nicht ſchwarz ſondern dunkelchokoladenbraun nennt, ſtellt ſie t den Bewohnern der übrigen Salomoinſeln gleich, obwohl ſie eine rchaus ſelbſtändige Sprache reden (344), während die Eingeborenen n Bougainville gleich ſind den Bewohnern von Malaita (Ro-emaurel bei d'Urville b. Zool. 2, 367). Die Bewohner der un Inſeln ſind gleichfalls nach Carterets Schilderung Neger, lche den afrikaniſchen ähnlich ſeien und ſchwarzes wolligkrauſes Haar tten (Cart. bei Schiller 1, 367). So werden auch die Be-hner der übrigen kleineren Inſeln daſelbſt von ähnlichem Aeußeren a, nur iſt dabei an das ebenholzartige Schwarz mancher Neger-mme nicht zu denken, vielmehr auch hier die Haut wohl nur dunkel-venbraun oder röthlich grauſchwarz. Doch iſt die Bevölkerung des nzen Archipels durchſchnittlich heller als die Fidſchiinſulaner (Du-mtier, d'Urville b. Zool. 214). Etwas genauer ſind wir über die n folgende Inſelgruppe, über Neubritannien unterrichtet. Schouten d le Maire, welche am Johannistag 1616 die Inſel St. Johann deckten, ſchildern die Eingeborenen als ſehr ſchwarz, häßlich, wild)iar. 50), aber als ſtark und wohlgewachſen (le Maire allg. ſt. d. R. 11, 470). Ihr Haar war kurz und kraus, keineswegs er wollig wie bei den Negern Afrikas, ihre Bärte dagegen lang (eb.). ie Eingeborenen von Gerrit Denis ſchildert Dampier (5, 83) s ſchwarz und ſtark, mit kurzen krauſen Haaren, die mannigfach ge-mitten und gefärbt ſind, mit rundem, breitem Geſicht und großer atter Naſe, aber eigentlich nicht häßlich. Südlich von dieſer Inſel gt das kleinere Eiland Anton Cave mit ſchwarzen, ſehr großen, aushaarigen Menſchen (eb.). Die Bewohner von Tombara ſind hwarz, doch iſt ihre Farbe etwas heller als die der afrikaniſchen eger (Garnot bei Duperrey 526), ſchmutzig ſchwarz, wie Leſſon gt, alſo nur grauſchwarz (complém. zu Buffon 3, 68). Sie ſind nur ittelgroß, ſelten über 5′ 1-2″,— doch gibt Belcher der ſonſt mit Garnot ibereinſtimmt, auch 5′ 7″ als nicht ſeltene Größe an (a. 2, 80) — eher nager als athletiſch, mit nicht ſtark entwickelten Muskeln (eb.), ſchwachen Extremitäten, aber mit dickem Bauch (Quoy bei d'Urville a. 4, 736). Nach Leſſon indeß ſind ihre Glieder nicht eben mager, wohl aber

nur daß einige Häuptlinge Bärte und zwar ſtarke Bärte haben ſie gleichfalls weiß pudern (Garnot eb. 526; Quoy eb. 4 Carteret 379). Auch Bougainville, deſſen Neuengland 2 iſt, ſah Leute mit langen Bärten hier (246). Ihre Augen ſi meiſt etwas ſchiefſtehend (Quoy), ihre Naſen dick und breit, a eigentlich platt, ihre Lippen ſind voll, obwohl nicht in dem G bei den afrikaniſchen Negern, ihre Backenknochen ſpringen vor not eb.; Quoy eb.; Carteret eb.). Sie gleichen nach Carte im Aeußeren ganz den Bewohnern von Sta Crnz; nach D Gaimard dagegen (d'Urv. a. Zool. 34) haben ſie ſehr viel 2 keit mit den Bewohnern von Port Dorei in Neuguinea, nach mit den Tanneſen (a. 2, 62). Ihre ziemlich elende Körperb heit leiten die letzt genannten Gelehrten ab von dem ſehr ung Klima, in welchem ſie leben. Die Bewohner der kleine Amakata (York), welche im Georgskanal zwiſchen Tomb Birara liegt, ſind im Gegenſatz zu den Tombaranern ſtark, groß gewachſen, durchgehends von einer hellen Kupferfarbe, von d. h. ſtark krauſem, jedenfalls ſchwarzem Haar, das ſie aber vielfa ten und beizten (Hunter 140). Doch bemerkt Garnot (D 530), die Amakataner ſchienen den Tombaranern ähnlich Die Weiber ſind minder hübſch, als die Männer (142). Seh ſind wir über Neubritannien ſelber unterrichtet, welches üb die unbekannteſte Inſel dieſer Gegenden iſt. Nach Salerio (mann 1862, 344) ſind die Birararaner in Sitte und We Maſſimsinſulanern gleich, welchen ſie auch äußerlich zu gleichen

welche ſich unmittelbar weſtlich an Birara anſchließt, zerfallen in zwei (Reina) oder drei (Salerio) verſchiedene Stämme, welche auch ſprachlich unterſchieden ſind. Reina unterſcheidet die Sprache von Nurua an der Küſte und von Cubai im Inneren der Inſel. Sie ſind nicht ſchwarz, vielmehr ſo hellbraun, daß ſie kaum dunkler ſind als die italieniſchen Bauern im Sommer (Saler. 342); ſie ſind ſtark und gut gebaut und haben ein ſtolzes Ausſehen, obwohl ſie von zaghafter Gemüthsart ſind. Die Bewohner von Rook ſtehen in mannigfacher Beziehung zu den Bewohnern der ſüdlich von ihnen gelegenen Inſeln, zu den Maſſims (d'Entrecaſteaux und Luiſiade), zu Mudſchu (Woodlark), Kirvirai (Trobriand), den Jouveney und einigen anderen kleinen Inſeln, welche wir gleich hier betrachten wollen. Die Maſſimsinſulaner ſind zwar wild, trotzdem aber furchtſam; ſie haben eine blaßgelbe bis kaſtanienbraune Hautfarbe, ſind klein aber kräftig. Heller und weniger wild ſind die Eingeborenen von Mudſchu und dieſen gleichen die wenig zahlreichen Bewohner der übrigen genannten Inſeln, deren Mittelpunkt Mudſchu iſt. Die Rooker ſind dunkeler als die Bewohner von Mudſchu (Salerio 34 3-4). Die Eingeborenen anderer Inſeln der Luiſiade fand Macgillivray (1, 188) dunkelkupferfarbig mit perrückenartig friſirtem, maſſenhaftem Haar. Die Phyſiognomieen waren ſehr verſchieden, öfter die Stirn niedrig, zurückfliehend bei ſtark entwickeltem Hinterhaupt; im Vergleich mit den Auſtraliern hatten ſie ſchmalere aber mehr vorſtehende Naſen, dünnere Lippen, weiter auseinanderſtehende Augen und höhere aber nicht breitere, weniger überhängende Stirn; d'Entrecaſteaux (1, 414) fand auf Bouvouloir und St. Aignan (d'Entrecaſteauxinſeln, Maſſims) mittelgroße, ſchwächliche Menſchen mit wolligem Haar, welche olivenbraune Haut und Negerphyſiognomie hatten (Labillard. 2, 276). Man ſieht unter ihnen ſo verſchiedene Züge, als man nur immer unter Europäern ſehen kann, bald ganz negerähnliche, bald jüdiſche, bald durchaus malaiiſche. Ihr Geſicht iſt meiſt breit bei vorſtehenden Backenknochen, flachen Schläfen und kleinem etwas zurückſtehenden Kinn; die Naſe iſt mehr oder weniger platt mit weiten Löchern und breitem rundetem Rücken. Der Mund iſt ziemlich weit, die Lippen dicklich. Außer wolligem Haar kommt bisweilen auch kurzlockiges und langes glattes vor, welches letztere bisweilen lichtgelbbraun iſt. Ihr Bart iſt ſpärlich, ihr Körperhaar gering. Ihre Hautfarbe ſchwankt zwiſchen licht-

Bartwuchs, daß einigen der Bart wohlgepflegt und getrauselt vi
hing, (King 318 f.). Die Bewohner der Admiralitätsi
mattschwarz (Labillardiere 1, 255) oder sehr dunkel
(Carteret 385), mit Physiognomieen, welche nicht sehr si
europäischen unterscheiden und mit wolligem weißgepude
Das Haar am Körper reißen sie aus (Lab. eb.; Cart.
zelne Nachrichten haben wir nun noch über einige der kle
nördlich von Neuguinea. So wohnten auf der Mosesinse
ten Diar. 52) langbärtige Menschen, welche auch die B
auf der Vulkaninsel hellkupferfarbige (Schouten eb
gelbe Menschen (le Maire allg. Hist. d. R. 472) mit kra
auch langem Haar; und ähnlich waren auch die Bewohner
Arimoa und Insu. Auf den naheliegenden Inseln los
sind die Menschen viel kräftiger aussehend und sehr von j
lanern verschieden; auf Schouten (zwischen Neuguin. und
tätsinseln) sind die Eingeborenen nur 5', selten 5' 4" hoch
und schwächliche Menschen (Belcher a 2, 80; 84).

Wir haben jetzt noch zwei Centren melanesischen Le
Neuguinea und Fidschi. Die zuerstgenannte Insel is
Südostende von demselben Stamme bewohnt, welcher über d
verbreitet ist, wenigstens fand Macgillivray keine irgend welche
ren Unterschiede (1, 255, 294); doch wohnt jenseit der große
ein anderer Stamm, welcher verschieden ist (2, 77), etwas k
mit hübscheren Zügen (2, 55). Dieser Bevölkerung nennt

Zeitſchr. 3, 110). Die melaneſiſchen Bewohner der Straße, die Eingeborenen der Murray-Darnley- und der anderen Inſeln (Verzeichn. bei Mein. 105) ſind gut gebaut, muskulös, kräftig und ſchöner als die Auſtralier, den Europäern eher als den umwohnenden Völkern gleichend, gelbbraun, chocoladenbraun oder röthlichſchwarzgrau, mit büſchligem Körper- und Kopfhaar, welches letztere ſo dicht ſteht, daß es kurz geſchoren kraus erſcheint. Nie iſt es wollig: oft aber wird es in langen Flechten perrückenartig auffrisirt (Macgillivr. 1, 125-6; 2, 13; Flinders 2, 109 f.; Jukes 1, 133; 142 f.; 170). Der Kopf iſt meiſt viereckig, die Stirn lang und ſchmal, die Augen groß und wohlgeformt, die Lippen etwas dick, die Phyſiognomie hat namentlich auf Errub (Darnley) bei gebogener, unten etwas breiter Naſe etwas Jüdiſches (Jukes 1, 170; 2, 236).

Die Anwohner der Mariannen (Dourga-) Straße ſind kohlſchwarz, kraushaarig, mittelgroß oder drüber, doch nicht ſehr ſtark, mit dicken Lippen, platter Naſe, ſchwarzem, krauſem Haar und Backen- und Schnauzbärten (Kolff 326; Journ. Roy. Geogr. Soc. 7, 386). Blauſchwarz, welcher Farbenton vielleicht, wie öfters nach Erskine bei den Fidſchis, durch reichlicher entwickeltes Körperhaar bewirkt wird, nennt ſie Modera (50; J. R. G. S. eb.) dunkelbraun, ins ſchwärzliche ziehend und muskulös und kräftig Müller (b. 58, Modera eb.; Kolff eb.). Die Anwohner der Küſte von jener Straße bis zum Utenatefluß ($4^1/_2{}^0$ S. br.), und ſeinen Umgebungen, welche Finſch 58 nach ihrem Aeußeren denen der Mariannenſtraße nahe verwandt glaubt, haben meiſt ſchmalen ſeitlich zuſammengedrückten Kopf, länglich ovales Geſicht, wenig vorſpringende Backenknochen, ſehr breite, platte Naſen, deren Flügel oft durchbohrt ſind und die nicht ſelten durch den Schmuck krumm und lang gezogen iſt. Die Naſenlöcher ſind groß und bisweilen ſeitlich ſtehend, der Mund iſt groß, die Lippen ſind ſehr dick, die Vorderzähne zuweilen künſtlich zugeſpitzt, die Augen groß, offen, glänzend, mit brauner, ſelten ſchwarzbrauner Iris, die Stirn ziemlich hoch, ſanft gewölbt mit wenig vorſpringenden Höckern, die Augenbrauenbogen oft ſtark hervortretend. Der Bart iſt ſchwarz, kraus, der Blick oft falſch, die Geſichtszüge ſehr verſchieden. Auffallend häßlich ſind die Frauen, deren Schädel mehr rund, ſeitlich weniger zuſammengedrückt, deren Hüften und Hintertheile auffallend ſtark entwickelt ſind (Müller b, 67; Finſch 51 irrig von Mar. Str.). Ihre Farbe iſt

ſind den Aruinſulanern ähnlich (Kolff 343), alſo (nach Wall
186) dunkelbraun, ſchlank, mit breiter aber vorſtehender Naſe und
Haar. Die Aruinſulaner ſind ſo außerordentlich ſchön gewachſen,
ſelbſt die ſchönſten griechiſchen Statuen übertreffen (Wall. 2, 2
dieſe Behauptung auch auf die Lakahier zutrifft, müſſen wir dahin
ſein laſſen; doch iſt es nicht gerade wahrſcheinlich. Nach den neueſt
ſchungen der Holländer ſind die Bewohner von Lakahia den weſtlich
nenden Eingborenen der Speelmannsbai, der Bai Kaimani ꝛc.,
zeichnen ſich aber durch hohe breite Stirn, durch dicke gewölbte
brauen aus (Nieuw Guinea 45). Die Bewohner von
(zwiſchen Tritonsbai und Lakahia) ſind ſchwächlicher als
Utenateſluß, ohne ſpitzgefeilte Zähne, ſonſt aber ihnen ähnlich
Müller b. 89). Mit ihnen im nächſten Zuſammenhange ſt
Bewohner der Tritonsbai oder, nach einheimiſcher Bezeichnu
Bai von Uru Languru, wo die Holländer das Fort D
errichtet haben. Die Schädel der Eingeborenen von der Weſt
Bucht ſind länglich oval, mäßig gewölbt mit ſehr breiter Stirn
vorſtehendem Hinterkopf, platten Seitenwandknochen mit ſtarken
und etwas gerundeten Schläfenbeinen. Die Jochbogen ſtehen ſ
bei minder vorſtehendem Jochbeine. Die Geſichtsfläche iſt br
Augenhöhle viereckig, horizontal langgezogen, die Wangengrul
die Naſenbeine kurz und etwas ausgehöhlt, in einem ſpitzen
gegeneinandergeneigt, während die Naſenlöcher breit ſind. Ein
Schädel von dort hat gleichfalls ſehr platte Seitenwandbeine
gerundeten Schläfenbeinen, doch iſt bei ihm, während er ſo

2, 386; D'Urville b Zool. 1, 278) aber ſind die Eingeborenen dieſer Bai Miſchlinge von Makaſſaren, Balineſen und Timoreſen mit Papuaweibern und daher viel ſchöner als die Papuas ſelber, größer als dieſelben, lebhaft kupferbraun und wohlgebildet, ganz gleich den Fidſchiinſulanern. Solche Miſchlinge mögen freilich exiſtiren: aber zu ihrem Entſtehen iſt doch eine eingeborene Bevölkerung nöthig, über deren Ausſehen Hombron nichts ſagt; und keinenfalls ſind ſie ſo zahlreich, daß aus ihnen ein nur irgend bedeutender Bruchtheil der Bevölkerung beſteht. Hombron folgt hier ſeinen Vorurtheilen. Die Anwohner der Speelmansbai, der Bai von Kaimani, Kamrao und Arguni ſowie die Eingeborenen der Inſel Namototte ſind kräftiger als die von Urn Languru, mittelgroß, dunkelbraun, von krauswolligem Bart und Haar, welches letztere perrückenartig abſtehend oder in Flechten getragen wird. Sie haben regelmäßige Züge, hohe, ſchmale Stirn, dicke, gewölbte Augenbrauen, ziemlich ſcharf vorſtehende Naſe mit breiten Flügeln, dicke Lippen und etwas ſpitzes Kinn. Einzelne haben einen ſehr behaarten Körper (Nieuw Guinea 117; Keyts 542. Finſch 80; 84). Ganz ähnlich ſind die Bewohner der Inſel Adie, mittelgroß, muſkulös, dunkelbraun, doch etwas heller als die Stämme des Feſtlandes, mit regelmäßigen Zügen, hoher, ſchmaler Stirn, gewölbten Augenbrauen, die Naſe nicht platt, ja bisweilen ſogar vorſpringend, mit breiten Flügeln; ihr Bart iſt kraus, die Lippen minder dick (Nieuw Guinea 113; Finſch 90). Die holländiſchen Gelehrten der Etnareexpedition denken daran, daß wir es hier vielleicht mit einem Miſchlingsvolk zwiſchen Ceram und Neuguinea zu thun haben, und freilich iſt ja der Einfluß Cerams in dieſen Gegenden groß und ſchon ſeit Jahrhunderten wirkſam: denn ſchon Keyts fand 1678, daß die Bewohner von Namototte, wo der Hauptmittelpunkt des Maſoihandels nach Ceram war, das Ceram ebenſo geläufig wie ihre eigene Sprache redeten. Nahe verwandt den Adieneſen ſind die Anwohner des Karufafluſſes (zw. 133-134° L.; 3-4° S. Br.), welche ihr krauswolliges Haar ganz wie die Frauen der Inſel Adie in drei Theile ſcheiteln, mittelgroß, wohlgebildet ſind, regelmäßige Geſichtszüge, ſprechende, ſchwarze Augen, meiſt nicht gefeilte Zähne, dicke Lippen und öfters krauſe Bärte haben; ihre Naſen ſind vortretend, unten aber etwas platt, da die Flügel breit ſind. Ihr Körper iſt mit reichlichem Haar bedeckt und von dunkelbrauner Hautfarbe. Auffallend dünn ſind

die Beine der Weiber (Nieuw Guinea 16.) Das Land, wel hinter der Küſte liegt, iſt ſehr gebirgig, trotzdem aber ziemlich v von Völkerſtämmen bewohnt, welche von den Küſtenanwohnern Bi d. h. Bergbewohner genannt werden; auch nach einzelnen Ber werden ſie genannt und ſo bezeichnet der Name Mairaſſi, weld Salomo Müller zur Bezeichnung der Wuka anwendet, nur den Stan der am Berg Mairaſſi wohnt (Nieuw Guinea 63). In Sitten u Gebräuchen ſind dieſe Gebirgsvölker den Bewohnern der Ebene g gleich (eb. 117), doch unterſcheiden ſie ſich nach Sal. Müller (b. im Aeußeren, ſie ſind mittelgroß, robuſter als die Küſtenbewohn muskulös, von dunkelbrauner Farbe und regelmäßigen Geſichtszü (eb. 103). Keyts nennt die Weſtküſte des ſüdlichen Theils der No halbinſel von Neuguinea Onin, und die Bewohner dieſer Geg denen der Inſel Caras gleich. Es waren kräftige, kriegeriſche Menſch welche ganz nackend gingen und in einer Art Abhängigkeit von Keff und Goram (Ceram laut) ſtanden (Keyts 540-1; Bink 16 allg. Hiſt. d. R. 537-8). Sie werden ſich nicht von den Bewohn des nördlichen Theils dieſer Halbinſel (nördlich von Mac Clue bai) unterſcheiden und dieſe ſowie die Anwohner der Pittſtraße Salawatti und Batanta ſchildert die Etnaexpedition (Nie Guin. 66) den ſchon beſchriebenen Anwohnern des Karufaſlu gleich. Auch die Bewohner von Wageu (Waigiu) gehören hier ſie ſind den nördlichen Neuguineern ganz ähnlich, häßlich mit wen Ausnahmen; bei einem Geſichtswinkel von 75° iſt die Stirn pl die Augen klein und tiefliegend, die Backenknochen breit, die N plump, unten platt, die Zähne gut, aber vorſtehend und dadurch die Lippen aufwerfend. Bartwuchs iſt ſelten, das Kopfhaar dag ſehr weit, bis zu 8″ abſtehend, kraus oder ſchlicht und von ſchwa Farbe. Der Bauch iſt dick, die Beine dünn, die Füße lang und g die Hautfarbe ſchwarzbraun (Freycin 2, 47; Arago 1, 3 Miſchungen mit Malaien ſind hier häufig und ſo ſollen die Bewol der Offakbai (Weſtende von Wageu), kleine Menſchen mit ſchwa Gliedern und perrückenartigem Haarwuchs, mit einem Geſichtswinkel 63-69°, deren Größe ſelten 5′ 6″, meiſt nur 4′ 8-9″ beträgt (Gar bei Duperrey Zool. 531) Miſchlinge zwiſchen Malaien und puas ſein (Leſſon complém. zu Buffon 3, 19; Hombr. in n ann. des voyages 1845, 2, 386). Auch Wallace, welcher 186

Wageu war, iſt derſelben Meinung, indem er ſagt, daß Wageu keine Ureinwohner habe, daß die Bewohner der Inſel eine gemiſchte Race aus Dſchiloleſen und Neuguineern ſei. „Malayen und Alfuren von Dſchilolo, ſagt er, haben ſich wahrſcheinlich hier niedergelaſſen und viele von ihnen haben Papua-Frauen von Salvatti oder Dorei genommen und die Einwanderung von Leuten aus dieſen Gegenden oder von Sklaven hat zu der Bildung eines Stammes geführt, welcher faſt alle Uebergänge vom faſt reinen Malayen- bis zum vollſtändigen Papuatypus darbietet. Die von ihnen geſprochene Sprache iſt ganz papuaniſch; es iſt die, welche auf allen Küſten von Miſole und Salwatti, im Nordweſten von Neuguinea und auf den Inſeln der großen Geelvinkbai geſprochen wird — eine Thatſache, welche den Weg klar legt, auf welchem die Küſtenanſiedelungen erfolgt ſind.“ (2, 330). Da er aber die Sprache dieſer Inſeln, die auch auf Gebe herrſcht, ſelbſt als rein papuaniſch bezeichnet: ſo iſt jedenfalls das ganze genannte Gebiet zunächſt von Papuas, wie ſie auch auf Neuguinea wohnten, beſetzt geweſen: und mit dieſen haben ſich ſpäter und keineswegs übermäßig zahlreiche malaiiſche Einwanderer gemiſcht. Denn waren erſtere die Grundlage der Bevölkerung, zu denen, wie Wallace will, Papuaweiber und ſpätere Papuaeinwanderer ſich geſellten: ſo begreift man durchaus nicht, warum alle dieſe Inſeln eine Papuaſprache als Mutterſprache haben; während umgekehrt der größere Einfluß der ſpäteren malaiiſchen Einwanderer ſich ſehr wohl aus ihrer höheren Bildung erklärt. Die Einwohner im Inneren der Inſel ſind übrigens von denen der Küſte nach Freycinet (2, 54) ſprachlich geſchieden. Eine Miſchlingsrace nach Wallace, der Hauptmaſſe der Bevölkerung nach gleichfalls Negritos ſind die Bewohner von Gebe, auf welcher Inſel es neben großen muskulöſen Menſchen mittelgroße und auch hagere ſchwächlich ausſehende gibt. Sie ſind dunkelolivenfarbig, an Geſichtszügen den Eingeborenen von Wageu gleich, nur daß ihre Zähne durch Betelkauen ſchwarz ſind und die oberen Schneidezähne ſpitzgefeilt werden; der Geſichtswinkel wechſelt zwiſchen 74 und 81°. Auch der Bartwuchs iſt reicher, indem einige Backen-, andere Schnauzbärte tragen; Kinnbärte kommen nicht vor. Die Haare ſind ſchwarz oder braun, ſchlicht und lang oder kurz und kraus; der Ausdruck ihrer Geſichter iſt ein geſcheuter oder doch ſchlauer (Freycinet 2, 7). Namentlich die niedere Klaſſe iſt den Neuguineern ganz gleich (Belcher a, 2, 102). Doch wohnen viele

Ternataner auf der Inſel (de Bruijn Kops 1849 in naturk. tydsc
v. nederl. Indië 1, 169), mit denen ſie ſich mannigfach miſch
Am bekannteſten und am meiſten beſprochen ſind die Bewohner v
Dorei an der Nordküſte der Hauptinſel. Sie ſind meiſt nur 5
groß, von unterſetzter Geſtalt, oft mit dickem Bauch und dünn
Gliedern (Quoy und Gaim. bei d'Urville a. Zool. 31), dunk
braun bis ſchmutzig rußſchwarz, bisweilen aber auch ganz hellbra
heller noch als die Malaien (Wallace journ. roy. geogr. soc. 3
174) mit ſehr hoher ſchmaler Stirn, großen dunkelbraunen oder ſchwarz
Augen, dicken buſchigen Brauen, platter breiter Naſe mit lang
ſeitlich geſtellten Löchern, großem Mund, dicken Lippen, kleinem rund
Kinn und nicht eben reichlichem Bart (de Bruijn Kops in natur
tydschr. v. nederl. Indië 1, 175; Winds. Earl c. 67; Leſſon com
zu Buffon 3, 130. Finſch 95). Nach Quoy und Gaimard (a. a. O
ſind die Geſichter oft ſo rund, daß beide Durchmeſſer einander gleich ſin
Doch gibt es auch Menſchen, welche andere Züge haben und ſol
Individuen ſind gar nicht ſelten, welche ſehr hübſch ſind, groß, wol
gebaut, mit ſchönen Geſichtern und langen Adlernaſen (Bruijn Ko
eb.; Wallace 2, 284), die Weiber aber ſind wegen des auf ihn
laſtenden Druckes meiſt häßlich (Quoy und Gaimard bei D'Urvil
a. Zool. 31). Das Haar iſt entweder kurz, krauswollig und ſo
der Mehrzahl, oder zwar auch kraus aber mächtig lang abſtehe
und dann ſehr ſorgſam gepflegt (Wallace eb.; Quoy und Gaim.
Finſch 95). Leſſon hält auch die Bewohner von Dorei zum größ
Theil für Miſchlinge von Malaien und Papus (compl. Buffon
130), was indeß eine irrige Behauptung iſt. Wallace nennt
Doreſen geradezu unvermiſchte auch in ihrem Aeußeren ganz ächte Pap
(Journ. roy. geogr. soc. 1860. Bd. 30, S. 172, 174), meint aber d
daß die eigentlichen Urbewohner des Landes die etwas verkommenen Hü
bewohner hinter Dorei, die Arfaki ſeien, welche er als zottigkraushaa
und meiſt ſchwarz, doch auch bisweilen als malaiiſchbraun ſchildert (2, 29
Er ſcheint aber nur einen verkommenen Vorpoſten der Arfaki geſe
zu haben, denn die letzteren, von denen auch die Bewohner von Ay
bori (Cap Manori), abſtammen, ſind ein tüchtiger Menſch
ſchlag, intelligenter und kräftiger als die Eingeborenen von D
(Nieuw Guin. 164).

Die Bewohner von Dorei ſtammen nach ihren Sagen

Myſori (der Gruppe Schouten, beſtehend aus Biak, Sowok, der kleinen Inſel Myſori und anderen kleinen Eilanden), von wo aus ſie nach dem Bericht der deutſchen Miſſionäre zu Dorei, Otto und Geißler, erſt etwa um 1700 gekommen ſein ſollen (Bruijn Kops 175; Nieuw Guin. 152). Sei dem, wie ihm wolle: jedenfalls haben die Bewohner dieſer Inſelgruppe nicht nur daſſelbe Ausſehen wie die von Dorei, ſondern auch dieſelbe Sprache (Bruijn Kops 230). Daſſelbe gilt ferner von allen den kleinen Inſeln ſüdlich von Dſchobie, während Dſchobie ſelbſt höher ſtehende, hell-kupferfarbige Bewohner hat, mit langen, krauſen, ſchwarzen Haaren (Belcher a. 2, 90-91). Und ſo finden wir dieſelben Bewohner an der Oſt- und an der Südküſte der großen Geelvinkbai. — Von der übrigen Nordküſte wiſſen wir trotz ihrer Ausdehnung doch nur noch von einem Punkte genaueren Beſcheid, und zwar von Telok Lentſchu oder der Humboldtsbai, deren Bewohner phyſiſch und moraliſch höher ſtehen als die von Dorei (Wallace 2, 299) und nach d'Urville (a. 4, 560) den Neuirländern ähnlich ſind. Sie zeichnen ſich aus durch hohe und zugleich breitere Stirn, als man ſie ſonſt bei den Papuas findet, durch mehr vorſtehende Jochbeine, breite platte Naſe mit weit abſtehenden Flügeln, dicke Lippen, durch ſcharfes und ſpitzes Kinn; ihren Backen- und Kinnbart tragen ſie kurz geſchnitten, ihr Haar, welches die gewöhnliche Beſchaffenheit des Papuahaares hat, doch nicht gerade ſehr lang iſt, pudern ſie oft mit rother Thonerde (Nieuw Guin. 170). Sie ſind von ſehr dunkler Hautfarbe, von mittlerer Größe und haben häufig ſtark vortretenden Bauch (D'Urville a. 4, 560; Quoy eb. 740) die Weiber indeß ſind nicht häßlich, oft ſelbſt nach unſeren Begriffen ſchön (N. Guin. 171.)

Die Stämme des Inneren, ſoweit ſie bekannt ſind, unterſcheiden ſich, wie wir ſehen, von denen der Küſtengegenden nicht, doch iſt das ganze Innere noch ein ſo total unbekanntes Land, daß wir gar kein Urtheil über daſſelbe haben; möglich, daß es bewohnt iſt, möglich aber auch und wahrſcheinlich, daß die ſchweigenden Wälder, die ragenden wolkenumhüllten Schneeberge daſelbſt noch vollkommen unbetreten von Menſchen ſind, wie noch kein europäiſches Auge ſie geſehen hat. Glücklich der Reiſende, dem ſie ſich einſt erſchließen!

Der Wuchs der Fidſchi iſt mannigfaltig (Hale 48), doch meiſt hoch mittelgroß und $5^1/_{10}$" iſt eine gewöhnliche Größe, (D'Urville a. 4, 18); doch ſind ſie auchoft über 6, hoch, im Durchſchnitt aber kleiner als die

Tonganer Will. und Calv. 1, 104). Kleine Leute aber verachtet man Seemann journ. roy. geogr. soc. 32, 51). Dabei sind sie muskulös, von breiter Brust und haben oft vollere Glieder als die Polynesier (eb.; Erskine 240), namentlich unter den Fürsten, welche physisch dem Volke sehr überlegen sind (Hale 48; Macdonald in journ. roy. geogr. soc. 26, 260), finden sich oft wunderbar schöne Menschen beider Geschlechter, (Erskine 238; 449). Auch das gemeine Volk ist durchschnittlich besser gewachsen als derselbe Stand in Europa ist. Doch stehen sie im ganzen den Polynesiern an Schönheit des Wuchses nach, woran namentlich ihre häufig etwas langen Beine, deren Waden dünn sind, die Schuld tragen (Hale 48, Quoy bei D'Urville a. 4, 696). Auch sind ihre Bewegungen minder leicht und anmuthig; und namentlich die Weiber sind häßlich, zwar oft heller von Farbe aber doch negerartiger als die Männer (Roquemaurel bei D'Urville b. 4, 386). Neigung zum Fettwerden findet sich bei ihnen gar nicht (Quoy eb. a. 4, 696; Gaimard eb. 727). Ihre Körperkraft ist groß (eb.), wofür schon der kurze gedrungene Hals spricht, auf welchem sie indeß das Haupt stolz aufrecht tragen. Ihre Haut ist dunkler als die der Polynesier (Erskine 240), dunkler Bronce gleich, und schwankt zwischen schwarz und kupferfarbig (Will. u. Calv. 1, 104) oder chokoladebraun (Quoy bei D'Urville a. 4, 696). Die helleren nennen sich „rothe Fidschis:" ihre Farbe ist aber nicht etwa die Folge von irgend welcher Mischung mit polynesischem Blut, sie tritt vielmehr eben so sporadisch in Familien auf, die ganz den Fidschitypus haben (Hale 49), als wir schwarze Individuen unter den Polynesiern fanden. Die Haut ist rauh anzufühlen — wie es sich auch sonst öfters in Melanesien findet — und zwar namentlich bei den Bergbewohnern, (Will. und Calv. 1, 104), wie Mariner meint (2, 69), weil sie sich nicht mit Oel salben. Die Form des Gesichtes bildet oft ein schönes Oval, das Kinn ist meist kurz und breit, der Mund ist groß, die Lippen, besonders die Oberlippe dick, aber die Zähne schön (Will. und Calv. eb. Hale 48; Quoy bei D'Urville a. 4, 696). Die Kinnbacken sind länger, das Untergesicht vorspringender, als es sonst im Melanesien der Fall ist. Obwohl nun die Kinnbacken mehr nach vorn als nach der Seite vorspringen, so hat das Gesicht seine Hauptbreite doch in der unteren Partie, eine Eigenthümlichkeit, durch welche es sich gleichfalls von den Polynesiern unterscheidet (Erskine 240; Hale 48; D'Urville a.

446). Der Geſichtswinkel iſt kleiner, als beim Europäer (Will. d Calv. 1, 104). Die Naſe, obwohl namentlich vorn dick, häufig mlich platt und voll, oft am oberen Theil wie eingedrückt, iſt doch ht unſchön (eb.; Hale 48 Quoy bei D'Urv. a. 4, 696) und lernaſen ſowie arabiſche Phyſiognomien kommen ebenfalls und gar ıt ſelten vor (D'Urville a. 4, 718; 445; 449). Die Augen d ſchwarz, nie ſchief, aber etwas vorliegend (Hale 48); der Blick voll unruhiger Haſt (Will. und Calv. 1, 104). Das Haupt hat : eigenthümliche Bildung: namentlich breit am Hinterkopf (und iter Hinterkopf gilt als Schönheit) läuft es nach vorn und oben as ſchmäler zu, da denn das Vorderhaupt, obwohl gut entwickelt, : ſeitlich zuſammengedrückt erſcheint (Hale 48). Die Hauptzierde r des Fidſchi iſt ſein Haupthaar, das ſchon von Jugend auf höchſt ſam gepflegt wird. Es iſt von ſchwarzer Farbe, kraus, aber nicht llig und wächſt in Spirallocken, deren jede 8—10″ lang rings ab- end für ſich gepflegt wird. Die Weiber laſſen es lang wachſen: Männer laſſen es in ungeheuren Perrücken abſtehen, zu deren ege ſie einen eigenen Haarkünſtler haben, der alle 2—3 Wochen die Fri- vornimmt, wozu er 6 Stunden braucht (Hale 49; Quoy a. a. O. 7). Ihr Bartwuchs iſt verhältnißmäßig nicht bedeutend; doch tragen ſie ge Kinnbärte, die ſie nicht ſcheeren (D'Urville a. 4, 446; Gai- ırd eb. 703) und einzelne haben vollen Bart (Erskine 175). ch iſt ihr ganzer Körper oft ſtark behaart, ſo daß er einen blau- ſchwarzen Schimmer bekommt (Erskine 240). — Nach Oſten ſind die Fidſchis mit Tonganern gemiſcht und zeigen daher hier as mehr polyneſiſchen Charakter, der nach Weſten, wo ſie ganz ı ſind, immer mehr und mehr verſchwindet (Benſuſan in journ. roy. ogr. soc. 32, 43; Will. und Calv. 1, 17).

Suchen wir uns jetzt aus dieſen Einzelbildern ein Geſammtbild die Bevölkerung Melaneſiens zu entwerfen, ſo wird dies ſich kaum führen laſſen: denn wir ſind genöthigt, für die einzelnen Züge m ſo weiten Spielraum zu laſſen, daß eine jede Charakteriſtik in ahrheit aufhört. Zunächſt die Größe. Mittelgröße herrſcht zwar vor ıcaled. Forſter R. 3, 201; d'Entrecaſteaux 1, 330; il; Loyalty Cheynes 34; Hebriden Gill 226; 122; Sa- moinſeln Surville 235; Cheyne 64; Labill. 1, 228; ombara Garnot bei Duperr. 526. Luiſiade Labillard.

2, 276, kleine Inſeln bei Neuguinea Belcher a, 2, 80; S
Torresſtraße Inkes 1, 133; Neuguinea Macgillivr. 1, 2
Journ. roy. geogr. soc. 7, 386, Modera 30; Nieuw Guin
117; 113; 66. Sal. Müller b, 103; Bruijn Kops Tydsc
1, 175; D'Urville a. 4, 560. Wagen Garnot 531; Ge
Freycin. 2, 7; Fidſchi, Will. und Calv. 1, 104), doch iſt a
höherer Wuchs ſehr häufig; ſo fand Forſter auf Neukaledonien gro
Leute, wie auch auf Tanna einzelne Menſchen höher als 5' 7" werd
und die Bewohner von Fate durchgängig hohen Wuchs haben (Rie
mann 163). Auch Espiritu Santo und ſeine Nachbarinſel hat ho
gewachſene Eingeborene (Rietmann 177), ebenſo Nitendi (Dille
2, 153; 271); und groß ſind auch einzelne Eingeborene des Arc
pels Neubritannia, wie die von St. Johann (le Maire 470), v
Anton Cave (Dampier 5, 83), Birara (Behrens 154) und eben
einzelne Neuguineer, wie an der Marianenſtraße (Kolff 326) u
die Bewohner von Gebe, wo daneben auch Leute von beſonders kleine
Wuchs leben (Freycinet 2, 7), wie daſſelbe Schwanken ſich au
zu Dorei zeigt (Bouijn Kops 175). Durch beſondere Kleinh
aber zeichnen ſich die Aneityumiten aus (Gill 154), ebenſo d
Malikoleſen (Forſt. Bem. 217), manche Bewohner der nördlich
Hebriden (Bougainv. 211) und einzelne Eingeborene des Sal
moarchipels, welche D'Urville (b, 5, 105) ſah, ſo wie einzel
Stämme der Maſſimsinſulaner (Salerio, Peterm. 1862, 34
und Neuguineer, wie die von Lobo (Sal. Müller b, 8
und der Tritonsbai nebſt Umgebungen (Modera 99). Auch
Fidſchis zeigen ſolche Größenſchwankungen (Hale 48). Allerdin
ſind ſie die größten aller Melaneſier, ein Wuchs, welcher 6' n
überſteigt, iſt nicht ſelten bei ihnen und man hat auch aus die
Größe zu dem Schluß ſich berechtigt geglaubt, daß die Fidſchis e
Miſchbevölkerung zwiſchen Mela- und Polyneſien ſei. Allein m
beachte, wie heißes und feuchtes Klima ſowie mangelhafte Nahru
und dergl. einen ganz beſonders hemmenden Einfluß auf den Wu
der Melaneſier hat. Im Fidſchiarchipel dagegen iſt das Klima
ganz polyneſiſches, nicht übermäßig heiß oder feucht, die Lebensart e
viel regelmäßigere und reichlichere. Die größten Männer aber
hören hier wie im eigentlichen Polyneſien den Häuptlingen an, d
Stand alſo, welcher beſonders gut geſtellt und gepflegt, beſond

reichlich ernährt ist, besser wohnt und sich besser kleidet als das Volk. Hierin liegt der Grund zu ihrer bedeutenderen Leibesentwickelung, nicht in polynesischen Einflüssen. Und so können wir es hier gleich aussprechen: die Fidschis sind kein Mischvolk, sie sind reine Melanesier, aber auf einer anderen, höheren Stufe der Entwickelung, als ihre übrigen Stammgenossen. Die Beweise für diesen Satz werden die folgenden Seiten enthalten, zugleich mit dem Nachweis, daß die Melanesier selber eine ungemischte einheitliche Race sind, auf welche stammesfremde Elemente nur in verhältnißmäßig unbedeutendem Maße und nur an den Rändern ihres Gebiets eingewirkt haben. Unter Race aber verstehen wir eine Mehrheit von Menschen, welche bestimmte sie von anderen Menschen scharf unterscheidende Merkmale besitzen, ganz abgesehen davon ob diese Merkmale nicht stufenweise bei einzelnen Theilen der Race sich umgestalten in die Merkmale einer anderen Race; ganz abgesehen von der Geschichte und dem längeren oder kürzeren Entwickelungsgang dieser Mehrheit von Menschen. Unsere Beweise für die Selbständigkeit und Unvermischtheit der Melanesier werden wir zunächst fortfahren, aus der leiblichen Beschaffenheit derselben zu entnehmen, dann aber auf ihre Sprachen stützen, so wie drittens auf unsere ganze kulturhistorische Schilderung dieser Völker.

Auch in der Farbe schwanken die Melanesier sehr, und zwar zwischen hellkupferfarbig, ja hellgelbbraun bis zu räucherigem Rußschwarz; doch ist ein Chokolade- oder dunkeles Rothbraun das Vorherrschende. Einzelne schwarze Individuen finden wir auf Baladea nicht selten (Forster Bem. 214), während auf Halgan neben dunkelbraunen auch hellbraune Menschen leben, welche auf keinen Fall einer polynesischen Einmischung diese Farbe verdanken. Die Aneityumiten und Malikolesen sind sehr dunkel; auf Tanna und Fate leben dagegen neben schwarzen auch braune sonst durchaus melanesische Individuen; und auf Aoba finden wir neben schwarzen auch braungelbe, auf Espiritu santo und Santa Cruz schwarze, braune und sehr helle Eingeborene, ebenso auf Gera und Isabel, auf Sesarga einzelne braungelbe, auf Bauro eine Menge hellbrauner Menschen. Die Tombaraner sind hellschwarz, dagegen die Birararaner nur braungelb, wie die Javanesen (Behrens 154), die Amakataner, zwischen beiden, hellkupferfarbig, und die Bewohner von Rook nicht brauner wie sonnenverbrannte Italiener! Noch heller sind viele der Massimesinsulaner, (Salerio

bei Peterm. 1862, 343), andere dagegen wieder kupfer- bis c
farbig (Macgillivray 1, 188; 275. Labill. 2, 276; R
maurel bei D'Urville b, 9, 336). Schwarz, dunkel ode
braun finden wir die Bevölkerung auch auf Neuguinea und
ein und demſelben Stamme, wie man oben nachleſen mag. A
Haut der Fidſchis ſchwankt zwiſchen kupferfarbig, braun und ſ
Das Schwarz hat faſt immer einen Stich in's Röthliche:
kann man, was Montravel von Bauro ſagt, auf ganz Mel
ausdehnen: die Farbe der Eingeborenen iſt, wo ſie nicht den D
oder Polyneſiern gleich kommt, nur eine Steigerung, eine Verdun
Verdichtung der Farbe dieſer beiden Racen.

Höchſt auffallend iſt das Haar der Melaneſier. Vielfach
es flockig oder büſchelig, ſo daß alſo die einzelnen Haarbüſchel
unbehaarte Stellen getrennt ſind (Jukes 1, 142 f.); und ſo
Haupt- Bart- und Körperhaar. Wir finden dieſe Eigenth
keit auf Baladea, Lifu, Aneityum, Tanna, der Louiſiade, den S
inſeln, an einzelnen Orten auf Neuguinea (Wallace 2, 286
im ganzen Fidſchiarchipel (Hale 49); dabei iſt es entweder
und dann nicht gerade ſehr, doch immer noch 10—18″ lan
meiſt ſchwarz, ſelten braun, wie an einzelnen Menſchen auf Tan
Erromango, oder aber es wächſt viel länger, iſt ſchlicht und nimm
häufig eine bräunliche Färbung an. In letzteren Falle wächſt
flockig, wie im erſteren wohl immer. Beides aber wechſelt in
Gruppe, ja auf einer Inſel. Kraus ſind die Haare der Balal
Kunaier, der Bewohner von Fate, Aoba, der Nitendigruppe, des
moarchipel, Neubritanniens, der Louiſiade, der Torresinſeln un
ſchiedener Stämme auf Neuguinea, während andere auch hier ſ
Haar haben. Kraus oder ſchlicht iſt es auf Halgan (Turner
auf Espiritu Santo, auf Nitendi, wo jedoch nur die kupferfa
Menſchen ſchlichtes Haar haben (Dillon 2, 311), ebenſo auf S
während auf Bauro auch dunkle Individuen und auf Iſabel hel
ſchlichtem oder krauſem Haar leben. Die hellgelben Birarauer
ſchlichtes Haar, welches ihnen bis auf den Gürtel fällt. S
ſchlichtes Haar von ſchwarzer oder brauner Farbe, findet ſich bis
auf der Louiſiade, auf Gebe, zu Dorei. Auch braune Mel
haben ſehr gewöhnlich das krauſe, abſtehende Haar; Bart- und K
haar iſt oft reichlich entwickelt, indem das letztere dann auc

Rücken, Armen u. ſ. w. ſtark auftritt. So in Neucaledonien, Liſu, Tanna (Gill 226), Fate, Malikolo, Espiritu ſanto, St. Johann, auf mehreren anderen kleineren Inſeln Nenbritanniens, den Torresinſeln und verſchiedenen Stämmen Neuguineas (Namototte, Karuaſluß, N. Guin. 117, 16) und öfters im Fidſchiarchipel. Sehr gering iſt Bart- und Körperhaar entwickelt und meiſt auch ausgerauft oder abraſirt bei den Bewohnern von Aoba (Bougainv. 211), von Isabel (Surville 235), Bauro (Rietmann 185) und Buka (Labillard. 1, 128); der Salomoarchipel überhaupt ſcheint meiſt bartloſe Bewohner zu haben, während gerade die Eingeborenen des ſo nahe liegenden Archipel Neubritannia reichlichen Bart zeigen. So auch einzelne Tombaraner, während allerdings die Mehrzahl auch hier bartlos iſt (Garnot 576). Wenig Bart- und Körperhaar haben auch die Maſſimsinſulaner, die Bewohner von Wageu, meiſt auch die Fidſchis und die der Admiralitätsinſeln.

Die Schwankungen und Verſchiedenheiten des Haarwuchſes treten auf allen Inſeln gleichmäßig auf, in derſelben Gruppe, ja auf derſelben Inſel. Ebenſo iſt es mit den Verſchiedenheiten des Wuchſes. Es iſt eine auffallende Eigenthümlichkeit der Melaneſier, daß der Bauch häufig dick und hervorſtehend, die Glieder aber, namentlich die Beine verhältnißmäßig ſchwach entwickelt ſind. Dieſen häßlichen Wuchs finden wir in Neucaledonien (d'Entrecaſt. 1, 330; 351), Aneityum, auf Malikolo (Forſt. Bem. 218), Aoba und den Nachbarinſeln (Bougainv. 211), im Nitendiarchipel (Labill. 2, 255), auf Tombara (Quoy bei d'Urv. a, 4, 736), auf Wagen (Freyc. 2, 47), auf Neuguinea in Dorei (Quoy und Gaimard, d'Urv. a, Zool. 31), an der Humboldtsbai d'Urv. a, 4, 560); und auch die Fidſchis haben meiſt etwas dünne Beine, wenigſtens die Männer aus dem Volke. Und ſo finden wir gewiß dieſelbe Eigenthümlichkeit des Wuchſes auf Inſeln, von denen ſie uns nicht berichtet wird. Spuren laſſen ſich wenigſtens auch ſonſt noch nachweiſen. So zeigen die Abbildungen meiſt dünne Beine, wie z. B. die bei Dillon, und von einigen melaneſiſchen Stämmen wird berichtet, daß die Waden ganz beſonders hoch ſitzen, wie auf Banikoro, wo zugleich die Ferſen hervorſtehen (Quoy bei d'Urv. a, 5, 359) und auf Fidſchi. Daneben aber finden wir auch oft auffallend ſchön gewachſene Menſchen unter den Fidſchis, auf einzelnen der Hebriden, wie z. B. Fate, auf Eſpiritu Santo und Vanua lava, auf Buka und

den übrigen nördlichen Inſeln des Salomoarchipel, auf Birara, R und vielen kleinen Inſeln bei Neuguinea, auch einzelne Individuen Neuguinea ſelbſt. Die Häßlichkeit der Weiber, welche überall den M nern nachſtehen, an Wuchs und guter Bildung und auf Malikolo u Vanikoro ſehr entſtellt werden durch ihre langen ſchlauchartigen Brüſte, keine Raceneigenthümlichkeit, ſondern bedingt durch ihre ſociale Stellun

Auch in den Geſichtszügen zeigt ſich ein doppelter Typus: e weder und ſo meiſtens iſt der Mund groß und weit geſpalten, w es Sonnerat (55) von Neuguinea hervorhebt, die Lippen dick, d Naſe breit, plattgedrückt und namentlich an der Spitze voll, das G ſicht durch die vorſpringenden Backenknochen breit, die Augen dunk tiefliegend, die Brauen ſtark, die Stirn ſchmal und hoch, dabei ab zurückfliehend: oder aber man findet edler geformte Geſichter mit vor ſpringender, oft römiſch gebogener Naſe. Letzteres hat ſtatt bei ein zelnen Individuen auf Aneityum (Turner 371), oft auf Fate (Ers kine 324), auf der Louiſiade (Macgillivray 1, 275), den Torres inſeln und dem ſüdlichen Neuguinea (eb. Jukes 1, 133), auf Re mototte und den gegenüberliegenden Küſten (Nieuw Guin. 117. Finſch 80, 84), auf Adie, zu Dorei (Wallace 2, 214) und im Fidſchiar chipel (d'Urville a, 4, 718; 145; 449). Nicht platt, wenn auch nicht adlerförmig ſind die Naſen vieler Salomoinſulaner (Surville 235), auf Tombara (Garnot bei Duperr. 526), in Lakahi auf Neuguinea, Adie (Nieuw Guin. 113) am Karufafluß (eb. 16 und auf Fidſchi (d'Urville a, 4, 718; 445; 449). Doch auch die Kunaier werden, im Verhältniß zu den Neucaledoniern, wegen ihrer hübſchen Züge gerühmt (Erskine 395) und ſchöner als f ſelber ſind öfters die Bewohner der Loyalitätsinſeln (Cheyne 2 die Fateaner und die Bewohner der nördlichen Hebriden, der nördliche Salomoinſeln (Doubouzet bei d'Urville b, Zool. 2, 368), d Bivaraner (Dampier allg. Hiſt. d. R. 12, 247), die Bergbewohn von Neuguinea (Sal. Müller b, 103).

Man ſieht aus allen dem Geſagten, daß die melaneſiſche Ra eine ſehr variable iſt, womit Quoy und Gaimard (Zool. Freic. 3) übereinſtimmen. Auch die Abbildungen, welche ſie daſel geben, beweiſen es in großer Ausdehnung. Beſtimmte Eintheilung aber und Gegenſätze laſſen ſich, obwohl man es verſucht hat, ethn logiſch nicht feſtſetzen, da einmal die verſchiedenen Stammestypen dur

eine Menge Nüancen in einander übergehen, andererſeits auch die hervorragendſten Formen ſo unregelmäßig durch einander wohnen, ſo häufig in demſelben Stamm, ja derſelben Familie vorkommen, daß eine Sonderung der Typen ganz unmöglich wird. Wir müſſen uns alſo mit dem Ergebniß begnügen, daß die Melaneſier eben eine höchſt variable Race ſind, ein Ergebniß, über deſſen hohe Wichtigkeit wir anderwärts reden werden. — Allerdings hat man verſucht, die Mannigfaltigkeiten der Melaneſier in verſchiedene große Gruppen zu faſſen. So d'Urville für Neuguinea, und zwar beſonders für Port Dorei. Er unterſcheidet (a, 4, 603 f.) drei Racen daſelbſt, erſtlich Papuas, welche er als ſchwächlich, mittelgroß ſchildert, von ſchlecht entwickelten Gliedmaßen, angenehmen ovalen Geſicht, die Kinnbacken ſpringen nicht vor, die Lippen ſind ziemlich dünn, der Mund klein, die Naſe verhältnißmäßig und gut geformt, die Haut iſt weich, dunkelbraun, doch nicht ſchwarz, Bart und Körperhaar ſehr wenig entwickelt, um ſo reichlicher dagegen das ſchwarze krauſe Kopfhaar, welches durch beſondere Pflege perrückenartig abſteht. Als zweite Klaſſe unterſcheidet er Miſchungen zwiſchen Malaien oder Polyneſiern und Melaneſiern, welche minder zahlreich, kleiner, unterſetzt, lebhafter, kräftiger ſein, robe Züge, vorſpringende Backenknochen, dicke Lippen, breite doch oft ſpitze Naſe, derbere Haut und braune oder rauchſchwarze oder gelbbraune Farbe haben ſollen. Die dritte Race nennt er Harafurus (Alfuren): ſie ſeien klein, lebhaft kräftig, von wilden Zügen, trotzigem Blick, rauchſchwarzer Farbe, magerer Leibesbeſchaffenheit und den Neuholländern oder Neucaledoniern ähnlich. Dieſe Eintheilung billigt Hombron (bei d'Urville b, Zool. 297 f.); ſie läßt ſich übrigens, wenn man jene Miſchungsrace ausläßt, auf die vielfach angewandte Eintheilung in Alfuren (ſchlichthaarig) und Papuas (kraushaarig) zurückführen, welcher auch v. Bär (6; 10) bei Beſprechung melaneſiſcher Schädel folgt, während franzöſiſche Gelehrte, Leſſon, die Naturforſcher der d'Urvilleſchen Expeditionen von Endamenen und Papuas reden. Doch hat v. Bär 50 mit Recht darauf hingewieſen, wie durch die letzteren, namentlich durch Hombron (Zool. b) in dieſe ſchon wenig klaren Verhältniſſe eine totale Verwirrung herbeigeführt iſt. Das was ich nach allem Vorſtehenden, wo wir das vorhandene Material wenigſtens den Hauptzügen nach zuſammengeſtellt haben, ergibt iſt folgendes: Es gibt allerdings zwei Extreme im melaneſiſchen Typus, deren einer

und krauſes perrückenartig aber flockig wachſendes Haar. Bä
auch nachzuweiſen, daß beide Typen, auch in der Schädelbil
einander abweichen. Indeß ſind ſeine Unterſuchungen an ſeh
Schädeln gemacht, andererſeits die Unterſchiede auch zu gering
man viel Gewicht auf ſie legen könnte. Die Eigenthümlich
melaneſiſchen Schädels ſind die, daß die Stirn klein, die Se
das Hinterhaupt häufig abgeplattet iſt (Sandifort II). Fre
überall, und gerade das gewölbte Hinterhaupt unterſcheidet na
die Papua von den Alfuren, welche ſtets abgeplattetes H
haben (10). Die Melaneſier ſind Dolichocephalen; nach
(Archiv für Anthropol. 1, 159; 157) gehören ſie zu den S
cephalen und es iſt wohl zu beachten, wie nahe ſie in ſeinem B
welches nach dem Verhältniß von Höhe und Breite aufgeſtellt i
Malaien und Polyneſiern ſtehen. Der untere Theil des melaneſiſ
dels — um noch einige Eigenthümlichkeiten anzuführen — iſt
geſchwollen als beim Europäer, doch weniger als beim Neger;
terhauptloch liegt weiter nach hinten als beim Europäer, nich
wie beim Neger; der Eingang des Gehörganges liegt ebenſa
nach hinten als beim Europäer und die Bildung iſt prognathi
auch dieſe letztere Eigenſchaft beſitzt der Negerſchädel in
Maße. Dieſe Bemerkungen Bourgarels (memoire de
d'Anthrop. de Paris 1, 258 f.) beziehen ſich zwar auf
doch ſcheinen ſie allgemeine Geltung zu haben. Doch iſt

v. Bär auf den Unterſchied des Haupthaars und zwar mit
m Recht, kein Gewicht legt (a, 57); er ſcheidet ſeine beiden Ab-
ungen nur nach den Schädeleigenthümlichkeiten (a, 58 f.), doch
t er ſelbſt die ſo geſchiedenen Stämme, welche beide kraushaarig
nur Varietäten (mit Macgillivray), neben welchen er noch
dritte (ebenfalls nach Macgillivr.) wahrſcheinlich findet, mit
naſe, vorſpringenden Kiefern, breiter gewölbter Stirn. Dieſe letz-
Varietät iſt alſo (was zu beachten iſt) nicht nur nach der Schädel-
ffenheit beſtimmt. Die beiden Hauptvarietäten, die mit abgeplat-
und gewölbtem Hinterhaupte, ſcheidet v. Bär durch den 150°
L. v. Greenw., allein nach Bourgarels Schilderung hat auch
chwarze Race auf Neucaledonien abgeplattetes Hinterhaupt (a. a. O.
, denn was heißt es anders, als dies, wenn er ſagt, daß das
beldach, da wo es nach hinten abfalle, ganz beſonders hoch und
untere Theil des Hinterhauptes ſtärker angeſchwollen ſei als
Europäer? Sagt er doch auch geradezu, daß die ſchwarzen Neu-
onier, alſo die eigentlichen Melaneſier daſelbſt ein viel ſchwächer
ckeltes Hinterhaupt hätten, als die gelbe Race (289). Auch die
his haben häufig breite Hinterköpfe und ſchätzen dies als beſon-
Zierde (Hale 48). Doch geſtehen wir offen, daß wir auf die
nthümlichkeiten des Schädels als Racenmerkmales nicht allzuviel
icht legen, da auch ſie zu vielfach ſchwanken, als daß ſie ein
es Maaß abgeben könnten. Sie mögen als ſekundärer Beweis
Intereſſe ſein; aber auch nichts weiter (vergl. Wallace 2,
f.). So ſind denn auch die Schädel der Neuguineer ſelber ein-
keineswegs ähnlich, und z. B. die von der Weſtküſte von denen
Nordoſtſeite ſehr verſchieden (Sal. Müller b, 123 f.). Noch
ger aber iſt Grund, auf Neuguinea zwei verſchiedene Stämme
nehmen, wogegen ſich auch Wallace (Proceed. roy. geogr. soc.
p. 358) und Windſ. Earl (v. Bär 39; Windſ. Earl c, 4) ent-
en ausſprechen. Auch hier alſo kommen wir zu unſerem Satz zurück:
haben es hier nur mit einem einzigen mannigfach variirenden Stamm
un, welcher durch ſchlechte Nahrung und Lebensweiſe, durch klima-
Einflüſſe u. ſ. w. verſchieden modificirt wird (vergl. Windſ. Earl
Dafür ſpricht auch, daß die Reiſenden ſelbſt die mannigfaltigſten
me Melaneſiens unter einander gleichſtellen. Es kann nicht auf-
wenn die Kunaier und die Bewohner der Loyalitätsinſeln den

Baladanern nahe geſtellt werden (Erskine 395; 386); dieſen
nennt Cheyne (18; 34) wiederum die Bewohner von Tanna
Aneityum (33) äußerlich ſehr ähnlich, während Forſter die Tan
ſen mit den Baladeanern vergleicht (R. 3, 247). Unter einan
ſtehen ſich die Bewohner der ſüdlichen Hebriden, der mittle
und der nördlichen gleich (ſ. oben); ſowie gleichfalls die des N
tendiarchipels äußerlich einander gleichen (Dillon 2, 271), denen au
die Bewohner der öſtlichen Salomoinſeln nahe ſtehen (Carter
364-5). Die der nördlichen werden den Neuguineern ſehr ähnlich genan
(Cheyne 64; Shortl. Reiſe 234), wie auch die Bewohner des g
geſammten Archipels untereinander ähnlich ſind (Salerio 344; R
quemaurel bei d'Urville b. Zool. 2, 367). Die Tombaran
gleichen den Eingeborenen von Port Dorei (Quoy u. Gaima
d'Urv. a, Zool. 34) oder denen von Sta Cruz (Carteret 37
wodurch ſich alſo die Doreſen auch zu den Bewohnern der Riten
gruppe ſtellen; und da Belcher (a, 2, 62) die Tombaraner mit d
Tanneſen vergleicht, ſo gewinnen wir eine Nebeneinanderſtellung
ſüdlichen Hebriden, des Nitendiarchipels, Neubritanniens und Neug
neas, welche noch verſtärkt wird durch d'Urvilles Behauptung (a,
560), daß den Tombaranern die Bewohner der Humboldtsbai ähnl
ſeien. Die Bewohner des ſüdlichen Neuguineas fanden wir den T
resinſulanern gleich, beide den Bewohnern der Maſſimsinſeln (Ma
gillivray 1, 296). Die Bewohner Neuguineas vom Utenateſl
bis nach Adie hin werden unter ſich verglichen (N. Guinea 45; 11
Finſch 73-4), von Hombron aber (d'Urville b, Zool. 1, 27
ganz den Fidſchis gleich geſtellt. Unter ſich ähnlich ſind auch die E
geborenen der nordweſtlichen Halbinſel nebſt den vorliegenden Inſe
die indeß, wie wir ſahen, auch mit den Bewohnern des übrigen N
laneſiens vielfach zuſammengeſtellt werden. Allerdings hat Dumo
tier (d'Urville b, Anthrop. 211) den Verſuch gemacht, den Typ
der „Papus" d. h. Melaneſier als ſolchen zu beſchreiben; allein d
iſt mißlungen, denn wenn er die Papus mittelgroß nennt, von
longem und plattem Geſicht, zuſammengedrückter Stirn, kur
breiter Naſe, mitteldicken Lippen, vorſpringenden Backenknochen, klei
ſchwarzen Augen; wenn er ſagt, ihr Haar ſei kraus, ihr Bart u
Körperhaar ſpärlich, ihre Haut rußig oder kupferig ſchwarz, ihr Sc
del nach hinten zu verlängert; ſo iſt keine dieſer Beſtimmungen, wel

ſich auf alle Stämme und Inſeln gleichförmig erſtreckte, keine, welche nicht, wie wir ſahen, den heftigſten Schwankungen unterworfen wäre.

Eine andere Schilderung hat Wallace (2, 411 f.) gegeben, welche wir hier einrücken müſſen. „Die typiſche Papuarace, ſagt er, iſt in vielen Hinſichten der malaiiſchen gerade entgegengeſetzt und bis jetzt ſehr unvollkommen beſchrieben worden. Die Farbe des Körpers iſt tief ſchwarzbraun oder ſchwarz; ſie erreicht zwar nie das Kohlſchwarz einiger Negerracen, aber ſie nähert ſich demſelben manchmal. Sie variirt in der Tinte jedoch mehr als die des Malayen und iſt manchmal dunkelbraun. Das Haar iſt ſehr eigenthümlich rauh, trocken und gekräuſelt und wächſt in kleinen Büſcheln oder Locken, welche in der Jugend ſehr kurz und compact ſind, aber ſpäter zu einer beträchtlichen Länge auswachſen und die compakte gekräuſelte Friſur bilden, in welcher des Papuas Stolz und Ruhm beſteht. Das Geſicht iſt mit einem Barte von derſelben krauſen Art wie das Kopfhaar geſchmückt. Die Arme, die Beine und die Bruſt ſind mehr oder weniger mit Haaren gleicher Art bekleidet. In ſeiner Statur übertrifft der Papua entſchieden den Malayen und iſt dem Durchſchnitts-Europäer vielleicht gleich oder ſelbſt überlegen. Die Beine ſind lang und dünn und die Hände und Füße größer als bei den Malayen. Das Geſicht iſt etwas verlängert, die Stirn flach, die Brauen ſehr hervorſtehend; die Naſe groß, ziemlich gebogen und hoch, die Baſis derſelben dick, die Naſenlöcher breit und die Oeffnungen derſelben hinter der verlängerten Naſenſpitze verborgen; der Mund iſt groß, die Lippen dick und aufgeworfen.“ Aber auch dieſer Schilderung widerſprechen, ſobald wir ſie als allein und allgemein gültig hinſtellen wollen, die Zeugniſſe der glaubwürdigſten Reiſenden auf das ſchärfſte. Da nun Wallace annimmt, daß der ſo geſchilderte Papuaſtamm ganz Melaneſien bis zum Fidſchiarchipel bewohne (2, 419): ſo wird ſeine Schilderung, wie wir ſchon geſehen, nur noch unhaltbarer, und bei allen ſeinen Beſtimmungen treten dieſelben Schwankungen ein, wie wir ſie ſchon gegen Dumoutier geltend machten.

Dieſe Schwankungen ſind es denn auch, welche uns mit der äußerſten Vorſicht erfüllen müſſen gegen die vielfachen Behauptungen namentlich franzöſiſcher Gelehrten, wir hätten es an manchen Orten des Gebietes mit Miſchlingen zwiſchen Malayen oder Polyneſiern und Melaneſiern zu thun. So behauptet Hombron (d'Urv. b, Zool. 1,

278), daß die Anwohner der Tritonsbai Miſchlinge zwiſchen Malaien und Papuas ſeien, und ähnliches behauptet er wie d'Urville ſelbſt (a, 4, 603 f.) von Port Dorei, wo jedoch die Vermiſchung noch ſtärker ſein ſoll (Hombr. a. a. O. 299; 300-2). Zögernd freilich und zweifelnd dachte auch Jacquinot (eb. b, Zool. 2, 355) in den Bewohnern von Iſabel eine Miſchlingsrace zwiſchen Polyneſiern und Melaneſiern zu erkennen und ſteht davon nur ab, weil die Fidſchis, in denen er eine ſolche Miſchung ſieht, den Melaneſiern von Iſabel nicht ähnlich ſehen. Dieſe hält nun auch Hombron (304) durchaus für eine ſolche Miſchlingsrace und ſtützt ſich namentlich darauf, daß die Fidſchiweiber (305-6) ganz beſonders den „endameniſchen" d. h. melaneſiſchen Charakter bewahrt hätten. Dies iſt richtig, allein was beweiſt es? Nichts: denn wir fanden überall in Melaneſien die Weiber durch ihre ſchlechtere ſociale Stellung auch leiblich tiefer ſtehend als die Männer, und ſo iſt es auch auf den Fidſchiinſeln. Gerade dieſer Umſtand beweiſt im Gegentheil die rein melaneſiſche Abſtammung der Fidſchis: unmöglich kann doch die Miſchung erſt jetzt ſtattgefunden haben, noch unmöglicher aber iſt es, daß aus einer ſolchen Miſchung nur Männer geboren ſeien: ſind alſo die Frauen von melaneſiſchem Aeußeren, ſo zeigen ſie eben nur den Urtypus des Volkes, welcher durch beſſeres Leben bei anderen geſchwunden iſt.

Was nun noch beſonders gegen dieſe franzöſiſche Miſchungstheorie einnimmt, iſt der Umſtand, daß die verſchiedenen Typen in Neuguinea ſich ganz nach den Ständen, d. h. alſo nach der Lebensweiſe gliedern. Nach d'Urville bildet der dritte der oben beſchriebenen Stämme, wie er meint, die eigentlichen Ureinwohner, die Sclaven (a, 4, 606), der erſte Stamm die Mehrheit des Volkes, der zweite aber, der bald ganz melaneſiſch, bald ganz malaiiſch ausſieht, alle Herrſcher und alle Händler, welche beſſer wohnen, beſſer gekleidet ſind und beſſer leben. Allein was wir in Polyneſien ſo häufig ſahen, iſt auch hier der Fall: die beſſere Lebensweiſe ändert auch das Aeußere, lichtet die Haut, verſchönert die Züge, die Leibesbeſchaffenheit u. ſ. w., und das heißt in unſerem Falle gleicht die Melaneſier den Malaien oder den Polyneſiern an. Damit ſollen natürlich zahlreiche Miſchungen nicht geleugnet werden, weder für Neuguinea noch für Fidſchi: nur daß die Miſchungen nicht das ganze Volk, ſondern immer nur einzelne Individuen treffen. Wäre das ganze Volk der Fidſchis aus Melaneſiern und

olyneſiern gemiſcht, ſo müßte doch ganz nach Annahme der franzöſi-
ien Gelehrten, dieſe Miſchung urſprünglich auf einer mindeſtens dem
elaneſiſchen Element gleich ſtarken Einmiſchung polyneſiſchen Blutes
ruhen oder vielmehr bei dem Beharrungsvermögen des erſteren, auf
ner ſehr viel ſtärkeren, welche, um conſtante Folgen zu haben, durch
ele Generationen, durch beſtändiges, neues Einwandern polyneſiſcher
lemente verſtärkt wäre. Dann aber wäre es ganz unbegreiflich, daß
erhaupt noch ſo viel melaneſiſcher Typus unter den Fidſchis herrſchte,
nn Zuſchuß melaneſiſcher Elemente iſt nicht nachweisbar, wohl aber
rtwährendes Vermiſchen mit den polyneſiſchen Nachbarn: der poly-
ſiſche Typus müßte alſo weitaus den Vorrang haben, wenn nicht
ganzen Archipel, ſo doch in den Gegenden, wohin die Polyneſier
wandern, und melaneſiſche Individuen wären höchſtens als einzelne
ückſchlagsformen zu finden. Statt deſſen finden wir die melaneſiſche
rm über die ganze Gruppe, aber ganz gleichmäßig mit helleren,
theren, minder krauſen Individuen gemiſcht. Dieſe Erſcheinung ver-
igt ſich mit keiner bis jetzt auf Erden beobachteten Form der Mi-
jung; wir müſſen auch hier alſo annehmen, die Fidſchis ſind der
auptſache nach ein ungemiſchter Stamm — nur nach den Grenzen
ſind ſie mit Polyneſiern gemiſcht, was aber auf das Ganze des
olkes Einfluß weder hatte noch haben konnte — und dieſer Stamm
igt ſich ebenſo variabel wie der melaneſiſche Stamm überhaupt.

Doch aber bilden die Melaneſier entſchieden eine Einheit für ſich.
o ſcheidet ſie Wallace (2, 418 f. 192 u. ſonſt) auf das aller-
ärfſte von den Malaien, denn er ſagt (192): „ſoweit ich bis jetzt
be urtheilen können, ſcheinen Malaien und Papuas ſo weit aus-
ander zu ſtehen, wie überhaupt zwei menſchliche Racen.“ Er aber
lt die Papuas als verwandt mit den Polyneſiern und den dunkleren
ämmen auf den Malaiiſchen Inſeln hin (419). Auch Dumou-
r unterſcheidet ſie ſcharf von den Malaien (D'Urv. b, Anthrop.
) und obwohl auch er ſie den Polyneſiern ähnlich nennt (212-3)
nt er ſie doch auch von dieſen auf das beſtimmteſte (212).

Und dieſe Selbſtändigkeit einerſeits und andrerſeits die Zuſam-
gehörigkeit der Melaneſier wird denn auch durch die Sprachen auf's
kimmteſte bewieſen. H. C. v. d. Gabelentz hat das große Ver-
ſt, nachgewieſen zu haben, daß und in welcher Weiſe die melaneſiſchen
rachen ſich ſcharf und beſtimmt ſowohl von den malaiiſchen, als auch

näherer Beziehung ſtehen (252). Allerdings ſind wir nun
ſtändigen Mangel weiteres Materiales mit ſicherem Wiſſe
Ende: denn Cheynes Wortverzeichniß von Eddyſtone, aus
freilich einzelne Anklänge an das Bauro herausleſen kann,
unſicher, als daß wir es ſicher benutzen könnten. Die Sp
dagegen von Banikoro, welche Gaimard (bei d'Urville a, 5
gibt, ſtellen dieſe Inſel und alſo wohl den ganzen Nitendiar
in die Reihe der melaneſiſchen Sprachen. Jukes nun gibt ein
zeichniß von der Inſel Errub (Darnleyinſeln), Torresſtraße
334) und Macgillivray von Inſeln der Louiſiade (eb.
welchen wir ſehr auffallende Gleichheiten mit den Bauro
aber auch mit anderen melaneſiſchen Sprachen ſehen; an
Eddyſtone, wie es Cheyne gibt (187-9) klingen ſie an. Wäl
ſchon, nach Macgillivray, die Idiome der Louiſiade unte
wandt ſind, ſo zeigen ſie auch mancherlei Berührungen mit
küſte von Neu-Guinea und mit Neuirland (Macg. 1, 2
den Sprachen der Torresinſeln ſcheinen ſie übrigens nicht
wandt zu ſein, als mit den übrigen melaneſiſchen Sprachen a
was wir ſonſt von neuguineiſchen Wortverzeichniſſen haben (M
misc. works; Sal. Müller, b, 113 f.; Modera, 115 f.;
N. Guin. 202 f.; Wall. 2, 442, 444 f. zeigt Uebereinſtimm
den übrigen melaneſiſchen Sprachen, zu welchen denn auch da
bekannte Fidſchi ganz und gar gehört. Und ſo dürfen wir wohl a

Sprachen dieser Völker zeigen dieselbe Variabilität wie ihr Aeußeres. So sind auf Rook zwei, auf Vanikoro drei Sprachen, das Vanikoro, das Tanema und das Taneann (Gaimard bei d'Urv. a, 5, 338 f.), welche zum Theil sehr weit auseinander gehen. Ebenso werden auf Tanna wahrscheinlich drei wurzelhaft verschiedene, auf Erromango zwei Sprachen gesprochen (Gill 227; v. d. Gabel. 145, 125). Aneityum zerfällt in mehrere Stämme (Gill 150), Uwea in drei, welche verschiedene Namen führen (Uwea, Mondavi, Erte) und verschiedene Sprachen sprechen (Erskine 340), auf Lifu herrschen zwei Sprachen, eine im Norden, eine im Süden der Insel (eb. 367), so daß wir uns nicht wundern werden, wenn wir auf jeder Insel wieder eine neue wurzelhaft meist sehr selbständige Sprache finden. Mit Recht macht v. d. Gabelentz (4) hierauf und auf den Gegensatz aufmerksam, den diese Erscheinung zu den polynesischen Sprachen bildet, welche trotz der Ausbreitung über den ungeheuren Ocean einander so nahe stehen. Die Melanesier sind also geneigt, leiblich und geistig sich abzusondern, in dieser Gesondertheit zu verharren, und sich so in neue Stämme und Zweige zu specialisiren. Den Grund aber dieser merkwürdigen Erscheinung können wir hier nicht aufdecken; nur sei noch auf die mannigfachen Bestätigungen hingewiesen, welche Wagners Migrationsgesetz bei den Bewohnern des stillen Ocean empfängt, eine Bestätigung, die um so merkwürdiger ist durch die nach den verschiedenen Völkerstämmen ganz verschiedene Art, in welcher sie erfolgt.

Es bleibt uns noch übrig, kurz über den Gesundheitszustand dieser Völker zu reden. Obwohl manche der verkommenen Stämme schwächlich sind, so kann man doch die Melanesier durchaus nicht einen schwächlichen Menschenschlag nennen: zum Theil trügt das Aeußere und viele elend aussehende Stämme haben dennoch nicht geringe Muskelkraft; zum Theil aber sind diese dunkelfarbigen Insulaner außerordentlich kräftig, wie vor allen Dingen die Fidschis, welche nicht nur den Polynesiern, sondern auch den Europäern durch ihre Körperkraft imponirten; so auch die Tannesen und viele andere der erwähnten Völker. Schon ihr Muth spricht für ihre Kraft. Auch behende pflegen sie meist zu sein und werden wir sie zum Theil wenigstens als treffliche Kletterer und noch bessere Schwimmer kennen lernen. Auch sind sie trotz ihres Klimas, das selbst den Polynesiern höchst ungesund vorkam, weshalb z. B. von Tukopia Niemand mit d'Urville

nach Vanikoro wollte (a 5, 117) im Allgemeinen von guter Gesundheit (Cheyne 10, 23; Turner 401). Das Klima der Fidschiin[illegible] unterscheidet sich in nichts von dem der polynesischen Inseln: doch sind die Fidschis keineswegs gesünder als die übrigen Melanesier und alle ihre leiblichen Vorzüge scheinen nur auf ihrer Lebensweise und ihrer Bildungsstufe zu beruhen — eine Erscheinung, welche ethnologisch nicht unwichtig ist. Die hauptsächlichsten Krankheiten sind auch hier Hautkrankheiten, von denen wie auch im übrigen Ocean (vergl. oben 25; Band V, 2, 56) besonders häufig die Kinder heimgesucht sind. Benjusan (in J. R. G. S. 1862, 45) leitet diese Krankheiten bei den Fidschikindern von ihrer ungenügenden Nahrung her. Auch auf Neuguinea, zu Dorei, litten die Kinder besonders (Wallace eb. 1861, 174; 2, 301) und von den Arfakis war fast die Hälfte mit einer schorfigen Hautkrankheit behaftet (Wall. 2, 287). Vielleicht war auch die weißliche Haut, welche Kolff bei einigen Eingeborenen der Mariannenstraße bemerkte, die Folge einer ähnlichen Krankheit (325). Auch auf den Massimsinseln ist Aussatz häufig (Salerio 342), ebenso auf Wageu, wo die Kranken gräßlich aussahen, aber keine Schmerzen empfanden (Freyc. 2, 48), auf Tombara (Quoy bei d'Urville a, 4, 735), auf Vanikoro und Nitendi (d'Urville a, 5, 214; Dillon 2, 276) und Bougainville nannte ja die zum gleichen Archipel gehörige Insel Aoba die Insel der Aussätzigen, weil so viele Eingeborene mit dieser Krankheit behaftet waren (211). Ebenso herrschte sie auf den Loyalitätsinseln (Cheyne 23), auf Neucaledonien (Forster R. 3, 235) und Kunaie (Cheyne 10). Auf Rook herrschen viele Rheumatismen und Entzündungen, in Folge des unvorsichtigen Badens der Eingeborenen (Reina 360). Rheumatismen sind gleichfalls häufig auf der Fichteninsel (Cheyne 10) und Uwea (eb. 23), während die Nitendigruppe von Fiebern vielfach heimgesucht wird (Dillon 2, 310), wie sich diese auch auf den neuen Hebriden zeigen (Turner 444). Starke Geschwulst der Augenlider sah Forster wiederholt auf Immer (Reise 3, 141), und Augenleiden sind auch auf Neugeorgien und den umliegenden Inseln häufig (Salerio 344). Einäugige, daneben aber auch viel Bucklige und Aussätzige finden sich auf dem sehr ungesunden Wagen nicht selten, heftige Schwellung der Hoden (ein unter den Tonganern häufiges Uebel) fand Labillardiere zu Baladea (2, 240), Dillon

nikoro (2, 234), wie er auch daſelbſt ein Krebsgeſchwür geſehen
ben will (241); doch war dies wohl eine ausſatzähnliche Krankheit.
hnliches ſah Cheyne auf Kunaie (10) und noch andere verwandte
:ankheiten ebendaſelbſt und auf den Loyalitätsinſeln, wo er auch Ka-
rrhe erwähnt (23). Einen Albino ſah Turner auf Tanna (493),
orſter (Reiſe 3, 234) auf Baladea, wo nach Hood (221) öfters
ngenleiden herrſchen ſollen, wegen der ungeſunden Wohnungen:
ch berichten andere, daß die übrigen Krankheiten mit Ausnahme des
usſatzes ſelten ſeien (Cheyne 10; 23), Wunden und oft recht
hwere leicht heilen (eb.) und es auch Beiſpiele hohen und rüſtigen
lters gebe (Turner 42; Seemann J. R. G. S. 31, 60) wo-
:gen freilich Hood behauptet, daß die Eingeborenen meiſt vor dem
chzigſten Jahre ſtürben (221). — Die Bevölkerung des geſammten Me-
neſien beträgt nach Behm (Jahrb. 1, 75; 78) etwa 2,200,000,
ovon er 200,000 auf Fidſchi, 800,000 auf die Salomoinſeln und
eubritannien, und eine Million auf Neuguinea rechnet; über 200,000
tragen die Einwohner der übrigen melaneſiſchen Inſeln, von denen
2—15000 auf Nitendi, 150,000 auf die neuen Hebriden (auf Fate
2,000, Turner 393, auf Tanna 10—12000 eb. 76), etwa 27,000
f Neucaledonien und 15,000 auf die Loyalitätsinſeln kommen. Da-
ch kommen auf die Quadratmeile etwa 142 Menſchen; doch iſt zu
achten, daß das Land ſehr ungleich bewohnt iſt, eigentlich nur an
n Küſten und Flußufern (d'Urville a, 4, 604; 5, 117), daß
nzelne einzelne Inſeln und Gegenden beſonders dicht, andere weniger,
dere gar nicht bewohnt ſind, daher ſich die Bewohner anders ver-
eilen und manche Quadratmeile eine ſehr zahlreiche, andere gar keine
evölkerung beſitzen. Auch ſind jene Zahlen nur ſehr annähernd, da
s ganze Gebiet noch wenig durchforſcht und z. B. das Innere von
:uguinea, Tombora, Birara, ja den meiſten größeren Inſeln noch
nz unbekannt iſt.

Die Bevölkerung nimmt an einigen Orten des Gebietes ab, ſo
B. in Aneityum, wo um 1850 Erskine und Turner etwa 3000
ageborene vorfanden, Murray dagegen 1861 nach einer ſtarken
fternepidemie nur noch 2400; und ſo ſind durchgehend Murrays
hlen, die ſich auf die erſten ſechziger Jahre beziehen, etwas niedriger
Turners (Angaben bei Behm 76 f.). Man darf hieraus keineswegs
viel folgern, denn Turners Angaben können, da er ſo ziemlich

der erſte war, der die Bewohnerzahl abſchätzte, auf zu hohen Anſätzen beruhen, wie er ja ſelbſt bisweilen um mehrere Tauſende ſchwankt: Tanna hat nach ihm 10—12,000 Eingeborene (76; 1842), Liſu 8—10,000 (400). Indeß berichtet er ſelber (494), daß die Tanneſen z. B. abnähmen und zwar zunächſt durch Krankheiten, welche ſie in Folge der Berührung mit den Weißen erhalten hätten. Die ganze Art nun, wie die Weißen mit den Melaneſiern verfahren ſind — man denke nur an die Santelholzhändler —, dann ferner die eigne Lebensweiſe dieſer Völker, dazu die vielen neuen Krankheiten durch die Berührung mit den Weißen, ſowie manche andere Urſachen, über welche wir in der Schrift über das Ausſterben der Naturvölker geredet haben, alles dies bewirkt mit Nothwendigkeit eine Verminderung dieſer Völker. Da aber, wo die Miſſionäre oder die Weißen ſonſt ſich ihrer annehmen, wo alſo Kriege, Kindermord, Menſchenopfer und dergleichen aufhören, die ungünſtigen Einflüſſe des Klimas, dem zwar die Eingeborenen beſſer als die Europäer widerſtehen, gemildert werden, da bleiben ſie nicht nur ſo zahlreich, wie ſie waren, ſondern ſie vermehren ſich auch über ihre frühere Zahl (Ausl. 1858, 38). Die Ziffern jedoch, welche Hood anführt (18—20,000 für Tanna, 200, für Baladea dieſelbe Zahl 220), ſind ungenau, für Tanna zu hoch, für Baladea, welches nach Murray (Behm 76) 27,000 Eingeborene hat, zu gering.

Gehen wir nun über zu der **culturhiſtoriſchen Schilderung** dieſer Völker.

Die Kleidung iſt in ganz Melaneſien höchſt einfach. Meiſt geht man nackt, indem man nur die Scham mit irgend etwas bedeckt. Schmuck dagegen wird vielfach getragen, namentlich auch, wodurch ſich die Melaneſier von allen Polyneſiern unterſcheiden, in dem durchbohrten Naſenknorpel, und ganz beſondere Sorgfalt überall auf den Haarwuchs verwendet. Tattuirung herrſcht an einigen Orten, faſt überall aber bemalt man den Körper. Auch Beſchneidung iſt nicht ſelten.

Letztere findet ſich auf Kunaie (Cheyne 7), auf Neucaledonien (Turner 424), den neuen Hebriden, auf Ruk (Reina 357) und im Nitendiarchipel (Dillon 2, 314). Sie beſteht in Aufſchlitzung des oberen Theiles der Vorhaut (d'Entrecaſteaux 1, 351, Labill- 2, 197) und erfolgt zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit und unter den größten Feſtlichkeiten: nur zu Tanna wird ſie mit dem ſiebenten

Aneityum mit dem fünften Jahr vollzogen (Turner 87; 371; heyne 33; 36. Von anderen Gebieten iſt nichts berichtet, ſo daß e Sitte vielleicht auch ſonſt noch herrſcht; doch ſcheint ſie auf Neu-inea unbekannt zu ſein, wo in Folge einer eigenthümlichen Tracht e Vorhaut zum Theil ſehr lang iſt (Sal. Müller b. 59), auf idſchi herrſcht die Beſchneidung: mit dem 14. Jahr wird ein Stück us der Vorhaut geſchnitten, welche dadurch alſo aufgeſchlitzt wird Mariner 1, 340; Wilkes 3, 159; d'Urville a. 4, 414; aimard eb. 702). Doch gibt es auf Vitilevu eine Stadt Na-ens Tumbani-Ual, wo weder Beſchneidung noch die Sitte des übri-en Archipels herrſcht, bei Trauer u. dergl. ſich ein Glied des kleinen ingers abzuſchneiden. Die Bewohner dieſer Stadt ſind ſchwärzer, it dicker, breiter Naſe (Gaim. eb. 713-4).

Auf Baladea gehen die Männer nackt, nur daß ſie eine Schnur m den Hals und um den Leib tragen, zu welcher letzteren gürtelar-gen ſie den Penis oder vielmehr die Ruthe, die ſie in Blätter ge-ickelt tragen, emporziehen und dort befeſtigen (Forſter R. 3, 201; abillard. 2, 196; d'Entrecaſteaux 1, 341 f.). Ganz dieſelbe racht iſt die gewöhnliche auf den Loyalitätsinſeln und den neuen ebriden (d'Entrecaſt. eb. Forſter eb. 9; 56; 72; Bem. 216; ergh. Zeitſchr. 10, 363 nach naut. mag. 17). In der franzöſiſchen olonie und in den Miſſionsſtationen erſcheinen ſie übrigens ſtets be-eidet (Hood 215). Die Neucaledonier trugen dann noch eine hohe unde Mütze, die oben mit einem rothen Federbuſch verziert war Forſter R. 3, 204), um welche man wohl auch die Schleudern ickelte (eb. 218), und jetzt iſt ein rother oder weißer Turban mit buntem ederbuſch üblich (Hood 215). Auch hatten einzelne aus Gras und ledermaushaaren ſich Perrücken gemacht, welche bis tief in den Rücken inunterhingen (Labill. 2, 186). Die Weiber trugen entweder einen ehrere Zoll breiten Gürtel (Hood eb.) oder aber einen langen trick, an dem 8″ lange Schnüre hingen, vielfach um den Leib ge-ickelt, ſo daß jene Schnüre ſchichtenweiſe über einander lagen (For-ter R. 3, 207); ſie waren ſchwarz gefärbt (Erskine 350). Sonſt rugen Männer und Weiber dieſelben Zierrathe, namentlich in Naſe nd Ohren, deren Läppchen öfters bis zur Schulter erweitert ſind Forſt. R. eb. Bem. 343; 514; Kunaie Cheyne 6). Die Kunaier ägen das Haar gleichfalls eingehüllt in große Stücken einheimiſchen

von Menſchenhaar; die Häuptlinge tragen noch Ketten von
weißen Muſcheln — die nur in Caledonien gefunden werden
auch auf Uvea der vornehmſte Schmuck ſind (Cheyne 25)
Knie und Handgelenk, die Krieger bemalen ſich Bruſt und
ſchwarz (Cheyne 6-7). — Auf den Loyalitätsinſeln, w
Beſchneidung herrſcht, tragen beide Geſchlechter das Haar lang,
ſie es mit Kalk weiß roth oder braun beizen und perrückenart
friſiren (Bergh. Zeitſchr. 10, 363); nur die Krieger hüllen
Tapa ein. Man behandelt es ſehr ſorgfältig und trägt ſie
Art Kamm oder Haarkratzer mit drei langen Holzzinken darin,
nach dem Range des Trägers verſchieden geſteckt wird (Chey
24; 25). Zu bemerken iſt noch, daß die verheiratheten Weib
einen 6″ breiten Gürtel tragen, der anſtändiger iſt, als man il
findet; und daß, auffallend genug, die Durchbohrung der Ohrl
erſt mit eintretender Mannbarkeit ſtatt findet (eb. 24), daß
auch hier die Männer den Penis nicht weiter bedecken, wohl a
Vorhaut zubinden und an der Schnur, welche auch ſie mehrfa
den Unterleib ſchnüren, befeſtigen (Labill. 2, 237). Währen
auch auf den Hebriden die Männer nackt gehen (Aoba Fo
3, 3; Vanua lava Rietm. 180), nur daß ſie den Penis ei
(Mallik. Rietm. 171) und die Ruthe zu ihrer Gürtelſchnu
ziehen, was ſchon bei ſechsjährigen Knaben zu geſchehen pflegt
R. 3, 84), ſo tragen auch hier die verheiratheten Weiber eine

den oft ſehr weiten Oeffnungen tragen ſie ein Stäbchen, einen
ochen, einen weißen Stein, Schildkrotringe (Forſt. R. 3, 83).
s Schmuck haben ſie Armbänder, welche zum Theil aus Kokosfaſern
flochten (Turner 81), zum Theil künſtlich geſchnitten, öfters auch
t grünen Blättern verziert ſind, Halsbänder, welche aus Schildkrot,
ochen, Muſcheln beſtehen und Zierrathen von Grünſtein und rothen
ohnen (eb. 84. Aragh, Maiwo Bougainv. 212; Van. lava
ietm. 179). Eine merkwürdige Armverzierung erwähnt Rietmann
n Mallikolo: man trägt am Handgelenk einen durchbohrten Holz-
el, der mit Baſt überzogen iſt, und dieſe Baſthülle bedeckt Hand
d Arm. Die Muſter, welche man auf dieſe Schmuckſachen einätzt,
ehen nur aus Zickzacklinien (Rietm. 169-70); an den Armbän-
n, deren ſie oft 6—8 an einem Arm tragen, pflegen ſie ihre aus
as geflochtenen Speerwerfer und Schlingen zu hängen (Bergh.
itſchr. 548; Turner 81). Auch Walfiſchzähne trägt man als
r geſuchten Schmuck und daher namentlich die Häuptlinge; man
it ſie als Kleinode an einzelnen Schnüren hangen. Halsbänder
ht man auch wohl von Menſchenhaar (Tanna Turner 79-80;
ite 393; Erskine 325), Kniebänder, die von grünem Laub ge-
chten waren, erwähnt Erskine von Fate (eb.), wo man auch netz-
iges Flechtwerk von rother, weißer oder ſchwarzer Farbe trägt
ill. 58) oder wie Erskine ſagt, ſchön gewebte Gürtel mit den-
ben Farben. Bougainville (212) ſah auch auf Aragh und
aiwo hübſches Flechtwerk mit rothen Muſtern, worin die Weiber
e Kinder trugen. Von allem dieſen Schmuck dürfen die Weiber
hts tragen, die ſich dafür aber das Geſicht und öfters auch den
nzen Leib zu Mallikolo mit Kurkuma einreiben (Forſt. 3, 23).
berhaupt bemalt man ſich den Leib nicht ſelten: ſchwarz die Aobaner
.), weiß, roth oder ſchwarz die Tanneſen und Erromanger das Ge-
ſt (eb. 84; 61; Cheyne 35); roth iſt die gewöhnlichſte Farbe
d zwar ſtreicht man ſie, je vornehmer man iſt, um ſo dicker auf,
e man überhaupt auf dieſe Farben ſehr eitel iſt (Erskine 311),
warz dagegen iſt Trauer (Turner 77). Die Farben werden mit
okosöl, oft aber auch hier auf den ganzen Leib aufgetragen (Bennet
Bergh. Annal. 3, 548). Das Haar wird natürlich beſonders ge-
legt: man flicht es mit der Rinde einer Pflanze (Turner 77) in
zelne zahlreiche — 6-700 ſagt Turner — Büſchel, die man

oben frei läßt, ſo daß ſie doch eine große Perrücke bilde
2, 62), wobei man oft alle dieſe Locken in ein gr
(Bennet bei Berghaus 547), oder man läßt die Haare
det ſie nur oben zuſammen in einem lockeren Schopf u
der oft mit Federn geſchmückt aber meiſt voll Läuſe iſt,
(Forſter R. 3, 82-3). Oft umwindet man das H
mit einem Piſangblatt oder einer Mattenmütze. Sel
flicht man auf Tanna zu einem Zopf zuſammen (eb. 8
Gill 151). Oefters auch beizt man die Haare mit
gelblichen oder rothen Färbung (Gill 58; Erskine
36). Die Frauen jedoch ſchneiden das Haar faſt imm
kine 332; Bennet bei Bergh. 547). — Ganz dieſel
Männer und Weiber herrſcht auf der Nitendigrup
d'Entrecaſteaux 1, 378; Vanikoro Dillon 2, 1
a. 4, 164; 214-5). Von dem 4" breiten Gürtel zie
ner oft ein Stück Zeug zwiſchen den Beinen durch;
ſtecken ſie Federn, in die Ohrlöcher, die bisweilen eine
haben, oft 10—30 Schildkrotringe, und vor allen Ding
von weißen Muſcheln beliebt, von denen man eine grö
der Stirn trägt (Forſt. R. 3, 189). Auch rothe B
oft in Polyneſien) ſind hier als Schmuck geſucht (Di
Ihr krauſes Haar, das zurückgekämmt und hinten zuſ
wird, hängt oft bis zur Schulter herab. So trage
Greiſe; junge Männer aber nehmen Haare von Todte
ſiegten Feinden, flechten ſie kegelförmig bis zu 1' H
umwickeln ſie dann mit Zeug — womöglich von rother
auch bei den Kleidern am beliebteſten iſt — und ſetzen
Kopfputz, der am Rande häufig mit Blumen verziert iſ
Nitendi Dillon 2, 153 f.; 275 f.; d'Urv. a. 5, 215
oder Rock von zerſchlitztem Bambus, den ſie häufig t
dem ſich gleichfalls ein Stück Zeug durch die Beine zi
glänzend ſchwarz (Dillon 2, 275). Kinder gehen bis
nackt. Auch gebeizt werden die Haare hier öfters. D
gen indeß das Haar ſtets kurzgeſchoren und ohne Schm
auch Arm- und Halsbänder haben (2, 177). Die Tr
lomonarchipel iſt nur wenig verſchieden; entweder
nackt oder trägt nur vor der Scham eine kleine meiſ

weichende Bedeckung von Blättern, von Matten u. ſ. w., welche an einer mehrfach ſehr feſt um den Unterleib gewickelten Schnur hängt; doch trägt man dieſe Schnur häufig auch allein (Bauro d'Urv. b. 5, 295; Montravel eb. Zool. 2, 365; Malaita, Bougainv. Roquemaur. eb. 366; Buka Bougainv. 232; Labillard. 1, 228; Dubouz. eb. 366; Iſabel Jacquin. eb. 355; Marquen Tasman bei Swart 38; Eddyſtone Cheyne 67). Die Bewohner der Iles des contrariétés waren gleichfalls nackt, nur daß ſie um die Eichel ein langes röhrig herabhängendes Blatt umgewickelt trugen (Surville 249); und ähnlich hatten die Bewohner von Buka und die von Neugeorgien die Vorhaut mit einem Faden zugebunden (Demas bei d'Urville b. Zool. 2, 369). Auch die Zierrathen ſind gleich, die Naſen, die Ohren, letztere oft in höchſt bedeutendem Maße durchbohrt, mit Ringen, rothen Blumen (Iſabel Surville 222), Knochen u. ſ. w. geſchmückt, wodurch auf Iſabel der Naſenknorpel bis an den Rand der Oberlippe öfters ausgedehnt war (Surville 236). Weiße Muſcheln vor der Stirn oder am Halſe werden gern getragen (eb.; Choiſeul Boug. 227; Simbu Shortl. 134), ebenſo aufgereihte Zähne, auch Menſchenzähne als Gürtel und Ketten (Surv. eb. Rietmann 193), ſowie Muſchelſchmuck als Arm- und Kniebänder. Armringe von einer großen weißen Muſchel (oder von Knochen), welche man auf Iſabel (Surv. 236) und ſonſt trug, ſind auf Neugeorgia, da ihr Beſitz Macht und Ehre verleiht, ſo geſucht, daß ſie oft Veranlaſſung zu Kriegen wurden (Cheyne 65). Auf Wageu tragen ſolche Ringe nur die Vornehmen und zwar am linken Arme (Freyc. 2, 54). Auch auf Simbu (Shortl. R. 134) und Vanikoro trug man ſolche Ringe (d'Urv. a. 5, 360), welche an mikroneſiſche Sitten erinnern. Ferner ſalbte man ſich hier mit Kokosöl (Nov. 2, 429, Malayta) und bemalte ſich ebenfalls weiß roth oder ſchwarz, oft mit weißen Streifen, ſo namentlich wenn man in Krieg ziehen will (Cheyne 65); auf Iſabel trugen die Männer einen weißen Strich von der Braue zur Schläfe; die Weiber noch außerdem über die Backen und die Bruſt (Surville 235; d'Urv. b. 5, 295; Boug. 232). Die Haare werden gewöhnlich weiß, gelb oder roth gebeizt Choiſeul Boug. 227; 231; Buka eb. 232; Iſabel Jaquin. d'Urv. b. 5, 297). Man trägt es verſchieden: entweder ganz kurz Tasman 38), vorn kurz, hinter den Ohren in langen Locken (Iſab.

d'Urv. b. 5, 295), oder man läßt es mützenartig oben Kopf ſtehen, oder theilt es in einzelne Zöpfe, welche man mi zuſammenklebt (Jſab. Surville 235), man trägt es in gr rücken, pudert es weiß (eb. 256) u. ſ. w. Federn, welche auf dem Scheitel ſtecken, ſind eine ſehr geſchätzte heilige Zier 250; Tasman 38); die Malaytaner trugen ein Bündel r ter Baſtſtreifen dicht am Ohr (Nov. 2, 429) — Faſt dieſ zelnheiten gelten vom ganzen Archipel Neubritannia. A geht man nackt außer einem Blätterbündel vor dem Penis einer Gürtelſchnur hängt; als Schmuck trägt man Feder Haar, Ringe in Ohren und Naſen, Armbänder, runde weiße ſtücke an einer Schnur um den Hals u. dergl. Das Haa oder weiß gebeizt (Bougainv. 246-7; Dampier 5, Bewohner der Inſel York gehen ganz nackt, haben aber ſor Tracht; auch die Flügel der Naſe durchbohren ſie (Hunte ganz ebenſo gehen die Bewohner von Tombara (Carteret 379; d'Urv. a. 4, 736) — welche oft durch Knorpel und Flügel der Schweinszahn (Quoy und Gaim. Zool. 34 bei d'Urv. das Haar binden ſie in kleinen Zöpfchen oder Locken, de Ende frei bleibt, oder ſie laſſen es zu einer dicken abſtehende wachſen (Belcher a. 2, 73) — die von der Sturminſ 318), von Gerrit Denis u. ſ. w. (Dampier 5, 83) und vo nen Inſeln nordwärts von Neuguinea (Behrens 157 f. ten 54-6). Vielfach bemalen ſich auch dieſe Stämme den weißen Streifen oder roth und ſchwarz. Die von St. Je gen auch noch Mützen von gemaltem Baſt, oft mehrere üb die dann mit einem Bande zugeſchnürt worden (Schouten le Maire allg. Hiſt. 11, 470). Auch die Admiralitätsi ein dreizinkiger Kamm im Haar getragen wird (Labillard. 1, man oben in einen Knoten bindet, gehen nackt bis auf die Schu Leib (Forſter Bem. 514; Carteret 385; Hunter 147); die erwachſenen Männer die Eichel des Penis in eine weiße Bulla ovum, was übrigens öfters eine ſtarke Schwellung klemmten Theiles hervorruft. Beſchnitten waren ſie nicht (L 1, 259-60). Dieſer mehrzinkige Kamm iſt auch der eigen Schmuck im Südoſten von Neuguinea und auf der Lo neben dem man auch noch Blumen im Haar trägt (Macg

1, 280-2; Labillard. 2, 277). Auch ein dem polynesischen Tapa ähnliches Zeug besitzen sie (eb.) sowie Matten, welche man zur Kleidung und zum Lager braucht (Reina 360). Auch auf Ruk trägt man einen Schamgurt (eb. 359). Die Torresinsulaner gehen zum Theil ganz nackt (Flinders 2, 109), zum Theil tragen die Männer eine Muschel vor dem Penis, während die Weiber einen kurzen Rock aus Blättern, welche an einem Gurt hängen und bei den Frauen länger sind als bei Mädchen, tragen (Wilson narr. 312; Macg. 2, 20). Die Männer verzieren ihr Haar auf ächt melanesische Weise, indem sie es in lange dünne pfeifenähnliche Locken flechten und mit Ocker färben; doch schneiden sie es bisweilen ganz ab und tragen dann sorgfältig bereitete Perrücken. Eine solche wird geschildert bei d'Urville b. Zool. 2, 371: die Haare waren auf ein kleines Käppchen von Zeug befestigt und auf einer anderen Insel trugen die Eingeborenen eine Maske von Schildpatt, die rings mit Haaren eingefaßt war (eb.). Bei festlichen Gelegenheiten putzen sie das Haar mit Blumen, Blättern, Federn u. dergl. aus. Die Mädchen tragen es lang, während es die Frauen ganz abschneiden bis auf einen $^1/_2$" hohen bürstenförmigen Kamm, den sie von einem Ohr zum anderen stehen lassen. Schmuck, Bemalung des Körpers ist wie im übrigen Melanesien (eb.). Die Männer der Louisiade frisiren ihr Haar oft zu ungeheuren kraus abstehenden Perrücken auf (Macgillivr. 1, 188-9).

Die Bewohner des eigentlichen Neuguinea haben, soweit sie von fremden Einflüssen frei geblieben sind, gleiche Tracht: so gehen die Anwohner der Mariannenstraße bis auf einen Binsengürtel nackt (J. R. G. S. 7, 386), zu welchem sie die Ruthe emporziehen und darunter stecken; doch tragen sie den Penis öfters in einer Muschel oder einem Kürbis (Modera 28), zwei ihrer ältesten Männer hatten Thierfelle um die Schultern (Kolff 326). Sie haben einige Zierrathen und bemalen ihr Gesicht schwarz und roth; tattuirt aber sind sie nicht (Müller b. 58). Die am Utenatafluß trugen denselben Gürtel, wobei ihnen indeß an der Verhüllung gar nichts lag, oder auch sie hatten den Penis in einem Kürbis oder Bambusstück (Modera 75) stecken. Die Nasen haben sie durchbohrt und tragen reicheren Schmuck im Haar, das sie oft roth beizen und entweder als wilde Perrücke stehen lassen oder in lauter kleine Zöpfchen flechten, einen vier-

bis fünfzinkigen Bambuskamm (Sal. Müller b. 70 f.). Sie trugen an einem Band um den Kopf Säcke, welche auf den Rücken hängen und am Hals kleine Körbchen (Müller b. 73). Auch die Mairaſſi (eb. 103) und die Anwohner des Karufafluſſes (Nieuw Guin. 16) haben nichts von Kleidung als einen kleinen Schurz und ebenſo erzählt Keyts (1678), daß die Bewohner von Nomototte, welche die Naſe durchbohrt und das Geſicht ſchwarz bemalt hatten, und deren Weiber um Gürtel und Hals Korallenketten trugen, ganz nackt gingen mit Ausnahme eines Stückes Rinde vor der Scham (542). Einen ſolchen Schurz trägt man denn auch überall, in Dorei, wo jedoch die Weiber einen blauen Kattun-Sarong haben (de Bruijnkops 177), auf Wagen und Boni (Freycin. 2, 54), auf den Gebirgen (N. Guin. 164 f.) und auf den Inſeln der Geelvinksbai (Goodswaard 17), während an der Humboldtsbai nur die Weiber einen ſolchen tragen, die Männer dagegen nackt gehen oder die Ruthe in ein Bambusfutteral ſtecken (N. Guin. 169; 172; Roijer 64). Kinder gehen nackt (N. Guin. Freycin. 2, 54), ebenfalls häufig ſo die unverheiratheten Weiber (N. Guin. 172). Zu Lobo, wo Modera (98) die Leute meiſt noch nackt fand, kleidet man ſich jetzt mehr oder weniger malaiiſch, mit einem Kopftuch, einer kurzen Hoſe, dem Sarong (Sal. Müller b. 89), und dies geſchieht auch in den übrigen Landestheilen von vornehmeren Perſonen, wie den Häuptlingen, gewöhnlich ſelbſt an der Mariannenſtraße (J. R. G. S. 7, 387; Modera 99), ferner auf Wagen (Freycin. 2, 54), zu Dorei und ſonſt gar häufig. In der Humboldtsbai hat man künſtliche Perrücken, welche kahlköpfige Alte tragen (Katal. 117, 100). Den gabelförmigen mehrzinkigen Kamm trägt man vielfach, ſo zu Wagen (Garnot bei Duperrey 531), zu Dorei; hier jedoch die Frauen nicht (Forreſt — 1774 — 95; de Bruijnkops 175), öfters die Arfaki (N. Guin. 160), die Anwohner der Humboldtsbai (N. Guin. 169), des Utenatafluſſes (Sal. Müller b. 72); auch gebeizt wird das Haar vielfach (Dorei Bruijnkops 175; Windſ. Earl c. 5; Utenata Müller b. 70 f.) und an der Humboldtsbai mit rother Lehmerde gepudert (N. Guin. 169). Die Anwohner der letzteren ſchneiden es in jungen Jahren kurz ab bis auf einen bürſtenartigen Kamm auf der Länge des Scheitels, erwachſen flechten ſie es in lange Zöpfe (die ſie oft durch Faſergeflecht oder Kaſuarfedern verlängern), und ſchlingen es um den Kopf (N. Guin.

)). Sie ſowie die Doreſen, bei denen nur die Sklaven das Haar
, geſchoren tragen (N. Guin. 149), und Arfakis ſchmücken es mit
abuſedern, wenn ſie einen Feind erlegt haben (N. Guin. 160;
); Katal. 114, 42; 116, 93; Geelv.-Bai eb. 115, 78; Goodsw.
. Auch die Prachtfedern der Paradiesvögel bilden einen ſchönen
geſuchten Schmuck (Sal. Müller b, 72; Katal. 117, 102).
mannigfachen Arten der Arfakis, das Haar zu tragen, ſind höchſt
allend: während die Doreſen es entweder perrückenartig abſtehen
n oder auch es in viele einzelne Zöpfe flechten, welche Mode auch
kaimani, an der Speelmannsbai, unter den Wukas (N. Guin. 117)
Utenatafluß und ſonſt herrſcht (Sal. Müller b. 70 f.), ſo
ngen es die Arfaki entweder in „einen großen runden Ball“
uſch 120) auf dem Scheitel zuſammen, welchen ſie mit anderen
eren Haarkugeln (bis zu zehn) umgeben; oder ſie theilen es in
große „Wülſte“, deren zwei an den Seiten des Vorderkopfes,
am Hinterkopf liegen (N. Guin. 164). Aehnliches findet ſich
er Geelvinksbai, wo die Männer vier Haarballen tragen (Goods-
rd 21) und am Karufafluß, deſſen Anwohner, wie die Frauen
Inſel Adie das Haar gleichfalls theilen und es dann in kurze
lne Locken flechten (N. Guin. 16). Die Anwohner der Marian-
raße binden es entweder am Hinterkopfe oder vorn in einem Kno-
zuſammen oder flechten es in zahlreiche einzelne Zöpfe, welche
ng ſind und alle nach hinten geſtrichen werden (Modera 31),
ngegen die Bewohner der Geelvinksbai dieſe Flechten vorn am
erkopf zuſammenbinden (Goodsw. 22). Die Anwohner des
ata tragen außerdem noch eine Art Mütze von Bambus und
urufell verfertigt. Die Weiber dagegen beſchmieren das Haar
g mit naſſem Schlamm (Müller b. 71; Modera 75). Der
uck, den man überall trägt, beſteht aus Ringen und Bändern
Hals, Arme und Knie aus Binſen, aneinander gereihten Mu-
l, Thier- ja auch Menſchenzähnen, Schildpattſtückchen, Fruchtkernen
ergl.; höchſte Pracht iſt es, wenn er wie zu Dorei öfters, aus
er oder gar aus Silber beſteht (Bruijnkops 1, 177, 183;
ville a. 4, 611; Müller b. 71 u. ſ. w.) Die Ohren haben
durchbohrt, und ebenſo mit Ausnahme von einigen Bewohnern der
elmannsbai (Goodswaard 19) und denen von Adie (N. Guin.
) die Naſenknorpel und bisweilen die Naſenflügel, in welchen

welche ebenſo verfertigt ſind und nur zum Staate angelegt
(eb.); während die Arſakis auf der Stirn mehrere große weiß
ſcheln tragen (eb. 164). Die Weiber ſind übrigens in Ne
weit weniger geſchmückt wie die Männer, wie ſie denn auch
Haar viel weniger Sorgfalt verwenden (N. Guin. 112; Mül
70 u. ſonſt). Mehrere Stämme haben die eigenthümliche Sitte,
nur hier in Melaneſien gefunden wird, ſich die Zähne ſpitz zu
ſo die von Wageu (Freyc. 2, 47), öfters die von Utenata
dera 74; Sal. Müller b. 66), die nördlich von der Mari
ſtraße (J. R. G. S. 7, 387), was Windſor Earl c. 5 auf alle
ſtämme der Inſel ausdehnt, mit Unrecht, denn Sal. Müller (
und die Holländer berichten ausdrücklich, daß dieſer Gebrauch
Gegend der Speelmannsbai unbekannt iſt. — Die Mädchen a
Fidſchiinſeln gehen bis zum zehnten, die Knaben bis zum
zehnten Jahr nackend; dann erhalten ſie die Tracht der Erwa
welche bei den Männern ein langer Gürtel iſt, der Maro, der
mals um den Leib geſchlungen, dann zwiſchen den Beinen du
gen wird und bis auf die Knien herabfällt, während die Weib
Liku tragen, einen runden, 1'—1'4" breiten Schurz mit hera
den Franſen (Marin. 1, 340; Will. u. Calv. 1, 156;
kine 264). Letzterer, der indeß bei den Weibern breiter iſt
den Mädchen (Will. u. Calv. 1, 171), wird aus der Rin
Hibiscus und anderer Pflanzen bereitet: das Zeug zu den

nn in J. R. G. S. 31, 60), doch auch schwarz, mit dem Ruß r Lichter, welcher deshalb als Abgabe gegeben wird (Erskine); 457; Will. u. Calv. 1, 157). Auch Kurkumapulver gehört Tribut, doch reibt man damit nur die Kinder zu ihrer Gesund- ein (Ersk. 457). Ihr Schmuck ist zahlreich (Will. u. Calv. 159). Besonders hoch in Ansehen stehen die Zähne des Physe- macrocephalus; nur die ersten Häuptlinge dürfen sie tragen und sind sie Veranlassung zu Mordthaten (Mar. 1, 315). Muschel- n tragen sie als Hals-, Arm- und Kniebänder (Erskine 265; -70). Große Schweinszähne trägt man an Schnüren auf der ist; und besonders geschätzt ist die schöne Cypraea aurora, welche nur bei den höchsten Festen trägt (eb. 265). Dies erinnert an hohe Geltung weißer Muscheln im übrigen Melanesien, welche vor der Stirn, im Haar, auf der Brust u. s. w. trägt; wie die Koreaner (Rumph bei Brehm illustr. Thierl. 6, 841) Ovula oviformis als höchsten Schmuck im Haar oder vor der n trugen. — Die Durchbohrung der Nase, welche früher auch wohl allgemein war, hat sich nur in einzelnen Spuren erhal- und zwar auf Vitilevu, wo — zu Mariners Zeiten — viele Nasenknorpel durchbohrt hatten, aber nur in Kriegszeiten Federn er Oeffnung trugen, welche allerdings 9—12″ lang waren ir. 1, 327): jetzt wird die Sitte erloschen sein. Auch die Ohren man durchbohrt, namentlich die Weiber. Die Oeffnung hatte 10″ im Umfang, das Ohrläppchen, welches aber bisweilen auch hing bis auf die Schulter (Mar. 1, 342). Nach polynesischer trägt man häufig auch lange Fingernägel (Erskine 431). wichtigste Schmuck war aber auch hier das Haar, welches sie oder weiß, doch auch blau, bleigrau und schwarz färben (d'Urv. a. 45 f.; Belcher a. 2, 52). Je länger und krauser nun ihr Haar wächst, schöner ist es. Ein eigenes Verfahren haben sie, um es hart zu en: sie tauchen es 3—4 mal in Wasser, worein sie Asche von bfruchtlaub oder gebranntem Korallenkalk und den Ruß der Licht- (tui tui) gestreut haben. Dann wird es sorgfältig getrocknet nun 3—4, ja nach Hale 6 Stunden frisirt (Mar. 1, 339), n jeder Häuptling seinen eigenen Friseur hat. Dieser letztere hat leichte Aufgabe; denn es gibt eine ganze Menge Frisuren und en, welche er kennen muß. Den schwarzen Puder aus dem Ruß

ſur wird alle 2 bis 3 Wochen erneuert (Hale 49).
tragen das Haar ganz kurz geſchoren, die Mädchen lang,
ſie es, mit Ausnahme der höchſten Scheitelgegend, we
bleibt. Nach der Ehe ſchneiden auch ſie es bis auf 1 bi
ab, oder ſie tragen es kraus wie die Männer und gebeizt
Um es nun Nachts zu ſchonen, ſo haben ſie ähnliche Kop
ſie auch die Polyneſier brauchen, meiſt aus Bambus, 1
höher ſind: denn ſonſt würde die Friſur beſchädigt werden
Erskine 194). Man wird aus dieſer Schilderung erſeh
Melaneſier eine im Weſentlichen gleiche Tracht haben, die
polyneſiſchen mannigfach unterſcheidet; die letztere iſt auf
inſeln mächtig eingedrungen. In den auffallendſten Einze
men oft ſehr entfernte Gegenden des Gebietes überein,
dadurch dieſe Gebräuche als ſehr alte, meiſt allen dieſen
meinſchaftliche ausweiſen.

Tattuirt waren auf Neucaledonien nur einzelne Mä
kine 349) und Weiber, letztere aber nur zwiſchen Lippe
(Forſter R. 3, 207). Während ſonſt die Bewohner
tätsinſeln, wie ſie ſich nicht beſchneiden, auch nicht tattuir
doch Erskine auf Tifu die Bilder von Vögeln u. dgl. auf
mit blauer Farbe — welche letztere für polyneſiſchen Urſ
Sitte ſpricht — eingezeichnet. Auch auf Erromango tattu
Weiber, und hier nur dieſe, indem ſie ſich ins Geſicht d
bild einer Blume, eines Blattes, eines Sternes und allerh
einritzen (Turner 495, Forſt. Bem. 511), aber auf ei

es nur auf die Weiber (332). Die Zeichnung wird mit einer ſcharfen Muſchel eingeſchnitten und dann mit dem Saft einer Pflanze gerieben, wodurch die Narben erhaben bleiben (Forſt. N. 3, 85). Auch die Bewohner der Nitendigruppe tattuiren ſich, meiſt jedoch auf dem Rücken, mit Bildern von Fiſchen, Eidechſen u. ſ. w., wie es ſchon Mendana 1595 fand (Fleurieu 26, Dillon 2, 279, Labillard. 2, 255). Die Tattuirung mit erhabenen Hautnarben findet ſich auch im Salomonsarchipel (Iſabel Jacqu. 26, bei d'Urv. b. Zool. 2, 355), und zwar hauptſächlich im Geſicht und an den Armen der Männer, und oft recht hübſch (Surville 235). Auf Bauro aber und Malayta (Nov. 2, 432) tattuirte man ſich nicht (Montravel bei d'Urv. b. Zool. 2, 365), während die Yorkinſulaner ſtarke Hautnarben auf Schultern und Armen trugen (Hunter 141). Aehnliche Narben tragen die Torresinſulaner auf den Schultern, ſo daß dieſe wie mit Epauletten verſehen ausſahen (Macgill. 1, 126), während ſich bei den Bewohnern der Louiſiade nichts der Art vorfand (Macgill. 1, 190). Dagegen tattuiren ſich auf anderen Inſeln, welche ſüdöſtlich von Neuguinea liegen, namentlich die Weiber, während die Männer dieſen Schmuck nur ſelten anwenden (Macgill. 1, 262). An der Südküſte von Neuguinea iſt das Tattuiren ganz allgemein (eb. 2, 55) und auch ſonſt häufig: ſo tattuiren die Wuka und auch die Küſtenbewohner der Speelmannsbai die Stirn (N.-Guin. 118), wie es ähnlich auch die Anwohner des Karufafluſſes thun (eb. 16 f.). Sehr reichlich tattuirt man ſich zu Dorei, wo indeß die Tattuirung nur als Zierrath gilt und bei den Männern einfacher und ſeltener iſt, als bei den Weibern, deren ganze Bruſt voll eleganter den Formen des Buſens folgender Linien iſt (de Bruijnkops 177, N.-Guin. 147, Wallace J. R. G. S. 31, 174). Selten iſt ſie bei den Bewohnern von Adie (N.-Guin. 112), ſehr verbreitet bei denen der Geelvinkbai (Goodsw. 22). Bei den Anwohnern der Humboldtsbai iſt ſie bei den Männern nicht Sitte, wohl aber bei den Frauen, welche ſich öfters verſchiedene Figuren auf Bruſt, Rücken und Armen einbrennen (N.-Guin. 172), wie dies auch die Vanikoreſen und die Bewohner der Nitendigruppe thun. Nicht tattuirt ſind die Bewohner von Wageu (Garnot bei Duperrey 531) von Utenata und Lobo (Müller b. 58; 69) ſowie von der Mariannenſtraße (Kolff 325).

Hautnarben ſind ſehr häufig und es iſt nicht wahr, daß nur eine beſtimmte ethnologiſch verſchiedene Abtheilung der Bevölkerung ſie macht, wie d'Urville a. 4, 612 will, der ſie nur den Harafuras, den Papuas das Tattuiren zuſchreibt. Dieſe ganze Unterſcheidung iſt unhaltbar und die Hautnarben finden ſich überall, zum Theil auch neben der Tattuirung: an Bruſt, Bauch und Armen haben ſie die Bewohner der Marianneuſtraße (J. R. G. S. 7, 387), ebenſo die von Utenata, welche ſie durch Einſchneiden oder Einbrennen bewirken (Sal. Müller b. 69), neben ihren eintattuirten Muſtern die Dorehſen, als Gedächtnißmale (Leſſon complém. zu Buffon 3, 130); ebenſo brennen ſich die Stämme in der Nähe der Speelmannsbai Figuren in die Haut, während die von Aiduma ſich nur einen kleinen Fleck auf der Stirn zwiſchen den Augenbrauen einbrennen (N.-Guin. 118; ebend. 17). — Auch auf den Fidſchiinſeln tattuiren ſich die Männer faſt gar nicht, wohl aber die Weiber, und dieſe meiſt um Hüften und Schenkel, obwohl ſie den Liku tragen und durch ihn faſt die ganze Zeichnung verdecken, welche ohnehin auf der ſchwarzen Haut kaum ſichtbar iſt (Hale 63). Die Operation wird hier nur von Weibern vollzogen, welche ein beſtimmtes Geſchäft daraus machen, für das ſie bezahlt werden (eb.; d'Urv. a. 4, 345; Wilkes 3, 355; Will u. Calvert 1, 160). Uebrigens haben auch ſie (was jedoch ebenſo auf Tonga vorkam, und zwar als Gedächtnißmal heftiger Liebesleidenſchaft) erhabene Hautnarben auf Armen und Bruſt (d'Urville a. 4, 445 f.).

Das Tattuiren wird in Melaneſien viel roher und ungeſchickter ausgeübt, als in Polyneſien. Die Hautnarben ſtehen ihm völlig gleich. Denn wie z. B. die Anwohner der Speelmannsbai und des Karufafluſſes hauptſächlich nur die Stirn tattuiren, ſo brennen die Aidumaner gerade dort einen Fleck ein, und dieſelben Muſter, welche andere Stämme einzeichnen oder einſchneiden, brennen andere in die Haut. Die polyneſiſchen Werkzeuge werden nirgends oder nur in Fidſchi gebraucht und dorten ſind ſie entlehnt. Meiſtens ſchneidet man die Zeichnung nur ein, über die man dann eine ätzende Farbe herſtreicht. Allein auch hier hat die Tattuirung durchaus die Bedeutung wie in Polyneſien. Man weihte ſich dem Gott, indem man ſein Bild auf ſich einzeichnete — Eidechſen, Schlangen, Fiſche u. dgl. werden auch hier als Muſter genannt —; man zeichnete das Bi

irlich auf die wichtigſten Körpertheile, daher der Gebrauch, die
n, die Bruſt, die Arme hauptſächlich zu tattuiren. Daher galten
Knaben auf den Fidſchiinſeln ſo lange für unrein, bis ſie tattuirt
en; dann erſt durften ſie Speiſe, die ein Häuptling eſſen ſollte,
en, ohne dieſe, die beſonders heilig iſt, zu verunreinigen (Will.
Lalv. 1, 166). Auffallend iſt es und höchſt merkwürdig, daß
umgekehrt wie in Polyneſien hauptſächlich die Weiber tattuirt
; daß dieſe ſo häufig auf dem Rücken ihre Zeichnung haben. Letz-
kommt wohl daher, weil der Rücken, auf dem ſie die Sachen
Männer trugen, welche heiliger als ſie waren, auch beſonders
g ſein mußte: das ward er durch das Bild des Gottes. Aber
um hier die Weiber hauptſächlich, die doch unheiliger waren?
leicht eben deshalb; ſie beſonders mußten das weihende, das rei-
nde Bild des Gottes tragen, um in Geſellſchaft der Männer leben
können. Dann haben wir hier die umgekehrte Auffaſſung als in
yneſien, welche aber aus der gemeinſamen Grundanſchauung ebenſo
erwachſen konnte. Dabei iſt aber ſehr zu beachten, daß die Fid-
veiber ſich faſt nur die Lenden, die doch bedeckt waren, tattuirten.
nun, wenn die Weiber deshalb ſo vorzugsweiſe tattuirt waren,
ſie die eigentlich Leben ſpendenden waren? (S. 33 f. 40 f.) Jedenfalls
dieſe ſo ſeltſame Tattuirung der Fidſchiweiber nur dadurch zu er-
en, daß man den fruchtbaren Schooß durch das Zeichen des Gottes
Gott weihen wollte; und gerade deshalb verbarg man ihn, weil
nun tabu war. Ebenſo beweiſt auch die ganze Art, wie man das
nliche Glied trägt, daß man vor allen Dingen den Leben ſpen-
den Theil deſſelben, die Eichel, den profanen Blicken entziehen, nicht
man das ganze Glied aus Schamhaftigkeit verbergen wollte: im
gentheil, man umwickelte meiſt nur die Ruthe und wie man dieſe
die Höhe zieht und dadurch priapeiſch ausreckt, das iſt ſo wenig
mhaft wie denkbar (Forſter). Die Eichel aber verbarg man
zlich, indem man ſie unter den Gürtel emporzog oder ſie feſt zuband,
wie die Bewohner der Humboldtbai in einen kleinen Kürbis
Guin. 169), wie die der Admiralitätsinſeln in eine Muſchel ſteckte.
ſie auch dieſe zu verkaufen durch die Preiſe der Franzoſen gereizt
den, drehten ſie ſich meiſt um und verdeckten, wenn ſie irgend
ten, den nun entblößten Theil. Knaben hatten dieſe Muſchel noch
(Labill. 1, 259-60), natürlich, die lebenſpendende Kraft des

Theils fehlte noch, dieſer war alſo noch nicht dem Gotte als Eigenthum zu weihen. Auch auf den Salomoinſeln bedeckt man nur die Eichel, die man in ein röhrenförmiges Blatt ſteckt (Surville 249) oder durch Zubinden der Vorhaut, welche Sitte auch auf Nukuhiva, Havaii und Mangareva herrſchte (Mörenh. 1, 112), unſichtbar machte. Daher ſcheinen die Kalebaſſen, Muſcheln, Bambusſtücken, in welchen man den Penis trägt, aus gleichem Grunde aufgekommen zu ſein; und hier mag noch darauf aufmerkſam gemacht werden, daß die Neucaledonier nur den oberen Theil der Vorhaut — nur ſie bedeckt die zeugende Oeffnung — aufſchlitzten und daß derjenige, welcher einen Krieger im Kampf getödtet hatte, als ſeinen Siegesantheil das männliche Glied des Getödteten bekam, während die übrigen Glieder den übrigen Kriegern vertheilt wurden (Labill. 2, 216): er, der Sieger, erhielt den heiligſten Theil des von ihm Beſiegten. Aus allem Geſagten erklärt ſich vielleicht noch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der melaneſiſchen Kleidung, wie ſich auch die Schamhaftigkeit und Enthaltſamkeit der Fidſchis aus dieſem religiöſen Grunde erklärt, wir meinen die Schnur, welche man oft feſt einſchneidend um den Unterleib hatte. Auch der Nabel war heilig, und wie die Eichel, ſo wollte man ihn durch jene Schnur bedecken, welche man noch trug, nachdem man längſt die eigentliche Urſache der Tracht vergeſſen hatte. Vielleicht ſtehen wir hier überhaupt an dem erſten Grund der menſchlichen Kleidung. Man bedeckte die Glieder aus jenem religiöſen Grunde, weil man in ihnen, den ſo wunderbar ſchaffenden, die Kraft eines Gottes wohnend dachte: und ſo erwuchs nach und nach wie die erſte Kleidung, die nicht bloß Putz war, auch das für die Verfeinerung der Sitten ſo weſentliche Gefühl der Schamhaftigkeit ſelbſt, welches dem natürlichen Menſchen fehlen mußte und fehlt.

Zähne und Zahnfleiſch entſtellen die Melaneſier vielfach durch Betelkauen, welches namentlich im Weſten des Gebietes herrſcht. Die Sitte erſtreckt ſich über den Salomoarchipel (Jacquin bei d'Urv. b. 5, 297; Zool. 2, 366; 356; Bougainv. 235; Cheyne 65; Rietmann 195) bis nach Nitendi (Labillard. 2, 255), wo ſie ſchon Mendana (Dalrymple 169) vorfand, und Banikoro (Quoy bei d'Urv. a. 5, 559; Dillon 2, 155), wo die Kinder mit dem zehnten Jahre an dieſem Genuß theilnehmen (Dillon 2, 276); ſie herrſcht ferner in Neubritannien (Schouten Diar. 51; Hunter

-145. Bougainv. 238; Leſſon compl. zu Buffon 3, 91) den Maſſimsinſeln (Salerio 343) und der Luiſiade, wo indeß Gebrauch etwas anders iſt als ſonſt (Macgill. 1, 190; bill. 2, 277; 280) und auf Neuguinea an verſchiedenen Orten ſüdoſtk. Macg. 1, 281; Adie N.-Guin. 113, Dorei d'Urv. , 610-611; de Bruijn Kops 179); auf Wageu nicht, (Freycin. 8; Garnot bei Duperrey 531), wohl aber auf den kleineren Im im Norden Neuguineas (Belcher a. 2, 85; Schouten Diar. 55).

Die Fidſchis kennen dieſen Gebrauch nicht: dagegen nehmen ſie il an dem Reizmittel der Polyneſier, ſie trinken Kava, der bei n yangona heißt (Benſuſan J. R. G. S. 32, 45; Will. u. lv. 1, 141, Seemann Zeitſchr. f. allg. Erdk. n. F. 9, 478), zwar ſehr reichlich. Er bildet ihren Morgentrank (Gaimard bei rv. a. 4, 703), um ihn verſammeln ſie ſich in ebenſo großen und lichen Geſellſchaften wie die Tonganer (d'Urv. b. 4, 207), wie ihn auch hier auf dieſelbe Art unter ähnlichen Feierlichkeiten be- t, am feierlichſten in Somoſomo (Will. u. Calv. 1, 141). h Williams und Calvert (eb.) kauen junge Männer die Yangona- zel, nach Benſuſan (a. a. O. 45) junge Mädchen. Sie haben jedenfalls den Gebrauch des Piper methysticum, der übrigens ihnen wild wächſt und nicht erſt eingeführt iſt, von den Poly- rn gelernt (Erskine 262), wofür auch der Umſtand ſpricht, daß Kavagefäße die polyneſiſchen nachahmen: Erskine (200) ſah eines Holz in Geſtalt einer Taube. Starke Getränke lieben die Fid- überhaupt (Erskine 262), ebenſo wie die Doreſen (Bruijn s 186), beide gewiß erſt in Folge der Angewöhnung durch die ßen: brannten doch die Fidſchis, welche übrigens gutmüthig im nke ſind, ſchon vor 20 Jahren, als Erskine ſie beſuchte, einen ritus aus Zuckerrohr (Ersk. 262). Die übrigen Melaneſier en keine berauſchenden Getränke und haben anfangs ſtets — nur den Bukanern wird das Gegentheil berichtet (Labill. 1, 226) einen Widerwillen gegen Branntwein gezeigt, was ſie zum Theil h jetzt thun. So die Neucaledonier (Labill. 2, 196; Pigeard iv. ann. des voy. 1847, 3, 307); die Bewohner der Loyalitäts- ln (Erskine 377); ſo die Tombaraner (Garnot bei Duperr. 9). Vom übrigen Melaneſien wird nichts der Art erwähnt, Wageu (eb. 533) aber und Neuguinea ausdrücklich geſagt, daß

12, 537). Die Fateſen gebrauchen den Kava nur bei der Be
der Geiſter, welche Geſundheit ſpenden, in Tanna aber trin
ihn ganz wie in Polyneſien, auf einem beſtimmten Platz, de
Dorf beſitzt, und mit Ausſchluß der Weiber. Bereitet wird
in Polyneſien. Dieſe Gleichheit im einzelnen beſtätigt uns
die Annahme, daß wir es mit einer entlehnten Sache zu thun
man könnte ſonſt an gleichmäßiges uraltes Eigenthum denken.
rigens trinken jetzt auch die Neucaledonier Spirituoſen gerne (
130) und ſie ſowohl wie alle Polyneſier ſind jetzt höchſt begie
Tabak (Erſk. 377, Not. 1). den die Arfakis ſogar ſchon
gedehnter Weiſe bauen (Roijer 53) und die Anwohner der
boldtsbai in beſonders künſtlichen Bambusbüchſen bei ſich führe
Fidſchi, wo Tabak vielfach gebaut wird (Erskine 269), mad
auch Cigarren aus ihm, mit einem Deckblatt von Bananen
ſuſan J. R. G. S. 32, 50). Von anderen Reizmitteln ha
noch Einzelnes: auf Iſabel gebraucht man eine gewürzige Rin
ſonſt den Betel (Surville 233). Hierher mag denn auch d
rühmte Erdeeſſen der Neucaledonier gehören. Sie verzehren
große Mengen eines grünlichen Speckſteines (stéatite) und nid
wenn ſie hungrig ſind, ſondern auch nach reichlichen Mahlzeite
daß es ihnen die Bäuche auftreibt wie Labillardiere 2, 20
Aehnliches fand er auf dem Wege von Surabaya nach Samar
Java, wo man einen röthlichen Thon geröſtet ißt (2,322),
um den Hunger leichter und unſchädlicher zu ertragen, dann a
wohnheit (Labill. 2, 205; Humboldt Reiſe v. Hauff 6, 1

auf diesen Anbau (Wilkes 2, 332; d'Urv. b. 4, 258), — Brodfrucht, Taro, Takka, Yams, Bataten, Bananen, Zuckerrohr, jetzt auch Mais, Tabak, Kaffee u. s. w. mit großer Sorgfalt. Nach Seemann (J. R. G. S. 32, 53) haben sie vier ölgebende, fünf stärkegebende Pflanzen, vier Gewürzarten, zwölf eßbare Wurzeln, eilf Gemüsearten, 36 Fruchtarten und daneben eine unendliche Anzahl Arzneigewächse. Auch Zierpflanzen ziehen sie und Orangen so reichlich, daß sie dieselben vielfach ausführen (Benjusan 52). Taro ist Hauptnahrung, für dessen Anpflanzung sie an Bergen besondere Terrassen anlegen; auch für die Bewässerung tragen sie Sorge. Mit lanzettförmigen, ein Yard langen harten Holzstäben wird das Buschwerk umgebrochen, das dann verbrannt wird, worauf man die Löcher für die Arumknollen mit spitzen Stöcken aufwühlt. Zum Abräumen des Unkrautes hatte man früher ein eigenthümliches Holzinstrument, während jetzt meist eiserne Instrumente gebraucht werden. Der Ackerbau liegt in den Händen der Männer (Will. u. Calv. 1, 61-5). Auch hier läßt man Taro, Brodfrucht und Takka massenhaft in Erdlöchern gähren, um sie dann zu verspeisen, wie die Polynesier ihren Poi (eb. 96). Sie haben sehr viele verschiedene Gerichte und Getränke (eb. 139), unter anderen gute Puddings von verschiedenster Art und riesenhaftem Umfang (J. R. G. S. 32, 62), welche alle auf Holzschüsseln, die mit Bananenlaub überdeckt sind, aufgetragen werden; auch die Speisen sind in Bananenlaub gewickelt; nach dem Essen werden Hände und Mund gewaschen; man ißt sehr reinlich. Jeder Häuptling ißt allein: ist er fertig, so klatschen die Umsitzenden in die Hände (Erskine 292). Oft darf er, durch ein Tabu verhindert, nicht selbst die Speisen berühren: dann wird er durch seine Hauptfrau oder seine Diener gefüttert (Will. u. Calv. 1, 140). Auch trinkt man — mit Ausnahme der höchsten Häuptlinge — immer so, daß man die Flüssigkeit in den Mund von oben einschüttet, daß man also nie das Gefäß mit den Lippen berührt (Wilkes 2, 347; Will. u. Calv. 1, 139). Die Hauptmahlzeit ist hier, wie in Polynesien, gegen Abend (eb.). Auch an ihrem Leibe sind sie sehr reinlich, wenigstens die höheren Stände (Erskine 264), während allerdings die niederen Klassen oft sehr unreinlich sind (Will. u. Calv. 1, 137).

Finden wir hier nun einen trefflichen Ackerbau, welchem Benjusan selbst vor dem polynesischen den Preis zugesteht (J. R. G. S.

32, 50), ſehen wir ein dem polyneſiſchen ganz gleiches Leben, ſo finden wir ein viel ärmlicheres im übrigen Melaneſien. Zwar die Lebensmittel ſind ſo ziemlich dieſelben: auf Neucaledonien, wo es weder Schweine noch Hunde und nur ganz vereinzelte Brodbäume gab (Turner 424; Labill. 2, 244), hatte man Kokos, Bananen, Zuckerrohr, Taro, genoß den Saft der Sproßen und der gekochten Rinde von Hibiscus tiliaceus (Forſter N. 3, 237; Labill. 2, 195), aß die grobfaſerigen Wurzeln von Dolichos tuberosus, die Früchte einer Feigenart, von Cordia sebestana, Aleurites und daneben auch als Delikateſſe eine Spinne, welche in den Wäldern ſehr häufig iſt (Labill. 2, 195; 232; 240). Den Taro zog man in rechteckigen Feldern, meiſt neben Bächen (Labill. 2, 219; 227), und bewäſſerte ihn künſtlich, ſo daß bisweilen dieſe Plantagen in ganz gutem, häufiger jedoch in ziemlich armſeligem Zuſtande waren (Erskine 355; Forſter 3, 209; 229). Pigeard (nouv. ann. des voyag. 1847, 3, 299) ſah auch Ignamen daſelbſt, welche wie der Taro in gerade Reihen gepflanzt und mit Stäben verſehen waren. Man kochte auch mit Waſſer in dem melaneſiſchen Irdengeſchirr (Turner 424). Die Eingeborenen aber leben trotz ihres Ackerbaues auch nach reichlicher Ernte gar bald wieder in gänzlichem Elend, weil ſie alle Vorräthe möglichſt raſch verzehren (Malte Brun, bull. soc. geogr. 1854, 1, 238 f.). Auf Kunaie, der Loyalitätsgruppe, den Hebriden iſt die Nahrung reichlicher, denn außer jenen Vegetabilien hat man noch Yams, die aber auf Uwea nicht gedeihen (Cheyne 21), Bataten, die Tiwurzel, und auf den Hebriden auch die Brodfrucht, Orangen und eine Art Feige (Turner 87; Forſt. N. 3, 31). Daneben ißt man Schweine und, wie freilich überall in Melaneſien, Fiſche, Muſcheln, Schildkröten, öfters auch, als Delikateſſe, einen dicken Holzwurm, den man wohl auch lebend verzehrt (Turner 87; Cheyne 22; 27; 35; 38). Alles übrige iſt wie in Neucaledonien, nur daß man minder elend lebt, als daſelbſt. Künſtliche Süßwaſſerbrunnen gräbt man auf Uwea (Cheyne 22), während man zu Kunaie Morgens beim Frühbad etwa eine halbe Pinte Salzwaſſer zu trinken pflegt (eb. 9). Trefflich iſt der Ackerbau z. B. auf Tanna und Erromango, wo die Yamsfelder durch einen rothgemalten Zaun eingehegt ſind. Die Pflanzen werden in eigens bereitete, 7′ hohe, 60′ im Umfang betragende Erdhügel gepflanzt und ſo ſorgfältig gepflegt, daß die Wur-

zeln oft 4' groß werden und 40—50 Pfund wiegen (Turner 87; Forſt. R. 3, 59; 65). An vierzig Pflanzenarten fand Forſter (3, 174) auf Tanna kultivirt. Und ſchon Quiros fand auf Eſpiritu ſanto ſorgfältigen Landbau und eingezäunte Gärten (Dalrymple 283 f.). Auch künſtliche Speiſen bereitet man daſelbſt, z. B. eine Art Kuchen aus Bananen und Taro, gefüllt mit Hibiskus und Kokos (eb. 135). Ganz ähnliche Gemüſe bereitet man in der Nitendigruppe (Dillon 2, 180), wo die Produkte der Hebriden noch um manche Frucht vermehrt ſind und dieſelben Verhältniſſe herrſchen, nur daß Vanikoro verhältnißmäßig nachſteht. Alles war hier kleiner, freilich auch der Ackerbau ein höchſt geringer (Dillon 2, 169; 178; 196; 238). Aus den Wurzelknollen bereitet man zu Vanikoro ein Mehl, welches man als Vorrath in den Häuſern aufhebt (eb. 180), während man zu Nitendi die Hauptnahrung daſelbſt, den Taro, in Scheiben getrocknet aufbewahrt (eb. 312). Yams wird nicht gezogen: man benutzt die Pflanze, wie ſie wild wächſt (eb. 273). Auch die Brodfrucht wächſt wild und dann mit Kernen, neben der kultivirten ſamenloſen (273), ſowie man mehrere Arten Bananen hat (312). Die Schweine laufen meiſt wild umher (304; vergl. d'Urv. a. 5, 215 f.). Vom Salomoarchipel, der wieder reicher iſt, weil er näher an Malaiſien liegt, iſt ſonſt nicht viel zu berichten, als daß der Landbau ſchlecht iſt (d'Urv. b. 5, 80; Cheyne 62). Doch waren die Inſeln alle bebaut, ſo weit nicht zu hohe Berge den Anbau hinderten; namentlich hatte man Kokoshaine, ſo zu Buka, in dem niederen Theil von Bougainville (Labillard. 1, 220-221). Erwähnenswerth iſt noch, daß man eine Art Brod aus der Pflanze Binao bereitete (Surville 233) Viel höher ſteht der Ackerbau in Neubritannien, wo ältere wie neuere Reiſende ihn gleichmäßig loben: man fand regelmäßige Felder und ziemlich reichen Anbau (Schouten Diar. 50; Hunter 144; Dampier 5, 98 f.; Labillard. 1, 251; 266; Keppel a. 2, 209). Nur d'Urville (a. 4, 735; 510) berichtet anders; nach ihm ſind die Produkte Tombaras und Biraras klein und ärmlich. Auch hier waren die Schweine öfters wild; auch Hunde hatte man (Boug. 235; Hunter 144). Auf den kleinen Inſeln nordwärts von Neuguinea bereitete man aus Caſſavewurzeln Brod (Dampier); in der Torresſtraße baut man vielerlei Knollengewächſe (Macgill. 2, 25), wie denn überhaupt der Ackerbau hier und auf der Luiſiade ganz tüchtig

Müller b. 50). Etwas höher stehen die Anwohner der
mannsbai, welche zwar Salz nicht kennen, Sago von Ceram
und hauptsächlich von der Jagd und dem Fischfang leben: do
die Weiber einige Feldfrüchte (N.-Guin. 119-20). Auch
Lakahia kennen kein Salz; ihre Hauptnahrung ist Sago, do
und fischen sie nebenbei (eb. 47). Gebildeter sind die v
welche etwas Landbau haben (59), während die Bewohner v
hauptsächlich von eingeführtem Sago (N.-Guin. 109) und
Küste Onin und der gegenüber liegenden Inseln nur ganz vo
fang leben (Keyts 540-41). Auch die Doresen, welche in
in den gewöhnlichen polynesischen Oefen, vielmehr auf einer
über glühenden Kohlen kochen (d'Urv. a. 4, 610) und nur
eigenen Landbau haben, dessen Produkte Gerste, Mais, Taro
Reis und Sago sind (de Bruijn Kops 179), von denen
noch am sorgfältigsten behandelt wird (d'Urv. a. 4, 603),
ihre meisten Bedürfnisse von den Arfakis (N.-Guin. 147), w
überhaupt die Gebirgbewohner thätiger sind und besseren Acke
jene haben (eb. 76). So erzählt schon Forrest, daß die
des Innern der Insel, welche große Pflanzungen hätten, die
bewohner vielfach mit Lebensmitteln versehen, welche sie gegen
eintauschen (92; 107; 109). Doch haben auch die Anwoh
Humboldtbai, wie sie überhaupt höher stehen, selbständigen, w
nicht eben bedeutenden Landbau mit abgezäunten Feldern. Sal
auch sie nicht (N.-Guin. 180).

Die Lebensart der Melanesier schildern uns Turner i

nd ißt, nach einem Bade, das Morgenmahl, geht dann ſeinen Ge-
ſchäften nach bis Mittag, wo man nach Hauſe zurückkehrt, und dann
nacht man Nachmittags Beſuche, plaudert, kurz vertreibt ſich die Zeit, bis
ei Sonnenuntergang die Hauptmahlzeit eingenommen wird, wor-
uf Tanz oder dergleichen folgt und man gegen 9 Uhr ſich zu
Bett legt (Cheyne 26; Turner 424). Ganz ebenſo leben die
Fidſchi (Will. u. Calv. 1, 139), welche im Gemeindehaus Kava
ls Frühtrunk zu ſich nehmen, die Nachmittage aber bisweilen feſtlich
eputzt mit reinem Gürtel, friſch gewaſchen, gepudert und geſalbt, zum
Tanz- oder Spielplatz gehen und dort die Zeit verbringen (Hal. 69).

Auch die Wohnungen der Melaneſier ſind den polyneſiſchen
ehr ähnlich, doch keineswegs überall, wie es denn auch in Melaneſien
elbſt große Verſchiedenheiten gibt. So gleich in Neucaledonien,
o man theils ganz elende Hütten hat, aus zwei oben aneinander
eneigten Dachflächen beſtehend, welche auf der Erde ruhen (Rietman
36), theils aber koniſche, gute feſt aus Flechtwerk über einem Holz-
eſtell erbaute Häuſer beſitzt, welche meiſt in einem Palliſadenzaun
tehen, der mit gleichfalls eingezäuntem längern Zugang verſehen iſt
Labill. 2, 189; d'Urville nach ihm; Forſter R. 3, 199; 208).
Dieſe Häuſer ſtehen zu 18—20 in Dörfern, welche in geſchützter
age angelegt ſind (Rietm. 136), theils zu 2—3 zerſtreut (Forſter
12). Jene dachartigen Hütten ſind leicht transportabel; die Ein-
eborenen nehmen ſie, wenn ſie ihren Pflanzungen nachziehen, mit
Turner 424). Ihr Hausrath ſind Matten und eine ſchwebende
ürde, welche aber nur ganz leichte Sachen tragen kann (Dentrecaſt.
, 350; Labill. 2, 190). Die Dörfer zu Kunaie liegen in Kokos-
ainen am Meer (Cheyne 8), die der Loyalitätsinſeln haben ein
erſammlungshaus, wo Fremde ſchlafen, welches, auf beiden Giebel-
iten offen, mit dem großen faſt auf den Boden reichenden Grasdach
anz polyneſiſch ausſieht (Cheyne 26). Die übrigen Häuſer ſind
n beſſeren caledoniſchen gleichgeſtaltet, auf Liſu auch mit dem Zaun
ngeben und von 50' Durchmeſſer (Cheyne eb.; Ersk. 347; 364;
urner 401).

Die Häuſer auf Tanna, wo ſie (Turner 401) 50' Durch-
eſſer haben, ſind wie jene ſchlechteren auf Baladea ein auf der
Erde aufſtehendes Walmdach, hier aber mit geſchloſſenen Giebelwänden
Cheyne 36); zu Erromango (Forſter R. 3, 55) baut man

einſätze ſchließen. Das Dach iſt mit Matten bedeckt,
und trockenem Gras auch der Fußboden (Forſter
Vor den Häuſern ſah Forſter drei hohe Stangen, die ol
latten verbunden waren, und an dieſen hingen Kokos
Sind dieſe Hütten ſchon elend (Gill 122), ſo ſind die
noch viel ſchlechter, nur 4' hoch, 6' breit, aus Baumz
mengeflochten nnd mit Blättern gedeckt. Ihre Länge
Zahl der in ihnen wohnenden Familien (Gill 151).
beſſer ſind die Häuſer auf Fate, oblong, niedriger, 1
Dach, das des Häuptlings ſowie ein großes Verſammlu
lang, 28' breit; an einer der ſchmalen Seiten waren
von der Decke hingen bisweilen Knochenbündel von Schn
und Fiſchen herab (Erskine 331-32; Turner 393
Nach Norden zu werden die Hütten wieder elender, ſo
und auf der öſtlich gelegenen Inſelreihe (Bougainv
Eſpiritu ſanto dagegen, wo die Häuſer von Holz und
waren (Quiros bei Dalrymple 283), wo der Häu
ſonders großes Haus hatte und man als Hausrath Mat
Geſchirr beſaß und wohl auch auf Banu lava iſt der
der lobenswerther (Rietm. 179 f.). Ueberall aber wo
geborenen der Hebriden, mit einziger Ausnahme der
(Forſter R. 3, 41), in Dörfern zuſammen (Erroman
bei Bergh. 3, 535; Rietm. 161; Tanna Turn
Turner 393; Erskine 331; Maiwo ev. M. M. 186
ſanto Rietm. 179; Aneityum Gill 151). Daſſelbe gil

man nach Belieben. In der Mitte des mit Matten belegten Fußbodens ist ein gepflastertes Feuerloch von 8′ ins Geviert und 2′ Tiefe, über dem auf vier Pfosten eine Bambushürde hängt, zum Trocknen der Fischleinen, zum Aufbewahren von allerhand Dingen (d'Urville a. 5, 216; Dillon 2, 191; 240; 274). Das Hausgeräth bilden die Matten, auf denen man schläft, sowie große ausgehöhlte Holzklötze, welche man als Stühle gebraucht; auch hängt man die Köpfe der getödteten Schildkröten, einer sehr hoch geschätzten Beute, im Hause auf (Dillon eb.). Jedes Dorf hat sein Geisterhaus, welches größer ist, zu den öffentlichen Verhandlungen, zu gemeinsamen Arbeiten (Sainson bei d'Urv. 5, 356), zum Empfang von Gästen und als Schlafraum für die Unverheiratheten dient (d'Urv. eb., Dillon eb.). Die Familien schlafen jede in ihren Häusern gemeinschaftlich, doch liegen die Weiber etwas abseits (Gaimard bei d'Urv. a. 5, 332). Auf Tupua, wo man rechtwinkelige Straßen in den Dörfern hat, welche mit Kokosbäumen bepflanzt sind, baut man größere Häuser als zu Banikoro, noch größere aber zu Nitendi, wo jedes einen Haupt- und zwei Nebeneingänge hat, oft von 40—50 Personen bewohnt wird und mit einem Steinwall von 4—5′ Höhe und gleicher Breite umgeben ist. Das Gemeindehaus hat hier ein rundes Dach (Dillon 2, 285; 290; 314), wie oval gebaute Häuser auch sonst erwähnt werden (Quoy bei d'Urville a. 5, 361). Auch Fenster bringt man hier an (Dentrecast. 1, 379), doch läßt man für gewöhnlich den Rauch durch die Thüren abziehen (Quoy bei d'Urv. a. 5, 361).

Wenig wissen wir über den Hausbau der Salomoinseln, da die Häuser hier selten am Strand, sondern meist auf den Bergen oder an unzugänglichen Orten gebaut sind (d'Urville b. 5, 23; 295; Cheyne 66; Bougainv. 228). Doch finden wir hier nur auf ärmlichen Inseln wie Abgarris ärmliche Häuser (d'Urv. b. 5, 116). Auch hier baut man meist in Dörfern (Rietmann 185; d'Urv. b. 5, 64; Surville 242; ev. Miss. M. 1869, 330), und zwar auf Bauro die einzelnen Häuser hoch und geräumig aus Bambusrohr. Im Innern läuft eine Holzbank an allen Wänden her und sie sowohl wie auch der Fußboden ist mit Matten belegt. Außerdem hat man Kalebassen, Holzschalen zum Kavatrinken u. dgl. zum Hausrath (Rietmann 186; 195), sowie die überall gebräuchlichen Kopfschemel und allerhand irdene Töpfe und Geschirre. In Neugeorgien waren an den

Dachsparren vielfach Menschenknochen als Zierrath aufgehängt (Cheyne 66). Auf Isabel sind die Wohnungen viereckig, bis zu 22 Meter lang und 12 breit; die Höhe beträgt an den Seiten 1 Meter, auf beiden Seiten sind Oeffnungen, welche als Thüren dienen (d'Urv. b. 5, 64; 68). Im Innern aber sind sie in zwei Räume, einen Raum für die Männer und ein Weibergemach, geschieden, in welches letztere von Männern nur der Häuptling eintreten darf. Man schläft durcheinander am Boden, wo Matten gelegt werden; auch speist man auf Matten sitzend (eb. 68-71). Größere Gemeinde- oder Gotteshäuser hat man auch hier (Rietm. 87), und hier wie überall auch Kahnschuppen, Dächer auf vier Pfählen (Cheyne 66), in welcher Bauart Rietmann auch das Gotteshaus zu Bauro errichtet fand. In einem befestigten Dorfe zu Isabel waren die Häuser aus Bambusrohr auf hohen Baumgipfeln angelegt, zu denen die Eingeborenen auf halbbrechenden Leitern höchst geschickt hinaufstiegen (ev. Miss. Mag. 1869, 330). Im Britanniaarchipel haben die Amakataner nette Bambushäuser, die umzäunt unter Kokosbäumen liegen (Hunter 144; Carteret 377), die Bewohner der Anachoreteninsel hohe viereckige, wohlbedeckte Häuser, viel besser wie die melanesischen, den tahitischen gleichstehend (Bougainv. 250), in Dörfern (Dampier 5, 96); doch waren die Häuser, welche Carteret (371) zu Birara am Strande sah, elende Hütten.

Macgillivray fand auf Rossel (Luisiade) lange, niedrige Hütten, deren Dächer aus Palmblättern gefertigt und rund gewölbt waren (1, 185). Während diese auf der Erde ruhen, so baute man auf anderen hierher gehörigen Inseln auf Pfähle: auf Pfählen stehen lange tunnelartige Hütten auf der Pig- und Brierleyinsel (eb. 1, 187, 223) auf Bouvouloir, wo die Pfähle 2—3 Meter hoch (Labillard. 2, 276), zu Ruk, wo sie mannshoch sind (Reina 359). Die Bewohner der Torresstraße haben auf den östlichen Inseln runde, bienenstockartige Hütten, welche aus Bambusrohr verfertigt und mit Laub bedeckt sind. Nur eine kleine Thür wird gelassen, daher das Innere das übrigens reinlich gehalten wird', ganz dunkel bleibt; trotzdem aber macht man bei feuchtem Wetter in den Häusern Feuer an und die ganze Familie schläft in ihnen, auf mattenbedeckten Bambusschemeln, sowie auch noch einiger Hausrath darin Platz findet. Der Mittelpfosten ragt über dem Haus hervor und ist oben mit Muscheln ver-

rt (Jukes 1, 167; Meinicke geogr. Zeitschr. n. F. 3, 113), n Dach hingen in und vor dem Hause die Köpfe der erschlagenen inde (Jukes 1, 198). Die westlichen Inseln haben viereckige äuser mit tief herabgehenden Dächern, deren Enden gabelförmig über ander stehen; die Vorder- und Hinterwand sind von Bambus ge- nt und eine von beiden ist mit einer dreieckigen Thür versehen, che in einen stark verpallisadirten Hof führt (Jukes 1, 132 f., 5 f., 161; Mein. eb.). Einzelne Häuser findet man auch, welche f hohen Pfählen stehen (Mein. eb.). Auch in Wagen ruhen die itten auf Pfählen (Freycin. 2, 53) und stehen oft im Meere, geblich aus Gesundheitsrücksichten, in Wahrheit aber, um sie unzu- nglich zu machen. Wände und Dach sind von Palmblättern ge- det und nur eine Thür ist da, durch welche Nachts das Brett, das t der übrigen Welt die Verbindung herstellt, eingezogen wird. Eine alerie läuft oft um das Ganze her. Auch gibt es einzelne bessere iuser mit Fenstern und plumpen Schnitzereien — ähnliche Gebäude ıb Lesson auf Tombara (complém. zu Buffon 3, 81) —, welche ohl Gotteshäuser sind (Freycin. eb. 54). Auch hier stehen die iuser in Dörfern (eb.), ebenso wie auf der Vulkaninsel, auf Moa ıd den umliegenden Eilanden, wo man gleichfalls auf 8—9′ hohen ählen baut (Schouten Diar. 55-58).

In Neuguinea bauen die Bewohner der Südküste ganz ähnlich e die der Torresstraße (Jukes 1, 227), die Anwohner der Ma- mnenstraße aber am schlechtesten, niedere Dächer, die auf vier ganz ien Pfosten ruhen. Allerdings gibt es auch in etwas größerer ntfernung vom Ufer größere und diese scheinen dorfartig zu stehen olff 327 ff.; Müller b. 52). Weiter nordwestlich ($4^1/_2{}^0$ s. Br.) man 100′ lange, aber kaum 5′ breite Hütten, in denen viele Fa- ien zusammen wohnen; eine jede hat einen eigenen Eingang (J. G. 8. 7, 387). Diese Häuser, die nicht auf Pfählen stehen, fin- sich an der ganzen Westküste der Insel bis dahin, wo sich malai- r Einfluß mehr geltend macht und gleichfalls bei den Gebirgs- ohnern des Innern (Sal. Müller b. 50 f.), wie auch zu Lakahia -Guin. 48), während zu Namotote die Häuser auf Pfählen stehen, ziemlich schlecht, oft aber groß sind (36′ und 20′) und viele mmer enthalten (N.-Guin. 23 f. 123.). Man schläft dort auf tten, welche mit Sand bestreut sind, den Kopf auf jenem Kopf-

gauz gleichen Häuſer zu Dorei, deren Dach von Wallace
umgedrehten Boot verglichen wird, und die wie die Wohn
Arfaki höchſt liederlich gebaut ſind, ſtehen ſo tief im Waſſer, daß
nur eben den Boden nicht erreicht (eb. 2, 282), und haben
gang durch die Hinterwand, welche durch ein Brett mit
verbunden werden kann. Auch ſind ſie hier größer, denn ſie
wenn auch nicht im Hafen Dorei, ſondern etwas weiter lan
einen 4—6′ breiten Mittelgang, und 4—8 Zimmer, die
Seiten deſſelben liegen; vorn iſt oft eine Galerie, der Ei
der hinteren Seite; die Länge beträgt 30—60′, die Breite
(N.-Guin. 157; Forreſt 95; Bondyck 30; d'Urville a.
607). Zierrathe der Häuſer bilden aufgehangene Feindesſchäd
lace 2, 282), ſowie bisweilen gleichfalls aufgehangene E
Schlangen, Eidechſen, Krokodilen u. ſ. w. (de Bruijn k
Jedes Dorf — doch liegen die Wohnungen der Arfakis zer
einzeln, um ſie mehr vor Feinden zu verſtecken (N.-Guin. 1
hat ferner ein Verſammlungshaus, welches von Oſten na
gerichtet, (85′ lang) iſt und auf höheren Pfählen ſteht,
geſchnitzt eine männliche oder weibliche Figur darſtellen, das R
ganz von der Geſtalt eines Bootes mit hoch emporlaufende
und Hinterſteven, auf welchen ein anderes, kleineres, ſonſt gl
tetes Boot ruht. Von Weſt und Oſt führt ein ſehr niedr
gana in das 8′ hohe Innere und neben ihm ſind an das H

zusammenleben. Dagegen leben die Wittwen und ihre Kinder in kleineren Häuschen, welche ganz wie die großen eingerichtet sind und von denen eines fast neben jedem größeren Haus steht (N.-Guin. 147). Nicht anders ist die Bauart auf den Inseln der Geelvinkbai, wo Belcher (a. 2, 43) auf Jobie z. B. sehr große Dörfer, welche auf Pfählen gebaut waren, fand (Goodsw. 37). Die merkwürdigsten Leistungen in Beziehung auf den Hausbau finden wir bei den Anwohnern der Humboldtsbai, deren Häuser bald im Wasser, bald aber auch auf dem Festlande stehen und nett und reinlich gehalten werden (Wallace 2, 299). Auch hier ruhen sie auf Pfählen, die 3′ über dem Wasserspiegel aufragen, sind aber unter einander mit Brücken verbunden. Die Wände sind nicht höher als 3′, das Dach dagegen steigt bis zu 40′ empor, ist 6—8eckig und ruht entweder auf dem Mittelpfahl des Gebäudes, der im Meeresgrund steht, oder ist aus einzelnen Baumstämmen künstlich zusammengefügt. Wände und Dach bestehen aus dichtem Flechtwerk und auch das Innere ist durch Mattenwände in einzelne Zimmer für die Männer, Weiber und Unverheiratheten getheilt. Jedes Haus hat einen Feuerplatz und zwei kleine Thüren, welche letzteren der einzige Eingang für das Licht, der einzige Ausgang für den Rauch sind. Freilich sind auch in dieser Beziehung die Häuser der Doresen schlimmer, da jede einzelne Familie ihren Feuerplatz in ihrem Zimmer hat und dies, da es ohne Fenster ist und in den Gang und nicht ins Freie mündet, stets ganz angefüllt von Qualm ist (N.-Guin. 174 f.). Diese Häuser liegen, ebenso wie auch zu Dorei (d'Urv. a. 4, 607), in festen Dörfern oft sehr weit vom Lande, so daß sie nur zu Schiffe erreichbar sind, und zwar in zwei Reihen zusammen, deren Endpunkte die schlechtesten Häuser sind (eb. f.): in ihrer Mitte befindet sich der Tempel des Dorfes, ein höchst merkwürdiges Gebäude. Auch er ist stets achteckig wie die größeren Häuser, sein Dach aber so hoch, daß es oft 60, ja 70′ über den Boden aufragt; und mancher Tempel hat gar zwei Dächer, eines über das andere gebaut, so daß sie Finsch (143) nicht mit Unrecht unseren chinesischen Gartenhäuschen vergleicht. Die Spitze des Daches ist verziert mit einer geschnitzten Figur, die oft einen Vogel, bei einem Gebäude auch einen Liegenden Menschen von 3′ Höhe darstellt. An allen acht Ecken des Daches finden sich ähnliche buntgemalte Holzfiguren, Vögel, Fische, Eidechsen, und diese acht sind unter einander mit langen Guirlanden

verbunden, die aus getrockneten Blättern, Früchten und ausgeblasenen Schildkröteneiern beſtehen, ſo daß ſie faſt als Vorbilder ſo mancher Darſtellung der antiken Kunſt gelten könnten. Aehnliche, doch reichere Kränze, ſowie Waffen, Knochen, Zähne, an den Wänden aufgehängt, zieren auch das Innere des Tempels, das vier Thüren hat und neben jeder einen Kaſten voll Sand als Feuerplatz. Auch vom Dache her laſſen vier Fenſter Licht ein. Außerdem hängen ausgehöhlte Balken in Geſtalt von Schiffen in dieſem Tempel und einige Jünglinge halten ſtets in demſelben Tag und Nacht Wache, daher er auch deren Schlafſchemel enthält. Ringsher bildet ein freier Platz, der mit Palmblättern bedeckt iſt, eine Art Vorhof (N.-Guin. 177). Knochen und Waffen hängen auch in den Häuſern als Zierrath, die ſonſt noch Irdengeſchirr, Kopfſchemel und über dem Feuerplatz eine Art Hürde zum Räuchern der Fiſche enthalten (eb. 174 f.). Leſſon erzählt noch (voy. 211) von hochgelegenen Dörfern, welche mit Palliſaden verſchanzt waren; es iſt glaublich, daß auch dieſe, welche ganz nach Art der Melaneſier gebaut ſind, auf Neuguinea exiſtiren.

In Fidſchi iſt der Hausbau beſſer als ſonſt in Polyneſien, aber im weſentlichen dem tonganiſchen gleich (d'Urv. b. 4, 259). Es gibt große und kleine Häuſer von verſchiedener Konſtruktion, quadratiſch länglich und koniſch (Wilkes 3, 118, nähere Beſchreib. bei Will. u. Calv. 79), bisweilen bis zu 130′ lang bei 42′ Breite. In der Mitte tragen ſtarke Pfeiler das Ganze; die Thüren ſind klein (eb. 82). Die Häuſer der Fürſten ſind aus Holz- und Flechtwerk mit Rohrdächern gebaut und unſeren Bauernhäuſern ähnlich (Wilkes 3, 305; 344). Häufig ſind die Häuſer hinten elliptiſch abgeſchloſſen, die Balken mit Kokosgeflecht geziert, das Innere durch buntgefärbte Matten in mehrere Räume getheilt, welche auch Fenſter mit Rahmen aus zuſammengebundenem Rohr haben. Der Hausrath beſteht in Matten, in irdenem Geſchirr u. dgl. (Erskine 1 69). Solider ſind ſie als zu Tonga, aber nicht ſo luftig und reinlich, obwohl man neben den Häuſern beſondere Abtritte hat (Erskine 191), wie man auch das Tapa in kleinen abgeſonderten Häuschen bereitete (Gaimard bei d'Urville a. 4, 704). Auch hier gibt es beſondere Tempel, mbure genannt, deren einer 45′ hoch, 30′ (ein anderer 80′) lang und 20′ breit war; ſie dienen ſtets als Logirhaus für Fremde (Macdonad J. R. G. S. 26, 235; Erskine 294; Seemann Zeitſchr. für allg. Erdk.

u. F. 10, 234). Die Wände des Gebäudes waren von Rohrgeflecht, das in ſchönen Muſtern geflochten war, die Pfoſten unten von 4—6' im Umfang (Macdonad 235); für Beleuchtung verwenden ſie Damaraharz (eb. 249), oder Fackeln aus Bambusrohr und Kokosöl (Wilkes 3, 339). Seemann fand auf der Inſel Viti lewu einen künſtlich gegrabenen Kanal, der die beiden Hauptflüſſe verband und aus kriegeriſchen Rückſichten gegraben war (Zeitſchr. 9, 478).

Der Schiffbau der Fidſchiinſulaner, welcher eingehend beſchrieben iſt bei Williams u. Calvert (1, 72 u. 85), iſt dem polyneſiſchen weſentlich gleich, doch gilt er, auch bei den Polyneſiern ſelbſt (Labillard. 2, 133), für beſſer, womit d'Urville (b. 4, 259) übereinſtimmt, obwohl er (a. 4, 446) die Fidſchiſchiffe plumper und ſchlechter als die tonganiſchen nennt. Nach Mariner (2, 275; Hale 68; Will. u. Calv. 1, 76) haben die Tonganer zwar im Schiffbau viel von den Fidſchis gelernt, da dieſe mancherlei Verbeſſerungen in der Schiffsausrüſtung erfunden haben (Erskine 266), allein die Fidſchis ſtehen ihnen in der Ausübung der Schiffahrt ſehr nach; doch bauen die Tonganer ihre Kähne zu Fidſchi, da dorten ſich ein zum Schiffbau höchſt tüchtiges Holz findet (Mar. 2, 377). Wie zu Tonga, ſo gibt es auch zu Fidſchi verſchiedene Arten Schiffe, einfache Kähne ohne Verdeck, mit Verdeck, Doppelkähne, bei denen der kleine Kahn als Ausleger dient und über die beide ein Verdeck her liegt u. ſ. w. (Will. u. Calv. 1, 72; 85; Wilkes 3, 345). Die Länge der Kähne iſt erſtaunlich, man baut ſie bis zu 118' Länge und 25' Breite, ſie können dann gegen 200 Menſchen faſſen. Die Höhe des Maſtes iſt bis 60', die lateiniſchen Mattenſegel ſind mit langen Knochennadeln, oft aus Menſchenknochen, zuſammengeſteckt (Labillard. 2, 132; Erskine 294; 453; Wilkes 3, 347; Will u. Calv. a. a. O.; Benſuſan J. R. G. S. 32, 50).

Zu Neucaledonien hat man Doppelkähne, welche mit einer Platform über beide Kähne verſehen ſind, auf der der Maſt mit ſeinen Mattenſegeln ſteht. Vorn auf der Spitze der Platform brennt ſtets, wie wir es auch zu Nive in Polyneſien fanden, ein Feuer (Labillard. 2, 185; Dentrecaſt. 1, 340; 343; Forſter R. 3, 200; Erskine 351). Die Kähne, deren Kielbalken ein durchs Feuer gehöhlter Baumſtamm iſt, ſind den ſamoaniſchen ähnlich, aber ſehr viel ſchlechter gebaut, ſehr viel langſamer (Hood 220-21; Labillard.

2, 185), ſo daß ein neuerer Beobachter (Laskaſas nouv. ann. des voy. 1855, 1, 322; vergl. Ausl. 1855, 419) behauptet, ſie hätten nur eine Art rohes Floß, welches auf zwei ausgehöhlten Baumſtämmen ruhe und einen Maſt mit dreieckigem Mattenſegel habe. Auch die Kunaier haben Doppelkähne und zwar von netter Arbeit; minder nett ſind die Kanoes der Loyalitätsinſulaner, doch auch dieſe ſind gedoppelt, mit der Platform und zwei dreieckigen Mattenſegeln verſehen, mit 6′ langen, 6″ breiten Rudern, welche durch Löcher in der Platform hindurchgehen; ein langes Ruder dient zum Steuer und ſo fahren ſie doch bis Neucaledonien und ihre Kriegskähne können 35—50 Mann tragen, obwohl ſie plump und nicht ſehr gut gebaut ſind (Cheyne 26; Erskine 339; 363). Gill freilich (205) lobt die Kähne von Uwea. Auf Liſu hat man (Erskine 363) auch rohe Floſſe. Auf den ſüdlichen Hebriden haben die Kähne zwar gleichfalls den Ausleger, waren aber auch hier ſchlecht gearbeitet (Forſter 3, 25; 171; Cheyne 36; Erskine 306; 326; Tromelin bei Bergh. 3, 549), über einem gehöhlten Baumſtamm als Kiel, auf welchen die Seitenplanken aufgeſetzt und durch Seil und Zapfen befeſtigt ſind (Forſter 3, 171). Im Norden der Gruppe aber waren ſie beſſer und gut gebaut (Rietm. 180), wie denn ſchon Quiros auf Eſpirito ſanto ſolche Fahrzeuge antraf (Dalrymple 283 f.). Ihnen ſtehen die der Nitendigruppe in Form und Güte gleich (Dillon 2, 277; d'Urville a. 5, 135), doch findet ſich hier ſchon an beiden Enden etwas Schnitzwerk (Labillard. 2, 255; pl. 44 fig. 3); Doppelkähne fand ſchon Mendana hier vor (Dalrymple 169) und Carteret ſah Kähne verſchiedener Art, darunter ſolche mit einem Wetterdach (361; 363).

Beſſer ſind die Kähne im Salomoarchipel und hier ziemlich gleichmäßig aus einzelnen Stücken, deren Fugen waſſerdicht verkittet ſind, ohne Rippen (welche ſich nur zu Iſabel finden) Kiel und Ausleger (den man aber auf Bougainville hat) gebaut in einer Länge von 40—60′ (Surville 220; d'Urv. b. 5, 110; Bauro Rietm. 185; Anna bei d'Urv. b. 5, 17; 19; Contrariétés, Malaita Nov. 2, 429; Buka Bougainv. 233; d'Entrecaſt. 1, 123; Labill. 2, 229). Schnabel und Stern, welche bei Kriegsſchiffen 6—9′ hoch aufragen (d'Urville b. 5, 110 f.), ſind vielfach verziert mit Malereien oder Schnitzereien, die bald Thierfiguren, bald einen menſchlichen

kopf darſtellen oder mit Muſcheln, Federn und dergl.; auch die Se-
el, wo ſie vorhanden, ſind ausgeputzt mit rothen Blätterbüſcheln u. ſ. f.
Rietm. 185; Surville 239; 251; Gower Carteret 364;
Narken Tasman bei Swart 28; Simbu Shortl. Reiſe 135;
Choiſeul Bougainv. 227; 230; Neugeorgien Cheyne 64; 66).
Segel und Ausleger werden erſetzt durch trefflich gearbeitete Ruder,
emnoch aber ſind die Schiffe von äußerſt raſchem Lauf (Labill. 2,
29). Sind mehrere zuſammen, ſo ſegelt eines vorauf, auf deſſen
Stern ein Mann ſteht, welcher mit einem Bündel Heu über dem
Kopfe den Ruderern beſtimmte Zeichen gibt (Surville 222). Ein
licher Kommandant findet ſich auch auf Tombara, wo er in der
Mitte des Schiffes ſtehend mit einem rothen Stabe, der oben und
nten einen Knopf hat, die Ruderer befehligt (Bougainv. 246 f.;
35; d'Urv. a. 4, 736), und ebenſo zu Amakata (Hunter 143)
nd auf den Admiralitätsinſeln (Labill. 1, 265 f.). Neben den
riegsſchiffen hat man im Salomoarchipel auch Fiſcherkähne, welche
r nach einer Seite aufragen, und floßartige Fahrzeuge (d'Urv. b.
110 f.; Labill. 1, 221), letztere öfters mit kleinem Pavillon
Urv. 244). Die Schiffe des Archipels Neubritannien ſind
n oben geſchilderten ganz gleich, nur daß ſie den Ausleger beuha
Schouten Diar. 52; Tomb. Keppel a. 2, 245; 241; Birara
ampier 5, 92; Behrens 152; Amak. Hunter 145), welcher
ch weiter weſtlich nirgends fehlt (Luiſiade Macg. 1, 202; Labill.
275; Ruk Reina 363; Torresſtr. Macg. 2, 15), und öfters
er einen gehöhlten Baumſtamm als Kiel gebaut ſind (Belcher a.
80), wozu man auf den Admiralitätsinſeln an einem 20' hohen
aſt ein viereckiges Segel führt, das denſelben mit einer Ecke hoch
erragt und den Lauf außerordentlich ſchnell macht. Dem Ausleger
n Waſſer ſteht nach der anderen Seite ein kleinerer, der in der Luft
hwebt und das Segel ſtützt, entgegen. Beide ſind oft mit einer
Platform von Flechtwerk bedeckt, welche gleichfalls auf der Luiſiade
und den Torresinſeln gebräuchlich im Krieg die Krieger, ſonſt einen
Pavillon trägt (Labill. 2, 275; 282; d'Entrecaſt. 1, 418; Flin-
ders 1, XXIII.; Stokes 2, 256; Macg. 2, 15). Genau das-
ſelbe gilt von den Schiffen zu Wageu und Gebe, wo der Pavillon
bisweilen 40 Menſchen faßt (Freycin. 2, 12; 2, 60). Malereien

und Schnitzereien der aufragenden Enden ſind hier übe
(Flinders XXXVI.): ſie ſtellten z. B. auf den Inſeln
bara Fiſche, Vögel, eine gehobene Hand u. ſ. w. vor (Dam

Auf Neuguinea finden wir faſt nur melai
formen. Die Eingeborenen der Redſkarbai haben mit
ſulanern gleiche Kähne (Macgill. 2, 58), ſchlechter, ja
der Inſel ſind die, welche an der Mariannenſtraße gel
und welche wie am Utenata und an der Speelmann
Baumſtamm gefertigt und ſtehend gerudert werden (
Modera 78; Sal. Müller b. 79; 93). Sehr
nicht, am Utenata freilich 60′ lang, an der Südw
mannsbai) nur für 12 Perſonen, zum Theil mit Pa
Platform, zum Theil ohne dies, in letzterer Gegend
den Keyinſeln eingeführt (Sal. Müller b. 93) und
viereckigem Segel verſehen (N.-Guin. 123). Zu Dorei
rohen Flößen und eleganten malaiiſchen Schiffen (d'
612), Kähne von verſchiedener Größe, mit einem oder
mit Segel und Ankerſtein (de Bruijnkops 178; F
Schnabel mit allerhand Schnitzereien, welche meiſt e
Haaren von Kokosfaſern darſtellen, oder mit Federbüſch
federn geziert, letzteres aber nur dann, wenn der
Schiffes ſelbſt ſchon Feinde getödtet hat (N.-Guin.
38). Die Schiffe von Cap d'Urville (d'Urville
der Humboldtsbai bieten nichts neues; die Verzier
beſtehen in grob geſchnitzten Fiſchen, Vögeln u.
(roth und weiß) der Seiten, in eingebrannten
einem Büſchel Caſuarfedern an der Maſtſpitze.
Ruder ſind oft recht zierlich geſchnitzt; auf der
die Paſſagiere ſitzen, brennt ſtets ein Feuer (N.
a. 4, 730). Sie gleichen den Schiffen von Nitendi.

Auch tüchtige Schwimmer und Taucher
Ganz abgeſehen davon, daß die Fidſchis der
wie die Polyneſier — während freilich die
kaum kannten und ſeekrank wurden — ſo ſc
caledonier und Lifuer gut (Cheyne 46), le
Erleichterung eines Holzklotzes bedienen, auf d
ſpringen ſie ebenſo leicht ins Waſſer, um ſi

zu ihrem Vergnügen zu ſchwimmen, wie die Polyneſier (Neucaled. Forſter 3, 220; Hebr. eb. 14; Rietm. 166; Nitendi Dillon 2, 295; Labillard. 2, 254; Carteret 363; Salomonarch. Bougainv. 230; Surville 221; Neubritt. Schouten 51; Labillard. 1, 251-53; 260; Neuguin. Sal. Müller b. 80; de Bruijnkops 178). Sie ſchwimmen ganz wie die Europäer; die Admiralitätsinſulaner machten alle ihre Handelsgeſchäfte mit d'Entrecaſteaux Begleitern ſchwimmend ab (Labill. 1, 260). Und ebenſo ſind ſie als Schiffer tüchtig; allein weite Fahrten unternehmen ſie, wenn man von den Fidſchis und allenfalls von den Doreſen abſieht, welche bis Ternate fahren, nicht, höchſtens daß ſie von einer Inſel zur anderen ſegeln; doch ſcheinen auch hierin die Salomoinſulaner mehr geleiſtet zu haben, denn Fahrten über 100 Meilen werden bei ihnen als gewöhnlich erzählt (Cheyne 64).

Auch eifrige Fiſcher ſind die Melaneſier, natürlich, da ſie auf Fiſche ſowie auf Seemuſcheln als einen Haupttheil ihrer Nahrung angewieſen waren. Man fängt die Fiſche durch Speerung, auch durch Pfeilſchüſſe, oft bei Fackelſchein (Nitendi Dillon 2, 152; Hebr. Forſter R. 3, 102; Neuguin. Sal. Müller b. 81), man hat überall Netze, die oft ſehr künſtlich geflochten ſind (Caled. Labill. 2, 226; Choiſeul Bougainv. 230; Birara Roggev. in allg. Hiſt. d. R. 18, 568; Ruk Reina 362; Luiſ. Labill. 2, 279; Neuguin. Müller b. 81; Wageu Freycin. 2, 58; Fidſchi Will. u. Calvert 1, 67 f.) und oft unternehmen auch hier ganze Dörfer große Fiſchpartien, wozu ſie alle ihre Kähne vereinen (Nit. Dillon 2, 240; Admiral. Labill. 1, 267; Anachor. Bougainv. 250). Zu Aoba ſah Forſter auch zwiſchen den einzelnen Klippen Fiſchreuſen angebracht (Forſter R, 3, 3) und Fiſchhaken von Schildkrot hatte man auf Amakatta (Hunter 142).

Die techniſche Fertigkeit der Melaneſier iſt nicht gering, wie man ſchon vielfach aus dem bisher geſagten ſchließen kann. Sie zeichnen ſich vor allen übrigen Bewohnern des ſtillen Oceans dadurch aus, daß ſie irdene Töpfe und Gefäße haben, welche zum Theil ſogar recht hübſch angefertigt ſind. Am beſten ſind ſie auf den Fidſchiinſeln, wo ſie aus blauem Thon, den man mit Sand vermengt, aus freier Hand geformt, dann mit dem Saft einer Pflanze nach Hale, nach Erskine mit Dammaraharz, wodurch ſie Glaſur erlangen, beſtrichen und

im Feuer gebrannt werden. Sie ſind meiſt weitbauchig, mit enger Oeffnung und zierlichen Ornamenten, z. B. Zickzacklinien namentlich am Rande und von jeder Größe; man hat große Waſſergefäße, dann Töpfe, Trinkgeſchirre u. ſ. w. (Will. u. Calv. 1, 70; Erskine 169, 199; Hale 45). Auch kochte man darin (Hale 45; Neucaled. Forſter N. 3, 209; Labill. 2, 218). Auf den nördlichen Hebriden waren ſie zierlich ſchwarz mit rothen Streifen (Spir. Santo Rietm. 179); man hatte ſie überall, zu Dorei auch Schüſſeln, am Humboldtshafen von rothem Thon (N. Guin. 148, 180), ja Bink (1663) erzählt von großen Gefäßen mit aufgemalten Figuren, welche ein Handelsartikel der Völker von Onin (Nordweſtküſte v. Neuguin.) ſeien (Allg. Hiſt. d. R. 18, 538). Auch andere Geräthſchaften haben ſie, Kalebaſſen, große Holzſchalen oft in ſeltſamer Geſtalt, einer Taube, eines anderen Thieres, eines Menſchen (Fidſchi Erskine 230; Gera Rietm. 195), niedliche Käſtchen von Bambus oder Flechtwerk (Loyal. Erskine 364), für Betel u. dergl., welche zum Theil zierlich geſchnitzt, zum Theil bunt bemalt ſind (N. Guin. d'Urville a. 4, 611; Nitendi Dillon 2, 179; Gera Rietm. 195; Simbu Shortland R. 133); ferner treffliche Fächer (Fidſchi Will. u. Calv. 1, 67; Baladea Labill. Taf. 33, 33); Körbe, welche man auch hier, wie in Polyneſien häufig an Stangen über die Schulter trägt (eb.; Hebriden Erskine 378; Neucaled. Labill. 2, 228; Birara Dampier 5, 95), ſodann verſchiedene Arten oft ſehr fein geflochtener Matten (Will. u. Calv. 1, 67; Hebr. Bougainv. 212; Neuguin. Windſ. Earl c. 76; d'Urv. a. 4, 610), für welche man in der Nitendigruppe ſogar einen eigenen Webſtuhl beſitzt (Dillon 2, 303). Auch bereitet man auf den Fidſchiinſeln aus der eingeweichten und zuſammengeklopften Rinde der Brouſſonetia ganz daſſelbe Zeug, was zu Polyneſien eine ſolche Rolle ſpielt, in beliebiger Größe und bedruckt es mit verſchiedenen farbigen oft recht hübſchen Muſtern (Will. u. Calv. 1, 65 f.). Aehnliche Zeuge bereiten die Bewohner der Hebriden aus der Rinde eines Feigenbaumes (Forſter N. 3, 116).

Metalle, ſelbſt Eiſen zu bearbeiten, verſteht man auf Neuguinea (Windſ. Earl c. 76; de Brujinkops 183) und überall, wo ſie Eiſen kennen lernten, haben ſie es allen übrigen Tauſchwaaren vorgezogen. Man bedient ſich in Dorei eines eigenthümlichen Blasbalges (Goodsw. 50) beim Schmieden.

Ihre Werkzeuge sind nicht eben sehr brauchbar, sie bestanden aus
ɪzernen Stielen, an welche geschärfte Steine irgendwie befestigt waren,
s Knochen, aus Muschelschalen, Zähnen (Bennet bei Bergh. 1,
5) u. s. w. Dabei aber waren sie meist sehr nett gearbeitet, wie
i den Fidschiinseln (Will. u. Calv. 1, 77), wie vielfach auch in
elanesien (Neucaled. Labillard. Abbild. Tafel 38; Hebriden Qui-
bei Dalrymple 283 f. Salomoarch. Surville 238; Admi-
itätsinſ. Labillard. 1, 254; 264; Louiſ. 2, 281. Torresſtr.
einecke Zeitſchr. n. F. 3, 114. N. Guin. 180. Kolff 336 f.
ſ. w.). Die Werkzeuge waren ſo unbrauchbar, daß man einen
as ſtärkeren Aſt damit nur anhauen, nicht abhauen konnte (La-
l. 2, 222). Daher benutzte man auf den Hebriden und ſonſt
zum Fällen der Bäume, zum Aushöhlen derſelben Feuer (Tur-
r 425), da eine ſolche Arbeit mit ſolchen Inſtrumenten geradezu
los war. Allein daß nun die Melaneſier überall mit ihren rohen
rkzeugen ſo künſtliche Schnitzereien zu Stande gebracht haben, an
men, Waffen, Denkmälern und ſonſt, am geſchickteſten in der Hum-
ɔtsbai und zu Dorei in Neuguinea (N. Guin. 180; Bruijnkops
), am ungeſchickteſten auf Balâdea: das muß uns mit dem größ-
Erſtaunen erfüllen, denn es wirft ein ſehr helles Licht auf die
orragende Geſchicklichkeit nnd Ausdauer dieſer Völker. Jetzt frei-
ſind faſt überall eiſerne Geräthe durch Europäer, Malaien und
aeſen verbreitet.

Auf der Louiſiade waren alle Geräthe, welche man beſaß, durch
duftenden Blätter einer Art Laurus wohlriechend gemacht (La-
. 2, 281), wie denn überhaupt die Melaneſier, wie auch die Po-
ſier, für Wohlgerüche feinen Sinn haben. Sie behängen und
ücken ſich oft mit aromatiſchen Blättern, ſie tragen in der durch-
ten Naſe eine wohlriechende Blume; im Salomoarchipel brannte
eine Art wohlriechendes Harz als Licht (Surville 238). Zur
uchtung dienen übrigens auf Fidſchi Fackeln, die man aus ölge-
kten Bambusſtämmen bereitet (Wilkes 3, 339).

Betrachten wir nun, was ſie mit ihren Geräthſchaften leiſten, ſo
ſen wir auch von ihren Waffen ſprechen. Sie ſind in Fidſchi
erſt nett gearbeitet (Will. u. Calv. 1, 77) und beſtehen aus
le, Speer, Bogen und Pfeil ſowie der Schleuder, daneben aus
rfſtöcken und Fußangeln. Die Keulen waren die beliebteſten Waf-

fen, ohne die kein Fidſchiinſulaner jemals ausging; man hatte ſie in der verſchiedenſten Art (eb. 57; Erskine 260) und ſchnitzte und bemalte ſie und die übrigen Waffen aufs ſorgfältigſte (Erſk. 194), obwohl ſie auch ſo noch den tonganiſchen Waffen nachſtanden. Sie waren aus hartem Holz, am oberen Ende oft mit Menſchenzähnen beſetzt (d'Urv. a. 4, 452). Jetzt ſind die Feuerwaffen, welche ſeit 1809, wo ſie zuerſt aufkamen, reißend begehrt werden, allgemein im Gebrauch (Will. u. Calv. 1, 57; Erskine 260; Wilkes 3, 62).

Bogen und Pfeil, Keule, Lanze und Schleuder ſind überhaupt die eigenthümlich melaneſiſchen Waffen, zu denen an manchen Orten noch Schilde aus Baumrinde, Flechtwerk u. dergl. kommen. Durch den Gebrauch des Bogens unterſcheiden ſich die Melaneſier aufs ſchärfſte von den Polyneſiern, ſo daß man ſchon aus ſeinem Vorkommen auf melaneſiſche Abſtammung des betreffenden Volkes ſchließen kann und es höchſt auffallend iſt, daß ihn die Neucaledonier, Kunaier und Loyalitäts- und wohl auch Admiralitätsinſulaner nicht beſitzen (Labillard. 2, 246; Forſter R. 3, 205; Turner 426). Die Neucaledonier haben nur Schleudern, mit welchen ſie runde glatte Steine, die in einem am Gürtel befeſtigten Baſttäſchchen getragen werden, ſchleudern, dann Keulen von der verſchiedenſten Geſtalt und endlich Lanzen von 15—20′ Länge, welche mit einem Wurfſtrick geworfen werden. Dieſer letztere, nur kurz, aus Kokosfaſern und Fledermaushaar geflochten, höchſt elaſtiſch, wird am Daumen befeſtigt und hinter einen kleinen Knopf am Lanzenſchaft gelegt, ſo daß er beim Wurf ſich anſpannend durch ſeine Schnellkraft die Wucht des Wurfes nicht unbedeutend vermehrt (Labill. 2, 246; Tafel 35; Forſter R. 3, 204-5; Turner 426; Kun. Cheyne 8; Loy. Erskine 364; Cheyne 17; 23). Die Waffen ſind ſehr geſchickt gearbeitet, zum Theil ſogar hübſch verziert, wie denn z. B. Forſter mehrere Lanzen ſah, in deren Schaftmitte ein geſchnitztes Geſicht angebracht war (eb. Lab. eb.). Auch Masken von Baumrinde hatte man, mit Löchern für die Augen und den Mund, die wahrſcheinlich auch im Kriege, um die Feinde zu ſchrecken, aufgeſetzt wurden; doch waren ſie ziemlich roh gearbeitet (Labill. 2, 239; Taf. 37, 1). Buntbemalte Köcher finden wir auf den Hebriden wieder, wo man auf Mallikolo ein Brettchen als Schutz gegen die zurückſchnellende Senne auf der Hand

eſt bindet. Die Pfeile, welche mit der Hand zu werfen die Knaben
uf Tanna ſehr geſchickt ſind (Forſter 3, 131), waren zum Theil
. B. auf Fate Turner 393, Erromango Bennet bei Bergh.
, 534; Mallikolo Forſter R. 3, 7; Rietm. 171) vergiftet, bis-
eilen auch (Bougainv. 212 nördl. Inſeln; Forſter 86 Tanna)
it Widerhaken verſehen (Forſt. eb. 3; 17; Bougainv. 211;
13; Turner 81; Bennet bei Bergh. 9, 534; 549). Dann
itte man Schlendern, Keulen, die man an Tragbändern über die Schul-
rn trug (Forſter 3, 18; Boug. 215), in der verſchiedenſten Ge-
ilt (Rietm. 170), ſowie Lanzen, deren Spitze zu Erromango
Bennet bei Bergh. 9, 534) Widerhaken hatte, während man ſie
Fate gleichfalls vergiftete (Gill 58 f.). Sie werden hier mit
iem Wurfſtock (Rietm. 171) oder mit dem Wurfſeil geſchleudert
Forſter 3, 87). Eine eigenthümliche Waffe ſind noch beſtimmte
ngliche Steine, welche man theils als Schlagwaffe benutzte (Ers-
ne 319), theils mit der Hand aber treffend und tödtlich warf
Tanna Turner 81; Mallik. Rietmann 171; nördl. Inſeln Bou-
ainv. 212), während ihre Pfeilſchüſſe oft gar nicht gefährlich ſind
Erskine 309). Spitze Bambusſtückchen als gefährliche Fußangeln
rwenden die Eingeborenen von Erromango (Bennet bei Bergh. 9,
40). Auch Steinäxte gebraucht man (eb.; Forſter 3, 126) und
Muſcheltrompeten (Erromango Bennet eb. 538; Mallik. Rietm.
76; Tanna Forſter 3, 109); nördl. Inſ. Bougainv. 215; Nit.
Dillon 2, 145). Die Pfeile auf Nitendi ſind von Bambusrohr
it feſtaufgeleimter Spitze von Menſchenknochen oder Rochenſtachel
d'Urv. a. 5, 165; Dillon 2, 208; Labill. 2, 260). Sie ſind
ergiftet und wie die Eingeborenen meinen, höchſt gefährlich für Men-
chen; doch hatte man in einer beſtimmten Pflanze ein Gegengift
d'Urv. 335); dies Gift erwies ſich zwar in vielen Fällen als durch-
us wirkungslos (d'Urv. 165; Dillon 2, 227; Labill. 2, 256;
272), doch erlebte Patteſon, daß von polyn. Miſſionaren, die auf Sta. Cruz
nit ſolchen Pfeilen verwundet waren, der eine nach ſechs, der andere
ach elf Tagen krank wurden und beide an denſelben Symptomen (Starr-
krampf) ſtarben, während der dritte leichter verwundet an der gleichen
Krankheit ſchwer zu leiden hatte (ev. Miſſ. Mag. 1864, 322). In
Levai, einem Dorfe auf der Inſel Vanikoro, ſchoß man dieſe Pfeile vermit-
elſt Blasrohre (d'Urv. a. 5, 166). Die Bewohner des Archipels

ſind tüchtige Schützen. Auf den Salomoinſeln und in Neubritannien finden wir nichts Neues, nur daß auf Buka die Bogenſenne mit einem Harz überzogen und in der Mitte zur Schonung mit Baſt bewickelt iſt. In Gera ſind auch die 4′ langen Keulen mit buntem Baſtgewebe umhüllt; auch trägt man Schilde von Flechtwerk, die mit Matten gedeckt und mit rothen und gelben Troddeln verſehen ſind (Gower Carteret 364; Gera Rietmann 195-6; Contrar. Choiſeul 249; Iſabel eb. 223; 237-8; d'Urv. b. 5, 41; Choiſeul Bougainv. 229; Buka eb. 232; Labill. 1, 228-9). Vergiftet ſind die Pfeile auf Simbu nach Cheyne 66; Steinhämmer hatte man auf Iſabel (Surville 238 nota), Muſcheltrompeten in Neubritannien (Schouten Diar. 50; Le Maire Hiſt. d. R. 11, 470; Birara Roggev. eb. 18, 568; Tombara Bougainv. 248; Leſſon complém. 3,94; Amakata Hunter 142-9. Denis Dampier 5, 84; Louiſ. 2, 282; Macgill. 1, 127; Torreſtr. 2, 17; Pariwariinſeln eb. 1, 296). Auf den Admiralitätsinſeln ſah man keine Bogen oder Keulen, ſondern nur Speere, welche als Spitze ein ſcharfes Lavaſtück hatten und an der Verbindungsſtelle von Schaft und Spitze mit einem Harz überzogen waren (Labill. 1, 252; 264). Der Wurfſtock findet ſich ab und zu in der Torresſtraße (Flinders 1, XXIII; Jukes 1, 179), ſowie an der Südküſte von Neuguinea (Cook 1. R. 3, 264), auf welcher Inſel man ihn ſonſt nicht kennt.

Die Eingeborenen derſelben haben vielmehr die Waffen des übrigen Melaneſiens, nur daß ſie keine Vergiftung ihrer Lanzen- und Pfeilſpitzen anwenden, wohl aber dieſelben durch Widerhaken gefährlich machen (Südküſte Cook 1. R. 3, 264; Durgaſtr. J. R. G. S. 8, 386; Kolff 339; Sal. Müller b. 60; Mod. 30; Utenata Müller 81 f.; Modera 77; Wuka Müller 103; Adie N. Guin. 109; Speelmannsbai Keyts 542; N. Guin. 121; Dorei de Bruijnkops 180; Geelv.-Bai Goodswaard 40 f.). Auch dolchartige Waffen von Knochen, bisweilen von Menſchenknochen ſind in der Humboldtsbai nicht ſelten; man trägt ſie im Rotangband des linken Oberarmes (Katal. 114, 44; 117, 129). Als Schild diente daſelbſt auch der Bruſtſchmuck von Zähnen und rothen Bohnen (eb. 114, 32). An der ganzen Nordküſte bei den Doreſen ſowohl, die wenig kriegeriſch ſind, als bei den tapferen und kampftüchtigen Anwohnern der

Humboldtsbai herrscht Bogen und Pfeil so sehr vor, daß man sie fast als die einzige Waffe bezeichnen kann (N. Guin. 172; 147; Lesson complém. 3, 110). Auch eiserne Waffen hat man übrigens, namentlich nach Malaisien hin, wie auch die Adinesen ihre Waffen alle von Ceram erhandeln (N. Guin. 109), und die Anwohner der Kaimanibucht das Eisen ihrer Pfeilspitzen daher beziehen (121). Muschelhörner, mit Fell überzogene Holzschilde sind in Gebe, Salwatti und Wageu in Gebrauch (Freycin. 2, 13; 59; Katal. 115, 69; Lakahia N. Guin. eb. Goodsw. 42), die merkwürdigste Waffe aber haben die Anwohner der Mariannenstraße, sie schossen nämlich durch ein Blasrohr aus Bambus Kugeln aus Leim, Sand und Asche auf den Feind, welche abgeschossen sich in Staub auflösen und dadurch wirklich gefährlich werden können (Kolff 326; Cook 1. R. 3, 263). Das Emporblasen derselben Kugeln dient ihnen übrigens vielfach auch als Signal untereinander, während die wagrechte Haltung des Blaserohrs feindselige Absicht anzeigt (Sal. Müller b. 84 f.; Earl bei Kolff 326). Bogen und Pfeil sind denn schließlich auch die Hauptwaffen der kleinen Inseln nördlich von Neuguinea (Belcher a. 2, 85).

Bewundernswerther aber als wegen ihrer Waffen sind die Melanesier wegen ihrer Leistungen in künstlichen Holzschnitzereien. An den Kähnen, den Häusern, den Geräthen, den Waffen selber finden wir dieselben überall, aber nicht überall von gleicher Güte. Auf Baladea, wo man sie am wenigsten häufig findet, sind sie auch am ungeschicktesten verfertigt. So jene Holzlarven; doch hatte man Pfeiler von 9′ Höhe auf den Gräbern stehen, auf welche oben mit mehr Fertigkeit ein Gesicht eingeschnitzt war (Forster R. 3, 243; Labillard. 2, 237). Nirgends aber finden wir alle diese Dinge in größerer Vollkommenheit, als zunächst im Norden des Gebietes und dann in Fidschi. So fanden Surville (256) und Bougainv. (230) künstlich geschnitzte Figuren und Menschenköpfe auf den Salomoinseln, Jukes auf den Inseln der Torresstraße gut geschnitzte Fische, Vögel, aus Holz oder Schildkrot verfertigt, welche theils als Schmuck, theils aber auch (und dies war wohl ihre Grundbedeutung) als Amulete getragen wurden (1, 168; 185; 193); und ähnliche Holzmasken wie auf Baladea, nur kunstvoller geschnitzt, gibt es auch hier (Macgill. 2, 47). Auf Neuguinea hat man zu Lakahia

außer anderem geſchnitzte Köpfe als Denkmale (Nieuw Guin. 50). Wallace lobt die Schnitzereien der Papuas von Dorei in hohem Maße, deren Geſchmack und Geſchick ihm kaum im Einklang erſcheint mit ihrer übrigen Bildungsſtufe. „Wo an der Außenſeite ihrer Häuſer, ſagt er (2, 300), nur eine Planke vorhanden, iſt dieſe mit rohen aber charakteriſtiſchen Figuren bedeckt. Die hochſpitzigen Schnäbel ihrer Boote ſind mit Maſſen durchbrochener Arbeit verziert und aus ſoliden Holzblöcken mit oft ſehr geſchmackvoller Zeichnung geſchnitten. Als Gallion oder vorderſte Schiffsſpitze ſieht man oft eine menſchliche Figur mit Kaſuarfedern auf dem Kopf, um die papuaniſche Friſur nachzuahmen. Die Schwimmer ihrer Angeln, die hölzernen Schlägel, welche ſie gebrauchen, um den Thon für ihre Töpferwaaren zu miſchen, ihre Tabaksdoſen und andere Haushaltartikel ſind mit Schnitzwerk von geſchmackvollen und eleganten Muſtern bedeckt." Faſt noch lobender ſind die Berichte der Holländer (Nieuw Guin. 180) über die Arbeiten, welche die Bewohner der Humboldtsbai mit ihren rohen Werkzeugen anfertigen, wobei es beſondere Beachtung verdient, daß ſie auch aus dem Kopf geſchickte und charakteriſtiſche Bilder von Thieren u. dergl. aufzeichneten. Schon Keyts (1678) fand Malereien, welche mit Röthel aufgezeichnet waren, an der Speelmannsbai auf Neuguinea (541) — und wir haben hier jedenfalls ſchon Zeichen einer höheren Entwickelungsſtufe vor uns. Nicht ſo weit entwickelt ſind die Fidſchis nach dieſer Seite, obgleich auch ſie in einzelnen Schnitzereien tüchtiges leiſten, allein nur indem ſie ihre Geräthe, Waffen, Gefäße u. ſ. w. geſchmackvoll verzieren (Erskine 194; 200; Will. u. Calv. 1, 76 f. 112). Ueber gerade oder Zickzacklinien gehen aber ihre Verzierungen ſelten hinaus (eb. 112). Doch zeigen ihre Töpfe und Gefäße, ihre Körbe, Flaſchen u. ſ. w. auch eine ſelbſtändige Schönheit in der Form, die ganz unabhängig iſt von dem angewandten Schmuck (eb. 70).

Von Muſikinſtrumenten — außer den überall in Melaneſien gebrauchten und ſchon erwähnten Muſcheltrompeten — beſaßen die Baladeaner nur eine Art Pansflöte (Forſter R. 3, 219; Erskine 319), welche ſich auch auf den Hebriden findet, wo ſie acht Rohre hatte, aber nicht ganz rein geſtimmt war (Forſter eb. 133); doch hatte man hier außer der Flöte noch die Signaltrommel (Bougainv. 215; Quiros bei Dalrymple 283 f.; Rietm. 167).

Beide Inſtrumente begleiten den Geſang der Bevölkerung, welchen Forſter angenehm, mannigfaltig und ernſt nennt (R. 3, 11, 133). Wenn er indeß ſagt, das zu Immer die Muſik beſſer ſei als ſonſt in Melaneſien (179), ſo mag dies auf polyneſiſchem Einfluß beruhen; jedenfalls aber war Muſik und Tanz auch auf den Hebriden beliebt und die Eingeborenen erfreuten ſich an beidem oft bis ſpät in die Nacht (Forſter R. 3, 11; Bem. 218 f.). Daſſelbe gilt von ganz Melaneſien: die etwas unreine Pansflöte, bei hübſchem reinem Geſang, hatten die Bewohner des Archipel Neubritannia (Hunter 143), dabei ebenfalls Trommeln und ein Inſtrument, welches Leſſon Maultrommel nennt (compl. zu Buff. 3, 96); Pansflöte und Trommel ſind auf der Louiſiade (Macgill. 1, 282) im Gebrauch, auf den Inſeln der Torresſtraße und Neuguinea wohl nur die Trommel, welche unten offen, oben mit Eidechſenhaut überſpannt iſt (Macgill. 2, 39; 1, 260; Sal. Müller b. 85; d'Urv. a. 4, 611; N. Guin. 45); doch hat man an der Humboldtsbai auch eine Flöte von Bambus, welche aber durchaus heilig iſt und nur zu religiöſen Tänzen in Anwendung kommt (eb. 96 f.; Katal. 115, 62). Der Geſang dieſer Völker wird vielfach als rein und wohlklingend gerühmt; ſo lobt ihn d'Urville (b. 5, 71 f.) von Iſabel, le Maire von Gerrit Denis, Salerio von Buka (344) und Forreſt 103 nennt den der Doreſen beſſer als den malaiiſchen ſonſt. Tanz ſowohl als Geſang iſt vielfach religiös, ſo auf Neuguinea, auch an der Marianenſtraße (Kolff 329) auf Ruk (Reina 356), auf Gerrit Denis (Le Maire allg. Hiſt. d. R. 11, 470), auf Tanna (Forſter Bem. 494). Die Tänze ſind ganz ähnlich den polyneſiſchen, wie man denn auf Banikoro geradezu einen Tanz von Tukopia entlehnt hat (Gaimard bei d'Urv. a. 5, 333), man tanzt entweder reihenweiſe gegeneinander, oder ein Solotänzer tritt in einem umgebenden Chore auf; die einzelnen Bewegungen ſind meiſt nur Beugungen und Biegungen oder ein Springen auf dem Platze. Doch hat man auch mimiſche Tänze, wie denn z. B. auf Iſabel zwei einander gegenüber ſtehende bewaffnete Reihen tanzend Krieg vorſtellten, während auch ſie von einem Chor rings umgeben waren, der ſich einförmig bewegte und ſang (d'Urv. b. 5, 75). Künſtlicher ſcheinen ferner die Tänze der Torresinſulaner zu ſein, wobei ſie jene erwähnten Masken tragen. Auch iſt das Coſtüm der Tänzer ziemlich überall faſt ganz dem polyneſiſchen gleich;

Federſchmuck im Haar, Ketten um Hals und Arm, rauſchende Blattkränze um Puls und Knöchel u. dergl.; die Weiber in Iſabel legen auf die Hüften große Grasbüſchel und bedecken dieſelben mit Zeug, was einigermaßen an die Tracht mancher tahitiſcher Tänzerinnen erinnern könnte. Nächtlich ſind auch hier viele dieſer Vergnügungen, welche indeß nicht ſo bedeutſam und ausgebildet zu ſein ſcheinen, wie die des eigentlichen Polyneſien (d'Urv. b. 5, 73 f.; Nieuw Guin. 150; Macgill. 1, 311; Forſter R. 3, 11; Cheyne 9; Bennet bei Bergh. 9, 534; 549; Goodswaard 56; Roijer 67; 58 f.; Fidſchi Will. u. Calv. 1, 64). Dies beſtätigt ſich auch dadurch, daß die Muſik der Fidſchiinſulaner roher iſt, als man ſie ſonſt im Ocean findet (Wilkes 4, 247; Notenbeiſp. daſelbſt 179 u. 245). Auch gilt es hier keineswegs für anſtändig, daß vornehme Männer ſingen: dieſe thun es nie, nur ihre Weiber und Kinder, und zwar ſo, daß ſtets nur Weiber mit Weibern, Kinder mit Kindern ſingen (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 707). Die Inſtrumente, welche die Fidſchiinſulaner zu ihrer Muſik gebrauchen, verrathen übrigens deutlich polyneſiſchen Einfluß. So hat man hier neben der gemein melaneſiſchen Pansflöte und den Trommeln, die hier aus gehöhlten Baumſtämmen beſtehen, oben überſpannt, von verſchiedener Größe ſind und auch zu Signalen der verſchiedenſten Bedeutung gebraucht werden (Wilkes 3, 300), noch die Flöte, welche nach ächt polyneſiſcher Art durch die Naſe geblaſen wird, ſo wie Bambusſtäbe von verſchiedener Größe, welche angeſchlagen werden, ganz wie zu Tonga, ob aber von Tonga eingeführt, iſt fraglich: denn demſelben Gebrauch werden wir zu Neuholland begegnen. Uebrigens haben auch jene eine Art Maultrommel aus einem Bambusſtreifchen gefertigt (Will. u. Calv. 1, 163-4; d'Urv. b. 4, 261). Bei einigen Tänzen tritt außer dem Vortänzer auch ein Luſtigmacher auf, deſſen groteske Bewegungen die Zuſchauer ſehr erheitern. Bei feſtlichen Tänzen ſind Muſiker und Tänzer getrennt, erſtere an dreißig, letztere bis zweihundert Mann ſtark, feſtlich gekleidet und alle bewaffnet; die Muſiker ſingen, ſchlagen die Muſikſtäbe, klatſchen in die Hände, alles aber ſehr ſtreng im Takt (Will. u. Calv. 1, 164 f.). Auch allerhand unzüchtige Tänze haben ſie (Erskine 218), ſowie Tänze, welche nur von Weibern, andere die nur von Männern aufgeführt werden. Am berühmteſten unter den erſteren iſt der nächtliche Tanz der Mädchen von Banua-

von, welcher indeß ganz ſittſam iſt (eb. 420). Auch hier war Tanz und Geſang vielfach religiös (eb. 209; 438 f.; Seemann 112).

Von melaneſiſcher Poeſie wird ſo gut wie nichts erwähnt. D'Urville hörte Lieder in der Nitendigruppe ſingen, welche ihm ſehr obſcön vorkamen, aber er verſtand ſie nicht (a. 5, 332); indeß da ſo viel geſungen wird, ſo läßt ſich auch auf manche poetiſche Neigung ſchließen. Einzelnes werden wir bei ihrer Mythologie zu beſprechen haben, was uns auch hier beſchäftigen könnte: ſo die Sagen, welche die Neuguineer über ihre Herkunft haben, die Sprüche und Zauberformeln, mit welchen die Bewohner von Ruk gutes Wetter, reichlichen Fiſchfang, ſichere Fahrt, Geneſung u. ſ. w. ſich bereiten (Reina 357): doch ſind dies alles nur unbedeutende Dinge, welche ſich mit der ſo reichen Entwickelung der Poeſie bei den Polyneſiern oder Malaien nicht im entfernteſten meſſen können: nur Fidſchi macht hier wieder eine Ausnahme, indem wir hier ganz ähnliche Erſcheinungen wie in Polyneſien finden. Zwar fließen unſere Quellen nur über dieſen Archipel etwas reichlicher, während ſie über das übrige Melaneſien ganz verſtummen; doch ſcheint allerdings hier die Poeſie auch ſehr viel reichlichere Blüthen getrieben zu haben als dort. Dieſelben auf polyneſiſchen Einfluß, auch nur mittelbaren, zurückzuführen, iſt kein Grund, da wir die Poeſie der Fidſchis ganz originell entwickelt finden. Zunächſt in der Form: denn Metrum und Reim gehören hier zu einem Gedicht, von denen erſteres meiſt jambiſch, doch auch trochäiſch, ſeltener aber anapäſtiſch oder daktyliſch iſt (Will. u. Calv. 1, 117); der Reim aber erſtreckt ſich meiſt über die beiden letzten Vokale des Gedichtes und bleibt in einer und derſelben Strophe meiſt ganz gleich. Freilich iſt es kein Reim in unſerem Sinne, ſondern nur Aſſonanz, was angeſtrebt wird, die aber, wenn auf den letzten Vokal beſchränkt, leicht zum reinen Reime wird. Eine ſolche Beſchränkung tritt in größeren Gedichten meiſt ein, weil es ſehr ſchwierig iſt, den gleichen Doppelreim lange Zeit fortzuführen. Häufig ſind die Strophen dreizeilig (Wilkes 3, 247; Will. u. Calv. 1, 14). Uebrigens haben die Dichter eine ganz andere Sprache als die der täglichen Unterhaltung iſt: denn während ſie einerſeits reiche Füllwörter, ſowie längere oder kürzere Formen der gewöhnlichen Worte vielfach anwenden (eb.), ſo haben ſie andererſeits eine Menge

poetiſcher Bezeichnungen der einzelnen Begriffe: Tod heißt ihnen Schlaf, Schlaf auch der feſte Zuſtand von Flüſſigkeiten, Sterben empfängt ſeine Bezeichnungen vom Sonnenuntergang, Unwiſſenheit iſt die „Nacht des Geiſtes", Beſcheidenheit wird mit dem ſtillen ſanften Licht des Abends verglichen, das Zuſammenrollen des Segels heißt das Zuſammenlegen der Flügel des Kahnes u. ſ. w. (eb. 118). Ihre Poeſien ſind entweder Klagelieder zur Feier Verſtorbener, Kriegslieder, Abend- und Morgengeſänge oder Tanzlieder (eb. 114). Die letzteren ſind die zahlreichſten; ſie enthalten häufig Darſtellungen von Vorfällen und Ereigniſſen, ſie vertreten daher die epiſche Poeſie, nur daß ſie dem Bildungsſtand des ſingenden Volkes entſprechend viele lyriſche Beimiſchungen enthalten; dahingegen die übrigen Poeſien vorwiegend lyriſch ſind.

Einzelne Inſeln gelten für beſonders tüchtig in ihren poetiſchen Leiſtungen; hier aber wie im ganzen Archipel ſind es immer einzelne Menſchen, welche beſonders dichteriſch begabt ſind und zwar können dies Männer oder Frauen ſein. Manche von ihnen und zwar die angeſehenſten glauben, daß ihr Geiſt während eines Schlafes zum Himmel entrückt wird und dort von einer Gottheit jedes neue Gedicht und den ſtets dazu gehörigen Geſang erlerne, den ſie dann erwachend ihren Mitmenſchen mittheilen. Solche Neuigkeiten verbreiten ſich raſch und werden ſo hoch geachtet, daß man nichts, auch mundartliche Eigenthümlichkeiten und wenn ſie bis zum Unverſtändlichen gingen, an ihnen ändert, trotzdem daß die Ueberlieferung mündlich geſchieht. Dieſer Vorzug eines poetiſchen Verkehrs mit den Göttern gilt für erblich; doch gibt es auch andere Dichter, deren Geiſt nicht zum Himmel entrückt wird, und die deshalb auch minder geehrt ſind, deren Gedichte ſelber aber jenen an Werth nicht nachſtehen (eb. 113). Auch ſoll es Leute geben, welche ganz aus dem Stegreif ihre Gedichte erfinden und hören laſſen (Erskine 468). Ein ſolches Gedicht, ſei es nun in welcher Art es ſei und der dazu gehörige Tanz heißt meke (eb.).

Die epiſche Dichtung, meiſt metriſch und zum Tanze geſungen, hat ein ſehr phantaſtiſches Gepräge; je phantaſtiſcher eine Geſchichte iſt, je beliebter wird ſie. Daneben gibt es aber auch eine Menge poetiſcher Erzählungen, welche in Proſa verfaßt und nur erzählt werden. Die Kunſt des Erzählens aber iſt im ganzen Volke verbreitet:

ſie ſind im raſchen ſpannenden Vortrag ebenſo geſchickt, als ſie begierig ſind, ſolche Geſchichten zu hören (Erskine 474), ja ihre Leidenſchaft geht hierin ſo weit, daß nach Seemanns Bericht (195) ein Europäer, der die Märchen von 1001 Nacht vortrug, ſich dadurch ein reichliches Einkommen erwarb, obſchon es ſonſt unter den Fidſchis ſelbſt als Ehrenſache gilt, die Gaben der Muſe nicht zum Gelderwerb zu benutzen (eb.). Der Inhalt dieſer epiſchen Erzählungen und Gedichte iſt ein ſehr verſchiedener: bald iſt er rein mythologiſch, wovon Mariner verſchiedene Proben gibt, bald mehr hiſtoriſcher Art, bald auch rein märchen- oder novellenhaft. Beiſpiele findet man außer bei Mariner bei Seemann (195 f.) und bei Will. u. Calvert, von denen wir hier eines einrücken, weil ſie ſich von den polyneſiſchen Geſchichten nur durch eine größere Kraft und Wildheit unterſcheiden, nach denen man ſich alſo ein Bild machen kann. — Auch Thierfabeln haben ſie, in der epiſchen Art ohne Lehrpointe, auf denen Sprichwörter beruhen, ſo die Legende (Seemann 385): Die Scholle (davilai) war früher der beſte Vorſänger unter den Fiſchen; eines Tages aber weigerte er ſich hartnäckig trotz aller Bitten der verſammelten Fiſche, zu ſingen, worauf ihm dieſe erzürnt ſo platt traten, wie er jetzt noch iſt; daher man einem ſich zierenden Künſtler noch heute zuruft: „ah, das iſt Herr Davilai!“

Die lyriſche Poeſie iſt, wie ſchon die oben erwähnten Kriegs- und Trauerlieder beweiſen, gleichfalls ſehr verſchiedener Art. Ihre Trauer- und Kriegslieder gleichen ganz den polyneſiſchen Gedichten der Art (vergl. z. B. Will. u. Calv. 1, 187; 47); die erotiſchen, welche ſehr zahlreich, meiſt aber obſcön ſind, haben nicht die Feinheit und Grazie, welche die polyneſiſchen Gedichte gleicher Art auszeichnen. Sie ſind es, welche meiſt in der Nacht und ſehr häufig zu gleichfalls unanſtändigen Tänze geſungen werden (eb. 116; Erskine 218). Alle größeren Gedichte beſtehen gewöhnlich nur aus loſe aneinander gereihten Gedanken, ähnlich der älteren arabiſchen Poeſie; es kann daher nicht wundern, wenn dieſe Gedichte öfters dialogiſche Form annehmen (W. u. Calv. 1, 116). Uebrigens gibt es auch lyriſche Gedichte von ganz allgemeiner Art; wie denn eigentlich nichts im Leben der Fidſchi wäre, wofür man nicht ein Gedicht hätte. Sehr häufig ſind dieſe Gedichte nur kurz, zwei- bis dreizeilig, irgend einen lyriſchen Gedanken enthaltend, und ſo ſind meiſt die momentan erfundenen. Daß es ſehr

ernſte Gedanken unter ihnen gibt, dafür mag folgende Probe ſprechen (Will. u. Calv. 1, 243):

a mate na rawarawa:	Der Tod iſt leicht.
me bula — na ka ni ɗava?	Zu leben — was nützt es?*)
a mate na ɗegu·	Der Tod iſt Ruhe.

Dieſe Spruchpoeſie dient dann ferner zu Epigrammen, welche ſehr leicht entſtehen und häufig einen perſönlich ſatiriſchen Charakter annehmen (eb. 118; 165); außerdem aber iſt ſie gnomiſches Inhalts (eb. 118; 50), und hiermit ſteht im nächſten Zuſammenhang, daß eine Menge Sprichwörter ganz und gar die Form dieſer Art der Poeſie haben, inhaltlich aber ganz verſchieden ſind. Man fragt bei Kindern, wenn man von der Aehnlichkeit ſpricht:

uɗi ɗei?	Wem gleich?
uɗi lei.	Dem Vater gleich;

was wohl auch wie unſer „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme" gebraucht wird. Oder manini sautanini, der Knicker zittert, wo nur die beiden Worte reimen. Doch hat die Sprache, was hier angereiht werden muß, auch eine Menge reimloſer Sprichwörter, zum Theil von großem Ernſte, z. B.: „ein ungenützter Tag zählt nicht mit"; „die Leute von Nakondo ſchnitten den Maſt zuerſt" (von unbedachten Handeln geſagt) u. ſ. w. (Will. u. Calv. 1, 118; 110 f.). Aber auch von dramatiſcher Darſtellung laſſen ſich Spuren erkennen: wir meinen damit nicht jene oben erwähnten dialogiſirten Gedichte, ſondern die große Begabung, welche ſie in Nachahmungen — die meiſt ſpöttiſcher Art ſind — und ſcherzhaften Poſſen an den Tag legen (eb. 111). Jackſon bei Erskine erzählt (468), daß ſie ſich ſehr gern durch allerlei Maskeraden die Zeit vertreiben, wobei ſie Erlebniſſe des Tages nachahmend darſtellen, nicht ohne grotesk-komiſche Züge.

Leider ſind unſere Nachrichten über dieſe Dinge, die doch ſo wichtig ſind, äußerſt gering, einmal weil ſie ſchwer zu beobachten ſind, dann aber auch, weil die Miſſionäre ſie häufig zu gering achten. Allein ſo viel ergibt ſich auch aus dem Vorſtehenden ohne Zweifel, daß die Fidſchis eine hohe Begabung für die Poeſie haben; daher es uns nicht wundern kann, daß auch in neuerer Zeit Dichter auftreten,

*) Wörtlich: Das Ding weſſen? Die Schreibung der Fidſchi Worte iſt nach Lepſius stand. alph. 267.

he christliche Gedichte verfertigen und daß diese Gedichte nicht schlecht
Denn freilich müssen die Missionäre den größten Theil der
nischen Poesie zu vertilgen suchen, da sie vielfach religiös und also
christlich, vielfach aber obscön ist.

Von Beredtsamkeit kann nur bei den Fidschis die Rede sein, aber
hier sind die Leistungen nach Williams Urtheil erbärmlich. In-
urtheilen die Fidschis selber anders und manchen von ihren öffent-
n Rednern zeichnen sie durch besonders anerkennende Namen aus
ll. u. Calv. 1, 154), was uns klar beweist, daß sie wenigstens
bestimmt ausgeprägte nationale Art zu reden, also eine nationale
kunst besitzen, die unserem Urtheil vielleicht nicht genügt, wohl
dem ihren, denn das, was uns mißfällt, gefällt ihnen, da sie
n, welchen Höflichkeits- und Etiketten-Regeln der Redner genügt,
n er uns trocken oder kriechend erscheint.

Gehen wir nun zu rein praktischen Gebieten über, so fließen hier
e Nachrichten reichlicher, welche zunächst einstimmig den großen
aller Melanesier für den Handel behaupten. So zunächst die
ohner von Neuguinea, von denen nur die wildesten Horden
der Mariannenstraße, die im Innern) noch gar keinen oder nur
wenig Handel betrieben. Aber lebhaftes Interesse und Geschick
denselben legen auch sie an den Tag (Finsch 53; Sal. Mül-
b. 64), wie denn die Bewohner des Innern den Paradiesvogel-
el allein vermitteln. Auch die Anwohner der Redskarbai (Süd-
, obwohl sie Eisen noch nicht kannten und also auch nicht schätz-
schätzten nur das Nützliche, Kleiderstoffe, Glasflaschen (Macgill.
91; d'Entrecast. 1, 420). Die Küstenbewohner aber vom
atafluß bis zur Geevinksbai haben alle mehr oder weniger weit-
ide Handelsverbindungen und wenn auch die Anwohner des Ute-
sich hierbei mehr passiv erweisen (Müller b. 88), so sind sie
dem Handel geneigt (Müller b. 68; 75) und wissen das für
lützliche wohl auszusuchen (Finsch 64). Die Händler der ver-
enen malaiischen Inseln (Ceram, Ceramlaut, Gisser, Kessing, Go-
u. s. w.) haben alle ihre bestimmten Handelsplätze, deren aus-
zliche Ausnutzung sie beanspruchen (Sal. Müller b. 100 f.).
utender Handel mit Malaisien herrscht an der Speelmannsbai
zuin. 23; 109; Sal. Müller b. 97), und zwar nicht jetzt
ondern schon zu Keyts (1678) Zeiten (541). Die Händler von

Ceram müſſen hier vorausbezahlen, aber ſie werden nie betrogen, ſondern erhalten die bedungene Lieferung in genauer Richtigkeit (N.-Guin. 122). Sago, Waffen, Maſſoirinde, Paradiesvogelbälge, Trepang, Schildpatt, Perlen, irdene Gefäße u. ſ. w. ſind Ausfuhrartikel. Auch den Werth des Geldes kennen ſie jetzt (Finſch 77). Wie nun die Weſtküſte der Inſel ſchon lange eifrigen Handel treibt (Keyts 540; Vinck — 1663 — eb. 538), ſo eifrig, daß nicht ſelten die Händler, die zu wenig bieten, verrätheriſch ermordet werden (Wallace J. R. G. S. 32, 130), ſo iſt der Haupthandelsplatz an der Nordküſte Dorei und an der Geevinksbai die kleine Inſel Run (Wallace eb. 127). Die Schiffe von Dorei durchfahren die ganze Bai, um Handel zu treiben, an welchem Malaiſier aller Inſeln, ſowie Europäer betheiligt ſind (eb. 129; Goodswaard 48): die Handelsartikel ſind auch hier Muſcheln, Lebensmittel, Perlen, Schildpatt, Trepang, Gewürze, Geräthſchaften, namentlich jene trommelartigen Muſikinſtrumente, welche wir ſchon erwähnten (Wallace 2, 278-80; Goodswaard 47 f.). Ganz ähnlichen Handel treibt Miſol (Wallace in J. 32, 130). Auf ganz Neuguinea herrſcht ferner der Sclavenhandel, der zu Dorei, wo der Werth eines Sclaven (25—30 Gulden) die Münzeinheit bildet, ganz gewöhnlich iſt (de Bruijnkops 186; Windſor Earl c. 84; Goodsw. 49), der ferner an der Weſtküſte der Inſel (Keyts 540), an der Speelmannsbai (N.-Guin. 116), an der Mariannenſtraße betrieben wird (Kolff 340).

Wo nun im übrigen Melaneſien die Europäer oder andere cultivirte Völker mit den Eingeborenen friedlich verkehrt haben, da hat ſich bei dieſen letzteren auch derſelbe Handelsgeiſt entwickelt, der ſie ſtets zum Umtauſch geneigt ſein, raſch ſie aber auch das Nützliche vor dem Unnützen zu achten gelehrt hat. So fand es Schouten auf den kleinen Inſeln nordöſtlich von Neuguinea (Diar. 55; vergl. le Maire allg. Hiſt. 3 R. 11, 473), Jukes auf den Inſeln der Torresſtraße (1, 162 vergl. Meinicke bei Neum. Zeitſchr. n. F. 3, 114), Macgillivray (1, 200) auf der Luiſiade, ſo fand es Labillardiere (1, 258) auf den Admiralitätsinſeln und (1, 223) im Salomoarchipel (Rietm. 192; 195; Surville 243), Dillon auf der Nitendigruppe (2, 150; 171; 239; 303); daſſelbe gilt von den Hebriden (Erskine 378; 325; Turner 500; Rietm. 167; 171; 177), welche auch unter einander ſowie mit den Loyalitätsinſeln in Handelsverbindung ſtehen (Forſter R. 3, 128; Turner 399). Jedenfalls wäre der Handel

it den Europäern überall viel lebhafter, wenn nicht die Letzteren ſel-
r den Eingeborenen — man denke an die Santelholzhändler —
indſelig entgegenträten; einzelne Inſeln ſind auch noch zu unbekannt,
s daß wir über ſie urtheilen könnten und haben daher auch noch
enig Gelegenheit gehabt, mit fremden Völkern zu handeln. Begehr-
hkeit iſts auf der einen Seite, welche ſie ſo handelsluſtig macht;
idererſeits aber zeigt ihr auf das Nützliche gerichteter Sinn, ihr raſches
egreifen des europäiſchen Handelsſyſtems, der Vortheil, den ſie trotz
rer Rohheit aus dieſem Handel zu ziehen wiſſen, wobei ſie jedoch
eng ehrlich ſind, ſobald ſie einmal einen Vertrag geſchloſſen haben
l.-Guin. 122), daß ſie wirklich für den Handel befähigt ſind und
lte ſchon dieſe Thatſache aus rein praktiſchen Gründen die Weißen
beſſerer und alſo vortheilhafterer Behandlung bewegen. Auch hier
gen wieder die Fidſchi, was die melaneſiſche Race leiſten kann.
chon lange vor der Entdeckung der Europäer hatten ſie Handel ſo-
hl unter ſich, als mit den Tonganern. Unter ſich handelten ſie
t den Erzeugniſſen der einzelnen Gegenden (Hale 62), beſonders
it einheimiſchem Zeug, mit Seil- und mit Töpferwaaren (Erskine
9) und es gab einzelne Orte, welche beſonders berühmt waren durch
zelne Waaren, wie z. B. Vanua levu durch ſeine Töpfe (eb. 421),
ßerdem mit Fiſchen, Matten, Yams, Kavawurzeln u. dergl. (Will.
Calv. 1, 93). Handelstage wurden vorausbeſtimmt: man kam
an an der Küſte, auf beſonders dazu gepflaſterten Plätzen, zuſam-
n, allein da die Geſchäfte häufig den Frauen überlaſſen blieben,
kam es auch nicht ſelten zu Zank (eb.).

Dieſer Handel nun, welcher reiner Tauſchhandel war, befand ſich
der Hand der Bevölkerung von Levuka, Mbutoni und Malaki,
lche, wie die Orang Laut in Malaiſien, ein Leben faſt ganz zur
e, ihrer zweiten Heimat, führen, obwohl ſie feſte Wohnſitze an ver-
iedenen Punkten des Archipels haben (eb.). Nach Hale (62) ſtammten
von Levuka aus Tonga, ſie wohnten urſprünglich, was alſo nur
ßen kann nach ihrer Einwanderung, in Mbau und ſiedelten ſich erſt,
chdem ſie von dort durch die Bewohner von Moturiki vertrieben
ren, auf Ovalau an. Allein dieſe tonganiſche Abſtammung beruht
hl nur auf einem Irthum, auf einer Namensverwechſelung. Auch
Tonga gibt es ein Lifuga (Lifuka) und da nun die Tonganer bei
Fidſchis ſehr angeſehen ſind, da ſie ferner ſchon ſeit längerer Zeit

mit den Fidſchis in eifriger Handelsverbindung ſtehen, ſo iſt unter den Letzteren die Anknüpfung an jenen tonganiſchen Namen wohl abſichtlich geſchehen und hierauf beruht Hales Nachricht. An ſich ſpricht nichts für dieſe Einwanderung: denn gleiche Namen finden ſich auch ſonſt in polyneſiſchem und melaneſiſchem Gebiet, da die Sprachen beider viele Berührungen mit einander haben; Levuka aber iſt ein Ort auf der Inſel Ovalau, wie auch Malaki ein Inſelchen nordwärts von Vitilevu und wohl auch Mbutoni ein ähnliches kleines Eiland der Riffe iſt. Jene Vertreibung aber aus Mbau erklärt ſich leicht, wenn man an die Lebensweiſe ſolcher Seehändler, ſolcher Drang laut denkt. Daß ſie tief im jetzigen und vergangenen Leben der Fidſchi wurzeln, zeigt ſich ſchon in dem, was wir aus Hales weiteren Berichten (eb. vergl. 182) lernen, daß ſie einen „König" haben, der zu Lakemba wohnt, daß jeder von den Levukern, der nach Mbau kommt, mit beſonderen Ehren empfangen wird, weil ihnen eigentlich Mbau gehört; daß der Grund dieſer Ehren aber tiefer oder anderswo liegt, geht daraus hervor, daß das Volk von Levuka ſowohl, wie von Kamba (einem Vorgebirge von Vitilevu, Mbau gegenüber; vergl. La-kemba) die Weihen vornehmen muß, welche der Häuptling empfängt, der Oberherr von Mbau wird, und daß ſich dieſer nicht eher Tui-Mbau nennt, als bis er Tui-kamba und Tui-levuka iſt.

Wir ſehen alſo hier keinen polyneſiſchen Einfluß, vielmehr eine durchaus ſelbſtändige Entwickelung melaneſiſches Lebens: aber freilich ſteht feſt, daß der Fidſchiarchipel durch alte Handelsverbindungen mit Tonga verbunden iſt. Wie weit dieſelben zurückgehen, läßt ſich nicht berechnen: jedenfalls iſt der Zeitraum von 100 Jahren, welchen Williams (Will. u. Calv. 1, 94) dafür anſetzt, viel zu kurz, wie ſchon verſchiedene Fidſchimythologeme (Mar. 1, 270 f.; Hale 177; Seemann 239) beweiſen, nach denen freilich dieſe Gemeinſchaft in das graueſte Alterthum zurückverſetzt wird; auch waren ſchon früh Tonganer nach Fidſchi eingewandert. Für die längere Dauer dieſes Verkehrs ſprechen auch die Gegenſtände deſſelben: namentlich Schiffsbauholz bekamen die Tonganer von den Fidſchis, ja ſie bauten in letzterem Lande gleich ihre Kähne und auch ihre Waffen bekamen ſie von dort (Will. u. Calv. 1, 94; Seemann 239). Ferner holen ſie von dort her Irdengeſchirr, Mattenſegel, Moskitoumhänge, Seil, Zeuge, und vorzüglich wichtig waren für ſie die rothen Papageienfedern, welche

bei ihnen ſo hoch im Preis und in Fidſchi auf einer Inſel zahlreich zu haben waren (Will. u. Calv. eb.). Dafür brachten ſie Kauris, Walzähne, Schmuckſachen, in Tonga verfertigte Zeuge, eingelegte Waffen, ſpäter auch, womit ſie anfangs großes Aufſehen erregten, europäiſche Eiſengeräthe und Waffen. Doch erlangten ſie auch die Waaren der Fidſchis durch Hülfe, die ſie ihnen im Krieg brachten, ja auch wohl dadurch, daß ſie ihnen Weiber überließen (eb.). Beſonders wichtig waren die Walzähne: denn dieſe galten in früherer Zeit — ſpäter wurden ſie durch die Walerſchiffe zu häufig und ſanken im Preiſe, daher man ſie, wie die Kauris, als Schmuck verwendet — für ſo koſtbar, daß ſie gradezu die Scheidemünze des Verkehrs bildeten (Hale 62; d'Urv. a. 4, 700). Doch hatte auch das einheimiſche Zeug im Handel eine ähnliche Geltung (Gaimard eb. 725).

Jetzt handeln die Fidſchis auch viel mit Europäern, und Kokosöl (obgleich nicht in allzu großen Mengen), Schildpatt, Trepang (der in neuerer Zeit nachläßt), Arrowroot, Santelholz und ſeit 1862 auch Baumwolle, deren Anbau ſich immer mehr ausbreitet (Seemann 48 f.), ſind die hauptſächlichſten Ausfuhrartikel: als Einfuhr kommt dagegen, außer Geld, deſſen Gebrauch den Fidſchis jetzt ganz geläufig iſt, Eiſenwerkzeuge, Waffen, Munition, Taback, Zeuge und auch ein geringes Quantum von geiſtigen Getränken (Erskine 269; Will. u. Calv. 1, 95; 93; Seemann 227; Benſuſan J. R. G. S. 32, 48). Uebrigens fand Erskine (eb.) die Walzähne als Münze noch im Gebrauch. Wenn Benſuſan verſichert, das Land könnte weit mehr leiſten, allein die Eingeborenen wollten ſich nicht mehr anſtrengen, da es habe, was es brauche: ſo iſt dies im Allgemeinen richtig, doch aber ein fortwährendes Steigen des Verkehrs und des Umſatzes, alſo auch des Producirens nicht zu verkennen.

Eine Zeitrechnung haben die Fidſchis zwar, doch iſt dieſelbe keineswegs ſehr genau, vielmehr nur beſtimmt nach den einzelnen Thätigkeiten des Landbaues und regelmäßig wiederkehrenden Naturerſcheinungen: ſo heißt nach Hale (68) der Februar sesē-ni-ngasau-lailai, Blüthe des Rohres klein; der März sesē-ni-ngasau-levu, Blüthe des Rohres groß; der April vula-i-mbotambota, Mond des Zerſtreuens, nämlich, wie Williams (1, 101) erklärt, der abfallenden Blätter; der Mai nach Hale vula-i-kelikeli, Mond des Grabens; die drei folgenden Monate beziehen ſich auf den Yamswurzelbau, dann folgt Oktober

und November, Mbalolo-lailai und Mbalolo-levu, Mbalolo wenig und viel, denn im Oktober erſcheinen zuerſt einzeln die höchſt merkwürdigen Thiere, eine Art Ringelwurm, Palolo viridis, welcher auch in den Riffen von Samoa Tonga und den Hebriden vorkommt, im November aber und zwar meiſt um den 25. treten ſie in einer einzigen Mondſcheinnacht in ſolchen zahlloſen Maſſen auf, daß ſie das Meer zwiſchen den Riffen buchſtäblich ausfüllen. Dann werden ſie maſſenhaft gefangen, gebacken und gegeſſen, worauf ein ſehr ſtreng gehaltenes Feſt von vier Tagen folgt, welches als heilige Tabuzeit ſtrengſte Ruhe überall verlangt, ſo daß ſelbſt das Schreien eines Säuglings dem betreffenden Haus Strafe zuzieht. Ehe dieſe Tage der Stille angehen, gleich nach dem Fang, ſteigt ein Grundbeſitzer auf einen Baum und fleht zum „Gott des Himmels“ (Kalou ni lani) um gutes fruchtbares Wetter; dann, nach beendetem Gebet, lärmen alle Anweſenden auf jede erdenkliche Weiſe eine halbe Stunde lang, worauf dann jene Ruhe eintritt. So ſchildert Hale (67) den Vorgang, der jetzt ſo nicht mehr im Schwunge iſt. Allein auch jetzt noch ſpähen die Fidſchis, wenn der Mbalolo gebacken iſt, eifrig nach Regen, um „ihre Oefen zu löſchen“; erfolgt keiner, ſo mißräth die nächſte Yamsernte (Seemann 61; 59 f.). Auffallend iſt es, daß das Erſcheinen dieſer Thiere ſich genau nach dem Monde richtet: ſie kommen im November beim letzten Viertel und zwar nach Mondaufgang; um 9 Uhr des Morgens ſind ſie ſchon ſpurlos verſchwunden (eb.). Die beiden folgenden Monate, Dezember und Januar, heißen auf gleiche Art nach einem Fiſch nuña-lailai und nuña-levu. Aehnlich, aber im Einzelnen abweichend, beſchreibt Williams das Fidſchijahr: denn nach ihm (1, 101) ſind die Monate nur nach dem Bau und Wachsthum der Pflanzen und nach der Thätigkeit der Menſchen genannt und Hales April und Mai ſind ihm März und April. Der Widerſpruch könnte ſich vielleicht dadurch löſen, daß Hales Namen von den Lakembainſeln, den ſüdöſtlichſten des Archipels, ſtammen und allerdings könnten ſolche Schwankungen bei der großen Ungenauigkeit dieſer Zeitrechnung nicht wundern. Nach Williams bilden mehrere Monate zuſammen eine Jahreszeit, und nennt man Februar und April die naſſe Zeit, vula-i-uda (Mond der Näſſe), Juni und Juli vula-i-liliwa, die Zeit der Kälte, die Monate von Mai bis September vula-i-teitei, Mond oder Zeit des Pflanzens. Zu beachten iſt, daß das Wort vula

Mond" zu gleicher Zeit auch „Monat" bedeutet; der Mond iſt es o jedenfalls, nach welchem auch die Fidſchis in früheſter Zeit ihre it rechneten. Williams ſowohl wie Hale zählen nun zwölf Monate, kine aber (253) weiß nur von elfen, welche nach ihm allerdings chfalls nach der Vegetation und dem Ackerbau eingetheilt ſind, ſtets er mit dem Neumond angehen. Nimmt man nun an, das Jahr, das ſie ein beſonderes Wort haben (yabaki), beginne, wie Hale lt, mit dem Februar und läßt man zwei gleichnamige Monate, etwa ezember und Januar, als einen gelten, ſo würde das ſtimmen. Wie n nun auch ſei — denn die Fidſchis ſelbſt haben die Rechnung ht genau gemacht — der Mond ſpielt jedenfalls hier bei der Zeit- ntheilung eine Hauptrolle. Es ſcheint aber faſt, als ob die Fidſchis äher höhere Bildung und Genauigkeit im Laufe der Zeiten verloren itten; wie es auch auffallend iſt, daß im ganzen Ocean außer den otumanern nur ſie das alte Wort für Mond, welches alle malaii- hen Sprachen beſitzen, bewahrt haben.*) Jetzt gilt natürlich das nglиſche Jahr und ſeine Eintheilung unter den Fidſchis, vielleicht daß ene Zwölfzahl der Monate ihm ſchon angehört, wie jedenfalls die Einführung der Woche; denn dieſe oder irgend einen beſonderen Ruhe- tag hat man weder hier noch irgendwo in Melaneſien gekannt (Erſ- kine 253; v. d. Gab. 66-7). Nur einzelne Feſtzeiten, wie z. B. die Zeit der Brodfruchtreife, kannte und feierte man (Erskine eb.).

*) Für die Mal. Sprachen vergl. Humboldt 2, 242; Marsden Misc. w. 79 f.; Wallace 2, 456. Auch das Rotuma hat das Wort: denn hula, vor Conſonanten hual' iſt daſſelbe: für die Stellung des Rotumaniſchen den übrigen polyn. Sprachen gegenüber iſt dieſe Uebereinſtimmung beachtenswerth. Die melaneſiſchen Sprachen bei v. d. Gabelentz, Labillard. (2, Vok. 51), Cheyne, Turner (Sprachtafel) Marsden M. w. zeigen nur Spuren des Wor- tes: es findet ſich im Bauro (v. d. Gab. 235) und im Gera (Guadalcanar eb. 244) als hura, ſehr nahe klingend dem rotum. hula, ferner im Utenata- dialekt auf Neu-Guinea, uran, im Dial. der Tritonbai und im Mairaſſi kuran, Nordküſte von Neu-Guinea kalangh, Neuirl. kalan, Weſtküſte von Neu-Guinea (Küſte Onin) punono (Sal. Müller b. 113; v. d. Gab. 5). Auch mikroneſ. Sprachen haben Verwandtes. Die polyn. Sprachen und ſo auch das Sikayana (Cheyne) gebrauchen meiſt marama, eigentlich Licht, welches Wort vielleicht in alter Zeit wegen eines Tabu, welches auf dem peziellen Worte für Mond lag, aufgekommen iſt. Doch findet es ſich ähnlich auch in mikroneſ. Sprachen (Cham. 63 Wolea moram).

Von Aſtronomie wiſſen die Fidſchis nichts, auch unterſcheiden ſie die Fixſterne nicht von den Planeten; nur den Morgen- und Abendſtern kennen ſie, welchen ſie „Bezeichner des Tages und der Nacht“ nennen (Hale 68). Daraus folgt ſchon, daß ihre Leiſtungen zur See nicht bedeutend ſind, wenn ſie auch bei ihren Küſtenfahrten Tüchtiges leiſten (eb.). Ihre weiteſte Fahrt mag wohl bis Rotuma geweſen ſein, wenigſtens muß man nach der Sage bei Micheleva y Rojas (172; ſiehe Bd. 5, 2, 182) annehmen, daß ſie die Inſel beſucht haben: ſonſt aber befahren ſie nur ihren Archipel, den ihre Fürſten ſehr genau Inſel für Inſel kennen, und kommen allenfalls noch bis zum Tongaarchipel, obgleich in den meiſten Fällen die Tonganer, die ungleich ſeetüchtiger ſind, zu ihnen kommen (d'Urville a. 4, 426; 447 f.).

Auch hierin ſcheinen ſie einigermaßen herabgekommen zu ſein: wenigſtens finden wir bei den übrigen Melaneſiern auf dieſem Felde größeren Reichthum. So kennen die Tanneſen (Turner 89) eine ganze Reihe Sternbilder, für deren jedes ſie einen beſonderen Namen haben, Kahn mit Ausleger, Ente, Schütz, Feuerzange, die eſſenden Kinder u. ſ. w., auch wiſſen ſie von jedem dieſer Bilder mythologiſch anzugeben, warum es an den Himmel gekommen iſt; welche höchſt wichtigen Mythen uns Turner leider nicht mittheilt. Nach dem Aufgange dieſer Sternbilder wiſſen die Tanneſen die nächtliche Zeit genau einzutheilen und zu beſtimmen; und ſo wird auch trotz ihrer ſchlechten Kähne die Schiffahrt der neuen Hebriden (eb. 395) gerühmt. So rühmt auch Salerio (942), daß die Bewohner der Maſſimsinſeln (öſtlich von Neu-Guin.) erfahren in der Kenntniß des Windes und deshalb tüchtige Schiffer ſeien. Eingeborene der Nitendigruppe kannten erſtlich ihre Gruppe ſehr genau, außerdem aber noch die „Taumakogruppe“, Taumako, Sikayana und „Towleakey“ *) (Dillon 2, 269). Weite Fahrten, die oft 10—12 Tage dauerten, ſo berichtet Surville (242), unternehmen auch die Bewohner von Iſabel.

*) Dillon hat obige Nachricht von den Eingeborenen ſelbſt, welche alſo jene Inſeln als eine zuſammengehörige „Gruppe“ auffaßten. Wir ſehen darin eine neue Beſtätigung unſerer im vor. B. 2. S. 176 f. vorgetragenen Anſicht. Was aber iſt das räthſelhafte Towleakey? Sollten wir darin ein mißverſtandenes Tokelau haben?

ſcheinen bis ins malaiſiſche Gebiet ausgedehnt zu ſein, denn, ſagt ſie fahren bis ins Land der „Weißen", welche lange Haare, gol- e Ohrgehenke und ſich bis auf den Gürtel nackt trügen. Dieſe rten richten ſich nach dem Auf- und Untergang einzelner Sterne das Nähere fehlt leider —, welche die Schiffenden kennen.

Auch eine beſtimmte Zeitrechnung haben die übrigen Mela- er. In der Nitendigruppe (Dillon 2, 219) rechnet man der beſtimmten Wiederkehr des Weſtmonſunes (rackey). Daſſelbe en wir auf Neuguinea; auch zu Lobo rechnet man nach dem nſun (N. Guin. 129), indem auch dort, wie es ſcheint, das Jahr raksa) mit dem Weſtmonſun oder vielmehr mit dem Windum- ng, wofür man einen Monat rechnet, Anfang Oktober beginnt; cher Zeitpunkt auch außerdem durch ein Naturereigniß, nämlich ch das Ausſchlagen der Kaſuarinen — wobei man bedenke, daß er Baum vielfach im Ozean heilig iſt — und durch eine wichtige chäftigung bezeichnet iſt, nämlich durch den Beginn der Trepang- Schildkrötenfiſcherei. Die eine Hälfte des Jahres bildet der Weſt- nſun, die zweite, ganz wie zu Nitendi, der Oſtmonſun; ja auch die- e Bezeichnung für die Jahreshälften finden wir wieder, denn das guin. ña-rak-wida (ein Monſun) iſt ſicher daſſelbe Wort wie das -ey der Nitendigruppe. Merkwürdig aber iſt es, daß die Einge- nen von Lobo zugleich wie die Fidſchis und andere Melaneſier dem Monde rechnen: jedes ña-rak-wida hat ſechs uran-sa, d. h. 3 Monate (uran Monat, sa eins, alſo „ein Monat"). Von den 3 Monaten des Weſtmonſuns geht einer ab für die „große Ebbe" die Eingeborenen merkwürdig genug die Zeit nennen, wann der nd kentert (Modera 114; Sal. Müller b. 97 f.). Wenn Friedr. Müller (Novaraexped. Ethnol. 18) in dieſer Zeitrechnung hamedaniſchen Einfluß erkennen will, ſo wird dieſe Annahme zu- hſt durch die vollſtändig melaneſiſche Zeitbeſtimmung widerlegt, che, wenn die ganze Rechnung aus der Fremde aufgenommen wäre, chfalls fremden Urſprungs ſein würde; dann aber und noch ſchla- der, daß wir überall in Melaneſien, auch wo keine Möglichkeit

*) Ganz ähnlich ſcheint im Rotum. ſich mit hula Monat die Zahl eins zwar in der conſtruirten Form (Hale) zu verbinden: wenigſtens erklärt auf dieſe Weiſe die Form huaildia, welche Marsden Misc. w. nach unett als das rotum. Wort für Mond hat.

wanor, man darf alſo auch hier wohl auf gleiche Bedeutun
und ſo hätten wir Mondmonate auch im Salomoarchipe
neuen Hebriden, den Loyalitätsinſeln und auf Neucaledon
ſie erſt durch die Europäer eingeführt ſind, iſt nicht denk
den Melaneſiern der Begriff Monat, alſo die Zeitrechnung
Mondläufen nicht geläufig geweſen, dann hätten die Eur
das melaneſiſche Wort Mond dafür brauchen können, ſon
eine europäiſche Bezeichnung des Zeitabſchnittes eingeführt.
Wort für Jahr haben die Sprachen der neuen Hebriden
der Loyalitätsinſeln, während die vorliegenden Ueberſetzunge
Bauro und Gera (eb. §. 471; 500) das Wort durch U
(viele Monate) wiedergeben. Seltſamer Weiſe hat aber
dafür ein Wort, welches ſowohl mit dem Namen des
Nitendi als auf Neuguinea verwandt erſcheint. Mar. ke-
neug. ńa-rak-wida, nit. rak-ey. Und ſo ſcheint auch die
Gemeingut der Melaneſier geweſen zu ſein, nur daß er e
der ſo höchſt mangelhaften Kenntniß des Archipels an m
genden des Gebietes noch nicht beachtet iſt, oder aber d
Eingeborenen ſelber in ſpäterer Zeit — denn dieſe ganz
nung hat etwas Trümmerhaftes — an einzelnen Orte
haben.

Man zählt nach Nächten, nicht nach Tagen, wie di
deutlich ausweiſen. Vom Fidſchi ſagt es v. d. Gabel
ausdrücklich, ebenſo vom Mare §. 321; allein auch von
Inſeln kann man es ſprachlich erſchließen. Aneityum h

hauptung ſchlagend. Mit dieſem Worte vergleicht nun v. d. Gabel. §. 277, b. das tanneſiſche in pet heute: und auch dies pet wird demnach wohl urſprünglich Nacht bedeutet haben. Dann iſt alſo auch auf Tanna nach Nächten gezählt, und auch hier iſt es eine Ungenauigkeit, wenn die Miſſionäre in den Ueberſetzungen nach Tagen zählen. In Gera nun findet ſich im Vaterunſer ein Wort puieni heute und puino täglich*), welches entſchieden an Fidſchi boṅi, Duaura (Neucaled.) puṅi, Aneityum e-peñ Nacht erinnert und wohl denſelben Sinn hat wie aneit. inpeñ, da denn puiño zu ſchreiben wäre. Ob aber das Bauro diini, wohl gleichfalls heute, dieſelbe Bedeutung hat, laſſen wir dahin geſtellt. Jedenfalls aber, ſo dürftig unſere Berichte auch ſind, dürfen wir annehmen, daß auch im übrigen Melaneſien nach Nächten gezählt wird.

Das Zahlſyſtem dieſer Völker ging, worin man v. d. Gabelentz (§. 519) beiſtimmen muß, wohl urſprünglich nicht über die Dreizahl hinaus, auf welche dann ſogleich der Begriff der Vielheit folgte. Wenn aber jener ausgezeichnete Gelehrte der Meinung iſt, die Zahl vier ſei von den Polyneſiern entlehnt, ſo ſprechen hiergegen die durchaus ſelbſtändigen Formen der betreffenden melaneſiſchen Zahl. Es ſcheint vielmehr, daß wir drei Stufen des melaneſiſchen Zahlſyſtems zu unterſcheiden haben; zunächſt, wo ihnen alles was über drei war, als viel galt, wo aber die Dreiheit ſo ihre Vorſtellungen beherrſchte, daß ſie dieſelben auch in der Geſtaltung ihrer ganzen Sprache, in welchem der Trialis eine große Rolle ſpielt, ausdrückten, dann, wo ihnen an der Hand und ihren fünf Fingern die Fünfzahl aufging, daher ſie vielfach fünf durch lima Hand (Fidſchi, Neuguinea Sal. Müller b. 117) bezeichnen, und Neuguineer von Utenata jede Zahl bis fünf nur durch den betreffenden Finger bezeichneten, den ſie hinhielten (Müller eb.); und drittens, wo ſie weiter zählen lernten, zunächſt bis 20, wie denn das Mare (v. d. Gab. §. 519) 20 geradezu durch ein „Menſch“ (Finger und Zehen) ausdrückt; andere Sprachen freilich zählen ſelbſtändig nur bis zehn, ſo das Fidſchi, deſſen Zahlen aber

*) Gera: Dori mai puieni hama eru hanihana puino
gib her heute herzu uns Brod täglich v. d. Gab. §. 507.
Bauro: hamai diini tana meu ni mareho ni ngau
herzu, gib, heute (?) zu uns das Genügende zu eſſen eb. §. 477.

weisen will ab. Das Material für diese Untersuchungen
ein sehr unvollständiges: es fehlt vor allen Dingen an Be
dem Britannia- und Salomoarchipel.

Wir werden uns nach allem Vorstehenden, welches
Einzelnheiten noch reichlich vermehrt werden könnte, ein kl
von der geistigen Befähigung der Melanesier machen und
hauptung aussprechen können, daß sie eine hervorragend bede
Das sehen wir an den Fidschis zunächst, welche von vielen
stattern des verschiedensten Standpunktes als die fähigsten u
bedeutendsten aller Oceanier hingestellt werden. Jedenfalls
den Polynesiern in nichts nach: und die Art und Weise, u
Verkehr mit den Europäern äußerlich und innerlich gelernt
allerdings eine höchst beachtenswerthe. (Will. u. Calv.
Williams (eb.) rühmt zugleich, worauf auch wir hinweise
die Schärfe ihrer Sinne, in der und deren Anwendung sie
ßen vollständig übertreffen; sowie sie auch weit mehr die N
tisch beherrschen und sich in allen Lagen sofort mit allerha
zeug und Hilfsmitteln zu versehen wissen, wo Weiße oft ga
sein würden. Aber überall finden sich in Melanesien ähn
scheinungen. So sind nach Tardy de Montravel (nouv.
voy. 1854, 4, 93) auch die Neucaledonier so gut begabt u
eine Bevölkerung des Oceans; und doch stehen in ihren
die Fidschis nicht nur, sondern auch viele andere Melanesier
sie. Auch die Bewohner der Loyalitätsinseln (die Fichten
eingeschlossen) sind nach Cheynes Schilderung, ebenso die

geſtellt aber werden die Bewohner von Neubritannia, die Tombaraner, Birarauer, Amakataner, von Labillardiere die Bewohner der Admiralitätsinſeln. Daſſelbe gilt, trotz ihrer ſittlichen Roheiten, von den Bewohnern der Inſel Ruk, ſowie von denen der Louiſiade und der Torresſtraße; man kann ſie, wenn man Labillardiere, d'Entrecaſteaux, Macgillivray, Jukes Schilderung geleſen hat, nur für vorzugsweiſe begabt halten und auch für geſchickt genug, von ihren Anlagen auch in ihrer jetzigen Lage guten Gebrauch zu machen. Alle die Melaneſier, welche in der Miſſionsanſtalt der melaneſiſchen Miſſion erzogen wurden, zeigten ſich gut befähigt; alle lernten leicht das Aeußere der modernen Cultur, alle leicht ſchreiben und leſen, manche auch noch mehr, z. B. fremde Sprachen, ja einer konnte ſogar nach zehnjährigem Lernen zum Geiſtlichen ordinirt werden; zu praktiſcher Thätigkeit wie kochen, bauen, Garten beſtellen zeigen ſich alle anſtellig (vergl. den ſehr intereſſanten Aufſatz: Züge a. d. Melaneſ. Miſſ. im ev. M. M. 1869, 356 f. 379). Von den meiſten Neuguineern gilt daſſelbe: von keinem Stamm aber im höheren Maße, als von den Anwohnern der Humboldtsbai, welche nach den holländiſchen Berichten ſehr große Fähigkeiten — wir reden hier zunächſt nur von Fähigkeiten intellectueller Art — beſitzen. Daß wir nun unter dieſen Völkern auch ſehr tief ſtehende finden, wie z. B. die Bewohner der Mariannenſtraße, welche Sal. Müller geradezu als ungeſtüme Wilde im eigentlichen Sinne und von thieriſcher Lebensart ſchildert (b. 53 f. 121; Modera 34 f.), und die vom Utenata, welche nicht viel höher ſtehen, ſo iſt dies durchaus nur natürlich, denn auch hier gilt der Satz wie überall in der Geſchichte der Menſchheit, daß Befähigung nach Entwicklung verlangt, daß letztere nicht überall eintritt und dann auch erſtere unbedeutender erſcheint, ja immer mehr ſchwindet. Zu den Melaneſiern, welche ſehr wenig in geiſtiger Beziehung leiſten, gehören nach Wallace) die Aru- und Keyinſulaner; ſowie ſich in allen Gruppen einzelne minder gut ſituirte und alſo auch minder entwickelte und minder befähigte Stämme und Individuen vorfinden. Im allgemeinen ſcheinen die Melaneſier freilich den Polyneſiern nachzuſtehen, denn einmal ſind wir über die letzteren weit beſſer unterrichtet, zweitens iſt die geographiſche Beſchaffenheit Melaneſiens menſchlicher Entwickelung im hohen Grade hinderlich, und drittens ſcheinen die Melaneſier, mit Ausnahme der Fidſchi, von früherer höherer Entwicke-

lung herabgeſunken zu ſein. So namentlich im Seeweſen, im Hausbau, in der Zeitrechnung u. ſ. w.

Auch in ihrem ganzen äußeren Gebahren finden ſich Züge, welche auf eine höhere und langgeübte Cultur hindeuten; andere, welche mit polyneſiſchen Sitten übereinſtimmen. So findet ſich der Namenstauſch unter Freunden, der in Polyneſien ſo gewöhnlich war, allerdings auf Fidſchi nicht (d'Urville a. 4, 706), wohl aber in der Nitendigruppe (Mendana fand ihn 1595 auf St. Cruz, Dalrymple 175; Dillon 2, 161 und Gaimard bei d'Urv. a. 5, 329 auf Vanikoro), auf den Salomoinſeln (wo ihn gleichfalls Mendana 1567 vorfand, nouv. ann. des voy. 1852, 3, 61; d'Urv. b. 5, 76) auf Tanna (R. 3, 94) und den Inſeln der Torresſtraße (Macgill. 2, 44). Auch hier ſetzt dieſe Vertauſchung des Namens den allerinnigſten Freundſchaftsbund voraus, der fürs Leben geſchloſſen iſt und auf völliger Güter- und Lebensgemeinſchaft beruht, daher der Freund dem Freunde auch ſein Weib mitzutheilen verpflichtet war (d'Urville b. 5, 78). Den Europäern aber bot man deshalb ſo vielfach dieſen innigen Freundſchaftsbund gleich beim erſten Bekanntwerden an, weil man ſie für höhere Weſen, für Götter hielt und auf dieſe Weiſe ſich ihre Gunſt erwerben wollte. Als Gruß war auf Wageu (Freycin. 2, 56) das polyneſiſche Naſenberühren im Gebrauch, das ſonſt von keinen Punkte melaneſiſches Gebietes erwähnt wird außer noch von den Inſeln der Torresſtraße und vom ſüdöſtlichen Neuguinea. Doch ſchildert Macgillivray (1, 258) den Gruß ſo, daß man mit Zeigefingern und Daumen der einen Hand die Naſe des Begrüßten berühre und zu gleicher Zeit mit der anderen Hand ihn zu beiden Seiten des Nabels leiſe kratze. Eine Art Handſchütteln, wobei man die Hand des Gegrüßten leiſe mit den eigenen Fingern kratzt, iſt daneben im Gebrauch (Mein. d. 116) wie Handſchütteln als Gruß auch ſonſt erwähnt wird (N. Guin. Kolff 331). Auf den Fidſchis iſt es erſt durch die Miſſionäre eingeführt zugleich mit dem Gruß: ich liebe dich. Früher kannte man nur eine eigenthümliche Art von Kuß oder eigentlich ein Mittelding zwiſchen Naſenreiben und Kuß, nämlich ein Beſchnüffeln des zu Grüßenden, Gleichſtehende beſchnüffelten einander das Geſicht, minder Vornehme Vornehmeren die Hand, Geringere Vornehmen das Knie, den Fuß. Auch hatte man verſchiedene Grüße, Morgens ſagte man „er-

wacht", oder „du bist erwacht"; Abends „schlaf" oder „leg dich nieder", worauf an einzelnen Orten die Antwort erfolgt: „wir sehen uns morgen wieder". Ankommende Fremde begrüßte man mit dreimaligem Händeklatschen und dem Zuruf „komm in Frieden", worauf der Name und die Heimat des Kommenden genannt werden muß. Auch hier gab es Unterschiede nach dem Rang. Zu einem Weggehenden sagt man „du gehst"; er antwortet „ich gehe; ihr bleibt". Aehnlich sagte ein Abreisender zu seinen Freunden: „ihr bleibt und habt Acht"; sie antworteten „ja und du reisest". Doch begleitete man abscgelnde Gäste bis zur, ja wohl bis in See; wie man auch ankommende Schiffer, wenn ein Stamm, ein Fürst den anderen besuchte, feierlich und mit einer Menge von Ceremonien empfing (Will. u. Calv. 1, 152 f. 155-6). Diese ceremoniösen Redensarten werden in ganz künstlicher Sprache, bald sehr rasch, bald wieder langsam und seltsam lispelnd gesprochen (eb. 153). Für die Fürsten hat das Volk eine Art von singendem Gruß, einen lang modulirten Zuruf, der dialektisch verschieden, verschieden aber auch für Männer und Frauen ist. Uebrigens dankt auch jeder Fürst jedem Mann aus dem Volk freundlich (eb. 1, 38). Fremde Gäste bringt man in das Gemeindehaus und bewirthet sie auf öffentliche Kosten. Eine Höflichkeit war es auch, daß die Weiber am Utenata, wenn die Holländer Abends ins Schiff zurückkehrten, laut schrieen, um ihren Schmerz wegen des Abschieds zu zeigen (Sal. Müller b. 79). Ueberall ferner ist man den Europäern freundlich entgegen gekommen, gastfrei und zutraulich, sobald die erste Bekanntschaft gemacht war (Inseln nördl. v. N. Guin. Schouten 52; 56; 59; Kolff Mar.str. 329 f. Torresstr. Macgill. 2, 34; Salom. Shortl. R. 133; Hebr. Forster R. 3, 7; Nit. Dillon 2, 163; 172; 217 u. s. w.): vorher freilich sind die Eingeborenen vielfach scheu (Forster R. 3, 68; 95; Kolff 327; Modera 24 f.; Birara Dampier 5, 95; Louis. Macg. 1, 187; Salom. Tasman bei Swart 38; Surville 247; 221 u. s. w.). Aber da man die Europäer überall für Götter oder Geister hielt, so kann das nicht wundern, man fürchtete sich vor diesen Geistern und daraus erklärt sich uns noch vieles: zunächst manche Feindseligkeit, wie denn die Bewohner von Vanikoro des gescheiterten La Perouses Unglücksgenossen aus Furcht tödteten (Dillon 2, 166; 194), die Mallikolesen Cook und Forster (R. 40) wegzugehen baten; wie man

briden (Mallik.) die Hände ins Waſſer und legten ſie dann a
Kopf, allerdings erſt, als nach ausgebrochenem Streit der Frie
derhergeſtellt war (Forſter R. 3, 15). Grüne Zweige
überall als Friedenszeichen (Forſter R. 3, 7; 72 und ſonſt
Auch unter ſich ſind ſie durchaus friedfertig und zanken und
ſich nicht, z. B. bei der Austheilung von Geſchenken, welche d
Leidenſchaften erregen. Nur ſelten kommen Unarten der Art vo
denn le Maire allerdings von heftigem Zank und Raufen unt
Johannsinſulanern erzählt, bei welchem ſie in der Leidenſchaft
einander gar biſſen (Hiſt. d. R. 11, 470) und auch Forſte
Mallikolo ähnliches erlebte (R. 3, 41). Die ausgebildetſte H
keit aber herrſcht zu Fidſchi, wo es wie im übrigen Polyneſien ä
unſchicklich ſein würde, in Gegenwart eines Vornehmeren zu
anſtatt ſich ſofort niederzuſetzen (d'Urville b. 4, 213; Will
118 f.; Erskine 294 f.; Will. u. Calv. 1, 38). Wer mit
Vornehmeren ſpricht, namentlich aber ihn um etwas bittet, ſchlä
bei die Augen nieder und ſtreicht mit der Hand ſich über den
und da nun bei Höflichkeitsreden, bei Empfang von Gaben u.
der welcher ſeinen Reſpekt zu bezeigen hat, in die Hände kl
muß, ſo iſt ſeine Stellung oft ſehr unbequem (Will. u. Cal
38 f.; 153). Ja ſo weit geht die Höflichkeit, daß wenn ein
nehmerer, der Herr fällt, der Niedere, der Diener ſich mit ihm
wirft, nur um jenen nicht durch größere Geſchicklichkeit zu beſch
doch erwartet er dann entſprechend der Tiefe des Falles ein gr
oder geringeres Geſchenk (Will. u. Calv. 1, 39). Auch g
hier, ähnlich wie zu Samoa, bei allen feſtlichen Gelegenheiten
ders angeſtellte öffentliche Redner (eb.), wie denn die Vornehme

ißerlich ganz ruhig erscheinen, daß sie aber auch fast nie sich ohne urückhaltung und Verstellung geben (Will. u. Calv. 1, 107). uch hat man hier eine besondere Höflichkeitssprache gegen Vorneh- iere und eine große Menge besonderer Höflichkeitsformen und -formeln egen die Häuptlinge (eb. 1, 37 f.), von denen wir später manches u erwähnen haben. Auch bei ihren öffentlichen Festen oder Besuchen errscht die allerstrengste Etikette: wie es im höchsten Grade schimpf- ch für einen Häuptling wäre, die aufgehäuften Speisen vor der Ver- heilung auch nur zu berühren, so gibt es auch ganz bestimmte Ge- tze der Vertheilung dieser Speisen, die jeder anwesende Stamm und äuptling besser, reichlicher und früher je nach Rang und Würde er- ält. Irgend ein wenn auch ganz absichtsloses Zuwiderhandeln würde ie ärgste Beleidigung sein, die schon öfters vom Beleidigten durch rmordung des Thäters gerächt ist (Will. u. Calv. 1, 149 f.). lles dies, zugleich freilich auch ein gutes Theil von Eifersucht mag ie Ursache sein, daß Häuptlinge einander am dritten Ort zu treffen hr vorsichtig vermeiden (eb. 1, 37). Ferner beruht darauf, wie dies Williams ausdrücklich vielfach gesagt wurde, ein großer Theil ihrer Gast- reundschaft: jedem der vorbeikommt wenn sie essen, theilen sie reichlich on ihren Vorräthen mit, nur um ihn nicht zu beleidigen und dann ine Rache fürchten zu müssen (1, 151). Ja man mischt um nur cht höflich zu sein, wohl auch plumpe Schmeicheleien und Uebertrei- ungen in die Unterhaltung (155). — Ebenso ceremoniell ist man im Geben oder Empfang von Geschenken: man gibt sie mit sehr rkleinernden Worten, eine reichliche Gabe an Lebensmitteln z. B. mit r Bemerkung: „daß du deinen Hund damit füttern kannst"; allein otzdem erwartet man stets irgend ein Gegengeschenk. Geschenke, die an stets unter einem Segensspruch gegen den Geber empfängt, küßt an oder legt sie auf den Kopf, zum Zeichen, wie werth sie sind Bill. eb. 155), welche letztere Sitte übrigens in ganz Melanesien rrscht.

Die Feste der Fidschis, bei denen enorme Speisemassen ver- lungen werden — unter anderen wohl die größten Puddinge der elt, denn Williams sah welche von 21' Umfang — sind sehr zahl- ich. Die Kavafeste, welche hauptsächlich auf Somosomo gefeiert wer- n und deren Detail Williams 1, 141 f. beschreibt, sind ganz den ganischen ähnlich (d'Urville b. 4, 207). Die Gelegenheiten zu

Fang mancher Thiere, z. B. der Schildkröten (Erskine 4

Spiele haben die Fidſchiinſulaner mannigfaltige, Wettſc
zu man einen beſonderen Platz bei jedem Dorfe hat (Ers
Will. und Calv. 1, 162), Ringen, wobei auch M
Weibern ringen, aber Niemand Schmerz zeigt, Wettſchwimn
ſegeln, Wettlaufen, in der Brandung Schwimmen treiben
Erwachſenen viel, die ſich aber auch mit jenen maskere
Verkleidungen und mancherlei Anderem vergnügen (Ersk
455); die Kinder haben Spiele wie die unſrigen, Schaukel,
Ballſpiel mit Orangen u. ſ. w. (Will. und Calv. 1
Häuptlinge ergötzen ſich auch daran, in ihren Häuſern alle
Seltſamkeiten anzuſammeln; ſie halten deshalb auch Krüp
kine 465).

Oeffentliche Feſte haben auch die übrigen Melaneſier
ähnlicher Art, wie die Fidſchis, nur einfacher und roher.
iſt es der Krieg, der zur Feier Anlaß giebt, wie z. B. bei
wohnern der Speelmannsbai ein Feſt gefeiert wird, wenn ein
kopf erbeutet iſt (Neu-Guinea 128). Oder die Feſte ſind
wie die Doreſen den Neumond mit Geſang und Tromme
gingen (Forreſt 103); oder familiär, wie die Niederlegun
beine eines Verſtorbenen in die allgemeine Gruft ein Feſt
Anwohnern der Speelmannsbai (Neu-Guinea 126). Auch we
ähnliche Spiele wie auf Fidſchi erwähnt, Wettlauf, Steinn

236) und die ſchändliche Grauſamkeit eines Häuptlings aus dem Norden der Inſel, welcher eine ganze Reihe Weiber bloß als Zielſcheiben ſeiner Flinte niederſchoß (Hood 216), war gewiß etwas ganz außergewöhnliches. Dieſelbe Stellung haben ſie auf den Loyalitätsinſeln (Cheyne 15) und den neuen Hebriden (Turner 12. Forſter Bem. 363, R. 3, 101, 138.), wo ſie auf Tanna eigentlich immer Alles was ſie beſitzen bei ſich ſchleppen müſſen, aus Furcht beſtohlen zu werden (eb.). Doch werden ſie außerdem von den Männern hier wie im Salomoarchipel (d'Urville b. 5, 107) im ganzen freundlich behandelt (Bennet bei Bergh. 9, 548). Alle Arbeit liegt auf ihnen auch in der Nitendigruppe (d'Urv. a. 5, 164), im Salomoarchipel (d'Urv. b. 5, 107), auf Birara (Dampier 5, 95) und auf Nuk (Reina 361), wo die jungen Männer nur ſpielen, rauchen und ſchlafen, die Greiſe aber vielfach mit Netzflechten beſchäftigt ſind (eb.). Schon daß die Weiber faſt ſtets alle Zierrate den Männern überlaſſen müſſen und viel einfacher gehen (z. B. Dampier 5, 95; Sal. Müller b. 70), kennzeichnet ihre Stellung. Auf den Inſeln der Torresſtraße aber iſt es beſſer, hier theilen die Männer mit den Frauen die ſchwere Arbeit, wie denn hier überhaupt das Familienleben nicht ganz ohne Anmuth iſt (Macgillivray 1, 271; 2, 9; Jukes 1, 177; 2, 247; Mein. Zeitſch. v. Naum. 3, 115). Dagegen ſind ſie auf Neu-Guinea am Utenata wieder ſehr durch ſchwere Arbeit gedrückt (Sal. Müller b. 65 f.; Modera 79), ebenſo zu Dorei, wo zwar die Männer den Boden klären, die Weiber aber alle Feldarbeit thun müſſen (Neu-Guin. 159). Beſſere Stellung haben ſie an der Humboldtbai.

Auch auf den Fidſchiinſeln haben die Weiber eine außerordentlich ſchlechte Stellung. Ganz abgeſehen davon, daß ſie aus denſelben religiöſen Gründen, die wir auch bei den Polyneſiern herrſchend fanden und auf die wir zurückkommen, ganz abgeſehen alſo davon, daß ſie vom Beſuch der Tempel, von vielen Speiſen u. dgl. ganz ausgeſchloſſen ſind, was übrigens auch ſonſt in Melaneſien vorkam (Turner 85, 86; Forſter Bem. 365), ſo müſſen ſie alle Arbeiten thun und ſind ganz und gar nur die Laſtthiere der Männer (Will. und Calv. 1, 169; Wilkes 3, 223, 322). Kahn- und Hausbau freilich, ſowie auch einen Theil der Ackerbeſtellung beſorgen die Männer (Gaimard bei D'Urville a. 4, 703) aber dies ſind gerade die geachtetſten Be-

war die Stellung der Weiber nicht gleich und z. B. in
entschieden besser als an anderen Orten (Will. und Cal
Daher erklärt es sich, daß Erskine (255) die Behauptung
sie stünden nicht tief. Wenn aber Wilkes (3, 93)
die Eingeborenen geradezu mit den Weibern Handel trieben
spricht Williams dem auf das Entschiedenste, ja er erklärt
den Wilkes verallgemeinernd erzählt, viel harmloser. Ue
zählt er ferner, daß allerdings die Weißen einen förmlich
mit Weibern dort erst eingeführt haben (1, 168).

Und doch ist im allgemeinen das Leben der Geschlechte
ander reiner als in Polynesien. So herrschen in Neuca
geschlechtliche Ausschweifungen nicht (Malte Brun bullet. soc. ge
1, 238 f.), obwohl die Weiber volle Freiheit hatten (Ersk
ebensowenig in Halgan (Uwea) (Erskine 341, Cheyne
auch die Mädchen die Keuschheit streng bewahrten; und wenn
den übrigen Loyalitätsinseln vor der Ehe geschlechtlich
herrscht (Cheyne 15), wenn dasselbe auch auf den Hebri
findet (Cheyne 36), so hielten sich doch hier die Frau
zurück und irgend welche Ausschweifungen kamen nicht vor,
z. B. Forster, der in wissenschaftlichen Dingen fern war v
welcher Prüderie, ganz ausdrücklich (Bem. 425) versichert, d
Matrosen in Melanesien nirgends geschlechtlichen Umgang
Weibern gehabt hätten. Und nur selten wird von den
irgend welches Entgegenkommen berichtet, oder gar jenes
Anlocken, womit die polynesischen Schönen gleich die e

Mädchen nicht keusch gewesen seien (D'Urville 6, 5, 78). Ebenso fand es Modera (25) an der Mariannenstraße. Allerdings sind unsere Nachrichten auch in dieser Beziehung höchst dürftig und lückenhaft, aber gerade das ist ein Zeichen, daß es hierüber nichts oder doch nichts erhebliches zu berichten gab: denn im entgegengesetzten Falle pflegen die Reisenden nicht zu schweigen. Und von den Bewohnern mancher Inseln wird das gerade Gegentheil versichert, so von Nitendi (Dillon 2, 304; D'Urville a. 5, 164), von den Torresinsulanern (Macgill. 1, 271; 260) von den Bewohnern Neu-Guineas, welche Keuschheit hochschätzen und Ehebruch kaum kennen (Earl c. 81; Bruijnkops 1816, N-Guin. 161) der überhaupt im Gebiet selten ist und furchtbar schwer geahndet wird (Cheyne 7; Nieuw-Guin. 126; Turner 426). Die einzige Ausnahme machen nach Reinas Bericht die Bewohner von Ruk, bei denen Ehebruch häufig und fast ungeahndet sein soll (358): man mache bei der Entdeckung großen Lärm und prügele, aber auch dies gar nicht immer, die Frau wohl durch, das sei alles und vor der Ehe herrsche schrankenlose Lüderlichkeit (362). Es mag sein, daß auf der elenden, unfruchtbaren Insel die Sittlichkeit sehr gelockert ist; allein es scheint doch auch, als ob der italienische Missionär verbittert durch die gänzliche Erfolglosigkeit seines so schweren Unternehmens etwas zu schwarz gesehen habe und so mag denn unter der schrankenlosen Lüderlichkeit kaum etwas anderes verstanden sein, als die geschlechtliche Freiheit vor der Ehe, wie sie überall in Melanesien herrscht. Diese viel größere Keuschheit (Sittenstrenge wäre eine unrichtige Bezeichnung) ist ein sehr zu beachtender Charakterzug, da er die Melanesier streng von den eigentlichen Polynesiern, deren nordwestlicher Stamm freilich auch keuscher war als die östlichen Völker, scheidet. Sie zeigt sich auch in der Art und Weise, wie in Melanesien die Polygamie gehandhabt wird. Sie gilt überall, auf Neukaledonien (Hood 216), auf Kunaie (Cheyne 7), auf den Loyalitätsinseln (eb. 15; 25), überall auf den neuen Hebriden (Tanna Cheyn. 36; Turner 86; Aneityum Turner 371; Erromango Gill 122; Fate eb. 66) auf Nitendi (Dillon 2, 240, 304) wohl auch auf den Salomoinseln, auf Ruk (Reina 358), auf den Inseln der Torresstraße (Macgill. 2, 8), sowie auf Neu-Guinea an verschiedenen Orten (Nieuw-Guinea 127, 115; Sal. Müller b. 105), aber nicht auf Meifore

(Goodsw. 87). Wie aber auf Neu-Guinea ſelten ein Mann mehr als zwei Frauen hat, welche dann ſtets in größter Eintracht leben (eb.), ja wie auch hier an vielen Orten z. B. zu Dorei (Bruijnkop 186), Monogamie herrſcht (Earl c. 81), ſo iſt überhaupt die Polygamie nirgends wirklich ausgedehnt, da ſie zu koſtſpielig iſt (N-Guin 115; Müller b. 105; Nit. Dillon 2, 304; Ruk Reina 358 Tanna Turner 86; Halgan Cheyne 25). Auch auf Kunaie, wo die Häuptlinge bis an 40 Weiber haben, denn je größer die Zahl derſelben, für deſto vornehmer gelten ſie, haben Leute aus dem Volk nur zwei Frauen (Turner 424). Daß ſich jetzt die Sittlichkeit hier ſehr verſchlechtert hat, iſt nur allzuwahr. Aber wodurch? Durch den ſchlechten Einfluß der Europäer. Labillardieres Reiſebegleiter bewegten einige Neucaledonierinnen durch Geſchenke an Nägeln, daß ſie ſich ihnen nackt zeigten (2, 225). Wen wird man mehr tadeln, jene Mädchen oder die Franzoſen, welche ſich eine ſolche Augenweide erkauften? Jetzt proſtituiren die Männer auf derſelben Inſel ihre Weiber öfters (Erskine 306): allein nie dürfen dieſe aus eigenem Antrieb ſich mit den Fremden vereinigen und thun es auch nicht; ſo daß man auch hier nur den entſittlichenden Einfluß der Europäer ſehen kann. Auf dieſen mögen denn auch wohl d'Urvilles eben erwähnte Nachrichten von Iſabel zu beziehen ſein; und gerade d'Urvilles Schiffe haben überall wo ſie hingekommen ſind die größte Sittenloſigkeit hervorgerufen.

Auch auf den Fidſchiinſeln herrſcht wenigſtens unter den jungen Leuten eine große Enthaltſamkeit, da vor dem 18. bis 20. Jahr den Jünglinge keinem Weibe beiwohnen dürfen, denn man glaubt, man müſſe ſterben, wenn man im früheren Alter und namentlich ehe der Bart-recht lang gewachſen ſei, die Begattung vollziehe, (Erskin 255; Gaimard bei d'Urville a. 4, 703); daher dies geradezu verboten iſt (Erskine 255). Ueberhaupt iſt hier der Eintritt der Geſchlechtsreife, der mit beſonderen Feſten begangen wird (Erskine 479 ein ſehr ſpäter, bei den Mädchen im 14. bei den Jünglingen erſt im 17. oder 18. Jahre (Wilkes 3, 93); worin wir wieder einen Beweis ſehen für unſere an einem anderen Orte (Ausſterb. d. Natur S. 29 f.) ausgeſprochene Behauptung, daß die Geſchlechtsentwickelung je früher falle, je mehr durch Beiſpiel und ſonſt der Geſchlechtstrieb gereizt wird. Nach Williams (1, 134) herrſchen übrigens jetzt unter den Erwachſenen die ärgſten Ausſchweifungen, vor denen freilich ande

le z. B. Thakombau, jener bekannte Häuptling, großen Ekel hatten (Ers. ne 255); und daß auch hier der Einfluß der Europäer aufs traurigste gewirkt hat, werden wir später noch genauer sehen. Doch war er es keineswegs allein, welcher die Ausschweifungen hervorrief. Unnatürliche Laster aber scheinen weder hier noch sonst irgendwo im Gebiete bekannt zu sein.

Auch unter den Fidschis herrscht Polygamie und zwar hat ein besonders hervorragender Häuptling hier zehn, fünfzig ja bis hundert Frauen, die aber nicht alle bei ihm wohnen: er hat nur höchstens die Hälfte bei sich, während die anderen wieder zu ihren Eltern zurückgekehrt oder noch bei den letzteren sind, falls sie die Jahre der Reife noch nicht erlangt haben. Je mehr Weiber ein Fürst hat, um so höher ist sein Ansehn und sein Rang (Will. und Calv. 1, 32; Gaimard bei d'Urville a. 4, 700). Die Weiber eines solchen Mannes, deren eine immer als das Hauptweib gilt, leben übrigens im bittersten Streit und verüben — Williams (1, 178 f.) gibt gräßliche Beispiele — die scheußlichsten Grausamkeiten aus Haß und Eifersucht gegen einander; Abbeißen oder Abschneiden der Nase ist etwas ganz gewöhnliches. — Beispiele von wirklich leidenschaftlicher Liebe sind nicht selten, ja auf den Fidschiinseln sind wider Willen und Neigung Vermählte bisweilen durch Selbstmord gestorben; was indes nur in den höheren Ständen vorgekommen ist (Wilkes 3, 92). Es ist häufig, namentlich in vornehmen Familien, daß man Kinder mit einander verlobt, oft gleich nach, oft auch vor der Geburt, eine Sitte, welche auch auf Neucaledonien und den Loyalitätsinseln (Turner 423; Cheyne 25), auf Niuendi (Dillon 2, 176, 304), im Salomoarchipel (Surville 24 f.) und auf Neu-Guinea herrscht (Dorei N.-Guin. 160 f.). In Fidschi ist dies immer der Fall mit den Töchtern der Häuptlinge, da dann die Mutte des verlobten Mädchens öfters dem jugendlichen Bräutigam einen Liku (Weiber-Gürtel) gibt, als Unterpfand, daß er später ihre Tochter bekommt. Sehr häufig werden solche vornehme Kinder auch an ganz alte Männer verlobt und dann sehr sorgfältig behütet und erzogen. Denn jeder Schade, den dies Mädchen erlitte, jeder Treubruch ihrerseits wäre eine bittere Beleidigung des Bräutigams und seiner Partei, welche schwere Ahndung nach sich ziehen würde; daher bei Untreue der Braut die eigene Verwandtschaft dieselbe zu tödten pflegt (Will. und Calv. 1, 167 f.). Auch in Neu-Guinea werden die als Kinder verlobten Mädchen mit gleicher Sorgfalt gehütet (Neu-Guinea

160 f.). Dadurch kommen nun oft die allerungleichſten Ehen zu Stande, indem Männer von 60 Jahren und drüber Mädchen heirathen, die kaum erſt reif ſind und es begreift ſich, daß die Fidſchiweiber viel über dieſe Sitte klagen. Bei Verlobungen unter Erwachſenen macht der Mann ſeinen Antrag den Eltern des von ihm erwählten Mädchens, welches dann, wenn ſie zuſtimmen, von ihren Gefreunden zum Hauſe ihrer künftigen Schwiegereltern geführt wird, nebſt allerhand Geſchenken, die bei dieſer Gelegenheit gemacht werden und die in Walzähnen, Zeug und Matten beſtehen. Die Braut bleibt dann gleich in jenem Hauſe und es folgt nun ein Gebrauch, den Williams mit Recht als ein Zeichen feines Gefühls hervorhebt, das ſogenannte „Tränenabtrocknen“: die Freunde des Bräutigams bringen der Verlobten allerlei Kleinigkeiten zum Geſchenk, um ſie zu tröſten über das Ausſcheiden aus dem Elternhauſe (eb. 169). Schon dieſer eine Zug beweiſt, daß es den Fidſchis keineswegs an Familieninnigkeit fehlt. Hierauf folgen nun noch andere Gebräuche, welche hauptſächlich in feierlichen gegenſeitigen Beſchenkungen der Familien unter einander beſtehen, während welcher Zeit der Bräutigam für ſich und ſeine Braut ein Haus baut und dieſe letztere ſich tatuiren läßt, wenn ſie nicht bereits tatuirt iſt. Dann folgt ein großes Gaſtmahl zur Feier der eigentlichen Vollendung der Ehe, die hiermit geſchloſſen iſt; darauf und zwar gleich bei Beendigung dieſes Mahles, oder aber am andern Morgen ſchneidet man der jungen Frau auf den Inſeln unterm Winde alle Haare ab, auf den übrigen aber eine lange Locke über den Schläfen, welche ſie trägt, ſo lange ſie unvermählt iſt (eb. 171, Erskine 217). Der Prieſter hat nach Williams (1, 171) durchaus nichts bei der Abſchließung der Ehe zu thun, da man dieſelbe nicht als eine religiöſe Feier auffaßt: Doch gilt nach Erskine 254 dies nur für die höheren Stände, während die Ehen der niederen Klaſſe durch prieſterliche Gebete geſchloſſen wurden. Verlöbniſſe unter Privatleuten, nicht aber in den Häuptlingsfamilien, weil bei dieſen zu viele politiſche Intereſſen mit im Spiele ſind, können von der Braut auch rückgängig gemacht werden, doch muß dann ein Geſchenk an den Bräutigam erfolgen, welches annehmen das Verlöbniß auflöſen heißt (Will. und Calv. 1, 172).

Sehr merkwürdig iſt es aber, daß es auf den großen Inſeln des Archipels noch eine andere Art der Eheſchließung giebt, welche

ter den minder cultivirten Stämmen daſelbſt die vorherrſchende und o jedenfalls die alte und urſprüngliche Sitte iſt, nämlich durch ge- ltſamen Raub der Braut. Dieſelbe kann indeß, wenn ſie ihren tführer nicht will, ſich in deſſen Heimat einem Beſchützer wählen, dem ſie flüchtet; ſtimmt ſie aber zu, ſo bleibt ſie die Nacht bei em neuen Manne und mit einem Feſt, welches derſelbe ihren rwandten am andern Morgen gibt, iſt die Ehe geſchloſſen.

Dieſelbe Sitte herrſcht unter den Bergvölkern Neu-Guineas, nur ß hier die gewaltſame Entführung in eine freiwillige Flucht der raut mit dem Bräutigam, dem ſie immer heimlich ſich verlobt, ge- ldert iſt. Sie werden dann von beiden Familien verfolgt und da e Sache eben nur Schein iſt, bald in ihrem Verſteck gefunden, wor- f nach Feſtſetzung der Gaben, welche der Bräutigam gibt, die Ver- ählung dadurch erfolgt, daß beide Verlobten nnd alle Mitglieder der iden Familien ſich an der Stirn verwunden, um durch das fließende lut ſich aufs engſte zu vereinen. Auf dieſe Weiſe wirbt jeder Mann) ſeine Frauen (Sal. Müller b. 104; Modera 112.). Der- be Gebrauch ſcheinbar gewaltſamer Entführung findet ſich auf den rresinſeln (Meinick. d. 115). Der Mann, welcher ſich vermählt, t hier faſt überall einen Brautſchatz in Geſchenken an die Ver- ndten der Frau (Speelmannsbai, Nieuw-Guinea 124; Sal. üller b. 99; Adie eb. 114 f.; Dorei de Bruijnkops 188) d dieſelbe Sitte gilt zu Ruk (Reina 358), alſo wohl überhaupt Neubritannien. Nirgend wird hier die Ehe mit irgendwelchen igiöſen Ceremonien gefeiert außer in Dorei und der Geelvinkbai.) auch die Geſchenke nicht bloß einſeitig vom Mann gebracht, ſon- rn dieſem von den Angehörigen der Braut erwidert werden, welche tere er dann von ihrem elterlichen Hauſe feierlich abholen muß. er dieſes findet er verſchloſſen; er muß erſt pochen und bitten, bis und ſeine Begleiter eingelaſſen werden. Dann ſetzen ſich die Ver- ten vor dem Bilde des Hauptgottes nieder, indem ſie ſich die Hand den und unter Ermahnungen und Segenswünſchen der älteren An- rwandten eſſen ſie gemeinſchaftlich Sago, welchen die Braut dem äutigam und dieſer der Braut reicht; ebenſo reicht dieſe jenem Tabak d er ihr Sirih (Betel). Dann iſt die Ehe geſchloſſen, aber die remonie noch nicht: denn in der erſten Nacht müſſen die Neuver- ihlten wachend nebeneinander ſitzen, was man für ſegenbringend hält.

die Witwe muß der Bruder des Verstorbenen zu sich nehm
189, Hebr. Turner 494), wie sie auch als die Haupterb
Mannes gilt (Sal. Müller b. 96.) Die Witwen in de
gend der Kaimanibucht (N.-Guin.) dürfen sich ein Jahr la
reinigen (Roijer 30) d. h. sie sind tabu, bis zur Beisetzu
verstorbenen Mannes. Sie tragen dann eine sonderbare groß
und ein Armband von Rotang am linken Oberarm und zwar
bis sie sich wieder verheirathen (eb. N.-Guin. 126). Meist k
zu ihren Eltern oder Verwandten zurück (eb.): in Dorei aber wo
mit ihren Kindern (oft mehrere zusammen) in einem kleinen
neben dem Hause des verstorbenen Mannes (eb. 147). Ehesch
erfolgen leicht, oft schon bei bloßer Unzufriedenheit eines der
(N.-Guin. 115, 126; Ruk Reina 358). Auf Ruk verstößt
vermählte die Frau, wenn sie schwanger wird, häufig: ält
männer thun es selten (Reina 358). Dagegen kommt T
der Ehe nicht vor unter den Meiforesen, welche auch
Wohnung, Kleidung, Hausgeräthe haben und sich für besse
als die übrigen Papuas (Goodsw. 87). Auf Adie blei
Kinder beim Vater (N.-Guin. 115); an der Kaimanibucht g
Mädchen mit der Mutter, während die Jungen beim Vater
(eb. 127). Das Wochenbett hält man auf Neu-Guinea in
abgesonderten kleinen Häuschen, welches Mutter und Kind e
einer bestimmten Zeit verlassen dürfen (Kaimanibucht, N.-Guin
und welches so eng ist, daß ein erwachsener Mensch nicht

immer auszuhalten vermag (de Bruijnkops 188 f.). Befreundete Weiber ſind es überhaupt, welche Hebammendienſte leiſten; dieſe beſtehen z. B. an der Speelmannsbai darin, daß man die Gebärende fortwährend auf das derbſte auf Bruſt und Rücken reibt (N.-Guin. 125). Auch auf Ruk ſind Weiber zugegen, von denen das Kind gleich nach der Geburt gewaſchen wird. In den erſten Tagen hält ſich die Mutter mit dem Säugling zu Haus und der Vater trägt einen Strauß wohlriechender Kräuter am Gürtel, ſowie er die Lanze beim Ausgehen immer umgekehrt nimmt, mit der Spitze zur Erde: der Geiſt des Kindes würde ihm ſonſt folgen (Reina 359). Wird auf der Fidſchiinſeln eine Frau ſchwanger, ſo begeht man mehrere Feſtlichkeiten, deren Mittelpunkt ſie iſt, und die zum Theil nur von Weibern begangen werden dürfen (Will. und Calv. 1, 171). Die Geburten ſind leicht; die Wöchnerin bleibt ſo lange ſie es bedarf im eigenen Haus, darf aber nur beſtimmte Speiſen genießen. Ihr Kind wird die drei erſten Tage von einem anderen Weibe geſäugt oder mit Saft vom Zuckerrohr genährt und zugleich mit Oel und Kurkuma eingerieben. Der Vater giebt dann ein Feſt, welches namentlich beim erſtgeborenen Kind feierlich und mit Spielen verbunden iſt, in deren einem die Männer ſich die Tatuirung der Weiber aufmalen. An Geſchenken und Gegengeſchenken von und an die Freunde fehlt es dabei nicht. Beim Abfallen der Nabelſchnur wird ein anderes Feſt gefeiert, wobei die Schnur mit einer Kokosnuß begraben wird, welche letztere als Eigenthum des Kindes aufwächſt. In Vitilevu ſegnet hierbei der Prieſter die Speiſe des Kindes ein, unter Gebeten für ſein Leben und Gedeihen. Auch beim erſten Baden des Kindes und bei ſeinen erſten ſelbſtändigen Bewegungen hat man wieder neue Feſte (eb. 175-6; Hale 66). Wie ſorglos man mit den noch ganz jungen Kindern verfährt, dafür geben Modera (76) und Müller (b. 179) Beiſpiele. Die Kinder werden von den Weibern in hübſch geflochtenen Binden auf den Rücken getragen (Bougainv. 212, nördl. Hebriden; Forſter N. 3, 135 ſüdl. Hebriden; eb. 230 Neu-Caled.; Keyts 542 Neu-Guin., Namot.). Man ſäugt die Kinder oft mehrere Jahre (Ruk, Reina 359; N.-Guin. 53) und auf den Fidſchiinſeln gilt es ſogar für eine Ehrenſache und für vornehm die Kinder ſo lange zu nähren (Seemann 191). Ueberall aber wird die Geburt eines Kindes durch Feſtlichkeiten begangen (N.-Guinea 160 f.). Auf Neucaledonien namentlich

während deſſen neben dem Prieſter (Turner 423.). Die N
bung erfolgt gleich bei der Geburt auf Neu-Guinea (N.-Guin
doch wird dieſer Name, der in einigen Gegenden der einzige b
anderen durch einen ſpäter bei der Geſchlechtsreife gegebenen
vertauſcht (eb. 160 f.). Auf Ruk (Reina 359) erhält das
borene Kind ſogleich den Namen eines Freundes oder Ver
und kennt man hier keinen Unterſchied in der Benennung von
oder von Mädchen. Auf den Fidſchiinſeln bekommt das K
weilen ſchon vor, ſonſt in den erſten drei Tagen nach der
ſeinen Namen, der beim erſtgeborenen meiſt vom Großvate
licher, beim zweiten Kinde vom Großvater mütterlicher Seits
wird; oft aber erhält er auch von zufälligen Umſtänden ſeinen
der dann bisweilen auch äußerſt ſchmutzig ſein kann (Will. u.
1, 176, Hale 66). Wenn indeß Gaimard (d'Urville a, 4
erwähnt, daß dieſer Name ſpäter von dem Erwachſenen v
werde, ſo iſt dieſe Nachricht wohl nicht genau und ſtimmt dal
ſcheinbar mit jener Umnamung auf Neu-Guinea überein. S
zählt vielmehr (67), daß Erwachſene ihren Namen beliebig
ſelten, oft ſchon aus Laune oder aber nach irgend einem b
wichtigen Ereigniß (Erskine 421). Dieſen Gebrauch mc
mard mißverſtanden haben.

Die Eltern lieben ihre Kinder und dieſe ihre Eltern au
lichſte (Will. und Calv. 1, 176), wie es denn überhau
falſch iſt, den Fidſchis innigſte Anhänglichkeit an ihre Famil
ſprechen. Seemann (192; vergl. Zeitſchr. für allg. Erdk. 1
und Williams (1, 134) geben eine Menge Beweiſe für unſ
hauptung. Auch reine und innige Freundſchaft findet ſich unt

Bergh. 9, 548). Auch auf die Erziehung hat dies Einfluß: denn weil man die Kinder liebt, ſtraft man ſie z. B. auf den Loyalitätsinſeln und den Hebriden (Cheyne 25; Turner 87) nicht. Auch eine gewiſſe Anleitung erhalten die Kinder z. B. auf Baladea, welche die Sinne recht zu ſchärfen abzweckt (Hood 217); und hier ſo wie auf Neu-Guinea werden ſie an einigen Orten im Waffenführen unterrichtet (Finſch 62). Auf Neucaledonien genießen ſtets mehrere Knaben gemeinſchaftlich dieſe Anleitung (Turner 424), während die Mädchen ſchon früh mit den Müttern in den Pflanzungen arbeiten müſſen: doch gehen ſie, wenn ſie früh verlobt ſind, ſchon mit 7 Jahren in die Familie ihres Verlobten, wo man ſie ſehr gut aufnimmt (eb.). Reina dagegen ſagt, daß auf Ruk wahre Liebe zwiſchen Eltern und Kinder nicht exiſtire (362). Auf den Torresinſeln (Macgillivr. 1, 271) herrſcht dagegen große Zärtlichkeit gegen die Kinder, welche die Väter auf den Armen herbei trugen, um ihnen das fremde Schiff zu zeigen. Auf den Fidſchiinſeln werden die Knaben ſehr ſorgfältig im Schwimmen, Kahnfahren, in den verſchiedenen Arten des Kampfes, in den Erſcheinungen der äußeren Natur, von der alle Kinder ſchon genaue Kenntniſſe haben, unterrichtet (Erskine 255-6), freilich aber auch im Haß, in wilder blutiger Leidenſchaft gegen die Feinde. Ueberhaupt kann von irgend welcher moraliſcher Erziehung nicht die Rede ſein: denn die Eltern ſtrafen nur dann, wenn ſie ſelbſt in Leidenſchaft oder Wuth ſind und die Kinder widerſetzen ſich dann. Ja die Väter ſehen es gern, wenn ſie in ſolchen Fällen die eigene Mutter ſchlagen; denn dies gilt als Vorzeichen künftiger Tapferkeit. Dies iſt freilich ein Gegenſatz zu dem, was wir eben über die gegenſeitige Liebe der Angehörigen zu einander ſagten; indeß bei der Stellung der Weiber kein allzuſcharfer. Wichtiger iſt es, daß in Folge der Polygamie (Will. und Calv. 1, 180) viele Kinder ganz ohne irgend welche Liebe und Sorge für ſie aufwachſen.

Aber die freie Neigung der Angehörigen zu einander wird beſonders gehemmt durch ſtrenge Tabugeſetze des Verkehrs. Zunächſt dürfen Männer und Weiber nie zuſammen eſſen (Will. u. Calv. 137), ja auch nicht zuſammen ſchlafen, denn die Männer ſchlafen meiſt zuſammen in dem großen Gemeindehaus, wie auch die unverheiratheten Jünglinge ihre gemeinſchaftlichen Schlafhäuſer haben. Des

Morgens kehrt der Mann in ſein Haus und zu ſeiner Familie zurück; die ehelichen Beiwohnungen vollzieht er deshalb nach vorheriger Verabredung in der Einſamkeit des Waldes (Seemann 191). Noch merkwürdiger aber iſt es, daß Brüder und Schweſtern, Geſchwiſterkinder, Schwäher und Eidam, Mutter und Schwiegertochter und Bruder und Schwägerin durchaus nicht weder mit einander eſſen, noch auch nur mit einander ſprechen dürfen (Will. u. Calv. 1, 136).

Wir müſſen nun über die furchtbaren und vielbeſprochenen Sitten reden, welche in ganz Melaneſien, am meiſten aber im Fidſchiarchipel herrſchen, nämlich über die Ermordung der Kinder und Angehörigen. Wo es Pflicht iſt, die alten Eltern zu tödten, die Witwen am Grabe der Männer zu erdroſſeln, wo es in jedes Belieben ſteht, ſein eben geborenes Kind gleich wieder aus der Welt zu ſchaffen, kann denn da überhaupt noch von Anhänglichkeit und Liebe der Einzelnen die Rede ſein? Trotzdem herrſchen Liebe und Anhänglichkeit; ja wir werden ſie gerade in den düſteren Umgebungen, in die wir nun eintreten, eher noch heller ſehen. Zwar nicht beim Kindermord, der namentlich auf den Fidſchiinſeln ſo ausgedehnt iſt, daß hier an zwei Drittel aller Kinder auf dieſe Weiſe ſterben. Meiſt ſind es Mädchen, die umgebracht werden, weil ſie doch im Kriege nicht brauchbar ſind, wie man ſagt. Faulheit, auch wohl Eiferſucht oder Rache und Zorn gegen den Vater des Kindes, oft auch nur Gewohnheit ſind die Motive hierzu; Armuth und Kriegsgefahr ſchützt man vor. Man tödtet die Kinder ſofort nach der Geburt, und ſie bleiben am Leben, wenn ſie einen Tag gelebt haben. In jedem Dorf gibt es auch hier Leute, welche aus dieſer Ermordung ein Handwerk machen; doch tödtet die Mutter häufig auch ſelbſt ihr Kind, indem ſie ihm Mund und Naſe zuhält und es dann ſofort dicht bei ihrem Lager begräbt. Auch iſt künſtlicher Abortus theils durch beſtimmte Medicinen theils durch mechaniſche Mittel bewirkt äußerſt häufig (Will. u. Calv. 1, 180 f.). Man darf indeß hierüber nicht zu ſtreng urtheilen, denn gegen lebende hülfloſe Kinder zeigen ſie ſich öfters milde und weich, ſo wie ſie denn ſehr häufig Waiſen adoptiren, ja es iſt vorgekommen, daß eine ſchwangere Frau ihr Kind zu tödten beſchloß, um zwei Waiſen adoptiren zu können (eb. 181). Auch muß man beachten, daß ſie alle Menſchen für unſterblich halten und glauben, man lebe in dem Alter und Zu-

vig weiter, in dem man ſtirbt (Benſuſan 46). — Auch im Melaneſien herrſchte und herrſcht der Kindermord. Zwar ie es ſcheint auf Neucaledonien oder den Loyalitätsinſeln, auch if Tanna (Turner 87), wohl aber auf Fate (Gill 66; ie 334), wo man nur zwei oder drei Kinder aufzieht (Tur- 3), die übrigen aber lebendig begräbt (Gill 67). Auf der ruk bemalen ſchwangere Weiber, wenn ihr Kind am Leben ſoll, den Buſen roth; das Gewöhnlichere aber iſt, daß die getödtet werden. Bequemlichkeit iſt der wahre Grund für dieſe iche Sitte, doch meinten die Männer der Inſel, es geſchehe, t alten Herkommen zu genügen, unverheirathete Jünglinge aber n, ihre Kinder müßten getödtet werden, weil ſie um Kinder n noch zu jung ſeien (Reina 359), was einigermaßen an die Furcht erinnert, welche die Fidſchiinſulaner vor zu früher ng erwachſener Jünglinge haben. Jedenfalls iſt dieſe Sitte inſtlicher Abortus hier ſo ſehr im Schwange, daß man überall) davon ſpricht, daß Reina mit ſeinen Gegenreden verlacht daß in den viertehalb Jahren, welche der Miſſionär auf Ruk über zwei Drittel der Neugeborenen getödtet wurden (eb.)! if Neuguinea iſt Kindermord zu Haus: ſelten zieht man zu ehr als zwei Kinder auf und künſtlicher Abortus iſt hier ſehr t (Nieuw Guin. 148).

ier nicht nur Kindermord iſt in Melaneſien häufig: auch die ltern, überhaupt alte Leute tödtet man. Dies erzählt zunächſt von einigen Stämmen der Aruinſeln (2, 260), ſagt aber lber, daß dieſe Sitte jetzt immer mehr abzukommen ſcheine. if Fate herrſcht ſie: man begräbt alte und gebrechliche Leute (Gill 67), und tödtet phantaſirende Kranke aus Furcht vor en Geiſt in ihnen (Turner 444); auf Kunaie ſchlägt man oder ſchickt ſie auf eine kleine unbewohnte Inſel, wo ſie ver- . Daſſelbe Schickſal haben hier Kranke, welche länger leiden, nke Kinder; und zwar ſind es die eigenen Verwandten, welche n Tod geben (Cheyne 8). Kranke, welche nicht mehr eſſen echen, werden zu Ruk lebendig begraben (Reina 361), wäh- neben die gewöhnliche Todtenklage von den nächſten Angehö- geſtimmt wird; auch unterſtützt man hier alte Leute nur küm- (eb. 358). Am ausgeprägteſten finden wir aber auch dieſe

Sitte im Fidſchiarchipel. Hier war es durchaus Gebrauch, daß alte Leute, Männer und Frauen, von ihren Verwandten und zwar meiſt von ihren eigenen Söhnen umgebracht werden. Dies iſt ſo gewöhnlich, daß alte Leute es ſelber dringend wünſchen, ja es für eine Vernachläſſigung halten würden, wenn es nicht geſchähe; und wenn Europäer dazwiſchen geredet haben, ſo iſt als Antwort erfolgt: zwiſchen Eltern und Kinder hätte Niemand ſich einzumiſchen, ſie könnten thun, was ſie wollten. Man erwürgt ſie dann mit einem Strick; und dies Verfahren gilt als Liebeszeichen. Man kürze damit die traurige zweite Kindheit ab, ſagt man; und was hauptſächlich den Ausſchlag gibt, iſt der Glaube, daß man, ſo wie man ſterbe, weiter lebe: man ſorgt alſo durch rechtzeitigen Tod fürs ewige Leben. Daher wünſchen auch alle unheilbar oder ſchwer Kranken ſelber, daß man ſie tödte; man gräbt ſie darauf bis an den Hals in Erde und erdroſſelt ſie. Umgekehrt vollzieht man auch die Tödtung um die irdiſchen Leiden abzukürzen, die durch Krankheit, Alter u. dergl. entſtehen (Erskine 233, 250; d'Urville b. 4, 254-6; d'Ewes 204; Wilkes 3, 86; Benſuſan 46; Will. u. Calv. 1, 183 f.). Den ſo getödteten fehlt dann die herkömmliche Todtenklage der Angehörigen nicht. Auch ſtellvertretende Opfer kommen vor: eine Mutter, erzählt Erskine 293, ließ ſich für ihre ſchwangere Tochter am Grabe ihres Eidams ermorden. Sehen wir hier, wie wirkliche Liebe ſich mit dieſen Greueln vereinen kann, ſo finden wir die Liebe geradezu als Motiv bei anderen nicht minder ſchrecklichen Thaten. Im ganzen Melaneſien nämlich iſt es Gebrauch, daß die Weiber am Grabe ihres Mannes getödtet werden. So auch zunächſt und zumeiſt im Fidſchiarchipel, wo oft mehrere von den Weibern eines Mannes erdroſſelt werden und zwar die vornehmſten zuerſt (Erskine 233). Auch hier ſind es die Verwandten, welche die Tödtung vollziehen, findet ſich aber Niemand dazu, ſo ermordet ſich die Gattin ſelber (Mariner 1, 341). Und auch hierzu drängen ſich die Weiber als zu einem Rechte, das ihnen gebührt. Iſt es doch vorgekommen (Erskine 228), daß die Miſſionäre eine ſolche Witwe vom Tode befreiten, Nachts aber entfloh ſie ihnen, ſchwamm durch einen Meeresarm zu ihren Verwandten zurück und verlangte auch getödtet zu werden. Oefters freilich wünſchen die Witwen den Tod aus Furcht vor ſpäterer Armuth oder Mißhandlung (Will. u. Calv. 1, 200, vergl. eb. 134; 188; d'Urville

. 4, 705; Macdonald J. R. G. S. 26, 247). Auch die Wei-
er der im Kriege gefallenen wurden getödtet: Calvert erlebte, daß an
inem Tage 80 auf einmal erwürgt wurden (2, 244). Außer den
Weibern wird auch öfters noch die Mutter des Todten oder deſſen
enauſter Freund getödtet; oder beſſer geſagt, geht auch er freiwillig
mit ins Grab (Will. u. Calv. 1, 134; 188). Dieſe Opfer fin-
den wir auch ſonſt in Melaneſien. Auf Liſu werden beim Tod eines
Häuptlings nahe Anverwandte mitbegraben (Gill 191), in Aneityum
(neue Hebr.) iſt es Gebrauch, wenn ein beſonders geliebtes Kind ſtirbt,
deſſen Mutter oder eine Tante zu tödten, damit es in der jenſeitigen
Welt Pflege habe. Die Wittwen folgen ihren Gatten wie auf Tanna
(Turner 93) hier ſtets ins Grab (Turner 372), die Diener
ihrem Herrn (Gill 170). Auf Fate iſt, wenn alte Leute, wie es
die Familienehre verlangt, lebendig begraben werden, ein großes Feſt,
bei dem viele Schweine geſchlachtet und verzehrt werden; man glaubt,
ie kommen dem Todten jenſeits zu gute (Turner 450). Ebenſo
hält der Fidſchiinſulaner, welcher ſich tödten laſſen will, vorher noch
in Abſchiedsfeſt, worauf er ſelbſt ſein Grab gräbt, feierlich Abſchied
nimmt und dann getödtet wird (Hale 65).

Noch ſchrecklicher faſt iſt der Cannibalismus, der im Krieg ein-
tritt. Man bemalt ſich vor Beginn des Kampfes auf den Hebriden
(Turner 393), im Salomoarchipel und in Neubritannien Bruſt
und Geſicht weiß (Cheyne 65; Hunter 141), auf Neuguinea und
den Loyalitätsinſeln dagegen ſchwarz (Goodswaard 52; Cheyne
24), und der vollſtändige Anzug eines Kriegers verlangt noch man-
herlei Aufputz. Zu Neuguinea ſind Kakadufedern ganz beſonders da-
bei in Achtung, denn dieſe darf nur tragen, wer einen Feind getödtet
hat, was auch auf den Salomoinſeln Gebrauch geweſen zu ſein ſcheint
d'Urv. b. 5, 113). Auf den Fidſchiinſeln, wo man ſich entweder
ganz oder wenigſtens den Oberkörper ſchwarz färbt (Will. u. Calv.
1, 47), trägt man auf Vitilevu im durchbohrten Naſenknorpel 9—12″
lange Federn (Mar. 1, 327), welche gewiß eine ähnliche Geltung
hatten. Die Baladeaner verſehen ſich mit Amuletten, mit Binden näm-
lich, welche irgend etwas, einige Haare, Nägelſchnitzel u. dergl. ihrer
Vorfahren enthalten (Turner 338). — Auf Fidſchi hat man auch
feſte Plätze, welche theils durch ihre natürliche Lage feſt ſind (Ers-
kine 425; Will. u. Calv. 1, 48), theils aber durch beſondere

ten (Will. u. Calv. 1, 48). Im Waſſer des Grabens l
ſich nicht ſelten unter dem Spiegel und alſo unſichtbar ſpitze v
Fußangeln, welche auch bei Annäherung des Feindes verſchie
auf ſeinem Weg in die Erde gegraben werden (Erskine 429;
Dieſe Fußangeln wendet man auch auf den neuen Hebriden an
net bei Bergh. 9, 540). Anderwärts hatte man ein ganzes
von Waſſergräben und Irrwegen angelegt, um den Feind zu v
und zu verwirren (eb. 459). Der Weg zur Feſtung iſt meiſt
rig. Oft hat ſie ſelber nur einen Zugang, oft mehrere, wel
mit feſtverriegelten Thoren und einer Art von Außenbaſtion
denſelben geſchützt ſind, während über ihnen ſich eine Plattform
Balken aufgeſchlagen) befindet, welche als Ausſichtspunkt dient
u. Calv. 1, 48 f.). Die Feſtungen ſind oft ſo gut befeſtig
ſie ſelbſt dem Musketenfeuer widerſtehen und werden um ſo
licher, als ſie meiſt gut verproviantirt zu ſein pflegen (eb. 49).
man doch in einer Brodfrucht für vier Jahre! (Erskine
Für Waſſer iſt indeß meiſt ſchlechter geſorgt (Will. u. Calv.

Befeſtigungen durch unzugängliche Lage werden auch von
erwähnt (ev. Miſſ. Mag. 1869, 330 f.), und Krieg wird i
Melaneſien ſehr viel geführt: ſchon die ſo feindſelige wie muthi
mit welcher die Europäer von den Eingeborenen oft empfange
ſpricht für den kriegeriſchen Sinn derſelben, und da nun die
Inſeln von verſchiedenen Stämmen bewohnt ſind, ſo brechen die
ſelten ab und ein tüchtiger Krieger zu ſein iſt höchſtes Lob wi
ſter Wunſch (Baladea Labill. 2, 198; Turner 428;
Cheyne 8; Loyalitätsinſeln eb. 16-17; 23; Gill 10-11;
Turner 82: Erromango Gill 122: Bennet bei Bergh. 9.

Salomoinſeln Cheyne 64; 66; Surville 238; 247; Bougainv. 231; ev. Miſſ. Mag. 1869, 330; Neubritannien Roggeveen allg. Hiſt. d. R. 18, 568; Inſeln der Torresſtr. Macgill. 2, 4; Neuguinea Keyts 540; Nieuw Guin. 127; Forreſt 145 u. öfter). In Neucaledonien ziehen die Weiber mit in den Kampf (Turner 426), ebenſo auf Erromango; ſie ſtehen in zweiter Linie und reichen den Kämpfenden Waffen (Bennet bei Bergh. 9, 538). Der Krieg wird höchſt wild geführt, indem der Sieger meiſt alles was ihm von Menſchen unter die Hände kommt niederhaut und das Land der Beſiegten aufs ärgſte zerſtört (Labill. 2, 228). Er beginnt häufig mit Privatbeleidigungen, welche am Stamm des Beleidigers gerächt werden (Tanna Turner 85; Loyalitätsinſeln Cheyne 16; Torresſtr. Macgill. 2, 4); in Fidſchi oft mit Tributverweigerungen u. dergl. (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 705). Da nun auf dieſe Weiſe ein fortwährender Kriegszuſtand herrſcht, wie denn der Krieg die Hauptbeſchäftigung der Männer iſt (Cheyne 16; Fidſchi Wilkes 3, 61), ſo gehen die Eingeborenen nie ohne Waffen, aus Furcht, weil ſie dieſelben zu ihrer Sicherheit immer nöthig haben (Dillon 2, 158; Fidſchiinſeln Will. u. Calv. 1, 43). Dies iſt um ſo nöthiger, als der Krieg, obwohl er vorher angeſagt wird (Cheyne 17; Fidſchi Will. u. Calv. 1, 44; Torresſtr. Macgill. 2, 5), meiſt durch plötzliche räuberiſche Ueberfälle geſchieht, die häufig freilich gegen Wehrloſe und Kinder gerichtet ſind (Cheyne 17; 23; Surville 223; Forſter R. 3, 62; Fidſchi Will. u. Calv. 1, 51; Torresſtr. Macgill. 2, 5 f. Louiſ. eb. 1, 234). Der Krieg wird alſo ganz wie in Polyneſien geführt; und wie dort werden auch hier auf den meiſten Inſeln die nicht ermordeten Weiber und Kinder ſowie die lebend gefangenen Männer (die man aber meiſt tödtet) Sklaven (Dillon 2, 170; Surville 240). Eigenthümlich ſind den Torresinſulanern beſtimmte Feuer- und Rauchſignale: ein mächtiges, lang (oft wochenlang) unterhaltenes Feuer bedeutet entweder Triumph über einen gelungenen Ueberfall oder iſt Kriegserklärung; Warnung oder Hilferuf bezeichnet ein Feuer, das, ſowie ſeine Rauchſäule ſichtlich geworden, ſofort wieder gelöſcht wird. Alle dieſe Zeichen erhalten das gleiche zur Antwort (Macgill. 2, 5; 7). Offene Schlachten werden angeſagt und der Platz dazu nach gemeinſchaftlicher Uebereinkunft gewählt. Dort werden zuerſt Lanzen geworfen, die man gewöhnlich

Wehrlosen an. Wenn die Banikoresen in der Schlacht mit de
len hauptsächlich auf die Augen zielen (Dillon 2, 224), so h
darin seinen Grund, daß man auch hier, wie wir später seh
den, das Auge als Sitz der Seele ansah. Die friedewünschend
tei sendet der anderen einen unbetheiligten Mann, welcher de
gern den Gürtel des besiegten Königs anbietet; nehmen ihn j
so ist der Krieg beendet (Loyalitätsins. Cheyne 23). An
Orten sind grüne Zweige Friedenszeichen (Mallikolo Forster
15; Tanna eb. 72; Amakata Hunter 138), auf den Inseln
lich von Neuguinea hob man gegen Roggeveens barbarisch-wüsten
eine weiße Fahne empor (Behrens 159) und eben dieselbe
hatte weißes Zeug auf Neucaledonien (Labill. 2, 203). A
Fidschiinseln, wo alles im Wesentlichen ebenso ist, sind die
wohl noch häufiger und jedenfalls viel blutiger, weil die Fidsc
laner zwar nicht tapferer, denn sie sind eigentlich feige (W
Calv. 1, 43; Erskine 249), aber kräftiger und leidenscha
und von unlöschbarem Blutdurst sind. Nach geschehener Krieg
rung wird in Versammlungen zunächst der Kriegsplan berathen
alle Hülfsquellen angestrengt: man sucht die Gunst der Götter
Tempelbauten oder Wiederherstellung verfallener Tempel (die
Friedenszeiten ruhig liegen läßt) sowie durch enorme Opfer zu erl
Williams sah mit eigenen Augen, wie zu einem einzigen Opf
Art 40 Walzähne (die äußerst werthvoll sind), 10,000 Yam
Schildkröten, 40 Kavawurzeln, viele 100 Puddings, 150
muscheln und noch vieles andere verbraucht wurde (Will. u.
1, 44). Dann bemüht man sich um Bundesgenossen, wobei oft

Folge im Kriege — und dieſe Verbrüderung iſt höchſt merkwürdig, denn ſie findet nur unter zwei unverheiratheten Männern ſtatt, wird als Ehe betrachtet und beide Verbrüderte demgemäß Gatte und Gattin genannt, ſie verpflichtet zur Theilung aller Gefahren, zu kräftigſter Vertheidigung, zu gemeinſchaftlichem Tod; ſie wird, wenn einer der Verbrüderten ſich mit einem Weibe zu vermählen gedenkt, erſt feierlich gelöſt (eb. 45). — Einen beſtimmten Kriegerſtand gibt es nicht, jeder Mann iſt Krieger und geht nach Beendigung des Krieges wieder in ſeinen Friedensberuf. Vor dem Beginn des Kampfes, der auch hier angeſagt wird (eb. 2, 67), ſind Muſterungen der Heere ganz gewöhnlich, bei welchen die einzelnen Krieger die übertriebenſten und lächerlichſten Prahlereien gegen die Feinde ausſtoßen (eb. 45-7), doch werden dieſe keineswegs gehalten. Auch Preiſe, ſchöne oder vornehme Mädchen z. B. werden für die Tapferſten ausgeſetzt (eb. 48) und es fehlte auch nicht an mündlichen Ermunterungen im Kampfe (Surville 224). Mehr als 1000 Mann kommen ſelten zu einem Heere zuſammen; 4000 gilt ſchon als eine ganz außergewöhnliche Macht, die nur in den allerſeltenſten Fällen angeſtrengt wird (eb.). Auch Fahnen haben ſie, welche freilich nach Williams (eb.) von keiner großen Bedeutung ſind, während ſie nach Wilkes (3, 79), da ihr Verluſt ſchimpflich iſt, nur von den tapferſten getragen werden. Feuerwaffen haben ſie ſeit 1809 (Wilkes 3, 61). Feſtungen belagert man, doch ſucht man ſie meiſt durch Einſchüchterungen zu überrumpeln; vor Beginn des Kampfes oder bei einer Belagerung droht und ſchilt und verhöhnt man den Feind auf alle Weiſe: auch einzelne treten vor, um den feindlichen Führer aufs ärgſte zu ſchmähen (Erskine 425); dieſe ſucht man lebend zu fangen und martert ſie dann aufs gräßlichſte (Will. u. Calv. 1, 51). Gefangene Feinde, auch Kinder, werden aufs furchtbarſte, über alle Beſchreibung behandelt, bis ſie ſterben (eb. 53; Dillon 1, 20; Mar. 1, 317). Doch zeigen ſich gefangene Fürſten männlich und ſtandhaft auch in dieſer Lage (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 727). Auch alle Fremden auf feindlichem Gebiet gelten als Feinde (Wilkes 3, 298). Wer einen Menſchen im Krieg tödtet, erhält einen Ehrentitel und meiſt auch einen beſonderen Namen, entweder den des erſchlageneu Feindes oder irgend einen auf ſeine That bezüglichen (z. B. Erskine 423), wenn er ein Häuptling iſt; gemeine Leute müſſen ſich mit der Ehre begnügen, Kamm,

beim Friedensschluß beide Theile zusammen und legen einan
Waffen zu Füßen (Will. u. Calv. 1, 54; Erskine 421;
mard bei d'Urv. a. 4, 706). Die Gebräuche sind hier ve
Erskine beschreibt z. B. die Ceremonie des Friedensschlusses
beide Parteien in voller Rüstung einander gegenüberständen,
eine dann einen Taro pflanze und die andere sie dabei nicht s

Auch Piraterie kennt man in Melanesien. So unterneh
die Salomoinsulaner große Kriegszüge zu Schiff (Cheyne 6
und Labillardiere sah zu Buka ein völlig ausgerüstetes Kriegsf
40 Mann, in dem zwischen je zwei Ruderer je ein Krieger
Seite und in der Mitte eine Reihe von je zwei Kriegern saß (
Auf Neuguinea und Salwatty sammeln sich gegen März un
wie Forrest 145 erzählt, die Papus zu bestimmten Kriegszüge
die Molukken und vielleicht hat Keyts 541 ähnliches im
Von jenem Fischer- und Piratenstamm (Will. u. Calv. 2,
Fidschi sprachen wir schon.

Eine ganz eigenthümliche Art Kriegführung herrscht fern
auf Neuguinea und den Inseln der Torresstraße (Mac
5 f.). Hier ist nämlich die Jagd auf Feindesköpfe (Koppe
der Hauptzweck des Kampfes, wenn gleich nicht überall, n
z. B. auf Adie diese Sitte nicht herrscht; überhaupt ist au
Insel der Kriegsgebrauch milde, denn Gefangene werden
ausgelöst oder als Sklaven behalten oder als solche verkauft
Guin. 116); auf den Torresinseln nimmt man überhaupt
den gefangen (Macgill. 2, 5). Doch Koppensneller sind
wohner des gegenüberliegenden Festlandes um die Speelmann
127), die Arfaki (Wallace 2, 289; Quoy bei d'Urvill

halten. Ueberall wird bei der Erbeutung von Feindesköpfen ein Fest gehalten und der Kopf getrocknet, um als Trophäe aufbewahrt zu werden (Bruijnkops 231; N. Guin. 127; Wallace 2, 289; Torresstr. Macgill. 2, 6; Jukes 1, 198); ja unter den Geschenken, welche man als Brautschatz gab, werden auch Feindesschädel genannt (Marescot bei d'Urville b. 6, 298). Uebrigens gelten die Schädel auch sonst als sehr erstrebte Beute und werden als Trophäe aufgehangen, so auf den Inseln des Salomoarchipel (Cheyne 66) und auf Nitendi (Dillon 2, 244).

Die Torresinsulaner nun kochen oder besser backen in ihren Oefen die erbeuteten Köpfe und verzehren sie zum Theil, nämlich die Augen und Stücke von den Wangen; an diesem Mahle aber dürfen sich nur die betheiligen, welche die Köpfe erbeuten halfen und man glaubt, daß dieser Genuß den Genießenden tapfer und stark mache. Auch bei den Tänzen, welche auf dies Mahl folgen, sind die Feindesköpfe noch Hauptsache: denn man läßt an ihnen noch alle seine Wuth aus. Dann hängt man sie an Stangen vor dem Dorf auf und hier läßt man sie in Ruhe (Macgill. 2, 6-7), oder nach Flinders 1, XXXVI, man hängt sie, sowie die aufgereihten Hände der getödteten Feinde in den Hütten vor einem hölzernen Götterbild auf. Ist dies nun schon wenn auch eine mildere Art von Kannibalismus, so finden wir denselben fast überall in reichlicherer Ausdehnung. So zunächst auf Neuguinea, wo nach den Mittheilungen von Marsden in den transact. of the R. As. S. III. 125 der Kannibalismus bei den Papuas an der Nordwestküste unter dem 2° 26' südl. Breite außer Zweifel ist; und zwar werden hier Freunde und Verwandte so gut gegessen, wie Feinde, natürlich Gestorbene so gut wie Erschlagene: auch Boudyck (65) nennt die Bewohner der Westküste Menschenfresser und Bruijnkops (203) berichtet sogar, daß an der Küste Vandamen der überlebende Ehegatte die Leiche des früher sterbenden, Eltern die Leiche ihres eigenen Kindes aufzehren. Finsch (132; vergl. 49) behauptet allerdings, dies sei ein Märchen, allein seine Behauptung ist zu vorschnell; schon Marsden sagt dasselbe, und wir werden später Aehnliches auch sonst in Melanesien finden, ja sogar den Grund angeben können, warum dies geschieht. Auch die Anwohner der Dourgastraße sollen Kannibalen sein (Kolff 327); doch sind die Gegenden um die Speelmannsbai nach der Aussage der ceramischen Händler von

dieſem Gebrauche frei (Windſ. Earl c. 59). Menſchenfreſſer ſind ferner die Bewohner der Loniſiade (Saler. 342-3; Labillard. 2, 281, 278), nicht aber die von Ruk (Salerio eb.); die Bewohner Neubritanniens (Keppel a. 2, 209), und des Salomo. archipels (Iſabel Mendana bei Dalrymple 91; derſ. nouv. am. des voy. 3, 63; Surville 237, der Menſchenzähne zu Schmuck bei ihnen benutzt fand; Dubouzet bei d'Urville b. Zool. 356; d'Urv. b. 5, 40; Choiſeul Bougainv. 230; Gera Rietm. 192; Bauro Cheyne 72; N.-Georgien u. Simbu derſ. 66). Auf Iſabel wird zuerſt das Hirn des getödteten Feindes und zwar roh gegeſſen, dann die Schenkel und die übrigen Glieder, zu deren jedem ein heiliges Lied geſungen wird; die Scham aber wird in ein Bananenblatt gewickelt und dann dem höchſten Häuptling als ihm zukommender Antheil überreicht (d'Urville b. 5, 85). Das Motiv zum Menſchenfraß iſt hier öfters Rache (Dubouzet eb. 299). Auf manchen Inſeln des Archipels iſt Menſchenfleiſch die Hauptnahrung (Cheyne 65-6); die Knochen der Gefreſſenen hängt man am Dach des Hauſes als Zierde auf. So brachten die Bewohner von Simbu als Cheyne da war, 93 blutige Menſchenköpfe heim (66), von Männern, Weibern und Kindern, die blutig vor dem Haus hingen, in welchem ſie ihre Kriegskähne aufbewahrten. — Im Nitendiarchipel war Kannibalismus nicht im Gebrauch, ja die Vanikoreſen wieſen ihn aufs beſtimmteſte von ſich ab (d'Urv. a. 5, 217); ſie laſſen vielmehr die getödteten Feinde im Waſſer vermodern und heben dann ihre Schädel als Trophäen im Geiſterhauſe des Dorfes (d'Urville eb. Gaimard eb. 327) oder im eigenen Hauſe auf (Dillon 2, 244) — dagegen ſind die Eingeborenen der neuen Hebriden wieder Menſchenfreſſer im höchſten Grade. Beſteht doch hier geradezu das Geſetz, Fremde zu tödten und zu eſſen (Turner 483). So gilt auf Tanna, wo man die getödteten Feinde ſtets auffrißt, Menſchenfleiſch, welches man mit Yams kocht und lieber ißt, wenn es von ſchwarzen als von weißen Menſchen ſtammt, als Delikateſſe, von der man nie verſäumt, den Freunden einen Theil zu ſchicken (Turner 83; Gill 227; Cheyne 34), auf Fate, wo man indeß die Leichen der gefallenen Feinde ihren Angehörigen gegen Schweine zum Austauſch bietet (Turner 393), auf Maiwo (ev. M. M. 18[illegible] 325), auf Erromango herrſcht Kannibalismus (Gill 66; 1[illegible]

Cheyne 39). Und noch ausgedehnter iſt er auf den Loyalitäts-
nſeln, wo die Eingeborenen von Mare die nächſten Anverwandten
erzehren, wenn ſie im Streite ſie getödtet haben (Gill 10-11). Auf
ifu, wo die Gebräuche ſonſt ganz wie auf Tanna ſind (Cheyne
5), werden die Knochen und der Schädel getödteter Feinde gereinigt
nd als Trophäen im öffentlichen Verſammlungshauſe des Dorfes
ufgehängt. Die Sieger eſſen während eines Feſtes die Todten, der
önig bekommt Augen, Herz und einen Theil der Bruſt von jeder
eiche, Weiber ſind ausgeſchloſſen und erhalten nur bisweilen von
ren Männern etwas von dieſem Fleiſch (Cheyne 17; derſ. Bericht
kaut. Mag. 17 u. daher Bergh. Zeitſchr. 10, 359), welches auch
er als Delikateſſe gilt und ſogar in angegangenem Zuſtand gegeſſen
ird (Halgan Bergh. 363; Kunaie eb. 10, 354; Cheyne 8; Ers-
ne 400). Unter den Neucaledoniern (Pater Rougeiron nouv.
n. des voy. 1848, 3, 98; Labill. 2, 192; 195) ſoll nach der
erſicherung der katholiſchen Miſſion durch die Wirkſamkeit derſelben
eſe abſcheuliche Sitte aufgehört haben (Montreval in nouv. ann.
es voy. 1854, 4, 94); Turner aber fand ſie noch vor (426).
Man hatte dort ein ſeltſames Inſtrument, nbouet, d. h. Grab 'ge-
annt, eine ovale Serpentinſcheibe mit ſchneidendem Rand an einem
olzſtock befeſtigt; mit dieſem Werkzeug ſchnitt man dem gefallenen
eind den Leib auf, riß die Eingeweide mit einem anderen Inſtru-
ent aus Menſchenknochen heraus und zerſchnitt nun die Leiche für
einzelnen Theilnehmer des Krieges gliedweiſe. Wie auf Iſabel
König, bekommt hier derjenige, der den betreffenden Feind erlegt
das Schamglied deſſelben als Ehrentheil (Labill. 2, 215-6).
Menſchenopfer wurden gebracht, aber außer denen am Grabe
häufig: auf Mare waren ſie im Gebrauch, um bei Epidemieen
Götter zu verſöhnen (Gill 18).

Am ſchrecklichſten war dies alles auf den Fidſchiinſeln ausgebildet,
deß einige Orte minder wild als andere waren (Will. u. Calv.
5). Zunächſt der Kannibalismus. Er herrſchte nicht nur im Krieg,
an alle Gefangene und Gefallene auffraß, mit Ausnahme bisweilen
Perſonen des höchſten Ranges, denen man, wenn nicht ein be-
rer Haß auf ihnen ruhte, dieſe Schmach erſparte (Will. u.
. 1, 206; 210): er war auch gebräuchlich bei jeder wichtigen
dlung und in früherer Zeit noch vielmehr als ſpäter. Sollte ein

wohl ward (ed. 206), wie auch, wenn ein Schiff fertig w
Menſchen getödtet wurden, daß man das ganze Verdeck
waſchen konnte“ (eb.). Menſchenopfer waren auch ſonſt hi
reichſtem Gebrauch: Kähne rollte man über lebende Menſ
See (Erskine 249; Jackſon bei Erskine 454; 465)
bisweilen noch die ſo zerquetſchten (Will. u. Calv. 1,
jedem Pfoſten eines neuen Hauſes wurde ein lebender M
gegraben, welcher den Pfoſten mit ſeinen Armen umfaßt hi
193; Jackſ. eb. 454), und hierzu drängte man ſich als zu ei
amte (eb. 472). Auch den Göttern wurden ſehr häufig,
andere Opfer angenehm zu machen, Menſchen geopfert
Calv. 1, 231). Oft wurden ſolche Opfer ganz maſſenha
wie denn zur Feier der Mannbarkeit eines Häuptlingsſ
Einwohner einer rebelliſchen Stadt und dazu noch Sklav
werden ſollten (Seemann Zeitſchr. für allg. Erdk. n. F
Daß die meiſten dieſer Opfer gegeſſen wurden, verſteht ſ
gebrauchte zu ihnen entweder aufgeſparte Gefangene (Will
1, 206; 207) oder, wenn dieſe fehlten, die erſten beſten
dem Volke (Will. u. Calv. eb.), oft Weiber, weil dieſe
ſind, die man überfällt und tödtet (Erskine 183); doc
man gern Verbrecher, ja ganze Volksſtämme, welche ma
will, hierzu und nimmt aus den letzteren immer die nöth
(Will. u. Calv. 1, 206; Seemann 177). Ebenſo ſind
brüchigen dem Gefreſſenwerden beſtimmt; das war feſter Rec
bei ihnen, der auch gegen die eigenen Volksgenoſſen ausg

hielten, zeigt folgende Anekdote: ein Fidſchihäuptling hatte einen Menſchen, anſtatt ihn zu opfern, geſchont: da erſchien ihm der dadurch beleidigte Gott im Traume und quälte ihn bis zur Raſerei (Erskine 440). Auch die gefallenen Feinde bot man, ehe man ſie aß, den Göttern, namentlich dem Kriegsgott als Opfer dar (Will. u. Calv. 1, 208; 53; Erskine 261), wie man denn glaubte, daß die Götter ſelbſt nichts lieber äßen, als Menſchenfleiſch (Will. u. Calv. 1, 231). Doch waren einzelne Prieſter von dieſem Genuß ausgeſchloſſen, ebenſo meiſtens die Weiber, das niedere Volk, die Sklaven immer (eb. 211; Seemann 179; Erskine 260) und während man ſonſt mit den Händen aß man Menſchenfleiſch ſtets mit Gabeln, welche, ſowie die Schüſſeln, in denen man es auftrug, die Oefen, die Keſſel, in denen man es kochte, für jeden anderen Gebrauch ſtreng tabu waren. Die Gabeln hatten beſtimmte Eigennamen, deren viele obſcön waren (Will. u. Calv. 1, 212; Seemann 179); auch wurde zu Kannibalenfeſten durch Trommelſchlag eingeladen, der einen ganz beſtimmten nur hierbei gebrauchten Rhythmus hatte (♩ ♪ ♩ 𝄾 ♩. ♩. Erskine 291). Zeigt ſich nun ſchon in dieſen vielen Tabus, welche mit dem Kannibalismus verbunden ſind, daß er eine urſprünglich heilige Sache war, ſo zeigt ſich dies auch darin, daß wenn Leichname um gegeſſen zu werden zum Tempel gebracht wurden, dies unter ganz beſtimmten Liedern und Tänzen geſchehen mußte (Will. u. Calv. 1, 203; Erskine 209): Weiber und junge Mädchen führten ſie auf, indem ſie ſingend mit Stäben die Schamglieder der Leichen berührten (Erskine 439). Derartige obſcöne Gebräuche, welche Williams abſichtlich verſchweigt (1, 214), finden wir mehrfach, wobei man abgeſehen von den obſcönen Namen der Gabeln daran denke, daß im übrigen Melaneſien die Scham dem Könige, dem Beſieger zugehörte; man legte ihr alſo beſonderes Gewicht bei. Urſprünglich ſind gewiß dieſe Gebräuche nicht obſcön geweſen und ſie hängen wohl damit zuſammen, daß die Scham als das lebenſpendende urſprünglich das den Göttern geweihte Glied war. Doch wurden die Leichen der Gefallenen vielfach auch nur verhöhnt, zum Gelächter der Anweſenden (Erskine 425 f.); oft aber auch aufs ſcheußlichſte mißhandelt (eb.). War nun auch urſprünglich Rache das Hauptmotiv des Kannibalismus (Will. u. Calv. 1, 209), ſo waren doch auch noch andere wirkſam: zunächſt wollte man durch ihn

ſich furchtbar und angeſehen machen. „Wie tapfer mein Sohn war“, jammerte ein Fidſchihäuptling dem Geſtorbenen nach, „er tödtete, wenn ſie ihn erzürnten, ſeine Weiber und aß ſie (Erskine 248) und ein anderes noch viel ſcheußlicheres Beiſpiel erzählt Williams von einem Fürſten, der ſein Weib ohne daß es ihn erzürnt hatte, tödtete, und auf der Stelle auffraß (1, 210). Allein auch aus Wohlgeſchmack aß man Menſchenfleiſch: und dieſer Grund war in ſpäterer Zeit bei weitem der vorherrſchende. Jedes Alter, jedes Geſchlecht tödtete man, um dieſen höchſten Genuß zu erlangen; Leute aber, welche eines natürlichen Todes geſtorben waren (doch gab es deren nicht viel Will. u. Calv. 1, 188), aß man nicht, ſondern beerdigte ſie; doch kam auch das vor, daß man Gräber wieder aufgrub und die Leichen verzehrte (eb. 207; 211). Denn trotz des übertriebenen Ekels, welchen Fidſchiinſulaner vor angegangenem Fleiſch haben, Menſchenfleiſch eſſen ſie und wenn es halb faul wäre (212). Aber nie roh, ſtets gekocht (210); doch wurden die Unglücklichen bisweilen lebendig in den Ofen oder in den ſiedenden Keſſel geſteckt (Hale 57; Seemann 174), meiſt aber vorher getödtet, wenn ſie, wie öfters an vornehme Fürſten, lebendig (und dann im höchſten Schmuck) eingeliefert wurden (Erskine 440). Als beſondere Delikateſſe galt Zunge, Herz und Leber (eb. 131) oder die Naſe (Erskine 428). Hat man viel, ſo wird der Kopf und die Hände, häufig auch der ganze Rumpf weggeworfen und nur die Glieder, namentlich Schenkel und Oberarm (Will. u. Calv. 1, 211) gegeſſen. Williams macht beſonders darauf aufmerkſam, daß man das Auge der Todten hier nie ißt (213), gegen die Behauptung anderer Forſcher. Dies iſt allerdings eine ſehr merkwürdige Thatſache, an welcher wir jedoch, da ſie Williams ſo ſicher behauptet, nicht zweifeln dürfen. Da wir aber das Auge auch ſonſt in Melaneſien gerade vorzugsweiſe verzehrt ſahen (Torresſtraße, Hebriden), ſo ſcheint es nur eine ſpätere Entartung, wenn man es auf den Fidſchiinſeln verſchmähte, welche aus der Raffinerie der Fidſchis hervorgegangen war. Wer im Beſitz einer größeren Portion Menſchenfleiſch war, theilte davon zwar möglichſt wenig aber doch regelmäßig ſeinen Freunden mit, denn eine Unterlaſſung dieſer Höflichkeit führte wohl bis zum Krieg (Erskine 261). Uebrigens gilt Menſchenfleiſch für ungeſund (namentlich das der Weißen, welches auch unſchmackhaft ſalzig ſein ſoll eb. 229; Will. u. Calv. 2, 19); es

bereitet Verdauungsbeſchwerden, weshalb man es ſtets mit gewiſſen Vegetabilien, beſtimmten Blättern und Früchten, darunter die eines Solanums (Sol. anthropophagorum), ſowie Yams und Taro aß (Seemann 176). Die Sucht nach Menſchenfleiſch ſoll nach Seemann bis zu einer krankhaften Leidenſchaft ſich ſteigern und dann auch das Aeußere dieſer Menſchen durchaus krankhaft ſein (Seem. 181). Für jeden Menſchen, der gegeſſen wurde, pflegte man einen Stein als Erinnerungszeichen hinzulegen, für Fürſten größere (Seemann 178; Will. u. Calv. 1, 213); von dieſen zählte Seemann bei einem einzigen Tempel 400, Williams aber kannte einen Häuptling, der nicht weniger als mindeſtens 900 Menſchen gefreſſen hatte (eb.)! Bei einem einzigen Kannibalenfeſt wurden, wie Mariner (1, 345; 2, 71) berichtet, 200 gefallene Feinde gegeſſen! Wie groß die Rohheit bei dieſen Feſten war, zeigt ſich daraus, daß man die Todten, wenn man die ganze Leiche (in ſitzender Stellung) gebraten hatte, oft noch bunt bemalte, ihnen eine Perrücke aufſetzte und ſie höhniſch wie Lebende behandelte (Erskine 262; Will. u. Calv. 1, 209); ja daß man oft gar Lebenden einzelne Glieder oder Fleiſch abſchnitt, es vor ihren Augen aß oder gar den Unglücklichen ſelbſt zur Speiſe anbot (eb. 20; 212)! Es iſt begreiflich, daß man eine Drohung: „ich werde dich freſſen“ für eine ſehr ſchlimme Beleidigung hielt (Seem. 181; Erskine 422). Bisweilen benutzte man auch die Schädel der todten Feinde zu Trink- und Eßgefäßen, die Bein- und Armknochen zu allerhand Werkzeugen (eb.). — Uebrigens waren nicht alle Fidſchis Kannibalen; es gab eine Partei, welche die Menſchenfreſſerei abſchaffen wollte und ſich ihrer ſchämte (Seemann 179; Zeitſchr. 10, 239), weshalb man auch behauptete, erſt in ſpäterer Zeit ſei der Kannibalismus aufgekommen (Erskine 272); ſie ſind auch gegen die Tödtung der Weiber, welcher mächtige Häuptlinge entgegengetreten ſind (Erskine 259) und zwar mit Erfolg; wie denn überhaupt durch die Wirkſamkeit der Miſſionäre, der Europäer der Kannibalismus jetzt faſt ganz aufgehört hat (Erskine 183; Will. u. Calv. 1, 213; Seemann 180 f.).

Daß in Melaneſien dieſelben Gründe für den Kannibalismus entſchieden, wie wir ſie oben (162) für Polyneſien aufgeſtellt haben, bedarf nicht des Beweiſes. Verzehrten doch auch z. B. die Aetas der Philippinen ihre Feinde, um ſich dadurch tapfer zu machen (Poblicz. 2).

Ursprünglich aber scheint auch hier der Kannibalismus mit der Ansicht, die man von den Göttern hatte, im Zusammenhang zu stehen, daß nämlich diese die menschlichen Seelen verschlängen, um sie zu reinigen oder sich einzuverleiben. Dieser Gedanke ist die Grundlage des Kannibalismus, nicht umgekehrt, wie der letztere nicht, jener Glaube aber überall herrschte. Nun fraß man, die Götter nachahmend, den Feind auf, um seine so oft gefürchteten guten Eigenschaften, ja ihn selber ganz in eigenen Besitz zu bekommen; man fraß die Verwandten, um durch sinnbildliche Ausübung die Thätigkeit der Götter ihnen zu rascherer Seligkeit zu verhelfen, vielleicht auch, um ihre Seelen als Schutzgeister an die eigene Person zu fesseln.

Die Verfassung dieser Inseln zeigt uns die Grundzüge der polynesischen Verfassung, aber in argem Verfall. Die einzelnen Stämme haben meist einen Häuptling, allein die Macht desselben ist fast immer unbedeutend, obwohl sie früher nach bestimmten Zeichen, aus denen man schließen kann, nach Tabus u. s. w. weit bedeutender gewesen sein muß. Indeß hat sie sich vielfach auch recht mächtig erhalten, so vor allem auf den Fidschiinseln, doch auch auf dem Salomoarchipel und in Neubritannien. So haben die Fürsten der Admiralitätsinseln, welche auch durch besonderen Schmuck (doppelte weiße Muschelkette) ausgezeichnet sind, unbedingte Macht über ihre Untergebenen, welche sie bei nicht schleuniger Willfährigkeit schlagen und auch bei anderen Gelegenheiten sehr hart behandeln, wie sie denn z. B. alle ihnen von Europäern geschenkten Dinge jenen sofort wieder wegnahmen (Labill. 1, 251; 261). Andererseits freilich galten die Häuptlinge auf Ruk gar nicht viel: wer reich ist und öfters Gastereien gibt, wird Häuptling, d. h. er bekommt einen gewissen Einfluß, den er durch Schmeichelei und Freigebigkeit sich zu bewahren sucht. Daher gibt es zwar viele Häuptlinge, unter diesen aber eine große Anzahl, welche gar nichts zu sagen hat. Ueberhaupt erstreckt sich ihre Macht nur auf ihre nächste Umgebung, während öffentliche Angelegenheiten stets von allen Stammesgenossen behandelt werden und jeder einzelne vollkommene Freiheit des Handelns hat (Reina 363). Von den übrigen Inseln des Archipels wissen wir nur, daß es überhaupt Häuptlinge gibt und daß diese sich wenigstens etwas in der Kleidung auszeichnen (Birara Bougainv. 247; Amakata Hunter 141). Auf den Salomoinseln finden wir dieselben Gegensätze: während

:f Iſabel (Port Praslin), der Häuptling polyneſiſch-deſpotiſche Macht
t, ſo daß er von der Ernte, der Beute und der Arbeit ſeiner Un-
thanen nehmen kann, was ihm beliebt und man ihm Alles, was
m hat, anbietet, ſo daß ferner, wer auf ſeinen Schatten tritt ſterben
ß, wenn er nicht durch große Geſchenke ſich loskauft (Surville
O): ſo haben die Häuptlinge auf Simbu und Neugeorgien wenig
fehn und Macht und zeichnen ſich hauptſächlich vor den Uebrigen
ch einen ſehr hochgeſchätzten Armring aus, der aus einer einzigen
uſchel gemacht und nur von ihnen und den bedeutendſten Kriegern
tragen wird (Cheyne 65-6). Auf Neucaledonien kann man
ſe Gegenſätze noch ſchärfer ſehen. Die Fürſten, welche hier durch
he oben offene Mützen ausgezeichnet ſind (Labill. 2, 201), haben
ar das Recht, jedem anderen die Geſchenke abzunehmen, welchen die
uropäer ihm gegeben hatten, ja man bringt ſie ihnen ohne weiteres
m ſelbſt; und doch hatten ſie gar kein höheres Anſehn und durch-
us keine politiſche Macht (Forſter R. 3, 251; Labillard.
247). Turner freilich (426) ebenſo Las Cazas nouv. ann. des
y. 1855 (1, 333) berichtet, daß ſie Macht über Leben und Tod
er Unterthanen ſowie das Recht haben ihren Nachfolger zu ernennen,
welchen ſie meiſt einen Sohn oder Bruder beſtimmen; wie ſie denn
ch durch Tabus, welche ſie auferlegen konnten, öfters recht tyranniſch
rrſchen (Ausl. 1855, 419 f.), Nachrichten die ſich nicht ganz mit
nen älteren Berichten vereinigen. Ob in den verſchiedenen Theilen
er Inſel verſchiedene Machtſtellung der Fürſten galt? Zerklüftet iſt
ie Bevölkerung genug, denn jede Familie bildete hier einen Staat
ür ſich, ſo daß das ganze Land in einzelne ſelbſtändige Sippſchaften
erfiel (Forſter eb.). Auch auf den Loyalitätsinſeln war
ie Macht der Fürſten nicht ganz unbedeutend aber auch
ier ſchwankend: denn während auf Halgan (Uwea) der eine
Stamm nur von einem Fürſten beherrſcht wird, ſteht der andere unter
er Oberherrſchaft einer ganzen Fürſtenverſammlung (Cheyne 23):
as Heißt doch, in einem Stamm hat ſich ein Häuptling in voller
Nacht erhalten, im anderen iſt ſeine Macht unter viele ſeines
Gleichen vertheilt; daher im Naut. Mag. 17 (Bergh. 10, 354)
ie Verfaſſung dieſes Stammes geradezu republikaniſch genannt wird.
ebrigens ſind hier die Fürſten einigermaßen durch die Kleidung, na-
entlich aber durch die Achtung, die man ihnen zollt, ausgezeichnet:

man geht ihnen ſtets aus dem Wege, ſenkt die Keulen u. ſ. w. (Cheyne 24). Allerdings könnte hier polyneſiſcher Einfluß ſich geltend gemacht haben. Die gleichen Verhältniſſe ſcheinen auf Lifu und Mare zu herrſchen (Cheyne 76; Erskine 375); wie ſich denn auf Mare ſofort vier Eingeborene erboten für ihren Fürſten Gefangenſchaft oder Tod zu erleiden, wenn Erskine dies zur Sühnung eines früheren Mordes verlangen würde (Gill 37). Auf Tanna dagegen unterſchieden ſie ſich nur durch den Titel, ſonſt in nichts vom übrigen Volk (Forſter eb. 152 f.; Cheyne 34; Turner 84) und ältere Leute hatten mehr Anſehn wie ſie; nur zu Zeiten der Noth vereinigte ſich das Volk, ſonſt lebte auch hier jede Sippſchaft für ſich (eb. 179). Noch weiter gediehen waren dieſelben Verhältniſſe zu Fate, wo ein Oberherrſcher gar nicht mehr exiſtirt wohl aber eine Menge kleiner Fürſten (Turner 393). Auf den Banksinſeln gibt es gar keine Häuptlinge noch irgend etwas, was einer Verfaſſung ähnlich ſieht. Jeder einzelne iſt abſolut ſelbſtſtändig (ev. Miſſ. Mag. 1869, 328 f.). Im Nitendiarchipel hatte jedes Dorf ſeinen ſelbſtſtändigen Häuptling, doch kam es auch vor, daß mehrere Dörfer von einem Häuptling abhingen. Auch ſcheinen in einem Dorf mehrere Häuptlinge zu wohnen, von denen öffentliche Dinge gemeinſchaftlich beſprochen wurden (Dillon 2, 191; 314). Auch in Kriegszeiten verkehrten die Fürſten der verſchiedenen Stämme immer friedlich mit einander (d'Urville a. 4, 183). Die Bewohner der Torresſtraße haben keine Häuptlinge; die Männer, welche dieſe Würde zu haben ſcheinen, beſitzen nur Einfluß in Folge größerer Kriegstüchtigkeit, Klugheit, Zuverläſſigkeit oder größerer Reichthümer, und meiſt auch, doch nicht immer, in Folge größeres Alters (Jukes 1, 163; Macgill. 1, 27). Auf Neu-Guinea gibt es Häuptlinge, aber nirgends haben ſie größeren Einfluß, weder an der Humboldtsbai (Nieuw.-Guin. 182) noch zu Dorei (de Bruijnkops 182) zu Onin (Keyts 540) oder zu Adie (Nieuw-Guin. 113), wo der Rajah vom Sultan von Tidore eingeſetzt wird; ebenſo hängt auch der König von Wagen (Freycin. 2, 58) von Tidore ab (Wallace 2, 331).

Unter den Häuptlingen aber gibt es untergeordnete und höhere. So herrſcht auf Wagen der König über eine Reihe von einheimiſchen Fürſten (Freycin. eb.). Im Salomo-, im Nitendiarchipel und auf den Loyalitätsinſeln war es nicht anders (d'Urv. b. 5, 71; Dillon

314; Cheyne 23 f., 16; Turner 518). Auf den neuen He-
ien gab es gleichfalls Fürſten, welche vornehmer waren als andere
:skine 316; Turner 86) und auch zu Neukaledonien herrſchte
ſolche Rangordnung: denn während dort die Häuptlinge den Titel
führten (Labill. 2, 201 nennt ihn Tea-buma; Forſter dagegen
R. 3, 251 und ſagt 228, daß Tea-buma nur der Name des
ſten geweſen ſei, welcher über den Diſtrikt Buma geherrſcht habe;
tea alſo wäre gleich dem polyn. tui), ſo nannte man ganz be-
ers berühmte Fürſten aliki (Labill. 2, 220), man machte alſo
hier einen Unterſchied. Derſelbe Titel (eriki) fand ſich auch auf
neuen Hebriden (Fate Ersk. 316; Tanna Forſt. R., 3, 152;
likolo Forſt. Bem. 331).

Man könnte geneigt ſein, hierbei an verſchiedenartigen polyneſiſchen
luß zu glauben; allein gegen dieſe Annahme ſpricht der Umſtand,
wir dieſen Einfluß dann ziemlich gleichmäßig im ganzen Melane-
annehmen müßten und das iſt eine unmögliche Annahme. Wirk-
t Einfluß haben die Polyneſier nur an einzelnen Punkten gehabt,
auch hier, da ſie überall den Stämmen der Inſeln, auf die ſie
anderten, feindlich gegenüber ſtanden, nur in äußerlichen Dingen,
3 nicht in ſolchen wichtigen Verhältniſſen, wie das der Fürſten
ihrer Stellung. Vielmehr zeigt ſich ganz klar, daß die Stellung
nelaneſiſchen Fürſten urſprünglich ähnlich war, wie in Polyneſien:
die mangelhafte Entwickelung der fürſtlichen Macht nur durch die
plitterung und Ohnmacht der einzelnen Stämme und Diſtrikte
rgerufen iſt.

Die Geſammtbevölkerung einer Inſel zerfällt in eine Menge
feindlicher Stämme, welche jedoch in Fate Connubium hatten
3k. 334); die Stämme ſelber zerfallen wieder nach den Dörfern
ahlreiche kleinere Abtheilungen, welche ſich bei mächtigeren Ver-
ſungen einigen; bisweilen auch unter einem gemeinſchaftlichen
ſcher ſtehen. Die Zerklüftung Melaneſiens zeigt ſich auch hier
deutlichſte. Ueberall aber ſteht den Fürſten das Volk ungetheilt
über und jener mittlere Stand, den wir in Polyneſien ſo ſehr
ig fanden, fehlt hier. Wenn Earl (c. 84) ſagt, daß es auf Neu-
tea keine Stände gebe, ſondern nur Häuptlinge, Volk und Sklaven,
lt das vom ganzen Melaneſien. Die Sklaven, welche nicht ſchlecht
adelt werden, ſind Kriegsgefangene, welche zu Dorei kurz geſcho-

renes Haar tragen müſſen (N.-Guin. 149). Dort ſind es meiſt Bergbewohner, welche zu Sklaven gemacht werden, denn die Dorfen und die übrigen Küſtenbewohner der Gegend beanſpruchen eine gewiſſe Oberhoheit über die Bergbewohner, welche ihnen auch tributpflichtig ſind (N.-Guin. 76); und ganz ebenſo iſt das Verhältniß der Küſtenvölker zu den Wuka an der Speelmannsbai (J. R. G. S. 7, 389 f.). Dieſe Sklaven ſind ſehr geſchätzt. Uebrigens ſollen die Bewohner der Gebirge und der Mariannenſtraße öfters ihre eigenen Kinder oder die Kinder Anderer aus ihrem eigenen Stamme in die Sklaverei verkaufen (Kolff 300). — Auf den Fidſchiinſeln herrſchen im Weſentlichen dieſelben Verhältniſſe, denn auch hier haben wir jene verſchieden abgeſtuften Fürſten, dann Volk und kriegsgefangene Sklaven (Will. und Calv. 1, 32), welche letztere, kaisi genannt (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 705), von Hale 58 ungenau für das niedere Volk gehalten werden. Doch iſt die Stellung der Fürſten und die Entfaltung ihrer Macht ganz ſo, wie wir gleiches in Polyneſien gefunden haben, daher wir ganz kurz ſein können: ſie werden wie Götter verehrt, von denen ſie ſich ſelber ableiten, (W. u. C. 1, 25), durch Niederwerfen, zu ihnen hin Kriechen u. dgl., ſtets mit einem eigenthümlichen recitativiſch geſungenen Gruß, dem ſogenannten Tama begrüßt (Macdonald J.R.G.S. 26, 233, 239; Will. und Calv. 1, 37 f.), ihre Glieder, ihre Häuſer, Weiber und alle ihre Handlungen werden mit anderen Worten bezeichnet als die des gemeinen Mannes, ſie haben das Anrecht an jedes Eigenthum des Volkes, was ſie berühren, gilt für heilig gegen ſie gibt es keine Tabus und auch äußerlich, da ſie ſoviel beſſer ſtehen, ſehen ſie beſſer aus (eb. 1, 22; 24-5; Erskine 240; 253 456; Gaimard bei d'Urville a. 4, 701).

Auch hier werden die Könige gefüttert, weil ſie zu heilig ſind, um Speiſe zu berühren. Auch ſie haben beſtimmte Eigenthümlichkeiten der Kleidung für ſich allein, wie es z. B. ein Zeichen ihrer Würde iſt, am Daumen zollange Nägel zu tragen (Erskine 441; Will und Calv. 1, 26) u. dgl. Ernennung und Krönung des Königs werden feſtlich begangen; indeß ſind dieſe Feſtlichkeiten bei weitem geringer als die polyneſiſchen (eb. 25). Die erſte aber tritt ziemlich früh ein, denn die Häuptlinge abdiciren früh, weil ſonſt ihr heranwachſender Sohn und Erbe den Tod ſeines Vaters beeilt (Erskine 233). Neben dem König und der Königin ſtehen hier zunächſt

iuptlinge großer Ländergebiete und einzelner Städte; den nächſten ang haben die Prieſter, welche, bisweilen politiſch nicht ohne Einfluß Gaimard bei d'Urville a. 4, 700), doch ſehr von den Für- n abhängen (Wilkes 3, 89); dann folgen die mata-ni-vanua ige des Landes), welche Hale (58) mit Unrecht für die Grundbe- er alſo den polyneſiſchen zweiten Stand hält. Ihr Einfluß iſt frei- ſehr groß: es ſind die unmittelbaren Diener des Königs, welche ne Befehle den einzelnen Häuptlingen und dem ganzen Lande ver- tteln, öffentliche Verhandlungen leiten, den Tribut eintreiben (Gai- ard bei d'Urv. a. 4, 700) u. ſ. w. Es liegt nahe ſie mit n tonganiſchen Matabule zu vergleichen. Auf ſie folgen berühmte ieger wenn auch aus niederem Stand ſowie die Vorſteher der immerleute und Fiſcher (W. u. C. 1, 92). Die Häuptlinge, welche nder vornehm als der König ſind, haben verſchiedenen Rang, je chdem ſie entweder über ganze Inſeln oder nur über einzelne Di- icte herrſchen; ſie empfangen ihren Titel, indem man das Wort ü, dem wir auch in Polyneſien begegneten, vor den Namen des iſtrictes ſetzt (Erskine 168; Gaimard bei d'Urv. a. 4, 08-9). Der Mittelpunkt der politiſchen Macht war bis jetzt das ſelchen Bau (mbau), wo alle Fürſten von größerer Vornehmheit reinigt wohnen (Wilkes 3, 61; Gaimard bei d'Urville 700; ill. und Calv. 1, 20; Erskine 179; Seemann J. R. G. S. 54); doch auch Rewa, Somoſomo, Lakemba, Mbua, Namoſi (See- n eb. 60) u. ſ. w. ſind wichtige Centralpunkte. Alle Länder des ipel ſind nach Bau zinspflichtig, auch z. B. Somoſomo (Erskine 453; d'Urv. a. 4, 403) und zwar gibt es zwei Arten von ängigkeit, die Staaten welche Qali und die man Bati nennt, letz- re minder abhängig aber weniger geachtet als erſtere (W. u. C. 0). Doch können auch Stämme die irgendwohin Bati ſind, an- wieder zu ihren Qali haben (Erskine 215). Früher aber waren einzelnen Stämme von einander geſchieden und zwar, da ſie ein- r feindlich gegenüber ſtanden, ziemlich ſtreng geſchieden; jeder hatte n eigenen König, ſeine eigene Mundart, kurz ſein eigenes Weſen ſich, aber in jedem herrſchte dieſelbe politiſche Verfaſſung, wie wir ben geſchildert haben. Als nun ein einzelner Herrſcher ſich über anderen emporſchwang, ſo hat dies in den ganzen Zuſtänden wenig dert: jener Herrſcher iſt jetzt noch heiliger als die übrigen Fürſten,

die ihm früher gleich waren an Heiligkeit, denn auch hier wächſt die Gunſt der Götter mit dem irdiſchen Erfolg, und ſeinen Befehlen müſſen ſie ſich fügen, wie ihre Stämme auch Abgaben nach Bau zahlen. Dabei aber ſind die einzelnen Fürſten oder Unterkönige, die Häupter der einzelnen Stämme ſelbſtändig genug, wie ſich ſchon aus den vielen Kriegen zeigt, die ſie untereinander führen. Aus dieſen Streitigkeiten erklärt es ſich denn auch, daß Hale 1840 verſchiedene Parteien, Anhänger des Königs und der geſtürzten Herrſcherfamilie fand; dazu kamen die unabhängigeren Häuptlinge und der Stamm oder die Kaſte der Fiſcher, lauter einzelne Factoren, welche einen ſtreng geſchloſſenen Despotismus, namentlich bei den ewigen Kriegen unmöglich machten. Da nun auch die niederen Häuptlinge und die Mata-i-vanua von nicht geringem Einfluß waren: ſo erſchien Halen die Verfaſſung eher republikaniſch als monarchiſch (Hale 60 f.; d'Urv. a. 4, 257; Gaimard eb. 701). Doch iſt dies nur gelockerter Despotismus, der im einzelnen ſeine volle Kraft behalten hat. Nicht nur die vornehmeren, auch die geringeren Häuptlinge ſind höchſt ſtolz und eiferſüchtig auf ihren Rang, was ſich indeß mit äußerſter Bettelhaftigkeit verträgt (W. u. C. 1, 33). Die Abgaben, welche ſie empfangen, beſtehen zunächſt im Beſten aller Arbeitsprodukte, ſodann vornehmlich in Walzähnen, ferner in Kähnen, Waffen, Netzen, Zeugen u. ſ. w. und werden unter großen Feſtlichkeiten eingeliefert, bei welchen der betreffende Häuptling das Volk ſehr reichlich bewirthet (eb. 39).

Man hat in den einzelnen Stufen der Geſellſchaft wie ſie hier ausgeprägt ſind, etwas kaſtenartiges geſehen, ſo z. B. Williams 1, 32, aber durchaus mit Unrecht. Denn wir ſehen hier nur beſtimmte Abſtufungen der Stände, welche nach der näheren oder entfernteren Beziehung der Einzelnen zur Gottheit ſich bilden. Allein andere finden wir freilich hier, welches entſchieden Aehnlichkeit mit der Kaſteneinrichtung hat. Es gibt nämlich hier einzelne „Stämme", mit welchen ein beſtimmtes Gewerbe verbunden zu ſein ſcheint. Die Schiffer (batoni Erskine 180) haben wir ſchon oben erwähnt; hierher gehören nun auch die Fiſcher (lasakau eb.), welche ein Drittel von Bau bewohnen und einen Häuptling für ſich haben (Erskine 179) und ebenſo die Zimmerleute (Will. und Calv. 1, 32). So gibt es, nach Hale (61), in jedem Diſtricte Städte, deren Einwohner ein Gewerbe be-

reiben, und alle entweder Krieger oder Zimmerleute oder Fischer u. dgl. nd, welche von den höchsten Fürsten der Districte zu gegenseitiger Hülfe enn es noth thut, aufgerufen werden. Ebenso werden auf Mare lle Knaben entweder dem Priester- oder dem Kriegerstande geweiht Bill. 9). Aber auch dies alles erklärt sich, weil die Fischer — nach Williams sind es die Schildkrötenfischer — die Zimmerleute und riester ein besonders heiliges Gewerbe hatten, was daher nicht jedem liebigen auszuüben freistand.

Ueber die melanesischen Rechtsverhältnisse wissen wir nicht iel; daß der Rang hier durch die Mutter vererbt (Fidschi W. u. C. , 32; Gaimard bei d'Urv. a. 4, 700) ist schon gesagt. Ebenso ie Thronfolge: stirbt in Neu-Guinea der Radja, wie sich die Häuptnge dort vielfach nennen, so folgt zuerst sein jüngster Bruder, dann r Sohn seines älteren Bruders, dann erst sein eigener Sohn (Modera 110; Müller b. 93).

Auch das Vermögen erbt in Neu-Guinea durch die Mutter, wobei indeß Söhne so sehr bevorzugt werden, daß wenn der Erblasser nur Töchter hat, die Söhne seines Bruders erben. Indeß gehen auch die Töchter, oder wenn keine da sind, die Nichten nicht ganz leer aus. Ueberlebt die Frau den Mann, so bleibt sie im Hauptbesitze des Erbes; auch überlebende Eltern werden bedacht. Ist kein näherer Verwandte da, so erbt das Vermögen nach weiblicher Linie in der Blutsverwandtschaft (Speelmannsbai Sal. Müller b. 96; Modera 114); Grundeigenthum kennt man hier und auf den Torresinseln, wo es auf die Kinder vererbt (N.-Guin. 182; Macgill. 2, 28). Schwere Verbrechen sind höchst selten auf Neu-Guinea, kleinere werden durch die Häuptlinge oder Aeltesten bestraft und besteht die Strafe meist in einer Geldbuße, welche sich allerdings bis zum Verlust des vollen Vermögens steigern kann. Todesstrafe ist so gut wie unbekannt außer bei Ehebruch, wo sie an einigen Orten angewandt wird (Speelmannsbai, Neu-Guin. 127; Mod. 110; Müller b. 99; Adie N.-Guin. 116; Dorei de Bruijnkops 188; Geelvinksb. Goudsw. 62 f.). Sehr häufig übrigens sind die Bestrafungen Privatsache der Beleidigten (N.-Guin. 127; Neucaled. Turner 426). In Fidschi ist der König der oberste Richter (Gaim. bei d'Urville a. 4, 701), dessen Urtheil ohne Formalität gefällt und meist auch ohne Widerstand vollzogen werden. Grausame Strafen, Verstümmelung, Tod sind hier sehr

häufig (W. u. C. 1, 29). Bisweilen zeigt sich eine Art jus talionis: wer einen andern tödtet, wird wieder getödtet (Gaim. 701), wer stiehlt wird zu einer Geldbuße, zum Ersatz, oder zum Verlust des kleinen Fingers, bisweilen freilich auch zum Tode verurtheilt (Gaim. 705, 707; W. u. C. 429), wie auch auf Fate die Kinnbacken eines Menschen, der schlecht vom Häuptling gesprochen, am Hause des letzteren aufgehängt wurden (Turner 393). Auch Gesammthaftbarkeit der Geschlechter besteht und Kinder, welche einem Uebelthäter verwandt sind, verlieren zur Sühne bisweilen einen kleinen Finger (Will. u. Calv. 2, 91). Uebrigens gelten ganz consequent Verbrechen eines Mannes aus dem Volke für schändlicher und schwerer als die von Vornehmen begangenen (eb. 1, 28).

Die Wuka auf Neuguinea schwören bei der Sonne oder beim Berg Lamantscherie oder bei einer bestimmten Waffe, daß der Berg sie decke, die Sonne sie verbrenne, die Waffe sie tödte, wenn sie die Unwahrheit sagen (Mod. 112; Sal. Müller b. 104). Ebenso rufen die Einwohner der Geelvinkbai, einen Pfeil in der Hand, den Himmel an, daß er sie strafe: allein Umbiegen des Pfeils und bestimmte Kräuter können diesen Eid wirkungslos machen (Goodsw. 64). Die Einwohner des Utenata bringen sich, wenn sie schwören wollen, eine kleine Wunde bei, vermischen das Blut derselben mit Salzwasser und trinken es (Sal. Müller b. 86). Die Wuka wenden Eidesform bei Verlöbnissen an (eb. 104). — Gottesgerichte eigenthümlicher Art, durch Emporziehen und Fallenlassen, findet man in Neukaledonien (Rougeyron in nouv. ann. des voy. 1848, 3, 98), andere mit kochendem Wasser oder Untertauchen in der Geelvinkbai (Goudswaard 64). Auf Fidschi wandte man, um Diebe zu entdecken, vielfach Zauberei an (Maldonald J. R. G. S. 26, 247). War ein Mensch dringend verdächtig und wollte nicht gestehen, so ließ der Häuptling mit einem Tuch, das über dem Haupt des Schuldigen hin und her bewegt wurde, seine Seele fangen, welche dann in dem Tuch am Kahn des Häuptlings festgenagelt wurde. Sie glaubten so fest daran, daß sie aus Angst davor Alles gestanden (W. u. C. 1, 250). Um Gärten zu schützen wurden bezauberte Fußangeln und ähnliche Mittel in denselben aufgestellt (eb. 249).

Eine eigenthümliche Einrichtung auf Fidschi ist das sogenannte soro: ein Geschenk des Schuldigen an den Häuptling, das Verge-

erflehen und Strafe abwenden ſoll. Es gibt fünf Arten des
), bei deren erſten der Schuldige irgend ein Geſchenk, bei der
en einen Stock, bei der dritten einen Speer bringt, indem er ſich
zur Erde wirft; die vierte beſteht in Darbringung eines Korbes
Erde, nach Krieg, wenn ein Land ſich unterworfen bekennt: man
alſo ſich ſelber zur Züchtigung oder ſein Vermögen an; bei der
en Art erſcheint der Schuldige mit Aſche bedeckt in tiefer Ernie-
ng um anzuzeigen, daß ſein Leben verwirkt ſei, daß er es nur
Gnade des Beleidigten verdanke (Will. und Calv. 1, 31). Wir
n ähnliches z. B, auf Samoa, doch hat ſich hier eine wie es
t uralte Sitte in friſcherem und reichlicherem Leben erhalten.
) ein ſolches Soro abgewieſen, ſo kann es mit dazu nöthiger
ärkung wiederholt werden, bis zu 5 mal; meiſt aber iſt vorher
alles verabredet und die ganze Inſtitution iſt zu einer Art von
mäßiger Beſtechung herabgeſunken. Auch den Prieſtern beleidig-
Gottheiten bot man es an.

Die merkwürdigſte Einrichtung auf Fidſchi, die wir ſchließlich noch
echen müſſen, ſind die vasu, d. h. Neffen: jeder Mann, deſſen
ter Glied der Häuptlingsfamilie eines anderen Landes (Stadt,
um, Inſel) iſt, gilt als vasu dieſes Landes und kann ſich mit
ahme der Weiber, Häuſer und des Grundbeſitzes der Häuptlinge
was er will aneignen. Je vornehmer ihre Mütter ſind, je
iger ſind die Vaſus. Da ſie dem Könige meiſt einen Theil ihrer
: mitbringen, ſo iſt dies Inſtitut ſehr ſtark von den Fürſten be-
und alſo von größter Wichtigkeit. Uebrigens iſt die Sache auch
volksthümlich, und wo ein Vaſu anlangt, der auch bei etwaigem
ſtets freien Zutritt zu den ihm Verwandten hat, ſo wird er mit
größten Feſtlichkeiten empfangen (Hale 60; Erskine 250 f.
t. C. 1, 34 f.). Kein Verwandter aber einer Frau, welche ſich
Grabe ihres Mannes nicht umbringen ließ, kann vasu werden;
man glaubte, daß ſie die eheliche Treue nicht gehalten habe
kine 448). Auch Staaten mit einem gemeinſchaftlichen Schutz-
ehen im engeren Bunde miteinander, ohne daß dies Verhältniß
re Bedeutung hat (Hale 60).

Ueber die Religion der Melaneſier ſind unſere Nachrichten
eben reichlich. Wird nun ſpätere genauere Kenntniß des Ge-
gewiß noch viele Aufklärungen bringen, ſo iſt doch anzuer-

kennen, daß die religiösen Vorstellungen der Melanesier nicht sehr reich sind. Das zeigt sich deutlich schon in dem Theil Melanesiens, welcher am genauesten bekannt ist und über welchen wir wirklich bedeutende neue Nachrichten kaum erhoffen dürfen, im Fidschiarchipel; und auch hier ist alles so widersprechend, daß der Ausspruch einiger Kenner der Inseln, ihre Religion sei vag und verworren (Bensusan 47; Will. und Calv. 1, 215), sich nur bestätigt. Der Hauptgott ist Ndengei, dessen Namen nach Hale (183) auch Seemann (389) mit dem polynesischen Tanga-loa gleichgestellt hat. Natürlich darf man nicht mit Hale an directe Entlehnung denken: dafür ist das Wesen des Gottes zu selbständig entwickelt. Halb Fels halb Schlange, nichts empfindend als Hunger, wohnt er in einer Felsenhöhle auf Vitilevu, nur von einem Diener Uto umgeben, den er ausschickt um Opfer zu holen, der aber stets, zur Betrübniß des Alten leer zurückkehrt: denn obwohl er als der höchste Gott gilt, man opfert ihm, man verehrt ihn so gut wie gar nicht (Will. und Calv. 1, 217 f. Hale 52; Erskine 246; Seemann 223, 390). Nach anderer, wie es scheint älterer Ueberlieferung, steht sein Sohn (oder seine beiden Söhne), vor der Höhle, um alle Gebete zu ihm zu bringen. Erskine (247) denkt hier unrichtig an christliche Einflüsse. Wir finden hier jenen blinden Gott von Bikar (Mikronesien Bd. 5, 2. S. 138) in anderer Version wieder. Ndengei trägt die Welt und wenn er sich wendet, so entsteht ein Erdbeben, dann aber, denn nun dreht er sich der Erde günstig zu, ein fruchtbares Jahr; während er bei Mißwachs die Früchte den bösen Geistern gibt. Dies war der Inhalt mancher Lieder, welche man zu bestimmten Tänzen sang (Hale 52; Ersk. 473; Seem. 390). Zu ihm gehen die Seelen der Verstorbenen, um gerichtet und gereinigt zu werden (Ersk. 246; Will. und Calv. 1, 246; Gaim. bei d'Urville a. 4, 702). Sehen wir hier Züge, welche an den polynesischen Mafuike erinnern, wie denn auch die Kunst Feuer durch Reibung zweier Hölzer zu gewinnen durch einen Sohn Ndengeis gelehrt sein (Macdonald J. R. G. S. 26, 250) und auf seinem unterirdischen Heerd stets ein gewaltiges Feuer brennen soll, dessen Umfang viele Meilen beträgt (Will. und Calv. 1, 230): so stimmt er darin mehr mit Tangaloa, daß er der Schöpfer nicht nur der Götter sondern auch der Welt und der Menschen ist (Gaimard eb. Hale 52), deren erstes Paar er nach einer Sage

aus den Eiern einer Habichtsart, die um jene Höhle auf Vitilevu sehr häufig ist, ausgebrütet, nach der anderen sie mit seinen Händen gebildet hat, doch erst nach mehreren mißglückten Versuchen und das Weib nur mit Beihülfe eines anderen Gottes (Will. und Calv. 1, 251). Auch Früchte schuf er für sie und lehrte ihnen die Bereitung derselben. Er ferner war es, der die große Fluth auf die Erde schickte um zwei seiner Enkel, welche ihn durch Tödtung seines Lieblingsvogels erzürnt hatten, zu tödten: allein sie entkamen zu Schiff und wurden Stammväter der Fischer und Kahnbauer. Nur acht Menschen wurden gerettet (Will. und Calv. 1, 252). Nach Anderen (Erskine 244 f.) war diese Fluth vom Gott der Zimmerleute Rokova und seinem Werkmeister Rokola hervorgerufen. Jene acht retteten sich nach Mbenga, auf ein Inselchen südlich von Vitilevu, dessen Eingeborene sich deshalb für die vornehmsten Fidschis halten. Auf einen hohen Berg des Inselchens Koro rettete sich ein kleiner Vogel und beweinte den Untergang der Welt (Will. und Calv. 1, 252-3).

Doch auch andere Gottheiten gelten als Weltschöpfer. So Ove, der nach Hunt (bei Ersk. 244) der mächtigste Gott des Archipels war, und nach der einen Nachricht im Mond, nach der andern in der Sonne wohnte; ein mißgestaltetes Kind galt als sein Versehen Und wie auch sonst weibliche Gottheiten erwähnt werden (Gaim. bei d'Urv. a. 4: 702; Will. und Calv. 1, 252), so glaubten sich einzelne Districte von einer solchen erschaffen (Ersk. 244). In dieser letzteren finden wir die weltenbildende Tochter Tangaloas, jene samoanische Tuli wieder, an deren Vogelgestalt das die Sündfluth beweinende Vöglein erinnert. Die von Ndengei gebrüteten Eier, welche freilich bloß die Menschen hervorbringen, sind gewiß eine ins Engere gezogene Umwandlung von Tangaloas Weltei. Dadurch daß er wie Tangaloa die Sündfluth schickt, erklärt sich sein Zusammenhang mit dem Gotte der Kahnbauer, wie ja Tangaloa in Polynesien zum Gott des Meeres und des Kahnbaues geworden war. Zugleich aber zeigen sich gerade durch die Fluth beide als Gottheiten des Himmels und darauf weist uns auch die Erzählung, daß Ndengei und sein Kult von Ra und Rangirangi (Macdonald J. R. G. S. 26, 250) gekommen sei. Natürlich darf man dies nicht pragmatisch deuten, wie Hale (188): Ra ist die Sonne und Rangirangi (Rakiraki, Williams,

Seemann) der Himmel und so haben wir den Gott in der ihm gebührenden Wohnung, dessen Name freilich später übertragen wurde auf den Theil von Vitilevu, wo Ndengei wohnte.

Auch im übrigen Melanesien finden sich Gottheiten, welche ihm gleich stehen; nur daß wir über sie weit weniger unterrichtet sind. So glauben die Bewohner von Mare (Loyalitätsinseln) an eine große unsichtbare Macht, welche Alles leitet (Gill 8), auf Lifu hat Laulaati die Welt erschaffen (Ersk. 369; Turner 401), auf Fate zwei Götter, Maui-tikitiki und Tamakaia (Gill 65; Erskine 334), von denen aber ersterer wohl zweifellos polynesisches Ursprungs ist. Nobu ist der Weltschöpfer auf Erromango (Turner 496), Anwe (vergl. Fidschi Ove) bei den Anwohnern der Speelmannsbai, der über den Wolken thront und alles regiert, auch das Menschenleben, der aber weder Opfer noch Gebete empfängt (N. Guin. 128). Hierher scheint auch der „Prophet" Mangundi (der Einige; er heißt auch Mansárija der Alte und Manaarmákrie der Alte der sich verjüngt) und sein Sohn Konóri, an welche man in der Geelvinksbai glaubt, zu gehören. Mangundi soll durch eine Wundernuß, welche er von Sampári, den Morgenstern, den er fing und festhielt, bekam und die er auf den Busen eines Mädchens warf, den Konori gezeugt haben. Er schuf alle Dinge aus nichts, lehrte den Menschen Nützliches und Gutes und verbrannte sich selbst, um als Jüngling aus dem Feuer wieder hervorzugehen. Dann zog er nach Sub-Kalingga; seine Blutspuren sind noch auf Meifore zu sehen (Goudswaard 84 f. nach Fabritius, dessen histor. Bedeutung des Mythus keine Wiederlegung verdient). Andere Mythen (eb. 88 f. nach Frau Fabritius) stellen den Sohn, Koráno Konóri, als die Hauptperson hin und erzählen von ihm zum Theil das oben von Mangundi erzählte. Er wird mit Allah von der Berichterstatterin verglichen, er ist vom Himmel niedergestiegen, hat Neuguinea, die Menschen geschaffen und mit einem jungen Mädchen wieder durch die Wundernuß einen Sohn erzeugt, der später zu ihm zurückkehrt, worauf seine Mutter sich in Stein verwandelt. Er hatte vorher die Papuas vieles Gute gelehrt: da sie es aber in den Wind schlugen, so wurden sie zur Strafe schwarz und kraushaarig. Seine dereinstige Wiederkunft bringt allen Menschen vollkommenes Glück. Man glaubt so fest an sie, daß ein Betrüger, der sich für Konori ausgab, nicht unbeträchtlichen Anhang fand. Mag

Zuſatz von der Beſtrafung der Papuas vielleicht nicht ganz ächt, afalls jung ſein, wie wir vieles Andere entſchieden Europäiſche n ausgelaſſen haben: der Kern des Mythus iſt gewiß ächt und nur die jetzige Geſtalt iſt ſchon ins Märchenhafte herabgezogen. Wuka beten die Sonne an und bringen ihr Opfer (Sal. Mül- b. 104) und die Anwohner der Tritonsbai, die ſonſt keine Re- n haben, ſchwören bei ihr (Modera 112), wie auch die Tan- a, die ſonſt wie die Neucaledonier (Lascazas nouv. ann. des . 1855, 1, 333; Ausl. 1855, 419 f.; Erskine 320) keine tesverehrung haben ſollen (Turner 13; 81), den Tagesanbruch, das Aufgehen der Sonne mit feierlichen Liedern begrüßten (For- Bem. 494). Ob die Sonne hier nun Hauptgottheit oder nur nbei verehrt war, läßt ſich nicht entſcheiden, doch ſpricht der Um- d, daß jede weitere Gottesverehrung fehlt, für erſteres.

Noch eins iſt hier zu bemerken. Nobu heißt auf Erromango der ptgott der Inſel, zugleich auch Gott im Allgemeinen (v. d. Gab.) und zugleich nennt man ſo alle Fremden, Weiße oder Farbige rner 496). Ebenſo iſt es in Neubritannien. Auf Ruk ſoll vor Zeiten a mit ſeinen Kindern und verſchiedenen Früchten gelandet ſein, hrte die beiden Sprachen der Inſel und verſchwand; von ſeinen ern aber ſtammen die Bewohner, von den Früchten die Nahrungs- wilden Pflanzen der Inſel. Auf Birara aber heißen alle zen Pura (Reina 358), wie auch auf Ruk Pura bisweilen als Weiß- galt; und ſo dürfen wir wohl auch hier in Pura die lichte Haupt- eit des Himmels (vergl. oben 237; 270) vermuthen. Die Vani- eu ferner hielten La Perouſes Unglückgenoſſen für „Schiffsgeiſter" llon 2, 160), die Mallikoleſen baten Forſtern (R. 3, 40) und Begleiter inſtändig, die Inſel bald wieder zu verlaſſen; und all ſind die Europäer für Weſen höherer Art, für Götter gehal- und demgemäß empfangen (Neubr. le Maire 470; Reina ; 364; Torresinſ. Macg. 2, 29; Fidſchi Erskine 229). Hier- ſteht die große Scheu der Eingeborenen ſowie namentlich das Fernhalten der Weiber in Zuſammenhang, welche unheiliger als Männer mit Göttern in keine Berührung kommen durften. Und rklärt ſich auch die feſte Weigerung der Bewohner von Telok u (Humboldtsbai) keine Speiſe von den Europäern anzunehmen ijer 65): wer Speiſe von Göttern berührt muß ſterben, wie

Götter, welche irdiſche Speiſe aßen, ihre Götternatur verlieren (Aehnliches im übr. Melaneſ. Erſk. 307; Forſter R. 3, 96). Die Götter aber des melaneſiſchen Himmels waren zahlreich; einige derſelben können und müſſen wir noch beſprechen. Zu Fidſchi gab es einen beſonderen Gott der Unterwelt, welcher zu Lakemba Lothia hieß (Cargill bei Hale 54), während zu Rewa die Vernichtung der Todten ſelber (richtiger wohl der Ort, wo ſie geſchah) dieſen Namen führte. Als Richter in der Unterwelt dachte man ihn oder Ndengei oder an anderen Orten einen dritten furchtbaren Gott Nati-mbati-ndua, d. h. einzahniger Herr, denn er hat einen ſehr großen Zahn, den er zum Verzehren der Seelen, die er brät und verſchlingt, gebraucht. Er hat die Geſtalt eines Mannes, nur ſtatt der Arme Schwingen und fliegt als Feuermeteor durch die Luft (Hale 54; Will. u. Calv. 1, 218). Eine große Aehnlichkeit mit Hikuleo, welchen die Tonganer in dieſem Ratu wiederfinden mochten, iſt nicht zu verkennen. Auch die Torresinſulaner hielten Sternſchnuppen für fliegende Geiſter, welche ſie ſehr fürchteten (Macg. 2, 30), doch auch für die Kinder der Sterne, wie die Fidſchi in einem Kometen einen Sohn Ndengeis ſahen (Erskine 245). Lothia aber findet ſich wieder zu Liſu, wo die Unterwelt Locha (Erskine 369) heißt: ſicher daſſelbe Wort, denn Ch wechſelt auch ſonſt in dieſen Sprachen. Und gleichfalls hieß auf Ruk der Hades Lottin, wohin man daſelbſt den Marſaba, den böſen Geiſt, der Krankheiten ſendet, alles Unglück und vielen Spuck anſtiftet nach beſonderen Unglücksfällen zu verjagen ſich bemüht (Reina 356). Marſaba, der noch viele andere Namen beſitzt und äußerſt häßlich iſt, hat einen geweihten Raum auf der Inſel eigen, wo ihm öfters nächtliche Feſte von den Männern gefeiert werden. Bei den hauptſächlichſten derſelben ziehen zwei Vermummte umher und fordern die von Marſaba „noch nicht gefreſſenen“ Jungen — doch handelt es ſich nur um ſchon beſchnittene Jünglinge. Dieſe, ausgeliefert, müſſen zwiſchen den Beinen der Vermummten durchkriechen, worauf das ganze Dorf Geſchenke bringt, um ſie, die nun von Gott gefreſſenen, zu befreien. Auch dies Feſt ſpricht dafür, daß wir in Marſaba den urſprünglichen Herrn der Unterwelt zu ſehen haben, der freilich zum böſen Spuckgeiſt, wie Pura zum Menſchen, herabgeſunken iſt. Gleiches Schickſal hat außer anderen „Geiſtern“, welche man zu Ruk kennt, Nabeao, der hier und zu Birara verehrt wird, getroffen. Er,

ſprünglich wohl ein guter Geiſt, iſt jetzt vorherrſchend böſe; ihm erden alle Schiffbrüchigen geopfert, damit er ſie nicht aufs Land rfolgt (Reina 356). Meergötter gab es auch im Fidſchiarchipel. ner der mächtigſten, den man hoch verehrt, war in Haigeſtalt (Erskine 420; Hale 55). Die Fiſcher hatten gleichfalls ihren beſonren Gott, Rakavonu, und der der Zimmerleute, Rokola führt die eelen im Geiſterſchiff von dannen. Andere hervorragendere Götter nd Ratu Maimbulu (Herr von Mbulu), auch Ratulevu (großer Herr) der Mai Wakalotu genannt (Will. u. Calv. 1, 219), der Gott er Fruchtbarkeit, der einmal im Jahre nach Fidſchi hinkommt, und it feierlichſter Tabuzeit empfangen wird; hat er dann alle Früchte beeitet, ſo wird er gebadet und reiſt wieder ab, was die Prieſter mit autem Geſchrei kund thun: dann hört das Tabu auf (Erskine 245 f.). erner eine Reihe Kriegsgötter, der Hirneſſer, der mit dem Blätterranzer (und doch Unverwundbare), der Mörder u. ſ. w. (Will. u. alv. 1, 219). Auch auf Liſu, Mare und Aneityum fanden die Miſſionäre Kriegsgötter, ferner Götter der Fruchtbarkeit, welche das and, die Pflanzen geſchaffen hatten, Regen und Sturm hervorriefen nd noch andere (Turner 519). Zu Fidſchi gab es noch eine roße Menge Götter, welche man entweder für „ungeborene", ewig iende wie Ndengei ſelbſt (Macdon. J. R. G. S. 26, 250) oder ür die Söhne Ndengeis hält und einen ſolchen hat jede Stadt zum chutzgeiſt (Hale 53). Hale behauptet, Ndengei ſei unter verſchieenen Namen an verſchiedenen Orten verehrt; doch mögen dieſe anderen amen wirklich verſchiedene Gottheiten, andere „ungeborene" bezeichnet aben. Dieſe Namen, die Williams, Hale, Gaimard und Erskine hlreich anführen, ſtimmen unter einander nicht überein; was indeß, a jede Inſel ihre beſonderen Götter hatte (Will. u. Calv. 1, 217), icht wundern kann. Einige dachte man ſich monſtrös: mit Holzhän-n, mit acht Augen (Weisheit bezeichnend), acht Händen (Geſchicklichit), zwei Leibern, achtzig Magen u. ſ. w. Der Name einer dieſer ötter lautet bei Gaimard (d'Urville a. 4, 702) Mbanuwe, elcher Name an der Geelvinksbai wiederkehrt. Dort hat jeder Stamm nen Manuwel oder Manuwin, der alles Unheil, auch das moraliſch öſe verurſacht und ſehr gefürchtet iſt. Der Manuwel eines feindlichen tammes verurſacht es, daß Leute aus dem anderen Stamm ſterben oudswaard 80; 79). Im Gegenſatz zu ihm gibt es auch einen

gütigen Geiſt, Narvoje, der zwar auch tödtet, und namentlich gern Kinder, aber aus Liebe, der ſeinen Sitz in den Nebeln über den Wäldern hat, oft aber auch auf Bäume ſich niederläßt, Opfernden als ſchöner Jüngling (z. B. im Cigarrendampf) erſcheint und ihnen Rath ertheilt (eb. 80 f.). Die Doreſen glauben, daß Donner und Blitz durch böſe Geiſter, die in der Luft wohnen, hervorgebracht werden (N. Guin. 162); die Fidſchi verehrten Tokalau den Windgott (Will. u. Calv. 1, 248). Auf Vanikoro (Nitendi) bewohnte ein mächtiger Gott die Höhe des Berges Kapogo, deſſen Ankunft auf dem Berg Wolken, welche den Gipfel umgeben, anzeigen (d'Urv. a. 5, 179; andere Berggötter daſelbſt Dillon 2, 214); die Bewohner der Ebene ſowie der Berge an der Süd-Weſtküſte Neuguineas ſchwören beim Haupt der Berge (Modera 112; Sal. Müller b. 104). Vulkane galten ebenfalls als Sitz der Götter; ſie zu beſteigen war ein Frevel; auf Tanna umwohnten den Vulkan die mächtigſten Prieſter (Forſt. Bemerk. 89; Rietm. 153; Neumanns Zeitſchr. n. F. 2, 185; Auf Reina 355).

Dieſe Gewitter-, Berg- und Windgötter bilden den Uebergang zu den untergeordneten Gottheiten. Hierher gehörte nun wohl, abgeſehen von verſchiedenen Sternmythen (Turner 89), die Verehrung „der Himmelskörper und der Elemente" auf den Salomoinſeln (Benſuſan 47). Der Morgenſtern Sampári wird zu Dorei wegen beſonderer Zauberkräfte verehrt (N. Guin. 155 f.; Goudsw. 85). Auf Erromango bringt die Sonne den Regen hervor; bei anhaltender Dürre werden deshalb die Sterne auf ſie bös und zwingen ſie es regnen zu laſſen (Turner 495), wie man auch ein abergläubiſches Mittel hat, die Sonne langſamer gehen zu laſſen (Will. u. Calv. 1, 250). Rieſen gibt es (Torresſtr. Macg. 2, 30; Fidſchi Ersk. 473), Feen oder beſſer Elfen, klein wie Kinder, von weißer Farbe, ſtets ſingend, den Menſchen nicht unfreundlich (Will. u. Calv. 1, 240); und auch von Halbgöttern, welche Berge verſetzen wollten, aber durch den Tagesanbruch verhindert ihre Laſten fallen ließen, erzählt der Fidſchimythus (eb. 251). Eine Sage auf Erromango (Turner 497) erzählt von einem Menſchen, der durch einen rieſigen Fiſch, welcher ihn verſchluckte und ausſpie, ans Land gerettet wurde und Geiſter und Götter (oft treten auch die mächtigſten ſo auf, Ndengei, Ratumaimbulu Seemann 401) zeigen ſich oft als Schlangen, Krokodile, Kröten, Vögel (z. B.

als Tropikvogel Will. u. Calv. 2, 56), Ratten, der Meeresgott als Hai u. s. w. (eb. 1. 241; 219; 233; Erskine 293; 420; Hale 54; N. Guin. 153; 155; de Bruijnkops 187; d'Urv. a. 4, 609; Wagen Lesson compl. Buff. 3, 27; Humboldtsbai N. Guin. 177 f.). Zu Fidschi ward ein ungeheurer Aal mit Opfern, ja mit Kinderopfern verehrt (Erskine 434; Krokodil Mar. 1, 355) und ebenso zu Isabel derartige Thiere lebend gehalten (nouv. ann. des voy. 3, 63).

Die Schutzgeister bilden auch hier eine besondere Klasse. Vielleicht muß man hier jenen Narvojé und Manuwel herrechnen; jedenfalls aber gehören die Korwar (Korrowar) der Doresen hierher, die man männlich und weiblich dachte, deren Bilder $1^1/_2$' hoch, mit scharfer Nase und großem, spitzzahnigen Maule versehen sind, denn der Schutzgeist frißt ursprünglich die Seele. Jeder hat seinen Korwar, dem er alle Wünsche vorlegt, den er um Rath fragt (stets um Ja oder Nein; eine Bewegung des Bildes ist Antwort), dem er strenge gehorcht (N. Guin. 162; Goudswaard 78 f.). Auf Fidschi hat nicht nur jeder einzelne Fürst (Will. u. Calv. 1, 219), sondern auch jeder Gau seinen Schutzgeist; heißt dieser nach dem Gau z. B. Tui-Lakemba, so darf der Häuptling des Gaus den Namen nicht führen (Will. u. Calv. 1, 233). Am Hause eines Fürsten auf Uwea waren fünf Schutzgeister abgebildet (Turner 519). Auf Vanikoro versprach ein Häuptling seinen Gott zu zeigen, welcher in einem besonderen Haus wohne und führte darauf seine Gäste vor das Loch eines Landkrabben. Dicht daneben war das Grab seines Vaters oder Großvaters. Der Gott eines anderen wohnte ganz in der Nähe in einem Ameisenhaufen (d'Urv. a. 5, 178 f.; 180). Auch hier also sind Schutzgötter in Thiergestalt oder mit spitzen Zähnen ursprünglich gewiß Götter: aber wie wir sie räumlich dem Ahnengrabe auf Nitendi nahe fanden, so stehen sie auch sonst in naher Berührung mit der Seele der Abgestorbenen. So diente den Doresen als Korwar auch der Schädel eines Verstorbenen (Goudswaard 75). Auch auf Baladea trug man Knochen Verstorbener als Amulet, bewahrte die Schädel der Angehörigen auf und brachte ihnen bei Krankheiten Opfer. Zähne und Schädel alter Weiber hing man hier und zu Mare (Gill 8) in die Pflanzungen, um reiche Ernte zu erlangen und die zünftigen Regenmacher bewirken Regen oder Trockenheit durch Begie-

ßen oder Ausdörren der Knochen eines Verſtorbenen (Turner 425; 428; Gill 9). Die Geiſter der Todten wahrſagen auf den Salomoinſeln, geben guten Fiſchfang u. dergl. (Surville 241); auf Baladea gehen ſie in den Wald, wo ſie alle fünf Monate ein Feſt feiern, und allerdings hörte man um dieſe Zeit immer Muſik und Lärmen vom Wald her. Die alten Leute tanzten und ſangen hier (Turner 428), um ihre Söhne von der Anweſenheit der Geiſter zu überzeugen; urſprünglich aber um durch feierliche Nachahmung der Geiſter dieſe zu ehren. Die Geiſter kehren unter den verſchiedenſten Geſtalten zurück, um die Lebenden Nachts zu ſchrecken: daher dieſe ſtets einen Feuerbrand bei ſich führen, um ſie zu verſcheuchen (Fidſchi Will. u. Calv. 1, 241; Wilkes 3, 118 f.; N. Guin. 162; Berghaus Zeitſchr. 10, 356). Sie ſchweben in der Luft, meiſt um ihr Grab, doch können ſie auch andere Inſeln beſuchen. Sie ſind es, durch welche weiſſagende Prieſter begeiſtert werden (Cheyne 10; Balad. Turner 81; 338; 425; 427; Liſu eb. 399; Erskine 369; Fate eb. 304; Gill 65; Turner 394; Tanna eb. 88; Nuk Reina 356; 360; Admir.inſ. Labill. 1, 267; Torresſtr. Flinders 1, XXXVI; Macgill. 2, 20; Neuguin. d'Urville a. 6, 616; N. Guin. 155; 162; Goudsw. 75; Fidſchi Will. u. Calv. 1, 217; Ellis 1, 409). Auch Böſes thaten die Seelen, ſie brachten Krankheiten u. ſ. w. (Turner 424). Und auch jener merkwürdige Glaube, daß die Weißen die wiederkehrenden Seelen ſeien, findet ſich hier (eb.): ja auf den Banksinſeln erkannte man unter den Europäern beſtimmte verſtorbene Individuen ſelbſt (ev. Miſſ. Mag. 1869, 329). Die Fidſchis ſind der Meinung, daß jeder Menſch zwei Seelen habe, eine dunkele, welche zur Unterwelt hinabgeht, und eine helle, welche an dem Orte, wo der Menſch ſtirbt, verbleibt und oft, namentlich bei Regenwetter laut ſtöhnt und ſeufzt (Will. u. Calv. 1, 241). Auch können die Seelen Lebender den Körper verlaſſen und andere Schlafende beunruhigen; und umgekehrt glückt es bisweilen, eine ſchon entfliehende Seele durch lautes Geſchrei zurückzurufen (eb. 242). Nach der Meinung der Papuas von Nordguinea wohnt die Seele im Blut (Goudsw. 77). Uebrigens haben hier alle Dinge eine Seele, auch Pflanzen, Steine, Geräthe, alles (eb. Mariner 2, 137), was indeß nicht alle glaubten, mit denen Williams verkehrte. Jedes Ding gelangt auch in ein Paradies und zwar entweder ins allgemeine oder

ein ganz ſpecielles, wie denn z. B. das der Kokosnüſſe zu
uf Rewa iſt, und der Häuptling von Rewa beklagt ſich oft,
i großer Feſtlichkeiten nicht ſchlafen zu können, weil er ſtets
hen der Nüſſe höre, die, ſowie ſie irgendwo im Archipel ver-
rden, ſofort in ihr Paradies kamen (Hale 55), wo ſie ein
r Gott Mbolembole in Gebrauch nimmt (Will. u. Calv.

e haben ſchon einzelne melaneſiſche Paradieſe oder wenigſtens
ltsörter der Seelen genannt, ſo Lottin auf Ruk, Locha auf
f Fate hieß es Lakinatoto und wurde im Weſten liegend ge-
rskine 334; Gill 65); ebenſo dachte man ſich Locha zu
Weſten (Turner 401). Auf Aneityum gingen die Seelen
atmas; ſie ſprangen, um dahin zu gelangen, von einem Fel-
Weſtendes der Inſel ins Meer, in Umatmas aber wurden ſie
die guten kamen in ein Paradies voll Speiſe und Wohl-
: ſchlechten, Diebe, Mörder, Ehebrecher in eine Hölle wo ſie
leiden mußten (Turner 371). Die Doreſen glauben an
leben der Seele auf dem Grunde des Meeres (Gouds-
77), wo ſie nach indiſcher Weiſe aber glückſelig weiter leben;
nboreſen dagegen (N. Guin. 162) glauben an eine Art
nderung, indem die Seele des Mannes im älteſten Sohn,
Frau in der älteſten Tochter fortlebt. Am Eingange der
t ſitzt zu Fate Salatau und ſchlägt jeder herannahenden Seele
Beile auf den Kopf (Turner 394). Auch auf den Fid-
droht den Seelen große Gefahr. Sobald ſie geſtorben ſind,
ie zunächſt auf die Seelen derer, welche ſich an ihrem Grabe
um dann den Weg nach Mbulu, dem Paradies, anzutreten.
t von wo man — der Wege geht durchs Meer — abfährt,
jeder Inſel Ndrakulu oder Thimbathimba, doch iſt ein ſolcher
für den ganzen Archipel auf Vanualevu, in der Nähe von
mbothombo. Schon auf dem Weg dahin werden die Geiſter
ſtolzen entweder vom Lewa-levu, dem „großen Weibe", wel-
ſonſt ſchönen Männern nachſtellt (Will. u. Calv. 1, 239),
: von Nangganangga gefangen und an den Felſen zerſchmet-
der zu Thimbathimba ankommende Geiſt wird durch einen
der dort ſitzt und ſchreit, ſobald er eine Seele nahen ſieht,
et: dann kommt Samuyalo, der „Seelentödter" und kämpft

mit der Seele, die wenn glücklich nach allerhand neuen aber minder ernsten Gefahren nach Mbulu gelangt; die unterliegen werden von Samuyals und seinen Brüdern gekocht und gegessen. Deshalb wird auf Vannalevu ein Mann mit dem König begraben, daß er für diesen den den Kampf bestehe (Will. u. Calv. 1, 197). In Mbulu gibt es verschiedene Stufen der Glückseligkeit; am geringsten ist sie in Murimuria, wo das Leben im ganzen dem auf der Erde gleicht, am höchsten ein Mburotu. Doch gibt es auch Strafen und Richter ist Ndengei, der indeß wenig auf moralische Trefflichkeit gibt. Untattuirte Weiber werden in kleine Stücke zerschnitten, zur Speise der Götter; Männer, die keinen Feind getödtet haben, müssen mit ihrer Keule — eine arge Schande! — auf einen Schmutzhaufen schlagen, andere werden zur Erde gelegt, das Gesicht nach unten und Taro in sie gepflanzt. Die Seelen aufgefressener Männer werden von den Göttern gefressen (Will. u. Calv. 1, 242-8). Interessant ist noch folgender Zug. Bei Thimbathimba liegt die Stadt Nambanggatai, welche die Geister passiren müssen. Deshalb sind hier alle Häuser so gebaut, daß Vorder- und Hinterthür in gerader Linie liegen, um den Geistern freien Durchzug zu gestatten, und die Einwohner sprechen stets nur halblaut mit einander, aus der Ferne rufen sie nie, sondern reden nur durch Gesten (eb. 245). Mbulu soll nach einigen fern im Westen liegen, als Insel im Meer; oder es liegt in der Unterwelt (Seemann 399; Hale 55). Man glaubt an mehrere Himmel übereinander (Will. u. Calv. 1, 247); einige glauben an Seelenwanderung, andere an Vernichtung der Seele nach dem Tode (eb. 248); welche letztere Ansicht wohl nur auf die niederste Volksklasse ihre Anwendung findet. Doch hat der Cult der Seelen später auf dieselbe Weise um sich gegriffen wie zu Polynesien. Auf Tanna ist dies am meisten der Fall: hier heißen die Götter und die Geister der Vorfahren mit gleichem Worte aremha (Turner 88), und die Götter sind so hinter den Seelen zurückgetreten, daß außer der Sonne diese letzteren allein Opfer und Verehrung erhalten (eb. 13; 88). Auf Baladea war es ähnlich; und auch auf Neuguinea spielten die Seelen der Vorfahren, welche am Rumsram dargestellt waren, eine große Rolle und hatten wie es scheint die alten Götter ins Märchenhafte und Menschliche herabgedrückt; ähnlich wohl auch auf Nitendi. Allein hierbei ist wohl zu beachten, daß die so verehrten Seelen stets zu

chutzgöttern geworden ſind; wie auch die Korwars als Abbildungen r Todten galten (N. Guin. 162).

Auch eine Menge mythologiſcher Erzählungen gibt es, von denen s hier nur noch einige Schöpfungsſagen beſchäftigen ſollen. Die age, welche Seemann (397) erwähnt, daß eine Art Amorpho allus den Himmel emporgeſtoßen hätte und deswegen auch beim eltuntergang Schutz bieten würde, da ſie ein „vasu“ des Himmels i: dieſe Sage könnte von Samoa eingewandert ſein. Die Geſtalt der üſte verdankt Vitilevu dem Gott Rokomouta (Will. u. Calv. 1, 50), nach anderen dem Ndengei ſelber (Seemann 394). Auf Lifu huf Laulaati zuerſt einen Stein, aus welchem Mann und Weib ervorgingen (Turner 401). Auf Erromango war der erſte Menſch in Weib (Turner 496); die Menſchen gingen auf allen Vieren, die Schweine aufrecht, bis nach einem Beſchluß aller Thiere die Eidechſe dem Schwein auf dem Rücken ſprang; ſeitdem geht der Menſch gerade, das Schwein gebückt (eb.). Auch auf Tanna ſpielte in einer langen nicht recht verſtändlichen Schöpfungsmythe ein Stein eine große Rolle (Turner 88). In der Torresſtraße galt als der erſte Menſch der Rieſe Adi, welcher beim Fiſchen von der Fluth überraſcht aber mit ſeinen Weibern in Felſen verwandelt wurde (Macgill. 2, 30). Hier iſt der umgekehrte Gang, der erſte Menſch entſteht nicht aus, ſondern wird zum Felſen. Die Inſel Adie bildete ſich durch einen gewaltigen Treibholzſtamm; eine Frau erwuchs auf ihr als erſter Menſch, welche dann mit einem Papu vom Feſtlande Nachkommenſchaft zeugte (N. Guin. 115).

Wir finden in allem Vorſtehenden nichts, was wir nicht entweder ganz ebenſo oder ganz analog in Polyneſien gefunden haben. Allerdings ſind unſere Nachrichten, außer über Fidſchi, ſehr dürftig; allein wir ſind doch zu dem Schluſſe berechtigt, daß auch reichlichere Nachrichten nur analoge Züge bringen werden. Es iſt nun freilich ſehr verlockend, alle jene Einzelnheiten, die wir zuſammenſtellten, noch einmal ſtreng zu muſtern und mit der polyneſiſchen Religion zu vergleichen, allein wir können und müſſen dies dem Leſer überlaſſen, indem wir nur kurz folgenden Hauptſatz hinſtellen, welcher durch alles Vorſtehende bewieſen iſt: die melaneſiſche Religion iſt genau der polyneſiſchen verwandt, aber ſelbſtändig entwickelt und zwar ſelbſtändig n verſchiedenen Punkten entwickelt. Sie beruht, wenn wir von Ein-

zelnheiten abſehen, durchaus nicht auf Entlehnung. Allerdings finden wir ſie vielfach in Verfall; allein ſo reich wie die polyneſiſche iſt die melaneſiſche Götterwelt nie geweſen.

Doch finden wir auch ſonſt noch vieles Gleiche. Omina gab es überall (Dorei de Bruijnkops 187; Goudsw. 81 f.; Fidſchi Will. u. Calv. 1, 240 f.) ebenſo überall Zauberer die man ſehr fürchtete, Leute mit gutem oder böſem Blick, man glaubte an das zweite Geſicht, an Träume — Götter gehen in Schlafende ein, welche dann eigenthümlich ſchnarchen Will. u. Calv. 1, 228 —, an Vogelflug u. dergl. (eb. 250; Goudsw. 82), beim Nieſen ſagte man „Gotthelf" (eb.; Torresſtr. Macg. 2, 30), man pflanzte zu Fidſchi den großblättrigen Aron an die Thüren als Abwender von Tod und Teufel, Knacken der Gelenke bezeichnet den Torresinſulanern (ganz wie den Kindern in Mitteldeutſchland), daß irgend jemand ſie lieb hat und gut von ihnen ſpricht (Macgill. 2, 30) u. ſ. w. Wichtiger iſt es, daß wir auch das Tabu in Melaneſien ganz genau wie in Polyneſien finden, ſo daß alſo zunächſt der Adel je vornehmer, je ſtärker tabu iſt, die Weiber ſtets vom Tabu ausgenommen ſind und mit den Männern deshalb nicht eſſen, keinen Tempel betreten, kein Menſchenfleiſch genießen dürfen. Speiſe und was dazu gehört, iſt auch hier ſtreng vom Tabu ausgenommen; die Inkarnationen der Götter dürfen nicht gegeſſen werden; beſonders tabu iſt der Kopf eines Menſchen, weshalb man (Macdon. J. R. G. S. 26, 233) beim Geſpräch mit vornehmen Häuptlingen und bei Gebeten oft den Kamm aus dem Haare nimmt u. ſ. w. (Fidſchi Will. u. Calv. 1, 24; 136; 140; 211-2; 219; 234; Hale 51; Ersk. 254 u. ſ. w.; Neucal. Forſter R. 3, 254; Hood 218; Loyalitätsinſ. Erskine 354; Cheyne 17; Hebriden Turner 495; Nitendi d'Urville a. 5, 165; 320; 335; Salom. Surville 240; 250; d'Urville b. 5, 59; 60; 64; Neuguinea, Mariannenſtr. Mod. 27; Roijer 166; Humboldtsb. N. Guin. 182; 89). Aus dieſer allgemeinen Verbreitung der Sitte widerlegt ſich Hales und d'Urvilles Meinung, daß ſie von Polyneſien eingeführt ſei. Um Tabus anzuzeigen, hatte man verſchiedene Mittel, Blätterbüſchel (Humboldtsbai Neuguin. 182), Stäbe oder Ruthen u. dergl. (Fidſchi Will. u. Calv. 1, 235). Tabufarbe war auf Fidſchi gelb (Macdon. J. R. G. S. 26, 248) ſonſt weiß (Neucaled. Labill. 2, 203; Neuguin. Sal. Müller b. 57 f. Inſ.

n Neuguin. Roggeveen 569). Auch grüne Zweige oder Blätter ienten zu ähnlichen Zwecken. Die Fürſten konnten Tabus auferlegen nd nicht ſelten iſt auch hier das Tabu politiſch gebraucht und gemiß-raucht (Fidſchi Will. u. Calv. 1, 235; Neucaled. Lascazas nouv. an. des voy. 1855, 1, 333; Ausl. 1855, 419 f.). Die Aufhebung ines Tabus erfordert manche Feierlichkeit (Will. u. Calv. 1, 235); och hat auch hier Waſſer entabuirende Kraft (Hebriden Forſter 3, 15; Rallikolo, Neuguinea derſ. Bem. 517; Fidſchi Will. u. Calv. 1, 49). Auf Oertlichkeiten, welche tabu ſind, müſſen zu Nitendi Leute, ie keine Häuptlinge ſind, ihre Kleider ablegen (d'Urville a. 5, 46); auf den Fidſchi kroch man darüber hin (Will. u. Calv. , 233).

Die melaneſiſchen Sprachen haben, ſoweit ſie bekannt ſind, alle n Wort für Gott, welches auf Tanna zugleich die Seelen der Vor-hren bezeichnet (Turner 88), im Fidſchi zugleich alles Staunens-erthe, Ungewöhnliche (Will. u. Calv. 1, 216). Trotz aller ſinn-hen Vorſtellungen, die man von ihnen hatte (z. B. Turner 13), chte man die Götter als geiſtige Weſen und iſt von Fetiſchanbetung jr entfernt, denn alle Bilder, Thiere, Bäume, welche als Götter ver-rt werden, gelten nur für heilig, weil ſich die Gottheit auf ſie her-läßt (Will. u. Calv. 1, 216; 220; Neug. Goudswaard 81; ebriden Gill 8; Turner 349 f.). — Tempel hatte man überall Tanna Turner 85; Nitendi Dillon 2, 191; d'Urv. a. 5, 151; alom. Rietm. 188; Wageu Leſſon compl. Buff. 3, 27); die oßen zu Dorei und Telok Lintju auf Neuguinea, welche von be-mmten Jünglingen bewacht wurden, ſind ſchon beſchrieben. Wie im rigen Melaneſien dienten auch die zu Fidſchi, wo jeder Ort einen er mehrere hat, als Verſammlungshaus, Schlafraum für die Män-r und öffentliche Herberge (d'Urv. b. 4, 223; Ersk. 168; Will. Calv. 1, 221). Sie ſtehen auf Steinterraſſen und zeichnen ſich rch ihr hohes Dach, den beiderſeits vorſtehenden Firſtbalken und rch beſonders reichen Schmuck von buntem Seil, Waffen u. dergl. s. Zu dem rohen Bretteraltar des Inneren hängt vom Dache ab ein Stück Zeug, welches als Weg des herabſteigenden Gottes t (Ersk. eb. Will. u. Calv. 1, 222; Seemann 393). Gern tt man einen Tempel dahin, wo ein Häuptling getödtet iſt; und der Gründung dürfen Menſchenopfer nicht fehlen. Doch gab es

auch Opferplätze, welche nur aus einem umzäunten Raum beſtanden (Seemann Zeitſchr. f. Erdk. n. F. 10, 234). — Alle Idole, welche wir in Melaneſien finden, ſind Darſtellungen von Schutzgeiſtern oder Seelen der Vorfahren: Bilder von wirklichen Göttern kommen nirgends vor. Wohl aber fand man auf Fidſchi und den Hebriden heilige Steine, welche als Sitz beſtimmter und ſehr mächtiger Gottheiten, welche bei der Weltſchöpfung mitgewirkt hatten, galten, wie auch Ndengeis Mutter ein Stein geweſen ſein ſollte (Will. u. Calv. 1, 221). Sie ſtanden auf Tanna in heiligen Hainen und trugen auf Fidſchi bisweilen den Liku oder andere Zierrathen. Auf den Hebriden ſah man ferner in einem langen dünnen Stock, der deshalb ſtets in den Händen der Aerzte und Fürſten war, den Sitz eines heilbringenden Gottes (Will. u. Calv. 1, 220; Gill 8; Turner 349 f.). Auf Hnie (Uwea) waren die fünf plaſtiſch vorſpringenden Figuren mit darüber gemalten Köpfen am Hauſe des Fürſten Schutzgeiſter (Turner 519); Schutzgeiſter waren die grotesk geſchnitzten Korwars, welche daher männlich und weiblich gedacht wurden, und ebenſo die ähnlichen Bilder, welche man im Salomoarchipel (Rietm. 188; Benſuſan J. R. G. S. 32, 47), in der Torresſtraße (Flinders 1, XXXVI), in Neubritannien (Dampier 5, 98; Leſſon compl. Buff. 3, 81), auf Wagen (Leſſon eb. 27) und den Inſeln nordweſtlich von Neuguinea fand (Zool. zu Freyc. Pl. 47). Man opferte ihnen; in der Torresſtraße brannte Harz, hingen Schädel vor ihnen; man trug ſie als Amulette. Die ſchon beſchriebenen Bilder am Rumsram zu Dorei ſowie die Figuren an den Pfeilern des Hauſes, von denen die Männer mit übergroßem und ausgerecktem Glied, die Frauen die Hand vor den Schooß haltend dargeſtellt ſind, einige mit Waffen in der Hand, eine Frau mit acht Händen (N. Guin. 153 f.; de Bruijnkops 186), ſind Schutzgeiſter, denn einmal haben auch die männlichen Korwars das ſtarke Glied (N. Guin. Tafel W W), andererſeits nennen ſie die Papuas ſelber Bilder ihrer Vorfahren (eb.). Daß wir Schlangen und Fiſche unter ihnen dargeſtellt finden, ſpricht nur für jene Deutung: denn der Schutzgeiſt nimmt ganz gewöhnlich jene Geſtalt an. So erklärt ſich denn auch der Widerſpruch unter den Berichten über Baladea und die neuen Hebriden, welche bald keine Götterbilder haben (Bal. Lascazas nouv. ann. des voy. 1855, 1, 333; Ausl. 1855, 419; Hebr. Gill 67; Erskine 334;

Loyalitätsinſ. Gill 8), bald ſolche beſitzen ſollen (Loy. Hebr. Turner 519; Gill 127; Balad. Turner 427). Sie hatten keine Bilder von Göttern, wohl aber von Schutzgeiſtern und Todten; und ſo fand man auf Baladea ungeſchickt geſchnitzte Denkbilder, Bretter oder Stäbe mit eingeſchnitztem Geſicht auf den Gräbern, öfters auch am Eingange der Häuſer, namentlich an denen der Häuptlinge (Labill. 2, 225; 239; Forſter R. 3, 243; Turner 427). Solche Bilder waren es ohne Zweifel auch, welche Patteſon auf Ambrym und Erskine zu Fidſchi in den Tempeln vorfanden (ev. Miſſ. Mag. 1869; 319; Ersk. 252).

Religiöſe Feſte, die nicht allzu häufig ſind, hatte man auf Fidſchi beim Pflanzen und Ernten der Yams, beim Jahresſchluß (Will. u. Calv. 1, 230; 233), in Tanna zweimal im Jahr und hier auch noch außerdem bei Hochzeiten und Geburten (Turner 13; 85) in Nuk bei der Beſchneidung (Reina 357), während man ſonſt weder Ehe noch Geburt oder Tod religiös feierte. — Opfer aber werden häufig gebracht. Die Wuka bringen ſie unter Gebet der Sonne (Sal. Müller b. 104). Auf den Fidſchi, wo indeß die Götter nur die Seelen der Opfergaben, die Opfernden und die Prieſter die Gaben ſelbſt verzehren, waren ſie ganz enorm (Will. u. Calv. 1, 231; Ersk. 222). Dankopfer brachte man nach Tödtung eines Feindes, nach Rettung aus Gefahren, nächtlichem Schildkrötenfang u. ſ. w. (Will. u. Calv. 1, 231; Ersk. 439; Dillon 2, 239); den Abgeſchiedenen und Schutzgeiſtern opferte man überall (Kunaie, Balad. Turner 425; Loy. eb. 399; Hebr. Turner 371; 394; Forſter R. 3, 181; N. Guin. Goudsw. 76 f. 81 u. ſ. w.), während hingegen die oberen Götter keine Opfer mehr empfingen (Will. u. Calv. 1, 217); doch betet man zu ihnen (Ersk. 247), wie zu den anderen Göttern, namentlich aber zu den Schutzgöttern und nur zu dieſen, wo der Hauptgott ganz zum Menſchen herabgeſunken war. Die Baladener beteten vor jeder Unternehmung zu ihnen (Turner), die Tanneſen zur aufgehenden Sonne und vor jeder Mahlzeit (Turner 85). Der Häuptling, der zugleich Prieſter iſt, ſpricht dies Gebet und zwar fleht er darin um langes Leben, Geſundheit, gute Ernte, Erfolg im Krieg u. ſ. w., er trägt alſo alle Bedürfniſſe des Lebens den Göttern vor. War man in Angſt, ſo baute man in Fidſchi vernachläſſigte Tempel raſch wieder auf oder errichtete neue, man peinigte ſich

ſelbſt; um Regen zu erflehen, zogen ganze Proceſſionen auf allen Vieren umher, und jeder Einzelne trug noch dazu einen ſchweren Stein am Hals (Will. u. Calv. 1, 232) u. ſ. w. Waren aber die Götter nicht willfährig, ſo ſchalt man ſie, forderte ſie zum Kampf heraus oder züchtigte ſie, natürlich nur die Schutzgötter (Will. u. Calv. 1, 236; de Bruijnkops 186; 189). Uebrigens aber ſind die Melaneſier fromm und devot und halten ihre religiöſen Satzungen, namentlich die Tabus ſehr ſtreng (Will. u. Calv. 1, 233; 239). Zwar gab es Freidenker, wie Thakombau ein ſolcher war (Erſk. 249); auch hatte man Geſchichten von ſolchen, die an der Allmacht der Götter gezweifelt hatten, die aber dann auch allemal von der Macht der Götter beſtraft wurden (Seemann 401 f.).

Auf Baladea, wo jede Familie ihren eigenen Prieſter hatte (Turner 427; Gill 8) und auf den Loyalitätsinſeln war eine erbliche Prieſterſchaft, jedoch ohne politiſchen Einfluß (Turner 426). Auf Kunaie dagegen und Fidſchi kann jeder Einzelne Prieſter werden, ſobald er nur etwas was eintraf vorher geſagt hat. Hier nämlich ſind die Prieſter zugleich Wahrſager (Will. u. Calv. 1, 227; Bergh. Zeitſchr. 10, 356; Cheyne 10). Sehr wichtig iſt, daß an manchen Orten der Häuptling auch zugleich Prieſter iſt, ſo auf Tanna, wo indeß außerdem noch eine ſehr einflußreiche Schaar von Prieſtern die war, welche um den Vulkan wohnten, ſo auf Nitendi (Turner 85 ev. Miſſ. Mag. 1869; d'Urv. a. 5, 176). An anderen Orten gab es gar keine Prieſter, wie z. B. zu Dorei und ſonſt auf Neuguinea (de Bruijnkops 187; Goudsw. 81). Auf Fidſchi bilden die Prieſter zwar einen ſelbſtändigen allein keineswegs erblichen Stand, hängen aber ganz vom Fürſten ab (Will. u. Calv. 1, 226). Doch iſt ihr Einfluß aufs Volk bedeutend (Dillon 1, 22). Ihr Rang beſtimmt ſich nach dem des Gottes, welchem ſie dienen. Denn jeder Prieſter hat ſeinen eigenen Tempel und Gott, in dem er und dem er dient; und wie er nirgends anders thätig ſein kann, ſo kann auch Niemand einem Gott anders opfern, als in ſeinem Tempel und mit ſeinem Prieſter (Will. u. Calv. 1, 226 f.). Daher kommt es natürlich, daß der Prieſter des höchſten Gottes vornehmer, einflußreicher und reicher iſt als ſeine anderen Collegen (Gaimard bei d'Urv. a. 4, 701), über die er aber keine Macht beſitzt (Hale 56); und ebendaher auch, daß eine Anrufung Ndengeis viel umſtändlicher

und koſtſpieliger war, als die anderer Götter (Will. u. Calv. 1, 230). Jedes Befragen eines Prieſters iſt mit Geſchenken an dieſen und mit Opfern für den Gott verbunden (Hale 57). Die Prieſter ſind hier, wie in Polyneſien, der Vermittler zwiſchen Göttern und Menſchen, theils durch Befragen, theils dadurch daß ſie begeiſtert werden von einem Gott, der in ſie eindringt und aus ihnen heraus ſpricht. Die ſomatiſchen und pſychiſchen Aufregungen ſind hier wie in Polyneſien und bedürfen keiner weiteren Beſchreibung (Fidſchi Will. u. Calv. 1, 224; Hale 57; Erskine 250; Kunaie Cheyne 10; Nitendi Dillon 2, 301; 306). Doch iſt es pſychologiſch von hohem Intereſſe, zu ſehen wie die Prieſter in Gegenwart der Miſſionäre ſich in dieſe Begeiſterung nie hinein arbeiten können, denn dazu gehört ganzer ungetheilter Glaube wie der Anweſenden ſo der Handelnden ſelber. Auch Prieſterinnen gab es auf Fidſchi, aber minder geehrt und mächtig als die Prieſter (Will. u. Calv. 1, 223), ſie ſtanden wohl den weiblichen Gottheiten zur Seite. Die Tracht der Prieſter daſelbſt zeichnete ſich durch einen langen heiligen Kamm ſowie durch ein Stirnband aus von Scharlachfedern (eb. 227). Die Haare ließen ſie lang wachſen und einzelne Locken hatten beſondere Namen: ſo hieß eine Locke eines Prieſters, den Calvert ſah (2, 102) „großer Wind“, weil ein ſolcher nach mangelhaftem Opfer wehen würde; eine andere „verdorbenes Brod“, weil er, wenn nicht beleidigt, die Ernte ſo reich macht, daß der Ueberfluß verfault; eine dritte „geſottener Fiſch“, denn einen ſolchen bereitete man ihm ſofort nach jedem Fiſchfang. — Außer den Prieſtern gab es noch Wahrſager, welche von jenen durchaus verſchieden ſind (eb. 228; Macdonald J. R. G. S. 26, 250); Wahrſager auch zu Dorei (de Bruijnkops 187) und ſonſt. Auch eine beſondere Art von Sehern gab es, die „Gottſeher“, welche jede Spur eines auf Erden wandelnden Gottes erkannten und dadurch von großer Bedeutung waren.

Zauberei, über deren Anwendung beim Wettermachen u. dergl., der deren juriſtiſche Geltung wir ſchon geſprochen haben, wurde viel getrieben und ganz in der Art wie zu Polyneſien. Um Jemanden krank oder todt zu zaubern bedurfte man eines Reſtes von ſeiner Speiſe, eines Abfalls ſeines Körpers, auch wohl des Knochens eines Vorfahren und man glaubte ſo feſt an die Wirkſamkeit des Zaubers, auch die Freigeiſter auf Fidſchi (Will. u. Calv. 1, 248), daß man

wohl aus Furcht und Schmermuth ſtarb, daß man beim Tode eines bedeutenderen Fürſten, den man ſtets durch feindlichen Zauber verurſacht ſah, wohl Krieg mit dem Nachbarſtamm anfing (Tanna Turner 18-19; 90; Erskl. 304; Fate 320; Turner 394; Erromango Turner 495; Kunaie Erskine 390; Neucaled. Turner 425; Mare eb. 411; Gill 8; Fidſchi Will. u. Calv 1, 248; Ruk Reina 360; Neuguin. de Bruijnkops 189). Zu Eronan wurde deshalb bei einer Epidemie die ſamoaniſche Miſſion ermordet, weil man durch ihren Zauber das Unheil hervorgebracht glaubte (Erskine 317; Turner 361).

Krankheiten hielt man nämlich für die Wirkung feindſeliger Dämonen, welche in den Körper theils freiwillig, theils durch Bezauberung gezwungen eindrangen. Dieſe Dämonen waren entweder feindſelige Götter, auch die höchſten (Ruk Reina 360) oder feindſelige Seelen; und darauf gründete ſich die Art, wie man Krankheiten meiſt behandelte, nämlich Beſchwörung. Aerzte und Zauberer fallen überall zuſammen. Um Krankheiten zu vertreiben, brachte man den Todten Opfer (Balad. Turner 425; Tanna Forſter R. 3, 181; Fate 394); auf Fidſchi den Göttern ſelber (Will. u. Calv. 1, 187; 249) oder den Todten (eb. 1, 191 f.). Oder man brachte den Krankheitsmachern, den Zauberern Geſchenke (Tanna Turner 18; 90; Fidſchi Will. u. Calv. 1, 249), welche dann ihr möglichſtes durch Gegenzauber zu thun verſprachen: oder man trug das Idol des Gottes, meiſt einen Stab, zum Kranken hin, um ihn damit zu berühren und zu heilen (Turner 349 f.), oder ſchalt den feindlichen Gott und ſtrafte ihn (Dorei de Bruijnkops 189). Dieſe Zauberärzte waren zu Baladea und Fidſchi, weil die Fürſten ſie oft politiſch benutzten, ſehr verhaßt und ihr Leben bedroht (Turner 425; Lascazas nouv. ann. des voyag. 1855, 1, 333; Will. u. Calv. 1, 249), während ſie umgekehrt auf den Salomoinſeln hochgeehrt waren (Surville 241). Wie man ihre Wirkſamkeit dachte, das zeigt ſich in Reinas Bericht über Ruk (360): man hat „Gebete", d. h. Zauberſprüche für alle Dinge, für Wetter, reichlichen Fiſchfang, Geneſung u. ſ. w., welche dadurch wirken, daß eine Kraft aus dem „Bauche", — den man hier alſo für den Sitz der Seele anſah — des Betenden auf den betreffenden Gegenſtand übergeht. Manche haben ganz

beſondere Kräfte in ſich, welche aber nicht erblich ſind. Für ſolche Kräfte hielten ſie die Medicin der Miſſionäre.

Doch hatte man auch wirkliche Arzneimittel: auf Tanna war Aderlaſſen das Hauptmittel und bei ſchlimmeren Fällen eine Art Moxa, die am Fuß angewendet wurde] (Turner 92). Auf Nuk gehen die Kranken an die See, weil ſie die Seeluft für geſund halten, ſie nehmen Fiſchbrühe und den Aufguß einer großblättrigen ſchleimigen Pflanze zu ſich; kranke Glieder ſchnürt man möglichſt feſt ein, bei nicht lokalem Schlechtbefinden ißt man, ſo lange es geht und wenn der Kranke keine Nahrung mehr zu ſich nimmt, beginnen die Beſchwörungen des Marſaba. Von Heilmitteln ſcheint auf Neuguinea nichts bekannt zu ſein (N. Guin. 120; 161). Wenn man nun auf Fidſchi die Kranken beſonders ſchlecht behandelte, wenn man ſie aus den Häuſern hinausſchaffte, ſich von ihnen möglichſt fern hielt, ja ſie noch lebend in die Höhle brachte, wo man in einigen Gegenden die Todten beiſetzte, oder ſie noch lebend aufputzte und ausſtellte (Will. u. Calv. 1, 183; 187-8); wenn man ſie unterwegs aus Schiffen lebend in die See warf (Erskine 289): ſo iſt das, wie wir ſchon oben zeigten, nicht blos Grauſamkeit und Roheit, ſondern zugleich durch die Angſt vor dem böſen Geiſt in ihnen veranlaßt. Dies geht ganz klar daraus hervor, daß man die Kranken für böswillig hielt; daß man glaubte, ſie würden die Schlafmatten, die Gefäße, die Speiſen anderer durch ihren Speichel verunreinigen, d. h. den Dämon der in ihnen hauſte, auf jene übertragen (Will. u. Calv. 1, 186). Deshalb ermordete man in Fate phantaſirende Kranke ſofort (Turner 444) und manches von der Tödtung der Kranken, was wir oben beſprachen, findet hier ſeine Löſung. Eben daher erklärt ſich auch die ſeltſame Sitte, die in einer Gegend des Archipel herrſcht, daß die Verwandten dann einen Kranken zu erdroſſeln beſchließen, wenn in der Nähe wo er liegt, ein Baumzweig gebrochen iſt (Will. u. Calv. 1, 185 f.): jedenfalls erſehen ſie daraus, daß ein böſer Geiſt ſeinen Weg zu dem Kranken genommen hat.

Ein Sterbender wird hier (Hale 63-4) und zu Fate (Gill. 65.) durch beſondere Gaben der Freude ausgerüſtet zum Weg nach und zum Aufenthalt in der Unterwelt. Trat dann der Tod wirklich ein, ſo erheben die Angehörigen ein lautes Jammergeſchrei (Fidſchi Hale 64; Will. und Calv. 1, 187; Tanna, Turner 92; Fate

eb. 393; Rut Raina 360; Neu-Guin. 462) und es beginnen nun die Trauerfeierlichkeiten. Zunächst beſtehen ſie in leidenſchaftlichen Trauerreden (Will. und Calv. 1, 196), in gewaltigem Lärm. In Fidſchi ſchnitt jeder Mann beim Tod des Königs oder der Königin ſich oder einem Familienglied, namentlich Kindern, ein Finger- oder Zehenglied, auch wohl einen ganzen Finger ab (Will. und Calv. 1, 198; d'Urv. a. 4, 702-3; 717; b. 225), die man im Hauſe des Todten aufhängt (Will. und Calv. eb. Benſuſan 46), man ſcheert ſich die Haare, die Weiber brennen ſich Wunden, alles um ſo leidenſchaftlicher, wenn der Häuptling auf unnatürliche Weiſe geſtorben iſt. Während dann die jungen Leute eine Reihe von Nächten jeden möglichen Lärm machen, liegt ein Tabu über dem ganzen Lande, man geht in Trauergewändern. Am vierten Tage feiern Freunde des Verſtorbenen das „Springen der Würmer", indem ſie möglichſt genau den Verfall des Leichnams ſich ausmalen, in der fünften Nacht aber die „Erheiterung", indem ſie alle möglichen komiſchen, oft indecenten Spiele aufführen, wie Williams meint, um über ihren Kummer hinaus zu kommen, in Wahrheit wohl, um den glückſeligen Zuſtand, in welchem die Seele ſich nun befindet, darzuſtellen. Am zehnten Tag machen die Weiber, bewaffnet mit Ruthen, Stricken, Peitſchen, einen Angriff auf die Männer mit Ausnahme der höchſten Häuptlinge welche fliehen und ſich nur zum Schein vertheidigen, indem ſie jene mit Erde werfen. Auch eine Menge Feſtmahle werden zu Ehren des Todten gehalten und ſchließlich ein Feſt „hundert Nächte" genannt, mit welchem die Feſtlichkeiten abſchließen, welches aber jetzt nach 10 Faſttagen ſchon gehalten wird. Kähne, welche bei Landestrauer ankommen, zeigen dadurch ihren Antheil, daß ſie eine Trauerflagge aufziehen, welche hernach ins Meer geworfen wird. Schließlich wird noch irgend eine größere Arbeit (Kahn, Stückzeug u. dergl.) vollendet, welche dann ganz abweichend von polyneſiſchen Sitten den Namen deſſen empfängt, um deſſen Andenken zu feiern ſie bereitet ward. Kähne gelten hierbei gleichſam als belebt; man „erweckt" ſie vor der Arbeit durch Trommelwirbel und „ſchläfert" ſie nachher wieder ein. Zu Lakemba zieht eine lange Reihe Weiber unter einförmigem Geſang mit Körben voll weißen Sand zum Grabe, um es damit zu bedecken (Will. und Calv. 1, 198-200). Dieſer letzte Gebrauch kann von Tonga herübergenommen ſein, doch iſt dies nicht wahrſcheinlich. In Aneityum

d beim Tod eines Häuptlings ſein ganzes Vermögen, Häuſer,
ıme u. ſ. w. verbrannt (Cheyne 33), in Banna levu (Fidſchi)
Haus des Todten ſofort von den nächſten Verwandten ge-
ıdert und allgemeiner Tumult erhebt ſich, bei welchem die Weiber
ſig „Krieg Krieg“ rufen (Will. und Calv. 1, 187). Die
›ten werden zu Fidſchi feierlich geſchmückt und ausgeſtellt (Hale
Will. und Calv. 1, 189), dann kommen alle Verwandten und
aen herkömmlich über der Leiche. Darauf gräbt man, während
Worte Fidſchi Tonga (Oſten Weſten) zweimal geſprochen werden,
Grab, hüllt den Körper in Matten und legt ihn in die Gruft, in
nder Stellung (Mariner 1, 36). Die ermordeten Weiber, die
) feſtlich geſchmückt ſind, legt man neben ihn, ihre Hände auf ſeiner
aſt (Hale 65); auch die Geſchenke, die man dem ſterbenden brachte,
man mit hinein (Will. und Calv. 1, 190). Wer es irgend
ı, begräbt die Seinen bei ſich, Kinder oft im beſten Theil des
ıſes, „daß kein Wind ihre Ruhe ſtöre, kein Regen auf ſie falle“.
Viti levu bringt man die Leichen wohl auch in den Tempel, kurz
ı vermeidet den allgemeinen Begräbnißplatz, weil der in der Regel
unſauber iſt (eb. 191). Auf das Grab kommt entweder ein
ger Steinblock, wie man einen ſolchen auch da aufſtellt, wo ein
nn getödtet iſt (Hale 65; Will. und Calv. 1, 192); Gräber
ieiner Leute ſind mit Steinen umgeben oder haben nur

„Einen Stein zu Häupten;
Zu Füßen einen Stein“;

r den Gräbern Vornehmer errichtet man eine Art Dach oder auch
›ere mehr oder weniger künſtliche kleine Bauten (Will. und Calv.
192; Erskine 216). Auf Neucaledonien ſind die Gräber
ıe Erdhaufen, mit Gitterwerk umgeben, in welchem häufig eine
ınge mit einem Menſchenknochen oder einer Muſchel oder einem
ıeſchnitzten Geſicht ſteckt (Labill. 2, 190, 207; Pigeard nouv.
ı. des voy. 1847, 8, 299; Forſter R. 3, 231). Einem Für-
ſteckt man ſeine Waffen darauf (Turner 425). Forſter
3, 218; Bem. 495) fand die Gräber auf Bergen angelegt.
Auf Tanna fand Cook kleine Hütten auf dem Grabe, in
chen die Todten vermoderten (Forſter R. 3, 181); nach Turner
) dagegen wird die Leiche, welche zuvor feierlich geſchmückt und
geſtellt iſt, in die Erde begraben und zwar nicht in die eigentliche

4—5′ tiefe Grube, ſondern in ein Loch, was man in einer Seitenwand derſelben anbringt. Jetzt fängt man auch zu Aneityum an, die Leichen zu begraben, welche man früher ins Waſſer warf (Turner 363). Auf Erromango liegt der Todte oft ganz unbedeckt oder er wird eingegraben und ihm ein Stab zu Häupten und Füßen geſteckt (eb. 495). Auch zu Fate, wo man die Gebeine der Vornehmen auf Pfähle hing, um ſie zu allerhand Zauber zu gebrauchen (Turner 393; Mare Gill 8), werden die Todten ſonſt begraben, wie auch zu Nitendi (Dillon 2, 304), wo auf dem Grabe eines Häuptlings eine Hütte in Geſtalt eines kleinen Hauſes errichtet und der Schädel des Todten in einem Korbe davor aufgehängt war (Gaim. bei d'Urv. a. 5, 334) und im Salomoarchipel. Hier legte man (Surville 242) die Leiche eines angeſehenen Mannes auf ein Gerüſt über die Grube, in welche das faulende Fleiſch fällt. Kopf und Knochen hebt man dann auf dem gemeinſamen Begräbnißplatz auf, doch wird jene Grube zugefüllt und eine kleine Hütte darauf errichtet oder, bei Kindern, Blumen darauf gepflanzt (eb.). Doch ſah Hamilton (Pandora 80) auf einer ſolchen eine Pyramide von Menſchenſchädeln, Thierknochen und Schildkrötenſchalen, über welches ein langes Ruder auf gabelförmigen Stützen lag. Auf einigen Inſeln der Torresſtraße ließ man die Leichen gleichfalls auf einem Gerüſte unter beſtändiger Bewachung faulen, trennte dann das Haupt vom Rumpf und dieſes trug nun die Wittwe des Verſtorbenen, ſo lange ſie Wittwe war, ſtets mit ſich. Der Rumpf wird begraben, ein Hügel gehäuft und dieſer mit Stöcken, welche oben roth ſind, mit Muſcheln u. dergl. verziert (Macgill. 2, 32). Auf anderen Inſeln hob man die Schädel oder anſtatt ihrer zu grotesken Geſichtern bemalte Steine in offenen oder geſchloſſenen Gehegen auf, welche im Walde gelegen und mit Muſcheln und Knochen wohl verziert waren (eb. 2, 37; vergl. Jacquinot bei d'Urv. b. 9, 330). Zu Ruk, wo das ganze Dorf einen halben Tag um einen Todten weint, der buntgemalt und vor ſeinem Hauſe begraben wird, ſind die Gräber mit Rohrzäunen umgeben, innerhalb deren während des erſten Monats ein Feuer brennt, „damit die Seele ſich wärmen könne“; während der erſten vier bis fünf Monate ſingt die Mutter oder Frau des Verſtorbenen eine Todtenklage jeden Morgen und Abend; dann wirft man die Umzäunung weit vom Dorfe weg und ein Feſtmahl ſchließt

e ganze Feier. Die Reicheren werden auch gleich nach dem Tode
ırch ein Gaſtmahl gefeiert, ärmere nicht, deren Leidtragende von den
ıderen verhöhnt werden (Ruk, Reina 361). Auch auf Wagen
ird die Leiche beim Haus unter einem hölzernen Gebäude begraben,
elches meiſt einer Hundehütte ähnlich, bisweilen aber auch ein grö-
rer Schuppen mit hölzernen Bildern iſt (Freycinet 2, 56 f.).
uf Neuguinea hat man vielfach gemeinſame Begräbnißhöhlen, wo-
n man die Gebeine der Todten unter Feſtlichkeiten bringt, wenn
eſe ſchon ein Jahr oder länger im Grabe gelegen hatten (Speel-
annsbai N. G. 126; Lakahia eb. 49; Mariannenſtraße J. R. G. S.
389); die Bewohner der Gebirge trocknen die Leichen über einem
euer, das lange unterhalten und von den Kindern der Blutsverwand-
n bewacht wird, aus und ſetzen ſie dann ſofort in jene Höhlen bei
b. 391; Modera 113; Sal. Müller b. 105). Der Begräbniß-
atz an der Speelmannsbai iſt mit eigenthümlichen Häuschen verſehen,
af denen oben auf einem Balken ein hölzerner Vogel, das Bild der
Seele ſaß (N.-Guin. 23 f.). Keyts fand daſelbſt eine Menge Tod-
nköpfe, rothe Zeichnungen und Menſchenfiguren (541). In einigen
rten, bei Lobo, hob man die wieder ausgegrabenen Gebeine in
örben auf (Boudyck 32) und ſtellte knieende 2′ hohe Holzfiguren,
ren Hände gegeneinander gelegt waren, deren Daumen an der
aſe ruhten, auf den Gruben auf (eb. 31). Zu Dorei begräbt man
e Leichen in ſitzender Stellung, mit Waffen und Geräthen, und um-
ımt das Grab und ſtellt einen Korwar auf daſſelbe. Dann hält
ıan ein Todtenmahl und die Angehörigen beweinen den Todten einen
ınzen Monat lang täglich. Ein erſtgeborner Sohn der als Jüng-
ng ſtirbt, wird auf einem Gerüſt ſo lange über ein Feuer gelegt,
s der Kopf ſich abtrennt, der dann im Hauſe getrocknet und ſpäter
ierlich zum Korwar geweiht wird (Goudsward 70 f.). Aehnlich
t die Beſtattung zu Ayamboris (N.Guin. 162). Die Anwohner der
ımboldtsbai beſtatten die Todten auf den Bergen (eb. 180).

Wir können uns jetzt, da wir das ganze Leben der Melaneſier
berſchaut haben, ein ziemlich ſicheres Bild ihres Charakters entwerfen.
hre Dieberei iſt der Zug, welcher gleich am erſten und am unange-
ehmſten vorſticht, der nur an wenig Punkten (Speelmannsbai Neu-
)uin. 127; Dorei de Bruijnkops 185; Admiralitätsinſeln La-
ill. 1, 261; Ruk Salerio 342 f.) nicht, der aber auch unter ihren

höchſtgebildeten Völkern ſehr verbreitet war, unter den Anwohnern der Humboldtsbai (N.-Guin. 85), auf Fidſchi, wo er nur gegen Landsleute, nicht gegen Fremde und nur bei Entdeckung geſtraft wird (W. u. C. 1, 127). Er entſpringt aus großer Begehrlichkeit und Habſucht, welche ſie bis zum Morde führt. Betrügereien und Verſtellung finden ſich gleichfalls häufig, keineswegs aber überall, z. B. namentlich in den nördlichen Theilen Melaneſiens nicht. Am ärgſten waren dieſe Laſter auf Fidſchi ausgebildet, wo auch Lüge ganz allgemeine Angewohnheit war. So reden ſie jedem, den ſie ſich zu verbinden wünſchen, ganz nach dem Munde, ohne nur einen Augenblick das ernſtlich zu meinen, was ſie ſagen. Doch werden eigene Thaten nie geläugnet: dies würde entſchieden als ſchimpflich gelten. Dagegen ſind ſie für Wundergeſchichten und die tollſten Aufbindereien ganz leichtgläubig, glauben aber die Erzählungen von den Ländern der Weißen nicht, weil dies ihren Stolz verletzen würde: denn ſie können es nicht ertragen, ſich in irgend etwas unter die Weißen ſtellen zu müſſen. Verletzung ihres Stolzes bringt ſie oft ganz außer ſich vor Wuth, ja häufig zum Selbſtmord. Dabei ſind ſie unverſchämt und undankbar — doch haben ſie ſich in den Miſſionen vielfach anders gezeigt, von der innigſten Dankbarkeit (z. B. Calv. 3. A. 562) — und vor allen Dingen, worin ſie durch ihre Verſtellungskunſt im hohen Grade unterſtützt werden, rachſüchtig. Sie vergeſſen keine Beleidigung; ſie machen ſich Merkzeichen, um ſtets von neuem an die Rache erinnert zu werden, der ſie dann gelegentlich genügen, durch Mord, Zauberei oder gedungene Meuchelmörder. Tapfer ſind ſie gar nicht; es iſt eine Eigenſchaft, welche dem ganzen Gebiet zu fehlen ſcheint, wohl aber mißtrauiſch, furchtſam. Blutgierig ſind ſie im höchſten Grade — oder beſſer geſagt, ſie ſind gegen Blutvergießen im höchſten Grade gleichgültig, ja, ihre Rachſucht treibt ſie zu den ſcheußlichſten Grauſamkeiten und wenn jetzt alte Leute erzählen (W. u. C. 1, 119), dies ſei früher minder arg geweſen, ſo mag auch dies nur ein Anſchmiegen an die Meinung der Fremden ſein, glaublich iſt es nicht. Dieſes abſchreckende Bild gilt hauptſächlich von den Fidſchi, von welchen z. B. durch Jackſon bei Erskine, durch Williams und Calvert ein grauenhaftes Detail gegeben wird, welches beweiſt, daß gänzliche ſittliche Verwilderung bei guten geiſtigen Anlagen beſtehen kann und höhere Culturfähigkeit nicht ausſchließt; ja daß — und dies iſt ein höchſt wichtiger

— eine ſolche Verwilderung eintreten muß, wenn nur einſeitig äußere, das Verſtandesleben ſich ausbildet und das Gemüthsleben wickelt bleibt. Die hellen Züge im Bilde ſind eben jene Culturkeit, eine gewiſſe, oft beſtechende Liebenswürdigkeit des äußeren ns (doch ſchelten und verfluchen ſie einander oft aufs gemeinſte . C. 1, 183), ein gewiſſenhafter Fleiß (eb. 2, 119) eine grö- Sittenſtrenge, ein oft recht inniges Familienverhältniß und ſtreng öſe Devotion, welche letztere freilich auch viel auf Angſt beruht chi z. B. Hale 50 f.; Erſk. 474; Wilkes 3, 213, 76; u. C. 1, 112 f.; Gaimard bei d'Urv. a. 4, 707). Die Beier des übrigen Melaneſiens ſind minder abſchreckend, weil bei t jene ſchlechteſten Charakterſeiten nicht in ſolcher Allmacht ausdet ſind und theils freilich hinter einer gewiſſen Stumpfheit und Elend der Exiſtenz, theils aber auch hinter beſſeren Eigenſchaften cktreten. Ueberall gibt es hier Gegenſätze. Während die Beier der Humboldtsbai ſo wie die Eingeborenen der Torresſtraße cgill. Flinders 2, 109), aber auch die Doreſen verhältnißmäßig ja ſittlich wohl am höchſten ſtehen in ganz Melaneſien und neanderen guten Eigenſchaften Energie und Offenheit beſitzen llace J. R. G. S. 30, 174), ſind andere Stämme Neuas, die an der Mariannenſtraße und hinauf bis zum Utenate eſtüme Wilde im eigentlichen Sinne" (Sal. Müller; Moa); Reina und Salerio können die Bewohner von Ruk nicht ht genug ſchildern, während umgekehrt die übrigen Bewohner des anniaarchipels keinen ſchlechten Eindruck machen. Im ganzen en alle dieſe Völkerſchaften, wenn ſie vertraulich geworden waren gut und freundlich behandelt wurden, auch wieder freundlich, ig, hülfreich, unbefangen und fröhlich (Nitendi Dillon; Menai bei Dalrymple 140; Eſpiritu ſanto Quiros eb. 283; Malli- Forſter; Baladea eb. Rietmann 630; Forſter R. 3). Auch ſcht hier nirgends eine ſolche Blutgier, wenn gleich, wie wir ja n, Kannibalismus und Menſchenmord auch hier häufig genug vormen und gleichgültig genug betrachtet ſind. Doch fanden ſich auch e von Gutmüthigkeit (Admiralitätsinſeln Labill. 1, 261; Hern Turner 491; Rietm. 180; Neucaledonien Forſter R. 213). Daß es ferner ſehr ſchwer hält die Melaneſier zu gleich-

mäßiger ſtrenger Arbeit anzuhalten, braucht kaum geſagt zu werden, ſie ſind faſt alle ſehr träge. Uebrigens kommt es hier ſehr auf die Auffaſſungsweiſe des Berichterſtatters an, wie denn z. B. Cheyne, der nach ſeinen Handelsintereſſen zunächſt urtheilt, von allen Melaneſiern nur die Bewohner von Simbu als freundlich rühmt (50), für welche letztere Inſel ihm allerdings Shortland (Reiſe 133) beiſtimmt; ſehr viele Reiſende aber urtheilen über die von ihm getadelten Länder günſtig. Und ſo ſind auch über ein und daſſelbe Land die Urtheile ſehr verſchieden, je nach den Verhältniſſen welche der Berichterſtatter traf und nach der Stimmung in der er war. Man wird alſo am beſten thun, wenn man ſich ſein eigenes Urtheil nach der oben gegebenen Schilderung bildet.

Eine eigentliche **Geſchichte** hat Melaneſien abgeſehen von Fidſchi nicht, und auch die Miſſion iſt ſehr ſpät hierher gekommen, woran die Abgelegenheit, die Beſchwerlichkeit und der mindere Reiz des Gebietes, dann aber die gefürchtete Wildheit ſeiner Bewohner die Schuld trägt. Letztere war freilich in manchen Gegenden groß, nirgend aber unüberwindlich und hörte meiſt ganz auf, ſobald die Eingeborenen Zutrauen gefaßt hatten; das aber war ihnen ſchwer, denn ſie ſahen in den Europäern unheimliche Weſen, Geiſter oder Dämonen und die Weißen trugen ihrerſeits nichts bei, ihnen das Zutrauen zu erleichtern. Denn abgeſehen von der rückſichtsloſen Grauſamkeit Schoutens, le Maires (Diar. 57), Dampiers (5, 96 f.), Roggeweens, welcher letztere z. B. als er Kokosnüſſe brauchte, die kleine Inſel Moa (nördl. von Neuguinea) angriff, die Eingeborenen tödtete, die Häuſer verbrannte, die Kokospalmen abhieb und ſo 800 Nüſſe gewann (Roggew. allg. Hiſt. d. R. 18, 570, Behrens 159), abgeſehen von dieſen Männern aus den Zeiten der Eaton und Esplana, ſo benahmen ſich Surville (252) und Bougainville (215) nicht viel beſſer, auch Cook ließ wegen eines geringen Vergehens die Eingeborenen von Erromango mit Kanonen niederſchießen und das ärgſte hat unſer eigenes Jahrhundert auf dieſen Inſeln gefrevelt. Man entdeckte nämlich Sandelholz daſelbſt und dies zog die Händler, hauptſächlich Engländer und Amerikaner hin, doch auch Polyneſier, wie wir ja die Expedition des Hawaiers Boki ſchon erwähnten. Wie ſehr die Handelsintereſſen der Europäer den Intereſſen der Eingeborenen entgegenſtehen, zeigt Cheynes Beiſpiel, der gewiß ein geiſtig klarer und nicht unbedeutender Mann,

rmnoch zu den einseitigsten Urtheilen, ja zu der unfreundlichsten Be-
ndlung der Völker gebracht wurde, weil sie ihr Recht, freilich das
:echt der Schwächeren vertheidigten. — Die Santler haben am
:gsten auf den neuen Hebriden gehaust, wo sie häufig Menschen
nubten, welche sie auf anderen Inseln zur Sklavenarbeit zwangen
nd welche dabei dem Heimweh häufig unterlagen (Turner 493).
atürlich hieben die Meisten überall die Bäume nieder, ohne die Ein-
eborenen auch nur zu fragen, geschweige denn sie zu entschädigen
nd so kam es häufig zu blutigen Streitigkeiten. Als nun einst in
iner solchen die Bewohner von Fate vor den Feuerwaffen der Eng-
länder und einer Schaar Tonganer in eine Höhle geflüchtet waren,
da zündeten ihre siegreichen Gegner ein Feuer vor der Höhle an und
erstickten die Flüchtigen, unter denen viele Weiber und Kinder waren
(Gill 83, 101; Erskine 143, 327, 390 f.). Turner gerieth, als
er auf Tanna als Missionär lebte, in größte Lebensgefahr, weil ein
amerikanischer Waler, dessen Mannschaft aufs schamloseste sich an den
Eingeborenen vergriffen hatte und von diesen zurückgetrieben war,
mit seinen Kanonen ganz unbetheiligte Dörfer beschoß, um sich zu
ächen (ev. M. M. 1862, 206). Oder die Händler nahmen einen
äuptling gefangen und gaben ihn nur gegen eine Schiffsladung von
antelholz frei, welche ihnen einen Reinertrag von 1000 Pf. Sterl.
abrachte. Einmal war Krieg auf einer Insel. Der Kapitän eines
andelsschiffes erbot sich gegen eine Ladung Santelholz der einen
rtei zu helfen, lockte dann die andere auf sein Schiff und ließ sie
chlagen bis auf einen, den er seinen Feinden auslieferte, welche ihn
teten und auffraßen (Gill. eb.). Vielfach haben die Santler Tan-
jen nach Erromango und Erromanganer nach Tanna auf Contrakt,
ß sie beim Holzfällen mit arbeiteten, hingebracht, dann aber nach ge-
aner Arbeit jene Unglücklichen von der Rückfahrt ausgeschlossen und
ewaltsam von sich getrieben, welche dann bei der Feindschaft der
nseln sofort getödtet und verzehrt wurden. Den Angehörigen der so
Gemordeten sagten sie, sie seien von einer feindlichen Uebermacht über-
fallen und die Ihrigen dabei getödtet, wodurch natürlich die Feind-
seligkeit beider Inseln bis zur Wuth gesteigert wurde (Hood 204).

Natürlich konnte unter solchen Umständen das Christenthum nur
sehr schwer Wurzel fassen. Nach Baladea kamen die ersten Missio-
näre, eingeborne Samoaner und Tonganer 1841, 1842 tahitische

Chriſten nach Kunaie. Noch ehe die letzteren aber feſten Fuß gefaßt hatten, kam im September 1842 der Schwiegerſohn eines derſelben, der Capitän Ebrill, und begann nach freundlichem Verkehr mit den Eingeborenen (mit denen ſich alſo freundlich verkehren ließ) plötzlich und ohne Erlaubniß Santelholz zu fällen, welches hier zwar ſelten aber in herrlichen Exemplaren wuchs (Cheyne 2). Sofort ſtürzten die Kunaier über ihn und ſeine Leute her und tödteten ſie alle und ebenſo auch, wegen ihrer ſo nahen Beziehungen zu Ebrill, die Miſſionäre (Gill 218 f. Cheyne 10; Blumhardt 2, 219). In Folge davon erhoben ſich heftige Bewegungen gegen die Miſſionäre auch zu Baladea, ſo daß dieſe 1845 die Inſel verlaſſen mußten. Und doch waren die Eingeborenen der Miſſion nicht abgeneigt: als der Biſchof von Neuſeeland, Selwyn, behufs Gründung der proteſtantiſchen Miſſion 1852 nach Neucaledonien kam, fand er daſelbſt eine durchaus günſtige Aufnahme (Blumh. 2, 220). — Nach den Loyalitätsinſeln war das Chriſtenthum 1841 gekommen und obwohl „zuchtloſe Männer" (Turner 464) die Bringer deſſelben als Betrüger und Zauberer bei den Eingeborenen verleumdeten, ſo wandten ſich doch die letzteren, als ihr Gegenzauber gegen die Miſſionäre nichts gefruchtet hatte, dem neuen Gott Jehova um ſo eifriger zu, als er ſich mächtiger bewies. So hat ſich denn das Chriſtenthum hier ausgebreitet; 1859 waren neben 4000 Heiden 3000 Chriſten auf der Inſel (Turner 501), man hat das neue Teſtament, 150 Kirchenlieder, Schulbücher u. ſ. w. in die Sprache der Inſel überſetzt und eine Druckerei der Londoner Miſſionsgeſellſchaft befindet ſich daſelbſt. Der Krieg, der ſich 1860 gegen die Chriſten erhob, half nur die neue Religion ausbreiten; denn die Milde, welche ſie nach ihrem Siege zeigten, gewann ihnen die Herzen ihrer Feinde (Gill 16; vergl. Cheyne 18; ev. M. M. n. F. 2, 491; Grundem. 365). Auch auf Liſu hat ſeit 1841 das Chriſtenthum Wurzel gefaßt, obgleich hier die Santler arg gehauſt hatten (Turner 508); ſeit 1850 hörte der Krieg, der Kannibalismus auf (Gill 200; Turner 503) und ſeit 1859 wirkten engliſche Miſſionäre hier. Auf Uwea iſt die Miſſion ſeit 1853 thätig; um 1858 waren von den 2000 Eingeborenen etwa 100 noch heidniſch (Gill 205 f. Turner 518; Grundem. 366). Eingeborene dieſer Inſeln ſind auch ſchon ſelber als Miſſionäre thätig (ev. M. M. eb. 492) und zu Liſu hat die Londoner Miſſion ein

Seminar für ſolche eingeborene Lehrer, welches von den Zöglingen aus Korallenkalk aufgebaut iſt (Grundem. 366).

Aber auch hierher kam die katholiſche Kirche, 1843 (2 Jahre nach den Proteſtanten) nach Baladea, anfangs ohne Erfolg, ſeit 1845 doch (in welchem Jahre die Proteſtanten vertrieben wurden) fanden ſie Anhänger und hatten bald 270 Kinder getauft (Michelis 525) und Kannibalismus und andere Barbareien erlagen ihnen (Montravel ouv. an. des voy. 1854, 4, 94). Einige Jahre ſpäter (1853) okkupirte Frankreich die Inſel, jedenfalls um den engliſchen Colonien Auſtralien und Neuſeeland das Gleichgewicht zu halten: doch iſt die Lage der Hauptſtadt Port-au-Prince ſo ſchlecht gewählt, daß der Ort keine rechte Zukunft hat. Die ganze Kolonie gedeiht nicht (Rietm. 37; Hood 211; Andree nach Garnier Glob. 13, 65 f.). Ebenſo wie die Franzoſen und Katholiken jetzt auf Kunaie Herr und die Regierung ihres Regimentes zeigte ſich, als einſt ein Stamm der Inſel Hegen die neue Religion erhob: er wurde von franzöſiſchen Soldaten faſt vernichtet (Blumh. 2, 220). Von hier aus haben ſich die Jeſuiten nach den Loyalitätsinſeln, dem Arbeitsfeld der proteſtantiſchen Miſſion begeben und unterſtützt von franzöſiſcher Miliz, welche die Eingeborenen höchſt roh behandelte, die evangeliſche Religion unterſagt, dann, als man nicht Folge leiſtete, die Kirche am Sontag geſchloſſen, die in ihr verſammelten Eingeborenen zu Gefangenen gemacht und als es hierüber zum Kampf kam, niederſchießen ließ, wen es traf, auch Greiſe, Weiber und Kinder; die Häuptlinge feſſeln, die Kirche zur Kaſerne gemacht, die ſamoaniſchen Miſſionäre — den engliſchen hatte man frei entlaſſen — gefeſſelt in den unterſten Schiffsraum geworfen und dort, weil ihnen Gott ja nicht helfe, verhöhnt! Dies geſchah zu Lifu: noch Aergeres zu Mare und namentlich zu Uwea, wo man die ſcheußlichſten Mittel andet, um die Proteſtanten zur katholiſchen Kirche herüber zu zwingen. Wohl nun Napoleon III. dies Verfahren nicht billigte, ſo liegt noch der ſchwerſte Druck auch jetzt noch auf den Evangeliſchen (M. Mag. 1865; 403 f. 1866, 304; 1868, 128; 1869, 429; Grundemann 366). Und trotzdem ſind die Eingeborenen dem Chriſtenthum und der Cultur, ſo weit ſie dieſelbe aufgenommen hatten, treu geblieben.

Von den neuen Hebriden erhielt zuerſt Erromango Miſſionäre

und es iſt bekannt, daß 1839 Williams und ſeine Begleiter, weil man ſie für Händler hielt, erſchlagen wurden, von einem Häuptling, deſſen Sohn kurz vorher durch Händler erſchlagen war (ev. M. M. 6, 309). Doch gelang es der Miſſion trotzdem ſpäter, nach mehreren mißglückten Verſuchen auch hier ſich feſtzuſetzen und 1856 erbaten und erhielten die Eingeborenen einen engliſchen Miſſionär (ev. M. Mag. 2, 491 f.). Derſelbe wurde zwar 1861 von ihnen ermordet, weil er mehr glaubenseifrig als klug gedroht hatte, wenn die Eingeborenen ſich nicht bekehrten, ſo würde Gott ſie durch Krankheit ſtrafen (ev. M. Mag. 6, 318f.). Nun brach wirklich eine heftige Maſernepidemie aus, die Eingeborenen wurden von einem anweſenden Abenteurer und Gegner des Chriſtenthums gehetzt, und da ſie jetzt Gordon — ſo hieß der Miſſionär — für einen Zauberer hielten, ſo tödteten ſie ihn und ſeine Frau. Doch ſind jetzt wieder zwei Miſſionäre auf der Inſel thätig, deren einer Gordons Bruder iſt und das Chriſtenthum macht langſame Fortſchritte (Ellis b. 1, 380; Grundem. 368). Daſſelbe iſt der Fall auf den übrigen ſüdlichen Hebriden, wo ſeit 1841 die Miſſion thätig iſt. Auf Tanna, wohin 1842 Turner kam, 1862 aber die Miſſionäre wieder vertrieben wurden, ſind zwar einzelne Stämme ihnen günſtig, die Verhältniſſe jedoch ſo unſicher, daß man die chriſtliche Station auf dem kleinen Nachbarinſelchen Aniwa angelegt hat. Katholiken erſchienen 1846 auf Aneityum; gänzlich erfolglos aber haben ſie die Inſel 1850 wieder verlaſſen (ev. M. Mag. 1869, 324; Aneityum Baſl. Miſſ. Mag. 1850, 3, 172; Grundem. 367; Erroman und Immer Ellis b. 1, 393; Gill 141; 150; Tanna Nisbet bei Burns 157; Ellis b. 1, 391; Gill 228; Grundem. 367. Fate Baſl. M. Mag. 1847, 4, 278; 1850, 2, 295; Gill 55; 67; Grundem. 369).

Die Beſchwerden über die furchtbaren Greuel, welche von den Santlern häufig unter engliſcher Flagge (Hood 205) ausgeführt wurden, drangen endlich auch nach Sydney und ſo ſind denn jetzt Geſetze gegeben auch zum Schutze der ſchwarzen Eingeborenen (Turner; Rietm. 156; 163). Ferner bildete ſich 1850 am 29. Okt. in Sydney der „auſtraliſche Miſſionsverein", deſſen Zweck die Ausbreitung des Chriſtenthums in Auſtralien und Melaneſien war. Die Miſſionsthätigkeit für Melaneſien wurde dem Biſchof von Neuſeeland übertragen und ein Miſſionscollegium gegründet, welches erſt in Auck-

und seinen Sitz hatte, später aber nach der Norfolkinsel verlegt ist. Seit 1861 geschehen jährliche Missionsreisen durch ganz Melanesien, wobei das Schiff Missionäre auf den einzelnen Inseln aussetzt und auf der Rückreise, wenn sie zu sehr gefährdet sind, wieder abholt; auch junge Melanesier, welche Lust dazu haben, nimmt es zur Ausbildung in das Missionscolleg mit, wo sie beliebig lang bleiben können. Die Einrichtung in dem letzteren ist eine höchst vernünftige; man gibt sich Mühe, alle Seiten der Zöglinge zu entwickeln, man behandelt Melanesier und Weiße ganz gleich und so ist der Andrang ein großer: 1858 zählte man schon 56 Zöglinge, darunter 9 junge Frauen und Mädchen. Bischof Patteson ist auch sonst sehr thätig. 11 Sprachen Melanesiens hat er bearbeitet, Stücke des neuen Testamentes in sie übersetzt; und wenn diese Wirksamkeit fortgeführt wird, so ist allerdings für Melanesien auf eine zwar neue, aber treffliche und praktische Art gesorgt (Hogg a letter to the Duke of Newcastle on behalf of the Melan. miss. Lond. 1853. Quarterl. rev. 1853, 181; Grundem. 369 Basl. M. Mag. 1852, 1, 165; ev. Miss. Mag. 1862, 291 f.; 1869, 333; 378). Dies thut auch Noth: denn der böse Einfluß der Matrosen und Händler hat noch keineswegs aufgehört (Beisp. a. d. Gegenw. Rietm. 155 f.). Bei vernünftiger Behandlung läßt sich aus den Melanesiern eine tüchtige Bevölkerung heranziehen: schon jetzt sollen über 1000 Tannesen (Rietm. eb.) als Matrosen dienen und sich monatlich außer freiem Unterhalt ein Pfd. Sterling und ein Pfund Taback verdienen. Die Aussichten sind also günstig, wenn die englische Regierung auch hier überall die Consequenzen des Vertrages von Waitangi zieht. Auf den Hebriden ist die nördlichste feste Niederlassung der Mission auf Maiwo (ev. M. M. 1859, 317 f.) und den Banksinseln (eb. Grundem. 369). Auch Nitendi hat sie jetzt angeknüpft (Patteson im ev. M. Mag. 1859, 319 f.) und auf diesen Inseln, welche mit Europäern und Polynesiern (der Taumakogruppe) schon vielfach im Verkehr standen, wird gewiß guten Fortgang finden. 1595 sollen hier die Spanier eine Niederlassung gehabt haben, später freilich vertrieben sein (Dillon 2, 309; 309); La Perouses Gefährten wurden erst getödtet, als sie Zeit anfingen; doch hielt man eine kurz darauf ausbrechende Seuche für die Strafe des Gottes der papalangi (eb. 2, 217; 232; d'Urv. 1, 161; 182). — Auf den Salomoinseln arbeiteten seit 1845 ka-

tholiſche Miſſionäre, aber ganz ohne Erfolg (Michel. 525), woran ihre eigene Unklugheit Schuld hatte; ebenſo erfolglos war ihre Thätigkeit auf Mudſchu (Woodlark, Saler. 341) und auf Ruk, welche Inſel ſie nach einigen Jahren ſchwerſter Leiden durch gänzlichen Mißerfolg verbittert wieder verließen (Reina 352 f.). Jetzt hat auch dorthin die evangeliſche Miſſion ihre Fahrten ausgedehnt. — Auf Neuguinea wirkten ſeit 1855 deutſche evangeliſche Miſſionäre, Ottow und Geißler, durch Goßner hergeſchickt, welche nach ſchweren Jahren jetzt eine nicht unbedeutende und ſo treffliche Wirkſamkeit haben, daß ihnen die holländiſche Regierung einen Jahrgehalt von 600 Gulden ausgeſetzt hat und ſie regelmäßig von Java aus unterſtützt (N.-Guin. 152; Goudsw. 94 f.). Vor allem wäre es zu wünſchen, daß ſie tüchtige Mitarbeiter fänden. Auch die Malaien, welche freilich bei ihren vielen Zügen nach Neuguinea nur Waaren und Sklaven gewinnen wollen und oft Thaten weißer Santelhändler würdig begehen (Dieffenb. 2, 99), haben trotzdem einen gewiſſen civiliſirenden Einfluß gehabt und die Eingeborenen am Utenata (Müller b. 88), auf Adie (N.-Guin. 114) an der Speelmansbai und Mariannenſtraße zu nominellen Muhamedanern gemacht, wie auch Freycinet den Islam auf Wageu fand (2, 56). Man ſieht alſo, alle dieſe Völker ſind nicht nur fähig, die Cultur und höhere Religionsbegriffe zu faſſen; ſie ſind auch im Ganzen und verhältmißmäßig leicht zu gewinnen und verdienten daher, daß man ſich ihrer mit rechtem Eifer annähme.

Die bedeutendſte Geſchichte aller Melaneſier iſt natürlich die der Fidſchi. Der Zuſammenhang zwiſchen ihnen und den Tonganern iſt übrigens nicht ſo groß, als man gewöhnlich glaubt. Ganz unhaltbar und nur auf Nationaleitelkeit beruhend iſt die Behauptung alter Tonganer, ihre Voräitern hätten Fidſchi beſucht, bevor es ſeine jetzige Bevölkerung gehabt hätte (d'Ewes 203): der Verkehr beider Gruppen hat ſich auf zahlreiche einzelne Beſuche beſchränkt und ſelbſt dieſe ſcheinen erſt in den letzten Jahrhunderten ſo zahlreich geworden zu ſein. Wirklich tiefgreifenden Einfluß auf Sprache oder Sitte haben ſie nicht gehabt. Auch das Tongamythologem von Tangaloa und ſeinen Söhnen (oben 238), welches Hale mit überpragmatiſchem Scharfſinn hiſtoriſch deuten will, enthält durchaus keinen hiſtoriſchen Kern. Seelen und Geiſter ſind hellgefärbt, die Weißen Revenants: ſo iſt auch dieſer Mythus zu deuten, der Erſchlagene lebt als heller Geiſt im Oſten

iter und kann ſtets zu den Lebenden zurück, dieſe aber nicht ihm.

Wichtig war es, daß unter den Fidſchi der Rechtsgrundſatz be- ınd, alle Strandende und, wenn ſie Fremde waren, alle Landende tödten. Dadurch kamen ſie in den Ruf ärgerer Wildheit, als ſie ſitzen. Allerdings haben ſie, auch ſchon im vorigen Jahrhundert, ıe Menge Kämpfe mit Europäern gehabt: aber ſelbſt d'Urville . 4, 196) iſt der Meinung, daß alle ihre Grauſamkeit gegen die eißen erſt durch Verbrechen der letzteren veranlaßt ſeien. Dillon , 8) erzählt, daß engliſche Capitäne den Fidſchis Menſchenfleiſch rſchafften, indem ſie ihnen die Feinde tödten halfen und ihnen dann Leichen überließen; nicht anders machten es die Franzoſen, Capitän ureau — den ſammt ſeiner Begleitung die Fidſchis ſpäter nieder- ıchten — erlaubte den Kannibalismus auf ſeinem eigenen Schiffe ıd nach d'Ewes (150) haben Weiße, wie ſie auch ſonſt die gräßlichſten rbrechen hier begingen, ſogar ſelber am Kannibalismus Theil ge- mmen.

Nachdem nun im Juli 1830 (W. u. C. 2, 9) die erſten iſſionäre gekommen waren, Tahitier, welche keinen rechten Erfolg hatten gten ihnen 1835 engliſche Methodiſten und dieſe wirkten nun an rſchiedenen Orten des Archipels mit ſehr wechſelndem im ganzen er nur geringem Erfolg. Der einzige Ort, wo ſie wirklich Anklang nden, war die Inſel Ono, deren Bevölkerung ſchon 1835 nach ıer Seuche zu der neuen Religion ſich hinwendete und ſie ſo gut vermochte erſt nach Hörenſagen, dann durch polyneſiſche und ein- imiſche Lehrer bei ſich einführte. Man aß die früher heiligen hiere. 1839 waren ſchon über 300 Chriſten daſelbſt und Calvert ufte Anfangs 1840 233 Eingeborene und traute 66 Paare, welche Polygamie aufgegeben hatten. Trotz vieler Gefahren ſeitens der eiden blieben die Chriſten feſt und gewannen durch ihre Milde ımer größeren Einfluß. 1845 traten hier ſogar Erweckungen ein: ıs Volk weinte laut, die Prediger konnten vor Bewegung nicht rechen, Weiber wurden ohnmächtig und die Uebertritte erfolgten affenhaft (W. u. C. 2, 76). Solche Erweckungen kamen auch ſonſt ch vor, ſo in Lakemba und an verſchiedenen Orten (Baſl. M. ag. 1847, 3, 208; 1855, 1, 79; 159). Von Ono, welches t ganz chriſtlich iſt, breitete ſich die Religion nach Kandawu (eb.

1849, 4, 156), von Lakemba über eine Menge anderer Inseln im Osten der Gruppe aus, natürlich unter vielerlei Beschwerden (Erst. 222 f. W. u. C. 2, 90-106).

Die ältesten historischen Vorgänge, welche wir kennen, sind die Versuche mächtigerer Staaten, kleine und unabhängige Nachbaren sich zu unterwerfen, woraus die Jahrhunderte hindurch vieler Krieg entstanden war. Der Centralpunkt des ganzen Archipels ist das kleine Inselchen Mbau nördlich von Rewa an der Ostküste von Viti Levu. Hier war am mächtigsten ein junger Fürst, Thakombau, ein höchst begabter und thatkräftiger, aber auch sehr verschlagener und ganz in den Barbareien seines Vaterlandes lebender Mann, dessen Vater Tanoa durch einen solchen Unterwerfungsplan in fortwährende Kriege verwickelt war. Diese Kriege setzte sein Sohn mit ganzer Kraft und ganzer Leidenschaft fort, daher er eine Reihe von Jahren hindurch der Mission abgeneigt und mit den Missionären auch persönlich zerfallen war (W. u. C. 2, 22; 233 f. 176-211). Allein er war geistreich genug um einzusehen, daß das Neue in Religion und Cultur das Siegreiche sein würde und so neigte er sich immer mehr und mehr der Mission zu. Die alten grausamen Sitten wurden milder, er selbst ließ seinen Lieblingssohn taufen und wohnte dem Unterricht desselben bei, ja 1853 gestattete er den Bau eines Missionshauses in Mbau selber. Erskines Besuch (1849), der ihm die Wirkung europäischer Geschütze manövrirend zeigte, hatte zu diesem Umschwung viel beigetragen; mehr aber noch gewisse Verlegenheiten, in denen er sich befand.

Denn da der heftigste Krieg auf Fidschi nun schon seit 1837 wüthete und das Land sehr erschöpft hatte, so erschien 1854 König Georg Tubou von Tonga im Fidschiarchipel, angeblich um Thakombau zu unterstützen, in Wahrheit aber wohl, um in diesem Kriege für sich zu gewinnen. Und größere Gefahren drohten von Amerika. Den Weißen im Archipel, welche jetzt, nachdem ihnen die Missionäre den Weg gebahnt hatten, zahlreich ankamen, war keineswegs mit der Sittenstrenge und den auf ihr beruhenden Neuerungen jener Männer gedient. Es thut der modernen Cultur gar zu wohl, Orte zu haben, wo sie sich unbeachtet und unbestraft in allen Lüsten und Gewaltthätigkeiten ergehen kann und hier sollte man womöglich noch sittenreiner und ehrlicher als in der Heimath leben! Namentlich waren es Amerikaner, welche sich hier festzusetzen suchten und um den Einfluß der Engländer

zu schwächen, zunächst ganz ungerechte Beschuldigungen gegen die Missionäre erhoben (Zeitschr. f. allg. Erdk. n. F. 2, 257). Dann aber stellte sich Williams, der amerikanische Consul, an die Spitze dieser Bewegung. 1849 war ihm, bei einem Brand seines Hauses, einiges gestohlen, wofür er 3006 Dollars 12½ Cent Schadenersatz verlangte. Diese Forderung war, wie Calvert nachweist (3. Ausg. 574) durchaus ungerecht und so gewährte man sie ihm nicht. Allein die Summe wuchs: für andere Räubereien der folgenden Jahre verlangte er mit der obigen Forderung zusammen die Summe von 5001 Dollars 38 Cent. Als er aber im Jahre 1850 und 1851 diese Forderung mit dem Verlangen in derselben unterstützt zu werden den Commandeuren zweier amerikanischer Kriegsschiffe vorlegte, so wiesen ihn beide, Petigru sowohl wie Macgruder (der auch ebenso offiziell berichtete, Calv. 3. Ausg. 574) aufs bestimmteste ab, weil seine Forderung ungerecht sei, obwohl der erste selbst Sklaven hielt und kein Freund der Farbigen war. Allein was er von den Fidschis sah, flößte ihm Achtung ein (W. u. C. 317 f.). So erreichte Williams nichts, aber bald zeigte sich aufs deutlichste, was er und die übrigen Weißen wollten: „Thakombau soll sterben, andere wollen wir als Häuptlinge einsetzen: die müssen aber nach unserem Willen regieren" (eb. 2, 333). Diese und ähnliche Drohungen sprach er offen aus, wie er sie auch in australischen Zeitungen, welche Georg Tubou Thakombau mitbrachte, hatte drucken lassen. „Mit Blut und Eisen müßte man dem Burschen Mores lehren, bei einer guten Cigarre Mbau in Grund und Boden schießen und das Gesindel von der Erde vertilgen" (2, 335; 3. Ausg. 575). Und 1855 fand er seinen Mann im Capitän Boutwell. Dieser, abermals zur Untersuchung geschickt, hörte die Beschwerden des amerikanischen Consuls, befahl Thakombau sofort Capital und Zinsen zu zahlen und um Verzeihung zu bitten. In einem zweiten Brief war die zu zahlende Summe auf — 30000 Dollars festgesetzt und bemerkt, man möge eilen, sein Pulver sei schnell, seine Kugeln rund (Calv. 3. Ausg. 576). Alle Gegenvorstellungen, daß die Sache sich anders verhalte, wies er aufs schnödeste ab; als Zeugen dienten ihm die Feinde Thakombaus und Williams mit den Seinen. Ein anderer amerikanischer Capitän, Bailey, der damals mit einem Kriegsschiff ankam, wies ihn darauf hin, wie sehr er gegen seine Instruktion verstoße, welche ihm unparteiische Untersuchung auferlegte; wie civilisirte Nationen

gegen ſolche Halbbarbaren ebenſo gerecht als ſtreng verfahren müßten: aber nach Baileys Abreiſe ließ Boutwell Thakombau auf ſein Schiff kommen (Waterhouſe, der oberſte Miſſionär, kam mit ihm), verbot ihm jede Vertheidigung, und indem er ihn aufs unwürdigſte behandelte, verlangte er jetzt 45000 Dollars, „denn," ſo ſagte er, „Baileys und der Miſſionäre Einmiſchung hat die Sache des Tui Viti (Thakombau) nur verſchlimmert!" (3. Ausg. 578.) Als Thakombau ſich weigerte, gerieth Boutwell in offene Wuth: er drohte ihn hängen zu laſſen und zwang den Fürſten auf dieſe Weiſe, was er ihm vorlegte, zu unterſchreiben. Dann berichtete Williams nach Amerika: „Die Allmacht hat uns geholfen: Boutwell war ihr Rüſtzeug" (W. u. C. 3. Ausg. 578). Und trotz dieſer chriſtlich amerikaniſchen Allmacht, trotz ihrer Rüſtzeuge gab im folgenden Jahre (ganz gegen das Beiſpiel der dort lebenden chriſtlichen Europäer, vergl. W. u. C. 2, 334; d'Ewes 150) der Tui Viti die Polygamie auf und ward getauft. Natürlich war ſein Uebertritt zum Chriſtenthum weſentlich auch durch politiſche Motive bedingt. Er hoffte durch offenen Anſchluß an die Religion und Cultur der Weißen den Bedrängniſſen, die man ihm bereitete, zu entgehen. Es war ihm um ſo größeres Unrecht geſchehen, als er, nach Boutwells eigenen Aufzeichnungen (National intelligencer, 30. März 1859; W. u. C. 3. Ausg. 578) gar nicht Herr der ganzen Gruppe war. Er proteſtirte natürlich ſofort (3. Ausg. 578; 580): allein auf ſeinen Proteſt erfolgte von Amerika aus keine Antwort, vielmehr hielt der Conſul jene ſo ganz ungerechtfertigte Schuldforderung Boutwells feſt*) und Thakombau war in der größten Noth, denn ſeine Gegner wurden durch das Gebahren der Europäer natürlich mächtiger, und ſein Verhältniß zu Tonga geſtaltete ſich gleichfalls immer ſchwieriger. Dazu kam nun noch etwas Neues. Vierzehn Jahre nach der Ankunft der erſten Miſſionäre, 1844, waren katholiſche Miſſionäre nach dem Archipel gekommen, aber ganz erfolglos geblieben und hatten trotz aller Machinationen nirgends feſten Fuß faſſen können. Die franzöſiſchen Kriegsſchiffe fehlten eben (Michelis 517; W. u. C. 2, 49; 182; 137; 145; 202-3). 1850 nun machten ſie einen neuen

*) Wir folgen dem Berichte Calverts, weil er als Augenzeuge alles wiſſen konnte; weil er ſeine Angaben aus den Schriften der Gegner beweiſt; weil ſeine Nachrichten durch andere ſelbſtändige Berichterſtatter beſtätigt werden; weil ſein Buch den ſtrengſten und ſchönſten Geiſt der Wahrheit athmet.

Verſuch und zwar kam diesmal ein Biſchof mit mehreren Prieſtern um in Mbau oder Viwa zu landen. Da man aber auch in Fidſchi wußte, wie die Sendlinge der katholiſchen Kirche in Tahiti Hawaii und ſonſt aufgetreten waren, ſo hinderte man ſie an der Landung; und als die gebräuchliche Drohung mit Kriegsſchiffen hier nichts half, da war es der amerikaniſche Conſul, bei dem ſie Hülfe fanden; ja als die Fürſten, welche durchaus in ihrem Rechte waren, wenn ſie ihnen den Aufenthalt verboten, davon nicht abgingen, ſo verſuchte Williams einen Prieſter durch die Hülfe eines Weißen, welcher Grundbeſitz auf den Inſeln hatte, einzuſchmuggeln (Will. u. Calv. 2, 318)! Denn freilich war die Art, wie dieſe Miſſionäre bekehrten und verfuhren — riethen ſie doch den Eingeborenen, lieber Heiden zu bleiben als der evangeliſchen Miſſion zu folgen — ſehr viel bequemer als die der Proteſtanten. Trotz aller Bemühungen alſo fanden die Katholiken damals keinen Eingang. Erſt 1860 ſind ſie auch hier wie 1858 in Tonga durch franzöſiſche Gewalt eingeführt (ev. Miſſ. Mag. 1868, 402). Auch dieſe neue Gefahr ſchwebte über Thakombaus Haupte und um nun allem dieſem zu entgehen, entſchloß er ſich, ſein Land an England abzutreten und am 12. Oktober 1858 ſetzte er mit dem engliſchen Conſul Pritchard den Vertrag auf (Seemann 124-8), dem ſpäter alle Häuptlinge der Inſel beitraten (Seemann 128 f. 132; vergl. 257). Allerdings waren ſie erſt nach und nach dazu gebracht, ſich anzuſchließen (W. u. Calv. 3. A. 580), aber ſie ſchloſſen ſich alle an und England erhielt die volle Ceſſion. Thakombau verſprach 200,000 Akres Land; dafür ſollte England jene amerikaniſche Schuld auf ſich nehmen; er ſollte ſeinen Titel und ſeine Oberhoheit über die eingeborene Bevölkerung behalten, aber als engliſcher Unterthan. Pritchard, der engliſche Conſul (der Sohn des Tahitiſchen Miſſionärs), der die Ceſſion nach England brachte, kam mit günſtiger Antwort wieder (Seemann 250). Auch Oberſt Smythe, welcher 1860 als Abgeſandter von England kam, ſchien in ſeiner Unterredung mit Thakombau, welche Seemann (130 f.) wörtlich wieder gibt, für die Abtretung zu ſein, wenigſtens brachte er kein Bedenken vor, und ſo war Thakombau der ſicheren Hoffnung, durch die engliſche Verwaltung, die engliſchen Geſetze aller Gefahren überhoben und rechtmäßig geſchützt zu ſein. Deshalb wandte er ſich zunächſt gegen die Tonganer, deren Einfluß auf Fidſchi immer größer wurde und die

jetzt auch für ihre Unterſtützung und ihre Verluſte nach verſchiedenen anderen Entſchädigungen (Seem. 245) Land in Fidſchi verlangten (248 f.). Ihre Anſprüche wurden caſſirt und man hoffte durch England die läſtigen Beſucher los zu werden (eb. 250-1). Allein Oberſt Smythe berichtete ungünſtig: Thakombau ſei nicht Herr der ganzen Gruppe, und 200,000 Akres beſäße er gar nicht, in welchem letzteren freilich Seemann (132) widerſpricht, wie derſelbe denn durchaus anderer Anſicht als Smythe geweſen zu ſein ſcheint. Wenn man alles erwägt, ſo ſcheint der wahre Grund der Nichtannahme die Sorge geweſen zu ſein, mit Amerika in unangenehme Spannung zu gerathen.

Wie dem auch war, England lehnte die Ceſſion ab — und dies iſt der Wendepunkt in der Geſchichte Fidſchis. Denn außer jener Summe, welche Amerika freilich ganz wider Recht von Thakombau immer von neuem verlangte (Seem. 246; Calv. 3. A. 580) und die weit über ſein Vermögen ging, trat nun auch der König von Tonga mit einer Forderung von 12,000 Pfd. Sterl. Schadenerſatz auf. Es trat jetzt für Thakombau und die Inſeln eine ſehr trübe Zeit ein. Daran war zunächſt Schuld, daß die Eingeborenen in den neuen Zuſtänden, der neuen Religion, der neuen Cultur noch nicht feſt waren. Intereſſante Beiſpiele von Rückfällen in heidniſche Anſchauungen ſind gegeben im ev. Miſſ. Magazin 1868, 404. War doch die Bekehrung vielfach äußerlich geſchehen: ganze Stämme waren übergetreten, nur um an den Vortheilen der neuen Lehre Theil zu haben oder auf Befehl der Häuptlinge (eb. 406). Daher glückte es wohl auch den Katholiken, einen Häuptling und auf ſein Commando den ganzen Stamm für ſich zu gewinnen und von ſittlicher Läuterung und Vertiefung war wenig die Rede. Vor allen Dingen aber ſchädlich waren die zahlreichen Einwanderer, die namentlich von Auſtralien und Neuſeeland kamen, meiſt Engländer, aber auch Deutſche, Amerikaner und Franzoſen. Sie wollten meiſt nur reich werden, gleichviel durch welche Mittel; ſie ſuchten die Eingeborenen ähnlich wie zu Neuſeeland, zu Landverkäufen zu überreden, ſie verfuhren dabei oft höchſt betrügeriſch und gewaltſam, und ein feſter Gerichtshof exiſtirte nicht (Calv. 3. A. 572). Man kann ſich daher nicht wundern, wenn ganz Fidſchi ins Schwanken gerieth; wenn namentlich die heidniſchen Stämme ſich gegen das Chriſtenthum vielfach auflehnten, welches ſie

ja mit ſo vielem Unrecht, was ihnen geſchehen, in Zuſammenhang bringen mußten. So geſchah es denn, daß jetzt zuerſt ein europäiſcher Miſſionär als Märtyrer fiel: 1867 wurde Baker, der mit dem größten Eifer für die Inſeln gewirkt hatte, auf einer Reiſe durch Bitilevu mit ſieben eingeborenen Chriſten von einem heidniſchen Stamm getödtet und gefreſſen (ev. Miſſ. Mag. 1868, 91; Calv. 3, A. 580). Thakombau zog gegen den Stamm, konnte aber in dem pfadloſen Inneren der Inſel wenig ausrichten.

Dieſe Wirren ſuchten andere zu nutzen. In Melbourne bildete ſich eine Geſellſchaft, welche ihm für 200,000 Akres — ſie glaubten alſo doch, ſoviel bekommen zu können — jene Schuld zu bezahlen verſprachen und Thakombau ging (1868) darauf ein. Nun aber entſtand ein ähnlicher Wirrwar wie zu Neuſeeland; denn nun erhoben ſich Klagen und Gegenklagen um dieſe Ländereien, eine Maſſe Beſchwerden wegen Beeinträchtigung, und überall verlangte man von Thakombau Beſtrafung, Zurechtbringung der Eingeborenen, Beſchränkung ihrer Anſprüche, Löſung der ganzen Verwirrung — jetzt galt er auf einmal als König über den ganzen Archipel, an den man ſich halten wollte. Und ſo geſchah ihm wieder aufs Neue ſchweres Unrecht (Calv. 3. A. 581-2). — Indeß haben ſich inſofern die Angelegenheiten zu ſeinen Gunſten gewandt, als 1869 eine Commiſſion von Amerika erſchien unter Capitän Truxtun, welche zunächſt dem König eine anſtändige Behandlung zuſicherte und anerkannte, daß die Forderungen Williams und Boutwells ganz ungerechtfertigt waren. Durch die Einmiſchung jener „polyneſiſchen Compagnie“ aber war die Sache ſo ſchwierig und verwickelt, daß auch Truxtun ſie nicht zu Ende führen konnte (Will. u. Calv. 3. A. 583-5). Die Zahl der Weißen wächſt immer mehr; ſie ſoll ſchon 4000 überſteigen (Globus 18, 367) und weil ein ſicheres Regiment freilich nöthig war, ſo haben dieſelben — eine Beſitznahme durch Deutſchland, welche man in Sydney fürchtete (Globus 18, 48), trat nicht ein — im vorigen Jahr Amerika um Uebernahme der Fidſchiinſeln gebeten, und Amerika hat die Inſeln in Beſitz genommen — allerdings nicht durch einen Vertrag von Waitangi.

Gerade Amerika hat ſchweres Unrecht hier gut zu machen, wir wollen hoffen, daß es geſchieht. Wenn ſtrenge und unparteiiſche Juſtiz geübt wird, wenn die Weißen ſich dazu hergeben, die Miſſionäre

in ihrer Erziehung des Volkes zu unterstützen, wenn sie sich bemühen, die Eingeborenen, die sich stets als sehr fähig bewiesen haben, heranzuziehen, dann geht Fidschi einer guten Zukunft entgegen. Das Volk ist lebenskräftig. Das hat es schon dadurch bewiesen, daß es so rasch und zum Theil so innig die christliche Religion sich angeeignet hat, und der günstige Stand der Mission, wie ihn Calvert (3. A. 559 f.) schildert, erweckt allerdings die besten Hoffnungen. Ein Institut zur Ausbildung eingeborener Lehrer und Missionäre ist im blühendsten Zustand, Schulen gibt es überall, eine Menge Druckschriften und Bibeln sind in den Händen des Volkes, die rohen Sitten hören auf, das Christenthum breitet sich immer mehr aus; die Katholiken (eb. 568) haben nirgends Einfluß gewinnen können. Die Hauptgefahr liegt im Benehmen der Weißen, welche so häufig ein so ganz sittenloses Leben führen und sich um das Wohl und Wehe der Eingeborenen gar nicht kümmern. Die größten Wohlthäter der letzteren sind die Missionäre und ihre Wirksamkeit kann nicht hoch genug gestellt werden. Es ist nicht wahr (Seemann 42 u. sonst), daß sie blos um das Christenthum, nicht um die Civilisation sich bemühen, wie Gräffe*) (Ausl. 1868) behauptet. Sie haben vor allen Dingen Cultur nach Fidschi gebracht, denn sie taufen nicht eher, als bis sie überzeugt sind, daß der Täufling auch die Lehre gefaßt hat. Was Fidschi jetzt gutes besitzt, verdankt es ihnen, die Hoffnungen der Inseln beruhen auf ihnen. Zu ihrer Unterstützung muß also möglichst viel und weit mehr geschehen, als bisher.

---

*) Daß ein Mann wie Gräffe von der „gedankenlosen" engl. Mission sprechen kann, ist uns unbegreiflich. Wir verdanken ihr über den Ocean sowohl sprachlich wie ethnologisch entschieden die besten und genauesten vielfach geradezu musterhafte Werke. Namen wie Ellis, Turner, die beiden Williams, Calvert, Lawry beweisen das. Und wie falsch die Behauptung ist, sie brächten nur Christenthum, keine Civilisation, das zeigt schon die Einrichtung der melanesischen Missionsanstalt, einer wahren Musteranstalt, wie sie ev. Miss. Mag. 1869, 356 f. geschildert ist. Man braucht keineswegs in Allem derselben Ansicht mit jenen so hoch verdienten Männern zu sein, um doch ihre Verdienste, ihre Klugheit und Ausdauer anzuerkennen, um doch sich Alles aus ihrer in seine Sprache zu übersetzen, um doch zuzugestehen, daß auch ihre Ansichten gerade für Unbekehrte äußerst zweckmäßig und im hohen Grade bildend sind.

Daß es der Mühe werth ist, sich um die Fidschi zu bemühen, t schon allein Thakombaus Beispiel. Wohl hat Calvert recht, nen wunderbaren Mann zu nennen (3. A. 569 vergl. See- n 72 f.). Er, der in seiner Jugend noch Kannibale war, was : alles ertragen müssen und ist dennoch nicht irre geworden am enthum und an der Cultur, deren Träger ihm soviel Unheil zuge- aben. Seine Verschlagenheit und Tapferkeit hat er in seinen Krie- ewiesen; und Klugheit und Consequenz zeigte er in seinem Stre- nach Alleinherrschaft. Nach dem Zeugniß auch seiner Gegner ngt er alle übrigen Häuptlinge bei weitem und verdient wohl, Finau, Pomare und Tamehameha genannt zu werden, nur daß ungleich schwierigeren Verhältnissen stand, denen er nicht gewach- in konnte. Auch seinen Sohn schildert Seemann als einen tüch- und begabten Menschen (122). Die Leichtigkeit ferner, mit der lle Fidschi das äußerliche der Cultur angeeignet haben, verdient Anerkennung.

Sollte aber die Bahn der Gewaltthätigkeiten, wie sie auch hier Gewinnsucht und Roheit betreten ist, auch ferner nicht verlassen n, dann sind freilich die Fidschi trotz ihrer Begabung verloren. : das Christenthum schützt nicht gegen die Boutwells. Man t so häufig vom Walten Gottes in der Geschichte: und doch zeigt : den seltensten Fällen etwas anderes, als daß der Stärkere aufs htsloseste den Schwächeren vertilgt. Wir hoffen, daß diese bittre jrung nicht auch im Fidschiarchipel sich bestätigen wird; dafür die Umsicht und Würde der amerikanischen Regierung. Und so ießen wir diese Darstellung mit den Worten Pattesons (ev. Mag. 1869, 363): „wenn uncivilisirte Völker mit civilisirten erührung kommen, müssen sie sich entweder zu hoffnungsloser ordnung verdammt fühlen oder sie müssen dem Zustand der Un- heit und des Lasters, worin sie versunken sind, entrissen werden Entwickelung aller ihnen von Gott verliehenen Kräfte, deren auch sie unter seinem Segen zum vollen Genuß all der Güter igt, die sich unter dem Namen Christenthum und Civilisation zu- enfassen lassen." Jeder kann sich diese Worte in seine Sprache zen. Aber nur wenn man sie beherzigt, wird man, Missionär Ansiedler, den Eingeborenen gerecht.

Auſtralien und Tasmanien.

Zu den Eingeborenen von Neuholland gehören auch die zerſtreuten und keineswegs feſten Bewohner der kleinen Inſeln, welche den Continent umgeben und von denen nur die Inſeln des Prinzen von Wales in der Torresſtraße zu nennen ſind, weil ihre Bevölkerung, die Kowrarega, die äußerſten Poſten der Neuholländer nach Norden bilden und in unmittelbarer Berührung mit den Papuas der Torresſtraße ſtehen (Macgillivr. 2, 2 f.). Alle dieſe Völker ſind, trotz der verhältnißmäßigen Größe des Raumes, über den ſie zerſtreut ſind, einander ſo nahe verwandt, daß man ſie für einen Stamm anſehen muß.

Dies geht zunächſt aus den Sprachen hervor, welche alle, ſoweit wir ſie bis jetzt kennen, gleiches Baues ſind und alſo auf eine Grundſprache zurückgehen, welche aber in zahlreiche Einzelſprachen ſich aufgelöſt hat (Grey 2, 207; Hale 106; 479; Wilkes 2, 264; Macgillivr. 2, 79; Teichelmann u. Schürm. VI.). Wie viel Sprachgruppen ſich vorfinden, läßt ſich noch nicht ſagen, im Süden des Landes beſtehen nach Grey und Bleek (II, 1, 1-20) ſieben, welche alle wieder in eine Menge einzelner Dialekte zerfallen, da jeder allein wandernde Stamm ſeine eigene Sprache hat. Einzelne dieſer Sprachen haben auch größere Ausdehnung, wie denn eine von Moretonbai bis zum Hawkesburyfluß (Dawſon 336), eine von König Georgs Sund bis zur Haifiſchbai und dem Gaskognefluß geſprochen (Grey 1, 365; Gr. u. Bleek II, 1, 6; King a. 2, 636) und auch noch tief im Inneren gefunden wird (Kennedy J. R. G. S. 22, 229). Dieſelbe Sprache mit nur mundartlichen Veränderungen findet ſich auch um Adelaide, und die Eingeborenen von Murray und Murumbidge verſtanden ſich mit denen von König Georgs Sund, wie zugleich die Sprachen vom Hunter und Macquarie wurzelhaft verwandt ſind (Grey 2, 211 f.). Das fernere Sprachen viele Verſchiedenheiten zeigen, kann nicht wundern: Grey begründet dieſe Erſcheinung ſehr richtig in dem blos mündlichen Leben dieſer Sprache, in der fehlenden Verbindung der Völker, der gänzlich anderen Natur. Allein auch die oft große Verſchiedenheit benachbarter Sprachen (Nind 1, 47; Eyre 2, 393) ſowie das ſcheinbar unbegreifliche Verſtändniß

ſelben durch Andersredende klärt Grey zum Theil wenigſtens auf.
gibt, ſagt er 2, 208, eine Menge Synonyma in den auſtraliſchen
rachen und von dieſen braucht häufig der eine Stamm den einen
andere den anderen Ausdruck, obwohl beide Stämme beide ver-
en. Ferner haben die Eingeborenen für jeden kleinſten Theil des
ſchlichen Körpers eine beſtimmte Bezeichnung, und ſo konnte es kom-
, daß wenn Reiſende nach demſelben Glied fragten, ſie verſchiedene
nen ſeiner Theile hörten und ſich auf dieſe Weiſe Irrthümer ein-
ichen. Höchſt auffallend iſt (Rind J. R. G. S. 1, 47; Eyre 2,
3), daß oft fernere Sprachen einander, was den Wortſchatz betrifft,
er verwandt ſcheinen (Eyre 2, 343) als Sprachen von Nachbar-
ern. So ſind z. B. die zehn Dialekte des Victorialandes, welche
vocabulary bietet, ſehr verſchieden von einander und doch, was
) den Wortverzeichniſſen ganz unmöglich ſcheint, verſtanden die Um-
ner des Berges Zero die Sprache um den Bogaſee (ev. Miſſ.
g. 1860, 276). Und nicht nur in Sprache, auch in Sitten unter-
den ſich nähere Stämme oft viel mehr als fernere (Grey 2, 209).
h die Sprachen der Nordküſte ſind zahlreich, am Cap York herr-
n allein fünf, welche indeß einander näher zu ſtehen ſcheinen
acgill. 2, 278), auf der Halbinſel Koburg vier (eb. 1, 145).
e genauere Durchforſchung aber würde auch wurzelhaft die einzelnen
achen des Continents mehr oder weniger verwandt finden, wofür
atham bei Macgillivr. 2, 330 f. ſchon einzelne Beweiſe gege-
hat. Dabei hat man aber (Mitchell three exped. 2, 335) die
erkung gemacht, daß die Verwandtſchaft von Weſten nach Oſten
ſtärker ſei, als von Norden nach Süden. Doch beſteht auch
re ganz unzweifelhaft (z. B. Latham a. a. O. Macgill. 1,
).

Auch die Sitten gleichen nach Eyre (2, 393) mehr von Weſten
Oſten, als von Norden nach Süden; nach Grey ſteht indeß der
ten dem Süden ſehr nahe, dem Oſten ferner. Da nun auch außer
den Sitten die Eingeborenen des ganzen Continentes auch körper-
einander nahe ſtehen, ſo fällt die Annahme Hombrons (d'Ur-
le b. Zool. 307-320) in ſich zuſammen, daß es in Neuholland
er mehrere Spezies (espèces) von Menſchen gäbe, für die er ſo-
r beſondere Schöpfungscentren anzunehmen ſcheint.

Von Wanderungen dieſer Stämme weiß man ſo gut wie nichts,

denn wenn Eyre (2, 405) aus der Aehnlichkeit und Verſchiedenheit einzelner Sitten ſchließt, daß die Nordküſte zuerſt bevölkert war und ſich drei große Wanderzüge nach Südweſten, Süden und Oſten wendeten, ſo hat ſchon Stokes (2, 10) die Schwäche dieſes Beweiſes nachgewieſen, der auch durch ſeine ſchematiſche Gliederung Verdacht erregt. Sicherer ſcheint die Annahme Mitchells (Journal 303), daß die Stämme vom Narran nordwärts gezogen ſind, wie aus den Ortsnamen hervorgeht. Allein auch dieſer Schluß iſt nicht allzu ſicher, denn die Eigennamen der Art weſtlich bei Port Philipp können Appellativa ſein, welche den verwandten Sprachen gemeinſchaftlich angehören. Doch ſcheint es freilich, als ob die Bewohner des Nordens die urſprünglichſten ſeien, denn ſie ſind wie die gebildetſten, ſo auch körperlich und geiſtig am beſten entwickelt, ſie die allein ſeßhaften und jedenfalls iſt die Annahme leichter und naturgemäßer, daß die übrigen Eingeborenen bei ihren ewigen Wanderzügen verkommen ſind, als daß jene durch das bequemere Land fixirt ſich gehoben hätten. Dies ewige Umherziehen aber macht gerade Unterſuchungen über den urſprünglichen Wanderungsweg der Bevölkerung bis zur Unentſcheidbarkeit ſchwierig.

Hale hat es verſucht (107), eine **phyſiſche Beſchreibung**, welche auf alle Neuholländer paſſen ſoll, zu entwerfen. Nach ihm ſind ſie von mittlerem Wuchſe, nur ſelten über 6′ und unter 5′ groß; ſchlank, mit langen Armen und Beinen, manche Stämme wohlgenährt und nicht häßlich, die Mehrzahl aber äußerſt mager, mit vorſtehendem Bauch. Ihre Geſichtsbildung ſteht zwiſchen Negern und Malaien. Die Stirn iſt ſchmal, bisweilen zurücklaufend, oft hoch und vorſpringend, die Augen klein, ſchwarz, tiefliegend; die Naſe oben eingedrückt, unten breit aber adlerförmig, Backenknochen und Kiefern vorſpringend, bei zurückweichendem Kinn; der Mund groß mit dicken Lippen und ſtarken guten Zähnen. Der Schädel iſt ſehr lang gezogen und ungewöhnlich dick, er ruht auf einem kurzen, kleinen Nacken. Das Haar, lang, fein, aber wollig, iſt durch Mangel an Pflege häufig wie verfilzt; es iſt oft glänzend ſchwarz, häufiger jedoch tiefbraun. Die Körperbehaarung iſt reichlich, der Bartwuchs ſtark. Die Hautfarbe iſt dunkelchokoladenbraun bis röthlich ſchwarz oder aber heller. Wir werden, um über dieſe Schilderung urtheilen zu können die Eingeborenen im Einzelnen betrachten müſſen, und beginnen da im Nordweſten.

Dort fand Grey ſtarke ſchlanke athletiſche Menſchen, mit gut entwickelten kräftigen Extremitäten (1, 145; 252), welche (nach Usborne Naut. Mag. 1840; Grey 1, 253) lang und verhältnißmäßig etwas dünn waren. Die Größe beträgt nach ihm, während Gregory auf ſeiner Reiſe in Nordweſtauſtralien oft Menſchen von 6′ 2—3″ fand (J. R. G. S. 32, 429) 5′ 6—9″, auf breiten Schultern ſitzt ein großer Kopf mit überhängenden Brauen. Genau ſo ſchildert ſie Dampier (2, 521 f.), der ſie 1688 ſah, und fügt hinzu, daß ihre Stirne rund, ihre Naſe, ihre Lippen dick, ihr Mund groß, ihre Augen wegen der ſehr läſtigen Fliegen immer halb geſchloſſen geweſen ſeien. Sie waren bartlos, von langer Geſichtsform, aber äußerſt häßlich; ihr Haar war kurz und wollig kraus, ihre Farbe ſchwarz, und Farbe, Haar und Züge durchaus negerartig. Uebrigens hat Dampier nicht denſelben Stamm geſehen wie Grey, der am Glenelg, Hannoverbai war; denn nach letzterem hatten die Eingeborenen alle Zähne (Usborne bei Grey 1, 253), nach Dampier fehlten ihnen die beiden oberen Schneidezähne (2, 521). Wenn übrigens letzterer ſie die elendeſten Menſchen der Welt nennt, ſo bezieht ſich dies nur auf ihre äußere Lage. Merkwürdig aber iſt es, daß Grey und ebenſo Usborne unter ihnen einzelne Menſchen fanden von heller Kupferfarbe, mit minder langem, minder großem Kopf, mit mäßigen Brauen, mit gut proportionirten Gliedern, welche King für Malaien hält. Und allerdings iſt malaiiſcher Einfluß auf dieſen Küſten nicht zu verkennen. Jene helleren Menſchen waren die Führer (Grey 1, 145; 212 f.; Stokes 1, 211). Uebrigens fand auch J. Martin (284) an der Roebukbai einzelne Individuen unter ihnen von keineswegs hervorragender Stellung, welche mehr melaneſiſch, ja ſogar mehr polyneſiſch ausſahen. Die ganze Bevölkerung hatte nach ihm krauſes, ſpirallockiges Haar, tiefliegende Augen, Naſen, deren Löcher am Grunde ſich verbreiterten, weit nach außen gebogene Jochbogen, ſehr prognathiſche Geſichtsbildung, ſchiefſtehende Zähne, gut geformtes Kinn und ſtarke Bärte, auf welche ſie hohen Werth legen: wem er fehlt, der erſetzt ihn durch aufgeklebtes Opoſſumfell. Die Bewohner der Melvilleinſel ſind etwas kleiner (nur 5′ 4—6″) als die Anwohner des Glenelg, und haben kleine Beine mit großen Füßen; ferner platte breite Köpfe mit niedriger Stirn und ſtark entwickeltem Hinterhaupt, grobes dickes lockiges oder krauſes Haar, kleine tiefliegende Augen, platte kurze Naſe, dicke Lippen, deren obere vorſteht, und ein kleines

Kinn bei überhaupt ſchmalem Untergeſicht (Campbell J. R. G. S. 4, 152). Die Halbinſel Coburg iſt von verſchiedenen Stämmen bewohnt, nach Macgillivray (1, 165) von vieren, die einander ganz ähnlich ſind; dagegen iſt der Yaaleoſtamm auf der Inſel Croker (öſtlich von Coburg) beſonders häßlich und abſtoßend, klein, ſchlecht gewachſen, mit kleinen Augen und ſchmutziger Sklerotika, mit dicken krauſen Bärten und ebenſolchem Haar; auch der Körper iſt reichlich mit krauſem Haar bewachſen, ganz beſonders aber Bruſt und Schultern (Earl J. R. G. S. 16, 240). Umgekehrt haben die Otibi ſüdlich von der Halbinſel Coburg ſchlichtes Seidenhaar, gebogene Augenbrauen, bisweilen ſchiefſtehende Augen und oft — aber nicht immer — findet ſich unter ihnen hellere Haut (eb. 244). Polyneſier haben ſich nach Earls Meinung, wie Grey die Malaien heranzieht und auch auf Melville King einen malaienähnlichen Menſchen ſah (a. 2, 239), dort in Auſtralien niedergelaſſen und die Otibi ſind die Sprößlinge dieſer Miſchung (eb. 244; 248; b. 36). Spricht nun ſchon der ganz unpolyneſiſche Name hiergegen, ſo fanden wir ja polyneſiſch ausſehende Menſchen auch an der Roebukbai und Wanderungen der Polyneſier in dieſe Gegenden ſind wie ganz unnachweislich, ſo höchſt unwahrſcheinlich, und ſo hat denn Earl ſelber ſeine Meinung zurückgezogen (c. 235). Südlich von Port Eſſington findet ſich (Leichhardt 406) meiſt gelocktes Haar, bei lebhafter intelligenter Geſichtsbildung, ebenſo weiter ins Innere hinein (Mitchell three exp. 2, 336), ſowie nach Weſten hin (Stokes 2, 393; 410). Im Port Eſſington ſelber waren die Haare meiſt ſchlicht und lang, ſeltener kraus nach Campbell (J. R. G. S. 171), während d'Urville und ſeine Gelehrten (b. 4, 37; Roquemaurel eb. 254; Demas. eb. 265) es wollig fanden; Hombron eb. 311 nennt es lang und korkzieherartig gewunden. Sonſt zeigte ſich nichts von den Eingeborenen anderer Gegenden weſentlich Abweichendes (Macg. 1, 145). Malaienähnlicher, den Südauſtraliern nicht nahe ſtehend, da ſie weder die breiten Naſen noch den vollen Mund oder die buſchigen Augenbrauen der letzteren beſitzen, ſind auch die Eingeborenen ſüdweſtlich (20° ſüdl. Br.) vom Golf von Carpentaria; ſie ſind muskulös und wohlproportionirt (M'Douall Stuart J. R. G. S. 31, 135). Die ſchwärzlichen Bewohner der Halbinſel York (Macgill. 1, 125) ſind zum Theil magere elende Menſchen (eb. 119), zum Theil aber auch

ſo namentlich die Stämme des Inneren der Halbinſel wie die Yagulles kräftig, gut gewachſen, bis an 6′ hoch, ſchön (Macgill. 2, 1; Carron bei Macgill. 2, 221). Auch die Bewohner der Inſeln des Prinzen von Wales zeichnen ſich vor den Bewohnern des Caps ſelber aus, doch ſind ſie von den Eingeborenen des Südens und Weſtens in nichts unterſchieden (Macgill. 2, 2). So zeichnen ſich auch die Anwohner der Rokinghambai (Oſtküſte 18° ſüdl. Br.) nur durch Stärke und beſſeres Ausſehen aus (Carron eb. 2, 122; 135; Bowen 202); und die von Moretonbai ſtehen zwar über denen, welche bei Sydney zu Hauſe ſind, gleichen ihnen aber z. B. an Geſichtszügen (Breton 214; Field 57). Ihre Beine ſind beſſer entwickelt, die Waden fehlen nicht (Dummore Lang b. 388); daſſelbe gilt von den Eingeborenen an Port Macquarie, welche bis über 6′ hoch werden (Field 32) und von denen einzelne Stämme kupferfarbig ſind (Cunningh. 163).

Die Eingeborenen der Südoſt- und der Südküſte ſind bekannter und häufiger beſchrieben, da ſie mit den Europäern in reichlicherem Verkehr geweſen ſind. Cook und etwas ſpäter Hunter fanden die Anwohner der Botanybai von mittlerer Größe (5′ 6-9″), aber von ſchlankem Wuchs und ſchmächtigen Gliedern, mit angenehmen Geſichtszügen, lebhaften Augen, weder platten vielmehr bisweilen römiſchen (Martin Hiſt. 120) Naſen, noch aufgeworfenen Lippen, doch waren die Naſen breit, die Lippen voll, der Mund groß. Ihr nicht wolliges Haar war bei vielen kraus, bei anderen aber ſtraff, ihre Stimme, zwar wohlklingend und biegſam, von beinahe unmännlicher Feinheit; ihre Haut, welche bei den Weibern öfters heller, ja bisweilen von heller Kupferfarbe war (Philipp Tageb. 202; Hunter 26) erſchien durch Unreinigkeit rußſchwarz (1. Reiſe 3, 170-2; 233; Hunter 19; 25-6; King 314). Sie hatten meiſt kurze lockige und nur zum Theil auch lange Bärte, ja Henderſon (2, 102) ſagt ſogar, daß bei vielen der Bart ſchlecht geweſen ſei oder ganz gefehlt habe; und trotz ihrer Schmächtigkeit waren ſie ſtark und geſund (Hunter 27; Tench 151; 167). Turnbull (33) freilich nennt ſie äußerſt mager; was aber nur auf verkommene Individuen, nicht auf die Durchſchnittsmenge paßt. Männer und Weiber, welche letztere dicker als die Männer und gleichfalls gut gewachſen ſind, waren oft von hübſchen Geſichtszügen (Hunter 23; 26; Cunningh. 183). Als Cu-

rioſum ſei bemerkt, daß ein Eingeborener, der 1835 und 1854 Mitchell an den Boganfluß begleitete, den Büſten, die man von Sokrates hat, durchaus ähnlich ſah (Howitt b. 2, 94). Wenn King (316) ſagt, daß ſie nur vier Farben, roth, grün, weiß, ſchwarz unterſchieden hätten, ſo beruht dies nicht auf einem phyſiſchen, ſondern nur auf einem ſprachlichen Mangel dieſer Völker, welche blau und gelb ſprachlich nicht von grün und roth abſonderten. Ihre Ausdünſtung hat einen höchſt unangenehmen Geruch, welche die Rinder, die ihn weit wittern, in Unruhe verſetzt (Cunningh. 176). In der Hautfarbe wechſeln ſie ſehr: es gibt Individuen, welche geradezu malaiiſch gefärbt ſind und röthliches Haar haben (Montg. Martin 124) und nach Collins (1798) ſchwankt die Farbe von kupferig bis negerſchwarz (554; ähnl. Henderſon 1, 102). Die Glieder (Arme und Beine) ſind hier öfters unverhältnißmäßig lang, wie Peron (2, 309) an einem Stamm in den Wäldern um den Hawkesbury bemerkte, und Collins ſah einen Mann, der für einen Orang Utang hätte gelten können, denn er war über und über behaart und hatte bei ungewöhnlich langen Armen einen nicht ganz aufrechten Gang (559). Die tibia iſt bei vielen Individuen in Neu-Süd-Wales oft nach vorn gebogen, als ob auch vorn eine Wade ſäße, der Fuß groß und plump (Henderſon 1, 102), dabei platt mit etwas vorſtehender Ferſe (Strzelecki*) 335). Die Fußſpur der Eingeborenen iſt bezeichnet durch kleine Ferſe, breiten Fuß, kurzen Zehen und einwärts gerichteten Gang (Bennett 1, 296). Von Einzelnheiten iſt noch hinzuzufügen, daß die Sklerotica gelb iſt (Henderſon 1, 102), die Conjunktiva gelb gefleckt, die Iris braun, das obere Augenlid herabhängend, ihr Kopf verhältnißmäßig klein iſt (Strzelecki 335). Wenn Strzelecki ihr Haar als bisweilen wollig bezeichnet, ſo iſt damit nur ein ſtarker Grad von Kräuſelung gemeint.

Die Bewohner von Südoſtauſtralien (Viktoria) ſind meiſt kleiner als die Europäer (Angas 1, 78), 5—6′, die Weiber jedoch nur 4′ 10″—5′ 7″ groß, von geraden Gliedern, und robuſt, bisweilen herkuliſch (Stanbridge Transact. Ethnol. Soc. of London N. Series

*) Strzelecki faßt zwar in ſeiner Schilderung die Eingeborenen von Neuſüdwales und Tasmanien zuſammen; allein da ſie 1845 geſchrieben iſt, ſo kann ſie nur auf erſtere Bezug haben.

1, 287). Ihre Haut iſt nach Angas (1, 19) purpurkupferfarbig, nach Stanbridge olivenbraun, in der Jugend aber heller. Ihr Haar iſt leicht gekräuſelt, ausnahmsweiſe auch wollig kraus, doch fand es Peron (1, 432) am Weſternport lang und glatt, ihr Bartwuchs iſt ſtark, die Stirn iſt hoch und weil die Augenbrauen ſtark vorſtehen, ſcheinbar zurückfliehend, die Augen ſind groß und ſchwarz (Stanbridge eb.), nach Angas jedoch nußbraun, daß Weiße gelblich, das ganze Auge wie roth unterlaufen. Der Zwiſchenraum zwiſchen den Augen iſt nur gering, die Naſe breit, niedergedrückt, dicklich, bisweilen aufgeſtülpt, bisweilen gerad. Der Mund iſt ſehr groß, die Lippen, namentlich die obere, dick (Clutterbuck 48), ja letztere geradezu überhängend (Nov. 3, 71; Hombron bei d'Urv. b. Zool. 1, 313), die Kiefern viereckig — welche letzteren beiden Eigenſchaften, da ſie bei den Fiſcheſſern am Coorong fehlen, Stanbridge für eine Folge des ſteten Zerreißens feſter Speiſe mit den Zähnen hält.

Eine ſehr genaue Schilderung der Eingeborenen des Vincentgolfes und der Umgegend von Adelaide verdanken wir Koelern (Monatsber. der geogr. Geſellſch. zu Berlin 3, 44 f.). Nach ihm ſtehen ſie im Vergleich mit anderen Auſtraliern ſehr tief, ſind meiſt klein — große Leute gehören zu den Ausnahmen —, ihre Hautfarbe iſt wie die mancher Affen bräunlichſchwarz, bei der Geburt jedoch und in der erſten Jugend ein ſchmutziges Gelb. Ihr Haar iſt ſchwarz, die Behaarung des Körpers jedoch ſehr ſtark, ſelbſt das braungefärbte Flaumhaar der Kinder ſo reichlich und ſo lang, daß die Haut fünf- bis ſechsjähriger Jungen ein fellartiges Ausſehen gewinnt; bei Männern iſt es namentlich an Rücken, Bruſt und Oberſchenkeln ſehr ſtark, ebenſo der Bartwuchs, der indeß durch Ausreißen oft verkümmert wird, während das Haupthaar nie ſehr lang, auch bei Frauen nur bis auf die Schulter wächſt. Es iſt oft gekräuſelt, meiſt ſtruppig abſtehend, nie wollig. Die Augen ſind tiefliegend, unter buſchigen Brauen und hervortretenden Stirnknochen, daß Weiße iſt gelb, röthlich unterlaufen, der Blick lebhaft aber unſtät. Die Naſe iſt breit und flach, der Mund groß mit ſchönen Zähnen, unter denen namentlich die Eckzähne breit ſind. Die Backenknochen, die Kiefern ſpringen vor, der Geſichtswinkel iſt nicht ganz gering, die Stirn aber niedrig. Doch iſt ihr Geſicht meiſt äußerſt häßlich, der Ausdruck meiſt wild, heimtückiſch, ſtumpf, doch bisweilen auch ſtolz und kühn, bei Kindern oft freundlich. Der

Hals ist sehr kurz, der Brustkasten der Männer stark gewölbt, Arm und Beine sehr muskulös, bis auf die Waden, welche dünn sind, unverhältnißmäßig lang, Hände und Füße aber sehr klein; die Sohlenhaut ist borkenartig verdickt, die Zehen sehr gelenk, auch zum Greifen brauchbar. Die Weiber sind mager, mit hängenden Brüsten, und etwas mehr zurückstehenden Genitalien, daher die Männer, was übrigens bei den meisten Australiern Sitte ist, die Begattung von hinten vollziehen. Dicke Bäuche haben beide Geschlechter. Auch hier findet man die scharfe Hautausdünstung, wegen welcher die Eingeborenen sogar von den Haien verschont werden sollen (Köler eb. neue F. 1, 65). Die Eingeborenen von Port Linkoln (Westk. des Spencergolfs) unterscheiden sich in nichts Wesentlichem, als daß die Muskulatur der Arme und Beine elend ist; die Männer haben eine gewisse Anmuth und Sicherheit, welche den Weibern fehlt, deren Arme und Beine von ganz besonderer Dünne sind (Wilhelmi 3-4). Die Stämme im Inneren, am Murray sind größer und oft schön gewachsen (eb.; Goyder bei Peterm. 1863, 301), doch sind nur am oberen Strom die Waden gut (Eyre 2, 207), die Muskulatur meist schwach, der Bauch vorstehend (Sturt 2, 77). Sturt fand einen Stamm im Inneren mit vielen Männern, die über 6′ groß waren (2, 77), ebenso Mitchell (Journal 269) und Dawson, der (339) sagt, daß die Statur von 5′—6′ 3″ wechsele. Die Farbe ist sehr verschieden: Mitchell (three exp. 2, 37), fand einzelne glänzend-kupferfarbige Menschen am Lachlan, Sturt (1, 135) eben solche in der Nähe des Darling, Dawson noch mehr im Osten (131); Jäger und Spieseke (ev. Miss. Mag. 1860, 257) am Bogasee und neugeborene Kinder sind hier stets hellkupferfarbig (Dawson 337). Doch gibt es hier auch pechschwarze Leute (Sturt 1, 368) und die Farbe schwankt zwischen diesen Extremen (Mitchell three exp. 1, 211). Viele Individuen hatten schlichtes braunes Haar, andere bei hinduähnlichen Zügen, die Gesichtsbildung wie die Form der Nasen (eb. 1, 268; Dawson 339) ist eine sehr verschiedene — wollig gekräuseltes (Mitchell eb. 1, 211; Dawson 337); die Farbe desselben war am Murray bisweilen röthlich (Mitchell eb. 2, 108). Die Stirne war zurückfliehend, mit großem sinus frontalis (Sturt 2, 135), bisweilen ganz europäisch (Dawson 339).

Groß, mager, ſehr hurtig ſind (nach Peron 2, 251) die Bewohner der großen auſtraliſchen Bucht; ſie hatten langes krauſes Haar, ſchwarze Brauen und die Aelteſten (40—50 Jahre), welche Peron ſah, auch langen ſchwarzen Bart. Ihre Naſe war kurz, an der Wurzel eingedrückt, auch die Augen tiefliegend, der Mund groß und voll, die Zähne gut, die Schleimhäute der Rachenhöhle ſchwarz. Am König Georgs Sund haben die Eingeborenen auffallend hellgefärbtes Zahnfleiſch (d'Urv. a Zoolog. par Quoy et Gaimard 43), ziemlich große Köpfe, breites Geſicht, vorſpringende Augenknochen, tiefliegende Augen mit gelblicher Sklerotika, krauſes, nicht wolliges Haar (Quoy. u. Gaim. bei d'Urv. a. 1, 193). Schiefgeſtellte Augen, welche eb. Zool. 42 angegeben werden, ſind von keinem Reiſenden ſonſt erwähnt und dieſer Bericht alſo wohl irrthümlich. Die Ohren ſind mittelgroß (eb. 43), der Mund dick und breit, die Zähne unverhältnißmäßig vorſpringend, die Stirn zurückfliehend flach, die Arme mager und kräftig, die Beine aber formlos dünn; die Hautfarbe iſt kohlſchwarz (Browne 445). Die Weiber ſind klein, mager und verkommen (eb. 450). Die Bevölkerung zerfällt in vier Stämme, welche — bei gleicher Sprache — ſtreng geſchieden und daher leicht zu unterſcheiden ſind. Der Murrayſtamm (weſtlich von Albany) iſt klein, aber ſtark und beherzt, die Weal weiter im Innern ſchöner kräftiger und intelligenter, die Cockatu meiſt lange breitknochige Leute mit hoher Stirn und Adlernaſe; klein und elend die Kickannup, die wohl nur ein Seitenzweig der Weal ſind (Browne 443-5). Alle ſind auf ihre Bärte ſehr eitel und Niemand unter ihnen darf heirathen oder Emus jagen, der nicht einen Bart hat (eb. 450) — wenn dies nicht ſo zu erklären iſt, daß nur ſchon völlig und längſt Erwachſenen beides zuſteht. Sie ſind ein intereſſantes Beiſpiel, wie nahe verwandte Stämme durch verſchiedene Lebensart auch phyſiſch von einander abweichen. Die Murray leben hauptſächlich von Fiſchen, wenig von Fleiſch; die kräftigeren Weal haben reichliche Fleiſchnahrung, die Kickannup, da ſie dicht bei Albany leben, die elendeſten Nahrungsmittel (Browne 446). Salvado, welcher behauptet (304), von Georgs Sund bis Perth herrſche faſt dieſelbe Sprache, ſagt, daß die Anwohner dieſer Gegenden braun (bei der Geburt hellkupferfarbig) und blondes, glattes Haar unter ihnen häufig (310, 277) ſei. Peron ſah am Cap Naturaliſte dieſelbe Hautfarbe (d. Ueb. 1, 74)

und ein Individuum mit rothem Haupt- und Barthaar (eb. 1, 95), während „rothbärtig“ in Neuſüdwales als Schimpfwort gilt (Teichelm. und Schürm. 41). Die Weiber hier waren äußerſt häßlich, mit Brüſten, die bis auf die Schenkel hingen (Peron 1, 86). Mehr nach Norden ſah Peron mittelgroße, mattſchwarze Leute, nicht ſchön noch fleiſchig, mit langem ſchwarzen Bart und kurzem ſtarkem glattem Haar (1, 98). Die Stirn iſt hier gut entwickelt (Buckton 93). Freycinets (1, 480 f.) Schilderung der Anwohner der Haifiſchbai iſt ſehr ähnlich: die Arme, namentlich aber die Beine waren ſchwach, die Schultern ſchmal, der Kopf dick, die Züge aber nicht ſo breit als die der ſchwarzen Bewohner Madagaskars; der Mund groß mit ſchönen Zähnen, die Augen lebhaft, das Haar lang, ſchwarz, leicht gekräuſelt, der Bart lang und ſpitz. Die einzige Frau, welche Freycinet ſah, zeigte den ſtarken vortretenden Bauch, der ſich öfters in Neuholland findet.

Der Schädel der Auſtralier zeichnet ſich aus durch ganz beſondere Stärke ſeiner Knochen, welche in Neuſüdwales faſt noch einmal ſo dick als europäiſche Schädel gefunden wurden (Majoribanks 83; Adelaide Köler 46). Dünner ſind die Schädel im Norden (J. Martin 284). Der Schädelform nach gehören ſie zu den Langköpfen (Retzius in Müllers Arch. 1845, 88). Doch iſt zugleich der Scheitel ſehr erhoben (Sandifort II.; Gratul. ſchr. 69) und Welcker ſtellt ſie daher zu den Hypſiſtenocephalen (S. 159); die Schädelhöhle iſt klein (Grat. ſchr. 62). Doch behauptet Strelecki (N. S. Wales), daß der Schädel im Einzelnen durchaus keine beſtimmten Abweichungen des Baues gegenüber den europäiſchen Schädeln zeigte (335). Uebrigens werden die Schädel vielfach auch geformt. In Neuſüdwales legt man neugeborene Kinder rücklings auf die Erde und drückt die Stirn derſelben einmal zuſammen (Bennett 1, 129), welche Sitte allerdings nicht allgemein iſt (Dawſon 339). Am Kap York drückt man Stirn und Hinterhaupt mit der Hand flach (Macgill. 2, 12, 1, 189). Auch die Naſe wird den Kindern bis nahe an der Wurzel eingedrückt (Wilkes 2, 185). Merkwürdig iſt, daß nach Owen (Odontography 1, 144; Gratul. ſchr. 78) die Weisheitszähne der Auſtralier dreiwurzelig ſind, während ſie bei Europäern nur zwei Wurzeln haben. Die Backzähne der Neuholländer ſind ſehr groß, der Zahnbogen iſt bei ihnen, den Malaien und Negern verlängert wie beim

Affen, ſo daß die Zähne in zwei Parallelreihen ſtehen. Der Kiefer bildet dann oft ein längliches Viereck, indem auch die Schneidezähne in einer geraden Linie ſtehen; was ſich außer in Neuholland auch an Neger- und Maduresenſchädel findet (eb.). Der Unterkiefer ſteht vor, bei dennoch zurückgezogenem Kinn (Jukes 2, 237; Grant 115 f.).

Faſt im ganzen Continent finden ſich die zu ſchlanken Arme, Beine und oft auch Hüften (Jukes 2, 237), während der Bauch häufig vortritt; doch beſchränkt Haßkarl dies auf die Kinder (72). Die Muskulatur iſt meiſt nicht ſehr ſtark; doch iſt ſie geſchmeidig und elaſtiſch und daher kommt eine erſtaunliche Biegſamkeit der Glieder, ſo daß ſie zum Ausruhen oft die ſonderbarſten und für uns beſchwerlichſten Poſituren annehmen (Jukes 1, 61). Oft haben ſie eine faſt affenartige Beweglichkeit (Earl J. R. G. S. XVI, 245) und Tench (173) ſah, wie einer, der ſeinen Speer ausbeſſerte, ſeine Fußſohle dazu als Arbeitstiſch benutzte! Ueberall ferner iſt es ihnen ein ganz leichtes, fliegenden Speeren durch eine faſt unmerkliche Wendung auszuweichen (z. B. Browne 454). Doch entwickeln ſich die Glieder beſſer bei reichlicher Nahrung und beſſer genährte Individuen zeigen die dünnen Beine nicht (Freycinet 2, 708; d'Urville a Zool. par Quoy. et Gaimard 41).

Kopf und Geſichtsbildung zeigen zwar ſehr bedeutende Unterſchiede (Colon. Intelligencer 1847, 42, nach Dredge), allein es laſſen ſich doch auch eine Menge gleiche Züge zuſammenſtellen, ſo daß die Stammeseinheit, welche wir annahmen, durchaus nicht zu bezweifeln iſt. Die Stirn iſt meiſt klein, aber hoch anſteigend (Wilkes 2, 185), die Augen ſind, da die Brauenbogen vorſpringen, tiefliegend, die Naſenwurzel dadurch eingedrückt, die Naſe an der Spitze, mag ihre Form nun ſein wie ſie will, voll, der Mund groß, die Lippen dick, die Oberlippe öfters vorhängend, das Kinn dagegen unbedeutend. Der Hals iſt meiſt dick und kurz, das Haar aber verſchieden, bisweilen ſchlicht oder nur leicht gekräuſelt, meiſt aber wollig kraus (Wilkes 2, 185; Hodgſon 228), und ſehr dicht, ſo daß kahlköpfige ſehr ſelten ſind (Haßkarl 74), meiſt ſchwarz oder doch ſehr dunkelbraun gefärbt, bisweilen aber auch zum Blonden ſich neigend. Der Bart, welcher öfters (Wilhelmi 7; Freyc. 1, 481) ſpitz wächſt, und das Körperhaar ſind reichlich, letzteres nicht ſelten überreich entwickelt. Daß die Größe ſchwankt, iſt bei der ſehr verſchiedenartigen Ernährung nicht

eben auffallend: allein höchst beachtenswerth ist der Unterschied der Hautfarbe, welche von Mattschwarz, der freilich vorherrschenden Farbe, oft bis ins Kupferrothe sich lichtet, ja es gibt einzelne ganz kupferrothe Männer, und Kinder sind immer hell und kupferfarbig. Und diese Stämme wohnen im Innern, so daß an Einmischung polynesisches Blutes nicht zu denken ist. Aber soviel leuchtet aus der Schilderung, die wir gegeben haben, deutlich ein, daß die Neuholländer leiblich in vieler Beziehung den Polynesiern nahe stehen.

Ein Alter von 70—80 Jahren ist häufig (Eyre 2, 377; Grey 2, 246) und Sturt sah öfters sehr alte Männer mit schneeweißem Haar. Zwar ist ihre Muskelkraft nicht allzu groß; im Speerwerfen standen am Schwanenfluß die Eingeborenen einem Engländer nach (Stokes 1, 230) und manche junge Ansiedler am Murray übertrafen sie im Jagen, Fischen, Speerwerfen und anderen Uebungen (Sturt 2, 279). Auch ihre Märsche sind selten anstrengend (Wilh. 17), was indes auch Folge ihrer Faulheit sein kann. Allein die Schärfe ihrer Sinne ist ganz außerordentlich und hierin übertreffen sie die Europäer weit. Auch schwimmen und tauchen sie gut, selbst Weiber und Kinder (Phil. Tageb. 233; Carron bei Macgill. 2, 240, 252; Melvilleinsel Campbell J. R. G. S. 4. 153; Browne 452).

Von Krankheiten herrscht namentlich ein Augenleiden vor, welches im Süden des Kontinentes (Köler 54 f.) durch den vegetationslosen Boden, den argen Staub, durch Insecten und die Hitze hervorgerufen wird. Auch im Norden ist diese Krankheit häufig (Macgill. 1, 119, 149) und die lang herab hängenden Augenlider, deren wir Erwähnung thaten, stehen gewiß damit im Zusammenhang. Hautkrankheiten (Lepra Freycin. 2, 719; krätzenartige sehr verbreitete Krankheit Philipp Tageb. 267), Geschwüre u. dgl. sind ebenfalls häufig, wie auch Kopfweh und Aehnliches erwähnt wird; doch ist ihre Heilkraft eine sehr große (eb.) und im Allgemeinen waren sie sehr gesund. Die Krankheiten, welche sie so arg dahinraffen, sind ihnen von den Europäern gebracht, welche auch die Syphilis über den ganzen Kontinent verbreitet haben.

Die Bewohner Tasmaniens waren meist mittelgroß und nur einzelne Individuen größer (Nixon 25; Labill. 2, 176), schlank, mit starkem Körper aber verhältnißmäßig dünnen Extremitäten und

ſtets kleinen Füßen, wohlgeſtaltet, nur daß der Unterleib zu ſtark vortritt (Cook 3. R. 1, 102; Anderſon eb. 121 f. Labill. 2, 72; Peron d. Ueberſ. 1, 267, 334 f.). Sie waren beſſer gebaut als die Neuholländer (Breton 397), was Jeffreys und nach ihm von Bibra (12) und d'Urville (a. 5, 93) namentlich von den Frauen rühmten. Ihre Farbe war matt- bis dunkelſchwarz (Cook eb. Anderſ. eb. Labill. 2, 33) oder aber ſehr dunkelbraun (Nixon 25 nach Milligan). Ihre Farbe wird dunkler genannt als die der Neuholländer von Peron (eb. 2, 294) und d'Urville (a. 5, 91), gleichgefärbt dagegen von Quoy und Gaimard (d'Urville a. Zool. 45). Ihr Haar, das tief in die Stirn wuchs (Nixon 25), war wollig, kraus, krauſer noch als das der Neuholländer nach Cooks Vergleichung (eb.), dem der Neuguineer gleich und ſchlichtes fand ſich bei ihnen gar nicht (Anderſ. eb. Labill. eb. Nixon 25; Peron 263; Holman 4, 404; Hombron d'Urville d. Zool. 1, 316-9). Ihr Bartwuchs, den nur Hombron (319 f.) gering nennt, war ebenſo wie ihr Körperhaar (Labillard. 2, 55) reichlich (Cook 1, 102; Labill. 2, 34; Anderſon bei Cook 122). Ihre Züge waren trotz des prognathiſchen Baues ihrer Geſichter nicht unangenehm (Cook eb. Anderſon eb.), derb aber ausdrucksvoll nennt ſie Peron bei den Bewohnern des nördlichen Vandiemenslandes, im Süden der Inſel geradezu geiſtig belebt; doch wechſelte der Ausdruck ſehr raſch (Peron d. Ueberſ. 1, 334; 267). Auch hier ſteht Hombron, der ihren Ausdruck ſtupide nennt (d'Urv. d. Zool. 1, 319) mit ſeinem ungünſtigen Urtheil allein. Ihre Kinnbacken (eb.) waren breit und namentlich die obere ſtand bei Kindern vor, was ſich indes ſpäter verwuchs (Labill. 2, 34). Ihre Wangen nennt Hombron (eb.) hohl; doch zeigen davon die Abbildungen z. B. bei Labillardiere nicht eine Spur. Die Naſen waren breit und dick, aber nicht platt nach Cook Anderſon und Labillardiere, wogegen freilich Nixon (25) Quoy und Gaimard (Zool. 45; d'Urv. a.) ſie platt nennen; allein damit iſt wohl nur ihre größere Breite gemeint. Nach Breton war ihr Geſicht überhaupt platt (397) und dies paßt zu den breiten Kinnbacken und dem vollen Kinne, welche ihnen Hombron gibt. Ihre Lippen waren nach Nixon (25) und Holman (4, 404), welcher die Tasmanier den Eingeborenen von Neuguinea ähnlich nennt, dick, nach Hombron (319) wenigſtens die Oberlippe ihres großen Mundes; allein Cook ſagt aus-

drücklich (3. R. 1, 102), sie seien nicht dick gewesen und Labillardieres Abbildung zeigt keineswegs negerartige Lippen. Jedenfalls ist hier je nach der Auffassung eine verschiedenartige Benennung möglich; wulstig dicke Lippen aber hatten sie nicht. Ihre Zähne waren gut (Cook 102), ihre Ohren groß und abstehend (Hombron 319), ihre Augen bei stark vorspringenden Braubogen, wodurch das Zurückfliehen der Stirn (Hombr. eb.) nur vermehrt wird, sehr tiefliegend (Nixon 25; Breton 297), die Lieder aufgedunsen und daher das Auge ziemlich weit geschlossen (Hombron), das Weiße ins gelbliche getrübt, der Blick heiter und offen, aber nicht durchdringend (Anderss. bei Cook 122; Hombron 319 f). Nach Hombron — doch erwähnt dies außer ihm Niemand — steht der innere Augenwinkel, ein wenig tiefer und das Auge dadurch etwas schief.

Sie hatten eine eigenthümliche Art zu stehen, indem sie den Oberleib vorneigten und hinter demselben her mit dem einen Arm den herabhängenden anderen faßten (Anderss. bei Cook 122); sie setzten sich mit sehr auswärts gelegten Beinen, die Weiber jedoch so, daß ihre Scham durch den Fuß bedeckt war (Labill. 2, 43). Greise mit grauen Haaren bemerkte sowohl Labillardiere (Atlas) als auch Peron (d. Uebers. 1, 269). Große Körperkraft hatten sie nicht (eb. 1, 285) und als Springer, Läufer und Fußgängen waren die Europäer tüchtiger (Labill. 2, 37, 40, 44); doch waren sie geschickte Speerschleuderer (eb. 2, 36) und in dem Vernichtungskampf, welchen die Engländer gegen sie führten, haben sie durch äußerst geschickte Benutzung aller ihrer Kräfte, ja ihrer Farbe den Vertilgern viele Schwierigkeiten bereitet. — Im Ganzen schienen sie gesund und Hautkrankheiten wurden nicht bemerkt (Labill. 2, 72); doch mag noch schließlich gesagt werden, daß die Männer (welche gewöhnlich die Spitze der Vorhaut in der linken Hand hatten eb. 2, 68) viel zahlreicher waren als die Weiber (Breton 397). Ganz gleichartig war übrigens die Bevölkerung Tasmaniens nicht: vielmehr zerfiel sie in vier verschiedene Stämme, welche verschiedene Dialekte sprachen. (Latham 362 f.).

Man hat über ihr Verhältniß zu Neuholland viel geredet. Peron (d. Ueb. 2, 263) behauptet ihre völlige Racenverschiedenheit und sagt, sie hätten außer den dünnen Gliedmaßen nichts weder im Aeußern noch in ihren Sitten gemein; nach Quoy und Gaimard zei-

gen sie außer in der Farbe nichts Gemeinschaftliches (d'Urville a. Zool. 45) und Hombron (eb. b. Zool. 1, 318 f.) trennt sie ganz und gar, ja er nimmt auch für sie ein besonderes Schöpfungscentrum an, obwohl er sie an anderen Stellen (307) in Uebereinstimmung mit Chamisso (37) *) aus Ost-Neuholland abzuleiten scheint. Auch Blanchard (d'Urv. b, Anthrop. 217) hält sie für einen selbständigen Typus, der von den Neuholländern getrennt ist. Dagegen sind sie nach Montg. Martin den Neuholländern ähnlich, nur tiefer stehend (293), nach d'Urville (a. 5, 91) ihnen bis auf die Hautfarbe ganz gleich; und Holman (4, 479) hält sie geradezu für verwandt. Unsere Schilderung nun zeigt, daß sie trotz gewiß mancher Verschiedenheit im ganzen nicht allzufern den Neuholländern stehen und da nun auch Latham noch auf mancherlei sprachliche Aehnlichkeiten aufmerksam gemacht hat (370), so nehmen wir allerdings eine Verwandtschaft beider Völker, zugleich aber an, daß sie schon seit sehr langer Zeit getrennt sind (ebenso Quoy und Gaim. Zool. 50).

Gehen wir nun zur **culturhistorischen Schilderung** zunächst der Australier über, so werden wir finden, daß dieselben im höchsten Grade von der Natur ihres Landes abhängen. Das Land ist ausgezeichnet durch seine Dürre und Unfruchtbarkeit. Das Innere, so weit es bekannt Wüste mit Sand- Stein- oder Steppenboden, scheint so gut wie ganz unbewohnbar zu sein, wenigstens ist Regen höchst selten daselbst und die glühenden Winde, welche von daher kommend die Atmosphäre rasch um 20—25° vermehren (Meinicke c. 520) und jedem organischen Leben im hohen Grade feindlich sind, beweisen, daß die Länder ihres Entstehens für Menschen nicht brauchbar sein können. Aber auch die Gebirge des Außenrandes, welche im Osten am höchsten aber nur bis 6500 und 7000' aufsteigen (Palacki 6, 13) sind durch die erstaunliche Dürre des Landes keineswegs ein bequemer Aufenthalt. Nur ein größeres Flußsystem hat Australien, aber auch in diesem trocknen zwar der Murray nicht selber, wohl aber alle seine Nebenflüsse ein. Auch die Seen des Inneren, welche indeß salziges Wasser haben, trocknen im Sommer zu Sümpfen zusammen und selbst der tropische Nordrand leidet unter arger Dürre (vgl. Rattray 370 f.). Sogar Thau und Nebel sind selten (Palacki 25).

*) Bei Cham. ist „Westküste" sicher nur ein Druckfehler.

Dieſer Umſtand der ſchon manchen Reiſenden den Tod gebracht, erſchwert die Benutzung des Landes ſehr.

Daher iſt denn nun auch die Pflanzenwelt eine ſehr eigenthümliche. Die blattloſen Mimoſen, die blaugrünen Myrtaceen, die beinahe nadelblättrigen Proteaceen und Epacrideen, Alles zeigt einen trocknen, faſt dürren Zuſtand, ſchattige Wälder, ja ſelbſt eigentliche Waldbäume fehlen im ſubtropiſchen Auſtralien faſt ganz, dagegen treten die Geſtrüppdickichte und Buſchwerke ebenſo mächtig wie ſchrecklich und eintönig auf. Fruchtbringende Pflanzen, eßbare Wurzeln u. dgl. ſind ſelten, obwohl Papilionaceen den größten Theil der Flora ausmachen, und verderben häufig durch die Dürre. Die Gräſer, die nicht eben artenreich ſind, wachſen büſchelig nicht in einem feſten Teppich, wie er die Fruchtigkeit hält und anderen Pflanzen Schutz verleiht. Die Kokospalme fehlt ſo gut wie ganz (Macgill. 1, 95).

Die höchſt merkwürdige Eigenartigkeit dieſer Flora kann uns hier ebenſowenig beſchäftigen als die der Fauna, nur folgendes muß erwähnt werden. Die Beutelthiere ſind als Hausthiere unbrauchbar, als Jagdthiere ſowie die Emus immerhin ſchwer zu erreichen und auch dann nicht von vielſeitigem Nutzen. Allein die meiſten Thiere ſind klein, viele führen ein nächtliches Leben und können daher nur durch Liſt gefangen werden; die meiſten ſind unbrauchbar und als einziges halbgezähmtes Hausthier findet ſich die Dingo bei ihnen (Hunter 35; Teichelm. u. Schürm. 54; Brehm ill. Thierleben 1, 326), welche aber aufs treueſte an ihren Herrn hängen (Tench 171). Die Vögel, ſo prachtvoll ihre Welt in Auſtralien vertreten iſt, bieten für den Menſchen ebenfalls wenig Nutzen; dazu kommt daß ſie wegen des Waſſermangels, der auch Süßwaſſerfiſche und dergleichen Thiere ſelten macht, mehr ſtrichweiſe leben.

Hieraus wird ſich nun zunächſt das Wanderleben der Auſtralier zur Genüge erklären. Wollen ſie ausreichend Nahrung finden, ſo müſſen ſie hin und herziehen, um ſie aufzuſuchen (Cunningh. 184 N.-S.-Wales); dieſe Wanderſchaaren dürfen nie zu groß ſein, damit die Vorräthe des Landes reichen und ſo iſt auch die Zerſplitterung der Auſtralier in ſo viele kleine Stämme nothwendige Folge ihres Landes. Auch liegt es auf der Hand, daß ſie ſich mehr in den Küſtengegenden aufhalten müſſen, ſchon deshalb, weil durch die Seethiere ihre ſo kärgliche Nahrung um ein bedeutendes vermehrt wird. —

ber zweitens iſt die nothwendige Folge der Natur des Landes, daß
e Auſtralier Omnivoren im hervorragenden Sinne ſind und alles
erdauliche, was ſie auch und wo ſie es bekommen, verzehren. Sie
ürfen nicht wähleriſch ſein, wenn ſie ſatt werden wollen. Drittens,
weiter man nach Norden kommt, wo die Natur reichlicher, oft ſogar
hr ſchön iſt (Bowen 203), um ſo höher ſteht das ganze Leben der
ewohner. Am wenigſten begabt ſcheinen die von Neuſüdwales zu
in (Turnbull 41), denn auch in Auſtralia felix ſind die Einge-
eborenen jenen leiblich und geiſtig überlegen (Byrne 1, 365) und
weiter man von Port Jackſon nach Norden geht, findet man immer
eſſere Begabung, beſſere Werkzeuge u. ſ. w. Die Anwohner der
Moretonbay haben viel beſſere Hütten und leben mehr in Geſellſchaft
ls ihre Landsleute im Süden (Flinders 1, CXCVIII), die um
eppelbay haben mehr Intereſſe und verſtehen ſich vortrefflich auf den
auſchhandel (eb. 2, 30); ſchon zu Port Stephens hat man beſſere
ütten und Kähne (Sequel to Barrington 86) und von Port
iſſington (Leichhardt 415; Hodgson 254), von Rokinghambai
King a. 1, 203) ſowie vom Cap York ſprachen wir ſchon.

Auch das Klima iſt keineswegs überall günſtig, wenigſtens nicht
ür die Eingeborenen. Während im Norden (Nattray 37 9 f.)
n Winter die Weſtmonſun, im Sommer der Oſtpaſſat weht, ſteht
ie Südküſte unter dem Einfluß eines faſt beſtändigen Südweſtwindes
Bergh. Weltkarte; Meinicke c, 520 f.). So geſund nun auch
as verhältnißmäßig gleichförmige Klima Südauſtraliens für den Euro-
äer iſt, ſo bietet das des Nordens ſchärfere Gegenſätze, namentlich
ſt ſchroffe Temperaturwechſel (Hunter 111; 40 f.), ſo daß es
ineswegs ſo ſehr geſund iſt (Nattray 409; Jardine 85) und
de Feuchtigkeit und Kälte wirkt auf die obdachloſen Eingeborenen.
Daher iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſie auch durch die Kälte bis-
eilen zum Wandern in wärmere Gebiete veranlaßt werden (Hunter
3). Sie frieren viel (Philipp N. 115; Tench 168; White 100).

Nach Grey (2, 260), welchem Eyre (2, 245) beiſtimmt, iſt es
un freilich ein Irrthum, daß die Eingeborenen oft Hunger leiden,
ußer etwa in der Mitte der heißen und der naſſen Jahreszeit, wie
s auch Hunter (45) erlebte. Der Nahrungsmangel ſei gar nicht ſo
roß, uns aber ſeien die Nahrungsmittel zum Theil unbekannt, zum
heil ſchienen ſie uns ungenießbar. Er führt als Nahrungsmittel

für Südweſtauſtralien 6 Arten Känguruh an, 29 Arten Fiſche, zwei Seehunde, wilde Hunde, den Emu und anderes wildes Geflügel, Schildkröten, 2 Arten Opoſſum, Fröſche (11 Arten), vier Süßwaſſermuſcheln, alle Meermuſcheln (nur Auſtern eſſen ſie nicht), vier Larven von Holzkäfern, Eier von Vögeln und Lurchen, Mäuſe, Ratten, Schlangen, Eidechſen in verſchiedenen Arten; 21 verſchiedene Wurzeln (zwei Dioscoreen, Orchideen, Farrnkräuter, Boerhavien, Typha u. ſ. w.), 7 Pilze, vier Arten Harz, Bankſienblüthen (die ſehr honigreich ſind) und verſchiedene Früchte, darunter auch die Nüſſe der Zamiapalme, welche erſt durch längeres Liegen im Waſſer ihre giftigen Stoffe verlieren müſſen (Grey 2, 296; Cunningh. 108). Auch eine Erdart eſſen ſie untermiſcht mit einer zerriebenen Wurzel (Grey 2, 263-4). Das ſcheint nun freilich viel und Grey mag Recht haben (262), daß ſie in drei Stunden genügend Nahrung geſammelt haben könnten, daß ſie aber meiſtentheils zu träge ſeien. Allein jene Nahrungsmittel umfaſſen aber auch ſo ziemlich alles Lebende der Gegend, und manches doch genügt nur, weil ſie eben alles vorhandene eſſen müſſen, wie z. B. auch Ratten, Mäuſe u. dergl., nur um ſatt zu werden. Dazu kommt, daß nun viele dieſer Dinge wenig ausgiebig ſind. So ſagt Hunter (allerdings von Neuſüdwales), daß die wilden Yams nur wallnußgroß ſeien (77); Gummi (bei deſſen Einſammlung freilich ein großes Feſt gefeiert wird (eb. 259) und das auch in fremden Gegenden einzuſammeln einzelne Familien ein beſtimmtes Vorrecht haben (298) iſt wohl nie ein ſehr nahrhafter Stoff, und Kängurus, Seehunde, Emus u. ſ. w. erlangt man doch nur ſeltener. Und mag immerhin in fruchtbaren Gegenden der Mangel ſelten drückend werden, ſo ſtehen doch nicht alle Landſtriche gleich und an der Küſte vom Nordweſtkap bis Cambridgegolf oder im Inneren iſt es ganz anders. Die Eingeborenen, welche Eyre und Leichardt unterwegs verließen, um zurückzukehren, kamen nach einigen Tagen halbverhungert an und in der Fremde gerathen ſie leicht in die größte Noth, da man die Hülfsquellen des Landes genau kennen muß, um ſie aufzufinden. Auch Grey hat dies auf ſeinen eigenen Reiſen ſchwer genug erfahren. Der Mangel an Waſſer iſt oft das drückendſte, wie z. B. Sturt 1, 369 fand, daher von den Eingeborenen auch das Waſſer als Eigenthum beanſprucht wird und es ſtets das Erſte und Wichtigſte iſt, was ſie zum Lobe einer Gegend ſagen, daß ſie viel Waſſer hat. Indeß wiſſen

ſie namentlich aus den dünneren Wurzeln des Gummibaumes eine hinreichende Menge Waſſer zum Unterhalt zu gewinnen (Eyre 1 350). In der Hauptſache ſind die von Grey aufgezählten Dinge die wichtigſten Nahrungsmittel für den ganzen Continent (Weſten Salvado 340; Norden Macgill. 1, 148; Nordoſt Carron eb. 2, 139; 201. Viktoria Wilhelmi 12 f. Köler Monatsb. der geogr. Geſellſch. zu Berl. N. F. 1, 35. N.-S.-Wales Cook 1. R. 3, 239; Cunnigham 182. Burke bei Peterm. 1862, 69; 74; 79; König Georgs-Sund Nind J. R. G. S. 1, 28 f. Vergl. Meinicke a. 2, 183.), doch haben natürlich andere Gegenden manches andere und namentlich der tropiſche Norden iſt reicher. So wächſt hier z. B. die Sagopalme (King a 1, 432), man hat Palmkohl, den Dujong (Macgill. 1, 148) und in der Regenzeit bereitet man das bigu als Hauptnahrung, Mangrovenſproſſen, welche zerſtampft gähren müſſen und dann bisweilen mit einer Art Bohne vermiſcht gegeſſen werden (eb. 2, 26; 213); auch röſtet man Nymphäawurzeln und bäckt eine mehlige Frucht (Carron eb. 2, 219; 184). Eine Art Kuchen bereitet man im Norden aus den zermahlenen und gekneteten Körnern einer Graminee (Howitt 2, 267), zu deren Bereitung man beſondere Holztröge hat. Die Inſeln des Prinzen von Wales haben zwar einige malaiomelaneſiſche Nutzpflanzen, viel aber nicht. Ein geſtrandeter oder gefangener Walfiſch iſt ein Feſt für die Eingeborenen, welche dann ganz unmäßig eſſen, ja ſelbſt, während ſie ſonſt vor auch nur etwas angegangenem Fleiſch den ärgſten Ekel zeigen und es nicht anrühren, ganz faules ſtinkendes Fleiſch und Fett (Macgill. 2, 24; Moretonbai eb. 1, 48; Grey 2, 277-8; N.-S.-Wales Turnbull 33; Viktoria Köler Monatsb. n. F. 1, 35). Auch die Käferlarven gelten überall als Delikateſſe (Phil. Tageb. 240; Teichelm. u. Schürm. 2, 5, s. v. barti), wie die Weißen ſelbſt gewiſſe Baumraupen lieben. Am Spencergolf eſſen die Eingeborenen Larven und Puppen einer Ameiſenart, welche ſie lebend in trockenes Gras binden und dies dann auskauen; um dieſe Beute aus der Erde des Ameiſenhügels zu gewinnen, gebrauchen ſie ein eignes wurfſchaufelähnliches Werkzeug (Wilhelmi 10). Burke fand im Sumpfe Torowoto ein Marſiliacee, deren Samen die Eingeborenen maſſenweis aßen, wie am Eyreſee die Samen gewiſſer Gräſer (Goyder bei Peterm. 1863, 301), während man am

Darling hauptſächlich von Fiſchen lebt. In Neuſüdwales werden die Leiber beſtimmter Nachtſchmetterlinge, welche ſich in einigen Gegenden ſehr zahlreich an Felſen finden, gebraten und zu einem Kuchen zuſammengeſtoßen. Anfangs zwar verurſacht ihr Genuß heftiges Erbrechen, aber dennoch mäſten ſich die Eingeborenen förmlich damit (Bennett 1, 271). Salz eſſen ſie nicht (Weſten Grey 2, 291; Salvado 343). Beſondere Reizmittel waren ſelten. Cook (1. R. 3, 239) bemerkte, daß die Anwohner der Botanybai Blätter einer gewiſſen Pflanze fortwährend kauten. Auch Gregory fand, daß ſie eine Pflanze, die er wilden Taback nennt, beſtändig kauten (bei Peterm. 1862, 288) und im Weſten des Continents wird die Wurzel einer gewiſſen Pflanze geraucht, die Blätter einer anderen als Schnupftaback benutzt (Salvado 349). Eine ſeltſame Art zu rauchen ſchildert von Cap York Jukes (1, 165) und Macgillivray (1, 126): man füllt ein 2—3′ langes armsdickes Bambusrohr mit Tabacksrauch und jeder der Geſellſchaft thut aus demſelben der Reihe nach einen Zug, durch den ſie oft bis zur Ohnmacht afficirt werden und deſſen ſtarke Wirkungen Macgillivray auch an ſich empfand. Doch iſt dieſe Art zu rauchen ſchädlich: ſie macht den Geiſt ſtumpf und dumm (Richardſ. 51). Jetzt rauchen ſie Taback, früher die Blätter einer Eugenie (Jardine 83). Berauſchende Getränke hatten ſie nicht (Cook eb.). Jetzt rauchen ſie und trinken ſie gern (Turnbull 39; Shayer 194; Richardſ. 50; Rietm. 30), obwohl ſie anfangs gegen Branntwein und ſtarke Getränke den heftigſten Widerwillen hatten (Moretonbai Dummore Lang 392; Tench 171; King 315; Köler a. a. O. 1, 35). Doch erwähnt Braim (2, 248) ein berauſchendes Getränk, welches ſie aus Honig bereiten, wenn damit nicht das Trinkwaſſer gemeint iſt, welches die Eingeborenen durch den Honig der Bankſienblüthen verſetzen, um es trinkbar zu machen (Shayer 190).

Alle Speiſen — mit Ausnahme natürlich vieler Früchte und auch bisweilen der Käferlarven, welche öfters roh gegeſſen wurden (Teichelm. u. Schürm. 2; Grey 2, 289) — wurden gekocht, freilich bisweilen etwas oberflächlich (White 84), ehe man ſie aß (Cook 1. R. 3, 82; 239. Wilhelmi 15. Hunter 31 u. ſ. w.). Man kochte auf verſchiedene Weiſe: entweder in Erdgruben, welche Cook mit denen der Tahitier vergleicht (eb. 239); ſie waren beſonders

gut am oberen Glenelg, 8″ tief, kreisrund bei 3′ Durchmesser und sehr gut gepflastert (Grey 1, 176), finden sich aber in den verschiedensten Gegenden. Sie gehörten dem Stamme gemeinschaftlich und Kennedy und seine Begleiter fanden an der Rockinghambai in der Mitte eines Dorfes von 18—20 Hütten vier große Oefen der Art, 2′ tief und 3′ im Durchmesser, ausgegraben (Carron bei Macgill. 2, 139). Ausführlich hat Eyre 2, 289 diese Gruben beschrieben. Die Männer kochen (Hodgson 218), wenigstens die besseren Speisen (Eyre 2, 291). Man legt größere Thiere zerstückt, kleinere nach Entfernung der Eingeweide, der Haare u. s. w. ungetheilt in Blätter gewickelt auf heißgemachte Steine und bedeckt dann das Ganze mit Erde (Grey 2, 276; 288; Shayer Monatsschr. der Berl. Gesellsch. für Erdk. n. F. 1, 190), verfährt also ganz auf polynesische Weise; doch kocht man auch, indem man heiße Steine auf die Erde, darüber das zu Kochende legt und das ganze mit Erde zudeckt (Halbins. York Macgill. 2, 25). Oder aber man zündet einfach ein Feuer an — im Feueranzünden aber, das vermittelst geriebener Hölzer geschieht, sind die Eingeborenen sehr geschickt (Cook 1. R. 3, 240. Tench 170) doch tragen sie häufig auch, weil das Anzünden immer beschwerlich ist, ein brennendes Scheit bei sich (King 317; Köler a. 45) — und legt auf die Kohlen desselben die Speise, welche bereitet werden soll (Westen Grey 2, 274; Osten Cook 1. R. 3, 239; Süden Wilhelmi 15). Wasser zu kochen war ihnen übrigens gänzlich unbekannt (Moretonbai d'Urville a. 1, 505), sie verbrannten sich, indem sie, als sie es zuerst sahen, hinein griffen (N.-S.-Wales Hunter 31; Dummore Lang 408; Field 59).

Ackerbau fehlt ganz, außer daß einzelne Spuren davon, in Nachahmung des Ackerbaues der Melanesier, sich auf den Inseln des Prinzen von Wales (Macgill. 2, 25), daß sich (Grey 2, 12) im Westen des Continents größere Yamsfelder finden, und auch Burke einzelne Yamsfelder im Inneren bemerkt hat, auf denen man aber nur die größten Knollen ausstach (Peterm. 1862, 75). Dies geschieht auch, wo man wilden Yams ausgräbt, mit einem eigens dazu bestimmten spitzen Stock (Grey 2, 293), der öfters spatelartig gestaltet ist (Teichelm. u. Schürm. 9 s. v. Karko 11; s. v. Katta). Uebrigens zeigt sich eine gewisse Oekonomie in dem Verbot, samentragende Pflanzen nach dem Verblühen auszugraben (Grey 2, 292),

in der Fürſorge für Neſter, für Waſſer (Wilh. 17), wie man auch oft mit den Fleiſchvorräthen haushälteriſch verfährt, während allerdings ein eiliges Aufzehren aller vorhandenen Vorräthe, welches leicht deſto größeren Hunger zur Folge hat und hierdurch auch für die Geſundheit ſehr ſchädlich iſt, häufig genug vorkommt (Wilhelmi 17. Macgill. 1, 23. Monatsber. der geogr. Geſellſch. zu Berlin N. F. 4, 227). Macgillivray fand einzelne gezähmte Opoſſums in kleinen Käfigen am Cap York (1, 129). — Um ihre Nahrung zu erlangen, ſind ſie außerordentlich geſchickt. So erklettern ſie hohe Bäume mit Leichtigkeit, öfters indem ſie beim Hinanſteigen Kerben in den Stamm hauen, in welche ſie treten (Cook 1. R. 3, 88, 159; 239 Philipp Tageb. 240; Hüber 434); doch bedienen ſie ſich zuweilen auch, ſo namentlich die Weiber, eines Seiles, das ſie um den Fuß ſchlingen und das ihnen als Stützpunkt dient (Henderſon 132). Bienenneſter finden ſie dadurch auf, daß ſie eine Biene fangen und ihr eine weiße Feder ankleben: dieſe fliegt nun langſam und zeigt ihnen den Weg (Hüber 432, Monatsb. der geogr. Geſ. zu Berlin u. F. 4, 226-7). Für kleinere Thiere und namentlich für Vögel haben ſie beſondere Fallen (Hunter 81); die Fiſche werden oft mit Speeren oder Gabeln, welche 2—4 Zinken haben und durch Anſätze verlängert werden können, gefangen: Dabei legt ſich der Jäger ganz ſtill aufs Waſſer und wartet bis ein Fiſch ihm ſtoßrecht kommt (Hunter 30); oder man fängt ſie mit Angeln (eb.) oder Netzen (5' lang), welche aus beſtimmten Faſerpflanzen oder aus Baumbaſt geflochten ſind (Philipp Reiſe 114; Carron bei Macg. 2, 200; Jardine 77), oft mit eingeflochtenen Haaren oder Thierſehnen (Shayer 190). Auch legen ſie in Flüſſen und am Meere Fiſchreuſen an (Freycin. 2, 706), die am König Georgs Sund aus Steindämmen beſtehen (Vankouver 1, 33; Peron d. Ueb. 2, 245). Für den Schildkrötenfang hatte man am Cap York eigene Warten (Macgill. 2, 22); auch hatte man eine eigenthümliche Angel, um ſie zu fangen (Cook 1. R. 3, 237); und ebendaſelbſt fängt man eine Art durch einen Saugfiſch, den man an ein Seil gebunden ſich an jene feſtſaugen läßt (Macgill. 2, 21; Jardine 79 f.). Wenn ſie nun auch, um größere Thiere zu jagen, das plumpe Verfahren anwenden, daß ſie das Gras anzünden (Phil. Tag. 191; Hunter 28. Peron d. Ueb. 1. 432), ſo ſind ſie doch häufig auch bei der Jagd auf Kängurus und Opoſſums

höchſt ſchlau und liſtig (Cunnigh. 18, 2; Südweſten Browne 448). Sie werden auf das geſchickteſte etwa bei Märſchen von einzelnen beſchlichen, wobei ſich die Weiber ſofort regungslos zur Erde werfen, oder durch ganze Jagdgeſellſchaften, welche eingeladen werden, umſchloſſen und getrieben, auch ſtellt man Netze — bis 40' lang und 5' hoch im Buſchland nach Norden zu (Angas 1, 83; 99) — gräbt ihnen Gruben, erlauert ſie auf dem Anſtand bei ihren Trinkplätzen und fängt ſie durch tagelange unaufhörliche Verfolgung der Spuren, welche letztere Art der Jagd im höchſten Ruhm ſteht (Grey 2, 268-74; Spencergolf Wilhelmi 14). Emus, die man als köſtlichen Leckerbiſſen ſchätzt, fangen ſie, indem einer ſich einem Trupp dieſer Vögel langſam und vorſichtig nähert, ein Stück Emuhaut mit der Rechten über dem hohen Gras, in welchem er heranſchleicht empor hält, alle Bewegungen des Vogels und ſeine Stimme täuſchend nachahmt, bis er unbemerkt in die Mitte des Wildes gekommen iſt und nun zuſchlägt (Hüber 434); Kakadus werden mit dem Bumerang oft ganz wunderbar geſchickt geworfen (Grey 2, 281-7). Die Eingeborenen am König Georgs Sund zähmen Hunde zur Jagd, züchten und dreſſiren ſie aber weiter nicht (Rind 29).

Die Wohnungen ſind ziemlich verſchieden, beſſer im Norden als im Süden, am beſten in den weſtlichen Theilen des Continents. So fand Grey (1, 176) am Glenelg eine Lagerſtätte, wo jeder Eingeborene ſein eigenes Bett (aus weicher Rinde bereitet) hatte, während im übrigen Auſtralien mehrere zuſammenſchlafen. Die Hütten daſelbſt haben ein eigentliches Dach, welches ſchräg abläuft. Vorn 3' Fuß hoch ſind ſie für 2—3 Perſonen, welche wie Igel zuſammengerollt darin liegen (1, 210; Browne 448). Auch andere Bauten fanden ſich hier: eine Brücke z. B. aus einem Baumſtamm, welcher durch gabelförmige Aeſte unterſtützt war (1, 192). Am Eingang der Hannoverbai und am Golf von Carpentaria (Leichh. 267; 270) hat man bienenkorbartige Hütten von 4' Höhe und 9' Umfang. Ihre einzige Oeffnung iſt der Eingang, welcher aber ſo niedrig iſt, daß man nur hineinkriechen kann (1, 72. Aehnl. Stokes 1, 172 vom Fitzroyfluß. Wickham J. R. S. S. 12, 82 Depuchinſel). Aehnlich ſind die Hütten nach Peron (3, 292 f.) im Eintrachtsland, wo man indeß auch in Erdhöhlen wohnt, welche zum Theil künſtlich gemacht waren. Der Eingang war halbkreisförmig, im oberen Theil des

Gewölbes waren Blenden ausgehöhlt, um Dinge hinzusetzen, und der Boden war mit Seegras bestreut. Sie standen einzeln oder in kleinen Dörfern zu 15 und mehr beisammen und zwar stets an Oertlichkeiten, welche irgendwie von Natur geschützt waren, auf einer Düne, einem Hügel oder im Gebüsch. Vor, bisweilen auch in ihnen war ein Heerd und Duperrey fand einige durch eine Scheidewand in zwei ungleiche Theile geschieden. Schutz gewähren sie nach Freycinet nicht (Freycinet 1, 483 f.). Am Gaskognefluß sind die Hütten von großen Holzstücken aufgeführt (Grey 1, 362). Südlich von der Gantheaumebai ist das Land am reichsten bebaut und bewohnt (2, 12); es finden sich dort größere Dörfer, welche sogar theilweise befestigt sind und die einzelnen Häuser, die ganz gut gebaut sind, sind mit Thonerde bestrichen (2, 19). Sie sind 6′ Fuß hoch und können bis 10 Personen fassen (Helpmann in J. R. G. S. 18, 38). Breite betretene Wege führen durchs Land und man hat 10—12′ tiefe Brunnen (Grey 2, 12). Brunnen fand Stokes (2, 265) auch am Golf von Carpentaria. Besonders geräumige Hütten findet man südlich von Port Essington (Leichhardt 317), große lange Gebäude von starken Holzstücken aufgeführt, mit wasserdichtem Dach und 5—10 Familien umfassend, deren jede einen besonderen Feuerplatz hat (Eyre 1, 304). Zweistöckige Häuser sind nicht selten auf der Halbinsel York am Mitchellfluß und sonst am Golf von Carpentaria (eb. 237). Letztere sind fortwährend bewohnt; die leichteren, kegelförmigen Hütten von 5½′ Durchmesser und 6½′ Höhe, welche Carron zu 7 in einem Dorfe vereinigt fand und die aus durchflochtenen, oben zusammengebogenen Stäben bestehen, wohl nur im Winter (bei Macgillivr. 2, 199 eb. 2, 20). Dörfer giebt es auch an der Rockinghambai, wo Carron eines von 18—20 Häusern fand, die bei 7′ Länge freilich nur 4′ Höhe hatten, aber nett gemacht waren, aus Reisig, welches in die Erde gesteckt und mit Rinde bedeckt war (Bowen 203). Der Fußboden im Inneren war mit trockenem Grase belegt. Von den vier Oefen in der Mitte des Dorfes war schon die Rede: zu bemerken aber ist noch, daß am Ende des Dorfes sich eine besonders große Hütte befand, die 18′ lang, 14′ hoch und 7′ breit war. In ihrem Inneren fanden sich Waffen, ein seltsam rothbemalter Schild, den verschiedene Kreuz- und Ringfiguren schmückten, Schwerter, ferner Fischleinen u. s. w. (bei Macgill. 2, 138): es war also wohl ein

Gemeindehaus. Auch die Anwohner der Moretonbai haben gute Hütten, obwohl ſie einfach aus Flechtwerk gefertigt waren; doch macht ſie eine Rindenbedeckung waſſerdicht. Ihre Geſtalt iſt rund, kuppelförmig (Macgill. 1, 49) und ſie faſſen 10—12 Perſonen; doch waren ſie nur gegen 4' hoch (Dumm. Lang 467). Dörfer hat man auch am Port Stephens, ſowie im Süden am Weſternport (Viktorialand) und ſonſt; am Port Stephens ſind die Hütten bequem und ſehr geräumig, mit Rinde bedeckt und werden täglich gereinigt (Cunningh. d. Ueb. 165). Auch im Inneren ſind die Wohnungen nicht ſchlecht. Mitchell (three exped. 1, 77; 121) ſah daſelbſt halb- und ganzrunde, welche ſogar geſchmackvoll waren (ebenſo Stunbridge Transact. ethn. Soc. of London N. Ser. 1, 290); die beſten im Süden nördlich vom Glenelgfluß (der in die Discoverybai mündet): ſie waren aus geraden Balken zunächſt mit Rinde und Gras und dann mit Thon überkleidet (2, 193), und ähnliche fand auch Sturt (2, 139) im Inneren des Landes, welche viel Arbeit koſteten (1, 388) Burke am Cooper (Peterm. 1862, 75). Am Murray waren die Winterhütten bienenkorbförmig aus Zweigen feſtgeflochten und dann mit Raſen und Erde überdeckt (Angas 1, 64). Am Darling ſind die Hütten halbkreisförmig, mit Stroh gedeckt und dauernd bewohnt von ganzen Familien bis zu 15 Perſonen (Mitchell three exped. 1, 237; 260). Ja man hat im Inneren Hütten gefunden, welche 30 Menſchen faſſen konnten (ev. Miſſ. Mag. 1860, 173; Zeitſchr. f. allg. Erdk. n. F. 3, 273). Alle die Stämme, welche ſolche Hütten beſitzen, ſind keine reinen Nomaden; obwohl Mitchell auch Nomaden am Darling gefunden zu haben angibt (2, 291). Wirklich ſchlecht aber wohnen die Küſtenſtämme des Südens, welche an der Oſtküſte des Spencergolfes im Sommer nur ein paar Zweige in die Erde ſtecken als Schutz vor dem Wind, im Winter niſchenförmige Hütten flechten, die bisweilen mit Rinde bedeckt ſind und vor denen ſtets ein Feuer brennt (Wilhelmi 18), ebenſo an der Oſtküſte des Vincentgolfes, wo man indeß jetzt Häuſer, deren Dächer auf Pfählen ruhen, zu bauen anfängt (Köler a. 45; Behr 89). Dieſelben Wetterſchirmwände hat man an der Roebucksbai, wo man häufig aber auch ein Loch in die Erde gräbt, das zwei Menſchen faßt und welches man mit dem ſchräg darüber gelegten Schirm deckt (Martin 285). Am allerſchlechteſten wohnen die Eingeborenen von Neuſüd-

wales, welche meiſt gar keine Hütte oder bei naſſer und kalter Witterung nur eine höchſt ungenügende Wand von Flechtwerk haben (Turnbull 32; Shayer 193), wenn ſie ſich nicht in eine Höhle zurückziehen, vor welcher dann ſtets ein großes Feuer brennt; was bei weitem das häufigſte und bei der großen Anzahl von Höhlen im Lande auch das bequemſte iſt (Angas 2, 212; Turnbull 36; Tench 169; Hunter 27; Cook 1. R. 3, 237; Howitt 188). Auch legte man wohl zwei große Rindenſtücke über ſchräg zuſammengeneigte Sparren kartenhausähnlich zuſammen, allein eine ſolche Hütte faßte höchſtens zwei Menſchen (Phil. Reiſe 87). An der Botanybai fand Cook (1. R. 3, 84) ein Dorf von ſechs bis acht Häuſern. Nach alle dem Geſagten ſtehen die Häuſer der Eingeborenen keineswegs ſo tief, als man verleitet durch die Berichte von Neuſüdwales gewöhnlich annimmt. War es doch auch hier nach den einzelnen Gegenden beſſer oder ſchlechter (Montg. Martin 125). Wir ſehen wieder, daß die Stämme, welche äußerlich in der ungünſtigſten Lage ſind, ſich auch am wenigſten entwickelt haben.

Im Kahnbau zeigt ſich eine ähnliche Verſchiedenheit. Es gab gar keine Kähne im ganzen Südweſten (Flinders 1, 66; Browne 452; d'Urville a. 1, 117) und auch von Port Linkoln erwähnt Wilhelmi nichts davon; ebenſo wenig z. B. in der Gegend der Depuchinſel (Wickham J. R. G. S. 12, 80). Daher iſt die Känguruinſel (obwohl die Bewohner von Viktorialand Kähne von Baumrinde haben Stanbridge Transact. Ethnol. Soc. of Lond. 1, 293, welche 6—10 Perſonen führen können, Haydon 43), trotz ihrer Größe und der ſie bewohnenden Thiere, Kängurus wie Emus, daher ſind alle Inſeln der Baßſtraße und die welche der Küſte von Edels- Eintrachts- Nuyts- und de Wittsland gegenüber liegen, nicht nur unbewohnt, ſondern ganz unbeſucht (Peron 3, 207), wenn ſie nicht wie Depuchinſel, durch zeitweilig gangbare Dämme mit dem Feſtlande verbunden ſind. Doch hat man Kähne gefunden an der Haifiſchbucht (J. R. G. S. XXVI, 274). Nördlich vom Nordweſtkap dient ein gehöhlter Baumſtamm als Kahn (King a. 1, 43). An der Nordweſtküſte gibt es keine Kähne, ſondern nur Flöße, für welche die Speere als Ruder dienen (Stokes 1, 89; King a. 2, 69); am Glenelg befeſtigt man drei- bis vier Mangroveäſte durch Holzpflöcke mit einander und läßt den mittleren Pflock 6—7″ nach beiden Seiten vorſtehen, welcher dem

Schiffenden zum Halt dient (Martin 265); westlich von der Clarencestraße (Südsp. v. Melville) scheint es keine Kähne mehr zu geben (Stokes 1, 423). Ganz elend waren die in der Gegend von Botanybai: sie bestanden aus einem Stück Rinde, welches an beiden Enden zusammengebunden in der Mitte durch eingeklemmte Holzstücke auseinander gehalten wurde, und natürlich stets leck war; doch waren sie 12—14′ lang (Cook 1. R. 3, 84). In der Mitte des Kahnes brannte auf Seegras meist ein Feuer, um gefangene Fische gleich zu braten (Cook 1. R. 3, 245; Turnbull 36; Tench 170; Goolbinsel Macgill. 1, 81). Als Ruder brauchten sie 18″ lange flache Holzstücke, deren jeder Mitfahrende in jeder Hand eins hat, in seichteren Stellen brauchten sie Stangen (Cook 1. R. 3, 243). Doch fuhren sie kühn und geschickt damit, selbst mehrere Meilen in die See (Tench eb.) und sie waren so zahlreich, daß Philipp (Reise 95) an einem Ort 20, an einen anderen gar 50 aufs Land gezogen sah. Auch kleine Fischerkähne hatten die Eingeborenen (Cook 1. R. 3, 82). Gegen Norden werden die Kähne besser. Eyre (2, 314) fand öfters Fahrzeuge, welche 20′ lang 7—8 Personen bequem tragen konnten, und gleichwohl aus einem Stück bestanden und auch Angas (2, 230) erwähnt Kähne im Norden von Neusüdwales, welche aus einem künstlich ausgebrannten Baumstamm verfertigt waren. Wenn nun nach Parkinson 147 an der Ostküste von Neuholland Kähne aus Baumstämmen mit Auslegern sich finden sollen, so wird dies allerdings für die Halbinsel York bestätigt, wo schon Cook an der Endeavourbai (1. R. 3, 246; King a. 1, 209) 14′ lange sehr schmale Kähne sah, welche aus einem ausgebrannten Baumstamm bestanden, einen Ausleger hatten, hinten etwas emporstanden, und mit langen flachen Rudern gelenkt wurden. Als Ruder dienten häufig auch Rindenstücke (Carron bei Macg. 2, 140, Rockingh.bai). Doch waren sie hier am Cap York sowohl (Jardine 82) wie um das Cap Melville 20, ja 50′ (Jard. eb.) lang und mit doppeltem Ausleger versehen (Jukes 1, 105), ebenso fand sie Macgillivray etwas weiter nördlich (1, 119) und Bligh sah gegen Newcastlebucht hin einen Kahn von 33′ Länge (King a. 1, 237 f.): entweder aber waren diese Kähne armselige Nachahmungen melanesischer Modelle der Torresstraße (Macg. 1, 119; 2, 15), oder sie waren gar nicht von den Neuholländern verfertigt, sondern von Malaien gegen Schildpatt, Trepang

u. dergl. eingeführt, was an der ganzen Nordküſte bis Port Eſſington ſtattfindet (Macgill. 1, 147). Der einheimiſche Kahn war auch hier der Rindenkahn, doch war dieſer von beachtenswerther Arbeit, 20′ lang aus einem Stück Baumrinde, mit Theer calfatert, mit Rohr zuſammengenäht (Campbell J. R. G. S. 4, 156). Kähne von ungewöhnlicher Trefflichkeit hatten ferner die Pellewinſulaner (Flinders 2, 172).

Außer den genannten Jagd- und Fiſchgeräthen hatten die Neuholländer von Hausrath längliche Rindengefäße, welche an beiden Seiten mit biegſamen Ruthen, die zugleich den Henkel abgaben, zuſammengebunden waren. Auch einen Sack aus Fellen oder ein Handnetz hat faſt ein Jeder, den ſie auf dem Rücken tragen und in welchem ſich die nöthigſten Dinge befinden; Farbe zum Anmalen, Gummi zum Eſſen und zum Kleben, Speerſpitzen, Angelhaken, Angelſchnüre, Muſcheln, aus denen man die Haken verfertigt u. ſ. w. (Cook 1. R. 3, 238 f.; White 61 u. ſ. w.). Ihre Meſſer ſind ſcharfe Knochen, ihre Nadeln pfriemenförmige ſpitze Knochenſplitter, oben mit einem Loch, Sehnen von Thieren oder Pflanzenfaſern dienen als Zwirn (Grey 2, 266; Eyre 2, 259; Shayer 190). Ihre Geräthe ſonſt ſind Trink- und Waſſergeſchirre, wozu man im Norden den Blattſtiel einer Palme (Macg. 1, 146), im Weſten die aufgeblaſenen Blätter des Tang nimmt, während man ſie ſonſt vielfach aus Rinde verfertigt (Carron bei Macg. 2, 202); auch Calebaſſen und große Muſcheln dienen dazu (eb. 140), ſteinerne Aexte und Beile, hölzerne Hämmer und Spatel, um Muſcheln von den Felſen zu löſen, ſcharfe Quarz- oder Granitſplitter, Körbe an der Moretonbai und am Clarenceſluß ſchöne Binſenkörbe, Waſſerſchläuche, Beutel, Spindeln u. ſ. w. (Eyre 2, 259 f.; 310 f.; Angas 2, 215; Tench 168; Peron d. Ueb. 1, 277; 2, 252; Macgill. 2, 20 f.; Grey 2, 264 f.). Die Spindeln ſind im Spencergolf 2′ lange Holzſtäbe von der Dicke eines Federkiels, mit einen Kreuzſtab am Ende, auf welchen das fertige Garn gewickelt wird. Sie rollen dieſe Spindel mit der flachen Hand auf dem Schenkel (Wilh. 7). An der Roebuckbai iſt ein ſchaufelförmiges Inſtrument von verſchiedener Größe und aufs reichſte geſchnitzt (Martin 286) ein und alles für die verſchiedenſten Geſchäfte. Die Fiſchhaken verfertigen ſie außer von Muſchelſchalen auch von Knochen (Tench 168), bisweilen auch aus den Krallen eines Raubvogels (Hunter 31). — Auch grobes Flechtwerk, welches

die Weiber verfertigen, haben ſie, welches als Segel oder Kleidung dient, letzteres jedoch nur bei ſchlechtem Wetter. Man ſchläft auch darauf (Macgill. 2, 20); doch dienten weiche Rindenſtücke auch vielfach als Lager (Cook 1. R. 3, 113), ſowie man aus ſolchen auch für die neugeborenen Kinder eine Art Tragkorb hat, welchen die Weiber auf dem Rücken tragen (Freycin. 2, 730; Phil. Tageb. 266; Angas 1, 85).

Die Kleidung iſt eine ſehr geringe und fehlt zum Theil ganz. Dies iſt der Fall an der Nordweſtküſte, wo ſich die Eingeborenen den Leib, der mit verſchiedenen Narben tattuirt iſt, mit rothem Thon beſtreichen, gegen die Moskitos nach Greys Annahme. Die Haare trägt Jeder wie er will (Grey 2, 252; 1, 257); doch trugen einige der helleren Menſchen daſelbſt einen Grasgürtel (eb. 1, 253 f.). Bis zum Arrowſmithfluß, doch nicht weiter nach Norden, ſüdlich aber überall trägt man noch einen Mantel von Hunde- oder Känguruſell (Peron d. Ueb. 1, 98; 74; Grey 2, 57; 265). ſowie einen zollbreiten Gürtel von Opoſſumfell, in welchen ſie ihre Waffen, Aexte, Bumerang u. ſ. w. ſtecken (eb. 264 f.; Browne 449). Doch gehen viele auch ohne dies, ganz nackt oder nur mit einem Strick um den Leib, andere verhüllen nur den Penis (Peron d. Ueb. 1, 98; Freyc. 1, 481), und die Weiber gehen ganz nackt; ſie tragen an einer Binſenſchnur, die über die Stirn läuft, einen Sack von Känguruſell auf dem Rücken (eb. 1, 86). Als Zierde tragen die Männer — denn den Weibern kommt faſt gar kein Schmuck zu — einen Büſchel fremder Haare im Haar, oder eine Haarſchnur um den Kopf (Freyc. 1, 480 f.). An der Südweſtſpitze am König Georgs Sund und der Auſtralbucht ging man ebenfalls nackt, mit Ausnahme eines Gürtels aus Stricken, welche von Känguruhaaren geflochten ſind, die aber keineswegs die Scham zu bedecken dient, ſondern in der Gegend des Nabels den Bauch umſpannt. Roth bemalt waren hier alle älteren Männer, während ſich Aeltere und Jüngere die langen, rund geſchnittenen, von Natur gelockten Haare, die in einen Buſch gebunden werden, mit rother Erde pudern. Bisweilen umwinden ſie es mit einem Strick und färben das Ganze roth, was dann noch mit Emu- und Kakadufedern, einem Hundeſchwanz u. dergl. verziert wird (Browne 449 f.). Auch waren nur die Aelteren tattuirt. Der Naſenknorpel war durchbohrt, die Zähne ſahen wie abgefeilt aus

(Peron eb. 2, 251). Im öſtlichen Südauſtralien trägt man Känguru- oder Opoſſumfelle (welche ſorgfältig zubereitet und zuſammengenäht werden Wilh. 6; Teich. u. Schürm. 7 s. v. Kandappi), nur bei Regenwetter und nur die Mütter immer: denn dieſe tragen in dem Fell ihr Kind auf dem Rücken; größere Kinder gehen meiſt ganz nackt, und ſo auch meiſt die Erwachſenen (Köler a. 35 f.; Wilh. 6; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 290; Austr. felix 135). Roth (mit dem Saft einiger Pflanzen Köler a. 35 f.) und weiß bemalt man ſich auch hier, in Streifen, zur täglichen Zierde und auch hier tragen die Männer einen Strick um den Leib, der meiſt aus ihren eigenen Haaren verfertigt und mit Emufedern (wo möglich) verziert iſt. Sie ſchnüren ihn meiſt ſo dicht, daß der Bauch dadurch hervorgetrieben wird, namentlich wenn ſie Hunger leiden, gegen welches Gefühl ſie ſich öfters auch die Magengegend mit Erde beſchmieren (Wilhelmi 8 f.; 17). Mit Fett reibt man ſich täglich ein, wenigſtens, wenn man nur wenig hat, das Geſicht, womöglich aber ſo, daß man am ganzen Leibe von Fett trieft, was bei heißer Witterung und gegen Moskitoſtiche wohl ganz zweckmäßig iſt (Wilhelmi 8). Der Naſenknorpel iſt nur ſelten durchbohrt. Im Haar tragen ſie Kakadufedern oder diademartig zuſammengeleimte Känguruzähne, oder ſie binden einen Federquaſt oder einen Hundeſchwanz hinein (Köler a. 35 f.), welcher letztere bisweilen um den ganzen Kopf gebunden wird (Wilh. 7). Auch ſchlingen die Männer ein Seil aus Menſchen- oder Opoſſumshaaren in mehrfachen Windungen um den Kopf. In dieſe Schnur ſtecken ſie bei feſtlichen Gelegenheiten eine ſeltſame Zierde hinein, hinter jedes Ohr zwei Stäbe, die durch dünne Späne, mit denen ſie überdeckt ſind, ganz wie Federn ausſehen, welchen Schmuck Schürmann auch im Nordweſten des Continentes vorfand (Wilh. 7). Was Schürmann (56) von einem Federbuſch, welchen die ſüdauſtraliſchen Jünglinge an der Stirn tragen, erzählt, ſcheint etwas Aehnliches aber nicht daſſelbe zu ſein. Selbſt an die Spitze ihres Bartes binden ſie oft den Schwanz eines wilden Hundes (Wilh. 7. Abbild. a. 116). Kindern (doch auch Erwachſenen Teich. u. Schürm. s. v. mambarta) werden die Haare in Büſchel zuſammengeklebt, mit Ocker roth gefärbt und jedes Zöpfchen oben mit einem Zahn geſchmückt (Köler a. 35 f.). In der Gegend vom Weſternport (Südoſtſpitze) bemalen ſich die Eingeborenen Leib und Geſicht nicht nur mit rothen und weißen Streifen,

ſondern auch mit Kreuzen, Kreiſen u. ſ. w. der gleichen Farbe, ſonſt aber ſchwärzen ſie ſich über und über mit Kohlenſtaub. Um den Hals tragen ſie ein aus Stroh geflochtenes Halsband, im durchbohrten Naſenknorpel ein 6—7″ langes Holz (Peron d. Ueb. 1, 432).

Auch in der Gegend von Sydney gingen die Eingeborenen ganz nackt und ſo ſah man die Männer wenigſtens noch 1816 in den Straßen von Paramatta und Sydney umherlaufen, trotz mancher Verbote, trotz vieler Verſuche ſie zu bekleiden, welche ſtets fehl ſchlugen (Cook 1. R. 3, 83; Turnbull 31; Cunningh. d. Ueb. 167; Tench 168; Hunter 22 u. ſ. w.). Doch trugen die Weiber nach Cunningham hier bisweilen einen Rock von Opoſſumfellen (eb. 166-7), nach White jedoch nur die Unverheiratheten, während die Verheiratheten nackt; gingen den Leib, den ſich einige mit einem Seil aus Menſchenhaaren einſchnüren (Cook 1. R. 3, 234) hatten ſie vielfach weiß und roth mit Strichen, Kreuzen, Kreiſen u. ſ. w. bemalt, einige ſich ſogar das Geſicht weiß gepudert (Cook 1. R. 3, 81 f.; 170 f.; 235). Die Naſenwand war durchbohrt und in der Oeffnung trugen ſie ihren 5—6″ langen Stab von Holz oder Knochen, der ihnen quer übers Geſicht reichte und die Naſe dermaßen verſtopfte, daß ſie zum Athemholen den Mund ſtets offen halten mußten, wodurch ihre Sprache ganz undeutlich wurde (Cook eb. 234; 171; Turnb. 33; Hunter 26; Tench 168 u. ſ. w.). Auch die Ohren waren durchbohrt, doch ohne Zierrathen (Cook 235). Muſchelhalsbänder, die ſie nicht verkaufen wollten, Armbänder aus allerhand Schnüren und Rindenſtücke als Stirnzierde erwähnt Cook (eb. 171; 235), ähnliche Zierrathe aus Opoſſumfell, Känguruzähnen (Halsbänder von dieſen tragen meiſt die Frauen), Schilfſproſſen u. dergl. Freycinet (2, 728) und White (88). Ihre Haare verzieren ſie nach Turnbull, der ſie wegen ihrer Bemalung mit Röthel und ihrer künſtlichen Hautnarben das ekelhafteſte Volk der Erde nennt, mit Zähnen und mit Moos (33; White 88), welche wie auch Krebsſcheeren und Aehnliches eingeklebt wurden (Phil. Reiſe 114); den Bart ſengten ſie ſich ab (eb.) Uebrigens iſt die Reinlichkeit des Haares nicht groß, es wimmelt von Läuſen (Browne 447), welche man ißt (Hale 108).

Die Sitte, ſich bunt zu bemalen, roth, weiß, gelb, herrſcht auch überall im Inneren (Burke Peterm. 1862, 73; Peterm. 1863, 301).

Auf dem Haupt trägt man hier in einigen Gegenden ein Netz von rothem Flechtwerk, um die langen Haare zu bergen; auch hat man hier ein Mattenzeug um die Hüften, sowie auf dem Kopf eine helmförmige Mütze, von demselben Zeug, in welches aber nach außen stehende Federn eingeflochten waren (Stuart bei Peterm. 1861, 185).

Nackt gehen bis auf die jungen Mädchen, welche einen schmalen Schurz tragen, die Moretoninsulaner (Macgill. 1, 49); nackt auch die Eingeborenen von Port Essington (eb. 146), sowie auch die Männer am Cap York, wo indeß die Weiber vorn einen Büschel Gras oder Pandanuslaub und drüber einen kurzen Rock von Pandanus, der an einem Gürtelband befestigt ist, namentlich beim Tanz und als Unverheirathete tragen (eb. 2, 20). Ebenso im Inneren der Halbinsel, wo die Weiber auch Sonnenschirme aus Palmlaub hatten (Carron bei Macg. 2, 212). Um den Hals haben sie Zierrathen von Perlmutter (Cook 1. R. 3, 216; Martin 286), oder von Kauris (Flinders); das Haar tragen sie meist kurz, indem sie es (sowie den Bart) absengen (Cook eb. 233; Macgill. 1, 13) oder in einzelnen langen mit Ocker gefärbten Locken (eb.). Armbänder von Pflanzenfasern, Halsbänder von Rohrstückchen, die auf ein Seil geschnürt sind, trägt man zu Port Essington, die Männer bisweilen einen feingeflochtenen Gürtel von Menschenhaaren, von welchem dann öfter vorn ein Busch Haare vom fliegenden Hund oder einem Eichhörnchen vor dem Penis herabhängt (Macg. 1, 146).

Das Bemalen des Körpers mit den vier Farben schwarz, roth, gelb, weiß (Macgill. 1, 146; Carron eb. 2, 190; 222; Eyresee Peterm. 1863, 301), finden wir durch den ganzen Continent, aber doch nicht ganz in gleicher Art. Wir wollen hier nicht von den verschiedenen Mustern reden, welche bald gerade Striche, bald Kreuze oder Kreise bilden; die Farben selbst aber haben verschiedene Bedeutung. Roth scheint bei ihnen die heiligste Farbe zu sein; man bemalt an verschiedenen Orten die Todten so. Damit hängt es gewiß zusammen, daß um Port Jackson es für das Zeichen des höchsten Zornes galt, wenn man sich roth bemalte (Philipp Tageb. 257); daß Roth, allerdings mit Weiß, als Kriegsfarbe ebendaselbst aber auch sonst (Freyc. 2, 729) galt (Hunter 24); daß sich am Georgssund nur ältere Leute roth bemalen durften, nicht jüngere. Daher ist die

Ansicht Quoys und Gaimards bei d'Urville (a. 1, 195), dies Rothmalen geschähe nur der Moskitos halber, gewiß falsch. Auch als Farbe, mit der man sich bei festlichen Tänzen schmückte, ward Roth im Norden (Macgill. 1, 149) angewendet, und auch dies kann uns nicht wundern, da Tänze vielfach heilig sind. Weiß gilt als Kriegsfarbe im Westen (Grey 1, 257) und im Norden (Macgill. 1, 149), im Süden aber als Trauer (Wilhelmi 8), wie auch schwarz hier, im Westen und Norden als Trauerfarbe gilt. Doch gebraucht man Weiß auch, wenn man sich zum Tanze malt (Wilh. eb.), wobei man öfters, um die Farbe anzufrischen, dem zu Bemalenden ins Gesicht spuckt (Hunter 11, 8). Dies Weiß benutzen die Eingeborenen auch so, daß sie, indem sie auf die Haut weiße Streifen malen, völlig das Ansehen eines wandelnden Gerippes bekommen (Abbild. bei Leigh. Titelkupfer).

Auch die Hautnarben, die wir schon erwähnten, haben ihre besondere Bedeutung. Sie finden sich außer an einzelnen Orten der Südküste (Eyre 1, 318; Browne 449) im ganzen Continent (Westen Grey 2, 252; Osten Cook 1. R. 3, 235, Turnbull 33 u. s. w.; Norden Macgill. 2, 13). Im Westen (Haifischbai) trug man, jedoch nur die Erwachsenen (Peron d. Ueb. 2, 251), die Narben oder die Tattuirung, wenn gleich dieser Ausdruck nicht ganz genau ist, auf der Brust (Freyc. 1, 481); am Port Vincent waren sie wulstig hervorragend und standen auf dem Bauch in mehreren Reihen (Köler 51); reichlicher trug man sie im Osten (Tench 168; Turnb. 33), doch wurden auch hier Brust und Schultern bevorzugt (Hunter 24), obwohl sie sich an Kopf und Fuß vorfanden (Philipp Reise 69 f.). Diese Hautnarben werden unter bestimmter Festlichkeit zur Zeit der ersten Mannbarkeit mit scharfen Muschelstücken eingeschnitten und da man die Haut zwischen den Einschnitten zu heben sucht, so ist diese Art der Tattuirung, zu der sich diejenigen, welche sie empfangen, aufs festlichste putzen, oft bis zur Unerträglichkeit schmerzhaft und höchst blutig (Philipp Tageb. 224; Eyre 2, 342). Daher sehen die Narben wie hohl und luftig aus (Phil. Reis. 69 f.). Im Norden und Nordwesten (Grey 2, 252) waren diese Narben sehr zahlreich: man trug sie an Schultern, Brust, Bauch, Hinterem und Schenkel (Macgill. 1, 146). Man reibt hier, um die Narben dauernd zu machen, den Saft einer besonderen Pflanze

die Wunde ein. Die Muſter ſind verſchieden bei Männern, welche indeß häufig eine beſonders dicke Narbe auf der Schulter haben, in Nachahmung der Torresinſulaner (Macg. 1, 126), die Weiber haben meiſt nur hufeiſenförmige Striche über den Hüften (eb. 2, 13). Höchſt merkwürdig iſt, daß bei der ſehr hohen Feierlichkeit, welche im Südoſten mit der Tattuirung verknüpft war, zugleich eine alte Formel aufgeſagt wurde, welche vollkommen unverſtändlich war, da ſie von nördlicheren Stämmen, die in ſolchen Dingen beſonders gewandt galten, entlehnt war (Shayer 192). Ja ſogar die Epochen des Lebensalters hatten Namen nach den verſchiedenen Stufen der Tattuirung, welche verſchiedene Namen hatten (eb. 192). Es gab für Erwachſene fünf ſolcher Stufen, welche Teichelmann und Schürmann (44 s. v. tarkanye) aufzählen. Ein Geiſt ſoll die Kunſt den Menſchen gelehrt haben, dann aber in ein großes Känguru verwandelt ſein (eb. s. v. tarnda). So ſehen wir denn auch hier wieder die Heiligkeit der Tattuirung; daß die Narben ein urſprünglich religiöſes Zeichen ſeien, geht daraus hervor, daß ſie zugleich vielfach Stammes- und Familienzeichen ſind (Eyre 2, 333; Köler 51).

Da wir über Beſchneidung, die ſich in verſchiedenen Gegenden findet, über die ſehr verbreitete Sitte, ſich einen oder mehrere Zähne auszuſchlagen oder einige Fingerglieder ſich abzuſchneiden, noch ausführlicher reden müſſen, ſo genügt es, hier darauf hingewieſen zu haben. — So ziehen nun die Wanderſtämme des Weſtens umher, die Männer mit den Waffen voraus, die Weiber, welche das Gepäck und die Kinder tragen, hinterdrein; ihrer Laſt wird für gewöhnlich auch noch die Kleidung zugefügt, da man auf Märſchen größerer Bequemlichkeit halber meiſtens ganz nackt geht (Köler a. 35 f.). In dem Sack, den jedes Weib auf dem Rücken trägt, befindet ſich zunächſt ein flacher Stein, um die eßbaren Wurzeln zu zerklopfen; ein Vorrath der Erde, welchen man mit dieſen Wurzeln gemiſcht ißt; ferner Quarzſtücken zu Meſſern und zu Lanzenſpitzen, Steine zu Aexten, Harzkuchen, um damit Waffen auszubeſſern, neue anzufertigen, ſowie auch die dazu nöthigen Känguruſehnen, welche auch als Bindfaden dienen (Salvado 322 f.), und Nadeln aus Kängurunknochen; ſodann Opoſſumhaar zu Gürteln, Stücke von Känguruhaut, um Speere zu poliren, ſcharfe Muſchelſchalen, die zum Haarſchneiden, aber auch ſonſt als Meſſer und Axtſchneiden dienen, gelber und rother Thon zum

nmalen; ein Stück Baumrinde zur Bastbereitung, denn aus diesem
ast flechten sie feste Seile (Grey 1, 252); außerdem Gürtel, etwas
chmuck, eine Art Schwamm, welcher zum Feueranmachen dient, irgend
was von Fett und ein oder der andere Quarz, der von ihren
erzten als Sitz der Krankheit aus einem Kranken gezogen, als Re-
quie verehrt wird; außerdem noch aller unterwegs gesammelte Wur-
l- und Fruchtvorrath. Zwischen Rücken und Sack tragen sie den
orrath noch unpräparirter Häute, den sie besitzen, und in der Hand
eist einen Feuerbrand oder einen 5—6′ langen Stab; öfters sind sie auch
och mit den Lanzen des Mannes belastet (Grey 2, 266; Browne
51; Köler a. 49; Wilhelmi 11). So ziehen sie nun einher,
it beständiger scharfer Aufmerksamkeit auf die Dinge rings um sie; das
ringste Anzeigen eines jagdbaren Thieres läßt die Weiber sich so-
rt auf den Boden werfen, wo sie im lautlosen Schweigen verhar-
n; sonst sammeln sie im Gehen alles Eß- und Brauchbare, was
nen unter die Finger kommt (Hunter 29). Sie und die Kinder,
führt von einigen Männern, ziehen stets den nächsten Weg, wäh-
nd die übrigen Männer oft größere Umwege machen, der Jagd,
s Vergnügens wegen (Wilhelmi 17). An ihrem Ruheplatz an-
langt, zünden die Weiber sofort ein großes Feuer an und sammeln
ıd bereiten die Mahlzeit, während die Männer in träger Ruh da-
egen, mit einander plaudernd, oft aus Unachtsamkeit dem Feuer so
ahe, daß sie sich verbrennen. Bei guter Jahreszeit und Witterung
nügt der Himmel als Zeltdach; sonst aber errichten sie ihre Hüt-
n oder Windschirme aus Flechtwerk. An einem Orte bleiben sie
ters auch längere Zeit, so lange die Jagd ergiebig ist, denn auch
e Thiere wechseln, wenn sie die Verfolgung merken, den Platz.
ußerhalb des Lagers haben sie einen bestimmten Ort für die Ex-
emente, welche sofort mit Erde bedeckt werden; wozu Grey an
e ganz gleiche Sitte bei den Hebräern Mose 5, 23, 12-13 er-
nert (2, 344). Nach dem Essen wird meist geschlafen (oft ißt
ıan beim Erwachen mitten in der Nacht von neuem und schläft
ınn weiter) oder oft bis spät in die Nacht gesungen, getanzt und
rgleichen. Der Aufbruch des Morgens geschieht spät und träge
Wilhelmi 34; 17). Den Landbau, wo etwas der Art bei ihnen
orkommt, besorgen die Weiber; die Hauptthätigkeit der Männer ist
agd und Krieg.

Ebenſo ſchlau und geſchickt, wie ſie ihre Spuren beim Heran- und Wegſchleichen zu verbergen wiſſen, (Grey 1, 190), ebenſo ſind ſie in der Auffindung der leiſeſten Spuren anderer Menſchen oder auch der Thiere ganz unglaublich ſicher; daher die Engländer der Kolonie ſie vielfach und mit beſtem Erfolg als Jagdgehülfen und als Grenzwächter benutzt haben (Turnbull 36; Cunningham d. Ueb. 169; Darwin 2, 212; Jameſon 61; Mundy 1, 235) Das Mittel welches die Papuas Neuguineas und der Torresſtraße vielfach anwendeten, um Nachrichten raſch in die Ferne gelangen zu laſſen, nämlich Rauchſäulen, welche man in verſchiedenen Arten aufſteigen läßt, wenden auch die Neuholländer an, namentlich im Norden (Macgillivray 2, 7; Keppel a, 2, 182) aber auch ſonſt (Mitchell three exped. 1, 128). Signalfeuer fand Martin am Glenelg im Gebrauch (238).

Ihre Waffen beſtehen in verſchiedenen Arten Speeren, welche theils aus Holz, theils aus Rohr, ſehr häufig aus dem Blütenſchaft der Xanthorrhoea gemacht und oben entweder mit einen ſpitzen Stein einem Glasſplitter u. dergl. oder aber mit einer Reihe von Widerhaken verſehen ſind, welches Alles man mit Harz befeſtigt. Ihre Länge beträgt etwa 10'. Auf der Halbinſel York und ſonſt nimmt man den Stachel eines Stachelrochen als Spitze, welche man durch Gräten deſſelben Fiſches widerhakig machte, eine nicht ungefährliche Waffe (Eyre 2, 306 f.; Cook 1. R. 3. 83 f. 173; 243; 245; Tench 173 f.; White 61; Viktorialand Stanbridge trans. ethnol. soc. N. S. 1, 291; Spencergolf Köler a. 48; Wilh. 9 f.; Südweſten Salvado 322; Inneres Burke Peterm. 1862, 69; Nordw. Grey 1, 252; 2, 264). Uebrigens hat man hier 14 verſchiedene Speerarten, davon einige Holzſpitzen mit eingeſchnittenen Zähnen ſowie am Schaftende Verzierungen von Menſchenhaar beſitzen (Macg. 1, 147).

Kleinere Speere von 3—4' Länge dienen zur Jagd oder aber zum Spiel (Köler a. 48). Man ſchleudert die Speere vielfach mit einem beſonderen Wurfſtock, der 3' lang oben eine Rinne hat, in welche der Speer gelegt wird; während ein Pflock oder eine Spitze am Ende des Wurfſtockes in eine Oeffnung am Schaftende des Speeres eingreift. Man faßt ihn mit 3 Fingern, während die zwei anderen dem Speer ſeine Richtung geben. Er dient als Hebel und bleibt in

der Hand. In etwas verſchiedenen Conſtructionen iſt dies Werkzeug faſt über den ganzen Continent verbreitet. Er fehlt im Südweſten am Königs Georg Sund (Flinders 1, 66), ferner an der Roebuckbai (J. Martin 287), wahrſcheinlich auch im Oſten um Hervеybai (eb. 2, 11); auf der Melvilleinſel, die ihn nach Campbell nicht kennt (J. R. G. S. 4, 156) fand ihn King (a. 2, 139) vor. Man ſchleudert damit die Speere mit Sicherheit 60—80, ja 100 (Mundy 1, 220) und 150 Yards weit (Cook 1. R. 3, 245; White 62; Hunter 19; Macgill. 1, 148; 218; Salvado 322; J. Martin 242; Freyc. 1, 481; Köler a. 48; Wilh. 9). Mit dem Speer allein treffenſie bis auf 90 Yards nach Clutterbuck (57). Meinicke (a. 2, 194) meint, eine ſolche Vorrichtung käme ſonſt auf der Erde niegends vor: allein Aehnliches fanden wir ſchon in Melaneſien (S. 598), Aehnliches erwähnt d'Urville von Neuſeeland (a. 2, 495) und auch die Indianer des Amazonenſtromes (Spix und Martius 1024; Weigl 61) haben ein ſolches Wurfbrett. Außerdem hatten ſie lange Holzſchwerter (Cook 81; Tench 173 f.), Dolche aus Knochen oder Holz (Köler a. 49), Steinmeſſer (Salv. 322) und Schilder aus dicker Baumrinde. Um dieſe recht ſtark zu bekommen, ſchnitten ſie ein Stück Rinde von 3 Seiten los und lockerten es vom Baum, ließen es aber mit der unteren Seite noch ſitzen; dadurch wurde dies Stück beſonders dick (Cook 1. R. 3, 245). Sie ſind theils oval, theils rund, bisweilen auch dreieckig, aus zwei Stücken, die ſich in einem ſcharfen Winkel treffen zuſammengeſetzt und oft von bedeutender Schwere (C. York Bowen 195; Röb. bai J. Martin 287). Mit allerlei Malereien und Lineamenten (Quadraten, Zickzacklinien u. ſ. w. ſind ſie oft nicht ohne Geſchmack bemalt (Henderſon 2, 149; Bowen 203; die angef. Stellen). Außer ihren Keulen von verſchiedener Geſtalt (cylindriſch mit Spitze vorn, oder mit dickem Knopf und ſcharfen Ecken, ſtockartig, gekrümmt, gerade, von Holz, mit Steinknopf u. ſ. w.), mit welchen man z. Th. auch wirft und die bisweilen nicht übel z. B. mit Dambrettartigen Verzierungen geſchnitzt ſind (Port Philipp Köler a. 67), müſſen wir vor allem ihre merkwürdigſte Waffe, den Bumerang erwähnen, welcher nur am unteren Murray (Angas 1, 93) ſowie im ganzen Norden von der Halbinſel Coburg bis zum Cap York fehlt (Magill. 1, 92; Stokes 1, 393). Doch beſitzen ihn ſchon die Eingeborenen nördlich von Rockinghambai (Carron bei Macgill. 2, 190), an der Roebuckbai

haben die Eingeborenen dafür den Kiley, eine ganz ähnliche und gleichfalls sehr gefährliche Waffe, welche indes minder gut als der Bumerang ist (J. Martin 287). Dieses Wurfholz nun, welches $2^1/_2$" breit, in der Mitte $^1/_2$" dick, an den Rändern scharf, in einem stumpfen Winkel gebogen, oft mit einem Handgriff versehen und bisweilen auch bunt gemalt ist, handhaben sie mit ganz wunderbarer Geschicklichkeit: es ist schon von höchst sinnreicher Erfindung, denn durch seine Gestalt kehrt es rotirend geworfen zum Schleuderer zurück. Man wirft es theils in die Luft oder so, daß es auf der Erde fortspringt. Große Uebung aber gehört dazu, es richtig zu werfen, namentlich wenn man ein bestimmtes Ziel treffen will; und doch treffen sie damit Vögel im Fluge, und wissen es im sichersten Wurf 40—50 Yards horizontal zu schleudern (Breton 237; Westen Salv. 322; Browne 453; Grey 2, 264; Spencergolf Wilh. 9 f.; Köler a. 48; Port Phil. eb. 67; Howitt 186, während er nach Leigh 164 hier fehlen soll; Osten Angas 2, 214; Macgill. 1, 92, 98; Inneres Burke bei Pet. 1862, 69 f. Will. eb. 73). Man gebraucht ihn auch im Kriege (Burke eb. Hale 116) und so gefährlich ist diese Waffe, daß selbst die Eingeborenen, die auch zahlreich fliegenden Speeren auszuweichen verstehen, ihr gegenüber ziemlich hülflos sind (Browne bei Peterm. 1856, 453). Eine ähnlich ricochetirende Waffe findet sich sonst nur noch bei Wüstenarabern (d'Escayrac 177). Der Gebrauch von Bogen und Pfeil an der Nordwestküste ist durchaus nicht constatirt (Flinders 2, 208); die Bewohner der Inseln des Prinzen von Wales haben ihn nach Macgillivray nicht.

Die Eingeborenen führen viel Krieg mit einander, denn einmal wird jeder Todesfall für die Folge eines feindseligen Zaubers gehalten und deshalb viel Streit begonnen (Hale 115), dann gilt das Gesetz der Blutrache und der Gesammthaftbarkeit und hierdurch wird der Krieg geradezu endlos; ferner wird auch durch die Aengstlichkeit der Eingeborenen, der jeder Fremde als Feind gilt und durch ihr fortwährendes Wanderleben stets neuer Anlaß zu Kampf gegeben (Phil. Tageb. 205, 209; Hale 115; Macgill. 1, 152). Auch die sonderbare Sitte, sich die Weiber immer von einem anderen Stamm zu rauben, führt vielfach zu ernsten Feindseligkeiten (Turnbull 34). Die Weiber selbst geben durch allzufreies Benehmen oft Anlaß zum Streit (Wilh. 37; Turnb. 42); die Kinder beginnen ihn oft, indem sich

die Eltern in ihre Zänkereien einmiſchen, oder ein Erwachſener iſt durch irgend einen Umſtand beleidigt u. ſ. w. (Wilh. 37). Die Art der Kriegführung gleicht vielfach der polyneſiſchen. Hat ſich ein Stamm in einer Verſammlung zum Krieg entſchieden, ſo wird dies angeſagt, durch Boten und durch Rauchſignale (Macgill. 2, 5; 7) und dann entweder die Schlacht gleich feſtgeſetzt oder der Krieg hat einen langſameren Gang, dann aber beſteht er meiſt in heimlichen Ueberfällen, namentlich gegen einen mächtigeren Feind (Hunter 29; Haydon 107; Macgill. 2, 5; Freycin. 2, 791). Auszüge bei Nacht unter Fackelſchein gelten als heldenhaft (Freyc. 2, 791) und wer Nachts, etwa um der Blutrache zu genügen, denn bloße kriegeriſche Mordluſt treibt ſie nicht, ſich in den Kreis der Feinde ſtiehlt und dort einen Schlafenden oder ein Weib oder ein Kind ermordet erreicht den höchſten Kriegsruhm (Browne 447). Sie wiſſen ihre Feindſeligkeit dadurch zu verbergen, daß ſie ſcheinbar unbewaffnet kommen, aber den Speer unbemerkt mit den Füßen vor ſich herſtoßen (Philipp Tageb. 185). Uebrigens ſind ihre Waffen ſelbſt im Kampf gegen Europäer nicht ohne Erfolg geweſen; und namentlich verſtehen ſie die Oertlichkeit und jeden äußeren Vortheil zu benutzen, ſo daß man Fliehende nur ſelten beſchädigt (Freyc. 2, 791). Ja ihre Leibesfarbe wiſſen ſie zu benutzen, ſie legen ſich platt auf die Erde (White 84) und verſchwinden dadurch; oder ſie ſtanden im Gebüſch, ſelbſt im Freien ganz unbeweglich und man hielt ſie vielfach für einen trockenen Stamm (Cunningh. d. Ueberſ. 175 f.). Hatten ferner die Europäer ihre Flinten abgeſchoſſen, ſo benutzten ſie den günſtigen Moment, ſtürzten vor und ſchleuderten ihre Speere. Auch ſind ſie in kurzer Zeit ſelbſt gute Schützen geworden (Cunningh. 175). — Unter ſich ſind ihre Treffen nicht eben blutig. Wie der Schlachttag, wird auch das Schlachtfeld oft gemeinſchaftlich feſtgeſetzt und dort treffen einander dann die Parteien von 15—200 Mann ſtark (Hale 115 f.; Macgill. 1, 314). Vor der Schlacht erhitzen ſich die Männer durch Vorwürfe, Drohungen, Geſtikulationen und Geſchrei immer mehr, oft bis zur äußerſten Wuth (Macgill. 1, 314; Hunter 29 f.). Auch Schlachtgeſänge ſingen ſie vorher immer lauter und lauter, bis zu den heftigſten Zuckungen (Tunrbull 34; Grey 2, 309) wie ſie auch durch beſondere Lieder ihrer Weiber ſich zur Rache und oft zur höchſten Leidenſchaft anſtacheln laſſen (Grey 2,

313 f.); und daß der Krieg durch feſtliche Bemalung gleichfalls Bedeutung erhält, haben wir ſchon geſagt. Dann werden die Lanzen geſchleudert und nun löst ſich meiſt der allgemeine Kampf in Einzelgefechte der einander gegenüberſtehenden auf (White 107; Macgill. 1, 315). Da ſie nun aber ſehr geſchickt ſind, ſich mit den Schilden decken, da ſie die Speere durch Ausweichen höchſt geſchickt vermeiden, bisweilen auch auffangen und verächtlich zurückwerfen (Collins 591); da ſie ferner nur auf ſolche zielen, welche ſich mit dem Schilde decken, wohl aus Beſorgniß vor Blutrache (eb.): ſo dauern derartige Kämpfe oft ſehr lange, ohne daß irgend eine Verwundung vorkommt, ja ſie bringen es fertig über zwei Stunden die Speere ganz vergeblich zu ſchleudern (White 107). Tritt aber endlich eine Verwundung ein, ſo erhebt ſich ſofort ein großes Geſchrei, Siegesjubel der Feinde, Geheul und Wehklagen der angehörigen Weiber und der Krieg iſt nun entſchieden (Macgill. 1, 315; Howitt 181; Dawſon 280 f. d'Urville a. 1, 512 f.). Meiſt tritt dann ſofort, vielleicht nach einzelnen Schimpfereien, der Frieden ein, man begräbt die Todten, verbindet die Verwundeten, wenn das Treffen mehr Opfer gekoſtet hat, gemeinſchaftlich und feiert den wiederhergeſtellten Frieden durch einen feierlichen Tanz (Hodgkinſon 235; Hale 116). Doch kommt es auch vor, daß der Kampf ganz ohne alles Blutvergießen vor ſich geht, und wenn man lange genug ſich mit vergeblichem Speerwerfen abgemattet hat, der Friede geſchloſſen wird (Wilh. 39). Uebrigens verkehren auch ſonſt die Stämme, welche mit einander in Fehde ſind, wenn nicht gerade eine Schlacht iſt, freundlich und friedlich mit einander und ſehr häufig ſind die, welche noch eben einander aufs wüthendſte ſchalten, kurze Zeit darauf die beſten Freunde (Phil. Tageb. 210; Hale 115; Wilh. 37 f.). Doch wird der Krieg öfters auch weiter geführt nach der Beſtattung der Todten (Grey 1, 256) und auch die Ueberfälle, die Schlachten ſind vielfach blutig, indem alles umgebracht wird (Haydon 107), denn Gefangene machen die Neuholländer nicht als höchſtens Weiber (Macgill. 2, 5), welche dem Sieger jedoch ohne Schande zu Willen ſein müſſen (Turnbull 42). — Auch noch eine andere Entſtehungsart der Schlachten giebt es, die dadurch entſtehen, daß zwei Männer in Streit gerathen, ihre jederſeitigen Freunde laufen zu, zuerſt um abzurathen, dann um zu helfen und bald iſt der ganze Haufe in einer großen Balgerei handgemein

(Tummore Lang 410; Georgs Sund Browne 447). Diese Kämpfe sind wilder und regelloser als die vorher beschriebenen; denn in den letzteren leiten immer bestimmte Anführer, die sich durch besondere Bemalung unterscheiden, das Ganze (Hunter 30; Tench 174). Unehrenhafter Vortheile über den Feind bedient man sich nie (Hodgkinson 235) und sollte ein solches Verbrechen begangen werden, so tritt sofort eine gesetzmäßige Strafe oder Rache ein, welche durch die Zusammenkunft der einander feindlichen Stämme entschieden und von dem Stamm, aus dessen Mitte das Verbrechen begangen ist, ohne Widerrede getragen wird (Eyre 2, 220 f.). Bisweilen werden auch Kriege durch die Tödtung eines Kindes oder Weibes, welche man zur Sühne für die geschehene Beleidigung umbringt, mit beiderseitiger Zustimmung geendet (Westaustr. Buckton 92). — Die Stellung der Weiber in diesen Kämpfen ist eine wunderliche. Sie und die Kinder ziehen zum Kampfe mit (Freycin. 2, 787), verkehren oft noch während der vorbereitenden Schimpfereien friedlich mit einander und trennen sich erst bei beginnendem Speerwerfen (Philipp Reise 111); oder sie stellen sich ins Gebüsch und begleiten die Vorwürfe mit heulendem Geschrei (Macgill. 1, 315), den Kampf selbst aber mit monotonem Gesang und brechen beim Fallen eines der Ihrigen in ein fürchterliches Klagegeheul aus (Philipp Tageb. 209; Wilhelmi 37 f.). Auch am Kampfe selbst nehmen sie Theil, wie sie auch untereinander leicht aus Eifersucht (Grey 2, 313) in Zank gerathen. Freycinet berichtet, daß an der Moretonbai vor dem Beginn einer Schlacht zwei Weiber Angesichts der versammelten „Heere" mit spitzen Stöcken heftig kämpften (2, 792; ähnl. Browne 451). — Hiernach kann man die Neuholländer eigentlich nicht tapfer nennen; sie arbeiten sich in Leidenschaftlichkeit hinein und sind dann grausam und wild. Wirkliche Tapferkeit haben sie in den freilich ernsteren Kämpfen mit den Europäern gezeigt. Burkes Lager stürmten sie mit großem Muth, um ihn zum Rückzug zu zwingen (Peterm. 1862. 69). — Kannibalismus, um auch über ihn gleich hier zu reden, findet sich ziemlich verbreitet in Australien, obwohl ihn Mitchell (Three exped. 2, 344) ganz läugnet und Meinicke (a. 2, 184) zu gering darstellt. Die Eingeborenen der Widebai (nördlich von Moretonbai) ziehen todten Feinden die Haut ab und kochen das Fleisch (Ruffel J. R. G. S. 15, 314), ja auch die todten Verwandten, wenn sie nicht zu alt starben, zehrt man

auf und zwar gilt dies als feste Pflicht der Angehörigen, welche die abgezogene Haut aufheben. Doch tödtet man nie Jemanden bloß um ihn zu freſſen (Morrill bei Hüber 430; Dummore Lang 424; er wie Ruſſel erzählen nach dem Bericht des Sträflings Davies). Ebenſo nehmen auch die Angehörigen die Haut eines im Kampfe Gefallenen mit Skalp, Nägeln, Ohren u. ſ. w. aber ohne Geſichtshaut mit und bewahren ſie auf; in Moretonbai wird dann die Leiche verbrannt (Field. 72; Lang 410). Auch verſtorbene Kinder ſoll man aus Liebe aufgezehrt haben, hier (Angas 1, 73) wie im Süden (Austr. fel. 134; Stanbridge 289). In Neu-Südwales, woher Majoribanks 91 Beiſpiele des Cannibalismus zuſammenſtellt (vergl. Grant 113) aß man beſonders das Nierenfett der Gefallenen, deſſen Genuß man übernatürliche Kräfte zuſchrieb (Jameſon 105); daher man öfters Schafe raubte, dieſes Fettes wegen (Majorib. 97). Denſelben Glauben hatte man zu Port Philipp (Clutterbock 50) und am Lake Alexandrine, wo man es auch lebendigen Menſchen ausſchneidet, da es als Schutz gegen böſe Geiſter gilt (Angas 1, 123), wobei zu beachten iſt, daß man das Nierenfett für den Sitz der Seele hielt. Menſchenfett galt auch ſonſt oft als Zaubermittel und Medicament (Bennett 1, 295) und auch Eyre (2, 255; 359), welcher an der allgemeinen Verbreitung der Menſchenfreſſerei zweifelt, da er nur wenige ſichere Fälle weiß, ſagt, daß Zauberer Menſchenfleiſch eſſen müſſen, um ihre Zauberkraft zu erwerben. Die kupferfarbigen Eingeborenen um Port Macquarie gelten den dunkleren als Cannibalen (Cunningh. 2, 2), wie man denn (Dawſon) überhaupt ſehr ſich vor Cannibalismus bei Fremden fürchtete. Auch in Südauſtralien war er nicht ſelten (Byrne 2, 278 f.; Austr. fel. 134; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. Ser. 1, 291), namentlich im Kriege (J. R. G. S. 6. 241), doch fraß man auch hier de Freunde und Verwandte, welche eines natürlichen Todes ſtarben (Howitt a. 289) beſonders die Zunge und machte aus ihren Schädeln Trinkſchalen (eb. 291; Lake Albert Angas 1, 68). Im Norden mißhandelt man die Leiche des Feindes und läßt ſie liegen, das Haupt aber nimmt man mit und die welche am Kampfe betheiligt waren eſſen die Augen und das anhängende Wangenfleiſch, denn dadurch, ſo glauben ſie, wird man tapfer. Dann wird der Schädel, nach höchſt leidenſchaftlichem Tanz, in dem er hin und her geſtoßen wird, beim Dorf an einer

hohen Stange aufgehängt (Macgill. 1, 152; 2, 6). Auch am Schwanenfluß kommt (Salvado 240) der Cannibalismus vor, ja ſelbſt Todte grub man, um ſie zu freſſen, aus (eb. 343); Hunger ſoll hier wie im Süden nach Angas (1, 73) das Motiv dieſer Sitte ſein (Salv. 240). Auch im Inneren leben Cannibalen (Angas 2, 231); ſicher wenigſtens verzehren Freunde ein Stück Fleiſch ihrer verſtorbenen Freunde nördlich von den Seen (eb.). — Hunger war das Grundmotiv dieſer Sitte nicht; ſie wurzelt auch hier in religiöſen Vorſtellungen und ſelbſt Rache iſt erſt ein ſpäteres Motiv.

Was man nicht erwarten ſollte, iſt, daß die Eingeborenen eine Menge Höflichkeitsregeln und eine oft ſehr ſtrenge Etikette haben, wie wir jetzt betrachten wollen. Zunächſt iſt die polyneſiſche Sitte des Namentauſches auch im auſtraliſchen Continent weit verbreitet. So herrſcht ſie an der Moretonbai (Breton 224) und wurde auch mit Europäern vielfach ausgeübt. Beide Freunde nennen ſich dann Bruder und haben entſprechende Verpflichtungen gegen einander (Dumm. Lang 398). Nördlich von Moretonbai, in Widebay nannten die Betreffenden gegenſeitig unter Naſenreiben den Namen des Freundes und damit war der Bund geſchloſſen (Ruſſel J. R. G. S. 15, 314), dem Aehnliches wohl auch am Cap York ſich findet nach Macgill. 1, 310; Freyc. 2, 746; Quoy und Gaim. bei d'Urv. a. Zool. 44. Im Süd-Weſten grüßt man, indem man die Arme um die Hüfte des Freundes legt, Knie gegen Knie drückt, Bruſt gegen Bruſt und ſo eine Zeit lang verharrt (Grey 1, 302). Der Gruß, welcher an der Nordküſte herrſcht, daß man nämlich mit geöffneten Armen ſich verbeugt (Stokes 1, 406), ſtammt wohl von den Malaien, welche in dieſer Gegend ſehr häufig als Händler u. dgl. verkehren. Wunderliche Ceremonien treten ein, wenn Jemand nach ſehr langer Abweſenheit zurückkommt oder wenn ſich zwei Einzelne oder Stämme im Wald begegnen. Ein Einzelner (Grey 2, 255 f.) der zur Hütte eines Feundes kommt, ſetzt ſich ſchweigend hin und ſeine Weiber hinter ihm. Hat ſich nun in der Zwiſchenzeit ein Todesfall zugetragen, ſo kommt nach etwa zehn Minuten der nächſte Verwandte des Todten zu dem immer noch ſchweigend ſitzenden Gaſt und drückt, indem er ſich ihm gegenüber ſetzt, ſchweigend und mit abgewandtem Haupt, Bruſt gegen Bruſt. Darauf ebenſo der zweitnächſte Verwandte und ſo der Reihe nach alle anweſenden Männer. Dann kommt

der nächſte weibliche Verwandte, umfaßt knieend des Gaſtes Knie mit der Linken und zerkratzt mit der Rechten ihr eigenes Geſicht: dann kniet ſie ebenſo vor dem Hauptweib des Gaſtes und beide zerfleiſchen ihr Geſicht und ſo ebenfalls der Reihe nach alle Weiber durch, was alles unter kläglichem Geheul geſchieht. Darauf erzählt in einem recitativiſchen Geſang der Ankömmling ſeine Erlebniſſe, was man ihm mit Abſingung der letzten Ereigniſſe zu Haus lohnt, wobei aber der Todte nie genannt werden darf. Begegnen ſich aber zweie im Buſch, ſo ſetzen ſie ſich ſchweigend einander gegenüber, worauf nach dem recitativiſchen Geſang, in dem der Sänger ſich ſelbſt nennt und ſchildert, entweder, wenn irgend ein Todesfall geſchehen, der beide angeht die Trauerceremonie beginnt, oder, wenn nichts der Art vorliegt, beide aufſtehen, ſich unterhalten und der Fremde von den älteren Weibern einen Kuß erhält (eb. 258; Grant 106; 151; Freyc. 2, 743). Wenn zwei Stämme ſich einander nähern, ſo ſagen ſie ihren Beſuch förmlich an, was mit den Eigenthumsverhältniſſen, dem Recht des Grundbeſitzes der einzelnen Stämme zuſammenhängt; denn Feuer auf fremdem Gebiet, ohne ausdrückliche Erlaubniß anzuzünden gilt als Act der Feindſeligkeit (Freyc. 2, 745), doch iſt hierbei auch die allgemeine Feindſeligkeit der Stämme untereinander zu beachten. Ein Fremder, der überraſchend kommt, hat einen Angriff zu erwarten und wär' es nur aus Schreckhaftigkeit (Mitchell Three exp. 1, 183; 204). Die Neuholländer haben einen eigenthümlichen Ruf, um einander aufzufinden, ſeine Gegenwart bemerklich zu machen u. ſ. w., der etwa unſerem „holla" ſich vergleicht und kuhi (Freycin. 2, 743), am Port Jackſon kun-ié (Cunningh. d. Ueb. 174) lautet und (nach dem Notenbeiſpiel bei Freyc. 2, 745) in dem Intervall einer aufſteigenden Quart mit betonter und abgeſtoßener letzter Silber ſingend gerufen wird. Um 1820 war derſelbe wegen ſeiner Bequemlichkeit in die Sprache der engliſchen Coloniſten vollkommen aufgenommen (Cunningh. eb.). Dieſen Ruf laſſen Ankommende ſchon aus weiter Ferne hören, um eben nicht zu überraſchen und zu ſchrecken (Mitchell). Ebenſo iſt ein grüner Zweig allgemeines Friedenszeichen, welchen Ankommende daher oft in der Hand tragen (Mitchell eb. Hunter 24; Freyc. 2, 745); auch Gegenwart der Weiber und Abweſenheit der Waffen iſt ein Friedenszeichen (Mitchell eb.). Auch hält man zum Zeichen friedlicher Abſichten beim Kommen die

rechte Hand über das Haupt und senkt sie dann herab nach dem Boden zu (Freyc. 2, 745). Fremde sind vogelfrei, weil sie Krankheiten bringen; hat man sie aber aufgenommen, so sind sie vollkommen sicher (Hodgson 215). Dann ist man gegen sie außerordentlich höflich und Eyre (1, 214) bringt es mit dieser Höflichkeit auch in Verbindung, daß man von einem Aufenthalt bei Bekannten rückkehrend zu Haus durchaus kein Zeichen der Freude über die Heimkehr äußert, vielmehr erst nach einiger Zeit die ungenirte Unterhaltung eintritt. Allein ein etwas anderes Licht fällt auf diese Sitte, wenn wir wissen, daß ein lang abwesendes Familienglied bei seiner Rückkunft erst sich schweigend vor die Thür der Hütte niedersetzte, daß dann sein nächster Verwandter um zu prüfen, ob der Ankömmling nicht sein Geist sei, ihm ängstlich etwas Speise vorsetzt, welche jener ißt und dann nach tiefem Schweigen, nach welchem ihn seine Verwandten mit Namen rufen aufsteht und nun erst die Unterhaltung beginnt (Freyc. 2, 744). Cook (1. R. 3, 171; 139) erzählt, daß wenn zu den schon um ihn versammelten Eingeborenen ein ihm noch nicht bekannter hinzukam, sie ihm diesen feierlich mit Nennung des Namens vorgestellt hätten. Auch bei Festlichkeiten und Gesellschaften herrscht derselbe strenge Zwang (Grey 2, 252-3). Bei einem allgemeinen Fest, zu welchem mehrere Stämme zusammen kommen, ist der Empfang zurückhaltend: erst nach Aufführung bestimmter Tänze und gegenseitigen Geschenken kommt es zu freierem Verkehr, oft aber auch zu Kämpfen (Stanbridge Trans. Ethn. Soc. 1, 295; Südw. Salvado 307). Die Stämme vereinigen sich gewöhnlich an besonders hergerichteten Plätzen, die man in möglichst reizvoller Lage aussucht (Browne 201), verschiedene Male im Jahr zu bestimmten Festen, welche Dank- oder Erntefest zu sein scheinen, zum Kängurufest nämlich und zum Austern- und Farnkrautfest (Freyc. 2, 772). Im Süden feiert man mit religiösen Tänzen (Corrobori) außer dem Angedenken der Todten jeden Vollmond und ferner bestimmte Dankfeste (Behr 91; Leichhardt 95; Bowen 203). Im Verkehr untereinander sind sie meist sanft und freundlich, lebendig und fröhlich (Eyre 2, 211), rasch allerdings auch zu heftigem Zorn und zänkischer Leidenschaft übergehend, wobei sie gleich zu den Waffen greifen (Wilh. 37). An Schimpfwörter ferner fehlt es ihnen nicht und die englischen Schimpfwörtern waren es, welche sie zuerst von den Colonisten lernten (Turnbull 32;

Cunningh. d. Ueb. 167); was indes minder charakteriſtiſch für ſie als für die engliſchen Coloniſten ſein dürfte. Ausſpeien und Staub nach einem hinwerfen gilt als Zeichen der Verachtung (Mitchell three exped. 1, 244; Eyre 2, 224).

Sie haben mancherlei Spiele (Teich. u. Schürm. 24), am Cap York z. B. eines mit Holzſtäben und einem Knochenſtück (Macgill. 1, 151). Ihr Hauptzeitvertreib aber beſteht in Geſang und Tanz, welcher häufig verbunden iſt; doch haben ſie auch eine Menge Lieder, zu denen nicht getanzt wird. Meiſt gehört ein beſtimmter Geſang und ein beſtimmter Tanz zuſammen; manche Geſänge jedoch ſind von der Art, daß ſie zu mehreren Tänzen geſungen werden können (Grey 2, 306). Sie begleiten ihren Geſang theils mit Händeklatſchen, theils indem ſie mit einem runden Holz gegen den Wurfſtock klopfen, was vollendet zu können in Weſtauſtralien ein weſentliches Erforderniß für einen Mann von Welt iſt (Grey 2, 306). Nur zu Port Eſſington hat man ein wirklich muſikaliſches Inſtrument, wofür man im Süden des Continents wenigſtens den Namen hatte (Teich. u. Schürm. 56 s. v. witoturlo): eine Flöte, welche aus einem 2—3′ langen Bambusrohr gemacht iſt und durch die Naſe geblaſen wird (Stokes 1, 394), ſowie ſie auch ein Stück Bambus anſchlagen und dadurch Töne hervorbringen, die ihnen muſikaliſch ſcheinen (Macgill. 1, 151; Südoſten Köler 53; Südweſten Salvado 307). Dies letztere Inſtrument hatten auch die Anwohner von Port Jackſon: man hielt einen Stab von hartem Holz auf die Bruſt und ſchlug ihn im Takte mit einem andern (Hunter 128), während man im Südoſten zur Begleitung des Geſanges auf die ausgeſpannten Fellmäntel ſchlägt (Cambridge Trans. Ethn. S. of Lond. 1, 295; Teich. u. Schürm. 24), ja Teichelmann und Schürmann ſprechen geradezu von einer Trommel von Opoſſumhaut. Eine rohe Trommel hat man auch in Weſtauſtralien gefunden (Buckton 95). Auch nach dieſer muſikaliſchen Seite hin iſt eine große Aehnlichkeit mit Melaneſien und Polyneſien nicht zu verkennen. — Sie ſingen viel und nicht ſchlecht, in meiſt gehaltenen, ernſt ja traurig klingenden Weiſen (Macg. eb. White 98; King 315; Wilh. 35). Auch verſtanden ſie, fremde Lieder nachzuſingen (White 98), obwohl ſie im allgemeinen die europäiſche Muſik keineswegs ſchön fanden; vielfach machte ſie ihnen gar keinen Eindruck oder

ſie ſpotteten über dieſelbe (Grey 2, 305). Den Takt hält man überall ganz genau inne (Wilh. 35); er wird meiſt ſehr raſch genommen, wie Beckler (im Globus 13, 82) berichtet (vergl. Grey 2, 312). Indeß was derſelbe von auſtraliſchen Melodien gibt, die er von einem Deutſchen hat, welcher ſie alle auswendig kannte, was er ferner über das „abſolut fehlerfreie“ Zuſammenklingen der Stimmen, über das „entzückend reine“ Einſetzen der Oktave durch die Weiber und Kinder ſagt, von dem brennenden Baum, mit dem man das Lager beleuchtet habe, und von dem dazu geſungenen Todtengeſang — alles dies iſt entſchieden ſtark ins Schöne, ins Effektvoll-romantiſche gezogen. Die eine Melodie, welche vom $\bar{g}$ bis $\bar{d}$ in chromatiſchen Gängen, $^3/_4$ Takt, und hernach gleichfalls durchaus chromatiſch vom $\bar{\bar{d}}$ bis zum $\bar{h}$ ſich bewegt, ſowie alles was er von Melodien gibt, iſt gewiß nicht objektiv aufgefaßt; noch weniger ſein Todtenlied in e moll ſowie ſein Corrobori in c dur, welche beide europäiſchen Charakter haben und gewiß ſtark modificirt ſind, wenn ſie einen wirklich ächten Kern überhaupt beſitzen, was allerdings der Fall zu ſein ſcheint. Auch Freycinet (2, 774; ebenſo Field 433; Wilkes 2, 189) gibt neuholländiſche Melodien, ſcheint aber auch unſerem Takt und unſerer Notenſchrift manches Opfer gebracht zu haben. Doch ſtimmen ſeine Aufzeichnungen mit den Becklers und unter ſich darin überein, daß ſie alle ein beſtändiges Herabſinken des Tones zeigen, meiſt von $\bar{\bar{f}}$ bis $\bar{f}$, daß ferner Sekundenintervalle und chromatiſche Gänge ſehr beliebt ſind, eine ſeiner Melodien beſteht in der chromatiſchen Leiter von $\bar{\bar{d}}$ bis des! Die Ungenauigkeiten der Aufzeichnungen beſtehen (abgeſehen von Angleichungen an Europäiſches) in der ungenauen Beachtung der Zwiſchentöne: was hier chromatiſch aufgezeichnet iſt, ſind gewiß nur Vierteltöne, nur Schwebungen, die vielleicht nicht einmal als ſelbſtändige Töne gedacht oder empfunden ſind. Der Grundgedanke dieſer Muſik ſcheint das Angeben eines Tones oder eines Sekundenintervalles zu ſein und ein allmähliches Senken der Stimme von dieſem einen Ton zu etwa der tieferen Oktave. Und dann wäre das Ganze wohl ſehr roh aufzufaſſen, nur als — allerdings wohl beabſichtigtes — Sinken der Stimme von dem einen Ton unter allerlei rythmiſchen Abwechſelungen. Triolen ſind bei Freycinet und Beckler zahlreich. Hiermit ſtimmt Brownes Schilderung (444): ſie ſetzen

ihren Geſang laut und ſchrill ein und laſſen dann die Stimme ſinken bis zum äußerſten Piano. Es iſt ſchade, daß dieſe Melodien nicht von einem ſo genauen und ſachverſtändigen Mann wie Davies (bei Grey pol. myth.) an Ort und Stelle beobachtet und aufgezeichnet ſind. Uebrigens geht ihre Sprache bei allen feierlichen Gelegenheiten in ein recitativiſches Singen über und jede heftigere Empfindung ſcheint ſie zum Singen anzuregen: ſie ſingen (Grey 2, 301 f.) bei Freude, Zorn, Hunger u. ſ. w., je leidenſchaftlicher ſie ſind, je raſcher und ſo namentlich im Zorn ſehr geſchwind (eb. 312).

Ihre Tänze, zu denen ſie ſich vielfach bemalen und mit Blumen, Federn und Kränzen (namentlich um die Knie von Laubwerk) phantaſtiſch herausputzen (Wilh. 35; Köler 53; 58; Hunter 118; Norden Teich. und Schürm. 145 v. Kuri), ſind ſehr mannigfaltig zum Theil ſehr ſinnlich (Eyre 1, 235), wie denn im Süden Männer und Knaben einen nächtlichen Tanz hatten, welcher die Begattung darſtellte (Köler 53) und unzüchtige Tänze der Weiber auch von der Oſtküſte erwähnt werden (White 87; vergl. 69); während ſonſt die Weiber bei den Tänzen mehr Zuſchauer abgeben und die Muſik dazu, welche Köler (53) ein monotones Geheul nennt, veranſtalten (Südoſten Wilh. 36; Köler 53; Südw. Salvado 307). Man tanzt meiſt Nachts bei Fackel- oder noch lieber bei Mondenſchein und wie ſie hierin und in ihrem Tanzkoſtüm den Polyneſiern ſehr ähnlich ſind, ſo ſtehen auch die Tänze ſelber den polyneſiſchen ziemlich gleich. Vielfach wird in einer ziemlich unregelmäßigen Linie getanzt, bei einigen Tänzen ſetzen ſich nach Vollendung des Tanzes die Männer einige Minuten ſtill hin, dann ſpringen ſie auf und tanzen einer nach dem anderen in einer Reihe auf die Weiber zu, welche auch ihrerſeits ihnen entgegen kommen, worauf ſie ſich paarweis zu den Sängern ſtellen und andere Tänzer aus dieſen hervor antreten (Wilhelmi 36). Einen Tanz von zwei Reihen einander gegenüber tanzender Männer ſah Darwin (2, 230) an König Georgs Sund. Beide Reihen liefen entweder ſeitwärts oder nach dem Anderen grad aus, unter Armausſtrecken, Drehungen des Körpers und heftigem Aufſtampfen, ſo bald ſie ſich begegneten. Oder man tanzt paarweiſe, wobei man bald mit dem Geſicht, bald mit dem Rücken gegeneinander ſteht. Niederkauern mit geſpreizten Knien iſt eine Hauptbewegung bei vielen Tänzen. Auch Solotänzer treten nicht ſelten auf (Hunter 119).

er Tanz endet auch hier mit einem allgemeinen Schrei, Aufſtampfen
f die Erde und Emporhalten der Keulen (Köler 53; Wilh. 36),
e er auch bisweilen ſo beginnt (Browne 444 f.). Er dauert nie
ıger für den Einzelnen, als etwa 10 Minuten, weil die Bewegun-
ı zu heftig, zu ermüdend ſind (Wilhelmi 36). Die Tänze im
ɔrden unterſcheiden ſich in Nichts von den beſchriebenen (Teich. u.
chürm. 14 s. v. kuri; Macgill. 1, 151; vergl. 1, 311). Die
inze ſelbſt ſind von mannigfaltiger Art, religiöſe, kriegeriſche und
ɔeiternd zeitvertreibende. Urſprünglich aber ſind wohl alle Tänze
igiös. So der Corrobori, wie wir ſchon ſahen (Behr 91, Be-
reibung bei Browne 444), der zugleich auch als Friedensverſöhne-
ng zwiſchen einzelnen Stämmen dient. Denn zwei Stämme, welche
) ihre guten Geſinnungen bekräftigen wollen, tanzen ihn zuſammen
öler a. 57; Rockingh. b. Bowen 203). Auch die Tänze, welche
ın vor den Schlachten (Shayer 190) oder nach denſelben, um
· Feindesſchädel zu mißhandeln (Macgill. 2, 7) aufführt, ſind
ſprünglich gewiß religiös, ebenſo wie die Jagdtänze, der Emutanz,
r Kängurutanz, welche Darwin (2, 250; Browne 445) in
ınig Georgs Sund ſah: beim erſten ſtellte jeder Tänzer durch einen
:n den Hals des Vogels, beim zweiten einer das Känguru, die an-
:en die Jäger vor, gewiß urſprünglich nicht aus mimiſchem Inter-
:, welches bei ihren ſpäteren Aufführungen mächtig wirkt, man be-
ſichtigte vielmehr nur eine den Göttern heilige Darſtellung der
ɔiere, der Jagd, um die Götter dadurch gnädig, die Jagd günſtig
machen. Daß ferner die Tänze zu Ehren des Neu- oder Voll-
ɔndes, oder um drohende Geſpenſter der Nacht zu verſcheuchen
ɔhayer 190), daß auch dieſe urſprünglich religiös waren, leuchtet
ne Weiteres ein.

Die Lieder, welche die Eingeborenen ſingen, ſind natürlich alle mit
ɣt. Da ſie aber ſo viel, ſo bei allen Gelegenheiten ſingen, ſo ſind auch
ſe Texte ſehr mannigfaltig und es läßt ſich ihnen eine gewiſſe poetiſche
:gſamkeit nicht abſprechen. Namentlich über den Weſten des Landes aus
r Umgegend von Perth ſind wir unterrichtet. Ihre Poeſie iſt theils im-
oviſirt, theils überliefert von den Ahnen, theils auch au anderen
ndestheilen ſtammend und zu ihnen nur von Mund zu Munde ge-
ıcht (Salvado 305). Denn es gibt unter ihnen berühmte Dich-
:, deren Geſänge ſich fernher, von Gegend zu Gegend verbreiten und

überall ſo vielfach geſungen werden wie in Europa irgend ein Modelied. Dabei werden ſie oft ſo ſtark verändert, daß ſie für den eigenen Verfaſſer ganz unkenntlich werden (Weſtauſtr. Grey 2, 304-5; Oſtauſtr. Threlkeld eb.; Süden Wilhelmi 22). Oft auch werden ſolche berühmte Lieder von Stämmen geſungen, welche ſie ſprachlich nicht verſtehen (Wilh. 35). Ja es gibt auch einige hochberühmte Dichternamen unter den Eingeborenen, welche Poeten der Vorzeit angehören ſollen; wann aber, wo und ob ſie gelebt haben, iſt vollkommen dunkel (Grey 2, 304). Ihre Poeſie beſteht, wie ſich das nicht anders erwarten läßt, meiſt nur in kurzen Sprüchen, welche theils ein-, theils zwei- oder mehrzeilig und dann meiſt mit Reim verſehen ſind, wie ſie auch einen beſtimmten Rhythmus haben (Grey 2, 312; 308 f.; Eyre 2, 239; Wilh. 34-5), welcher auf dem Geſetze der Betonung zu beruhen ſcheint (Wilh. 35). Dieſe Zeilen, einer lebhaften Empfindung voll, werden nun in unzähliger Wiederholung, oft Stunden lang geſungen; ſo daß Salvados Ausdruck, ihrer Poeſie ſei beſonders Emphaſe und Wiederholung eigen (305), ſich durchaus beſtätigt. Uebrigens hat man auch Worte, welche nur der poetiſchen Sprache angehören (Grey 2, 308). In dieſer Form werden nun wichtige Ereigniſſe des Lebens ſofort aus dem Stegreif beſungen, doch hält ſich, wenn es Beifall findet, Lied und Melodie für lange Zeit, wird auch meiſt gleich bei ſeiner Entſtehung mit großer Begeiſterung von den Eingeborenen aufgenommen. So als der erſte Eingeborene ſich nach England einſchiffte, ſangen die übrigen in ewiger Wiederholung:

Wohin wandert das einſame Schiff?

Und bisweilen ſetzten ſie noch ein anderes bekanntes Trauerlied hinzu und ſangen (Grey 2, 310; 70).

Wohin wandert das einſame Schiff?
Meinen Liebling*) werd ich nie wiederſehn!
Wohin wandert das einſame Schiff?

---

*) Auſtr. kardang. Dies iſt ein ſolches poetiſches Wort und heißt eigentlich „jüngerer Bruder“. Während man in Proſa beſtimmte Worte hat für älterer, zweiter, dritter u. ſ. w. Bruder und dieſe ſtets ſehr genau anwendet: ſo gebraucht man in der Poeſie nur kardang „jüngerer Bruder“ — ein überraſchend zarter poetiſch gefühlter Zug!

Als er zurückkam, ſang man

Unſtät der Wind — o! unſtät der Wind — o!
Segel — o brauch, Segel — o brauch!

Man hat eine Menge rein lyriſcher Ergüſſe gleicher Art und gleicher Entſtehung. Im Südweſten ſingt man bei Abweſenheit eines Freundes ſtundenlang:

Kehre wieder, wieder o!

und Kaiber, Greys Reiſebegleiter ſang auf der Rückreiſe (2, 70):

Dorthin, Mutter — o, kehr ich zurück
Dorthin — o kehr ich zurück!

Auch Kriegslieder — eins lautet: „ſpeere ſeine Stirn, ſpeere ſeine Bruſt, ſpeere ſeine Leber", und ſo alle Körpertheile durch — hat man überall (Grey 2, 309; Turnbull 34; Macgill. 2, 7), ſowie Lieder höhniſch ſatyriſcher Art, z. B. (Grey 2, 308) eines von König Georgs Sund:

O was für ein Bein, o was für ein Bein, du känguruhüftiger Kerl!

Merkwürdig iſt, daß viele ihrer Gedichte der Art altes und mythiſches, jetzt auch, da ſie Niemand verſteht, myſtiſches Inhalts ſind (Grey 2, 306). So ſang man nordweſtlich von Perth:

Deine Axt iſt bei dir, o Warbunga:

in Bezug auf die Thaten eines Eingeborenen Warbunga, von dem ein Nachkomme gleiches Namens zu Greys Zeiten noch lebte. Hierher gehören auch die Geſänge bei der Tattuirung, beim Feſt der Mannbarkeit u. ſ. w. Die Lieder werden entweder von einzelnen Stimmen geſungen und der Chor fällt refrainartig ein, wie der Refrain überhaupt ſehr beliebt iſt; oder und ſo bei den Kriegs- und namentlich den Trauergeſängen, ſie werden ganz vom Chore vorgetragen, die letzteren namentlich von Weiberchören. Ein Beiſpiel eines Trauerliedes iſt jenes obige:

Meinen Liebling werd ich nie wiederſehen!

Höchſt beachtenswerth iſt es nun ferner, daß ſie auch längere Gedichte haben, von denen Grey zwei in, wie er ſagt, wörtlicher Ueberſetzung gibt (312; 315). Allerdings ſcheint er inſofern ungenau verfahren zu haben, als er vielfach einen künſtlicheren Strophenbau (gekreuzte Reime u. dergl.) angewendet hat. Er ſelber ſagt, daß die

Eingeborenen im Zorn eine Reihe von Vorwürfen rhythmiſch und reimend aneinander reihen und nicht eher aufhören, als bis ihnen der Athem ausgeht. So mögen dieſe längeren Gedichte entſtehen, welche indeß durch beſtimmte Refrainworte doch ein etwas feſteres Ausſehen gewinnen und in denen der Sinn durch eine Reihe Zeilen ſich fortſchlingt. Das eine, welches wir zur Probe unten geben*), iſt der Erguß einer Frau, welche von ihrem Mann eines anderen Weibes wegen verlaſſen war; das andere iſt der Geſang eines alten Weibes, welches zur Rache antrieb für die Ermordung eines jungen Mannes. Die Wirkung aller dieſer Poeſien auf die Gemüther der Zuhörer iſt eine ſehr große (Grey 2, 303; 313 f.). Die Bibliothek Sir George Greys enthielt eine größere Sammlung auſtraliſcher Lieder, welche leider zum Theil verbrannt und nur noch in Reſten übrig iſt (Grey u. Bleek II. N. 25 u. 43).

Von darſtellender dramatiſcher Poeſie kann ja eigentlich die Rede bei ihnen nicht ſein; doch müſſen wir hier nochmals an jene mimiſchen Tänze u. ſ. w. erinnern (Darwin 2, 230; Köler 53) und ferner an einen Zug, welchen alle Eingeborenen im reichen Maaße beſitzen, an ihre ſtaunenswerthe mimiſche Begabung. Namentlich die Europäer wußten ſie zu kopiren und zwar die Gouverneure ſo genau, daß man ſie zu ſehen glaubte (Turnbull 32; King 314; Cun-

*) Und zwar engliſch, um nichts zu verwiſchen. Die Verlaſſene ſingt:

Werefore came you, Weerang,
In my beauty's pride
Stealing cautiously
Like te tawny boreang (Hund d. Eing.)
On an unwilly bride.
't was thus you stole me
From one who wold me tenderly,
A better man he was than thee,
Who having forced me thus towed
Now so oft deserts my bed.
Yang, yang, yang yoh-,
Oh where is he, who won
My youthful heart,
Who oft used to bless
And call me loved one:
You Weerang tore apart
From his fond caress
Her, whom you now desert and shun;
Out upon thee faithless one:
Oh may the Boyl-yas bite and tear
Her whom you take your bed to share
Yang, yang, yang yoh-

Dann antwortet die neue Frau:

Oh you lying art ful one,
Wag away your dirty tongue
I have watchet your telltale eyes
Beaming love without disguise;
I' ve seen young Imbat nod and wink
Of tenen perhaps than you may think.

Es folgt dann eine allgemeine Prügelei.

ingham d. Ueb. 170; Weſten Peron d. Ueb. 1, 95; Süden öler 49). Auch im Erfinden von Spitznamen bewieſen ſie einen hlagenden Witz und höchſt ſcharfe Beobachtungsgabe für alle Schwä-en der Europäer (Cunningh. eb.).

Auch von proſaiſcher Darſtellung iſt Einzelnes zu erwähnen, zu-ächſt, daß ſie ſich Abends gern und vielfach Geſchichten erzählen, von n Thaten früherer Helden u. dergl. (ev. Miſſ. Mag. 1860, 264). uch an Geiſtermärchen fehlt es ihnen nicht, wovon Wilhelmi 34 nd Grey 2, 363 Beiſpiele geben und übertreibende Geſchichten von belhaften Thieren, rieſenmäßigen Schlangen u. dergl. ſind ſehr bei nen beliebt (Grey 1, 214 f.). Ferner haben ſie eine gewiſſe na-rliche Beredſamkeit (Köler d. 148 f.). Grey, welcher freilich (2, 63) ihnen die Beredſamkeit ganz abſprechen möchte, gibt dennoch ein-lne Proben, z. B. die Rede eines Eingeborenen, die er gehalten ha-n würde, wenn er Präſident geworden wäre (2, 345) und Anderes , 362 f.). Auch beweiſt der Bericht, welchen Jackei, der eingeborene eiſebegleiter Kennedys, von des letztern Abenteuern und Tod gibt Macgill 2, 228 f.), daß ihnen wirklich eine gewiſſe Kraft der ede zu Gebote ſteht: denn jener Bericht iſt ebenſo einfach als kräftig d tief ergreifend.

Zeigen ſich alſo die Auſtralier nach dieſer Seite hin keineswegs s ſehr tiefſtehend, ſo tritt uns dies erſt recht entgegen, wenn wir re Leiſtungen in den bildenden Künſten betrachten, für welche letz-en ſie ein ebenſo lebhaftes Intereſſe haben, als ſie gut dafür be-bt ſind. Faſt in ganz Auſtralien finden ſich Denkmale der Art. o ſchneiden die Eingeborenen von Port Philipp auf die Hautſeite er Kängurufelle allerhand Verzierungen ein, welche ſie bunt färben öler a. 67), auch auf die Rinde der Bäume zeichnen die Ein-borenen etwas mehr nach Weſten allerhand Figuren, auch phanta-ſche, den böſen Geiſt darſtellend (ev. Miſſ. Mag. 1860, 250). agas (2, 203 u. 271) ſpricht von 1″ tief eingeritzten Zeichnungen n Menſchen und Thieren. Philipp ferner ſah überall an Botany-i und Port Jackſon ſowie im Inneren Figuren von Thieren (Fi-en, Vögeln, Eidechſen, letztere beſonders groß), von Schilden, affen, Männern u. dergl., roh aber deutlich und ganz gut gezeich-t in die Felſen eingegraben, namentlich gut war ein tanzender ann auf der Spitze eines Hügels an einer Felſenwand dargeſtellt

(Philipp Reiſe 90; Tench 168). Im Norden fand ſich ganz ähnliches: auf Chasminſel im Carpentariagolf iſt eine Höhle, in welcher auf den weißen Fels mit ſchwarzer und rother Farbe Zeichnungen aufgetragen ſind, Kängurus, Schildkröten, eine Hand, ſodann ein Känguru, gefolgt von 32 Menſchen, deren dritter eine Art Schwert trägt und zweimal ſo groß als die anderen iſt (Flinders 2, 158; Grey 1, 258). Ebenſo war auf Clacksinſel (N.o.küſte) ein Felſen zunächſt mit Ocker roth grundirt und dann mit weißem Thon ziemlich gut Haie, Schildkröten, Trepang, Seeſterne, Keulen, Kähne, Kängurus, Hunde u. ſ. w. abgebildet, über 150 Figuren (King a. 2, 25; Grey 1, 259). Auch auf Depuchinſel (Foreſtergruppe), welche nur bei Ebbe zugänglich von den Eingeborenen nur zeitweiſe des Fiſch- und Vogelfangs wegen beſucht wird, befinden ſich auf den glatten „Grünſtein"felſen der Inſel eine ſehr große Menge der verſchiedenſten Gegenſtände entweder nur in den Felſen eingeritzt, oder mit der ganzen Fläche in den Stein eingehauen (Wickham J. R. G. S. 12, 79 f.). Es waren zahlloſe Darſtellungen, ſchlechterer und beſſerer Art, zum Theil ſehr genau in der Zeichnung und nach Wickhams Urtheil ſehr alt (eb. 80); am Schwanenfluß war eine Höhle, welche viele Zeichnungen enthielt, doch fand ſich hier (eb. 261) nur ſinnloſes Gekritzel. Im Inneren fand Auſtin an Felſenwänden, welche eine Quelle umgaben, Abbildungen von Menſchenhänden und Känguruſüßen (Howitt b. 2, 124), welche gewiß nur darſtellen ſollten, daß Menſchen und Thiere hierher kämen, um zu trinken. Auch im Nordweſten waren an der Küſte die Zeichnungen, welche Grey, auf Felſen und Bäumen ſah (ſie ſtellten Köpfe, Hände u. ſ. w. vor, 1, 111), ſehr ſchlecht; je weiter er dagegen ins Innere kam, um ſo beſſer waren ſie (263 f.). Am oberen Glenelg zieht ſich eine Hügelkette her von Sandſtein, welcher viele Höhlen hat. Viele derſelben ſind farbig (gelbroth meiſt) bemalt, in einer fand ſich ein 4' langer Fiſch abgebildet (Grey 1, 217): das merkwürdigſte aber bieten einige andere Höhlen ebendaſelbſt. Auf dem ſchräg anſteigenden Dachfelſen der einen iſt auf ſchwarzem Grund eine weiße Figur gemalt mit gelben Augen und breitwulſtigem gekräuſeltem rothem Haar, das mit regelmäßigen Reihen weißer Punkte verſehen iſt. Am Leib, der nicht ganz ausgeführt iſt, trägt ſie eine rockähnliche Bekleidung, enganliegend. An der einen Seitenwand daneben ſind übereinander vier Köpfe mit dickem

blauen Haarwulſt, ſonſt gleich, die eine mit Gürtel, die andere mit Halsband (1, 203). Oben an der Decke iſt eine elliptiſche Figur (3' Länge), in welcher auf goldgelbem rothgetüpfelten Grund, der durch ein breites weißes Querband getrennt iſt, ein rothes Känguru ſich befindet, nebſt zwei Pfeilſpitzen, deren eine nebſt zwei Kugeln auf das Thier zu, die andere von ihm wegfliegt; daneben noch ein Mann in rothen Umriſſen, der ein ausgemaltes rothes Känguru trägt und viele andere viel ſchlechtere Bilder von Thieren und Menſchen. In der zweiten Höhle befindet ſich ein ausgemeißeltes Haupt, $1^1/_2$" tief, 2' hoch, 16" breit, mit rundlich ausgewitterten Rändern (Grey 1, 205 f.); in einer dritten iſt als Hauptfigur an der Decke das Bild eines Menſchen in langem rothen Talar, mit langen Aermeln; das ganze iſt mit rother Farbe gemalt, das Haar wulſtartig angegeben, und in demſelben buchſtabenartige Zeichen, auf den Seitenwänden ſind ſorgfältige Abbildungen fabelhafter Schildkröten. Dieſe Darſtellung, welche vom Wetter gelitten hat, ſchien älter als alles Uebrige (1, 214 f.). Alle dieſe Gemälde ſchienen alt und von religiöſer Bedeutung zu ſein (eb. 1, 263). Die Zeichnung enthält viel rohes, wie denn z. B. allen Geſichtern der Mund fehlt und ſie könnten deshalb ſehr wohl von den Eingeborenen herſtammen, wofür auch der Umſtand ſpricht, daß ſie tiefer im Inneren ſind, als Fremde zu kommen pflegen und noch mehr, daß wir nur auſtraliſche Thiere, namentlich das Känguru, welches doch in Malaiſien z. B. ganz unbekannt iſt, abgebildet ſehen; die Haarwülſte beweiſen nichts, da wir die gleiche Friſur überall im malaiiſchen Archipel finden. Auch die Farben ſind nichts auffallendes und bei allen Neuholländern bekannt: das Schwarz iſt Kohle, Weiß und Gelb Thonarten, deren eine gebrannt das Roth liefert. Gelb wird auch noch aus dem Inneren der Neſter gewiſſer Ameiſen gewonnen, welche gelben Staub zuſammenſchleppen (Grey 1, 262 f.), ſowie von einem Fucus (eb.), wie man auch ſonſt Pflanzenſäfte als Farbe anwendet, z. B. um roth zu färben (Köler 52). Alle dieſe Farben ſind in jenen Höhlen mit einem harzigen unlöslichen Gummi überzogen (Grey 1, 203). Und doch iſt nicht anzunehmen, daß die Bilder wirklich neuholländiſchen Urſprungs ſeien wegen des langen Rockes mit langen Aermeln und ſodann wegen jener Buchſtaben. Wie ſoll man ſich nun entſcheiden? Malaiiſcher Einfluß iſt an der ganzen Nordweſtküſte nicht ſelten. Auf einer der Pellewinſeln

im Golf von Carpentaria, wo die Kähne von ungewöhnlich guter Bauart waren, fand Flinders (2, 172 f.) auch andere Spuren von fremden Beſuchern, wahrſcheinlich Malaien, Bugis oder Makaſſaren, Irdengeſchirr, Bambusflechtwerk u. dergl. Daſſelbe erwähnt King (a) von der Nordweſtküſte öfters, und Malaien verkehren hier zahlreich, da ſie namentlich um Port Eſſington Trepangfiſchereien haben (Campbell J. R. G. S. 4, 167). Die Bugi treiben vielfach Handel nach dem Golf von Carpentaria und geben den Anwohnern deſſelben Zeugniß, daß ſie ſehr viel höher ſtehen, als alle übrigen Auſtralier was wohl eben eine Folge dieſer Handelsverbindungen ſein mag (Earl J. R. G. S. 11, 156). Dieſe Händler konnten überall im Norden als Dolmetſcher dienen, denn allwärts ſprechen die Eingeborenen ein ſchlechtes Makaſſariſch (Earl eb. 12, 139 f.). Auch hier ſollen die Bewohner des Inneren ſehr viel höher ſtehen als die der Küſte, und auch bei ihnen halten ſich einzelne Makaſſaren längere Zeit, mehrere Monate auf (eb. 140). Ja Wind und Wellen ſelbſt befördern dieſen Verkehr, der ſicher alt iſt und nicht erſt, wie Flinders (2, 257) in Timor hörte, ſeit 20 Jahren beſteht: denn gar nicht ſelten werden Prauen aus Malaiſien noch über die Wellesleyinſeln hinaus durch die heftigen Nordweſtwinde verſchlagen (eb. 141; W. Earl 197). Nach alle dem wird es kaum zweifelhaft ſein, daß wir jene beſſeren Bilder den Bugis oder doch ihrem Einfluß zuzuſchreiben haben; und was die Sache ganz unzweifelhaft macht, iſt der Umſtand, daß jene übergeſchriebenen Charaktere, wie ſie Grey abgebildet hat, Buchſtaben aus der Bugi- oder makaſſariſchen Schrift ſind. Jenen Mann hat alſo entweder ein Neuholländer gemalt, der längere Zeit mit den Bugis verkehrt hatte, wie ja Neuholländer jener Gegenden nicht ſelten malaiiſche Länder beſuchen (Jukes 1, 359), oder aber ein Bugi hat es gethan, welcher längere Zeit im Inneren Auſtraliens lebte und daher ſeinen Gaſtfreunden zu Gefallen oder in ihrem Auftrage neuholländiſche Thiere malte. Schließlich ſei noch auf den Umſtand hingewieſen, den ſowohl Grey (1, 253) als auch Wickham hervorheben, daß ihre Bilder durchaus nichts Obſcönes enthalten.

Zeigt dies Alles nun ſchon, daß die Eingeborenen höher ſtehen, als man gewöhnlich denkt, ſo geht dies auch aus Folgendem hervor. Wie ſie verſchiedene meiſt beſchreibende Namen haben für jeden Fluß, Felſen, Berg, jede Ebene u. ſ. w. (Dumm. Lang 444), ſo unter-

ſcheiden ſie auch jedes Thier, ja die einzelnen Körpertheile mancher Thiere (ſo wie bis ins einzelnſte des eigenen Leibes) und jede einzelne Pflanze mit beſonderen Worten (Cook 1. R. 3, 226; Grey 2, 209; Mitchell Journ. 70; Lang N. S. Wal. 2, 87 Vokabb.). Aber wenn man (Eyre 2, 392) behauptet hat, es gäbe kein allgemeines Wort für Baum, Fiſch, Vogel u. ſ. w., ſondern nur Specialnamen: ſo iſt dies ein Irrthum, wenigſtens ſicherlich nicht allgemein richtig (Sturt 1, 318; 2, 141; Vokabb.). Auch ihre Ortskenntniß iſt ſehr groß, ſo daß ſie auf eine Tagereiſe weit die Richtung, in der ein Punkt liegt, vollkommen genau beſchreiben (Mitchell three exp. 1, 200; Stokes 1, 222) und ebenſo genau iſt ihre Erinnerung von Oertlichkeiten, welche ſie einmal beſucht haben, und ihr Gedächtniß wahrhaft ſtaunenswerth: Sturt (1, 107) erzählt, daß er nach vierzehn Jahren von Eingeborenen, die ihn vor dieſer Zeit nur eine oder zwei Stunden geſehen hatten, wiedererkannt ſei, und ähnliches berichten auch andere Reiſende. Aber mehr noch: ſie benennen verſchiedene Sternbilder, den Orion, das Siebengeſtirn, die Milchſtraße u. ſ. w.; ſo wie einzelne Sterne, wie z. B. die Zwillinge bei ihnen „der ſchwarze Mann und ſeine Frau“ heißen, deren Heldenthaten in beſonderen Liedern gefeiert waren (Lang Polyn. nation 247), wie ein rother Stern als Vater des Orion gilt (Shayer 193) und das Sternbild ſelber in Südauſtralien für eine Schaar Jünglinge auf der Kängurujagd gehalten wird (Freyc. 2, 758; Teich. u. Schürm. 37; 47; 55; 56; 62; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 304); nach dem Stande des Mondes wiſſen ſie zu beſtimmen, welche Zeit es iſt (Mill bei Peterm. 1862, 80), wie ſie auch nach Nächten zählen (Freyc. 2, 758). Auch theilen ſie (eb.) den Himmel in acht Himmelsgegenden ein und nennen die Winde mit dem Namen derſelben (King 317; Teich. u. Schürm. 3 s. v. bokarra). Ja auch Spuren einer Jahreseintheilung finden ſich, wie man im Weſten zwar keine einzelnen Monate, aber ſechs Jahreszeiten mit verſchiedenen Namen (Salvado 303; Nind 48), im Süden einen Stern als den Herbſt anzeigend kannte; und für Herbſt und Frühling ein beſonderes Wort hatte (Teich. u. Schürm. 37; 55). Stämme im Inneren ſehen den Wechſel der Jahreszeiten aus dem verſchiedenen Stand der Sterne (Sturt 2, 138). Doch bezeichnete man den Herbſt auch nach den heftigen Stürmen, welche zu wehen beginnen

(eb. 50). Einzelne Theile des Jahres werden auch nach dem Fang und Vorkommen beſtimmter Thiere genannt (Macgill. 2, 21).

Auch in dem Tauſchhandel waren vornehmlich die Völker der nördlichen Gegenden nicht ungeſchickt. Die Bewohner von Cap York handeln mit den Torresinſulanern, indem ſie Caſuarfedern, Steinkeulen ein, und Waffen, Muſchelſchmuck, Bambuspfeifen u. ſ. w. ausführen (Macgill. 1, 125; 2, 4). Ebenſo waren Handelsintereſſen auch an anderen Orten rege, im Oſten (Macg. 1, 87), im Norden ganz beſonders, wie wir ſchon ſahen, im Süden, wo man ein beſonderes Wort für Handel hat (Teichelm. und Schürm. 47 s. v. titta, zugl. verknüpfen). Hier handeln die Eingeborenen untereinander und mit den Fremden, indem ſie gegen Opoſſums Gummi, Reis, Zucker u. ſ. w. eintauſchen, von Norden aber rothen Färbeocker einführen (eb. 52; 61). Die Bewohner von Neu-Südwales, welche allerdings am tiefſten ſtanden, kannten den Handel nicht (Cook 1. R. 3, 235), doch ließen auch ſie ſich zu ihm gewöhnen (Philipp Tageb. 256), wenn dies gleich Cook nicht gelang.

Sie zählen wohl nie über 5: Gaimards Vokabular von Port St. Vincent, welches Zahlen bis 20 enthält, iſt wie es ſcheint, ganz unzuverläſſig (d'Urville a. Philol. 2, 6). Bis 5 zählen die Anwohner der Jervisbai (Gaimard eb. 11), Stämme um Sydney (Pott Zählmethode 46 nach Balbi), in Viktorialand (voc. of dial. 3), die Eingeborenen von Georgs Sund (Scott u. Rind, bei Marsden m. w.) und ebenſo, um dies gleich hier zu bemerken die Tasmanier (voc. of dial. 3). Andere Sprachen zählen nur bis 4, ſo das Kamilarei (um den Maquarieſee, Hale 487), der Adelaideſtamm (voc. of dial. 3), ferner Stämme im Oſten (King 317), eine große Menge nur bis 3, ſo viele Stämme im Südweſten (Salvado 303), andere im Süden (Eyre 2, 392), die Stämme der Moretonbai (Latham bei Macgill. 2, 336), die an der Raffleſbai, am Peelfluß, am Maquarieſee einzelne, am Lachlan (eb.), die Gudang an Cap York (Macgill. 2, 301) u. ſ. w.; die meiſten nur bis 2, ſo die Mehrheit der ſüdauſtraliſchen Stämme (voc. of dial. 3; Stanbridge Ethn. Soc. N. S. 1, 304; Shayer 49), das Kowrarega am Cap York (Macgill. 2, 301), das Wiradurei (im Inneren, 200 Meilen weſtl. vom Maquariſee, Hale 487) und viele andere Sprachen, welche Latham (bei Macgill. 2, 336 f.) aufzählt.

Man sieht also, daß oft ganz dicht bei einander wohnende Stämme eine verschiedene Zählmethode haben; daß aber ferner — und das ist für uns das Wichtigste — auch besonders gebildete Stämme wie die Kowrarega „nicht 3 zählen können", daß also die Zählmethode nicht eben viel für den Bildungsstand der Stämme beweist, vielmehr dieselbe sich nach dem Bedürfniß richtet; ein Bedürfniß zu zählen war aber bei allen diesen Völkern kaum vorhanden. Doch haben die meisten aus ihren 2 oder 3 Grundzahlen durch Composition noch eine ganze Reihe höherer Zahlen gebildet. — Sprachen lernen sie leicht. Die Anwohner von Port Essington sprechen englisch und malaiisch (Keppel a. 2, 157) und englisch haben alle sehr rasch gelernt, sprechen es jetzt auch meistens, wenn auch nur gebrochen (Köler 49; Turnb. 32; ev. Miss. M. 1860, 276 u. oft.), wie sie auch rasch und leicht, wo man sie gut behandelte, sich nicht nur in die äußeren Formen des englischen Lebens hineingefunden haben (Hunter 61; King 314 und viele Beisp.), sondern auch lesen und schreiben leicht und gut gelernt haben (Osten, Cunningham d. Ueb. 183; Westen Salv. 291; 293). Dasselbe bemerkte Prichard (5, 266) an zwei australischen Knaben in London und Pickering (140) daß australische Kinder in der Schule sich den europäischen durchaus nicht nachstehend zeigen; was Sturt (2, 284) für den Elementarunterricht bestätigt, für alle höhere geistige Entwickelung aber leugnet.

Wir können jetzt ein Urtheil über ihre Geistesgaben fällen, über welche man sehr verschieden, meist aber sehr absprechend geurtheilt hat. So, abgesehen von Dampier (2, 140) und anderen älteren Reisenden, welche das Land eben nur berührten, Turnbull, der sie (31) die allerbarbarischsten Menschen nennt und behauptet (22), sie hätten seit der Gründung der Colonie in Port Jackson auch gar nichts von den Engländern gelernt, oder Breton, nach welchem (196) ihr Verstand kaum so hoch steht, als der des Orang Utang; Meinicke c. 522 stellt sie auf die tiefste Stufe aller Völker der Erde (wie das ja häufig geschieht) und nennt sie einen der Entwickelung entschieden abholden und dem Untergang geweihten Volksstamm. Darwin dagegen (2, 212) stellt sie schon höher, mehrere Stufen höher als die Feuerländer, welche ihm in der Reihe der Völker unten anstehen. Zunächst nun ist natürlich, daß die vielen Stämme Australiens nicht alle gleichmäßig angelegt sind; daß die leiblich verkommenen auch geistig tiefer

ſtehen, daß gerade die Bewohner der Oſtküſte mit denen die Europäer zuerſt und zumeiſt in Verkehr kamen, die mindeſt befähigten ſind. Ferner iſt aber wohl zu beachten, daß die Art, wie die Europäer mit ihnen verkehrten, wahrhaftig nicht geeignet war, die Eigeborenen heranzuziehen, zu entwickeln und endlich, daß auch unter den einzelnen Stämmen einzelne Individuen dummer und ſtumpfer ſind als andere. Auch hat man ſie vielfach unrichtig für ſtumpf gehalten, wie z. B. Cook (1. R. 3, 235), der aus ihrer geringen Neigung zum Stehlen, aus ihrer Gleichgültigkeit gegen die europäiſchen Dinge auf große geiſtige Stumpfheit ſchloß. Aber wie konnten ſie ſich denn für Dinge intereſſiren, die ſie nicht kannten, die ihnen abſolut fremd waren? Wie konnten ſie in ihrer Einſamkeit, höchſtens verkehrend mit Stämmen die ihnen feindſelig und gerade ſo armſelig waren als ſie, etwas von Tauſchhandel wiſſen? Es iſt freilich wahr, daß ſie das Schwein welches man ihnen brachte nicht gezähmt, ſondern frei in den Wäldern haben laufen laſſen (Wilkes 2, 268 not.), wohingegen ſie den Hund gezähmt, ja als Jagdthier abgerichtet haben (Peron 2, 407). Dazu kommt nun, daß genauere Kenner der Auſtralier von ihrer Indifferenz ganz anders urtheilen. Man ſieht ihnen, ſagt Stokes (1, 170), ſelten Neugierde oder Verwunderung an; indes ſind ſie darum durchaus nicht dumm zu nennen; und gerade im Norden zeigen viele Stämme ſich ſehr lebhaft intereſſirt (Stokes 1, 410) in fortwährenden Handelsbeziehungen gar bald wirklich das Nützliche allem Anderen vorziehend (King a. 1, 111; 121); und daſſelbe gilt z. B. von den Stämmen am Narran (Mitchell Journ. 110) und vielen anderen. Große Geiſtesſchärfe rühmt auch Darwin (2, 212) von ihnen; es fehlt ihnen keineswegs an Fähigkeiten (Barrington hist. 505). Lebhaft und wißbegierig, fand ſie Hunter (19; Cunnigh. d. Ueb. 183). Und einzelne ſehr befähigte Menſchen haben ſich bei allen dieſen Stämmen gefunden. Macgillivray fand am Port Eſſington gar manchen Eingeborenen, der weit über den gewöhnlichen Schlag der Europäer hinausragte und ſchildert einen davon genauer (1, 154 f.). Und ſolche Beiſpiele ſind häufig; faſt jeder Reiſende iſt mit irgend einem Eingeborenen der Art umgegangen (z. B. Macgill. 1, 164; 154; Mitchell Journ. 415; Grey 2, 370; ev. Miſſ. Mbg. 1860, 277). Im Anfang der vierziger Jahre erhielt ein Eingeborener den erſten Preis im Sydney-College (Hodgſon 253). Be-

nders guten Verstand zeigen sie in mechanischen Fertigkeiten (Hodgnson 243). Mitchell (Three exped. 2, 334; Journ. 412) llt sie höher als unsere Bauern, ähnlich Baker (148). benso urtheilt Macgillivray (1, 154), Gregory (Peterm. 1862, 38) und Grey (2, 368): sie haben einen richtigen Begriff vom esen und Wert des Geldes und wissen zu sparen: Anständig bendelt sind sie durchaus brauchbare, nicht entfernt „wilde" Menschen; d wenn Grey (2, 374) ihnen dieselbe Geschicklichkeit und Intelligenz ie anderen Menschenracen zuspricht, so spricht er damit unser Urtheil s. Uebrigens scheint es, als ob sie von höherer Bildung herabgenken seien — ein Gedanke, welchen auch Hale (115) schon ausgerochen hat, den Grey (2, 217-24) zwar verwirft, aber aus nicht chhaltigen Gründen. Hierfür spricht vieles ihres Malereien, ihrer oesien und Erzählungen, sowie auch der Umstand daß sich an vielen rten des Continents ein dem melanesischen etwa gleichstehender Hausu findet, während an anderen ein so ganz schlechter herrscht. Ihr ben hat überhaupt etwas ungleiches und ist sicher nicht dem Boden, f dem es sich bewegt, entsprungen: sonst müßte es mit ihm in ößerer Harmonie stehen. In unserer folgenden Betrachtung, wird ch manches Hierhergehörige sich finden, wie denn Hale mit Recht auf anche Feinheiten im Familienleben z. B. auf die Achtung gegen das lter hinweist. Auch in der Mythologie werden sich uns einige nliche Gesichtspunkte ergeben, wie ferner eine so weitgehende Eineilung des gestirnten Himmels in einzelne Sternbilder keineswegs nem ganz tiefstehenden Volke zuzuschreiben, die Jahreseintheilung, die h hin und wieder findet, ebenfalls höchst merkwürdig ist und rade durch ihre Seltenheit als letzter Rest früherer allgemeinerer itte erscheint.

Auch moralisch sind sie lange nicht so verworfen, als man sie gewöhnh schildert (Darwin 2, 212). Trägheit wirft man ihnen hauptchlich vor; aber daß diese keineswegs unbesieglich ist, dafür hat man eweise (Breton 241). Im Norden sind sie vielfach willig zur rbeit als Schäfer, Wasser- und Holzträger, als Gehülfen bei der rnte gewesen (Cunningham 2, 13; d. Ueb. 169), von Perth erzählt rey ähnliches und einzelne Beispiele großes Fleißes sind nicht selten. hr tägliches Leben geht in einer fortwährenden Reihe von Mühlen und Arbeiten hin (Hüber 428). Die um Port Essington ge-

hen häufig auf Seereisen mit den Malaien (Jukes 1, 359), wie denn auch die Engländer manche freiwillige Reisebegleiter unter ihnen gefunden haben (z. B. Kennedy bei Macgill. 2, 228; 1, 154; Stokes 1, 227; Mitchell Journal 415). Der erste Verkehr mit den Eingeborenen war meist sehr schwierig, denn sie zeigten sich vielfach außerordentlich scheu (Cook 1. R. 3, 86 und sonst; Turnb. 37; Tench 149; Hunter 22; White 104; Macgill. 1, 65) und so fand sie Leichhardt im Innern fast überall. Hiermit steht auch im Zusammenhang, daß sie häufig gegen Fremde äußerst feindselig auftreten, wie es schon Dampier erlebte (2, 144; Hunter 20; Peron 1, 92; Stuart bei Peterm. 1862, 62; Burke eb. 69). Stokes hat mehrfach auf das äußerst verschiedene Benehmen der Eingeborenen gegen europäische Reisende hingewiesen: manche zeigten sich durchaus feindselig, andere Stämme dagegen auch freundlich und zutraulich. Eine gewisse Gutmüthigkeit und Freundlichkeit scheint allerdings ein Grundzug ihres Charakters: so fand Macgillivray die Nordstämme mit wenigen Ausnahmen, wie auch einzelne Stämme im Osten (1, 91; 121), so King (bei Leichhardt 211) die der Rockhinghambai, Philipp (Tageb. 193), White (104), King (314) die Bewohner von Port Jackson; so Peron (2, 250 d. Ueb.) die von Nuytsland, Grey und Gregory (Peterm. 1862, 284) die der Nordwestküste. Allein sie sind sehr ängstlich und schreckhaft: und wie sich hieraus ihr Mißtrauen, das sie vielfach gezeigt haben, wenigstens zum Theil erklärt, so auch vielfach ihre Feindseligkeit. Plötzliche Annäherung setzt sie immer in Schrecken: und von diesem Gesichtspunkt muß man ihre Feindseligkeit gegen die Europäer vielfach auffassen. So zog Kennedy (Carron bei Macgill.) vorwärts vielfach umschwärmt von feindlich drohenden Eingeborenen, die ihn endlich ermordeten, die ihn vielleicht nicht getödtet hätten, wenn er nicht so ohne Weiteres in ihrem Gebiete aufgetreten wäre. Auch der Argwohn den sie fast immer gegen Fremde gezeigt haben, wurzelt hier (Tench 183; Peron 1, 432): daher sind sie oft schweigsam und zurückhaltend, ja abweisend gegen die Europäer, ihre Sitten und Waaren gewesen (Hale 109; Pickering 139). Oft aber ist es auch nur, daß sie nicht in der Laune sind, sich vor Fremde in ihrer ganzen Geschicklichkeit zu zeigen (Mundy 1, 222). Wilde Blutgier darf man in ihren Feindseligkeiten gegen die Weißen durchaus nicht

ſehen. Denn durchſchnittlich ſind ſie keineswegs vorragend kriegeriſch und Burke nennt ſie (Oſtküſte, Inneres) geradezu feige, während man den meiſten eine gewiſſe Tapferkeit, ja Kühnheit (Stuart bei Peterm. 1861, 38; Cunningh. 171; 174 u. ſ. w.) nicht abſprechen kann. Aber nur ſehr ſelten haben die Eingeborenen geplündert oder Blut vergoſſen ohne eine Urſache, welche Europäer auch dazu getrieben haben würde (Eyre 1, 166); und an ihren Ueberfällen und Feindſeligkeiten waren meiſt vorausgegangene Beleidigungen oder Mißhandlungen der Weißen ſchuld (Macgill.) während umgekehrt freundliche Behandlung ſie in den meiſten Fällen mild und freundlich gemacht hat (Sturt 1, 116; Eyre; Hunter 112-3). Sie ſind bisweilen ſogar weichherzig, wie man ſie wohl in Thränen bei den Leiden eines Andern ausbrechen ſah (Wilh. 26). Sind ſie aber in der letzten Todesgefahr, dann treibt ſie Angſt und Verzweiflung zu blind wüthender Vertheidigung auch gegen einen überlegenen Feind. Selbſtmord aber iſt ihnen unbekannt (Grey 2, 248), obgleich ſie auf ihr Leben eigentlich keinen Werth ſetzen (Phil. Tageb. 265). Auch bei Schmerzen und Wunden klagen ſie nicht (Wilh. 26; Dawſon 317); aber ſelbſt dieſen Zug hat man ins Schlechte umgedeutet und nur Indolenz und Stumpfheit darin ſehen wollen (Turnbull 35). Ihre Feindſeligkeit bricht aber keineswegs immer offen hervor, ſie tragen ſie, wenn ſie beleidigt ſind, oft lange mit ſich umher, bis ſie dann bei Gelegenheit losbrechen: denn ſie ſind erſtaunlich rachſüchtig und vergeſſen eine zugefügte Beleidigung nie, wie Philipp (Tageb. 258) und Cunningham (177; 180; ebenſo Freycin. 2, 137) verſichern, während nur Dawſon (328) das Gegentheil behauptet. Doch auch er geſteht zu, daß ſie ſehr empfindlich ſind (eb.), was auch Philipp (Reiſe 70) und Cunningham (d. Ueb. 180) beſtätigen. Dieſe Empfindlichkeit wurzelt in ihrem Stolz und der iſt wie bei den meiſten Naturvölkern ſehr groß. Nach Hale (109) ſehen ſie einen Anderen nie als überlegen an, ſtellen ſich dem Höchſtgeſtellten gleich, ſetzen ſich gleich beim Eintritt ins Zimmer, reden Niemanden anders als mit ſeinem Namen an und ſo ſagten ſie auch, wenn ſie arbeiten ſollten, daß nur der Weiße arbeite, der Schwarze dagegen Gentleman ſei und Gewalt und Drohungen vermögen nichts über ſie (Hale 109). Mag nun auch z. B. das Niederſetzen vielleicht eher das Gegentheil als Stolz ſein: ſo haben ſie jene letztere Eigenſchaft jedenfalls im hohen

Maße. Auch das ſpöttiſche Nachahmen der Europäer beruht mit auf ihm. Ihre Rachſucht iſt es auch, welche ſie oft zum Verrath antreibt, doch ſie nicht allein: vielmehr ſind ſie vielfach verſchlagen (Stuart bei Peterm. 1861, 38; Melv. Inſ. Campbell J. R. G. S. 4, 153) und Cunningham (d. Ueb. 171; 174) nennt ſie im Ueberliſten Meiſter. Die Umwohner um Port Jackſon logen aufs hartnäckigſte, wenn man ſie nicht auf der That ertappt hatte (Philipp Tageb. 253), verrätheriſch nennt ſie Hunter (47) ſowohl wie Peron (Südoſtſpitze, 1, 432) und Stuart (Petermann 1862, 62). Ja oft ſogar, wenn man durch Geſchenke und gute Behandlung die Eingeborenen vollſtändig gewonnen zu haben glaubte, griffen ſie plötzlich die Europäer feindlich an, da ſie Güte und Freundlichkeit für Schwäche halten (Oxley 348; Mitchell three exped. 1, 271; 300). Derartige Verrätherei aber erkennt man durch all ihre Gleißnerei hindurch an ihren funkelnden, unſtäten Augen leicht (Leichhardt 406). Daß ein Auſtralier einſtmals ſeinen Freund, der als Mörder gehängt werden ſollte, für eine Pferdedecke verrieth und ſich deſſen rühmte, nicht ſchämte, iſt ein einzelner Fall, alſo ohne Bedeutung: derjenige Europäer, welcher die Pferdedecke bot, iſt härter zu beurtheilen. Und daß ſein Stamm hierbei nichts Unnatürliches fand (Behr 90), ſieht ſchlimmer aus, als es iſt: der Stamm kümmert ſich um die Handlungen der Einzelnen nie. Und während ihnen Barrington (hist. 192) jede Dankbarkeit abſpricht, gibt Tawſon, allerdings neben einem Beiſpiel von großer Undankbarkeit (294), auch Beweiſe ihrer Dankbarkeit und Treue (eb. 273; ebenſo Freyc. 2, 739) und der Bericht der herrenhutiſchen Miſſionäre (ev. M. M. 1860), ſo ungünſtig er ſonſt lautet, läßt ſie als dankbar erkennen. So haben ſie ſich auch ſonſt vielfach gezeigt, z. B. Jackey, Kennedys Begleiter, welcher mit feſteſter und rührendſter Treue ſein eigenes Leben nicht achtete, um ſeinem Herrn zu helfen (Carron bei Macgill. 2, 200 f.). Ihrem Stamm hängen ſie treu an (Hodgkinſon 43; Phil. Tageb. 265; Holmann 4, 423), ja ſelbſt ihren vaterländiſchen Boden lieben ſie (Hodgkinſon 43). Man ſollte deshalb auch das Entfliehen ſolcher Eingeborener, welche (meiſt durch gewaltſames Feſthalten) von den Europäern erzogen wurden, nicht immer nur als ſtöckige Unverbeſſerlichkeit bezeichnen: es liegt mehr darin, die Liebe zum väterlichen Lande, zu den Ihren. Unter ſich ſind ſie offen und zutraulich, leben-

big und fröhlich, sanft und friedlich (Georgs Sund, d'Urville a. l., 117; Essingt. Campbell J. R. G. S. 4, 173; Eyre 2, 211), oft freiwillige Geschenke machend, das Erbeutete ohne Selbstsucht mittheilend (eb. Dawson 202; 239), ja geizig sein gilt als höchster Schimpf (Wilh. 37) und freigebig sind sie gegen Freunde und Fremde stets (Keppel a. 2, 167; Freycin. 2, 740). Allein mitten aus dieser Friedlichkeit heraus brechen sie oft in wilder Leidenschaft, wenn irgend beleidigt, feindschaftlich gegen einander los (Wilh. 37) und umgekehrt, daß sie eben noch in wildester Feindseligkeit gegen einander, sehr rasch versöhnt und friedlich werden, sahen wir schon. Dieser stete Wechsel der Stimmungen, diese Veränderlichkeit, welche sie selten bei einem Gegenstande lange verweilen läßt, und über die sich namentlich die Missionare beklagen (ev. Miss. Mag. 1860, 185; Tench 183; Hale 109; Philipps Tageb.; Cook 1. R. 3, 178 f.), ist bei einem Volke, welches von geistiger Zucht nichts kennt und ganz unter der Herrschaft äußerer Vorstellungen steht, durchaus nur natürlich. Zum Theil — aber nur zum Theil — hängt damit auch das Unstete zusammen, was sie vielfach in der Aneignung der Cultur gezeigt haben, so wie auch ihre große Lust zum Wandern, der sie schwer zu widerstehen wissen. Nur die Kehrseite dieses Charakterzuges ist es, wenn sie auf der andern Seite eigensinnig und unbändig sind, wenn ihnen ein Wunsch nicht in Erfüllung geht (Beisp. Cook 1. R. 3, 178 f.; Phil. Tageb. 252). Auch ihre Begehrlichkeit wurzelt hier; obwohl diese im Anfang nicht sehr stark auftrat und sie also verhältnißmäßig ehrlich waren, so zeigten sie sich doch gar bald, als sie den Werth europäischer Besitzthümer erkannten, vielfach habgierig und diebisch (Tench 183; Will bei Peterm. 1862, 70; Phil. Tageb. 222; Reise 70) und so listig wußten sie sich oft in Besitz des Gewünschten zu setzen, daß sie Cunningham höchst verschmitzte Gauner (d. Ueb. 174; 171) nennt. Auch durch Zudringlichkeit suchten sie ihre Wünsche zu erlangen (Will eb.; White 69) und so sind sie vielfach zudringliche, oft ganz unverschämte Bettler geworden (Cunningh. eb. 168; ev. Miss. Mag. 253; 258). Aber auch Beispiele großer Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit finden sich, von denen Sturt (2, 276) mehrere erzählt.

Polygamie herrscht überall in Australien, doch ist sie bei Port Essington selten (Macg. 1, 151). Im Nordwesten haben die Män-

ner 5—11 Weiber (Grey 1, 256; 2, 230; Rafflesbai Wilſon narr. 143), am unteren Murray bis an vier, ſie tauſchen die Töchter von anderen für ihre Schweſtern ein (Angas 1, 93), im Südweſten gewöhnlich nur zwei (Salvado 313), ebenſo um Port Jackſon, eine weit größere Zahl am Georgs Sund (Browne 450), doch iſt eine größere Zahl durchaus erlaubt (Phil. Tageb. 217; Henderſon 2, 102; Monatsb. d. Berl. geogr. Geſ. n. F. 4, 228); fünf hat man als höchſte Zahl am Cap York (Macg. 2, 8). Das Vermögen entſcheidet hier; meiſt hat man nicht ſo viel Beſitz als zur Ernährung ſo vieler Weiber nöthig iſt und da ſie ſelber wieder tüchtige Kräfte ſind, ſo iſt es kein Wunder, wenn mit der Zahl der Weiber das Anſehen des betreffenden Mannes ſteigt. Die Mädchen werden jung verlobt, oft noch als Kinder, ja vor der Geburt (P. Eſſington Macgill. 1, 151) an erwachſene Männer, die oft ſchon verheirathet ſind (Grey 2, 230; Macgill. 2, 8; Browne 450; Stanbridge Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 288; Wilhelmi 19) und gehören dann im Weſten gleich in die Familie des Bräutigams, ſo daß ſich die Eltern nicht mehr um ſie kümmern (Grey 2, 230); im Süden bleiben ſie bis zum reifen Alter bei ihren Eltern und werden erwachſen zu ihren Männern geſchickt, deren Weiber ſie nun ohne weitere Ceremonien ſind (Wilh. 19). Doch gibt es verſchiedene Arten, wie die Weiber gefreit werden. Entweder man hält friedlich um ſie an, wo dann die Einwilligung des Vaters die Sache beendet, dem der Freier ein Geſchenk macht und der dann ſeine Tochter demſelben gibt (Salvado 313; Macgill. 2, 8), an der Rafflesbai wird das Mädchen an der Hand von ihren Eltern dem Manne zugeführt; ſie ſetzt ſich dann auf die Erde neben zwei brennende Holzſcheite, welche ihre Eltern mitbringen und an den Boden legen (Wilſ. narr. 144): oder aber die Braut wird geraubt. Es iſt ſtrenge Sitte, daß jeder Mann ſeine Frau aus einem anderen Geſchlechtsverband oder Clane nimmt; daher die frühen Verlobungen oft geſchehen, um erwünſchte Verbindungen anzuknüpfen (Stanbridge 288). Dies gilt als ſo ſtrenges Geſetz, daß Dawiderhandeln als Inceſt angeſehen und mit dem Tode beſtraft wird (Grey 2, 252 f.; K. Georgs Sund Rind J. R. G. S. 1, 38; Wilhelmi 19; Collins 559); daß es für das beſte gilt, die Frau ſich aus möglichſt großer Entfernung zu holen (Rind 44). Im Südoſten iſt es nun Sitte, daß wenn ein Jüng-

ling im Nachbarſtamm ein Mädchen findet, welches ihm gefällt, er ſich zunächſt ihre Zuſtimmung erwirbt und dann mit ihr entflieht, und zwei Nächte und einen Tag im Walde bleibt, damit er den (fingirten) Nachforſchungen und Verfolgungen des Stammes, zu welchem das Mädchen gehört, entgehe. Mit ſeiner Heimkehr iſt die Ehe geſchloſſen (Wilhelmi 19 f.); eine Sitte, welche uns ſogleich an ähnliches in Melaneſien erinnert. Weit roher finden wir den gleichen Gebrauch in Neuſüdwales. Denn hier wird das Mädchen, auch wenn ihm und den Seinen die Ehe recht iſt, ſtets heimlich von dem Bräutigam und ſeiner Partei überfallen und womöglich geraubt. Da aber die Angehörigen des Mädchens auf ihrer Hut ſind, ſo kommt es meiſt zu einem ſehr hitzigen Kampf, in welchem die meiſten und oft ſehr ſchwere Prügel — die Braut empfängt, welche beide Parteien hin und herzerren, ſo daß ſie auch Verrenkungen oft beträchtlicher Art gar nicht ſelten erleidet. Und dabei iſt das ganze Gefecht ſehr häufig nur Scheingefecht, dem Herkommen gemäß, welches ſelbſt die Weiber nicht abgeſchafft wiſſen wollen! (Turnbull 42; Hodgſon 243; Philipp Tageb. 234; Barrington 35; Cunningh. 2, 20. d. Ueb. 172). Uebrigens kommt auch hier friedliches Anhalten vor neben dem Entführen (Shayer 191). Solche Entführungen ſind übrigens bisweilen auch reine Gewaltakte, indem irgend einem ein Mädchen, eine Frau (denn ob die Erwählte ſchon verheirathet iſt, darum kümmert man ſich bei einem ſolchen Raube nicht, bei welchem überhaupt die Neigung oder Abneigung der Frau gar nicht in Betracht kommt), gefällt und er ſie nun gewaltſam, wohl auch gegen ihren und der Ihren Willen raubt (Dawſon 153). Ein ſo geſchädigter Stamm nimmt übrigens Repreſſalien (d'Urv. a. 1, 454). Auch im Weſten iſt die Sitte, die Frau zu rauben, häufig und werden namentlich ſchöne Frauen geraubt (Salvado 314; Georgs Sund Browne 450), oft gewaltſam und gegen ihren Willen, worauf indeß der Tod ſteht (Grey 2, 252 f.). Eine ſchöne Frau hat überhaupt in Auſtralien ein beklagenswerthes Loos: denn einmal iſt ſie ſtets in Gefahr, wider ihren Willen, auch wenn längſt verheirathet, entführt zu werden, auch im Süden (Wilhelmi 19); geht ſie aber willig, ſo entſpinnt ſich um ſie, welche der Stamm ungern hergibt, ein viel heftigerer Streit, als um Andere; und endlich, die Weiber, welche ihr Gemahl vielleicht ſchon hat, empfangen ſie keineswegs immer freund-

lich und dabei hat ſie oft noch einen alten Mann, der ſie mit der ärgſten Eiferſucht bewacht (Grey 2, 248 f.). Die Mädchen, welche man, oft kaum geboren, mit einem angeſehenen Mann verlobt, werden mit demſelben verheirathet, wenn er ſchon älter iſt. Stirbt er nun, ſo ſind die Weiber noch verhältnißmäßig jung und werden nun, da Weiber nicht allzu zahlreich ſind, von jüngeren Männern als ſie ſelbſt geheirathet, welche ſich um ſie bewerben dürfen noch bei Lebzeiten des Gatten (Hüber 430; Rind 39; Phil. Tageb. 190). Auch werden Weiber von 35—40 Jahren nicht ſelten verſtoßen und Männern zugetheilt, die jünger ſind als ſie (Eyre 2, 319 f.). Dieſe Sitten, wie ſie im hohen Grade naturwidrig ſind, trüben auch die Ehen vielfach. Denn die Männer ſind meiſt erſtaunlich eiferſüchtig und haben, je älter ſie ſind, um ſo mehr Grund (Salv. 315; Turnb. 42; Grey 1, 256). Ehebruch wird blutig gerächt, mit dem Tode (Grey 2, 252 f.; Salv. 315; Raffleſbai Wilſ. narr. 144), der an den Schuldigen oft von den eigenen nächſten Verwandten (Victorialand Stanbridge Trans. ethn. Soc. 1, 288) vollzogen wird. Auch der Verführer wird oft vom ganzen Stamm beſtraft (Hale 114) und zwar dadurch, daß man ihn einer Anzahl von Speerwürfen ausſetzt, denen er, wenn er kann, ausweichen darf (Stanbridge eb.). Dabei wird aber Keuſchheit weder von Mädchen noch von Wittwen verlangt, da ſie gar nicht als Tugend gilt und die Jugend daher völlig ungebunden iſt (ausführl. Eyre 2, 320; Macgill 2, 8; Haßkarl 82). Dagegen verlangt man von den verheiratheten Weibern die größte Strenge (Macgill. 2, 8). Und doch geben öfters Männer, welche mehrere Weiber haben, einem Freunde, der unverheirathet iſt, eines derſelben ab (Hale 114), aus Dankbarkeit oder ähnlichen Gründen (Sturt 1, 296). Ja die Männer proſtituiren ihre Weiber ſelbſt, ſo im Süden, wo man bisweilen ſie auf eine Nacht verleiht oder vertauſcht, was zwar jetzt für ſchändlich gilt; aber die Brüder des Mannes haben faſt dieſelben Rechte wie der Mann ſelbſt und werden deshalb auch von der Frau ebenſo wie der Mann angeredet (Wilhelmi 20; Eyre 2, 319; unterer Murray Angas 1, 93; Moretonb. Dumm. Lang 394). Daß die Proſtitution in der Nähe der Colonie erſt recht im Schwunge iſt, das bedarf bei der Höhe europäiſcher Sittlichkeit nicht erſt der Verſicherung. — Die Weiber werden von den Männern ſchlecht, ja oft aufs brutalſte

behandelt. An wenig Orten iſt dies nicht der Fall: ſo im Nordweſten nach Campbell (J. R. G. S. 4, 173), nördlich von Port Maquarie (Hodgkinſon 230), an Moretonbai (Field 66), im Weſten (Salvado 315). Alle Arbeit müſſen ſie thun, das Eſſen beſorgen, die Häuſer baun, die Laſten tragen u. ſ. w. (Grey 2, 252; Wilh. 12; Shayer 190). Schafft ſie nun nicht genug an, erzürnt ſie den Mann irgend wie ſonſt, ſo wird ſie aufs fürchterlichſte gemißhandelt; die langen ſechs Fuß hohen Gehſtöcke zerſchlagen die Bewohner von Viktoria oft an den Köpfen der Weiber (Köler a. 52), was indeß Dank der dicken Schädelwandungen ihnen nichts ſchadet. Doch hat man öfters Weiberſchädel gefunden mit verwachſenen Fiſſuren, den Zeichen ehemaliger Mißhandlungen. Am Cap York iſt es ebenſo, bis zu Tode werden ſie geſchlagen (Macgill. 2, 9), nicht anders im Innern des Landes, wo ein Eingeborener ſein Weib, das ihn erzürnt hatte, lebendig verbrennen wollte! (ev. Miſſ. Mag. 1860, 263). Natürlich ſind die Weiber ſtets in Angſt vor ihren Männern (Hunter 23; Philipp Tageb. 197; 201) und ihre ſtrenge Zurückhaltung der Weiber (Cook 1. R. 3, 226 f.; Peron d. Ueb. 2, 250; 252) beruht weſentlich auf dieſer ihrer ſchlechten Stellung, zum Theil aber ſicher auch auf der Eiferſucht der Männer und auf der Furcht vor gewaltſamer Entführung (Oxley 290). Natürlich ſtehen die Weiber, wo ſie beſſer behandelt werden, freier (Mitchell three exped. 1, 216); Schutz gegen ſolche Mißhandlungeu finden ſie nirgends (Grey 2, 254). Selbſt nach dem Tode verfolgt ſie noch ihr unglückſeliges Loos; man überläßt ihre Leichen oft den Hunden zum Fraß (Byrne 1, 279; 2, 319). Durch Geſänge zu Tänzen wiſſen ſich indeß alte Weiber bisweilen einen gewiſſen Einfluß zu ſichern; dazu kommt, daß ſie zum Streit anfeuern, ja ſelbſt mitziehen (218). Zur Rache reizt das Weib den Mann, wenn es ſelber und mit ihr der Clan beleidigt iſt (Salvado 350); auch zerbrechen, beſchädigen erzürnte Weiber nicht gar ſelten das Eigenthum ihres Gatten (Phil. Tageb. 212). Und trotzdem hängen ſie an ihren Männern! Und trotz allem Geſagten kommen auch in Neuholland Beiſpiele von romantiſcher, von wirklicher Liebe vor! (Barrington 37; Browne 451; Macg. 2, 8). — Sie gelten ganz als Eigenthum ihres Mannes, daher „Eigenthümer eines Weibes“ im Adelaidedialekt geradezu Ehemann bedeutet (Eyre 2, 319). Stirbt der Mann (oder der Verlobte, wel-

cher mit dem Verlöbniß das Eigenthumsrecht bekommt), ſo erbt die Frau und die Kinder ſein Bruder, wenn er denſelben Familiennamen hat, d. h. wenn er von derſelben Mutter ſtammt (Grey 2, 230; Salvado 313; Port Philipp J. R. G. S. 6, 421): nach drei Tagen geht die Wittwe mit ihren Kindern zu ihm hin (Grey eb.). Unverheirathete Mädchen ſtehen zunächſt in der Gewalt des Vaters, dann des Bruders, darauf des Oheims und zwar mütterlicher Seits und ſchließlich des Häuptlings (Stanbridge Trans. ethn. Soc. N. S. 1, 288) und an dieſe Verwandten der eigenen Familie, nicht wie im Weſten an die des Mannes, fällt im Süden die Wittwe wieder zurück (Eyre 2, 319). Ja die Eltern behalten ſelbſt über ihre verheiratheten Kinder Einfluß, auch die Wittwe auf die Söhne, wie ſie auch, wenn ſie nicht wieder heirathet, bei ihren verheiratheten Kindern wohnt (Dawſon 315).

Eine höchſt eigenthümliche Sitte, welche ſich in ganz Auſtralien findet, iſt die, daß der Eidam nie den Namen der Schwieger, die Schnur nie den des Schwähers nennen darf, und wenn derſelbe ein Appellativ iſt, ſie auch das gleiche Appellativum nie anwenden dürfen, was ebenſo von den Namen der Todten gilt (Norden Macgill. 2, 10 f.; Süden Eyre 2, 339). Ja in manchen Gegenden dürfen ſich dieſe Verwandten nach der Verlobung nicht mehr ſehen, die künftige Schwiegermutter muß während der Verlobung ihr Angeſicht dem Eidam gegenüber im Norſtweſten völlig verdeckt halten (Stokes 1, 284), um Port Philipp ſoll dies auch nach der Verheirathung geſchehen (J. R. G. S. 6, 421) und am Spencergolf verbirgt ſie ſich fortwährend vor ihm (Stanbridge 289) und er ſich vor ihr auf das Allerſtrengſte: nicht einmal dürfen dritte ihr die Anweſenheit des Eidams mit Worten ſagen, nur durch Zeichen darf ſie gewarnt werden (Beiſp. bei Wilhelmi 20). Man darf dieſe Sitte wohl nicht daraus erklären, daß durch ſie das Verbot geſchlechtliches Umgangs der betreffenden Perſonen angedeutet ſein ſoll; ſie muß, wie ſich daraus ergibt, daß man die Namen der Todten ebenſo behandelt, einen tieferen, religiöſen Grund haben. Soll doch auch der geſchlechtliche Umgang ganz naher Verwandten erlaubt ſein, nur nicht feſte Heirathen unter ihnen (Monatsber. der geogr. Geſ. zu Berl. n. F. 4, 228). — Das Verhältniß der Weiber zeigt aber noch andere Wunderlichkeiten. Wir ſprachen oben von der meiſt ganz ſchrecklichen

Behandlung die ſie zu erdulden haben; und doch haben ſie anderer-ſeits eine höchſt bedeutende Stellung. Zwar daß ihnen jeder Jüng-ling oder Mann bis zu ſeiner Verheirathung ſchon von fern auf dem Wege ausweichen muß (Eyre 2, 302 f.), was Halen (115) ein Zei-chen von hoher Achtung ſchien, erſcheint uns eher als das Gegentheil; die Jünglinge empfangen religiöſe Weihen und ſind alſo zu hoch und heilig, um ſich mit den Weibern einzulaſſen. Denn die polyneſiſchen Tabugeſetze in Betreff der Weiber gelten auch hier, ſie dürfen nicht mit den Männern eſſen, ſie ſind von allen religiöſen Feiern, meiſt auch von den Tänzen ausgeſchloſſen (Ausnahme Phil. Tageb. 229) eine Reihe Nahrungsmittel ſind ihnen verboten u. ſ. w., z. B. manche Fiſche, Schildkröten ſtets, Tauben ſind nur den Schwangeren erlaubt, alle anderen werden davon krank (Macgill. 2, 10), d. h. die Strafe des Tabubruches tritt ein. Und wenn dies alles nicht ſo ſcharf wie in Polyneſien auftritt, ſo liegt das nur an dem roheren, elenderen Leben der Neuholländer; jedenfalls aber iſt dies ein Punkt, welcher auf frühere conſequenter und höher ausgeprägte Sitten ſchließen läßt. Ja dieſe Sitte zeigt ſich wohl auch, freilich ins Abſcheulichſte verzerrt, in der Ueberbürdung der Weiber, da die Männer zum Tragen und vergl. zu heilig ſind, namentlich aber zum Nahrungsſammeln: es ſei denn, daß dieſe Nahrung ſelber beſonders heilig ſei, wie die Schild-kröten, deren Fang ſtets die Männer beſorgen (Macgill. 2, 9); und ſo ſind auch die gräßlichen Mißhandlungen nur die letzten Fol-gen dieſer geringeren Heiligkeit. Eben darauf beruht aber auch das bedeutende ihrer Stellung: auf ihnen beruht durchaus alle Vererbung. Die Kinder gehören zur Familie der Mutter ohne weitere Beziehung zu ihren Halbgeſchwiſtern von anderen Müttern; daher ſie nach dem Tode des Vaters geradezu vertheilt werden. Auch die Blutrache erbt durch ſie, und alle die Familienbeziehungen durch die Mutter werden aufs ſtrengſte inne gehalten. So iſt es in Weſtauſtralien (Grey 2, 225; 230-2; Beiſp. Append. A. 2, 391 f.), ebenſo auch am Georgs Sund, wo die Kinder zwar ganz dem Vater gehören, aber dennoch dem Stamm der Mutter folgen (Rind 38); nur in den Stämmen Moncalon und Torndirrup folgen die Kinder dem Stamme des Vaters (eb. 44). Auch am Spencergolf gehören ſie zum Stamme der Mutter (Wilh. 19).

Die Schlafſtätten für verheirathete und unverheirathete Männer

ſind ſtreng geſchieden. Mädchen, die zum Zeichen ihres ledigen Standes nach Freycinet (2, 748) eine Schnur von Opoſſumhaaren tragen, und Weiber ſchlafen ſtets mit den Verheiratheten zuſammen, nie mit den Unverheiratheten. Kommt ein Fremder mit ſeinem Weib, ſo ſchläft er bei erſteren, kommt er allein, bei letzteren (Grey 2, 252 f.). Die kleinen Kinder ſchlafen bei ihren Eltern; Knaben aber von ſechs Jahren an bei den Unverheiratheten (Salvado 315). Die Männer bleiben bis ins dreißigſte Jahr unverheirathet (Rind 39), zum Theil wegen Mangels an Weibern, aber auch wohl aus religiöſen Gründen. Ihre Schlafhütte ſteht von dem gemeinſamen Lager etwas entfernt (Eyre 2, 302 f.). Die Mädchen werden mit dem 10—12. Jahre mannbar (Macg. 2, 9), aber ſie bekommen ſelten vor dem 18., 19. Jahre Kinder (Schürmann bei Wilhelmi 20). Während der Periode gelten die Weiber ſieben Tage lang für unrein und ſo lange enthalten ſich ihrer die Männer (Grey 2, 344); ſie wohnen dann in einer abgeſonderten Hütte für ſich (Teichelm. u. Schürm. 10). Die Geburten ſind leicht, meiſt hilft eine bekannte Frau der Gebärenden, mit welcher ſie ſich den Blicken der Männer im Wald oder ſonſt in der Einſamkeit entzieht (Macgill. 2, 9; Grey 2, 251; Wilh. 21). Nur ſelten hilft der Mann (ſo um P. Jackſon nach Turnbull 42), und den anderen Tag, ja ſchon nach einigen Stunden geht die Frau wieder an alle Arbeit (Turnb. eb.; Macgill. eb.). Zwillingsgeburten ſind häufig (Grey 2, 251; Freycin. 2, 718); mehr Kinder werden nie auf einmal geboren (eb.). Fehlgeburten ſind bei der ſchlechten Behandlung der Weiber häufiger als bei uns (Gr. 248), doch ſind die letzteren durchaus fruchtbar. Grey zählte von 41 Frauen 188 Kinder; einzelne Mütter hatten 7; unter 222 Geburten 93 Mädchen, 129 Jungen, und ſo ſollen auch nach anderen Berichten die männlichen Geburten zahlreicher ſein, als die weiblichen (Grey 2, 250 f.), auch ſind Knaben den Eltern lieber als Mädchen (eb. Salv. 310). Bei der Geburt werden viele Kinder gleich umgebracht, namentlich Mädchen (Spencergolf Wilh. 20; Vikt.land, Auſtralia felix 131), das dritte Mädchen ganz gewiß, oft ſchon das zweite, wenn nicht eine andere Frau es an Kindesſtatt annimmt (Salv. 310); ja im Süden ſollen die ſo getödteten von ihren Eltern verzehrt werden (Auſtral. fel. 129; Stanbridge 289). Ebenſo an der Moretonbai (Angas 1, 73). Am Cap York unter

den Muralugs zieht man nur ſehr ſelten mehr als drei Kinder auf (im Süden faſt nie mehr als vier, Wilh. 19), alle unehelichen Kinder werden gleich bei der Geburt getödtet, wenn der Vater nicht dagegen iſt, was indeß ſelten genug vorkommt; und Mädchen, auch rechtmäßige, oft noch viel ſpäter (Macgill. 2, 11). Man begräbt die armen Geſchöpfe hier lebendig (eb.), in Neuſüdwales erſtickt man ſie überm Feuer! (Shayer 194). Man tödtet die Kinder ſchon, wenn ſie unbequem werden, und je verkommener ein Stamm iſt, je mehr ruinirt er ſich ſelbſt durch Kindermord (ev. M. Mag. 1860, 257; 263). Miſchlingskinder werden faſt immer umgebracht (eb.), in Weſtauſtralien durch die Verwandten der Mutter (Byrne 2, 320), in anderen Gegenden nur die Knaben, während man gerade die Mädchen auferzieht (Breton 231). An manchen Orten läßt man ſie übrigens alle leben, ſo in einzelnen Diſtrikten von Neuſüdwales (Colon. Intelligencer 1847, 71, nach offic. Angaben d. Geiſtl.), ſo an der Moretonbai (Macgill. 1, 49). Sie ſind von brauner Farbe, den Polyneſiern ähnlich (Hodgkinſon 90). Umgebracht werden die Kinder, welche bei der Geburt große Schmerzen verurſacht haben, ferner alle Krüppel (Bennett 1, 122; Cunningh. 2, 7, ebenſo im Weſten Grey 2, 251) — wogegen freilich im Süden Albinos, Wahnſinnige, Einäugige oder ſonſt Mißgebildete gut behandelt und hoch geehrt werden (Eyre 2, 382; Hodgſon 246) — und ſtets von Zwillingen das eine Kind (Bennett eb. Cunn. eb.; Freycin. 2, 747). Stirbt die Mutter eines Säuglings, ſo wird derſelbe lebendig mit begraben (Leigh. 159), wenn ſich für das arme Ding keine Adoptiveltern, Vater oder Mutter, finden (Barrington 28); eine Sitte, welche aus einem ähnlichen Aberglauben ſtammen kann, als ihn die Kaffern haben, daß keine Mutter ein fremdes Kind ſäugen dürfe (Alberti 66). Aberglaube iſt oft die Veranlaſſung zu dieſen Morden: keineswegs immer, mindeſtens ebenſo häufig und auch dann werden ſie ohne Scheu eingeſtanden (Grant 130), beruhen ſie auf Faulheit oder auf Rache, letzteres namentlich, wenn das Kind von einem Weißen ſtammt, welcher nach der Zeugung die Mutter verließ (Bennett 1, 122); oder auf Befehl des Vaters, dem das Kind zur Laſt iſt, wie in einem Falle, wo die Frau ſieben junge Hunde zur Verpflegung erhielt, welche ſie ſäugen mußte (Hodgſon 221). Junge Hunde werden häufig von den Weibern geſäugt, um gezähmt und recht gepflegt zu werden (Daw-

son 176; Mitchell three exp. 2, 341; Grey 2, 279; Breton 193). Auch wenn Kinder zu dicht auf einander geboren werden, was man für ein Unrecht gegen die älteren Kinder und für nicht anständig hält, tödtet man das Neugeborene, damit es seinen Geschwistern nicht die Nahrung nehme (Wilh. 20). Die Weiber säugen die Kinder sehr lang, 2, 4, ja 6 Jahre (Salvado 311; Grey 2, 250; Macgill. 2, 12); was ihre eigene Fruchtbarkeit sehr hindert. Auch künstlicher Abortus, auf denselben Gründen beruhend, ist häufig; man bewirkt ihn durch starke Schläge auf den Leib der Schwangeren, welche andere Weiber ihr geben (Monatsber. der geogr. Gesellsch. zu Berlin n. F. 4, 228; Meinicke a. 2, 208).

Die neugeborenen Kinder werden auf ein weiches Rindenstück gelegt,. festgebunden und so von der Mutter getragen (Turnbull 43 und sonst oft), im Westen in ein Opossumfell gewickelt, welches mit Schnüren vom Haar des Thieres um Hand- und Fußgelenk befestigt wird, wodurch die Kinder schön und muthig werden sollen (Grey 2, 250). Durch Roheit und Ungeschick erhalten sie nicht selten freilich arge Verletzungen: so legen sie die Mütter im Süden oft so nahe ans Feuer, daß ihnen die Zehen verbrennen oder sonst ein schwerer Schaden zugefügt wird (Leigh 146; Wilhelmi 21). Indeß verbrennen sie sich selber aus Nachlässigkeit und Schlaftrunkenheit aufs ärgste (Barrington 20). Man kann ihnen aber die Zärtlichkeit gegen die Kinder nicht absprechen: sterben dieselben, so tragen die Mütter nicht selten die Leichen 10—12 Monate in ihrem Sacke bei sich, auf welchem sie schlafen, bis nur noch die Knochen übrig sind, die sie bisweilen wieder zu einem Ganzen zusammen stellen und endlich verbrennen oder begraben (Stokes 2, 355; Bennett 1, 125; Eyre 2, 344). Ebenso zärtlich sind die Väter, welche ermüdete Kinder sorglich an der Hand führen oder tragen (Köler a. 52; 53); ein herrliches Beispiel von Elternliebe gibt Cunningham (d. Ueb. 179) und alle Berichterstatter sprechen mit gleicher Bewunderung von der Innigkeit derselben (Westen Grey 2, 356; Osten Turnbull 43; Norden Campbell J. R. G. S. 4, 173; Freycinet 2, 734). Um Port Stephens werden Waisenkinder öfters von unverheiratheten Männern oder Weibern oder auch von Ehepaaren adoptirt (Dawson 68; 239). Am Berg Murchison werden Kinder, welche die Mutter verloren haben, vom ganzen Stamm adoptirt; der Vater lebt so lange

bei einem anderen Stamm, bis er unter dieſem eine neue Frau findet; dann kehrt er unter Feſtlichkeiten zurück (Hüber 430). Die Kinder ſelber ſind häufig auch niedlich, munter und gewinnend, ja bei guter Pflege wirklich liebenswürdig. Auch ſonſt zeigen ſie regen Familienſinn und große, liebevolle Anhänglichkeit an die Ihren, auch die Weiber, ſelbſt da, wo ſie die ärgſte Behandlung zu erdulden haben (Browne bei Peterm. 1856, 451; Phil. Tageb. 225). Ein Weib aus einem der Stämme am Murrumbidge hatte ſich einem entlaufenen Sträfling angeſchloſſen, der wegen vieler neu begangener Verbrechen verfolgt wurde. Oft arg von ihm mißhandelt, ernährte ſie, verbarg ſie ihn und führte trotz aller verſprochenen Belohnungen ſeine Verfolger ſtets irre, bis jener durch eigene Unvorſichtigkeit gefangen wurde (Bennett 1, 248). Im Streit um die Vorzüge und die Ehre ihrer Männer prügeln ſich die Weiber oft wüthend untereinander (Browne bei Peterm. 1856, 451). An Punkten des Continents, wo ſie eine beſſere Stellung haben, lieben die Männer auch ſie mit Herzlichkeit und begegnen ihnen nicht ohne Anſtand; ſo am Port Eſſington, deſſen Eingeborene durchaus keine rohen Wilden ſind (Campbell J. R. G. S. 4, 173), im Weſten (Salvado 315) und ſonſt. Für ihren Familienſinn ſpricht auch die genaue Bezeichnung der verſchiedenen Verwandtſchaftsgrade in den auſtraliſchen Sprachen (Teichelm. u. Schürm. 28; Shayer 194 Vokabb.). Be-anna, Vater, werden auch die nächſten Verwandten genannt, welche beim Tode des wirklichen Vaters eine Art Vormundſchaft und Sorge für die Familie zu übernehmen haben (Collins 545) und hierher gehört es auch, wenn die Weiber die Brüder ihres Mannes „Gemahl“ nennen, während die Männer die Weiber ihrer Brüder mit anderer Bezeichnung als ihre eigenen Weiber benennen (Wilh. 20), letzteres zum klaren Beweis, daß wir es hier nicht mit einer geſchlechtlichen Zügelloſigkeit, ſondern nur mit einer auf den Rechtsverhältniſſen beruhenden Anrede zu thun haben. Auch die Trauer um die Verſtorbenen iſt innig und aufrichtig (Köler b. 148; Cunningh. d. Ueb. 181); ſelbſt der trauernde Bruder wohnt oft bei einem Todten, bis derſelbe ganz verweſt iſt (Mitchell three exped. 2, 71). Das Alter ehren ſie: es iſt frei vom Kriegsdienſt, die beſte Nahrung gehört nur ihm zu, und hülfloſe werden treu gepflegt (Wilh. 23; Grey 2, 248; Salvado 353; Köler b. 148; Hale 113; Barrington 23; Mitchell

three exp. 2, 340): doch gibt Eyre 1, 40 ein Beiſpiel vom Gegentheil und bemerkt (2, 316), daß dieſe Verehrung nur ſo lange dauere, als Geiſtes- und Körperkraft ungeſchwächt ſei; wohingegen alte Leute, wenn ſie Anderen zur Laſt ſind, verlaſſen würden. Auch getödtet, ja aufgefreſſen werden ſie oft, wie wir ſahen, und zwar von den Verwandten, welchen dies zu thun heilige Pflicht war. Aber daraus erhellt, daß dies Auffreſſen wie auch das der ermordeten Neugeborenen ein Zeichen von Liebe, von Treue und Anhänglichkeit iſt, welches mit religiöſen Vorſtellungen verwandt iſt. Nach Morrill, der 16 Jahre unter ihnen lebte, eſſen die Eingeborenen der Oſtküſte zwiſchen Moreton und Rockinghambai die Leichen ihrer Verwandten und Häuptlinge, um ihre Tugenden zu erlangen (Hüber 430): man verleibt ſich alſo die Seele des Verzehrten ein. Jedenfalls ſteht nach alle dem Geſagten Breton mit ſeiner Behauptung (202), die Familienanhänglichkeit ſei gering, ganz allein.

Gleich nach der Geburt, in manchen Gegenden erſt nach 4—6 Wochen (Freyc. 2, 764), wird das Kind, deſſen Schreien ſie durch Geſang ſtillen (Teich. u. Schürm. 27) benannt mit Namen, welche Naturgegenſtände u. ſ. w. bezeichnen, oder ſonſt appellativ ſind (Teich. u. Schürm. 8); ſie wurden unter den Muralugs (Cap. York) bei Macgillivrays Anweſenheit (2, 11) von einem beſonders angeſehenen alten Mann gegeben. Der Einzelne kann mehrere Namen bekommen. In Port Linkoln haben nach Wilhelmi 21 die Kinder je nach der Zahl beſtimmte Namen, deren die Eingeborenen etwa 6—8 für jedes Geſchlecht beſitzen; dazu kommt noch der Name ſeines Geburtsortes, den jedes Kind erhält und endlich ein dritter für die erwachſenen Männer. Und nach der Geburt eines Kindes nennen ſich im Süden bei manchen Stämmen die Eltern nach dem Kinde, „Vater, Mutter von Kadli“ u. ſ. w. bis zur Geburt des Folgenden (Eyre 2, 325). Nach vierzehn Tagen wird dem Kinde dann die Naſenwand durchbohrt (eb. 12), was am Maquarie erſt zur Zeit der Mannbarkeit geſchieht (Angas 2, 225). Von Erziehung iſt nicht die Rede: Kinder züchtigen gilt als Grauſamkeit (Dumm. Lang 394), die Väter ſtehen den Kindern gegen die Mütter bei, und ſo wachſen ſie in Ungebundenheit und Uebermuth, ja in Gewaltthätigkeit heran (Freyc. 2, 738). Sie werden bald ſelbſtändig und ſuchen ſich ihren Lebensunterhalt dann ſelber (Macg. 2, 12). Um Port Jackſon unterrichten die Väter ſie im Speerwerfen, indem ſie ſie Binſen

werfen laſſen (Turnb. 43). Den Mädchen werden in Oſtauſtralien bald nach der Geburt ein oder zwei Glieder des kleinen Fingers der linken Hand durch Unterbinden gelöſt und ins Meer geworfen, denn dadurch werden ſie glücklich im Fiſchfang (Turnbull 43; Dumm. Lang 409; Angas 2, 225; Hunter 70, 113; Philipp Tageb. 234, Reiſe 67; Moretonbai Field 62). Auch im Nordweſten und Beaglebai findet ſich die Sitte, doch hier, wie man ſagt, um die Angelſchnur beſſer um die Hand winden zu können (Stokes 1, 93).

Die heranwachſenden Knaben müſſen verſchiedene Ceremonien durchmachen, ehe ſie für ſelbſtändig gelten. Zunächſt die Beſchneidung, welche im Süden (Eyre 1, 212), im Inneren (Sturt 1, 210; 274 u. ſonſt) und im Norden und Nordweſten (Leichhardt 359; Carpentaria Grey 2, 343; Flinders 2, 138; 212 Cap York Macg. 2, 14) zu Hauſe iſt, nicht aber im Südweſten und im Oſten. Ueberall wird ſie unter den wunderlichſten Feſtlichkeiten vorgenommen. Im Süden tritt ſie einige Jahre nach einer anderen Ceremonie ein, wobei den Knaben die Augen zugehalten werden unter allerhand ſeltſamen Formeln und dem Geräuſch eines brummteufelähnlichen Inſtrumentes, eines Stückes Holz an einem Seil, welches ſtark geſchwungen einen brummenden Ton verurſacht und Weibern und Kindern das Zeichen gibt, ſich aufs ſtrengſte fern zu halten. Dann färbt ſich der Knabe das Geſicht ſchwarz und darf drei Monate lang nicht laut ſprechen; alle Wünſche und nur das Nothwendigſte muß er flüſtern (Schürmann bei Wilh. 23 f.). Es ſcheint alſo, als ob mit dieſer Zeit ein Gott in ihn herabſtiege. Dann folgt einige Jahre ſpäter die Beſchneidung ſelbſt. Unbeſchnittener gilt hier als Schimpfwort (Teichelm. u. Schürm. 38), die Beſchneidung ſelbſt als etwas durchaus religiöſes. Der nächſte Verwandte ordnet ſie an und vollzieht ſie auch. Er ſtellt ſich, als wolle er fliehen; allein man fängt ihn ein, legt ihn auf die Erde und reibt ihn mit Staub, dann hebt man ihn an den Ohren empor unter lautem Geſchrei, um ihn von ſeiner Bezauberung, welche man annimmt, aufzuwecken. Es iſt für jeden Knaben ein „Turlo“ (Beſchneider) und noch einer überzählig da (Teich. u. Schürm. 36; die Stellen ſtimmen nicht genau zu einander). Yura, eine große Schlange, jetzt in den dunkeln Flecken der Milchſtraße wohnend, hat die Beſchneidung gelehrt und ſtraft ihre Vernachläſſigung (eb. 62). Eyre indeß beſchreibt die Ceremonien

anders, welche alſo nach den Stämmen variiren: nach ihm wird des Jünglings Haar eine Zeitlang auf eine beſondere Art zuſammengeflochten in ein Netz beſteckt, und ſo während der Monate getragen, in denen die Beſchneidung vollzogen wird. Dieſelbe Zeit hindurch tragen ſie eine Bedeckung des Penis; die Operation, welche Wilhelmi eine höchſt ſchmerzvolle Verſtümmelung nennt und von der Eyre glaubt, daß „ihre Zulaſſung eine weiſe Einrichtung der Vorſehung" ſei, um Uebervölkerung zu verhüten, nimmt nicht nur die Vorhaut, ſondern ſpaltet auch den Penis von unten bis zur Urethra (Wilhelmi 24; Eyre 1, 212). Die Gottheit Midhalla, welche auf einer Inſel wohnt, gilt als der Urheber dieſer Sitte. Nach Leigh (151) findet ſie unmittelbar vor der Hochzeit ſtatt als Zeichen der Mannhaftigkeit. Im Oſten, ſagen Teichelmann und Schürmann (20), alſo wohl im Oſten von Viktorialand werden die Knaben vor der Operation mit Fett geſalbt und roth bemalt, d. h. ſie müſſen im höchſten Putze erſcheinen, um beſchnitten zu werden. Heilig iſt auch hier die Sitte; und alles was wir betrachtet haben, ſpricht dafür, daß urſprünglich derſelbe Grund für die Beſchneidung herrſchte, wie in Polyneſien. Im Süden folgt dann das wichtigſte dieſer Feſte, wodurch die Jünglinge (welche 18 oder 20 Jahre alt ſind) zu Männern werden und deſſen Ceremonien Wilhelmi (24 f. bei Delitſch 1, 122; Köler a. 55 f.) ausführlich beſchreibt. Jeder Einzuweihende hat eine Art Pathen, und die ſchon eingeweihten Jünglinge führen die Einzuweihenden ſcheinbar mit eigenem Widerſtreben und unter dem Wehgeheul der Weiber, welche aber wie auch die Kinder bei Todesſtrafe nichts von dem Feſte ſehen dürfen, den Pathen zu. Aehnliche wehklagende Töne ſtoßen auch die Männer aus. Wir übergehen das Einzelne und bemerken nur, daß dann die Jünglinge, beſpritzt mit dem Blute einiger der Feſtgenoſſen, welche ſich am Arm verwunden, jene Tattuirungen oder beſſer Narben bekommen, welche in zwei Reihen (jede Narbe iſt von der andern $^1/_8$" entfernt) von den Schultern zu den Hüften laufen und wie ſie äußerſt ſchmerzhaft ſind, auch für ſehr heilig gelten. Während der Zeit erfinden die Männer für die ſo Leidenden ihre Namen, welche ſtets ganz neu ſein müſſen. Nach der Operation, wenn die Tattuirten, die bei dem ganzen Hergange keinen Schmerzenslaut äußern, die bis dahin verbundenen Augen öffnen, erblicken ſie zwei wüthende Männer, welche mit geſchwungenen Waffen auf ſie zueilen: allein dies

iſt nur eine Probe und die letzte, denn die Männer nahen ſich ihnen ganz friedlich. Unter einigen Abzeichen, welche ſie dann erhalten, iſt auch eine Opoſſumſchnur, welche man ihnen um den Hals legt; und nun dürfen ſie 4—5 Monate keinen Streit mitmachen, nicht laut reden und müſſen ſich ganz fern von den Weibern halten. Nach dieſer Zeit aber wird ihnen die Schnur abgenommen unter nochmaliger Beſprengung mit Menſchenblut, und nun ſind ſie vollkommen freie und erwachſene Männer. Aehnlich ſchildert Shayer (191) dies Feſt: der Beſchneider wird gewaltſam herbeigebracht, die Knaben gewaltſam den Weibern entführt, dann mit Ruthen gepeitſcht, auf die anderen, welche ſich nach feierlichem Zug auf die Erde legen, hingeſetzt und beſchnitten. Die Flügelmänner dieſes Zuges haben mythiſche Namen, einer heißt parna Stern (der den Herbſt anzeigt Teich. u. Schürm. s. v.) der andere der Fliegende (eb. 43). Hier alſo werden keine Zähne ausgeſchlagen, ebenſo wenig um Adelaide (Leigh 164) und an anderen Punkten der Südküſte (Eyre 1, 318), ſowie um Weſternport (Peron 2, 261; d. Ueb. 1, 432). Die Bewohner von Port Linkoln haben drei Feſte durchzumachen, ebenſo verſchiedene andere Stämme; die am unteren Murray haben nur eine Feier (Angas 1, 98); die um Adelaide aber müſſen ſich durch fünf Stadien zur vollen Manneswürde emporarbeiten (Eyre 2, 333). Ganz eigenthümliche Gebräuche hat der Goulburnſtamm (nördlich von Melbourne), unter anderen auch das Zahnausſchlagen. Ein Jüngling, der zur Mannheit eingeweiht werden ſoll, wird von drei Stammgenoſſen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt und ſich die zwei oberen Schneidezähne ausſchlägt, die er ſorgfältig aufhebt und zurückgekehrt ſeiner Mutter gibt. Dann geht er wieder in den Wald, wo er nun zwei Nächte und einen Tag bleibt. Die Mutter aber ſucht einen jungen Gummibaum, den nur wenige, nie aber der Sohn ſelber wiſſen dürfen und ſteckt die beiden Zähne in die oberſten Aeſte. Stirbt der Sohn, ſo ſchält man die Rinde unten am Baum und tödtet ihn durch ein Feuer, welches man unten um den Stamm anzündet, ſo daß er als Denkmal des Todten ſtehen bleibt (W. v. Bandowski bei Wilh. 27 f.). Uebrigens berichtet auch Stanbridge das Zahnausſchlagen von ſüdlichen Stämmen (Trans. Ethn. Soc. N. S. 1, 287; ebenſo Haydon 103), ſowie auch, daß beide Geſchlechter zugleich Hautnarben als Zeichen der Mannbarkeit zu derſelben Zeit empfingen.

Die Sitten, welche im Oſten bei dieſem Feſt vorkommen, ſchildert Hale (113) ſo: iſt eine Anzahl mannbarer Knaben vorhanden, ſo ertönt plötzlich in der Nacht ein Schrei im Walde: der Bubu ruft ſie, die Männer führen ſie an einen verborgenen Platz und da werden ſie unter Tanzen und Fechten, unter allerhand abergläubiſchen Ceremonien, unter verſchiedenen Proben von Muth und Standhaftigkeit mit den Mannespflichten bekannt gemacht. Die Ceremonien ſind nach den Stämmen verſchieden; die Küſtenſtämme ſchlagen einen Vorderzahn aus. Auch hier wird bei dieſem Feſt der letzte Name, der fürs Leben bleibt, gegeben (Hodgkinſon 231). Die Ceremonien ſelber ſchildert Barrington (12) etwas anders als Hale. Mit ſeiner Schilderung ſtimmt die, welche Collins (564 f.; nach ihm Angas 2, 216 und Freyc. 2, 750 f.; Breton 253) gibt, genau überein. Die ganze Nacht zuvor müſſen die Jünglinge, welche geweiht werden ſollen, mit gekreuzten Händen knien: ſprechen dürfen ſie während des ganzen Feſtes nicht. Der Stamm der Camera-gal (Cam-mer-ray) hat hier allein das Recht, die Ceremonien vorzunehmen (Barrington 29); er ſteht in anerkannter Superiorität über den andern Stämmen, als deren Anerkennungszeichen er einen Zahn von den jungen Leuten der anderen Stämme fordert (Collins 546), ſowie auch jedem Cameragal ſelbſt ein Vorderzahn fehlt (eb. 582). Einer dieſer Operateure thut nun in der Nacht, wo jene knien, als ob er mit der größten Mühe den heiligen Stein oder Knochen, den ſie brauchen, aus ſeinem Leibe hervorzöge; den anderen Morgen agiren die Cameragal einen Tanz, in dem ſie Hunde vorſtellen, damit jene Knaben Gewalt über die Hunde bekommen; ebenſo empfangen ſie Macht über die Känguruhs und, wie es ſcheint, über die Feinde, durch allerhand Wunderlichkeiten, welche ihnen Tapferkeit verleihen ſollen. Dann wird mit dem heiligen Knochen der obere rechte Schneidezahn (Phil. Reiſe 67) ausgeſchlagen, das Blut muß auf die Bruſt des Knaben und auf das Haupt des Operateurs fallen, deſſen Namen ſchließlich der nun Eingeweihte annimmt. Den Schluß des Feſtes bildet ein plötzliches Aufſpringen und Vorſtürmen der neuen Männer, vor denen alles flieht: zum Zeichen, wie tapfer und furchtbar ſie einſt ſein werden. Es folgt dann allgemeine Luſtbarkeit und der Eingeweihte darf nun alle Geſchäfte der Männer, auch die Kängurujagd mitmachen (Turnbull 43). Etwas anders iſt das Feſt bei den Macquarieſtämmen (Angas

2, 222). Braim erzählt von einem böſen Geiſt in Pferdegeſtalt, der die Eingeborenen nur dann nicht verſchlingt, wenn ſie ihm zeigen, daß ihnen ein Zahn ausgeſchlagen iſt; wie wir auch die Beſchneidung und das Tattuiren unter dem Schutze ſolcher Geiſter fanden. Nach dieſem Feſte dürfen die Eingeweihten, nach Hale (113) bis zu ihrer Verheirathung mit keinem der Weiber ſprechen, müſſen fern von ihnen lagern und ihnen überall aus dem Wege gehen, — wenn dies nicht eine übertriebene Nachricht iſt, welche Dinge, die für eine kürzere Zeit gelten, auf eine lange Periode ausdehnt. Umgekehrt ſagt Philipp (Tageb. 224; 229), daß bei dieſem Feſte des Mannbarmachens auch Weiber zugegen ſeien. Dies kann ſich nur auf das Geheul der Weiber bei der Entführung der Jünglinge beziehen oder auf ihr Verweilen an einem beſtimmten abgeſchloſſenen Ort, ſo lange das Feſt dauert, nicht auf eine Feſtgemeinſchaft ſelbſt, welche ihnen ſtreng unterſagt iſt. Uebrigens liegen auch nun noch beſtimmte Speiſeverbote auf den Jünglingen, welche erſt im Laufe der Jahre nach und nach ſchwinden. — An der Moretonbai herrſcht das Zahnausſchlagen nicht (Dumm. Lang 401; Field 62), ebenſo wenig bei manchen Stämmen am Darling (Sturt 1, 105; Mitchell thr. exp. 1, 216, 256), namentlich bei den wilderen nicht (Mitchell 1, 301). Ebenſo ſchwankt der Gebrauch bei den Stämmen, welche nordweſtlich vom Darling wohnen (Sturt 1, 274; 349). Er herrſcht nördlich vom Port Macquarie (Hodgkinſon 230) und am ganzen nördlichen Theil der Oſtküſte (Flinders 2, 146); ebenſo im Norden (eb. 2, 146; Port Bowen King a. 1, 359). Am Cap York, wo Beſchneidung und Ausſchlagen des Zahnes im Gebrauch iſt, geſchieht beides verborgen im Walde, durch einen Mann, der ein Federkleid trägt. Es folgt auf die Operation ein Monat, in welchem die Jünglinge gleichſam Novizen ihrer neuen Würde der Mannheit ſind und bei Todesſtrafe von keinem Weibe erblickt werden dürfen; nach Ablauf deſſelben kehren ſie zu ihren Eltern zurück, noch mit dem Schmuck jener Feſtzeit, den ſie tragen, bis er abfällt, und einem Stück weißer Muſchelſchale vor der Stirn (Macgill. 2, 14 f.) In Port Eſſington ſchlägt man den rechten Schneidezahn, ſelten den linken aus; das Feſt der Mannheit iſt mit dem Einſchneiden der Hautnarben verbunden (eb. 1, 146), welche wohl zu der Zeit auch am Cap York gemacht werden (2, 13). Am Cap Upſtart fehlt auch den Weibern ein Schneide-

zahn, was indeß auch um Port Jackſon vorkam (Phil. Tag. 199) und ebenſo fand es Dampier unter 16° 50′ ſ. Br. im Weſten und Narben haben ſie, namentlich auf den Hüften ganz wie die Männer (Jukes 1, 72). Andere Stämme behalten auch hier alle Zähne (Stokes 1, 89) und ebenſo ſchwankt es bei den Eingeborenen mehr im Inneren (Sturt 1, 341; 2, 9; 61). Auch im Weſten findet man die Sitte; ſo am Königs Georg Sund (Flinders 1, 166); und ſüdlich von der Ganthaumebai (Stokes 1, 72), wo Dampier indeß Leute mit allen Zähnen ſah.

Nach Grey zerfallen alle Neuholländer in beſtimmte große Familien, deren Glieder alle einen gemeinſamen Namen beſitzen, den ſie als zweiten Namen, als Familiennamen führen. In verſchiedenen Diſtrikten haben nun einzelne Unterabtheilungen einer Familie noch dazu beſtimmte Lokalnamen angenommen, durch welche ſie ſich eben als Zweige einer großen Familie hinſtellen. Die gleichen Namen herrſchen an der ganzen Weſtküſte, ebenſo an der Südküſte und Flinders hat denſelben Namen auch am Carpentariagolf vorgefunden. Die Namen verbreiten ſich durch die Heirathen, welche oft hier entfernte Stämme mit einander verbinden; ſie erben aber durch die Mutter. Die Namen ſollen meiſt von einer Pflanze oder einem Thier herſtammen, welches in der Heimath der Familie häufig iſt und dies Weſen, Pflanze oder Thier bildet nun gleichſam das Wappen der Familie, ihr „Kobong" und dies Kobong, welches nicht wie Grey (2, 228) irrthümlich meint, erſt nach dem Familiennamen benannt iſt, dies Kobong iſt jedem Einzelnen heilig. Er wird es nie tödten, wenn er es ſchlafend findet, auch nie, ohne ihm Gelegenheit zum entrinnen gegeben zu haben. Auch Pflanzen, welche Kobong ſind, dürfen von den Betreffenden nur unter beſtimmten Umſtänden, in beſtimmter Jahreszeit abgeerntet werden (Grey 2, 228 f.). Denn ſein Kobong iſt ſein beſter Freund, der ihm überall Schutz und Hülfe leiſtet. Mit dieſem Kobong ſcheint der Einzelne erſt zur Zeit der Mannbarwerdung in Berührung zu treten. Im Süden nimmt man es weniger ſtrenge, irgend welche Jagdbeſchränkungen beſtehen hier nicht (Eyre 2, 328) und eine andere Abweichung beſteht darin, daß hier das Kobong nicht immer auf den Sohn vererbt (eb.), dieſer alſo ſein neues für ſich beſitzt. Beides hat darin ſeinen Grund, daß auch jene Familiennamen im Süden nicht die durchgreifende Geltung haben, wie im Weſten, wenn ſie auch bekannt

und nichts anders ſind als die zwei „Klaſſen“, in welche hier die Eingeborenen zerfallen (Flinders bei Grey 2, 225 f.), deren eine an König Georgs Sund Erniung, die andere Tem oder Taanan heißt (Nind 38); um Port Linkoln ſind die Namen Matteri und Karrarn (Wilh. 18). Auch hier heirathen nur Leute der verſchiedenen Klaſſe. Es iſt nicht recht erſichtlich, wie ſich die vier Stämme an König Georgs Sund (Browne 445), von den wir oben ſprachen, zu dieſen Klaſſen oder Familien verhalten; vielleicht fällt Stamm oder Familie ganz zuſammen, vielleicht hat ein Stamm mehrere Familien. Das erſtere iſt das Wahrſcheinlichere. Die Stämme an Enkounterbai haben lokale Namen, doch ſollen auch umgekehrt manche Gegenden nach den Stämmen heißen (Koeler b. 148). Dagegen haben wir im Oſten wieder zahlreiche Familien, welche beſtimmte Bezirke für ſich bewohnen, deren Namen alle auf -gal ausgehen, die Widgal, Caroagal, Cameragal, Wangale u. ſ. w. (Turnbull 41; Phil. Tageb. 237); Familie und Stamm fallen hier ganz zuſammen, doch ſind die einzelnen Stämme ſtreng geſchieden; die Namen ſind lokale (Phil. Tageb. 185; 187). Nicht anders iſt es im Norden an Cap York (Macg. 2, 2), wo der Name Kowrarega wohl lokaler Beiname der Inſelbewohner iſt (Kowra Inſel Macgill. 2, 281, 46) und bei Port Eſſington auf der Halbinſel Koburg; auch hier fällt Stamm und Familie ganz zuſammen. Doch hat man hier (und hier allein) noch eine andere Eintheilung, aber jedes Stammes, in drei Stände, welche ſo ſtreng geſchieden ſind, daß ſie nicht einmal untereinander Ehen ſchließen (Stokes 1, 393; Macgill. 1, 151) Wir haben es hier entſchieden mit drei Rangſtufen zu thun, deren vornehmſte, die Manjerojelle, wenig zahlreich iſt. Höchſt wichtig iſt, daß nach Earl J. R. G. S. 16, 240 die erſte Kaſte vom Feuer, die zweite vom Land abſtammen ſoll, während der Name der dritten „Netzmacher“ bedeutet. Dann folgen die Manjerawule und als dritter Stand die Manbulget. Dieſelben Namen nennt Wilſon (163) von der Raffleſbai: die Mandrogillie, eine Art Adel, wie er ſagt, die Manburge und die Mandrowillie. Trotz ihrer ſtrengen Scheidung ſind dieſe Abtheilungen an Recht und äußerlich ganz gleich. Wir haben auch hier wohl den Ueberreſt früherer beſſerer Zeiten dieſer Völker und wie es ſcheint dieſelben drei Stände, welche wir auch ſonſt im Oſten finden, die Häuptlinge und Vornehmen, die Freien und die

Handwerker, das gemeine Volk, obgleich sich das nicht beweisen läßt. Fast nirgends finden sich Häuptlinge (Eyre 2, 315); wirklich constatirt sind sie an Moretonbai, wo sie großes Ansehen und unbeschränkte Gewalt haben sollen (d'Urville a. 1, 509; Field. 62), und auf der Insel Melville (Meinicke a. 2, 205 f. Literatur daselbst); von der Halbinsel Coburg aber berichtet Macgillivray (1, 151) ausdrücklich, daß es dort keine Häuptlinge gäbe. Im Süden gibt es (Stanbridge 286) erbliche Stammeshäuptlinge, unter denen dann wieder die Alten, die Familienhäupter und die Zauberärzte Einfluß haben. Auch im Innern scheint es an einigen Orten Häuptlinge zu geben, z. B. südlich von der Halbinsel Coburg (Earl J. R. G. S 16, 245), am Boganfluß (Mitchell three exp. 1, 192 und sonst) und ebenso nördlich am Torrensbecken, wo der Häuptling (ein alter Mann) despotische Gewalt und als ein besonderes Abzeichen ein Stirnband von Emufedern hat (Hack bei Petermann 1860, 301). Was man gewöhnlich Häuptlinge nennt, sind nur ältere Leute, welche durch Kriegsthaten, größere Zauberkunst und dergl. allgemeines Ansehn haben: ihre Macht wächst mit den Jahren, gewisse Speisen kommen ihnen vorzugsweise zu, gewisse Waffen, Quarzstücke u. dergl. dürfen nur sie führen. Befehle aber ertheilen sie nicht, nur Rath; denn jeder Familienvater, der vollkommen despotisch in seinem Kreise herrscht, jeder Mann ist absolut frei (Eyre 2, 315 f.). Hat nun ein Familienältester eine sehr große Familie, an deren Spitze er steht, so ist oft seine Autorität eine solche, daß man ihn für den Häuptling halten könnte (Barrington a 29). Jedenfalls ist es eine Uebertreibung, wenn Hodgson (204 f.) von einer Art von Regierung durch die Aeltesten, den Zauberarzt und die Kriegsobersten spricht, von allgemein anerkannten Häuptlingen, welche die Wanderungen leiten, Verträge schließen, Ungehorsam strafen und das Eigenthum schützen sollen. Jene Häuptlinge, welche durch hervorragende Klugheit u. dergl. ihren Vorrang der natürlich nicht erblich ist bekommen haben, treten allerdings als Vermittler bei Verhandlungen der Stämme untereinander auf, als Führer (Koeler a. 52), als Schiedsrichter u. s. w. aber ganz ohne Vorrecht (Turnbull 41). So sind die Anführer im Westen gestellt (Grey 1, 252; Salvado 302), so die am Port Stephens (Cunningh. d. Ueb. 165; 2, 5), so im Norden (Macg. 2, 27), im Südwesten (Browne 446); doch haben hier

die Zauberärzte den meiſten Einfluß (Nind 41). Man ſieht, wie hier Alles aus der Familie erwachſen iſt, aber auf verſchiedene Art; an einigen Stellen hat ſich das Familienoberhaupt als Stammesoberhaupt herausgebildet, an anderen Orten haben alle Familienglieder gleiche Geltung. Und daß auch jene verſchiedenen Stände urſprünglich auf der Familie beruhen, wenigſtens beruhen können, ſahen wir ſchon oben (221). Einzelne Stämme haben über andere ein gewiſſes Uebergewicht, ſo die Kowrarega des Nordens (Macg. 2, 4), die Camera-gal der Brockenbai (Turnbull 41; Collins 546), allein dies ſcheint gleichfalls nur auf leiblicher oder geiſtiger Ueberlegenheit, welche ſich bei den Kowraregas leicht erweiſt, jener mächtigeren Stämme zu beruhen. So ſind auch im Südweſten einzelne Stämme beſonders einflußreich, der Murrayſtamm wegen ſeiner phyſiſchen Kraft, die Cockatus aber mehr noch als ſie, weil ſie eine größere religiöſe Geltung haben (Browne 445-6). Uebrigens hat hier jeder Stamm irgend etwas wodurch er berühmt und vor den anderen ausgezeichnet iſt: die Weal haben die beſten Kängurufelle und Steinhämmer, die Cockatus die beſten Bumerang u. ſ. w. (eb.). — Auch, wenn das Wort erlaubt iſt, der diplomatiſche Verkehr der Stämme untereinander hat eine beſtimmte Form. Will man unterhandeln, über Friede oder ſonſt, ſo wird ein Knabe von 12—15 Jahren geſchickt (der alſo noch nicht ſelbſtändig iſt), nachdem ihm vorher mit einem ſcharfen glühend gemachten Knochen der Naſenknorpel durchbohrt iſt, denn Knochen in der Naſe tragen nur hervorragende Perſonen. Während die Wunde heilt, vollbringt der Knabe ſeine Sendung: und er gilt nun als geheiligt, wird begleitet und hoch geehrt (Browne 449). — Eine weitere Form der Regierung findet ſich nirgend, doch findet ſich noch ab und zu ein größerer Zuſammenhang der verwandten Stämme auch darin, daß ſie untereinander Zuſammenkünfte haben, deren Ceremoniell wir ſchon ſchilderten, ſei es um ſich über Krieg zu berathen oder gemeinſchaftlich zu jagen, religiöſe Feſte zu begehen oder auch ihre gegenſeitigen Produkte auszutauſchen. Solche Zuſammenkünfte haben die Stämme am König Georgs Sund alljährlich (Browne 446). Dieſe Verſammlungen ſind ſehr lärmend und meiſt kommt es dabei zum Streit (Eyre; Browne 447). Im Norden (Inneres ſüdl. von Halbinſ. Coburg) ſoll es Stämme geben, welche zuſammen von einem Häupt-

ling beherrſcht werden und auch ſonſt höher ſtehen ſollen, als andere (Earl J. R. G. S. 16, 245).

Jeder Stamm hat ſein beſtimmtes, ſcharf begrenztes Landeigenthum, welches er aber nur zur Jagd benutzt: alles Wild in dieſem Gebiete gehört dem betreffenden Stamm, und wer von Fremden uneingeladen etwas tödtet, der wird geſtraft (Grey 2, 235; Browne 426; Stanbridge 1, 286; Köler a. 55; Hunter 29; Turnbull 41; Phil. Tageb. 239). Ganz conſequent beanſpruchten die Anwohner von Port Jackſon die in ihrem Lande gefangenen Fiſche (White 60) oder Schildkröten für ſich und ihr Zorn, als man ſie ihnen verweigerte (Cook 1. R. 3, 178-9), iſt erklärlich genug. Es war nicht die Gier nach Speiſe, was ſie erbitterte. Selbſt den Durchzug durch fremdes Gebiet muß jeder Stamm, wie jeder Einzelne erbitten, wenn er nicht das Eigenthumsrecht Anderer aufs ärgſte verletzen und ſich den Strafen für dieſe Verletzung ausſetzen will (Grey 2, 236; Phil. Tageb. 239). So begingen denn die Europäer — natürlich nur nach der Meinung der Eingeborenen, deren Verſtand etwa dem des Orang Utang gleich ſteht (Breton 196) — eine arge Rechtsverletzung, als ſie das Land der einheimiſchen Stämme ohne weiteres in Beſitz nahmen und dieſe verdrängten. — Der Grundbeſitz der Stämme iſt wieder eingetheilt in kleinere Gebiete für die einzelnen Familien und dieſe wieder in noch kleinere für die einzelnen Männer, welche denſelben rechtlichen Schutz haben, als die Ländereien des Stammes, nur daß die Stammesgenoſſen (im Süden, nicht im Weſten, wo auch die Thiere dem Privateigenthümer gehören Grey 2, 235) auch auf dieſem Privateigenthum jagen, Wurzeln graben und Bäume fällen dürfen; ſoll jedoch behufs einer großen Jagd das Land abgebrannt werden, ſo darf dies nicht ohne den Eigenthümer geſchehen (Browne 446; Rind 28; Eyre 2, 297). Ja ſelbſt verkaufen kann der Einzelne ſeinen Landbeſitz (Eyre eb.). — In ihrem Gebiete ziehen die Stämme nun hin und her, theils der Jagd halber, theils auch (Browne 447) aus Furcht vor Feinden. Doch haben die im Weſten meiſt ein feſtes Standquartier, wo die Weiber mit den Kindern bleiben (Grey 1, 252). Meiſtens aber ziehen die Familien für ſich allein, welche dann wieder ihren beſtimmten Lagerplatz, wo ihre Hütten ſtehen, haben und der ganze Stamm vereinigt ſich nur bei wichtigen Ereigniſſen (Browne 448). Durch dieſe rechtlichen Be-

ſtimmungen hat alſo jedes Fleckchen Land ſeine individuelle Bedeutung und daher kommt es, daß jeder Berg, jede Gegend, jeder Baum u. ſ. w. ſeinen eigenen Namen hat (Grey 2, 235 f.). Im Süden wo dieſelben Geſetze gelten, haben befreundete Familien öfters ein gemeinſames Jagdgebiet (Stanbridge 1, 286). Bei gemeinſchaftlichen Jagden gehört jedes Jagdthier dem, der es zuerſt verwundet hat (Grey 2, 272). — Jeder Vater theilt ſein Land unter ſeine Söhne und hat er keine, ſo erben die Söhne ſeiner Töchter, denn ein Weib kann im Weſten kein Grundeigenthum beſitzen (Grey 2, 236). Das Vermögen alſo erbt nicht durch die Mutter: durch die Mutter nur Verwandtſchaft oder Stammeszugehörigkeit und Rang, wo letzterer gilt. Im Süden übrigens, wo das ererbte Land (pangkarra) ſtets einen Eigennamen hat, welchen der Beſitzer nach dem Lande führt (Teichelm. und Schürm. 36) und ebenſo im Norden erben auch die Weiber mit, im Norden wo das jüngſte Kind das reichſte Erbe erhält, auch verheirathete Töchter; doch gelten hier auch freiwillige Beſtimmungen des Erblaſſers (Stanbridge trans. ethn. Soc. N. S. 1, 286; Macgill. 2, 28).

Unter den Rechtsgrundſätzen ſtehen zwei oben an: der eine iſt Haftbarkeit der Familie, des Stammes für den Einzelnen und zweitens das jus talionis, das Geſetz der Blutrache (Weſten Grey; Oſten Phil. Tageb. 205; Norden Macgill. 2, 5; Süden Browne 447). Iſt irgend ein Verbrechen größerer Art geſchehen, für welches Blutrache eintreten muß, ſo theilt man ſich dies im Weſten raſch durch Schreien mit und aus der Art dieſer Töne kann man auch in der Ferne die Größe der Schuld erkennen und ſich darnach richten. Auch Kinder wiſſen ſehr genau, ob ſie in irgend einer verwandtſchaftlichen Beziehung mit dem Thäter und alſo gefährdet ſind oder nicht. Der Thäter ſelber und ſein Bruder entflieht ſogleich (Grey 2, 240). Die männlichen Verwandten eines Ermordeten verfallen zunächſt in eine Art von Wuthparoxysmus, dann gehen ſie und die Verwandten des Mörders gemeinſchaftlich aus, den Verbrecher zu ſuchen, der aufgefunden ohne weiteres ausgeliefert wird; findet man ihn nicht, ſo beginnen die Feindſeligkeiten, denn Blutrache iſt eine heilige Pflicht und wer ſie vernachläſſigt, würde von allen verachtet und verlaſſen werden (Grey eb.). Dies war oft auch den Weißen gegenüber von Wichtigkeit, 1816 nahmen dadurch die Kriege in Cumberland und Bathurſt

eine beklagenswerthe Ausdehnung: nach Tödtung irgend welcher Weißen hielten ſich die Eingeborenen nicht eher für ſicher, als bis wieder Angehörige von ihnen getödtet waren und ſo nahm das Blutvergießen kein Ende (Cunningham d. Ueb. 177). Iſt ein Mord heimlich vollbracht, ſo ſtellt man im Süden den Leichnam auf der Bahre Tirkatti d. h. die Wiſſende aus und fragt ihn: hat dich Jemand erſchlagen als du ſchliefeſt? kennſt du ihn? war es der oder der? bewegt ſich die Bahre, ſo iſt die Antwort bejahend, bewegt ſie ſich nicht, ſo fragt man weiter. Man glaubt, daß Kuinyo, der Gott des Todes, die Bahre bewege (Teichelm. und Schürm. 51; nach ihnen Shayer 194). Schwüre für Rache oder Freundſchaft u. ſ. w. leiſtet man, indem man die Hand unter den Schenkel deſſen legt, dem man ſchwört (Grey 2, 343). Zur Strafe für kleinere Verbrechen werden den Thätern je nach der That einzelne geſetzlich feſtſtehende Körpertheile durchbohrt, Schenkel, Wade, Arm u. ſ. w.; ſtirbt der ſo Beſtrafte, ſo wird der, welcher den tödtlichen Stoß gethan, zweimal durchbohrt (Grey 2, 243). Dies gilt im Weſten und Oſten, nicht aber an der Südküſte von Auſtralien (Eyre 2, 389). Bei Vergehungen gegen den Stamm muß ſich der Verbrecher einem allgemeinen Speerwerfen ausſetzen, wobei er mit einem kleinen Schild verſehen alle Speere durch dieſen oder geſchickte Bewegungen vermeiden darf und ſie auch wirklich vermeidet; wenigſtens erhält er nie mehr Wunden, als ſein Verbrechen bedingt (Grey 2, 243; Köler a. 55; Dawſon 286; Barrington b. 30 f.). Dieſe Speerung tritt ein, wenn einer das Jagdrecht verletzt oder im eigenen Stamm ſich verheirathet oder ein Weib aus demſelben geraubt hat u. ſ. w. Ehebruch wird meiſt mit dem Tode geſtraft (Grey 2, 248); ebenſo Diebſtahl an Stammesgenoſſen (Phil. Tageb. 195) und im Weſten kann der Häuptling, wie er jeden Fremden ſtraft welcher das Herkommen übertritt, auch jeden Stammesgenoſſen zum Tode verurtheilen, der mit dem dreißigſten Jahre noch keine Frau hat (Salvado 302). Auch Verletzung des Jagdrechts wird bisweilen mit Tod geſtraft (Grey 2, 236). Solche Strafen rufen keine Blutrache hervor (Freyc. 2, 785). Als höchſte Strafe erwähnt Freycinet (2, 785) Verbannung welche der ganze Stamm beſtimmte. Mißhelligkeiten zwiſchen Einzelnen werden häufig durch Zweikampf in Gegenwart der Freunde beider entſchieden: der Beleidiger muß zuerſt den Kopf ſeitlich aufwärts

orgeſtreckt hinhalten, worauf der Beleidigte ihm einen derben Schlag mit er Keule verſetzt, dann aber ſelbſt jenem den Kopf herhalten muß, bis iner betäubt oder die Beleidigung geſühnt iſt (Hale 114; Dawon 64; 287). Oder aber derjenige, welcher ſich beleidigt fühlt, ält gleich ſelbſt dem Gegner ſeinen Kopf zum Keulenſchlage hin, m dann jenem das Gleiche verſetzen zu können (Koeler 47).

Es gibt aber auch Vergehen, für welche ſie göttliche Strafe erarten und daher keine menſchliche feſtgeſetzt haben. Wer die Raupe om Baum eines anderen ißt, wird krank. Um dies aber ſowie jegiche Privatrache zu vermeiden, ſteckt er einen Zweig bei dem Baum i die Erde, von welchem er gegeſſen hat (Nind 34): dann iſt er beütet. Ebenſo darf keine ſchon Saamen tragende Nahrungspflanze epflückt und ausgegraben werden (Grey 2, 236 f.). Im Weſten ürfen beſtimmte Claſſen von Eingeborenen beſtimmte Speiſen nicht ſſen. Knaben war z. B. Känguru- oder Emufleiſch, Jünglingen Blut, Mark, Eingeweide dieſer Thiere unterſagt (Grey 2, 248; 257; 75; 281; Mitchell three exp. 2, 29), andere Speiſen, Thiere der Pflanzen berühren ſie aus Aberglauben nicht, wie jeder einzelne i manchen Gegenden ſein Kobong nicht ißt (Grey 2, 237; 228; 6; 292). Wem fällt hierbei nicht ſogleich das polyneſiſche Tabu in, welches wir auch in Betreff der Weiber in ſo voller Geltung anden? Hierher gehört denn auch die ſtrenge Scheu des Eidams or der Schwieger und umgekehrt, ſowie was wir oben über das Verbot die Namen der Schwiegereltern zu nennen ſagten. Ebenſo ar den Namen Todter auszuſprechen ſo ſtreng tabu — oder wie as Wort im ſüdlichen Neuholland heißt kuinyunda (todtbringend, efährlich, heilig Teichelm. und Schürm. 13), im Norden adzar Macgill. 2, 303, 610), — daß ſogar die Appellativa, von deen ein ſolcher Name abſtammte, aus der Sprache verſchwinden nußten (Norden Macgill. 1, 150; Süden Eyre 2, 354; Wilh. 23; Stanbridge 1, 289 f. Angas 2, 227). Nur in inigen Gegenden nannte man ihn noch, aber höchſt ſelten und nur anz leiſe (Angas 1, 94). Auch was ſich auf die Feſte der Einweihung zum Mannesalter bezieht, iſt ſtreng tabu; und jenes oben rwähnte brummteufelähnliche Inſtrument gibt an, wo etwas Heiiges der Art vor ſich geht. Weiber und Kinder dürfen es nie ſehen, eſchweige berühren; die letzteren glauben, ſeine Töne ſeien Töne

eines Geiſtes, beide aber müſſen, wo ſie es hören, eiligſt fliehen: denn unberufen den heiligen Ceremonien beizuwohnen bringt den Tod (Teichelm. u. Schürm. 7; Wilh. 24 f.). Auch den heiligen Quarz, mit welchem tattuirt wird, dürfen die Weiber nie, die Jünglinge erſt nach der letzten Tattuirung ſehen (Teich. u. Schürm. 11).

Wir ſind dadurch ſchon auf die religiöſen Gebräuche der Auſtralier hingeleitet, zu deren genauerer Betrachtung wir jetzt übergehen. Wenn nun hierüber alles was uns berichtet wird, erſtaunlich dürftig und verworren iſt, ſo liegt dies nicht etwa in dem Weſen unſerer Quellen, es liegt vielmehr im Weſen jener Vorſtellungen ſelbſt, von welchen die Quellen uns berichten ſollen. Dieſe Vorſtellungen ſind wüſt und unklar, und wie bei allen Naturvölkern keineswegs gleichmäßig ausgebildet und allgemein, ſondern verſchiedenartig und veränderlich, ja nicht blos nach Stämmen und Familien, ſondern wohl gar nach Individuen beſonders entwickelt. Nirgends zeigt ſich die Behauptung, daß der auſtraliſche Bildungszuſtand auf eine frühere höhere Stufe hinweiſt, klarer wie hier, wo alles einzelne wie verhallende Stimmen aus früherer reicherer Zeit herüberſchallt, wir aber keineswegs den Eindruck erhalten, als hätten wir es mit halb Entwickeltem, Stehengebliebenem zu thun. Daher iſt denn dieſe Anſicht, welche vielfach ausgeſprochen iſt, die Auſtralier hätten keine Spur von Religion oder Mythologie, eine durchaus falſche. Aber freilich iſt dieſe Religion ganz ausgeartet, ganz zu Grunde gegangen in wilder zuſammenhangsloſer oft unglaublich abgeſchmackter Dämonologie, in abergläubiſcher Geſpenſterfurcht; daher die Grundzüge darzuſtellen für unſere Zwecke völlig genügt. — Nur an wenig Stellen des Landes glaubt man an ein gutes Weſen. Ein ſolches aber nimmt man in Südauſtralien an (Köler b. 148; Byrne 1, 375), ebenſo auch in Neuſüdwales (Cunningh. 181; Byrne 1, 279), und im Inneren des ſüdöſtlichen Continentes (ev. Miſſ. Mag. 1860, 250). Nach Cunningham heißt dieſer Gott Koyan, im Süden nach den Miſſionären Peiamei: er wohnt im Himmel, hat alles geſchaffen, weshalb er auch Mahmam-mu-rok „Allvater" heißt. Er wie Koyan iſt leicht erzürnt, doch läßt er ſich durch Tänze verſöhnen. Auch im Südoſten, am Loddonfluß hatte man dunkle Vorſtellungen von einem Schöpfer aller Menſchen und Thiere (Braim 2, 244 nach d. Pt. Philipp Herald) und Tyermann und Bennet (2, 175)

erwähnen einen gütigen Gott Tian, der Himmel und Erde und die schwarzen Menschen gemacht hat. Daß die Welt durch einen Gott gemacht sei, glauben auch die Eingeborenen westlich der Liverpoolkette, welche alles in der Natur, was sie sich nicht selber erklären können, auf „Devildevil" zurückführen (Leichhardt a. 24) — offenbar nur ein aus dem engl. devil abgeleiteter Name einer Gottheit, welche allerdings nicht mehr deutlich vorgestellt wurde. Der Wellingtonstamm hielt ebenso den Gott Baiamai, der auf einer Insel im fernen Osten wohnt und Fische ißt, welche auf seinen Ruf von selbst kommen, für den Schöpfer der Dinge, andere indeß theilten dem Sohn des Gottes, dem Burambin, diese Rolle zu. Jedenfalls war auch er ein guter Gott, wie man ihn auch mit besonderen Liedern und Tänzen zu einer bestimmten Jahreszeit und zwar im Februar verehrt (Hale 110). Er muß weithin bekannt sein: denn viele dieser Lieder und Hymnen stammten vom Hunterfluß (eb.). Er hat einen Bruder, Dararwigal, welcher im fernen Westen wohnt, aus Grimm über den Verlust seines Messers die Blattern sendete, doch aber sich durch ein neues Messer versöhnen ließ (eb. 111). Ein ähnlicher Gott scheint (um Pt. Philipp) Pungil gewesen zu sein, der Gott der Eingeborenen, welcher aber von dem Gott der Weißen besiegt und in die Eingeweide der Erde hinabgestürzt ist, wo er nun gebunden liegt (Howitt 192; a. 285). Auch den Regenbogen dachte man (an der Murraymündung) als entstanden durch das höchste Wesen, freilich auf sehr obscöne Art (Behr 91). Mit diesen guten, d. h. nicht feindselig grausvollen Göttern scheinen ihre Schöpfungsmythen im Zusammenhang zu stehen, deren sie verschiedene haben. Howitt erzählt (a. 292) einen ziemlich verworrenen Mythus des Inhalts sowie ferner die Sage von einer großen Fluth, nach welcher das vorher lebende Geschlecht zu Sternen am Himmel wurde: was zu unserer obigen Deutung des Sündfluthmythus aufs genaueste paßt (270). Es ist derselbe, den Stanbridge (Transact. of the Ethnol. Soc. N. S. 1, 301) erwähnt und der allerdings merkwürdig genug ist, denn er stimmt genau zu dem Schöpfungsmythus der Maori. Die Erde ist platt und war lange dunkel, bis endlich Pupperimbul, einer ihrer damaligen Bewohner (Hale 110), die Sonne macht. Diese früheren Menschen aber, später als Gestirne an den Himmel versetzt, wirken jetzt nur als Geister auf die lebenden Menschen, denen sie unter verschiedenen Formen erscheinen.

Einen anderen Glauben über die Schöpfung berichtet Eyre (2, 356), nach welchem (355) manche Dinge durch sich selbst entstanden und wieder die Erzeuger von anderen geworden sind. Hierher rechnen wir auch den auf den ersten Blick vollkommen absurden Mythos der Macquarie Stämme, welchen Hale nach Threlkeld erzählt: eine Eidechse habe vom Himmel die großen Blöcke versteinertes Holzes, welche man in der Heimath dieser Stämme vielfache findet, herabgeworfen aus Zorn, weil die Leute — ihre Läuse gebraten hätten! Einige aber hatten sie geknackt und diese rettete die Eidechse, worauf sie wieder in den Himmel zurückkehrte. Da unter dem Bild der Eidechse die Götter sehr häufig verborgen sind, so haben wir hier jenen uralten Mythus vom Herabwerfen der Welt vom Himmel, denn so werden die herabgeschleuderten Felsmassen zu deuten sein. Die Australier, zum Erzählen aufgefordert, lügen sehr häufig allerhand dazu und freuen sich dann über den leichtgläubigen Weißen (Grey 1, 261): wer weiß, ob diese ganze Erzählung von den Läusen nicht ein solcher Zusatz ist. Sinnreicher ist die Mythologie der Stämme nördlich von Perth, deren Weltschöpfer Motogon heißt, der früher ein starker Mann war, die Erde bei Namen rief, blies und sie so schuf. Allein jetzt ist er alt und thut nichts mehr (Salv. 296). Die Schöpfung der Welt selber wurde mit heiligen Tänzen vor bestimmten Götterbildern gefeiert (Howitt 191); aber unmöglich kann man (wie Howitt eb. will) annehmen, daß diese Mythen von Schöpfung und Fluth erst neueres Datums, wohl gar europäischem Einfluß erwachsen seien. Wir sehen vielmehr uralte Trümmer ähnlicher Mythologeme in ihnen, wie wir sie in Polynesien gäng und gäbe fanden. Eine entschieden den polynesischen Mythen ähnliche ist folgende, die Wilhelmi (32) von Port Linkoln erzählt: Palgalanna, ein längst verstorbener Mann, hat alle Gegenden in Süden und Westen benannt; dann verwandelte er seine Weiber und Kinder in Felsen in der See und stieg selber in den Himmel, wo er erzürnt Donner und Blitz verursacht und die Eichen mit seinen Keulenschlägen zerschmettert. Die Kowraregas erzählen von einem Riesen Adi, welcher beim Fischen von der Fluth verschlungen wurde; da erhob sich ein großer Felsen. Seine Weiber wurden in Felsen verwandelt, welche noch heute ipile, d. h. Weiber heißen (Macg. 2, 30). Diese Erzählungen erinnern an die von Tangaloa und seinem Weibe te Papa sowie an manches andere Polyne-

fische sehr genau. Die Eingeborenen um Sydney (Peron d. Ueb. 1, 462) hielten die blauen Berge für unersteiglich; es wohne eine furchtbare Gottheit daselbst, welche Sturm und Gewitter schicke, jenseits der Berge aber sei ein großes Meer, wo weiße civilisirte und bekleidete Menschen wohnten. Wir haben hier wohl denselben Donnergott, wie er zu Pt. Linkoln gekannt war. Das Meer mit den meisten Anwohnern „jenseits" der Berge liegt über denselben: ist sicher das Luftmeer mit seinen Bewohnern, den seligen Geistern.*)

Auch Sonne und Mond wurden verehrt, wie schon die Tänze beweisen, mit welchen man in Südaustralien den Neumond und die einzelnen Mondphasen feiert (Shayer 190; Behr 91). Und um Port Jackson sangen die Eingeborenen von der Tagesdämmerung bis zum Sonnenaufgang einen Freudengesang (King 317). Den Mond halten sie in Südaustralien für den Mann der Sonne, welchen diese jeden Neumond tödtet und hier wie in Westaustralien glaubt man, daß beide einst auf der Erde wohnten, und daß sie Kinder zusammen haben, wie auch ähnlich von den Sternen berichtet wird (Shayer 193; Angas 1, 89; Salvado 299). Sternschnuppen gelten im Norden als Kinder der Sterne (Macgill. 2, 80) und im Nordwesten erzählte man, daß in jenen Höhlen am Glenelg, welche mit den geschilderten Malereien geschmückt sind, der Mond, der auch hier

*) Friedr. Müller (b. 9) meint zwar, die Berichte der Missionäre, welche von diesen Gottheiten erzählten, seien unglaubwürdig, weil sie zu der Religion der Australier nicht stimmten, christliche Färbung trügen und weil einige der angeführten Namen „Donner" bezeichneten. Dies scheint uns aus mehreren Gründen falsch. Erstlich sind die Missionäre unsere Quellen und gerade die Männer, welche jene Berichte geben, durchaus glaubhaft, was schon durch die Uebereinstimmung der verschiedensten Quellen erhärtet wird. Es ist also reine Willkür von ihnen abzuweichen, blos weil diese Nachrichten zu der Meinung, die man nun einmal über jene Religion hat, nicht stimmen. Nach unserer Auseinandersetzung stimmt alles Berichtete aufs genaueste, denn jener wüste Gespensterglaube, den Müller vom Schamanismus nicht verschieden glaubt, ist nur der letzte Niederschlag, das caput mortuum eines früher reicher entwickelten Glaubens. Christlichen Einfluß sehen wir in diesen Berichten nirgends, auch in denen von der Sündfluth nur sehr wenig. Und Müllers drittes Bedenken, daß einige dieser Götternamen Donner bedeuten (vergl. ahd. donar und Donar) beweist eben nur für unsere Annahmen und Deutungen.

männlich gedacht wird, gewohnt habe (Grey 1, 261). Doch gilt Sonne und Mond als böſe (Salv. eb. King 316). — Andere Legenden ſcheinen Spuren von anderen vielleicht urſprünglich mächtigen Gottheiten zu enthalten, von denen vielleicht einige mit den ſchon erwähnten zu identificiren ſind und manche gleichfalls Berührungen mit polyneſiſchen Mythen haben: Nganno gab vielen Gegenden den Namen, verwandelte ſich dann aber in ein Seeungeheuer; Tarrotarro, Gott in Geſtalt einer Eidechſe, welcher die Geſchlechter trennte und alſo Männer und Weiber ſchuf; Tarnda, der das Tattuiren lehrte und in ein gewaltiges Känguru verwandelt wurde, womit es vielleicht zuſammenhängt, daß Eingeborene im Weſten in dem dort ſeltenen rothen Känguru einen Geiſt ſahen und nicht davon eſſen wollten (Howitt b. 2, 124), wie rieſenhafte Kängurus auch ſonſt in ihren Mythen und Sagen eine Rolle ſpielen (z. B. Wilhelmi 33); Yura, der die Beſchneidung lehrte, ihre Vernachläſſigung ſtraft und als gewaltige Schlange in der Milchſtraße wohnt, welche die Eingeborenen für einen großen Fluß halten (Teichelm. u. Schürm. 31; 44; 45; 62; 56; nach ihnen Shayer 195) und noch manches andere.

Auch untergeordnete, mehr elementare Geiſter zeigt ihre Mythologie, wozu indeß vielleicht auch manche der ſchon genannten urſprünglich gehörten, ſo ferner die Tinniinyaranna, Emus und Kängurus jagende Jünglinge auf der Himmelsebene (der Orion) und die Mangkamangkaranna, wohl ihre Schweſtern, Mädchen, welche ebendort Wurzeln graben (Siebengeſtirn) und ihre Eltern, zwei beſonders helle Sterne in der Nähe (Sirius und Procyon oder Aldebaran? Teich. u. Schürm. 37; darnach Shayer 293. Derartige Sagen ſowie Verwandlungen von Menſchen in Thiere haben ſie vielfach (Köler b. 148; Wilh. 33 f.). Auch jene elfenartigen Geiſter, welche wir in Polyneſien vielfach fanden, kommen vor: im Südoſten auf den Bergen wohnen die Balumbal, von weißer Farbe, nur von Honig lebend und immer gut „wie die Miſſionäre" (Hale nach Threlkeld 111).

Weit ausgedehnter aber iſt das Reich des Schreckens und der Finſterniß, in welches wir jetzt hinabſteigen. Auch hier finden wir verſchiedene Gottheiten, mächtige und untergeordnete und vieles was jetzt nur als Schreckgeſtalt geſpenſtiſch weiterlebt, mag früher, allerdings vor ſehr langer Zeit, ein wirklicher, vielleicht auch gütiger Gott

geweſen ſein. Sowohl der böſe Geiſt des Weſtens, Cienga, der jetzt, wie der Pungil des Oſtens, in der Erde wohnt; Cultus empfängt er nicht (Salvado 297). Sprachlich ſcheint ihm der Kuinyo des Südens gleich zu ſtehen, der als fürchterlich groß mit entſetzlich dickem Bauch — als Zeichen ſeiner Gefräßigkeit — gedacht wird, nur Nachts umgeht und wohin er kommt, Tod bringt (Teichelm. u. Schürm. 12). Der Name bezeichnet als Appellativ Tod, Leiche, Gerippe; daß er aber einſt ein mächtiger Gott war, ähnlich jenem Cienga, geht daraus hervor, daß von ſeinem Namen das Wort kuinyunda, welches dem polyneſiſchen tabu gleich ſteht, abgeleitet iſt; Kuinyo muß alſo einſt der Ordner und Rächer des auſtraliſchen Tabu geweſen ſein. Im Norden ſcheint ſeine Stelle Yumburbar einzunehmen, da auch er Tod und alles Uebel ſendet, und die Eingeweide des eben Verſtorbenen verzehrt (Macgill. 1, 151) — vielleicht ein Reſt des auch polyneſiſchen Glaubens, daß der Gott die Seele des Todten verzehrt. Beachtenswerth iſt, weil es uns an Polyneſiſches erinnert, daß man ihn zu ſehen glaubte, wenn eine Sternſchnuppe durch die Luft flog (eb.). Im Weſten frißt der Wau-gul, der, von übernatürlicher Kraft, als Unthier im ſüßen Waſſer lebend gedacht wird, namentlich die Frauen durch langſames inneres Aufzehren; er verurſacht die die Krankheiten (Grey 2, 340). Im Oſten iſt es der Wandong (Koen am Hunter, am Murua Tulugal und ſein Weib), der den Eingeborenen Nachts auflauert, einſame fortſchleppt und brät; Feuer aber verſcheucht ihn (Hale 111). Oxley (236) wurde offenbar für dieſen böſen Geiſt gehalten: ein Eingeborener warf einen Feuerbrand nach ihm, alle übrigen fielen vor ihm nieder. Cunningham nennt den böſen Geiſt, der namentlich Kinder frißt — man denke an die beſondere Heiligkeit der Kinderſeelen — Potoyan, deſſen Stimme — man erinnere ſich auch hier an ganz gleichen polyneſiſchen Glauben — ein leiſes Flüſtern iſt, welches nachahmend einſt ein Coloniſt einen ganzen Haufen Eingeborener in die Flucht ſcheuchte. Feuer vertreibt ihn zwar: aber eine im Kreis geſchwungene Fackel zieht ihn herbei (Cunningh. d. Ueb. 181).

Im Süden iſt es der Márralye, welcher als Vogel durch die Luft fliegend Schlafenden den Tod oder Unheil bringt; er iſt an allem und jeglichen Unheil ſchuld. Jetzt denkt man ihn als Menſchen des Kukataſtammes, der als zauberkräftig berühmt iſt (Wilh. 30; 32).

Dieſe Gottheiten würden, wenn wir irgend etwas Analoges in Polyneſien aufſuchen wollen, etwa dem Tane und den ihm verwandten Göttern gleich ſtehen. — Untergeordnete Geiſter dieſer Art ſind alle die, welche als gleiche Individuen mehrfach oder in Schaaren auftreten. So die Purkabidnies des Südens, rieſengroße nackte Keulenträger, gegen die man aber kämpft, ja die man tödten kann (Wilh. 30); im Oſten die Mani, welche mit großem Geräuſch ankommen, den Menſchen würgen, ihm Haar und Bart abſengen (King 316). Und ſo hat jede Gegend noch ihre Geiſter und Geſpenſter (Braim 2, 249; Weſten Grey 1, 340; Norden Macg. 1, 151; Süden Eyre 2, 357), von denen manche nur Alpdrücken u. dergl. verurſachen, was, da die Eingeborenen ſich oft noch ſpät Abends übervoll ſtopfen, gewiß ſehr häufig bei ihnen iſt. Alle dieſe fürchten ſie am Tage nicht im mindeſten, Nachts aber aufs äußerſte; und da Feuer alle Geiſter der Art verſcheucht, ſo wagt ſich kein Eingeborener auch nur ein paar Schritte ohne Feuerbrand vom Lager der übrigen hinweg (Shayer 195; Köler 35 f.; Hale 111; Macg. 1, 151; Grey 1, 340). Auch die Feuer vor den Hütten werden dadurch noch etwas anders erklärt. Uebrigens iſt auch der vor allen Geiſtern geſichert, der Nachts auf einem Grab geſchlafen hat (Freycin. 2, 761).

Auch im Aberglauben ſind ſie ſtark und der ihre iſt genau ebenſo albern als der unſere. Sternſchnuppen, Kometen bedeuten großes Unheil (Wilh. 32; King 316; Freyc. 2, 703). Nieſen bedeutet etwas, Knacken in den Gelenken aber, daß Jemand einem gutes wünſcht in der Richtung des ausgeſtreckten Armes (Macgill. 2, 30), auf den Weg piſſen iſt ein ſehr trübes Omen (Freycin. 2, 763) u. ſ. w. Auch der Ruf einzelner Thiere bedeutet Unheil: ſo der eines Habichts, welcher in der Nacht ſchreit: das bedeutet Tod, namentlich von Kindern, deren Seelen er wegnimmt (Teichelm. u. Schürm. 9). Ein anderer Vogel von mythiſcher Bedeutung iſt der wilto, eine Art Adler, da das Wort zugleich einen beſtimmten Stern bezeichnet (Teichelm. u. Schürm. 55 s. v.). Auch Jagdzauber haben ſie vielfach, Zauberſprüche mit denen ſie die Thiere bannen, Zaubermale u. dergl. (Grey 1, 204; Wilh. 15 f.; Freyc. 2, 762); ebenſo Zauberſprüche bei Krankheiten (eb. Wilh. 22). Und ſo glauben ſie denn aufs feſteſte und mit größter Angſt an Zauberer. Daß ganze Stämme als ſolche

berühmt oder berüchtigt waren, haben wir ſchon geſehen: hauptſächlich glaubte man ſie im Norden ſeßhaft, ſie ſenden Stürme, ſie die Krankheiten, den Tod, alles Uebel, daher ſchon von ihnen zu reden gefährlich iſt. Sie fliegen durch die Luft, unſichtbar für jedermann, nur für ihres Gleichen nicht, ſie können Regen, Hitze, Trockenheit machen, Flüſſe vergrößern, anhalten, kurz ſie können Alles (Grey 1, 363 f.; 2, 337-9; Stanbridge 300; Wilh. 32; 31; Eyre 2, 366; Mitchell Three exped. 1, 277; Bennett 1, 90 f. u. ſ. w.). Als Grey am Gaskognefluß ging, kamen zwei Leute, um ihn wegzuzaubern (Grey 1, 363). Es ſind meiſt alte Männer, die öfters in hoher Achtung ſtehen, Krankheiten heilen, klugen Rath in wichtigen Dingen geben, mit den Geiſtern der Verſtorbenen im Verkehr ſtehen (Turnbull 44). Grey hält die bemalte Höhle am Glenelg, welche ſehr beſucht zu ſein ſchien, für die Wohnung eines ſolchen (1, 215). Allein noch mehr ſind ſie gehaßt wegen ihrer böſen Wirkung, daher ſie häufig auch Angriffe auszuhalten haben (Eyre 2, 366), und weil man jeden Tod für Wirkung einer Zauberei hielt, welche indeß nicht von Zauberern von Profeſſion auszugehen braucht. — Die Art des Zaubers iſt verſchieden. Zauberer von Profeſſion ſind es durch den Beſitz des großen Gutes, was das europäiſche Mittelalter ſo eifrig ſuchte, des Steines der Weiſen. Glänzende durchſichtige Steine ſind ihnen heilig, ſie gelten als Amulete und als ſolche darf ſie nur der Prieſter berühren oder ſehen (Grey 2, 341 f.; Mitchell Three exp. 2, 338); mit ihnen wird tattuirt (Teichelm. u. Schürm. 11). Man glaubt, die Zauberer hätten einen ſolchen Stein im Magen und brächten Splitter davon heimlich in die Adern derer, welche ſie bezaubern (Salv. 299; Grey 2, 336 f.); daher die Kur der Krankheiten meiſt in dem Ausziehen dieſer Steine beſteht. In die Zauberer kommt dieſer Wunderquarz oder Wunderknochen (denn nach anderem Bericht iſt es ein ſolcher) auch wunderbar genug hinein: durch einen Beſuch der Geiſterwelt, in welche ſie während ihrer Exſtaſe entrückt werden (Stanbridge 300), oder dadurch daß ſie eine Nacht auf einem friſchen Grab zubringen: dann ſteckt ihnen der Todte den Knochen in die Hüfte, der ihnen nicht, wohl aber anderen ſchadet (Grey 2, 336 f). Uebrigens gilt auch das menſchliche Nierenfett für zauberkräftig gegen böſe Geiſter, daher man dies den ermordeten, ja wohl lebenden Feinden ausſchneidet (Angas 1, 123); und wenn die Eingeborenen um

Port Linkoln ihre ſchlafenden Feinde dadurch bezaubern, daß ſie die Finger auf eine beſondere Weiſe in ihre Seite „bohren", worauf jene langſam hinſtechen (Wilh. 31): ſo beruht dies darauf, daß Krankheit ſehr gewöhnlich als Wegzauberung des Nierenfettes gilt (Howitt 189). Uebrigens iſt die Würde und Fähigkeit des Zauberns in einigen Familien erblich (Turnbull 44), ja man glaubt, daß jener Quarz im Magen ſich mit vererbe (Salv. 299); und die Familien im Süden, welche die alten Mythen am beſten erzählen und wiſſen (Stanbridge 301), ſind gewiß ſolche Zauberfamilien. Irgend welche prieſterliche Stellung haben dieſe Zauberer nicht oder ſo gut wie nicht, denn nur daß ſie mit den Geiſtern der Verſtorbenen im Verkehr ſtehen, daß ſie die Geiſterwelt beſuchen können, iſt ihre einzige Vermittlung zwiſchen Gottheit und Menſchheit.

Ein eigentlicher Cultus exiſtirt ſo gut wie gar nicht, nur die heiligen Tänze und Feſte, die wir erwähnten, ſind zu nennen, ſowie die Opfer, welche im Süden Idole von Holz Rinde und Stein empfangen (Byrne 1, 376). Auch Tempel exiſtiren nicht; denn jenes große Haus, welches Kennedys Begleiter bei einem Dorfe an der Rockinghambai fanden (Carron bei Macg. 2, 139), war wohl nur das gemeinſame Schlafhaus der Unverheiratheten. Doch gab es heilige Plätze, wie z. B. jene Höhlen am Glenelg und wie auch die Spitzen der Berge heilig waren, denn dort wohnten Götter, man durfte ſie, im Südoſten wenigſtens, nicht beſteigen; auch ſind ihre Malereien häufig auf Felſen, welche die Spitze eines Berges krönen, angebracht. Irgend welche Idole waren vielleicht die 18" langen mit Rinde bedeckten Steine, welche Flinders auf der Pellewinſel (Carpentariagolf) vorfand (2, 172). Man brauchte dabei nicht an ausländiſchen (malaiiſchen) Einfluß zu denken: denn ſie entſprechen den Idolen, welche Byrne aus dem Süden erwähnt, ziemlich genau. Der Ort, den Cook (1. R. 3, 84) ſchildert, iſt nur ein Lagerplatz eines Stammes.

Die Hauptbeſchäftigung der Zauberer iſt die Kur der Kranken, welche ganz wie in Polyneſien erfolgt durch Ausſaugen der Krankheit an der ſchmerzenden Stelle und Ausſpeien (Philipp Tageb. 246; Clutterb. 55; Bennett 2, 90 f.), durch Unterbinden eines kranken oder verwundeten Gliedes (damit der böſe Geiſt, der es bewohnt, im Fortſchreiten gehemmt wird), durch Beſprechung und Ausziehen jenes

in die Kranken gehexten Steines oder Knochens oder sonstigen Unwesens (Eyre 2, 359; Therm. u. Bennett 2, 176; Mitchell Three exp. 1, 247; 2, 338; Salvado 334; Stanbridge 1, 300; Wilhelmi 21-2; Macgill. 1, 148). Auch Kneten, Treten, Schlagen gilt als Kur (Wilh. 21; Haßkarl 91), ursprünglich gewiß um den bösen Geist durch Mißhandlung zu verjagen. Manche von den genannten Mitteln, wie das Kneten, das Unter- und Einbinden eines kranken Gliedes, das feste Umbinden des Bauches und des Kopfes bei Kopf- und Leibweh (Wilh. 21; Macg. 148) können ganz gut wirken. Auch andere rationelle Mittel haben sie, kalte Waschungen (Fieber, Wunden), Skarifikation, Aderlaß, letzterer jedoch nur bei Männern und meist in der heißen Zeit angewandt und immer mit der Vorsicht, daß das Blut nie auf den Boden, sondern in allerhand sich kreuzenden Netzlinien über den Leib eines anderen Mannes läuft: das hilft alten und jungen Leuten zur Gesundheit (Wilh. 21 f.; etwas anderer Gebrauch bei Teich. u. Schürm. 40; Macg. 2, 31). Uebrigens sind die Zauberer nicht allein die Aerzte, vielmehr gibt es neben ihnen noch eine besondere Klasse von Aerzten, welche im Süden Mintapa (Wilh. 22), im Norden Bilbo (Macg. 1, 148) heißen; im Westen kuriren öfters auch alte Weiber (Salvado 354). Kranke werden meist gut und wirklich liebevoll verpflegt (Wilh. 23), ein Aussetzen derselben, ein absichtliches Tödten kommt nicht vor, nur wer auf der Reise krank wird, erhält Lebensmittel und Wasser und wird verlassen (Hodgson 227).

Jeder Tod ist Folge einer Bezauberung, auch wenn er z. B. durch einen giftigen Schlangenbiß erfolgt (Wilh. 31); diese Bezauberung wird durch irgend etwas ermöglicht, was dem zu Bezaubernden gehört, ihm aber genommen und dem Zauberer gegeben wird, der dadurch Macht erhält, Nachts den Kranken auszusaugen (Grey 2, 323), namentlich durch Speisenüberreste, welche man daher sorgfältig nach der Mahlzeit verbrennt (Leigh 161). Auch hier wie in Polynesien ist die Furcht vor Bezauberung so groß, der Glaube an sie so sicher, daß Todesfälle aus bloßer Angst verzaubert zu sein öfters vorkommen (Therm. u. Benn. 2, 176). Die Mörder des Verstorbenen werden dadurch entdeckt, daß der Todte selbst ein Anzeichen gibt (Eyre 2, 344) oder ein Insekt vom Grabe kriecht in der Richtung, wo man den Mörder findet: der erste, dem man dort begegnet, ist es (Stan-

bridge 1, 298 f.; Howitt 190); man erſchlägt ihn und nimmt ſein Nierenfett mit (N.-S.-Wales Byrne 1, 273; Süden eb. 373). Auch macht man die nächſten Verwandten des Geſtorbenen für den Todesfall verantwortlich, da ſie auf die Zauberer beſſer hätten Acht geben ſollen (Grey 2, 323; Hale 115). Oder ein vom Todten Beleidigter gilt als Mörder oder man erkennt dieſen durch das Werfen einer Hand voll Staub (Salvado 358). Auch wendet man ſelbſt wieder Zaubermittel an, um den Zauberer, der Anlaß des Todes iſt, zu entdecken, deſſen Fußſtapfen man wohl am Grabe erblickt, deſſen Wohnung man in der Richtung findet, wohin dieſe Fußſtapfen gerichtet, Inſekten gekrochen ſind und erklärt dann den Leuten in dieſer Richtung den Krieg (Grey 2, 138; 326 f.). — Bei einem Sterbenden verſammeln ſich alle Verwandten und während die Weiber ſich zur Trauer heftige Wunden beibringen, während erſt Geſchrei, dann der Trauergeſang ertönt, verwünſchen die Männer die Zauberer u. ſ. w. Stirbt der Kranke, ſo reißt ein altes Weib die Hütte darin er lag in Stücke (Grey 2, 317 f.). An Georgs Sund erhebt ſich das Geſchrei erſt nach dem Tode des Kranken (Browne 451). Zum Zeichen der Trauer bemalt man ſich (Südweſten 1, 336) Geſicht und Bruſt weiß (Grey 1, 145; Eyre 2, 353; Macg. 1, 148) oder ſchwarz (Grey 1, 250) oder trägt ein weißes Band um die Stirne (Mitchell three exped. 1, 169); Wunden ſchlagen ſich zunächſt und zumeiſt die Weiber, doch auch die Männer und zwar dieſe beim Begräbniß der Todten (Grey 2, 332; 335; Mitchell b. 2, 340; Cook 1. R. 3, 235; Stanbridge 1, 298 f. Macgill 1, 148).

Die Art der Beſtattung iſt ſehr verſchieden. Man gräbt ein ſchmales Grab, indem man erſt ein Feuer anzündet um alle böſen Zauber zu entfernen, füllt es halb mit Laub, auf welches die langgeſtreckte Leiche kommt, die zunächſt durch Holzſtäbe befeſtigt und dann mit Laub und Erde bedeckt wird. Die ausgegrabene Erde häufen ſie in je einen Hügel zu Häupten und zu Füßen des Grabes auf (King 316; Grey 2, 327 f.). Man trägt die Leiche im Trauerzug hin; das Blut von den Trauerwunden wiſcht man an dem Laube ab, mit welchem man den Leichnam bedeckt (Grey 2, 328). Außen wird das Grab oft mit Laub geſchmückt (eb.), öfters eine Hütte darüber gebaut und an die Thüre derſelben die zerbrochenen Speere des Tod-

ten gelegt, das Grab ſelbſt mit rother Erde beſtreut, drei Bäume vor der Hütte mit Einſchnitten und ungeſchlacht eingeritzten Figuren, die roth bemalt werden, verſehen, zum Zeichen, daß der Todte gerächt ſei (Grey 1, 323; 2, 330 f.). An Georgs Sund wird der Todte in ſitzender Stellung (ebenſo nordwärts von den Seen, Angas 1, 86) mit gekreuzten Armen, aber auf die Seite gelegt, begraben, den Kopf nach Oſten (Mind 1, 46; Grey 2, 325; Angas 1, 94; Browne 453; Salvado 360). Im Süden dagegen richtet man den Kopf nach Weſten, wie Eyre (2, 349) angiebt. Die Waffen bekommt der Todte mit ins Grab (Grey 1, 336), auf welchem ein Feuer angezündet und längere Zeit unterhalten wird, damit die Seele ſich wärmen könne (Salvado 360). Bäume in der Nähe bezeichnet man durch Abſchälen der Rinde, durch Kränze und bringt davor einen Ruheſitz an; Peron (d. Ueb. 1, 78 f.) ſah einen ſolchen am Cap Naturaliſte, der in 27 Sitze eingeſchnitten war: vor dieſem war ein Halbkreis ($2^1/_2$' breit) von ſchwarzem Sand, davor ein großer Halbkreis von weißem Sand, in welchen man Kreiſe, Dreiecke, Quadrate mit Binſen bepflanzt und dieſe dann verbrannt hatte. Ebenſo ſah er (2, 243) an den beiden Ufern eines Baches am Georgs Sund einander gegenüber je einen kreisrunden Fleck von 3—4' im Umfang, der mit 11 gut geſchärften, mit Harz blutrothgefärbten Lanzen, die Spitzen nach dem jenſeitigen Ufer gerichtet, umſteckt war — gewiß Grabſtätten. Aehnliche Grabplätze hat man im Süden (Köler a. 35 f.) und im Oſten, wo die Gräber entweder freie, gereinigte Plätze mit mehrfach einander kreuzenden ſchmalen Wegen (Mitchell three exp. 1, 317) oder koniſche Sandhügel ſind (Leichhardt 34; Oxley 110), Hügel mit Reiſern darauf, bisweilen mit einem kreisförmigen Graben umgeben (Mitchell 1, 260; 251) oder mit drei Reihen von halbkreisförmigen Sitzbänken davor, in der Nähe von Bäumen mit ſonderbaren eingeritzten Figuren; der Leichnam iſt in ein Opoſſumfell gewickelt, durch Gras und Holz geſchützt, zuſammengebogen, die Arme zwiſchen den Knien hindurch geſteckt, das Geſicht nach unten gewendet (Oxley 138; 224; Macquarie Sturt 1, 14). Die Form der Gräber iſt nach den Gegenden verſchieden; am Murray und Murrumbidgee ſind es gut gedeckte Hütten, welche in einem kahnförmigen Unterbau ſtehen (Mitchell 2, 112), alte Leute ſteckt man hier in Bäume (Angas 1, 60), da ſie der Mühe nicht werth ſind, welche

man auf junge Krieger verwendet: dieſen näht man am unteren Murray alle Oeffnungen des Leibes zu, um die Verweſung aufzuhalten und ſetzt ſie dann mit geſtreckten Armen und gekreuzten Beinen ſorgfältig in Matten und Netzwerk gewickelt auf jenen Unterbau (Angas 1, 60; 94). Umgekehrt berichtet Stanbridge, daß gerade Alte und beſonders Zauberer mit vielen Ceremonien beigeſetzt würden (1, 298 f.). In den Aſhburtonbergen fand Stuart ein Kindergerippe in einem kleinen Holzkanoe von ſehr feiner Arbeit, welches in einem hohlen Baum beigeſetzt war (Howitt b. 2, 173). Im Weſten von Port Macquarie wird die Leiche in Rinde genäht und an einem Baum 10′ hoch aufgehängt. Die Vorübergehenden werfen Holzſtücke darunter, welche ſpäter angezündet werden, wobei der Leichnam mit verbrennt (Breton 228). Verbrannt werden nach Angas 2, 227 und Barrington 27 nur die Alten in Neuſüdwales und ihre Aſche ſowie die jungen Leute begraben, im Südoſten Auſtraliens und an Portlandsbai alle Todte und zwar indem man ſie in hohle Bäume ſteckt und dieſe anzündet (1, 97; vergl. Beckler Glob. 13, 84). Nach Stanbridge verbrennt man in Viktoria nur die, welche an einer ekelhaften Krankheit geſtorben ſind (Stanbridge trans. ethnol. Soc. N. S. 1, 298 f.), nach anderem Bericht (Australia felix 139) auch kleine Kinder, dagegen die Alten nach derſelben Quelle einfach begraben werden. Angeſehene aber werden in ſitzender Stellung an der Luft getrocknet und ſpäter ausgedörrt in einen hohlen Baum geſteckt, was mit Anderen gleich geſchieht. Man bewahrt die Leichen in ihren Gräbern ſehr ſorgſam, damit böſe Geiſter ſie nicht holen (Bennett 1, 126; Macg. 1, 148). Auch in Höhlen ſetzt man die Todten bei. Die Art und Weiſe des Begräbniſſes iſt alſo an ein und demſelben Ort ſehr verſchieden. Im Norden läßt man die Todten liegen, bis ſie verweſt ſind, dann bemalt man ihre Gebeine roth und ſchleppt ſie lange mit ſich umher, bis man ſie endlich in einen hohlen Baum oder in einem Grabe beiſetzt über welches man einen niederen Hügel und Steine aufhäuft; bisweilen ſteckt man auch einen Stab an jede Ecke (Macg. 1, 149, Earl J. R. G. S. 16, 240; Wilſon 143). Aehnlich erzählt Grey vom Nordweſten (1, 257), welcher daſelbſt zwei große Hügel (22′ lang, 13′, 16′ breit, 4′, 5′ hoch), viereckig, wie regelmäßige Kugelhaufen von Steinen aufgeſchichtet ſah, welche letztere weit hergeholt ſein mußten: im Innern war feine dunkle Erde

mit Modergeruch; mit Recht hält er sie für Grabhügel und gibt ihnen ein Alter von etwa 2—300 Jahren (2, 216 f.). Uebrigens haben manche Reisende die Erdhaufen der Wallnister fälschlich für Grabhügel gehalten (Stokes 1, 395).

Die Schädel der Verstorbenen gebraucht man im Süden öfters als Trinkgefäße (Angas 1, 94; Eyre 2, 345); auch die Haut angesehener Männer wird bisweilen aufbewahrt (Hodgson 225; d'Urville a. 1, 520; Moretonbai Dum. Lang 424; Field 72). Uebrigens ehren sie ihre Todten und deren Gräber keineswegs überall, weder im Süden (Eyre 2, 350) noch im Norden (Macgill. 1, 150). Doch war dies im Südwesten und im Westen anders (Stokes 1, 60; Grey). Geister erscheinen dort an den Gräbern ebenso vorzugsweise gern, als bei uns (Grey 2, 336).

Ueber die Seelen und ihr Leben nach dem Tode hat man verschiedene Meinungen, indeß ist der Glaube an Unsterblichkeit derselben sehr verbreitet und nur wenige haben die Ansicht, daß mit dem Tode alles aus sei (Hale 112). Daher sterben sie völlig ruhig. — Im Westen glaubt man, wie die katholischen Missionäre am Schwanenfluß erfuhren, daß die Seelen der Verstorbenen auf den Bäumen sitzen bleiben und dort klagen, aber heruntergelockt werden können, dann in den Mund der Lockenden eingehen und hinten wieder hervorkommen (Salvado 209). Dies erinnert durchaus an die polynesische Seelenläuterung in der Unterwelt. Bisweilen aber bleiben sie auch singend und klagend auf den Bäumen sitzen, bisweilen gehen sie ganz in andere Lebende über (eb. 298). In Neusüdwales glaubte man, daß die Seelen in den Wolken weiter leben (King 316), wie man auch der Ansicht war, die ganze Bevölkerung sei einst von Westen her aus den Wolken gekommen (Palacky 80), im Süden, daß sie zu Sternen würden (Howitt 192). Dies ist denn auch der Punkt von dem aus wir eine andere viel verbreitete Ansicht über das Leben nach dem Tod erklären, die Ansicht nämlich, daß die Todten zu Weißen würden und als solche zurückkehrten (Hale 112; Hodgson 216); ja die Eingeborenen haben vielfach in einzelnen Weißen früher verstorbene Angehörige zu sehen geglaubt. Eine Europäerin, welche unter die Kowraregas nach einem Schiffbruch gerieth, ward für die verstorbene Tochter eines angesehenen Mannes gehalten (Macgill. 1, 301; andere Beispiele 2, 30). Dasselbe erlebte Grey an sich (1, 301-2), manche

der entlaufenen Sträflinge fanden durch diesen Glauben nicht nur gute Aufnahme, sondern sogar hohe Verehrung (Barrington b. 9), ein anderer überredete die Schwarzen, er sei einer der Ihren und ein altes Weib unter ihnen seine Mutter (Barrington 403). Diese Ansicht herrschte im ganzen Continent (Süden Behr 92; Teichelm. und Schürm. 39 s. v. stindi; Wilhelmi 29; Shayer 189). Ein Eingeborener von Port Linkoln, der zu Adelaide gehängt werden sollte, ging ruhig dem Tode entgegen, in der festen Gewißheit, daß er bald als weißer Mann zurückkehren werde (Wilh. 29). Aber woher kommt dieser seltsame Glaube? Etwa erst durch den Verkehr mit den Weißen? Aber er fand sich gleich bei der ersten Ankunft derselben. Oder wie man auch gemeint hat (Dumm. Lang 424), weil die aufbewahrten Menschenhäute weiß ausgesehen? Eine Meinung, welche keine ernstliche Widerlegung verdient; jene Sitte fand sich zudem nur an wenigen Orten, dieser Glaube dagegen überall. Man dachte sich auch die Bálumbal, die elfenartigen Genien weiß und wie der Adel der Halbinsel Coburg vom Feuer stammte, so kehrten die Todten nach uralter Ansicht in das Reich des Lichtes, in die Wolken, den Himmel zurück, wo man sie in schimmerndem Lichte glänzen sah. Daher dachte man sie weiß, hellgefärbt, lichtfarbig und als man nun mit hellgefärbten und so wunderbaren Menschen, mit den Europäern bekannt wurde, da übertrug man jenen Glauben auf diese und hielt sie für selige zurückkehrende Geister. Im Norden identificirte man die Todten mit den gelben Malaien (Macg. 1, 150). Uebrigens glaubt man zu Port Linkoln auch, daß die Seele nach einem Eiland im fernen Ost oder West, — hierüber gehen die Meinungen auseinander — zurückkehre und zwar begleitet sie dahin ein Seevogel, der seine lautschrillende Stimme oft in der Nacht hören läßt (Wilh. 28 f.; Angas 1, 108). Eine solche Götterinsel haben wir schon kennen gelernt; es war die auf welcher Baiamai, der Gott des östlichen Australiens wohnt. Andere Südaustralier sind der Meinung, daß die Seele in das Pindi (Teichelm. und Schürm. s. v. 39) d. h. Höhle, Gruft hinabgehn, welches man sich als geräumige unterirdische Grotte dachte, wo die Geister der Ahnen wohnen. Wir haben hier also einen Hades und eine so mannichfache Fülle der Anschauungen, daß wir auch hier wieder ganz deutlich sehen, es sind dies Trümmer früherer klarer ausgebildeter Ideen, nicht rohe Gedankenanläufe eines tiefstehenden Volkes, die sich

nicht durchgerungen haben: denn ſonſt würden wir mehr Gleichmäßigkeit, eine wenn gleich rohe Anſicht durch den ganzen Continent verbreitet finden. — Die Seele ſelbſt dachte man ſich im Süden immateriell, vom Körper getrennt (Eyre 2, 350); ſie iſt ſo klein, daß ſie durch ein Nadelöhr geht und nach dem Tode ohne Nahrung leben kann (Wilh. 28). Es ſcheint faſt, als ob man den Samen für ihre Verkörperung gehalten: yitpi heißt um Adelaide der Same und yitpi tukutya „kleiner Same" die Seele (Teichelm. und Schürm. s. v. 62). Große Einwirkung auf die Lebendigen ſchreibt man den Seelen nicht zu: allerdings ſtehen die Zauberärzte mit den Abgeſchiedenen in Beziehung, und nach Freycinet (2, 761) gelten die Seelen der Vorfahren als wohlthätige Geiſter, welche beſondere Glücksfälle veranlaſſen: wenn z. B. ein Walfiſch ſtrandet, ſo iſt das ihr Werk, ſie haben ihn als Delphine ans Land getrieben. Auch böſe Geiſter mögen vielleicht dieſen Abgeſchiedenen entſtammen, ſo vielleicht jene tückiſch-neckiſchen Mani, welche man auch weiblich dachte (Freyc. 2, 761) wie ja auch Geiſtererſcheinungen auf Gräbern häufig waren, wie die Todten ja die böſen Steine den Zauberern zum Behexen anderer verliehen. Zu Port Linkoln wohnen die Geiſter der Todten vielfach in kleinen Felshöhlen und kommen Nachts hervor, um Ameiſeneier zu eſſen; da kann man ſie rufen hören. Doch ſind ſie ſehr ſcheu (Wilh. 34). Aber irgend welche bedeutende Ausdehnung ſcheint dieſer Glaube in Neuholland nicht gefunden zu haben und von einer ſolchen Ahnenverehrung wie am übrigen Ozean iſt hier nicht die Rede. Daß man ſo äußerſt vorſichtig den Namen eines Todten auszuſprechen vermeidet, hat ſeinen Grund in dem Glauben, daß der Todte bei Nennung ſeines Namens gleichſam gerufen wiederkehren würde (Hüber 429).

Die culturhiſtoriſche Schilderung Tasmaniens iſt zum größten Theil ſchon in dem, was wir über Neuholland ſagten, mit inbegriffen. Ihre Hütten ſind ganz den neuholländiſchen gleich, halbkugelförmig, vorne offen, auf drei ſtärkeren Balken ruhend, oder nur Windſchirme aus Flechtwerk (Cook 3. R. 1, 1222; Hobart town Alm. 114; Labill. 1, 148; d'Urv. a. 5, 92; Peron d. Ueb. 1, 270), viele hatten gar keine, andere lebten unter koniſchen Grasdächern (Nixon nach Milligan 25), wieder andere in hohlen Bäumen (Cook eb. Labillard. 1, 133). Ein Dorf von 14 Hütten ſah Peron (d.

Ueb. 1, 298). Ihre Schiffe waren floßartig, grob aus Baumrinde oder den Stengeln einer Typhaart, welche sie von der Insel Maria holen (Peron 1, 361) gearbeitet, mit denen sie durchaus keine weiten Fahrten unternahmen, trotzdem sie gut tauchten und schwammen (Lab. 1, 184; 2, 47; 52; Peron d. Ueb. 1, 270); sie lenkten sie mit ihren Lanzen (d'Urv. a. 5, 92) und ließen sie am Derwent (Süden) am Ufer liegen (Evans 21), doch werden auch vom Norden kleine längliche Lederkähne erwähnt. Meist gingen sie und zwar beide Geschlechter nackt; doch hatten sie kurze Mäntel von Kängurufellen, welche die Weiber die öfters ein solches Fell um den Leib, bisweilen auch als Schurz hatten, immer, die Männer nur im Winter und bei Krankheiten trugen. Die Weiber schoren das Haar ab, die Männer ließen es perückenartig wachsen oder schoren und klebten es in allerhand Façons und färbten bisweilen Haar und Bart roth; reinlich war das Haar nicht, vielmehr voll Läuse, welche sie fraßen (Labill. 2, 50). Kängurufell trug man schuhartig auch an den Füßen, sowie in Streifen um Hals und Arme. Als Schmuck trugen sie lange Schnüre um den Kopf und öfters auch um den Leib (Nixon 25; Labillard. 1, 189; 2, 29; 55; Cook 3. R. 1, 102, 107, 109, 120-1; Peron 2, 27; d'Urv. eb.). Sie rieben sich mit Fett ein, malten sich mit Kohle schwarz und hatten, Männer und Weiber, ganz die symmetrischen Hautnarben der Neuholländer (Peron d. Ueb. 1, 303; Nixon 28; Cook 109; Labill. 2, 34), wozu die Weiber noch andere halbkreisförmige auf dem Bauch trugen (Labill. 2, 50). Ihre Nahrung ist ganz der neuholländischen gleich; Fleischnahrung überwog, namentlich Seethiere, auch Fische, was Cook (1, 102) irrthümlich leugnet (Nixon 26; Labill. 1, 189, 176). Sie kochten auf Kohlen (Labill. Bibra 9). Auch ihre Geräthe unterschieden sich in nichts, nur daß sie (Labill. 2, 43) hölzerne Kopfschemel hatten. Die Steine, welche Labillardiere sah und die in einen zunderweichen Stoff gewickelt waren, brauchen keine Feuersteine gewesen zu sein (Labill. 1, 177), vielleicht nur Kochsteine. An Amulette ist nicht zu denken, da sie einen Korb davon voll hatten. — Sie sangen nicht ungeschickt, rein und meist in Terzen (Lab. 2, 45; Peron 1, 304), oft sehr geschwind. Auch machten sie anmuthige Bewegungen beim Gesange, sie tanzten also dazu (Bibra 15). Einen unzüchtigen Tanz sah Peron (d. Ueb. 1, 304). Jede Gabe legten sie zu-

nächſt auf ihren Kopf (Labill. 1, 188), ehe ſie dieſelbe in Beſitz nahmen. Als Waffen hatten ſie hölzerne lange Lanzen, Wurfholz und Bumerang fehlen, ebenſo Bogen und Pfeil; doch beſaßen ſie Meſſer, Aexte, Keulen von Steinen und einem 2′ langen vorne zugeſpitzten dicken Stock, den ſie warfen, ziemlich ungeſchickt nach Cook, während Labillardiere ihre Geſchicklichkeit im Speerſchleudern rühmt (Cook 3. R. 1, 101; Labill. 1, 184; 2, 36). Sie führten viel Krieg, denn untereinander waren ſie immer in Streit (Nixon 26). Sie zerfielen in mehr als vier Stämme, deren Sprache auch mundartlich verſchieden war (Latham 362 f. nach dem Tasman. Journ. of nat. hist.). Die Weiber raubten ſie meiſt aus fremdem Stamm (Nixon 29), hatten aber obwohl Polygamie erlaubt war mit Ausnahme der mächtigſten Eingeborenen nur eins (Labill. 2, 55; Nixon 29). Den Weibern lag alle Arbeit ob, ſie waren in großer Abhängigkeit von den Männern und wurden hart gehalten (Labill. 2, 52; 29; Peron 1, 307), doch waren ſie luſtig, zuthunlich, ohne frech zu ſein (eb. 306); wie ſie im Gegentheil die Zudringlichkeiten der europäiſchen Matroſen aufs ſtrengſte abwehrten (Cook 3. R. 1, 110; Labill. 2, 46; 1, 188; Peron 1, 269). Doch zur Ehe ſchloſſen ſie ſich leicht an europäiſche Matroſen an, zu denen ſie bisweilen ihren Männern wegen zu harter Behandlung entliefen, dann aber von den Eingeborenen ſehr feindſelig behandelt wurden (Bibra nach Jeffreys 12 f.; d'Urv. eb. a. 5, 93 f.). Gegen dieſe neuen Männer waren ſie durchaus treu, aber auch eiferſüchtig (eb.), wie überhaupt die Ehen treu gehalten wurden. Nach Jeffreys (Evans 23; Bibra 16) ſollen freilich die Männer öfters die Weiber verkauft oder angeboten haben; ſicher aber erſt als ſie mit den Europäern in näherer Berührung waren, von denen z. B. die franzöſiſchen Matroſen d'Entrecaſteaux's die eingeborenen Weiber, darunter ſehr alte zu ihrem Willen zwingen wollten! (Labill. 2, 46; 1, 187). Die Eltern hatten große Gewalt über die Kinder, welche ſie höchſt liebevoll behandelten, indeß bei Unarten auch gelinde züchtigten (Lab. 2, 43; 56) und die Kinder ſelbſt waren kleine, liebenswürdige Geſchöpfe (Peron 1, 275). Kindermord war nicht gebräuchlich, ebenſo wenig ſchnitten die Weiber ſich die Fingerglieder ab. Auch Beſchneidung herrſchte nicht (Labill. 2, 68). Das Ausſchlagen eines oder mehrerer Vorderzähne fand ſich aber an einzelnen Punkten wenn-

gleich ganz selten; so an der Felsenbai (eb. 2, 71). — Jede Familie war ganz unabhängig für sich, und zog in stetem Wanderleben an der Küste her und hin, der Nahrung wegen (Peron 1, 323). Die politischen Verhältnisse scheinen den neuholländischen ganz gleich zu sein, eigentliche Häuptlinge gab es wohl nicht, doch hatten die Familienhäupter über die ganze Schaar der Ihren unumschränkte Gewalt (eb. Labill. 2, 56) und diese sind wohl auch unter den „Häuptlingen" bei Evans (23) gemeint. Auch Gesammthaftbarkeit der Geschlechter und Blutrache herrschte (Holmann 4, 404 f.). Sie glaubten an viele meist böse Götter, welche in Klüften, Höhlen u. s. w. wohnten, Nachts aber umherschwärmten und schadeten (Melville b. 348; Nixon 29), daher sie Nachts nicht auszugehen wagten, wenigstens nicht ohne Fackel. Doch hatten sie auch einen guten Geist, welchen die Weiber singend baten, ihre Männer zu behüten, wenn diese auf ihren Unternehmungen länger ausblieben (Jeffreys bei Evans 20 und Bibra 15). Den Europäern gegenüber zeigten sie sich anfangs äußerst scheu und wenn sie nachher auch im Verkehr zutraulicher wurden, so waren sie nicht dahin zu bringen, Speise von ihnen anzunehmen, was sie auch den Kindern verboten (Labill. 2, 42) ja selbst die Hummern, welche die Europäer vor ihren Augen fingen, schlugen sie aufs hartnäckigste aus. Hieraus können wir den sichern Schluß ziehen, daß auch sie die Europäer für zurückkehrende Geister hielten, deren Speise allerdings für Menschen gefährlich ist. Die Todten wurden theils verbrannt, theils in hohlen Bäumen aufgestellt oder unter Bäumen begraben (Nixon 30; Braim 2, 266), an anderen Orten auch in Höhlen beigesetzt und über ihnen eine Pyramide von Steinen und Baumrinde aufgethürmt (Braim 2, 268). Auch da, wo man sie verbrannte, wird wenigstens die Asche begraben und auf dem Grabe eine eigenthümliche kegelförmige Hütte errichtet, von vier Stangen gebildet, welche mit Rinde bedeckt an der Spitze hervorragten. Innen war eine Art Gewölbe von Flechtwerk und darunter von Gras und Steinen das Grab (Peron d. Ueb. 1, 320 f.). Auf einem Grab dieser Art bemerkte Peron (eb. 324) auf der Rindenfläche des Daches Zeichnungen, welche ganz den Charakteren gleich waren, mit denen sie ihren Vorderarm tattuirten — zum Beweis, daß auch hier das Tattuiren ursprünglich nur das Aufmalen der Darstellung des Schutzgottes ist. Peron sah an ihnen Narben von

ſtarken Verwundungen (d. Ueb. 1, 304); es ſcheint, als ob ſie dieſe Selbſtverletzungen ſich zu Ehren der Todten beigebracht haben. Uebrigens brauchten ſie auch (Holmann 4, 405) Skarifikationen bei Krankheiten.

In dieſer Schilderung haben wir nur ein paar unbedeutende Kleinigkeiten, welche dem auſtraliſchen Leben wirklich fremd ſind: im übrigen ſehen wir dieſelben Grundlagen, nur ſelbſtändig bei beiden, aber doch ſehr ähnlich entwickelt. Meinicke freilich erklärt (a. 2, 177; vielleicht nach d'Urville a. 5, 91, der indeß nicht aus eigner Anſchauung redet), jede Stammverwandtſchaft beider Völker als „aus der Luft ergriffen", wegen der abweichenden Beſchaffenheit des Haares. Allein dieſe begründet einen ſolchen Unterſchied durchaus nicht. Geben wir nun auch auf die ſprachlichen Aehnlichkeiten zwiſchen beiden, welche Braim 2, 264 geltend macht, nicht viel, ja ſcheint uns ſelbſt Latham (870) mit ſeinen einzelnen Wortvergleichungen einen nicht eben fruchtbaren Weg einzuſchlagen, ſo machen die beiden Sprachfamilien doch, wenn man ſie im ganzen und nach ihrem Bau betrachtet, ſoweit dieſer von der Sprache der Tasmanier zu erkennen iſt, entſchieden den Eindruck, daß ſie von gleicher Art und Abſtammung ſind. Aber die Begabung beider Völker ſcheint verſchieden. Laplace (a. 3, 201) meint, die Tasmanier unterſchieden ſich nur durch den Gebrauch des Feuers vom Thiere, bei Hungersnoth ließen ſelbſt Mütter ihre eigenen Kinder im Stich; und auch nach Breton (396) ſtehen ſie dem Thiere noch näher als die Neuholländer. Da nun dieſe nach ihm blos den Verſtand des Orang Utang haben, ſo ſtehen alſo die Tasmanier noch tiefer als die Affen, trotz ihrer Sprache, trotz ihrer Anhänglichkeit untereinander, trotz des letzten Verzweiflungskampfes gegen die Europäer! Zu ſolchen Urtheilen verſteigt man ſich! Auch Peron (und nach ihm Lawrence 409) hat ſehr ungünſtig über ſie geurtheilt; doch ſind ſie, wenn man was er ſagt abwägt, den Neuholländern etwa gleich, nach Evans (16) ſogar höher entwickelt. Wir können bei unſeren ſo wenig ergiebigen Quellen über Einzelnheiten nicht urtheilen, halten ſie aber im Ganzen auch für gleichbefähigt den Neuholländern. Nur muß man die Neuholländer im Allgemeinen, nicht aber wie gemeiniglich geſchieht, nur die Eingeborenen der Gegend von Sydney mit ihnen vergleichen. Dieſe ſind ebenſo gut ein einzelner ſpeciell entwickelter

Stamm, wie die Tasmanier und nichts ſpricht dafür als die geographiſche Nähe, daß beide in engerem Zuſammenhang ſtehen müßten und dieſe Nähe beweiſt nichts. Finden ſich aber dieſelben Eigenheiten wie bei den Tasmaniern bei anderen neuholländiſchen Stämmen, gleichgültig welchen, vielleicht zerſtreut bei vielen, ſo iſt dadurch ihre Verwandtſchaft bewieſen, aber nur eine Verwandtſchaft der Art (und nur von einer ſolchen reden wir), daß beide von gemeinſchaftlichem Urſprung ſind und die Tasmanier etwa bei der Verbreitung der Neuholländer über den Continent nach Vandiemensland kamen und ſich nun ebenſo von jener gemeinſamen Grundlage weiter ſpecialiſirten, wie die neuholländiſchen Stämme im Einzelnen (vergl. Quoy u. Gaim. bei d'Urv. a. Zool. 45). Wir haben alſo hier daſſelbe Verhältniß wie zwiſchen Maori und Moreore. — Was ihr geiſtiges Leben betrifft, ſo finden wir dieſelbe Genauigkeit in der Naturbetrachtung und -Benennung auch bei ihnen (Labill. 2, 60); daß ſie Spiegel und Tücher, ebenſo Hühner (die auch hier nicht vorkommen) und Enten beſahen und dann gleichgültig aus der Hand warfen (Crozet 15), iſt ihnen nicht ſchlimm anzurechnen: es waren dies fremde Dinge, für ihr unmittelbares Leben ohne Werth. Uebrigens thaten ſie dies nur 1771, bei ihrem erſten Bekanntwerden mit den Europäern. Bei Perons Anweſenheit (2, 27) unterſuchten ſie aufmerkſam und genau die gelandete Schaluppe. Auch rühmt er ein außerordentliches leichtes Auffaſſungsvermögen an ihnen; ſie verſtanden die Zeichen, die man ihnen machte, aufs leichteſte (2, 125; Labill. 2, 32). Im Uebrigen waren ſie vollkommen friedliche Naturmenſchen, gutmüthig, hülfreich, ja zuthunlich (Lab. 2, 28), wenn die erſte Scheu gegen Fremde überwunden war (d'Entrecaſteaux 1, 231). Auch Melville (a. 348) nennt ſie die friedfertigſten Menſchen, die ſich denken ließen. Doch da ſie, ganz wie die Neuholländer, leicht ſchreckhaft und ängſtlich waren, ſo wurden ſie auch ebenſo leicht wieder ſcheu, wenn etwas vorkam, was ſie erſchreckte; wie z. B. Flintenſchüſſe, welche Cooks Mannſchaften abfeuerten, ſie gänzlich vertrieben (3. R. 1, 102). Peron ſchildert ſie als höchſt treulos, wild, habgierig und verrätheriſch, welches letztere ſich zeigte, ſobald ſie überlegen waren (2, 50; 135; d. Ueb. 1, 285; 334; 338 f.). Allein zunächſt hielten ſie die Europäer wahrſcheinlich für unheimliche Weſen geiſterhafter Natur und ſuchten ſich ihrer möglichſt raſch zu entledigen: daher iſt der verein-

zelte Angriff (2, 50; d. Ueb. 1, 285), den ſie wagten, gar nicht ſo ſehr verrätheriſch zu deuten: ſie ſuchten die Geiſter zu verſcheuchen. Und ferner erregten ſie die Franzoſen theils dadurch, daß ſie einzelne Eingeborene abzeichnen wollten, wovor jene die größte Furcht hatten — natürlich, denn jedes geringſte, was von einem Menſchen in die Hände der Geiſter oder Zauberer kommt, gibt ihm ſelbſt in die Gewalt derſelben, wie viel mehr alſo ein Bild, der getreue Abdruck des ganzen leiblichen Weſens. So kam es hierüber zum Streit (2, 52; d. Ueb. 1, 287). Zweitens aber ſcheinen die Franzoſen unwiſſentlich heilige Plätze bei ihnen verletzt, Tabus (wenn wir das polyneſiſche Wort für die gleiche Sache unter den Tasmaniern anwenden dürfen) übertreten zu haben; wenigſtens ſuchten ſie von einzelnen Plätzen die Gäſte fern zu halten und flohen daſelbſt ſtets (2, 65; d. Ueb. 1, 338 f.). Und doch haben ſie vereinzelte Weiße im Schlafe getroffen und ihnen nichts gethan, haben ſich im Gegentheil bemüht, ihnen alle Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen (Labill. 2, 32; 37). Alſo verrätheriſch, treulos waren ſie nicht; ſie ſuchten nur nach ihrer Art ſich ihr Recht zu wahren und daß ſie dies nur in überlegener Anzahl vermochten, das wurde ihnen vor allen Dingen klar gemacht.

Unter den Neugierigen, welche d'Entrecaſteaux und ſeine Begleiter umſtanden, befand ſich auch eine Frau mit ihrem Säuglinge, der, als er die vielen ſonderbaren fremden Geſtalten ſah, zu weinen anfing; da legte ihm die Mutter ihre Hand über die Augen und das Kind ward ſtille (Labill. 2, 41). Iſt es herangewachſen, ſo hat es mit denſelben Augen ſpäter von dieſen Fremden Dinge geſehen, daß es ſie gern wieder von neuem geſchloſſen hätte. 1803 ward Tasmanien von England in Beſitz genommen, indem man behauptete, die Eingeborenen beſäßen kein Beſitzrecht an ihrem Land, weil ſie nicht feſt ſeßhaft ſeien, und ſchon die Offiziere des erſten engliſchen Schiffes, welches unter Bowen von Port Jackſon kam, ſchoſſen zu ihrem Vergnügen mit Kartätſchen unter die Eingeborenen, die mit Geſängen und grünen Zweigen friedlich nahten (Evans 13; Bibra 11). Viele andere Beiſpiele gleicher Barbareien ſind officiell conſtatirt bei Biſchoff 204 f. 1804 ward hier von Collins Hobarttown gegründet und eine Verbrechercolonie angelegt, welche raſch wuchs (Montg. Martin 207) und bald den Eingeborenen zum größten Schaden gereichte. Es

ist nicht nöthig, einzelne Schandthaten anzuführen (Melville a. 348 f.; Holmann 4, 403; Aussterben der Naturv. 115; Bischoff 204), es genügt zu bemerken, was auch allgemein und elbst officiell zugestanden ist, daß die Feindseligkeiten nur von den Weißen ausgegangen sind, von den Eingeborenen nur um Repressalien zu üben (Hobart town Alm. 102; 107), und wie arg es war, erhellt daraus, daß endlich 1810 Collins ein Gesetz erließ, die Ermordung eines Eingeborenen solle als wirklicher Mord gestraft werden (eb. 201). Die Colonie wuchs, und da an verschiedenen Orten der Insel Städte gegründet waren (im Norden Yorktown und Launceston), da die Einwanderer und ihr Vieh sich immer weiter ausbreiteten, so wurden natürlich die Eingeborenen im hohen Grade beschränkt und namentlich von den Küsten vertrieben. Das war aber für diese letzteren eine Lebensfrage, da das Innere des Landes für sie ganz unbewohnbar war wegen seiner Wildheit, Rauheit und seines Mangels an Lebensmitteln (Robinson bei Howitt b. 1, 198; 200). Dazu kamen nun die fortwährenden blutigen Verfolgungen der Eingeborenen, welche man niederschoß, wo man sie traf, deren Weiber aber man einfing oder verlockte, um in wilder Ehe mit ihnen zu leben! Diese Verhältnisse wurden nicht besser, als 1821 (Mont. Martin 211) sich auch Einwanderer direkt von England her einstellten. Wie es zuging, läßt sich aus dem erkennen, was Stokes 2, 460 erzählt, daß ein Freund von ihm in Vandiemensland mit zwei Eingeborenen reiste und fast von jedem, der ihm begegnete, gefragt wurde: „wo habt ihr die gefangen"? Die Colonisten behandelten sie eben nur wie wilde Thiere und konnten sich etwas Anderes gar nicht denken. Und doch waren die Eingeborenen furchtsame Menschen, die auch nur zwei Bewaffnete nicht angriffen: aber endlich erhoben sie sich zum wildesten Verzweiflungskampf, sie mordeten nun auch, wen sie fanden, sie plünderten, zündeten dann rücksichtslos an, auch da, wo sie vielleicht gutes genossen hatten (Bischoff Appendix). Namentlich seit 1826 wurden sie gefährlich und bei dem zerklüfteten und dicht bewaldeten Inneren der Insel war es kaum möglich, ihnen beizukommen, zumal sie die vollkommenste Terrainkenntniß und die schlauste Geschicklichkeit, jeden Umstand zu benutzen, besaßen. Auch sie entgingen oft, wenn die Verfolger ihnen auf den Fersen waren, durch plattes Niederwerfen auf den schwarzen Boden, durch unbewegliches Stillstehen, wo sie selbst in ziemlicher

Nähe von einem abgeſtorbenen Baumſtamm kaum zu unterſcheiden waren (Darwin 2, 226). Da man ihrer mit Gewalt nicht habhaft werden konnte, ſo beſchloß man jetzt zu anderen Mitteln zu greifen. 1828 zog man eine Linie, innerhalb welcher die Eingeborenen nicht mehr geduldet werden ſollten (V. D.-Land. Alm. 146, offic. Depeſchen u. ſ. w. bei Biſchoff Append.) Allein die Proklamation kam den Eingeborenen wenig zu Ohren, war unverſtändlich und — nicht durchzuführen, ſie hatte alſo gar keinen Erfolg. 1829 verſuchte man die bis dahin Gehetzten und Verfolgten feſt und friedlich anzuſiedeln, aber es war jetzt zu ſpät, ſie noch durch Güte zu gewinnen, zumal auch die einzelnen Europäer an ein wirklich friedliches Benehmen gar nicht dachten. So dauerte denn der Kriegszuſtand weiter: es wurde auf das Einfangen eines Erwachſenen 5, auf das eines Kindes 2 Pfd. geſetzt und der Befehl gegeben to expel them with every degree of humanity that was practicable, zugleich aber auch zugeſtanden, daß hierbei mit dem Schuldigen der Unſchuldige leiden müßte (V.D.Land Alm. 163). Ja man ließ ſogar Eingeborene von Auſtralien kommen, damit ſie die Feinde aufſpüren ſollten (Howitt b. 1, 201). Aber die Eingeborenen ließen ſich nicht fangen; und da kam der Gouverneur Arthur 1830 auf den Einfall, ſie durch ein Verfahren, wie man es auf den oſtindiſchen Treibjagden anwendet (Darwin 2, 226) gewaltſam in einen kleinen Diſtrikt zuſammendrängen zu laſſen. Er bot deshalb einen Cordon von Anſiedlern und Soldaten auf, welcher durch die ganze Inſel hindurch reichte, um ſo dieſelbe abzutreiben. Zwei Eingeborene fing man mit einem Koſtenaufwand von 70,000 Pfd., die übrigen entkamen alle wieder (Howitt b. 1, 195; Breton 200). Da war man mit allen Mitteln zu Ende, als ein Ereigniß eintrat, welches zu den größten und bewundernswerthen Thaten gehört, die je auf Erden ſelbſtloſe Menſchenliebe ausgeführt hat und welches wie ein heller Sonnenblick auf dieſem ſo grauenvollen Blatt der Geſchichte des 19. Jahrhunderts leuchtet: Georg Auguſt Robinſon, ein Baumeiſter zu Hobarttown, erbot ſich, die Eingeborenen friedlich zur Auswanderung zu beſtimmen, und obwohl man ihn verlachte, obwohl er ſelber Weib und Kinder hatte, obwohl er gleich anfangs beinah alle ſeine Vorräthe verlor, obwohl er vom Wetter, vom Land, vom Hunger und der Feindſeligkeit der Eingeborenen das Aergſte leiden mußte und mit dem Aergſten ſtets bedroht war: er führte ſeinen Entſchluß mit wunderbarem Heldenmuth aus,

er ſuchte, ganz allein (Howitt b. 1, 201), unbewaffnet, die einzelnen Stämme in ihren Schlupfwinkeln auf, ſtellte ihnen ihre Lage vor, verſprach ihnen eine ruhige Zukunft — und es gelang ihm, ſie alle zu überreden und allein, als einzelner Mann das auszuführen, was der geſammten Colonie unmöglich geweſen war. Und friedlich auszuführen — zum klaren Beweis, wie leicht man mit den Tasmaniern friedlich hätte hinkommen können. Selbſt nach alle dem, was ſchon geſchehen war, iſt er überall, als er friedlich kam, friedlich und freundlich aufgenommen und jeden Biſſen haben die Eingeborenen mit ihm getheilt. Sie waren Heiden, kein Miſſionär hat ſich ihrer angenommen: aber blutgierig, rachſüchtig waren ſie nicht! (Robinſon bei Howitt b. 1, 196 f.). So wurde denn ein Stamm zunächſt nach der Schwanenipfel (197), drei andere nach der Inſel Gun-carriage deportirt. Dann brachte man ſie alle 1843 nach Flinders Inſel, nachdem ihnen ihre Weiber, welche von Walern in Zwangehe gehalten wurden, ausgeliefert waren (eb. 197). Dort erhielten ſie Unterricht im Chriſtenthum, Schulen, Häuſer, Gärten u. ſ. w. und machten raſche Fortſchritte im Chriſtenthum wie in der Cultur. Aber in Folge der ganz veränderten Lebensweiſe und ferner eines tiefen Heimwehs ſtarben ſie raſch dahin. 1815 noch 5000 an der Zahl, betrugen ſie 1835 noch 111; 1847 noch 45 und 1854 noch 16 nach dem Blaubuch bei Peterm. 1856, 441; Melville a. 370; Nixon 18), nach Howitt, deſſen Zahlen ein minder raſches Ausſterben zeigen aber minder zuverläſſig ſind, verminderten ſie ſich von 1803—37 von 1600—300. Später (1847) brachte man ſie von Flinders Inſel nach Oyſter Cove im d'Entrecaſteaux Canal, wo ſie 1861 (Howitt b. 1, 202 nach dem off. Cenſus) noch 18 betrugen, ſo daß ſie jetzt wohl ausgeſtorben ſind (Holmann 403 f.; Nixon 18; Stoney 31).

Den Neuholländern hat man das Chriſtenthum gebracht, bis jetzt aber ohne Erfolg. Auch hier ſind Proteſtanten und Katholiken thätig geweſen. Im Intereſſe der letzteren und nur ſie erwähnend ſchreibt Salvado, Biſchof von Viktoria (Halbinſ. Coburg), der zunächſt (129 f.) die Geſchichte der Benediktiner Miſſion in Weſtauſtralien erzählt. 1846 (161) ſind mit möglichſt großem Geräuſch einige katholiſche Miſſionäre dort angekommen und haben ſofort das Land unter ſich in Diſtrikte getheilt. Sie gründeten ſpäter eine Schule (Collegio die Nuova Norcia nördlich von Perth), welche die Eingebo-

renen zugleich zum Ackerbau und zur Viehzucht anhalten ſollten. 1847 kamen katholiſche Sendboten auch nach dem Norden (Pt. Effington), allein weder hier noch dort hatten ſie irgend welchen dauernden Erfolg (Macgill. 1, 157-8). Den proteſtantiſchen Miſſionen iſt es nicht viel beſſer gegangen. Die erſten Verſuche machten bei Paramatta 1794 Macquarie und Sam. Marsden; ſie wollten zunächſt Bildung, dann das Chriſtenthum bringen (ev. Miſſ. Mag. 1860, 176 f.), was indeß ein unglücklicher Gedanke war, denn wie kann ſich Bildung entwickeln, wo ein Heidenthum wie das auſträliſche beſteht. Uebrigens iſt dieſe Trennung, welche man häufig empfehlen hört, ſtets unthunlich: das richtige iſt, das man beides Hand in Hand gehen läßt, daß man aber das Chriſtenthum möglichſt einfach, möglichſt wenig dogmatiſch bringt; daß man ferner was irgend möglich vom früheren Leben der Eingeborenen beſtehen läßt und ohne Leichtſinn der Zeit vertraut. Jene aber wollten gleich zu raſch vorwärts, wollten das Leben der Völker zu plötzlich ändern: und ſo erreichten ſie nichts (eb.). 1799 kamen methodiſtiſche Miſſionäre, allein auch dieſe, da ihnen ſchon die Erlernung der Sprache zu ſchwer war, richteten nichts aus (ev. M. Mag. 1860, 181). D. Lang (a. 2, 311; 495 f.) ſucht die mangelhaften Erfolge der Miſſion (Wilkes 2, 251; Miſſ. Guide B. 256) einmal in der geringen Zahl, dann aber auch in der geringen Thätigkeit und dem Eigennutz der Miſſionäre ſelbſt, was Barrington (323) in Betreff der meiſten beſtätigt. Daß aber hier die Miſſionäre ſchlaff wurden, war durch die ganz beſondere Schwierigkeit der Lage entſchuldigt. So zog ſich auch die Londoner Miſſ. Geſellſchaft, welche am Macquarie See von der Regierung 10,000 Morgen für die Eingeborenen empfangen hatte, bald zurück, als ſich keine rechten Erfolge zeigten und nur einer ihrer Sendboten, Threlkeld blieb, der freilich auch nichts rechtes erreichte, denn, ſagten die Eingeborenen, was ſollen wir arbeiten? der nächſte Krieg zerſtört alles! und ſo gab auch er 1842 ſein Unternehmen auf, da der Einfluß gewiſſenloſer Coloniſten und die ganze Recht- und Schutzloſigkeit der Eingeborenen ihm jede Thätigkeit vereitelte (ev. Miſſ. Mag. 1860, 182 f.). 1843 gab die Londoner Geſellſchaft auch ihre andere Station, welche ſie 1832 nördlich von Sydney begründet hatte, auf, erfolglos blieb die Wirkſamkeit der Dresden-Leipziger Miſſionäre Teichelmann und Schürmann (ſeit 1838), faſt erfolglos arbeiteten Goß-

ners Sendlinge an Moretonbai (ſeit 1841) und auch die Herrnhuter Miſſionäre Jäger und Spieſeke, welche ſeit 1850 in der Gegend von Adelaide und nicht ganz ohne Frucht wirkten, ſahen ſich gezwungen, ihre Stellung aufzugeben und kehrten 1857 nach Deutſchland heim (eb. 184 f.; 246 f.; 268 f.; D. Lang b. 464). Woher kommt nun dies allgemeine Fehlſchlagen der Miſſion bei ihnen, während dieſelbe doch ſonſt im Ozean ſolche Erfolge erzielt hat? Zunächſt liegt die Schuld allerdings im Weſen der Eingeborenen. Ohne tieferes religiöſes Gefühl, wie ſie jetzt ſind, verkommen durch das ewige Wandern, haben ſie auch kein Bedürfniß nach Religion und ebenſo wenig nach einer anderen Cultur. Sie begreifen nicht, was ihre Kinder in den Schulen der Weißen ſollen, durch welche ihnen die Dienſte derſelben entzogen werden. „Wenn ihr ſo fortfahrt, ſagte einer, unſere Kinder in eure Schulen zu locken, will ich eure in die Wälder locken und ihnen etwas wirklich Nützliches lehren, Fiſchen, Jagen, Waffen und Netze machen. Aber was lernen unſere Kinder von euch Gutes?“ (Colon. Magaz. 22, 125). Wenn man ſie aber unverbeſſerliche Wilde und ohne alle Fähigkeit für die Cultur genannt hat, ſo haben wir ſchon oben geſehen, wie falſch dieſe Behauptung, die meiſt von einzelnen verkommenen Individuen abſtrahirt wurde, wie einſeitig ſie war. Die Haupturſache an dem Mißlingen, an dem Ausſterben der Neuholländer, über welche Waitz ſchon im erſten Bande dieſes Werks gehandelt hat, daher wir hier nur einzelne Hauptſachen berühren, liegt nicht in den Miſſionären: ſie liegt einzig und allein in der Art, wie die Weißen, die Engländer mit ihnen umgegangen ſind. Turnbull erzählt, um ihre Unverbeſſerlichkeit, ihre Unfähigkeit zur Cultur zu zeigen, von jenem Banelong, welchen Philipp mit Wohlthaten überhäuft und mit nach England genommen habe, der aber nachher entlaufen und ein völliger Wilder geblieben ſei. Aber man muß auch wiſſen, wie er zu Philipp kam. Er war einer der erſten und berühmteſten Krieger ſeines Stammes und wurde gewaltſam-liſtig gefangen, dadurch daß man ihm eine Jacke, die man ihm als Geſchenk gab, verkehrt anzog und den nun Lächerlich-Hülfloſen wegſchleppte (Turnbull 37). Dann ward er als „Probeexemplar“ (Turnb. 38) mit nach England genommen. Andere „Probeexemplare“ fing man durch gelegte Schlingen, legte ihnen, damit ſie nicht entflöhen, Fußſchellen an, wie ſie die Verbrecher vor ihren Augen trugen und ſuchte ſie zu

bereden, das ſei ein Schmuck (Hunter 62; 90). Ueber die unfähigen, unverbeſſerlichen Wilden, welche die Klugheit, die väterliche Milde dieſer Maßregeln nicht einſahen, nicht empfanden! Würde nicht jeder auf dieſe Weiſe gefangene Angelſachſe ſofort dieſer Güte, dieſer Cultur, dieſer Religion gewonnen ſein? Und ſo haben denn auch die Auſtralier das Schmähliche dieſer Behandlung gefühlt: die Gefangenen ſind entflohen, aber gegen das Verſprechen, ſie nicht gewaltſam zu halten, wiedergekommen (Hunter 113) und Banelong (Turnbull 34) ſprach zumeiſt nach ſeiner Zurückkunft von Leuten, die ſich um ihn nicht gekümmert, ihn alſo weit ebenbürtiger behandelt hatten, als wer ihn, das Probeexemplar, neugierig umdrängte. Gerade der Umſtand aber, daß ſie ſich dieſer Cultur entzogen, beweiſt, daß ſie wahrer Cultur fähig waren, deren Niemand fähig iſt, welcher kein Ehrgefühl hat. Uebrigens hat Banelong bei ſeiner Rückkehr unter den Seinen vor Allem ein feierliches, ein friedliches Zuſammenleben herzuſtellen, ſie zu anſtändiger Kleidung und Reinlichkeit zu gewöhnen verſucht (Leigh 166 f.), und wenn er freilich dieſen Plan ſchon nach einer vergeblichen Bemühung aufgegeben hat, wenn es ihm wohl nicht allzu ernſt mit dieſen Verſuchen war und er ſelbſt noch viel vom Wilden hatte (Barrington b. 95): ſo iſt einmal dieſer Verſuch ſchon durchaus ehrenwerth, andererſeits aber dies Aufgeben ſo natürlich, daß es unrecht iſt, ſich darüber zu verwundern. Auch die Germanen ſind nicht mit einem Schlag das gebildete Volk geworden, welches die Römer waren. — Schlimmer aber als dieſe Ueberſtürzungen und Thorheiten war es, daß man den Eingeborenen gleich von vornherein kein Beſitzrecht an ihrem Boden einräumte, und vor Allem, daß die Kolonie faſt nur aus Verbrechern beſtand, welche man keineswegs vorſichtig ausſchiffte und placirte. Noch 1808 war die Bedeckung zu ſchwach (Turnb. 25). Der Gouverneur Philipp (ein Deutſcher aus Frankfurt am Main, auf welchen ſeine Vaterſtadt ſtolz ſein kann) klagt ſelbſt, wie die Verbrecher, welche zahlreich entkamen, alle ſeine Verſuche, die Eingeborenen zu gewinnen, zu heben, vereitelt haben (Tageb. 258). Sie verleiteten die Eingeborenen zum Trunk, zur Unzucht, ſie brachten ihnen die Syphilis; und wie furchtbar ihre Wirkſamkeit war, geht daraus hervor, daß die anfangs friedlichen und freundlichen Eingeborenen durch ſie und ihre rohen Gewaltthaten immer feindſeliger wurden, und daß keiner der nun

folgenden unaufhörlichen Kämpfe zwiſchen beiden Racen entſtand, welchen nicht dieſe Ausreißer, unter denen höchſt ruchloſe Verbrecher waren, veranlaßt hätten (Montg. Martin 35 f.; Phil. Reiſe 58; 71; 116; Cunningh. d. Ueb. 166; 177; 183; ev. Miſſ. Mag. 1860, 163). Selbſt zu Kannibalen wurden ſie (Cunningh. 164). Die Anſiedler, welche nun ſeit 1790 kamen, machten es den Schwarzen gegenüber kaum beſſer als die Deportirten, ſie ſtahlen jenen die Weiber (Holmann 4, 480) und behandelten ſie immer ſchlechter und ſchlechter, ſchon durch ihr Beiſpiel, welches ihnen Trunkenheit und arge Sittenloſigkeit vielfach zeigte. Die Regierung ſelber ſetzte auf jeden eingebrachten Entlaufenen einen Preis aus von Branntwein! (Turnb. 57) und ſo mußten ihn ja die Eingeborenen trotz ihres urſprünglichen Widerwillens dagegen ſchätzen lernen. Daher konnte denn aus der Kolonie für die Schwarzen, aus Blacktown, wo man die bis dahin raſtlos Wandernden plötzlich feſtſetzen wollte, nichts werden (Montg. Martin 132). Schlechtigkeit, Verbitterung wuchs immer mehr unter den unglückſeligen erſten Beſitzern des Landes, die Rachekriege hörten nicht mehr auf und Krankheiten, welche die Einwanderer brachten (gleich bei Beginn der Niederlaſſung wüteten die Blattern unter den Eingeborenen aufs ſchrecklichſte Hunter 63), mehr aber noch das entſetzliche Verfahren der Weißen gegen ſie rieb ſie immer mehr auf. Wir ſtehen hier vor dem ſchwärzeſten Fleck der Geſchichte des 19. Jahrhunderts, welchen auch Geſchichtsſchreiber der europäiſchen Geſchichte wohl beachten ſollten, denn er iſt zur Charakteriſtik unſerer Zeit höchſt wichtig. Aerger noch als die Spanier im 17. Jahrhundert auf den Marianen, viel ärger haben die Engländer hier und in Tasmanien gehauſt. Threlkeld ſagte 1836 (ev. Miſſ. Mag. 1860, 170): ein volles Menſchenleben gehört dazu, nur die einzelnen Fälle europäiſcher Grauſamkeit gegen die Eingeborenen zu unterſuchen, Fälle, die eben ſo zahlreich, als unmenſchlich und ſcheußlich ſind; Menſchenjagden, die gräßlichſten Mißhandlungen erlaubten ſich die Anſiedler zum Vergnügen (derſ. eb. 171), zum Vergnügen ſchoß man die Auſtralier nieder (Breton 200) und fand nichts dabei, die Schädel als Trophäen oder „Probeexemplare“ im Empfangszimmer aufzuſtellen (ev. Miſſ. Mag. eb. 172). Hat man ſie doch ſogar einfach durch Arſenik aus dem Weg geräumt und ſich deſſen nach Byrnes Verſicherung oft ſogar noch gerühmt! (Byrne 1,

275; Eyre 2, 176 not.). Das waren aber nicht etwa einzelne Verbrecher, o nein! die Mehrzahl der Bevölkerung ſtimmte hiermit ganz überein, ja ſelbſt die Provinzialregierung. Dieſe letztere bot (Davidſon 147) 100 Pfund Belohnung dem, welcher den eingeborenen Mörder eines Weißen den Gerichten überliefert, 25 Pfund im umgekehrten Fall. Erſteres Geld war leicht zu verdienen, denn als Zeugen wurden die Eingeborenen nicht zugelaſſen, vertheidigen konnten ſie ſich meiſt auch nicht, weil der Sprache nicht mächtig und ſo hing man ſie oft auf den bloßen Verdacht hin (Beiſp. von einem, der evident unſchuldig war bei Montg. Martin 121). So mordeten Verbrecher und Richter um die Wette. Uebten nun die Eingeborenen irgendwie Vergeltung, ſo war das ein erwünſchter Anlaß zum Vernichtungskrieg gegen ſie, wie man ihn 1828, 1830 und ſonſt meiſt ohne Erfolg (ev. Miſſ. Mag. 171) geführt hat. 1838 endlich bildete ſich eine Geſellſchaft zum Schutze der Eingeborenen, dankenswerth, wenn auch nicht viel mehr zu ſchützen war; die Schwarzen als Zeugen zuzulaſſen, lehnte das Parlament von Sydney damals ab; 1839 ging eine Bill durch, daß Landkommiſſare mit ausgedehnten Vollmachten zum Schutze der Eingeborenen eingeſetzt werden ſollten — aber was geſchah! Im Zorn hierüber brachen ſieben Engländer auf, um die Eingeborenen auszurotten, fanden eines Sonntags dreißig friedliche Eingeborene, trieben ſie in eine enge Hütte, banden ſie dann, Männer, Weiber und Kinder, an ein langes Seil und ſchlachteten ſie alle einzeln ab! Und als dieſe That (durch die Raubvögel, welche ſich ſammelten) bekannt wurde, da mußte der Gouverneur mit Gewalt die Hinrichtung der Sieben durchſetzen, denn die ganze Colonie, ſelbſt obrigkeitliche Perſonen, wollte ſie ſtraflos davon kommen laſſen und gegen die Zeugen ſtieß man die heftigſten Drohungen aus (ev. Miſſ. Mag. 1860, 172-4; Eyre 2, 176; du Petit Thouars 3, 204 f.; Howitt 199 f.). Dies eine Beiſpiel genügt, um zu begreifen, warum 1844 keine Miſſion unter den Eingeborenen von Port Jackſon mehr beſtehen konnte: ſie waren ſelbſt nicht mehr, ſie waren ausgerottet (Eyre 2, 420).

So haben die Europäer überall den ſchädlichſten Einfluß auf die Eingeborenen ausgeübt (Norden Macgill. 1, 159; Howitt b. 2, 261) und nicht die leiſeſte Conſequenz des Vertrages von Waitangi hat man hier gelten laſſen. Das zeigt ſich ſehr deutlich in den

neueſten Berichten über die Gründung von Somerſet am Cap York und von Cardwell in Rockhinghambai. Man hat einfach das Land occupirt und dies den Eingeborenen mitgetheilt, mit dem Verbot ſich der neuen Colonie zu nahen, obwohl man recht gut wußte, daß jede Occupation Krieg nach ſich zieht (Bowen 195). Allein von vorhergehenden Unterhandlungen mit oder gar von Erſatz für die Eingeborenen iſt gar nicht die Rede geweſen. Man nimmt ihnen ohne weiteres ihr Eigenthum und beſchwert ſich (Bowen in demſ. Bericht 203), daß man die Gebote: „du ſollſt nicht ſtehlen“ und „du ſollſt nicht tödten“ den Eingeborenen bisher nur mit der Flinte beigebracht habe. Wahrlich letzteres iſt unbeſtreitbar: ein anderes Lehrverfahren haben die Engländer ſo gut wie nie angewendet. Aber wie kann man verlangen, daß die Eingeborenen das Eigenthum der Europäer reſpectiren, wenn dieſe jenen was ihnen gefällt und nicht bloß Land einfach nehmen? Iſt dies minder Raub? iſt es minder Mord, wenn ein Schwarzer ohne Grund erſchoſſen wird? Jedenfalls mußte man bei dieſen neuen Colonien rechtlicher verfahren, und man konnte es ſo leicht: denn die Eingeborenen des Nordens ſind leicht zugänglich, ſie wären durch geordnete Verhandlungen leicht zu gewinnen geweſen. Aber ihnen gegenüber kennt man nur das Recht der Stärke. In Perth iſt man etwas milder geweſen als im Oſten; aber auch hier nimmt man ſich der Eingeborenen nicht im Geringſten an, ihre Rechtloſigkeit iſt hier eben ſo groß. Man dingt ſie zur Arbeit, aber unregelmäßig und gibt ihnen entweder ſehr ſchlechten Lohn (ſo war es auch in Sydney Cunningham d. Ueb. 173) oder gar keinen, ſo daß ſie nichts ſicheres erwerben, ihre früheren Geſchicklichkeiten aber verlernen; und ſie ſind ſtets verachtet (Grey 2, 368 f.). Schlimmer aber iſt es im Süden. Es klingt faſt wie Hohn, ſagt Caſtella (88), daß man in der Colonie Viktoria ein kleines Stück unfruchtbaren Landes als „reserve for the blacks“ bezeichnet hat. Sie ſterben raſch aus, da die Rinder- und Schafheerden das Wild verſcheuchen, ihre Nahrungspflanzen zertreten (Wilh. a. 152). Eine Art Eukalyptus z. B. mit waſſerhaltigen Wurzeln, welche den Eingeborenen in den Wüſteneien unentbehrlich war, ſchwindet vor der Cultur immer mehr und mehr (Colonie 92). Wie gewaltig aber die Colonie ſich ausgedehnt hat, geht daraus hervor, daß 1836 die Zahl der Anſiedler 177 betrug, 1860 dagegen 540, 322 (Colonie 1). Die Einge-

borenen, von deren Beſitzrecht am Lande gar keine Rede war, ja welche vielfach nicht für Menſchen galten, als ſolche wenigſtens in den officiellen Proklamationen beſonders betont werden mußten, werden immer weiter zurückgedrängt. Das Innere des Landes aber iſt theils Wüſte, theils von anderen Stämmen beſetzt, welche wenn ſie in ihr Gebiet kommen, ſie erſchlagen (Wilh. a. 152). Die Regierung ſelber hat nun anerkannt, daß ihnen Unrecht geſchehen iſt und geſchieht ſie hat Protektoren angeſtellt, welche ſich ihrer annehmen ſollen, ſie vertheilt ferner alle Monat eine kleine Quantität Mehl, Zucker, Thee wollene Decken u. dergl. als Entſchädigung für die gewonnenen Länder (eb.). Als ob mit einer ſolchen Art von Entſchädigung nicht mehr geſchadet oder vielmehr nur geſchadet und gar nichts genützt würde. Man ſollte ihnen Land geben, einen genügenden Bezirk, man ſollte ſie bürgerlich gleichſtellen und durch langſame Gewöhnung, durch allmähliche Arbeit der Miſſion, dem civiliſirten Leben gewinnen. Statt deſſen macht man ſie einestheils zu Bettlern und durch jene Spenden zu faulen und unverſchämten Bettlern (ev. Miſſ. Mag. 1860, 253; 258) und anderentheils iſt man keineswegs conſequent verfahren. Wenn auch die Regierung ſich der Eingeborenen annimmt, die Coloniſten beharren bei ihrer Feindſeligkeit und auch in der Regierung ſind verſchiedene Strömungen geweſen. Von dem Benehmen der Coloniſten gibt einige aber ausreichende Proben der Bericht der beiden herrnhutiſchen Miſſionäre, welche am Bogaſee von der Regierung einen Diſtrikt bekommen hatten. Die Weißen, namentlich die der niederen Stände, waren die ärgſten Feinde der Miſſionäre, welche eben anfingen einigen Erfolg zu ſehen, weil die Miſſionäre gegen die Proſtitution waren, welche von den civiliſirten Europäern aufs ſchamloſeſte betrieben wurde; denn dazu waren ihnen die Weiber der Eingeborenen menſchlich genug. So benahmen ſie ſich ſelbſt aufs rohſte gegen die Miſſionäre und logen den Eingeborenen vor, daß jene ſie vergiften und kochen oder caſtriren wollten! Und als nun vollends Goldfelder in den Nachbarſchaft entdeckt wurden, da war alles aus. Im Miſſionsgebäude ſelber ſtellten Goldreiſende den eingeborenen Weibern nach, die ſich dorthin geflüchtet hatten (ev. Miſſ. Mag. eb. 259 f. 271). Wichtig für uns iſt es auch, daß, als das Goldfieber auf ſeinem Höhepunkt war, der Gebrauch der Spirituoſen in der Colonie ſich über das doppelte ſteigerte; 1854 betrug die Conſumtion

per Kopf 19 Gallionen, 1860 nur 8½ (Colon. 71). Und dennoch, vielleicht gerade durch den Gegensatz fanden die Missionäre Anhang unter den Eingeborenen und diese begannen gerade sich niederzulassen, da nahm plötzlich die Regierung zum großen Leidwesen der Mission und ihrer Freunde — denn auch einzelne Freunde hat sie — das Land und die Häuser der Mission zu einer Polizeistation in Beschlag und so sahen sich die Missionäre zum Fortgehen gezwungen. 1858 indeß haben sie eine Station im Wimmeradistrikt angelegt und es zeigten sich Erfolge (eb. 268 f.).

So weit das Schicksal der Australier. Allerdings sind sie ein dem Untergang geweihter Volksstamm, wenigstens alle, welchen in der Nähe der englischen Colonien ihre Heimath haben. Aber nicht ihre Rohheit und Unverbesserlichkeit hat sie vertilgt: vertilgt hat sie einzig und allein die europäische, in diesem Fall die englische Cultur, weil sie keine Cultur der Humanität sondern der kältesten und rohesten Selbstsucht ist, weil sie nur wie ein loser Deckmantel über uns hängt und die niederen Stände sittlich total hülflos und dadurch verwildern läßt. Hier ist die Antwort auf die Zweifel, welche Wallace über die europäische Cultur auf dem Markt von Dobbo empfand, wo die wildesten Nationen ehrlicher und friedfertiger mit einander verkehrten, als dies Europäer je zu thun pflegen. Jene Menschen sind roh, nicht sittlich verwildert, wir sind sittlich verwildert, aber nicht roh. Blutgedüngt, mit den schwärzesten Verbrechen bedeckt ist der Boden, wo das so oft und laut gepriesene Glück der Colonien erblüht. Und sie haben die Zukunft. Ein moralisches Rächeramt kennt die Weltgeschichte nicht; am wenigsten hingemordeten Farbigen gegenüber.

Nur rede man nicht von der Unverbesserlichkeit der Eingeborenen. Wo man sich ihrer ernstlich angenommen, da haben sie gutes geleistet. Hier und da hat der Ackerbau guten Anfang unter ihnen gewonnen (Howitt 206 f.); als Soldaten hat man sie mit Erfolg einexercirt (Baker 41); viele von denen, welche Europäer begleitet haben, haben es gewünscht und vermocht zu arbeiten und zu leben wie weiße Menschen (Mitchell Journ. 415; Macgill. 1, 154 f.; 2, 228). In Enkaunterbai hatten sie nach offiziellem Bericht (Malone 229) 1851 für die Kolonisten 666 Akres abgeerntet, anderwärts 400, 150,000 Schafe wurden von ihnen gehütet. Namentlich die im Westen und Norden, auch wie es scheint im Innern sind der Cultur wohl fähig;

nur laſſe man ihnen Land, man behandle ſie vor dem Geſetz und im Leben als Menſchen, und verbittere ſie nicht noch mehr, man hebe und fördere ſie durch Schulen, durch Begünſtigung der Miſſion, die trotz der herrlichen Thaten einzelner bewunderungswürdiger Männer ſehr wenig für den Continent geleiſtet hat: und wenn man ſo auf ſie einwirkt, ſo laſſe man ihnen Zeit, daß ſie die Cultur aufnehmen können; man verlange nicht von Menſchen, welche wohl länger als alle andere auf Erden in Unkultur und in den ungünſtigſten Verhältniſſen leben, eine plötzliche Umänderung zu civiliſirten Menſchen, eine Leiſtung, welche total unmöglich iſt. Läßt man ihnen aber Zeit, ſo wird vieles raſcher von ſelbſt kommen, als man denkt. Die engliſche Regierung hat viel in der Hand: ſie kann und muß vornehmlich auf die Coloniſten wirken. Wirkliche Hebung der wahren Sittlichkeit und Humanität unter ihnen iſt der ſicherſte Weg zur Bewahrung der Eingeborenen.

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

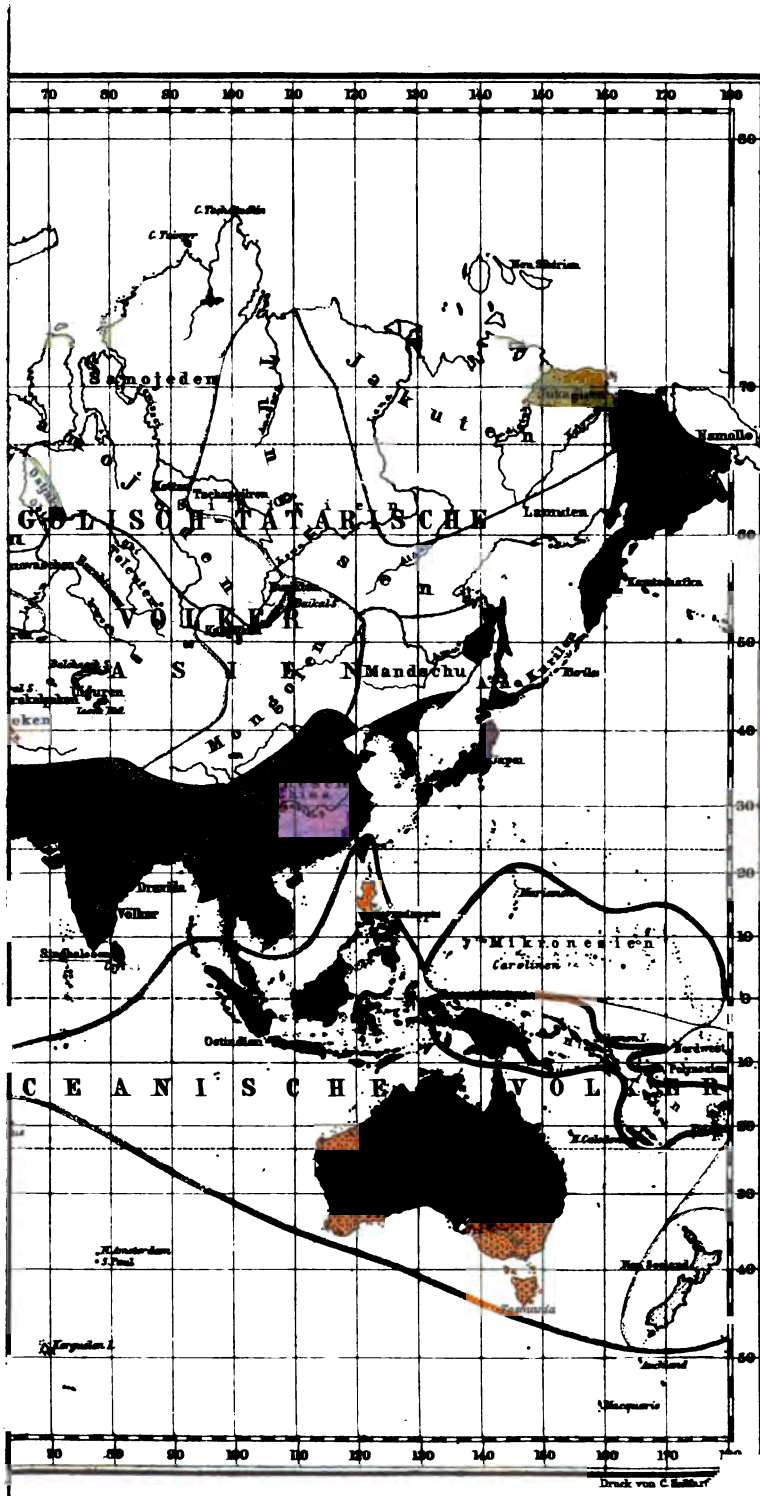
Berichtigungen.

5. Band, 2. Hälfte.

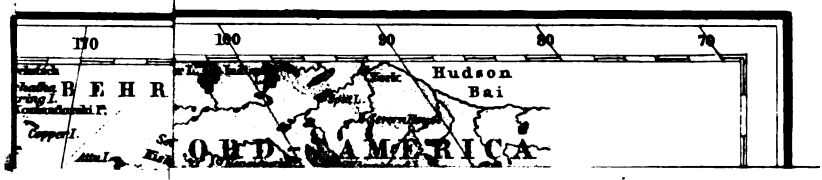
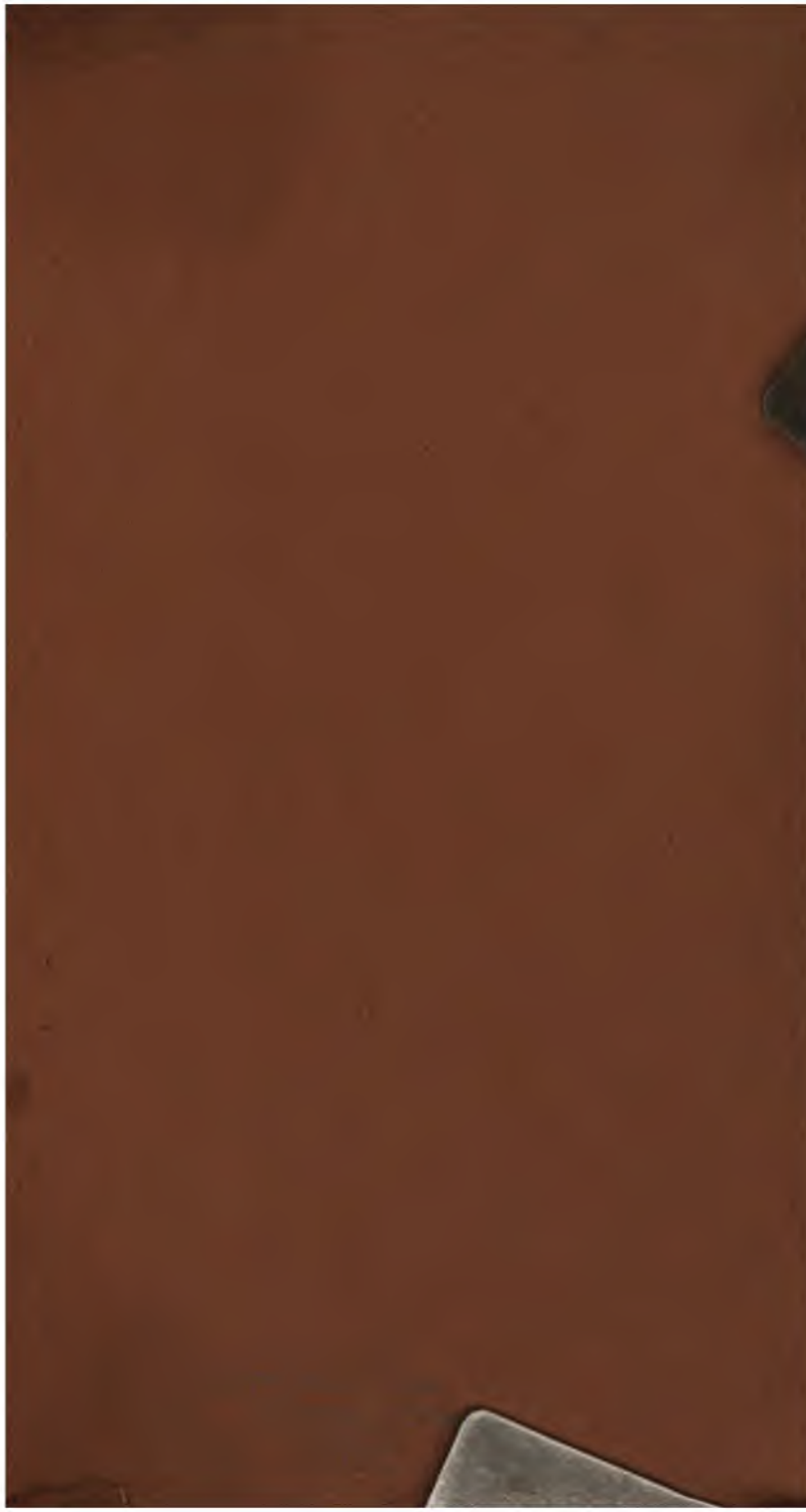
S. XXVI Zeile 16 u. 14 v. u. iſt nach dem Strich ein a, einzuſchalten.
„ XXVII Zeile 9 v. u. lies Coulter ſtatt Coutter.
„ XXIX „ 25 v. u. „ Hobart ſtatt Hobbart.
„ XXXI „ 24 v. u. „ Three expedd. ſtatt Place expedd.
„ XXXIV „ 12 v. o. „ Adventures ſtatt Adventure.
„ 143 „ 16 v. o. „ wörtlich ſtatt wirklich.
„ 197 „ 16 v. o. „ 323 ſtatt 523.
„ 223 „ 14 v. u. „ und 5—6' hoch ſtatt und hoch.
„ 224 „ 8 v. o. „ Bounty ſtatt Bourty.
„ 225 „ 2 v. u. „ b, 36 ſtatt 6, 36.

Band 6.

S. 40 Zeile 8 v. u. lies Theile ſtatt Thele.
„ 93 „ 2 v. u. „ Märchen ſtatt Mädchen.
„ 112 „ 7 v. o. „ Olmſtedt ſtatt Ohmſtedt.
„ 331 „ 12 v. o. „ Markeſas ſtatt Markehas.



Samojeden
Jakuten
Namollo
Lamuten
GOLISCH-TATARISCHE
VÖLKER
ASIEN
Mandschu
Japan
Mikronesien
Carolinen
Ostindien
CEANISCHE VÖLKER
Neu Seeland
Tasmania
Kerguelen I.
Macquarie
Druck von C. Hellfarth


170
100
90
80
70
Hudson
Bai
B E H R
Copper I.
Attu I.
ORD AMERICA